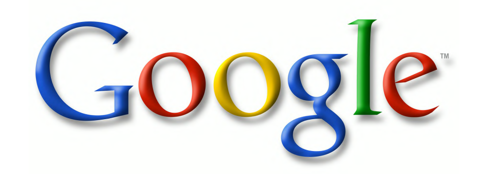


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

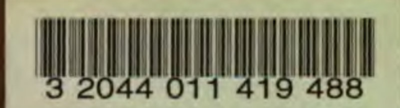
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

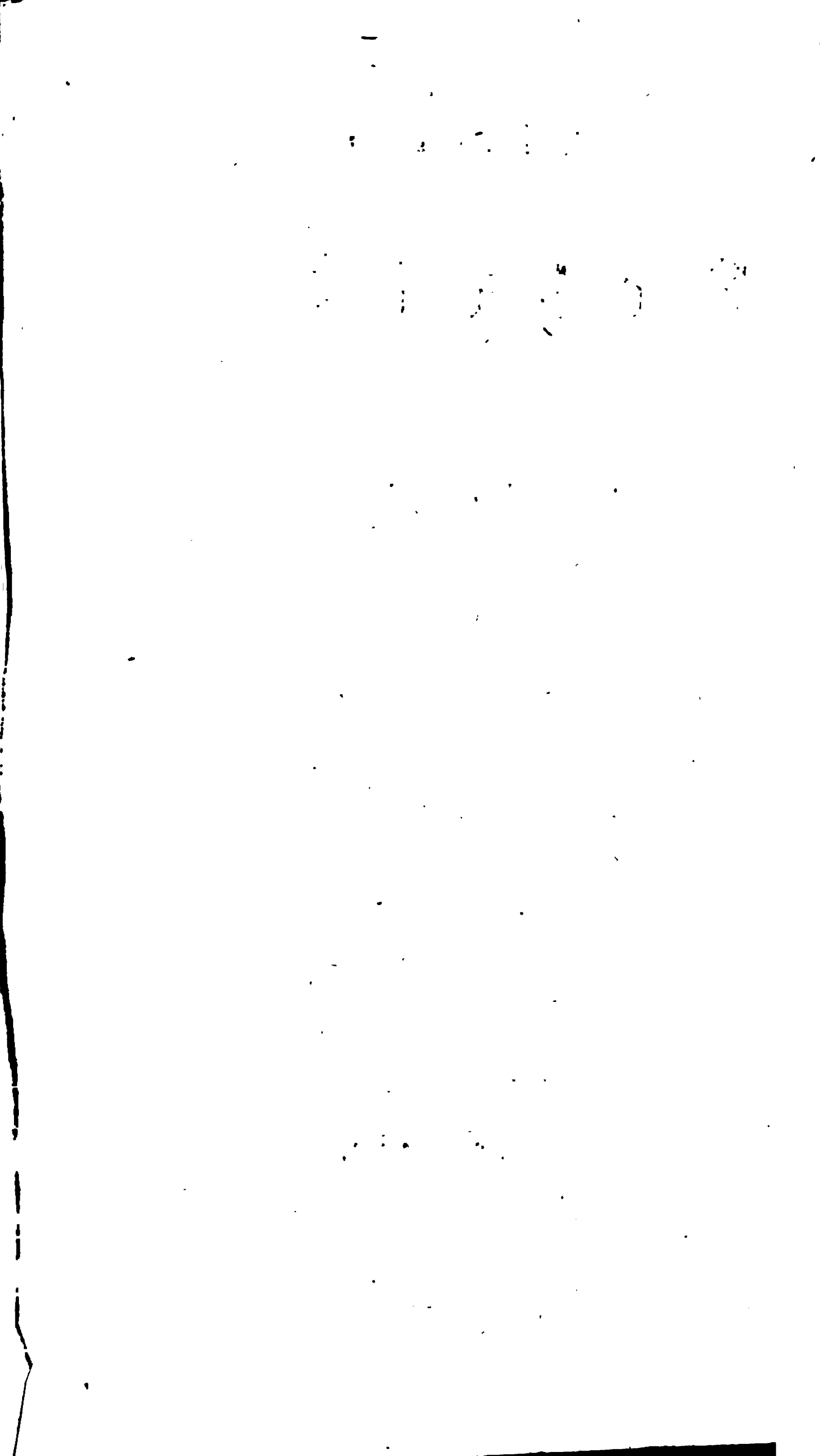

3 2044 011 419 488

46523.3 (1-2)



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY





Historische
Schriften

von

Dr. G. G. Gervinus.

Zweiter Band.

Geschichte der deutschen Dichtung I.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1835.

Geschichte
der poetischen
National-Literatur
der
Deutschen

von

Dr. G. G. Gervinus.

Erster Theil.

Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1835.

46523.3 (1-2)

46523.3 (1-2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Vorwort.

Ich übergebe dem Publicum hier den zweiten Theil meiner historischen Schriften, der zwar in einem anderen Verlage erscheint, als der frühere, und in einem Gebiete herumstreift, das himmelweit von dem schon unter sich genug verschiedenen Inhalte des ersten Theiles abliegt, und in einer Art behandelt ist, die gleichfalls eine ganz andere Farbe trägt, der sich aber dennoch an den ersten auch aus anderen Gründen anreiht, als weil der Titel und der Verfasser die nämlichen sind. Jeder, der da weiß, daß man heutzutage nicht blos für das Leben und das Publicum, sondern auch (leider nicht so sehr für Wissenschaft und Kenner, als) für Gelehrsamkeit und Gelehrte schreiben muß, und der zugleich den Wunsch mit mir theilt, daß dies Muß nicht sein müßte; der wird das Verhältniß meiner verschiedenen Schriften zueinander leicht finden.

Der wird auch leicht finden, warum in die Form derselben nothwendig Manches mit unterlief, was nothwendig hätte unterbleiben müssen, wenn dies leidige Muß

nicht wäre. Dergleichen nothwendigen Ueberfluß hat dieser Band hier mehr als der vorige noch, ja man wird hier und da die historische Form ganz vermissen, und davon werden mich vielleicht Manche zu überzeugen sich bemühen, die nicht halb so überzeugt davon sind, wie ich selbst. Denn ich möchte nicht, daß es mir ein Mensch in der Welt zuvorthäte an Uebung der inneren Sinne für ächte Geschichte und ächte historische Form. Allein hier war mit dem besten Willen nichts zu ändern; wer kann auch gleich in einer Wissenschaft, die zum Theil erst noch begründet werden muß, die strengste Form der Behandlung anwenden? Wenn dies Buch heute eine zweite Auflage erlebte, so würde diese höchst wahrscheinlich das reinste historische Gewand anzulegen streben, das die jetzige fast absichtlich von sich wirft; jene würde aber auch diese durchaus nicht entbehrlich machen.

Ich habe dem Publicum einige Proben aus diesem Bande im Laufe des letzten Jahres mitgetheilt, die man zum Theil wörtlich hier wiederfinden wird. Ich hatte gehofft, eine oder die andere Stimme darüber zu hören, privatim natürlich, denn auf die jetzige Kritik hätte ich noch die erste Hoffnung zu setzen.

Unter dem Drucke der letzten Bogen ist mir nun auch die Ausgabe des Freidank von W. Grimm zugekommen. Es freute mich, aus seiner Einleitung zu sehen, daß mir kein wesentlicher Gesichtspunct entgangen war, und daß Uebereinstimmung in der allgemeinen Ansicht von dem

zwischen Bestandtheilen des Gedichtes herrscht. Seiner Meinung, daß Walther der Dichter dieser Sprüche sei, hätte ich mich ohnehin nicht angeschlossen. Dieser Dichter ist ein Sammler und borgt; jene Zeit aber fängt gerade jetzt an, sehr unverschämt zu borgen; Sprüche dazu und spruchähnliche Ansprüche lassen sich nicht so vom Worte trennen, daß ein freieres Borgen leicht möglich sei. Wie sehr aber Walther von allen Dichtern benutzt und ausgeschrieben ward, die auf ihn folgten, liegt am Tage; keinem lag er aber näher als dem Freidank. Eine allgemeine Aehnlichkeit der Beurtheilung der Welt setzte auch ich zwischen Freidank und Walther voraus, man nehme hinzu, daß beide in gleicher Zeit lebten und gleiche Schicksale theilten, daß der Eine ein ganz productiver Kopf, der Andere ein ganz leidendes Talent ist, so ist das übergenug, um die großen und kleinen Aehnlichkeiten zu erklären. Wie könnte sich ein solcher feuriger, unruhig-thätiger Geist wie Walther, der voll von Bildern einer rastlosen Phantasie ist, je in die platte Form solcher Lehrdistichen haben zwängen lassen! Zwischen dem was ein genialer Dichter in seiner besten Zeit und was er in Alter und Abnahme hervorbringt, ist freilich oft ein himmelweiter Unterschied. Allein wir besitzen doch unstreitig manches unter Walthers Gedichten, was aus seinem hohen Alter ist, und was immer toto coelo von diesem Freidank absteht. Auch das Urtheil des Herausgebers über Thomasin wird Niemand theilen mögen, der das Große eines schöpferi-

einem Gegenstande, der die vielfältigsten Producte der verschiedensten Zeiten in sich befaßt, der, wenn er irgend erschöpft werden sollte, eine unermeßliche Belesenheit nicht nur auf dem vaterländischen Gebiete der Dichtkunst, sondern auch in dem gleichen der anderen europäischen und asiatischen Nationen, ja auch in den verwandten Reichen der Künste und Wissenschaften verlangt, wie sollte da ein Einzelner, und besäße er von der Natur im reichlichsten Maaße die Gabe, alle Richtungen des menschlichen Geistes zu verfolgen, je hoffen dürfen, zugleich der strengen und Einen Forderung der Wissenschaft zu genügen und den getheilten Erwartungen der partheiten Gelehrten, zugleich das wahre Bedürfniß der Gegenwart zu befriedigen und die irregehenden Wünsche der Menge, und wieder die Ansichten der meist blos sachkundigen Kenner und der meist blos weltkündigen Laien mit Einem Male, gleich vertraut mit Sachen und Menschen, zu berücksichtigen!

Daß die Ziele, die sich der Schreiber einer Geschichte der deutschen Dichtkunst wählen kann, so weit auseinander, so leicht unterscheidbar liegen, dies erleichterte mir die Wahl; denn eine Wahl war unvermeidlich. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich ein zu weites Ziel ins Auge faßte, daß ich meine Kräfte mißkennend, zurückblieb, daß ich wohl gar thörichterweise für den entferntesten einen Punct nahm, hinter dem schärfere Augen noch andere erblicken; den stärksten Tadel aber werde ich mir wahrscheinlich dadurch zuziehen, daß ich in einem Gebiete, wo die vortrefflichsten Forscher eine bestimmte Bahn vorgezeichnet haben, meinen eigenen Weg einschlug, daß ich mich fast aller Vortheile, die mir ihr Vorgang darbot, begab, daß ich überhaupt die ganze Behandlungsart geschichtlicher Stoffe, wie sie seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland herkömmlich ward, verließ, und statt einem forschenden Werke der Gelehrsamkeit ein darstellendes Kunstwerk zu entwerfen unternahm, und dies in einem Felde, auf dem noch so viele Beschäftigung eben für die forschende Geschichte übrig ist. Mir schien es aber, als ob die Geschichte der deutschen Nationalliteratur noch von Niemanden aus einem Gesichtspuncte behandelt worden sei, welcher der Sache selbst würdig, und der Gegenwart und jetzigen Lage der Nation angemessen wäre; mir schien es, als ob zu einer solchen würdigern Auffassung der Sache auch auf dem hergebrachten Wege nur schwer oder gar nicht zu gelangen sei. Aehnlich verhält es

sich auch mit der politischen Geschichte von Deutschland. Man machte zwar die ungeheuersten Anstrengungen, man legte die gewaltigsten Werke an, um der Nation Ehrendenkmale zu setzen, allein je höher man baute, je gleichgültiger ward das erst in Masse versammelte Publicum und verlief sich allgemach. Die Ursache war keine andere, als daß man hier nur der Vorzeit Monumente setzte und sie mit heimlichen oder ausgesprochenen Vorwürfen einer Zeit und einem Geschlechte vorhielt, das, wenn es auch nicht in der Gegenwart grosen äußeren Ruhm gegen den seiner Vorfahren zu stellen hatte, doch in seinem inneren Leben ein ersetzendes Verdienst kannte, und eben darin vielleicht eine Saat künftiger Thaten keimen wußte, deren stilles Wachsthum es sich nicht verkümmern lassen wollte. Während unter diesen politischen Geschichtschreibern Charactere fehlten, wie Möser, dem das ächte Gepräge deutscher Natur aufgedrückt war, mit der er die getrenntesten Eigenschaften seines vieldeutigen Volkes umfaßte und mit gleicher Hingebung und mit jener gesunden Gründlichkeit sich mit dem Aeltesten und dem Neuesten, mit den engsten Bedürfnissen seiner nächsten Umgebung, wie mit den grosen Problemen eines Welthandels und einer riesenmäßigen Staatsverwaltung beschäftigte; während uns hier Köpfe abgingen, die wie Spittler, statt immer und einzig mit ärgerlichem Beifall auf unser Alterthum hinzuweisen, dem wir uns bei jeder neuen Beleuchtung aufs neue mehr und mehr entwachsen fühlten, das auf die Zukunft gerichtete Volk mit der Vergangenheit und an der Gegenwart belehrt und ermuthigt hätten; während also die für die Gegenwart fruchtbare Behandlung der vaterländischen Geschichte bei dem Mangel solcher Männer, die für das mitlebende Geschlecht zu wirken verstanden hätten, unterblieb, so war es in der Litterargeschichte noch ärger. Hier setzten zwar Männer, die das Vaterland unter seinen größten Gelehrten nennen wird und welche die unvergeßlichsten Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen haben und hinterlassen werden, die Arbeit ihres Lebens mit einer nicht genug zu erkennenden Unverdrossenheit und Ausdauer an eben jene Zeiträume, die auch in der politischen Geschichte so viele aufmerksame Beobachter, so viele fleißige Bearbeiter, so viele enthusiastische Bewunderer gefunden hatten; allein für die neuere Literatur der Deutschen geschah nichts. Die Geschichtschreiber der Nationallitteratur nahmen folgerecht fast allein Rücksicht auf die alte Zeit, fast

keiner aber erschien, dessen Werk auch selbst in diesen Theilen nur ahnen ließe, wie treffliche Forscher hier vorgearbeitet hatten, geschweige daß man die dichterischen und sonstigen Werke jener Zeit aus unsern Literargeschichten hätte kennen lernen. Die neue deutsche Litteratur aber, so reich, so blühend und mannichfaltig, nahm sich meist überall in diesen Geschichtswerken wie ein steriles Feld aus, auf dem nichts zu erbeuten war, denn hier, wo aus den Quellen unmittelbar zu forschen und zu urtheilen war, wo noch kein vermittelnder Forscher die Urtheile an die Hand gab, hier wußte sich Niemand zu helfen. Und doch! wie anders waren hier obendrein die Verhältnisse, als in der politischen Geschichte, die man in der neuesten Zeit ihrer Gehaltlosigkeit wegen eher verschmähen und liegen lassen durfte. Aber hier lag ein ganzes Jahrhundert hinter uns, in dem eine der merkwürdigsten Veränderungen in dem geistigen Reiche einer der geistreichsten Nationen der Erde vorgegangen war, eine Revolution, deren sichtbarste Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichsten Barbarei zu wahrem, gesundem Geschmack in Kunst und Leben war, und deren größte Früchte wer weiß wie viele Jahrhunderte erst in ihrem Verlaufe zeitigen und genießen werden. Hier also lag die größte Aufforderung in der Zeit, nicht zum zweiten Male, wie wir es mit der Reformation gethan, eine ewig denkwürdige Epoche unserer Geschichte, die wie jene den ungemessensten Einfluß auf die Geschichte der europäischen Menschheit ausüben wird und bereits auszuüben begann vorübergehen zu lassen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, eine einigermaßen würdige Erzählung der Begebenheiten jener Zeit der Nachwelt zu hinterlassen. Daß wir dies damals nach der Reformationszeit nicht gethan, daß wir es dieses Mal nach der Blüthe unserer Literatur noch jetzt versucht haben, daß wir lediglich den alten Werken unseres Volkes in Staat, in Wissenschaft und Kunst unsre Forschung widmen, dies scheint mir nicht aus Kälte, nicht aus Undank, nicht aus vorherrschender Neigung der Nation zu ihrer Vorzeit, sondern aus der Natur unsrer Geschichte selbst erklärt werden zu müssen und leicht erklärt werden zu können. Die neuere Zeit und ihre Geschichte spielt auf einer so ungeheuren Bühne, daß Uebersicht und Bewältigung der Erscheinungen nur aus sehr weiter Ferne möglich wird. Die schöne Zeit ist nicht mehr, wo ein Thukydides, mit glücklichem Alter gesegnet

sich erst der noch dauernden Sitten jener ehrenvesten Zeit der Marathonkämpfer erfreuen, dann ein dreissigjähriges Schauspiel der größten Umwälzungen im äußeren und inneren Leben mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgen, und endlich noch eine lange Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieser Umstürze zusehen und Alles in Ein groſses Werk niederlegen konnte. Die ähnliche Periode, mit ähnlichen Ursachen und Wirkungen, die in der atheuischen Welt in Einem Jahrhundert vorüberging, dehnt sich, nicht eben in jedem neuen Staate, aber in dem neuen Europa, dessen Theile ohne das Ganze nicht zu verstehen sind, in — wir können noch nicht sagen wie viele Jahrhunderte aus, wir, die wir bereits über drei Jahrhunderte zusammenhängender Bewegungen hinter uns sehen. Die alte Zeit unsers Volkes haben wir seit der Auflösung des Reichs mehr als vollkommen vollendet; die Acten sind geschlossen; dies mußte, trotz der Entfremdung der Nation von ihrer älteren Geschichte, für die Historiker Mahnung und Aufforderung genug sein, ihren ganzen Fleiß jenen Zeiten zu widmen, mit denen jetzt voll ins Reine zu kommen ist, deren Nachwirkungen immer mehr verschwinden, deren Zustände uns immer deutlicher werden, je mehr wir uns daraus entfernen. Wer aber sollte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Reformation entwerfen, da jede neue größere Begebenheit, die aus ihr in der äußern Welt folgte, zweifelhaft ließ, wohin alles Geschehene und Geschehende zuletzt führen würde, bis erst das vorige Jahrhundert darüber bestimmtere Auskunft zu geben begann. Und wer sollte in den Jahren 1789 und 1830 Hand an eine Literargeschichte der neueren Zeit legen? Kaum war nach jener außerordentlichen Gährung unter unseren künstlerischen Genien durch den deutschen Homer Ruhe geschafft und es folgte mit den classischen Werken Göthes eine Art von Niedersetzung des Geschmacks und der Sprache, so brachte uns die französische Revolution um sein frischestes Wirken, Schiller starb früh weg, und der grelle Absturz unserer schönen Literatur zur Entartung und Nichtigkeit war im ersten Augenblicke wohl noch viel abschreckender, als die neuesten, politischen Begebenheiten, die uns von der behaglichen Betrachtung unserer inneren Bildungsgeschichte immer mehr abziehen werden.

In den allerungünstigsten Verhältnissen also greife ich den

schwierigen Stoff einer Geschichte auf, die theilweise fast eine Zeitgeschichte zu nennen ist; kann irgend etwas dem Leser Zutrauen einflößen, so wird es das sein, daß er sieht, ich kenne die Klippen, die ich vorsichtig vermeiden muß, wenn ich nicht kläglich scheitern will. Und vorsichtig hat mich gewiß die mißliche Aufgabe gemacht, aber abschrecken konnte sie mich nicht. Ich erkenne im ganzen Umfange, wie vergebens wir Neueren, sobald von productiver Thätigkeit die Rede ist, uns mit den Alten zu messen streben, denen Alles nahe lag, Alles lebendig war, Alles die bestimmteste Beziehung hatte, was wir mühselig aus der Ferne und aus Büchern herbeiholen müssen; die keine Beschränkung inneres Verkehrs und geistiger Thätigkeit vom Staate, ja nicht von ihren Göttern duldeten, während es bei uns noch geschehen konnte, daß Grenzlinien dem geistigen Verkehr gesteckt wurden, da die gegen den äußeren fielen, so daß es kein Wunder wäre, wenn jedem, dem es um ächtes Wissen und Bildung wahrer Ernst ist, beim Erwägen der großen Hindernisse, welche die neuen Zeiten aller totalen Durchbildung ohnehin nothwendig entgegenstellen, auch noch durch solche äußere Hemmungen alle Lust des Wirkens verkümmert und verbittert würde. Jener Meister der Geschichte durfte es wagen, der Nachwelt die Geschichte seiner Zeit zur Belehrung und Warnung in wiederkommenden ähnlichen Lagen zu hinterlassen; die kürzeste historische Erfahrung hatte er hinter und um sich, aber ihre Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, die Offenheit und Unverstecktheit des alten öffentlichen und Privatlebens, die Gesundheit der Beobachtung und die Masse der Begebenheiten, die sich in kurzer Zeit und in kleinem Raume ungehemmt, schnell und rasch entfalteten, brachte ihn in Beurtheilung der Natur der Menschheit vielleicht weiter, als uns unsere weitschichtige Gelehrsamkeit und unser fleißiges Forschen nach den Schicksalen der Welt in mehr als zwei Jahrtausenden, die seitdem verflossen sind, gebracht hat. Wer heute nicht versteht den Geist fremder Zeiten und Nationen wie seiner eigenen zu fassen, sich jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch, und des Buches Geist über dem Wort, wer die Geschichte der Menschheit versäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blicke über

schlagen kann, sondern am kleinen Maaß seiner persönlichen oder nationellen, seiner gelehrten oder dogmatischen Beschränktheit die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geschichtschreibung zu ringen. Ehedem aber war das ganz anders. In so ungeheuren Fernen, mit so außerordentlichem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen. Der Geschichtschreiber des peloponnesischen Kriegs durfte diesen Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterschütterung nennen, denn sein Volk war damals die Welt; er durfte auf seine einfache Beobachtung bauen, und ihrer Gültigkeit eine stete Dauer verheißen, denn noch war jedes Object des Beobachters unverschleiert, wie sein eignes Auge, während wir mit Vorurtheilen aufwachsen, mit widernatürlichen Bedürfnissen und Genüssen genährt werden und kein Ereigniß in der politischen Welt in seinen Ursachen offen vor uns daliegt. Bei uns muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten und ungesunden Wesen zu der reinen Quelle der Menschlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehen durfte. Dann erst werden wir berechtigt sein, über unsere Zeit, ihre Geschichte und ihre Aussichten ein Urtheil zu fällen; und wenn bei solchen Forderungen alle Geschichtschreibung fast ganz bei uns aufhörte und nur Geschichtforschung übrig blieb, wenn die Wissenschaft sich ganz von dem Leben trennte, so war das freilich traurig, aber wohl natürlich und nicht befremdend. Und doch scheint es auf der anderen Seite wieder, als ob wir, die wir so reich sind an Erfahrungen jeder Art, uns eben dadurch ermuthigt fühlen müßten, auch diese Behandlung der Geschichte wieder aufzunehmen und in ihr lebendige Belehrung für uns und unsere Zustände zu suchen. Und unter uns besonders, die wir anzufangen scheinen, in eben dem Maaße unsere Nation zu verachten, wie man im Ausland die lang hergebrachte Verachtung gegen uns ablegte, unter uns scheint es doch endlich einmal Zeit zu sein, der Nation ihren gegenwärtigen Werth begreiflich zu machen, ihr das verkümmerte Vertrauen auf sich selbst zu erfrischen, ihr neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten Freudigkeit an dem jetzigen Augenblick und den gewissesten Muth auf die Zukunft einzuflößen. Dies aber kann nur erreicht werden, wenn man ihr ihre Geschichte bis auf die neuesten Zeiten vorführt, wenn sie aus ihr und der verglichenen Geschichte anderer Völker sich selbst klar

gemacht wird. Doch nicht jede Seite der Geschichte eignete sich eben hierzu; zu irgend einem Ziele, zu einem Ruhepuncte müssen die Begebenheiten geführt haben, wenn sie lehrreich werden sollen. Keine politische Geschichte, welche Deutschlands Schicksale bis auf den heutigen Tag erzählt, kann je eine rechte Wirkung haben, denn die Geschichte muß, wie die Kunst, zu Ruhe führen, und wir müssen nie von einem geschichtlichen Kunstwerke trostlos weggehen dürfen. Den Geschichtskünstler aber möchte ich doch sehen, der uns von einer Schilderung des gegenwärtigen politischen Zustandes von Deutschland getröstet zu entlassen verstände. Die Geschichte der deutschen Dichtung dagegen schien mir ihrer inneren Beschaffenheit nach eben so wählbar, als ihrem Werthe und unserem Zeitbedürfniß nach wählenswerth. Sie ist, wenn anders aus der Geschichte Wahrheiten zu lernen sind, zu einem Ziele gekommen, von wo aus man mit Erfolg ein Ganzes überblicken, einen beruhigenden, ja einen erhebenden Eindruck empfangen und die größten Belehrungen ziehen kann. Die Wahl eines Geschichtstoffes mit den Forderungen und Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen scheint mir aber eine so bedeutende Pflicht des Geschichtschreibers, daß, hätte ich die politische, die religiöse, die gesammtliterarische oder irgend eine andere Seite der Geschichte unsers Volkes für passender und dringender zur Bearbeitung gehalten, ich diese andere ergriffen haben würde, weil auch kein Lieblingsfach den Historiker ausschließlich fesseln soll.

Das Ziel in der Geschichte unserer deutschen Dichtkunst, auf das ich hindeutete, liegt bei der Scheide der letzten Jahrhunderte; bis dorthin mußte also meine Erzählung vordringen. Dieses Ziel ist nicht ein künstlich von mir geschaffenes, ein zu meinen Zwecken zugerichtetes und untergeschobenes, sondern ein in der Natur der Sache begründetes; und mag meine Geschichtserzählung auch allerhand besonderen Zwecken dienen, so kann und wird sie, falls auch nur das kleinste Verdienst daran ist, dem Hauptzweck, der Wissenschaft der Literargeschichte, vor Allem dienen. Das höchste Ziel irgend einer vollendeten Reihe von Begebenheiten in der Weltgeschichte kann nun nur da sein, wo die Idee, die in ihnen zur Erscheinung zu kommen strebt, wirklich durchdringt, und wo eine wesentliche Förderung der Gesellschaft oder der menschlichen Cultur dadurch erreicht wird. Ist es die getrennte Parthie einer einzelnen

Zeit, eines einzelnen Volkes, die wir zur Betrachtung wählen, so wird sie in sich wieder einen solchen obersten Vollendungspunct bieten, und dieser wird mit dem Ganzen in irgend einer nicht zu verkennenden Verwandtschaft stehen. Was unsern Gegenstand angeht, so war die Poesie, wie alle Kunst, bei den Griechen allein von keiner Religion und von keinem Stande und keiner Wissenschaft eingeengt, nur da konnte sie ihre edelsten Kräfte im vollesten Maaße entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles ächte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden. Dieser Höhepunct war erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiser als den Sophokles erklärte, war die griechische Dichtung auf der gefährlichsten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen stets überwiegenderen Einfluß, den die Einwirkung der philosophischen Schulen und die Verpflanzung der schönen Literatur unter die practischen und materiellen Römer nährte und steigerte. Dies geschah, als das Christenthum gepredigt ward, das, wie schon die griechischen Philosophen gethan hatten, den Menschen eine neue innere Welt des Gemüthes erschloß. Nun fiel das ganze Mittelalter in den schneidendsten Contrast mit der römischen Welt, und es erforderte eine so mäßige und weise Nation, wie die deutsche, um von der unmäßigsten Vergeudung aller Gefühle, wie von der einseitigsten Pflege des Verstandes, von den unseeligsten Verirrungen in Religion, in Kunst, in Wissenschaft und Staat zu der alten Besonnenheit, Gesundheit und ruhigen Thätigkeit zurückzuführen. Wie dies die neuern Nationen gethan, was Italien darin den Deutschen vorgearbeitet, warum diesen es vorbehalten blieb, zum Zwecke zu gelangen, läßt sich in jeder Weise vortrefflich darthun: ich versuche es, von diesem Gesichtspuncte aus die deutsche Dichtung in ihrer Geschichte zu entwickeln. Es ist ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunst zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiten, oft überholen, am Ende aber Eine nach der Andern zurückbleiben. Wir haben nur Trümmer einer eigentlich streng heimathlichen und nationalen Dichtung; seitdem die Germanen in der Völkerwanderung die lateinische Welt umspannten und ihre Cultur kennen lernten,

stellten sich erst die mönchischen Dichter den christlichen lateinischen Poeten zur Seite oder gegenüber; sobald der historische Volksgesang in Schrift gebracht ward, nahm er die Form vom lateinischen Epos, und zu größern Versuchen kam man scheint's erst durch die Stoffe aus der alten Welt selbst, wie sie griechische und britische Mönche lateinisch zubereitet hatten. Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer blieben in verschiedener Weise bei der griechisch-römischen oder bei der alexandrinischen Bildung haften, und die Deutschen allein setzten den steileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur schönsten Blüthezeit griechischer Weisheit und Kunst, wo dann im vorigen und in diesem Jahrhundert jeder große Mann des hellenischen Alterthums seinen Uebersetzer, seinen Schüler oder sein Ebenbild bei uns erhielt. Göthe und Schiller führten zu einem Kunstideal zurück, das seit den Griechen Niemand mehr als geahnt hatte; je weiter sie darin gediehen, desto unverholener ward bei zwar steigender Selbständigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunst, bei steigendem Selbstgefühl in ihrer Umgebung ihre ehrfürchtige Bescheidenheit den Alten gegenüber; sie leiteten mit Bewußtsein auf die Vereinigung des modernen Reichthums an Gefühlen und Gedanken mit der antiken Form, und dies eben war der Punct, nach dessen Erreichung bei den Griechen, wie ich andeutete, die Kunst ausgeartet war. So war dieselbe Nation, die einst die Ideen, welche Sokrates und Christus in das neue Geschlecht zur Bildung der Herzen gestreut hatten, und die Keime, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Generationen zugleich vertilgen zu wollen schien, diese selbe Nation war bestimmt, zuerst die Lehre des Messias zu reinigen, und dann den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so daß es nun laut von unsern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben.

Diese ungewöhnlich gefaßte Aufgabe konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu lösen. Ich wünschte nicht den Leser zu täuschen über was er in dem Buche finden wird. Es weicht besonders darin von allen litterarischen Handbüchern und

Geschichten ab, daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun, ich bin kein Poet und kein belletristischer Kritiker. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältniß zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, das Gedicht so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Historiker ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, sondern aller poetischen Producte Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale, er weist darin nach was diesen entspricht oder widerspricht, er sucht die Ursachen ihres Werdens und ihre Wirkungen nach und beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen, er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieser Nation, in der sie entstanden, oder je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren analogen Erscheinungen in anderen Zeiten und Völkern. Aesthetischer Geschmack muß bei dem Geschichtschreiber der schönen Literatur vorausgesetzt werden, wie bei dem politischen Historiker politisch gesunder Blick, deshalb aber darf der Eine keine publicistischen Deductionen und der Andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, falls er auf seinem Felde bleiben will. Bestimmte Ansichten müssen hier und dort zu Grunde liegen; daß dies in meinem Buche der Fall ist, wird jeder Einsichtige finden; leider weiß ich auf kein Lehrbuch der Aesthetik zu verweisen und kann nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt und Andere nennen. Wären nur erst die Grundsätze für eine innere Geschichte der Künste festgestellt, welch eine herrliche Wissenschaft müßte hier nach und nach aufblühen! Ich bemerke übrigens noch, daß das Endurtheil des ästhetischen und das des historischen Beurtheilers, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinstimmen wird; es rechne nur jeder auf seine eigene Weise richtig, die Probe wird die gleiche Summe ausweisen.

Nicht Jedem wird meine Darstellung weit genug, Vielen meine Wahl zu knapp, den Meisten wahrscheinlich mein Urtheil viel zu streng sein. Dies steht nun nicht zu ändern; nur sehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelnen Anstoß nehme, ehe er aus dem

Ganzen erfahren hat, warum jenes Einzelne nicht anders lauten konnte. Es muß der modernen Lesewelt freilich dünken, ich ziehe meine Grenzen gar zu enge; mir aber scheint, man kann bei der Gestaltung unserer Literatur diese Grenzen nie zu enge machen. Wer tausende von Jahren der Cultur hinter sich hat, der darf wohl ekel in der Wahl der Dinge werden, an welchen er Geschmack und Geist zu bilden sucht, der darf nie fürchten, Mangel an wahrhaft trefflichem Stoffe zu haben. Wohin soll es doch endlich mit unserem Wissen und Lesen kommen, wenn wir uns ewig unter der in beängstigenden Verhältnissen steigenden Fluth unserer Literatur theilen sollten, wohin gediehe zuletzt unsere Bildung, wenn stets das Vielwissen bezweckt würde, und nicht das Wissen des Aechten und Guten, da es doch in jedem Fache — nicht freilich so gar vieles Vortreffliche giebt, aber doch immer genug, um das Leben eines sinnigen Menschen mit Arbeit und Genüssen zu füllen. Und was die Dichtkunst angeht, so theile ich gerne jene Meinung, die Horaz von ihr ausgesprochen hat, daß das Abweichen vom Höchsten (womit ich nur nicht ausschließlich die höchsten Gattungen verstanden wissen will, sondern nur in jeder Gattung das Beste) hier jählings zum Niedrigsten reißt, ein Satz, der jede historische Erfahrung für sich und keine gegen sich hat. In den Künsten muß man überhaupt am wenigsten toleriren, weil Wenige darüber zu urtheilen wissen, und auf diese Art durch das Mittelmäßige und Schlechte der Seele am verstohlensten das Schlechte und Mittelmäßige angebildet wird.

Wenn ich auch namentlich über einzelne Theile und Perioden weniger warm oder weniger kalt urtheile, als Mancher wünschen möchte, so erwäge man ja den Zweck des Ganzen und dränge sich nicht mit Partheiansichten an eine partheilose Geschichte. Den blinden Verächtern der altdeutschen Literatur, so wie ihren blinden Verehrern, genug zu thun, kann ich nicht hoffen und nicht wünschen. Besonders wünschte ich es nicht vergessen zu haben, daß ich blos eine Geschichte der Dichtung schreibe, nur den poetischen Werth der Dinge im Auge habe und jede andere Eigenschaft nur gelegentlich berühre. Das Kunstwerk eines Dichters kann deren allerhand haben, man könnte namentlich in den Epopöen des Mittelalters die Alterthümer, die Sagen, die mythische, sprachliche, moralische, historische Bedeutung besprechen, ich berücksichtige aber

vorzugsweise nur die dichterische, ohne darum ganz zu verschweigen, welcher accessorische Werth dem oder jenem Werke zukommt. Wenn ich von Homer redete, so würde es gerade von der größten Wichtigkeit für den Historiker sein, zu zeigen, von welchem Einfluß er auf die Religion war, zu deren Schöpfer ihn gleichsam Herodot macht, von welchem Einfluß auf die Tragiker, die meistens ihren Stoff von ihm und seiner ächten Fabel nehmen, von welcher Bedeutung für Lycurg und seinen Staat, in dessen Sinne auch noch *Aristophanes seine* Gedichte am höchsten schätzte, und wie selbst dann, als sein Ansehen in der Nation schon gesunken war, die Philosophen ihm ihre Ansichten, Strabo ihm seine geographischen und historischen Kenntnisse lieh. Den Hauptwirkungen seiner Gedichte aber müßte man in Athen und wo sonst die liberale griechische Bildung herrschte, nachspüren, wo das Werk als Ganzes zum fast einzigen Mittel der fast einzig ästhetischen Erziehung gebraucht ward. Etwas Aehnliches kann die Geschichte von der altdeutschen poetischen Sage, etwas Aehnliches von der neuen deutschen Poesie sagen, nur nicht eben, was man von ihr sollte sagen können, daß ihre Producte als reine Werke der Kunst ihre größte Wirkung gehabt hätten. Daß dies mit unserer neueren Dichtung der Fall gewesen wäre, wird man nicht behaupten wollen, wenn man nach Göthe und Schiller die ärgste Geschmacklosigkeit noch herrschen sah. Auf Denken und Wissen aber hatte jene ganze Zeit den schnellsten und außerordentlichsten Einfluß, während die Dichtungen des Mittelalters für das Gemüthsleben jener Geschlechter unstreitig von der schönsten Bedeutung waren. Diese Seite haben auch die tiefsten Kenner der mittelaltrigen Poesie immer an ihr besonders hervorgehoben, die eigentlich künstlerische, mochten sie fühlen, schwand dagegen; oder man schuf sich einen ganz neuen Maaßstab zur Ausmessung ihres Werthes, um das gefürchtete große Maaß der Griechen nicht anlegen zu müssen. Ich hoffe von dem wahren Werthe dieser Dichtungen so richtig zu urtheilen, wie von dem Verdienste der Männer, die uns damit bekannter gemacht haben, und bin ich zwar in meinem Werke auf die neue Zeit gerichtet, so glaube ich gerechter von dem Alterthum und seinen Verehrern zu denken, als vielleicht Thukydides von Herodot, als Platon von Aristophanes, als Horaz von dem alten Livius. Ich werde mich strenge hüten, in den übertriebenen Ton der Anpreisung

dieser Dichterwerke einzustimmen, denn dieser hat wohl Manches dazu beigetragen, daß sie nicht mehr Eingang fanden. Ich will nicht für die Bearbeiter und gelehrten Kenner dieser Literatur schreiben, nicht für eine besondere Klasse von Lesern, sondern, wenn es mir gelingen möchte, für die Nation. Ich möchte den Meisterwerken unserer Dichtkunst gewogene Leser verschaffen, aber dann muß ich auch Zutrauen in meine Wahrhaftigkeit erwecken, ich muß nicht marktschreierisch anpreisen und täuschen, ich muß angeben warum ich lobe und tadle, und was ich für ächt ausbiete muß auch wirklich ächt sein; und dies wird ja weiter entschuldigen können, wenn ich vorsichtig nur Weniges, nur das Erprobteste ausführend behandle. Wer eine Geschichte der Poesie schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner Forschung kein Ziel setzen: er muß Gutes und Schlechtes gleichmäßig seiner Betrachtung unterwerfen. Wer aber zugleich darstellen und in einem Geschichtswerke künstlerisch verfahren will, muß seine kleine Schöpfung nach inneren Gesetzen gestalten; er darf kleinliche Untersuchungen nicht vor den Augen des Zuschauers oder Lesers führen, und es war nicht die geringste Mühe, in meinem Werke die Spuren der mühseligen Forschung und Vielleserei zu tilgen, und ich schäme mich jetzt fast, daß ich in der Verläugnung der gelehrten Ostentation nicht so weit ging, daß ich die Citate gar vermieden hätte. Wie leicht es hier war, die allerspeciöseste Gelehrsamkeit auszulegen, weiß jeder der in der Zunft ist, und es wäre, dünkt mir, an der Zeit, ganz laut zu sagen, wie leicht das ist. Denn ich bin gar nicht der Meinung derjenigen, die es für billig halten, daß das Publicum zum Beweis unserer Gründlichkeit und Zuverlässigkeit Citate verlange (es sei denn in einem Buche ausschließlicher Forschung), und für diesen Zweck würde ich auch niemals nur Eine Note unter ein darstellendes Werk setzen. Wer Zuverlässigkeit und Gründlichkeit nicht aus anderen Symptomen gewahr werden kann, für den freilich möchten Citate das Wichtigste sein, aber mir wäre ein solcher eben nicht der liebste Leser. Und ich weiß nicht, warum ich es nicht geradezu sagen soll, daß ich die hergebrachte compendiarische Form unserer Literargeschichten und anderer Werke, wenn sie nicht wie die Arbeiten von Koch, Büsching und Aehnlichen ihren Zweck als erschöpfende Hülfsmittel in sich selbst haben, für einen unserer Bildung ganz unwürdigen Rest alter Pedanterie ansehe, hinter dem

sich nur allzuoft Seichtigkeit und Mangel an aller Einsicht klug versteckt, oder der einer gelehrten Geheimnißkrämerei dient, die, um einen Collegienpfennig mehr zu erhaschen, Meinungen und Wahrheiten in die Schule verschließt.

Ich möchte indeß nicht so mißverstanden sein, als ob ich mit diesen Ansichten oder mit dem Werke, das ich hier darbiete, den eigentlichen Werken über Literatur und Bücherkunde entgegentreten wolle; auch diese müssen existiren, und ich weiß es nur zu gut und bekenne es mit Vergnügen, daß ohne sie das Meine gar nicht hätte entstehen können. Nur wünsche ich, wenn man bei mir zu wenige literarische Nachweisungen findet, wenn man Lücken anderer Art sieht und Ausführlichkeit und Vollständigkeit vermißt, daß man dies so nachsichtig dulde, wie ich selbst in jenen Werken den Mangel dessen entschuldige, was das Meinige enthalten wird; daß man nicht alles Mangelnde gleich auf Rechnung meiner Unkenntniß setze (so manches auch darauf kommen mag); daß man hunderte von Dingen, die anderswo besser behandelt sind, hier wenig oder gar nicht besprochen zu sehen erwarte. Zu einer Menge von Forschungen habe ich Winke gegeben, denn um eine objectiv vollständige Geschichte der Literatur zu geben, ist noch lange keine Zeit; noch ist der Eifer der Forscher rege; manche leere Stelle ist auch auszufüllen, die man nur finden konnte, indem man den Versuch machte, das Ganze zu behandeln: so könnte dies Buch vielleicht mit eigener Gefahr fremden Vortheil schaffen, wenn man diese Lücken berücksichtigen möchte. Dem Verdienst der Forschung selbst nachzutrachten konnte aber neben den bereits angedeuteten Tendenzen meiner Geschichte meine Absicht nicht sein; überall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr, als eine neue eigne, mit der sich zehn Andere sehr viel gewußt hätten, und ich verzichte auf jedes andere Verdienst, als [illegible] das, was Horaz nennt aus dem allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken. Die Aufgabe war schwierig genug, um dabei jede unnütze Erweiterung zu vermeiden, und nur nach Geschlossenheit und Totalität zu streben. Wer das Verhältniß meiner Arbeit zu jeder existirenden Kunstgeschichte durchschaut, wird vielleicht urtheilen, es sei fast eine ganz neue Wissenschaft, die ich mir erschaffen mußte, wenigstens müßte es mir unbekannt sein, wenn mir in dem was hier eigen-

thümlich ist, irgendwo historisch bedeutend vorgearbeitet oder nur eine Bahn vorgezeichnet wäre. Indem ich überall das Innere, das Geistige und Belebende zu ergründen strebte, war es namentlich in dem Mittelalter unendlich schwer, festen Boden zu gewinnen; bei den mangelnden äußeren Hülfsmitteln (Chronologie u. s. w.), bei der vagen Allgemeinheit der eigentlichen Quellen schwimmt Alles in der blühenden Zeit zwischen dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert in der äußersten Unbestimmtheit, und hier Licht zu schaffen war eigentlich nur mit historischen Analogien möglich. Wollte ich aber diesen Dichtungen, über die man sich fast nie anders als in wunderlichen Exclamationen, in geheimnißvollen Winken, in hohlen Phrasen, in blinden Lobpreisungen und in mystischen Deutungen vernehmen ließ, scharf ins Auge sehen, ihren innersten Werth erforschen und unbefangen darauf ein uneingenommenes Urtheil gründen, so war es nöthig, daß ich die Materie möglichst erschöpfend durchsuchte, keine noch so gute Vorarbeit konnte mir da helfen, ich mußte viele hunderttausende von Versen aus dieser Einen Periode, und manche Theile doppelt und dreifach durchlesen, ohne das zu rechnen, was ich mit Lust und Liebe wohl auch zehn- und mehrfältig gelesen habe, um mich ganz in den Ideenkreis dieser Zeit zu versenken. Ich glaube es ist eines kleinen Dankes wenigstens werth, daß ich mit meiner genauen Lectüre Niemanden beschwerlich fallen werde, wo ich sie werthlos fand, und wenn ich bändereiche Gedichte mit wenigen Worten abfertige, schließe Niemand, ich kenne sie nicht, wo ich dies nicht ausdrücklich angebe. Und dennoch ist die Mühe, diesen Umfang der mittelaltrigen Literatur zu bemeistern, und die Schwierigkeit, sich mit Ausdauer durch endlose Werke durchzuschlagen, von deren Nichtigkeit man auf dem ersten Blatte überzeugt wird, nichts gegen die größere Schwierigkeit und Mühe, sich wieder aus diesem Chaos frei zu erheben, mit klarem Auge es zu erblicken, mit Gerechtigkeit es zu beurtheilen, nachdem man sich so lange bald mit Freudigkeit bald mit Ueberdruß in ihm herumgetummelt hatte. War man aber auch dahin gelangt, sich endlich den inneren Zusammenhang zur Evidenz deutlich gemacht zu haben, dann traten wieder erschwerend die Forderungen der historischen Kunst zu, die zwischen Quelle und Behandlung ein gewisses Verhältniß verlangt, die den Eindruck, den eine Zeit mit ihren Producten macht, in dem Geschichtswerke rein und ungetrübt

wieder gegeben verlangt, die also eine Dichtung, die im Ganzen voll Unbestimmtheit und Unbewußtheit ist, nicht allzukleinlich zerlegt wissen will, wie denn z. B. Jemand, der an den Minneliedern im einzelnen viel zergliedern wollte, etwas Unmögliches unternehmen und etwas Absurdes zu Tage fördern würde.

Was die letzte Blüthezeit unserer Dichtkunst betrifft, so traf ich da auf eine ähnliche Periode der Gährung, des reformatorischen Treibens, der Bekämpfung des Herkommens, wie in jener: hier ist zwar Alles bestimmt und leicht zu erkennen, aber durch die Masse der Producte, so wie durch die Vielseitigkeit und Größe der handelnden und schaffenden Genien und die wilde Verwirrung und Durchkreuzung der Bestrebungen war die Behandlung noch viel schwieriger. Hier hatte ich dazu, wie ich schon oben sagte, keinerlei Vorarbeiten, wenn ich die Winke in Göthes Leben ausnehme, und blieb mir ganz allein überlassen. Ob es mir gelungen ist, jene geistige Revolution zu schildern und ohne Vorbild ein Phänomen in der literarischen Welt zu schildern, dessen bloses Dasein außer der politischen Welt bisher fast von Niemanden geahnt zu sein scheint, muß ich dem Urtheil der Leser überlassen, und eben so, ob es mir glückte, von dem gehobenen inneren Leben dieser Zeiten etwas mehr als einen todten Begriff zu geben. Wir sind dieser Zeit schon zu entfernt, als daß ich das letztere mit Zuversicht hoffen dürfte und haben auch die Reste jenes Lebens schon zu bestimmt abgelegt; einen kleinen Vortheil glaube ich dadurch voraus zu haben, daß ich in der Zeit meiner Jugend, in welcher andere gewöhnlich beim Uebergang vom Gymnasium auf die Academie in Büchern oder in Rohheit verkommen, eben in der Zeit, welche, wenn es recht angegriffen wird, die geeignetste zur Einführung in die vaterländische Literatur ist, ganz frei von jeder inneren Beschränkung mich jahrelang ganz diesem Zweige hingab, und daß ich damals in die schöne Periode traf, wo in Darmstadt unter der Leitung des vorigen Großherzogs die Oper, noch mehr aber das Schauspiel auf eine kurze Zeit unter dem Regisseur Grüner blühte, dem gelehrigen Zögling Göthes, dessen oft verkanntem Verdienste ich gerne dies kleine Zeichen der Anerkennung gebe; wo zugleich die zeichnenden Künste dort mancherlei Förderung fanden, öffentliche und Privatbibliotheken in Aufnahme und zu erstaunlichem Wachsthume kamen, und wo die letzten Spuren des schönen vor-

tischen Lebens des vorigen Jahrhunderts auf eine kleine Weise sichtbar blieben, ehe sie ganz verschwanden.

I.

Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland.

Aus den ersten Jahrhunderten, in denen wir unsere Vorfahren in der Geschichte finden, besitzen wir gar keine Denkmale ihrer Dichtung, aber doch ausdrückliche Zeugnisse, daß sie Lieder verschiedener Art gehabt und gesungen haben. Wären diese Zeugnisse auch nicht vorhanden, so hätte man gleichwohl auf die Existenz eines Gesanges unter ihnen schließen dürfen, denn jene Art von Poesie, welche der ungekünstelte rauhe oder weiche Ausdruck heftiger oder sanfter Gefühle und Leidenschaften, oder des Lobes und Spottes auf öffentliche Handlungen ist, verschmäht nicht leicht irgend einen Raum der Erde; sie findet sich bei den Negern der Tropenclimate, wie bei den Kamtschadalen; sie verschmäht nicht leicht eine noch so rohe Cultur, und würde sich auch in dem Naturzustande eines viel wilderen Volkes eingestellt haben, als in dem des bildsamen Germanen, dem merkwürdigerweise seine cultivirten Feinde, als sie ihren eigenen Untergang durch diese Barbaren noch drohend oder schon hereinbrechend ahnten oder erlebten, ein besseres Zeugniß schrieben, als manche seiner späteren gelehrten Nachkommen, die (wie Adelung) nichts als thierische Rohheit in ihm fanden; diese Art von Dichtkunst reicht endlich auch bis in die entferntesten Zeiten hinauf, denn es ist schwerlich ein Zweifel, daß nicht die ersten Menschen, wie sie von den vierfüßigen Thieren sociales Zusammensein lernten und Unterricht in der Befriedigung materieller Bedürfnisse erhielten, so auch dem Vogel den melodischen Ausdruck innerer Regungen nachgeahmt, und bald den Gesang mit rhythmischem Falle der Worte oder mit ebenmäßiger Bewegung der Füße begleitet hätten.

Tacitus erwähnt mancherlei Gesangesarten, wenn er von seinen Germanen redet. In alten Gedichten feierten sie den erde-

gebornen Gott Tuisco und seinen Sohn Mann, die Stammväter und Gründer des Volkes, und Manns Söhne, die Eponymen der einzelnen Stämme; den Hercules hätten sie bei anbrechender Schlacht besungen und vielleicht waren auch die Sagen von Ulyssens Anwesenheit in Deutschland und dem Bau von Asciburg in deutsche Lieder eingedrungen. Auf diesen letzten Gegenstand werden wir weiter unten wohl noch einmal zurückgeführt werden, hier bemerke ich nur, daß diese Art von mythischen Dichtungen über der Völker Anfänge meist überall gefunden wird, überall aber auch erst in Zeiten entstanden zu sein scheint, wo schon durch irgend einen Gegensatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zustände die Veranlassung dazu gegeben ist, so daß die Gesänge dieses Inhalts schwerlich aus viel älterer Zeit gewesen sein mögen, als in der sie Tacitus erwähnt. So konnte auch in Griechenland die größere Achtsamkeit auf die Verwandtschaftsverhältnisse der kleinen Völker, die dann die Sagen der Logographen zur Folge hatte, erst dann aufkommen, nachdem der alte Gesammtstamm der Achäer gesprengt war und Dorier und Jonier sich gegenüber zu stehen anfingen; und als die Ashantees jene Fabel erfanden, wie die den Negern mißgünstige Gottheit bei der Austheilung ihrer Gaben zwischen Schwarzen und Weißen sie zur nachtheiligen Wahl verleitet habe, so mußten sie nothwendig schon mit den Europäern genauer bekannt gewesen sein. So deutet auch Tacitus in unserem Falle an [1]), daß jene Stammbenennungen, die sich auf die Namen der Göttersöhne gründeten, neu und willkührlich waren, wie sie denn auch bald verschwanden, während die ächten und alten Völkernamen, die entgegengesetzt werden, zum Theil bis jetzt ausgedauert haben. Daß auch von dem, was von Hercules und Ulyß und den fremden Göttern berichtet wird, vielleicht nicht Alles blos von den Römern untergeschoben, sondern dabei nur mittelbar den Deutschen leise die Hand geführt ward, läßt sich freilich nicht erweisen, aber könnte doch mit allgemeineren Gründen der Analogie wohl unterstützt werden. Eine Andeutung möchte ich hier gleich im Anfange nicht unterdrücken. War diese Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrscheinlich ist, zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Vorstellungen der

1) Tacit. Germ. C. 2.

Germanen, worauf wir häufiger zurückkommen werden, schon bei den ersten dunkelsten Spuren das Menschliche, ich möchte sagen das Historische vorwaltend, und falls sie darüber weitläufigere Sagen hatten, so möchten diese von den Kosmogenien der nordischen Völker in eben der Weise verschieden gewesen sein, in welcher alles Dichten und Trachten zwischen Deutschen und Scandinaven überhaupt verschieden ist; die frühe Bekanntschaft mit gebildeten Völkern, die frühere Gelegenheit zu größeren und allgemeiner merkwürdigen Thaten, gestaltete hier die Sage viel heller und geschichtlicher, während dort die längere Abtrennung, das Stillleben und die Abhängigkeit von einer wilden, großen Natur alle Vorstellungen geheimnißvoller, die Sage mythischer, und die von der Menschenschöpfung im Besonderen pflanzlicher gestaltete. Schwerlich nährte man auf die Dauer in unserer gemäßigteren Zone die Bilder eines solchen Weltuntergangs oder einer solchen Welterschaffung, wie in den nordischen Ländern, wohin nur einmal ein griechischer Seefahrer gelangen durfte, um, nachdem er die endlose Nacht erlebt und den Eisrauch gewahrt hatte, diese gesehenen Dinge mit andern nicht gesehenen zu verbinden und aufs wunderbarste auszumalen, und so einen Beweis zu liefern, daß hauptsächlich jene Natur und jener Himmel so riesige Gedanken, wie sie die nordische alte Poesie zeigt, nähre, so phantastische Ungeheuer erschüfe und so grasse Bilder entwürfe.

In jener Verehrung oder Besingung des Hercules und Ulyß dürfen wir vielleicht, was ich aber nur sehr schüchtern zu vermuthen wage, Spuren einer priesterlichen poetischen Sage finden. Daß wir diese Berichte des Tacitus für puren Irrthum oder römische Erdichtung halten sollten, dazu sehe ich keinerlei Grund; so gut der Jerusalemfahrer Sigurd in Constantinopel die Bildwerke des Hippodromos ohne weiteres für Darstellungen aus der Asengeschichte halten konnte, so gut mochten auch Deutsche, die im Verkehr mit Römern die römischen Mythen von Hercules und Ulyß hörten, darin Aehnlichkeit mit eigenen Vorstellungen von alten vaterländischen Heroen entdecken. Namentlich aber ist es aus aller Geschichte klar, daß Priester besonders gerne jede Verknüpfung der heimischen mit der fremden Sage suchen; so flochten die Aegypter nach der Bekanntschaft mit den Griechen allerhand griechische Fabeln in ihre langweilige Königsgenealogie; so benutz-

ten später die christlichen Priester jede Gelegenheit, die Anknüpfungen an die biblischen Genealogien zu vervielfältigen, und sie, die kein anderes heiligeres Document kannten, als die Bibel, thaten hierin das Nämliche, wie die Griechen, wenn sie mit der großen Vorliebe für ihren Homer, der ihre Bibel und ihr Alles war, jeden Gegenstand, mit dem sie neu bekannt wurden, auf diese Quelle zurückführten, und so mochten sich, um ein weiteres Beispiel anzuführen, Griechen und gallische Priester überbieten in dem Eifer, die keltischen Nationen aus Troja herzuleiten. In jenen Zeiten der höchsten Blüthe des römischen Reichs, besonders aber seitdem unter Hadrian der lange aufstrebende Hang zu allerlei mystischer Schwärmerei von Asien aus sich in Europa breite Bahn brach, seit von Griechen und Römern babylonische und ägyptische Priesterweisheit so leidenschaftlich gesucht ward, wo noch dazu dieser Hang gerade mit der Verpflanzung der lateinischen Literatur auf spanischen, gallischen und britischen Boden zusammentraf, suchte man hier so gut wie im Orient einen Anschluß an die ähnliche Priesterschaft dieser keltischen Völker, und daher hat schon Timagenes den trojanischen Ursprung der Gallier erwähnt[2]), und eben unsere Stelle bei Tacitus könnte möglicherweise in Bezug auf Deutschland eine dunkle erste Spur davon sein. Dies würde zeigen, daß schon so außerordentlich früh der fremde Einfluß auf unsere poetische Cultur, wenn auch in geringem Grade, anfing, der auch im ganz passenden Verhältniß zu dem politischen und anderweitigen Einfluß der Römer stehen würde, und eben wie dieser vorerst noch abgeschüttelt ward; wie denn die eigentliche Herleitung der Franken aus Troja erst bei Gregor von Tours und Fredegar, und aus derselben Quelle scheint es, bei Otfried wieder vorkommt. Diesen Sagen würde ich demnach priesterlichen oder gelehrten Ursprung geben, und obgleich sie in den Zeiten des Meistergesangs, nach langsamen Fortschritten, eine Art Volksthümlichkeit erlangten, so möchte ich sie doch so wenig volksmäßig nennen, als die römische Trojanersage national römisch; denn daß dort der Staat, was Niebuhr für entscheidend nimmt, die Sage adoptirte, ist so wenig ein Grund für eine solche Annahme, als in Deutschland eine officielle Erwähnung derselben es sein würde.

---

2) Bei Ammian. Marcellin. lib. XV.

Germanen, worauf wir häufiger zurückkommen werden, schon bei den ersten dunkelsten Spuren das Menschliche, ich möchte sagen das Historische vorwaltend, und falls sie darüber weitläufigere Sagen hatten, so möchten diese von den Kosmogenien der nordischen Völker in eben der Weise verschieden gewesen sein, in welcher alles Dichten und Trachten zwischen Deutschen und Scandinaven überhaupt verschieden ist; die frühe Bekanntschaft mit gebildeten Völkern, die frühere Gelegenheit zu größeren und allgemeiner merkwürdigen Thaten, gestaltete hier die Sage viel heller und geschichtlicher, während dort die längere Abtrennung, das Stillleben und die Abhängigkeit von einer wilden, großen Natur alle Vorstellungen geheimnißvoller, die Sage mythischer, und die von der Menschenschöpfung im Besonderen pflanzlicher gestaltete. Schwerlich nährte man auf die Dauer in unserer gemäßigteren Zone die Bilder eines solchen Weltuntergangs oder einer solchen Welterschaffung, wie in den nordischen Ländern, wohin nur einmal ein griechischer Seefahrer gelangen durfte, um, nachdem er die endlose Nacht erlebt und den Eisrauch gewahrt hatte, diese gesehenen Dinge mit andern nicht gesehenen zu verbinden und aufs wunderbarste auszumalen, und so einen Beweis zu liefern, daß hauptsächlich jene Natur und jener Himmel so riesige Gedanken, wie sie die nordische alte Poesie zeigt, nähre, so phantastische Ungeheuer erschüfe und so grasse Bilder entwürfe.

In jener Verehrung oder Besingung des Hercules und Ulyß dürfen wir vielleicht, was ich aber nur sehr schüchtern zu vermuthen wage, Spuren einer priesterlichen poetischen Sage finden. Daß wir diese Berichte des Tacitus für puren Irrthum oder römische Erdichtung halten sollten, dazu sehe ich keinerlei Grund; so gut der Jerusalemfahrer Sigurd in Constantinopel die Bildwerke des Hippodromos ohne weiteres für Darstellungen aus der Asengeschichte halten konnte, so gut mochten auch Deutsche, die im Verkehr mit Römern die römischen Mythen von Hercules und Ulyß hörten, darin Aehnlichkeit mit eigenen Vorstellungen von alten vaterländischen Heroen entdecken. Namentlich aber ist es aus aller Geschichte klar, daß Priester besonders gerne jede Verknüpfung der heimischen mit der fremden Sage suchen; so flochten die Aegypter nach der Bekanntschaft mit den Griechen allerhand griechische Fabeln in ihre langweilige Königsgenealogie; so benutz-

ten später die christlichen Priester jede Gelegenheit, die Anknüpfungen an die biblischen Genealogien zu vervielfältigen, und sie, die kein anderes heiligeres Document kannten, als die Bibel, thaten hierin das Nämliche, wie die Griechen, wenn sie mit der großen Vorliebe für ihren Homer, der ihre Bibel und ihr Alles war, jeden Gegenstand, mit dem sie neu bekannt wurden, auf diese Quelle zurückführten, und so mochten sich, um ein weiteres Beispiel anzuführen, Griechen und gallische Priester überbieten in dem Eifer, die *keltischen* Nationen aus Troja herzuleiten. In jenen Zeiten der *höchsten Blüthe* des römischen Reichs, besonders aber seitdem unter Hadrian der lange aufstrebende Hang zu allerlei mystischer Schwärmerei von Asien aus sich in Europa breite Bahn brach, seit von Griechen und Römern babylonische und ägyptische Priesterweisheit so leidenschaftlich gesucht ward, wo noch dazu dieser Hang gerade mit der Verpflanzung der lateinischen Literatur auf spanischen, gallischen und britischen Boden zusammentraf, suchte man hier so gut wie im Orient einen Anschluß an die ähnliche Priesterschaft dieser keltischen Völker, und daher hat schon Timagenes den trojanischen Ursprung der Gallier erwähnt[2]), und eben unsere Stelle bei Tacitus könnte möglicherweise in Bezug auf Deutschland eine dunkle erste Spur davon sein. Dies würde zeigen, daß schon so außerordentlich früh der fremde Einfluß auf unsere poetische Cultur, wenn auch in geringem Grade, anfing, der auch im ganz passenden Verhältniß zu dem politischen und anderweitigen Einfluß der Römer stehen würde, und eben wie dieser vorerst noch abgeschüttelt ward; wie denn die eigentliche Herleitung der *Franken* aus Troja erst bei Gregor von Tours und Fredegar, und aus derselben Quelle scheint es, bei Otfried wieder vorkommt. Diesen Sagen würde ich demnach priesterlichen oder gelehrten Ursprung geben, und obgleich sie in den Zeiten des Meistergesangs, nach langsamen Fortschritten, eine Art Volksthümlichkeit erlangten, so möchte ich sie doch so wenig volksmäßig nennen, als die römische Trojanersage national römisch; denn daß dort der Staat, was Niebuhr für entscheidend nimmt, die Sage adoptirte, ist so wenig ein Grund für eine solche Annahme, als in Deutschland eine officielle Erwähnung derselben es sein würde.

2) Bei Ammian. Marcellin. lib. XV.

Von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach, die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland kaum Spuren, so wahrscheinlich es auch aus der Natur der Dinge, und auch kärglichen Winken nach ist, daß namentlich in den Theilen des nördlichen Deutschlands, die der scandinavischen Bildung näher waren, eine Gattung priesterlicher Gesänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrscht haben müsse. Nichts aber deutet darauf, daß jemals die Priesterschaft, in Dichtung oder sonst bei den Deutschen ein solches Ansehn gehabt habe, wie die Druiden bei den Galliern; obgleich man mehrfach versuchte, dies Druidenwesen an die deutsche historisch-poetische Sage anzuknüpfen. So erhalten wir in der Chronik des Hunnibald [3]) aus Gott weiß welchen Liedern, aus schmalen historischen Notizen der Römer, dazu aus abgetrennten Lappen biblischer, griechischer und späterer Nationalgeschichte, aus willkührlichen Eponymen, und ich weiß nicht ob auch aus einigen wirklich alten dunkeln Traditionen zusammengesetzt ein Gemälde des gallischen Druidenwesens, das an die fränkische Geschichte gereiht ist. Den Aventin aber, der ähnlich aus spätern Meistergesängen und auf dem Grund der Germania des Tacitus eine Geschichte der deutschen Urzeit zusammenstoppelte, führte nichts auf Priesterthum, weil die ältesten deutschen Erinnerungen nicht weiter als auf ein Kriegerleben, die gallischen dagegen auf Priesterregiment führen. Wer jener Chronik des Hunnibald die Gestalt gegeben, in der wir sie auszüglich besitzen, gehört offenbar in eine sehr späte Zeit; ihre Entstehung ist auf belgischem Boden zu suchen, da sie die Franken dort einheimisch sieht und nach Deutschland auswandern läßt; in ihrem Verfasser möchte man einen britischen Geistlichen aus mancherlei Gründen vermuthen (was nur zu gut möglich ist, weil wir auch sonst wissen daß die fränkische Geschichte in britische Hände gerathen ist); sie trägt wie die Chronik von Tongern zu viele britische Merkmale an sich, und britische Mönche, die auch noch sehr spät im Belgischen thätig waren, haben überhaupt in den abentheuerlichsten Theilen der mittelaltrigen Sagen und Dichtungen ihre Hände am fleißigsten gehabt; abentheuerlich aber oder wunderlich ist diese Composition so sehr, daß man nur schwer auf

3) In Trithemii opp. hist. omn. ed. Freher.

jene Angabe ihrer früheren Entstehung in der Zeit Chlodwigs eingehen mag, so natürlich auch damals der Gedanke aufkommen konnte, dem jetzt in seinen letzten Spuren schwindenden Heidenthume ein Denkmal zu setzen, weil überhaupt jede Tradition erst in solchen äußersten Fällen aufgeschrieben zu werden pflegt. Wer es aber gewesen sein mag, der diese hierarchischen Zustände der alten Kelten an die Franken anknüpfte, er beging denselben Fehler, wie Jornandes, als er die Geschichte der deutschen Gothen an jene Geten anreihte, die eben dasselbe unterscheidende Merkmal von den Gothen trennt, wie die Kelten von den Franken. Statt daß ihn der grundverschiedene Charakter seiner ächt gothischen Ueberlieferung im Lied oder in der nationalen Geschichte des Ablavius und jener getischen Sagen des Dio auf die Getrenntheit beider Nationen hätte aufmerksam machen sollen, statuirt er nur verschiedene Sitze und mit Veränderung derselben veränderte Cultur, und so läßt er uns denn in seinem Auszuge aus Dio, den er so leichtsinnig aufnimmt wie Annius von Viterbo und Aventin den falschen Berosus, dasselbe hierarchische Gemälde sehen, das wir auch bei Hunnibald erkennen: Könige mit den Functionen von Priestern, Zauberern und Wahrsagern, oder doch von solchen als unabweislichen Rathgebern umgeben; sein Diceneus erscheint wie Hunnibalds Chlodomir, Hildegast und Theocal, und wie diese lehrt er die Söhne der Edlen theologische Weisheit, Geheimlehre und Prophetenkunst, er lehrt seine Völker Ethik und Physik, eben wie Hunnibalds Basan, der wie Zamolxis, Gott und König ist. Diese Dinge also gehen die deutsche Geschichte und poetische Sage nichts an; hatten die Deutschen je einen Cultus, der piesterliches Ansehen beförderte und mit hierarchischer Cultur verbunden war, so ließen sie Alles zusammen noch entschiedener fallen, als die Griechen in der achäischen Zeit das Pelasgische.

Nächst diesen Liedern erwähnt Tacitus der Germanen Schlachtgesänge; sie waren nach seiner Schilderung[4]) offenbar von dem kriegerisch-musicalischen Vortrag beherrscht, es war ein wildes Getön und durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes dumpfes Getöse, aus dessen Stärke man natürlich leicht auf den Ausgang der Schlacht schloß. Solch ein wildfröhlicher Gesang

4) Germ. c. 3.

Von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Inhalte nach, die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland kaum Spuren, so wahrscheinlich es auch aus der Natur der Dinge, und auch kärglichen Winken nach ist, daß wenigstens in den Theilen des nördlichen Deutschlands, die der skandinavischen Bildung näher waren, eine Gattung priesterlicher Gesänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrscht haben müsse. Nichts aber deutet darauf, daß jemals die Priesterschaft, in Dichtung oder sonst bei den Deutschen ein solches Ansehn gehabt habe, wie die Druiden bei den Galliern; obgleich man mehrfach versuchte, dies Druidenwesen an die deutsche historisch-poetische Sage anzuknüpfen. So erhalten wir in der Chronik des Hunnibald [3]) aus Gott weiß welchen Liedern, aus schmalen historischen Notizen der Römer, dazu aus abgetrennten Lappen biblischer, griechischer und späterer Nationalgeschichte, aus willkührlichen Eponymen, und ich weiß nicht ob auch aus einigen wirklich alten dunkeln Traditionen zusammengesetzt ein Gemälde des gallischen Druidenwesens, das an die fränkische Geschichte gereiht ist. Den Aventin aber, der ähnlich aus spätern Meistergesängen und auf dem Grund der Germania des Tacitus eine Geschichte der deutschen Urzeit zusammenstoppelte, führte nichts auf Priesterthum, weil die ältesten deutschen Erinnerungen nicht weiter als auf ein Kriegerleben, die gallischen dagegen auf Priesterregiment führen. Wer jener Chronik des Hunnibald die Gestalt gegeben, in der wir sie auszüglich besitzen, gehört offenbar in eine sehr späte Zeit; ihre Entstehung ist auf belgischem Boden zu suchen, da sie die Franken dort einheimisch sieht und nach Deutschland auswandern läßt; in ihrem Verfasser möchte man einen britischen Geistlichen aus mancherlei Gründen vermuthen (was nur zu gut möglich ist, weil wir auch sonst wissen daß die fränkische Geschichte in britische Hände gerathen ist); sie trägt wie die Chronik von Tongern zu viele britische Merkmale an sich, und britische Mönche, die auch noch sehr spät im Belgischen thätig waren, haben überhaupt in den abentheuerlichsten Theilen der mittelaltrigen Sagen und Dichtungen ihre Hände am fleißigsten gehabt; abentheuerlich aber oder wunderlich ist diese Composition so sehr, daß man nur schwer auf

3) In Trithemii opp. hist. omn. ed. Freher.

jene Angabe ihrer früheren Entstehung in der Zeit Chlodwigs eingehen mag, so natürlich auch damals der Gedanke aufkommen konnte, dem jetzt in seinen letzten Spuren schwindenden Heidenthume ein Denkmal zu setzen, weil überhaupt jede Tradition erst in solchen äußersten Fällen aufgeschrieben zu werden pflegt. Wer es aber gewesen sein mag, der diese hierarchischen Zustände der alten Kelten an die Franken anknüpfte, er beging denselben Fehler, wie Jornandes, als er die Geschichte der deutschen Gothen an jene Geten anreihte, die eben dasselbe unterscheidende Merkmal von den Gothen trennt, wie die Kelten von den Franken. Statt daß ihn der grundverschiedene Charakter seiner ächt gothischen Ueberlieferung im Lied oder in der nationalen Geschichte des Ablavius und jener getischen Sagen des Dio auf die Getrenntheit beider Nationen hätte aufmerksam machen sollen, statuirt er nur verschiedene Sitte und mit Veränderung derselben veränderte Cultur, und so läßt er uns denn in seinem Auszuge aus Dio, den er so leichtsinnig aufnimmt wie Annius von Viterbo und Aventin den falschen Berosus, dasselbe hierarchische Gemälde sehen, das wir auch bei Hunnibald erkennen: Könige mit den Functionen von Priestern, Zauberern und Wahrsagern, oder doch von solchen als unabweislichen Rathgebern umgeben; sein Diceneus erscheint wie Hunnibalds Chlodomir, Hildegast und Theocal, und wie diese lehrt er die Söhne der Edlen theologische Weisheit, Geheimlehre und Prophetenkunst, er lehrt seine Völker Ethik und Physik, eben wie Hunnibalds Basan, der wie Zamolxis, Gott und König ist. Diese Dinge also gehen die deutsche Geschichte und poetische Sage nichts an; hatten die Deutschen je einen Cultus, der priesterliches Ansehen beförderte und mit hierarchischer Cultur verbunden war, so ließen sie Alles zusammen noch entschiedener fallen, als die Griechen in der achäischen Zeit das Pelasgische.

Nächst diesen Liedern erwähnt Tacitus der Germanen Schlachtgesänge; sie waren nach seiner Schilderung [4]) offenbar von dem kriegerisch-musicalischen Vortrag beherrscht, es war ein wildes Getön und durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes dumpfes Getöse, aus dessen Stärke man natürlich leicht auf den Ausgang der Schlacht schloß. Solch ein wildfröhlicher Gesang

4) Germ. c. 3.

Von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach, die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland kaum Spuren, so wahrscheinlich es auch aus der Natur der Dinge, und auch kärglichen Winken nach ist, daß namentlich in den Theilen des nördlichen Deutschlands, die der scandinavischen Bildung näher waren, eine Gattung priesterlicher Gesänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrscht haben müsse. Nichts aber deutet darauf, daß jemals die Priesterschaft, in Dichtung oder sonst bei den Deutschen ein solches Ansehn gehabt habe, wie die Druiden bei den Galliern; obgleich man mehrfach versuchte, dies Druidenwesen an die deutsche historisch-poetische Sage anzuknüpfen. So erhalten wir in der Chronik des Hunnibald [3]) aus Gott weiß welchen Liedern, aus schmalen historischen Notizen der Römer, dazu aus abgetrennten Lappen biblischer, griechischer und späterer Nationalgeschichte, aus willkührlichen Eponymen, und ich weiß nicht ob auch aus einigen wirklich alten dunkeln Traditionen zusammengesetzt ein Gemälde des gallischen Druidenwesens, das an die fränkische Geschichte gereiht ist. Den Aventin aber, der ähnlich aus spätern Meistergesängen und auf dem Grund der Germania des Tacitus eine Geschichte der deutschen Urzeit zusammenstoppelte, führte nichts auf Priesterthum, weil die ältesten deutschen Erinnerungen nicht weiter als auf ein Kriegerleben, die gallischen dagegen auf Priesterregiment führen. Wer jener Chronik des Hunnibald die Gestalt gegeben, in der wir sie auszüglich besitzen, gehört offenbar in eine sehr späte Zeit; ihre Entstehung ist auf belgischem Boden zu suchen, da sie die Franken dort einheimisch sieht und nach Deutschland auswandern läßt; in ihrem Verfasser möchte man einen britischen Geistlichen aus mancherlei Gründen vermuthen (was nur zu gut möglich ist, weil wir auch sonst wissen daß die fränkische Geschichte in britische Hände gerathen ist); sie trägt wie die Chronik von Tongern zu viele britische Merkmale an sich, und britische Mönche, die auch noch sehr spät im Belgischen thätig waren, haben überhaupt in den abentheuerlichsten Theilen der mittelaltrigen Sagen und Dichtungen ihre Hände am fleißigsten gehabt; abentheuerlich aber oder wunderlich ist diese Composition so sehr, daß man nur schwer auf

3) In Trithemii opp. hist. omn. ed. Freher.

jene Angabe ihrer früheren Entstehung in der Zeit Chlodwigs einziehen mag, so natürlich auch damals der Gedanke aufkommen konnte, dem jetzt in seinen letzten Spuren schwindenden Heidenthume ein Denkmal zu setzen, weil überhaupt jede Tradition erst in solchen äußersten Fällen aufgeschrieben zu werden pflegt. Wer es aber gewesen sein mag, der diese hierarchischen Zustände der alten Kelten an die Franken anknüpfte, er beging denselben Fehler, wie Jornandes, als er die Geschichte der deutschen Gothen an jene Geten anreihte, die eben dasselbe unterscheidende Merkmal von den Gothen trennt, wie die Kelten von den Franken. Statt daß ihn der grundverschiedene Charakter seiner ächt gothischen Ueberlieferung im Lied oder in der nationalen Geschichte des Ablavius und jener getischen Sagen des Dio auf die Getrenntheit beider Nationen hätte aufmerksam machen sollen, statuirt er nur verschiedene Sitze und mit Veränderung derselben veränderte Cultur, und so läßt er uns denn in seinem Auszuge aus Dio, den er so leichtsinnig aufnimmt wie Annius von Viterbo und Aventin den falschen Berosus, dasselbe hierarchische Gemälde sehen, das wir auch bei Hunnibald erkennen: Könige mit den Functionen von Priestern, Zauberern und Wahrsagern, oder doch von solchen als unabweislichen Rathgebern umgeben; sein Diceneus erscheint wie Hunnibalds Chlodomir, Hildegast und Theocal, und wie diese lehrt er die Söhne der Edlen theologische Weisheit, Geheimlehre und Prophetenkunst, er lehrt seine Völker Ethik und Physik, eben wie Hunnibalds Basan, der wie Zamolxis, Gott und König ist. Diese Dinge also gehen die deutsche Geschichte und poetische Sage nichts an; hatten die Deutschen je einen Cultus, der priesterliches Ansehen beförderte und mit hierarchischer Cultur verbunden war, so ließen sie Alles zusammen noch entschiedener fallen, als die Griechen in der achäischen Zeit das Pelasgische.

Nächst diesen Liedern erwähnt Tacitus der Germanen Schlachtgesänge; sie waren nach seiner Schilderung [4]) offenbar von dem kriegerisch-musicalischen Vortrag beherrscht, es war ein wildes Getön und durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes dumpfes Getöse, aus dessen Stärke man natürlich leicht auf den Ausgang der Schlacht schloß. Solch ein wildfröhlicher Gesang

---

4) Germ. c. 3.

war auch bei ihren Gelagen üblich[5]). Lieder dieser Art mußten wohl am ersten verschwinden[6]). Es scheint gleichwohl, daß man einmal gehofft hatte, mit dem ersehnten Auffinden der von Karl dem Großen gesammelten alten Lieder auch noch Reste aus diesen Zeiten erhalten, und man setzte wohl gar Preise auf diesen Fund aus. Wohin treibt auch nicht ein alterthumliebendes Volk seine Vorliebe für das Dunkle und Unergründliche! Unser Klopstock, als er seine Bardiette dichtete, mag es für möglich gehalten haben, uns einen Begriff von dem Barritus der Cherusker zu geben. Schade aber, daß uns kein näher mit den Deutschen beschäftigter Römer etwas von diesen Dingen aufbewahrt hat, und sollte Ovid die barbarische Sprache erlernt haben, hätte er uns doch Verse daraus übersetzt, statt spielend deren zu machen. Aber freilich, diese Römer hatten ja so wenig Sinn für ihre eigne alte historische und scoptische Volkspoesie, daß sie schon zu Ciceros Zeit verloren war! Und welchen Geschmack sollten sie auch an solchen Liedern finden, die dem Einen wie das Geschrei kreischender Vögel lauteten, während der Andere sich vor deutschen Berg- und Völkernamen entsetzte, und Allen, wie noch jetzt den Südvölkern, unsere Häufung der Consonanten und die strenge einsylbige Aussprache der Doppelvocale hart sein mußte, wie noch spät selbst Otfried den Klang deutscher Worte zwischen dem Lateinischen zum Lachen abstechend fand.

Am merkwürdigsten wäre unstreitig für uns, wenn uns auch nur der Inhalt einiger historischen Gesänge der älteren Deutschen wäre erhalten worden. Tacitus aber klagt ja selbst, daß die Griechen, in deren Händen er die Literatur sah, nur das Ihrige bewunderten und unbekannt mit Armin wären, den noch lange Jahre nach seinem Leben die Lieder der Deutschen besangen. Daß auch in anderen Stämmen ein ähnlicher historischer Gesang herrschte, läßt sich aus Jornandes beweisen. Die Gothen, die überall die untrüglichsten Spuren einer verfrühten Cultur tragen, sangen der-

---

5) Tacit. Annal. I, 65.

6) Fauriel that folgenden sehr guten Ausspruch über die alten Volksgesänge überhaupt: Quant à ces chants populaires, germes premiers de l'épopée complexe et développée, il est de leur essence de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives auxquelles ils sont destinés.

gleichen von ihren alten Königen, und in fast geschichtlichem Ansehen standen die Lieder von Filimer's Zug [7]). Theodorichs Leiche ward mit ehrendem Lied aus der Schlacht getragen [8]) und über dem todten Attila erschallten Gesänge, die freilich einfach und arm gewesen sein mochten, wie etwa die Nenien in den Scipionischen Gräbern, mit denen sie, wenn der angegebene Inhalt ächt sein sollte, wirkliche Aehnlichkeit hätten [9]). Vor dem Herrschergeschlechte der Ostgothen, berichtet Jornandes weiter, seien die Thaten der Helden Ethespamara, Hanala, Fridigern und Vidicula gesungen worden. Eben diesen Vidicula, der dem Namen nach scheints ein Wittich [10]), aber schwerlich der in der Heldensage erscheinende ist, erwähnt Jornandes wahrscheinlich aus Priscus in einem Schicksale, das eines Liedes werth sein konnte [11]); und daß diese Persönlichkeit von einem Fremden bestätigt wird, läßt uns von dem historischen Charakter der gothischen Lieder günstiger denken, als es das angeführte bloße Zeugniß des Jornandes könnte; eben so wird dann auch Fridigern von ihm in einer Scene vorgeführt, die historisch, wie sie ist, eine poetische Wirkung zu machen sehr geeignet war [12]). Vor allen berühmt aber und in der That sehr wichtig ist die Anecdote, welche Jornandes aus dem Leben des Hermanrich erzählt, und die sich verändert und entstellt in der nordischen und deutschen Sage erhalten hat. Aus einer dunkeln Ursache, wegen trügerischer Entweichung ihres Gatten, läßt Hermanrich ein Weib, Namens

---

7) Jornand. de reb. Geticis. c. 4.

8) Ibid. c. 41.

9) *Ibid.* c. 49. De tota gente Hunnorum electissimi equites in eo loco quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes, facta ejus cantu funereo tali ordine referebant: Praecipuus Hunnorum rex Attila, patre genitus Mundzucco, fortissimarum gentium dominus, qui inaudita ante se potentia solus Scythica et Germanica regna possedit, nec non utraque Romanae urbis imperia captis civitatibus terruit, et ne praeda reliqua subderent, placatus precibus, annuum vectigal accepit. Cumque haec omnia proventu felicitatis egerit, non vulnere hostium, non fraude suorum, sed gente incolumi inter gaudia laetus, sine sensu doloris occubuit. Quis ergo hunc dicat exitum, quem nullus aestimat vindicandum?

10) Ibid. c. 5. Einige Handschriften lesen Vuidigciae.

11) Ibid. c. 34. — venimus in locum illum, ubi dudum Vidicula Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit.

12) Ibid. c. 26.

Sanielh oder Suanibilde von Pferden zerreißen und ihre Brüder Sarus und Ammius stellen ihm darum nach dem Leben und verwunden ihn [13]). In den nordischen Dichtungen, den Edden und der Volsungasaga, so wie in der aus deutschen Stoffen zusammengesetzten Wilkinasage ist diese Erzählung, in der letzteren undeutlicher, wiederzufinden. Jörmunrek wirkt in der nordischen Sage durch seinen Sohn Randver um Svanhild. Ein treuloser Begleiter, Bicci, verleitet den Sohn, die Geworbene selbst zu behalten und Jörmunrek läßt dafür den Randver tödten und die Svanhild von Pferden zertreten. Ihre Brüder Sörli und Hamdir verstümmeln ihn zur Rache. Die Sage fügt hier die abentheuerlichsten und härtesten Züge namentlich diesem Racheversuche der Brüder hinzu, die Jornandes schwerlich kannte, so wie auch die Anknüpfung an den Kreis des Sigurd beweist, wie bedeutend die ursprüngliche Erzählung in der nordischen Darstellung gelitten hatte. Wir werden es aber mehrfach bestätigt finden, daß der Norden Alles gerne ins Grausame, Mysteriöse und Räthselhafte zieht, was in Deutschland weit mehr im Kreis der Wahrscheinlichkeit und historischen Helle liegt. Hier ist es ganz charakteristisch, daß in der Volsungasaga Randver vor seiner Hinrichtung seinem Vater einen gerupften Habicht schickt, um ihm anzudeuten, daß er nun sich aller Ehre beraubt habe. So sind die zwei rächenden Brüder erst einem Dritten Namens Erp gesellt; sie fragen ihn unterwegs, auf welche Weise er ihnen helfen wolle, er antwortet: wie die Hand der Hand und der Fuß dem Fuße. Erzürnt über diese Antwort, die sie für eine ausweichende nehmen, tödten sie ihn; als sie aber bald darauf beide ausgleiten und der Eine sich mit der Hand, der Andere mit dem Fuße stützt, verstanden sie bereuend seine Rede. Aehnliche Unterscheidungszeichen zwischen deutscher und nordischer Dichtung werden sich weiterhin mehrere bieten. Ich bemerke übrigens hier schon, daß mir diese Eine Erzählung kein kleiner Beweis für den deutschen Ursprung der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage ist. Ich finde mich nicht berufen, auf diese Frage in einer Geschichte, die sich lediglich mit dem Charakter der Dichtungen, nicht der Heimath der Sagen beschäftigen will, näher einzugehen, und bemerke nur

13) Ibid. c. 25.

im Vorbeigehen, daß wir allzuviele Mittel aufgeboten scheinen, um sie zu beantworten und daß man sich die Sache nur erschwert hat. In den Zeiten, wo die Dialecte sich noch viel näher standen, wo es auch auf das genaue Verständniß jedes Wortes im Liede nicht Jedem ankam, wo Alfred im dänischen Lager, und Anlaf im angelsächsischen und ein niedersächsischer Sänger in Dänemark singen konnte, wo dazu die Völker bis zu Theodorichs Zeit in so weiter Verbindung standen, daß Aesthier dem gothischen Könige Geschenke bis nach Italien schickten, wie viel hundert Male kann da geschehen sein, daß ein niederdeutscher Harfner dänischen Fürsten sang, was nur ein, zwei Mal geschehen durfte, um uns das ganze Verhältniß zu erklären, da man die Sänger zu halten pflegte, bis man ihre Gesänge auswendig wußte, und da ohnehin in einer dichtungsreichen Zeit der gesuchte Gesang sich auf tausend Wegen verbreitet. Eigentliche Nachbildungen deutscher Dichtungen sind die Eddalieder freilich nicht, und das hat wohl auch Niemand im Ernste je behaupten wollen [14]).

Ist aber dieser Liederstoff bei Jornandes nur gar zu historisch, gar zu gerippenartig, so liegt dagegen noch ein frisches poetisches Colorit über den longobardischen Geschichten des Paul Warnefrieds Sohns. Diese Longobarden, ein kleiner in sich geschlossener Stamm, nicht wie die Gothen in unzählige Theile getrennt, auch auf ihrem Zuge nach dem Süden concentrirt beisammen gehalten, nicht wie die Gothen gleich der ausgebreitetsten Besitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römische, wie die Ost- und Westgothen, wie selbst die Franken, die sämmtlich ihre nationale Poesie nach ihrer Auswanderung ganz verloren zu haben scheinen, sondern wild, zerstörend, mit dem römischen Element in steter Feindschaft, nicht durch weitläufige Eroberungen zersplittert, sondern immer in sich zusammenhaltend, diese Longobarden hielten allein eine Sagengeschichte oder historische Lieder voll der schönsten Züge fest. Wir haben freilich keine poe-

14) Wer die Sagabibliothek von P. E. Müller und Grimms deutsche Heldensage gelesen hat, der kann des Uebrigen, was über die Herkunft der nordischen Gesänge gesagt ist, füglich entrathen. Müllers Annahme eines asiatischen Ursprungs der Sigurdsage, auf die ich unten zurückkommen werde, hat in Deutschland wenig Billigung gefunden, und selbst nordische Forscher, wie Finn Magnussen, sind dem deutschen Ursprung nicht entgegen.

rischen Reste zur Vergleichung mit Pauls Uebertragung in historische Erzählung übrig, allein schwerlich wird man irgend Jemanden erst überreden müssen, daß eine Menge Stellen in seinem Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateinischen Vortrag anziehen. Der Anfang seiner Erzählung trägt noch in dem Geschichtchen von Wodans Belistung mit den Langbärten[15]) und Aehnlichen einen fremderen, nordischeren Anstrich; sobald aber der anrückende Zug in hellere Gegenden Deutschlands kommt, so erkennt man hier sogleich, wie unzählige Male in den alten Geschichten zwischen Griechen und Orientalen, daß ein besonnen und verständig beobachtendes Volk einen geschichtlichen Stoff auch in der poetischen Behandlung noch der Wahrscheinlichkeit und klaren Anordnung nahe hält. Hier ist ein Beispiel: Der König Tato kriegt mit dem Herulerfürst Rodulf. Die Ursache ihres Zwistes war diese: Ein Bruder Rodulfs war als Gesandter bei Tato gewesen; als er bei seinem Abzuge vor dem Hause von Tato's Tochter Rumetrude vorbeiritt, fiel dieser sein reiches Gefolge auf, und da sie auf ihre Frage erfährt, wer er ist, läßt sie ihn einladen, einen Becher Wein anzunehmen. Er kommt mit einfältigem Herzen, das Mädchen aber läßt sich vom Muthwillen verleiten, über seine winzige Gestalt zu spotten; der Mann giebt ihr ihre Hohnreden zurück, und sie, indem sie ihren Groll darüber unter Heiterkeit verbarg, lädt ihn zum Sitzen ein und läßt ihn dann meuchlerisch ermorden. Rodulf erregt Krieg, ihn zu rächen. Am Schlachttage sitzt er sorglos und des Sieges sicher im Zelte am Spielbrett, läßt einen der Seinigen auf einem Baum steigen, ihm den Gang des Treffens anzusagen und droht ihm den Tod, wenn er Flucht der Heruler verkünde. Die Longobarden siegen; der Späher aber ruft auf Rodulf's jedesmalige Frage, die Heruler kämpften vortrefflich. Als er aber die ganze Schlachtordnung in Flucht sieht, ruft er: Weh dir, armes Herulerland, das du vom Zorn des Himmels gebeugt wirst! Erschrocken fragt ihn der König: Fliehen meine Heruler? Und jener antwortet: Nicht ich, sondern Du o König hast es gesagt. Nun stürzen die Longobarden heran und hauen den König mit den Seinigen nieder. — Wer kann hier einen Augenblick die poetische Erzählung

15) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 8.

verkennen? Oder wer liest die Geschichten von Alboins Jugendthaten und Ritterschlag [16]), oder die grausige Sage von Rosimunde, oder die liebliche Werbung des Autharis um Theudelinde, wer die Feindschaften zwischen Grimoald und Bertarit, oder die Nachstellung Cuniberts gegen Aldo und Grauso [17]), oder den Tod des Ferdulf [18]), ohne hier überall den vortrefflichsten Romanzenstoff zu entdecken und die schönsten Stücke poetischer Erzählung, deren Stoff zu abgerundet, deren Zahl zu groß ist, als daß sie für Geschichte gelten könnten, die aber längst eine zweckmäßige deutsche Bearbeitung für die Jugend verdient hätten. Ueberall tragen diese Geschichten nordische Züge, vieles erinnert an die scandinavischen Sagen, aber nicht zu verkennen ist, daß ein freundlicherer, milderer Charakter bei aller Rohheit, die unterläuft, darüber liegt, daß Planheit und geschichtliche Klarheit sie auszeichnen, Eigenschaften, die, wenn sie nicht den Liedern selbst eigenthümlich gewesen wären, so gut in Pauls Darstellung mangeln würden, als sich die entgegengesetzten in einigen seiner Sagen im Eingang erhalten haben, wo die Geschichte noch im Norden spielt. Die Art des Inhalts und der Vortrag ist ganz verschieden von den nordischen Liedern in dem lateinischen Werke des Saxo Grammaticus, ähnlicher dem Wilhelm von Malmesbury, dessen Liederstoff an Frische dem bei Paul übrigens nicht gleich kommt.

Dieser auffallende Unterschied zwischen Paul und Saxo, zwischen der Sage von Hermanrich bei Jornandes und bei den Nordländern berechtigt wieder zu der Behauptung, daß, wären uns deutsche Lieder aus diesen Zeiten erhalten, wir darin einen ganz verschiedenen Charakter von den nordischen Eddaliedern finden würden; einfachere Rücksicht auf gewöhnliche menschliche Handlungen, das Historische und rein Epische, von mythischem Stoff und lyrisch-dramatischer Behandlung viel freier, würde sie von diesen unterscheiden; und man braucht, um dies zu behaupten, kaum die ganze folgende Entwicklung der Dichtkunst bei beiden Völkern zu Hülfe zu nehmen, den streng epischen Vortrag des Hildebrandliedes gegen die Edda, die schärfere Scheidung von Poesie und

---

16) *Ibid. I, 23. 24.*
17) *Ibid. VI, 6.*
18) *Ibid. VI, 24.*

Geschichte in Deutschland, und die dauernden Neigungen und Richtungen der heutigen nordischen und deutschen Forscher und Gelehrten, wo jene meist der mythischen, diese der historischen Auslegung der Sage günstiger sind, oder auch der Dichter, wo dort die Oehlenschläger, Grundtwig, Ewald und Tegner große Rollen spielen, während unser Fouqué zum Gelächter und Klopstock's Hermann nie fast gelesen worden ist. Ich würde diese müßige Frage über die muthmaßliche oder unwahrscheinliche Uebereinstimmung der Form deutscher und scandinavischer Lieder nicht berühren, wäre sie nicht von anderen Männern, die hier von Gewicht sind, besprochen worden. Wäre uns eine deutsche Edda, älter als die alte nordische, erhalten, durch ein Zusammentreffen fast unmöglicher Glücksfälle, wir würden die interessantesten Blicke in das früheste Treiben unserer Ahnen thun können; sie würde so viel interessanter sein als die späteren Epen, als die Hamase des Abu Temmam wichtiger ist als die späteren arabischen Dichtungen. Eben wie jene in ihrem Charakter von den muhamedanischen Poesien, und die rein von christlichen Influenzen erhaltenen Eddalieder von den späteren Producten christlicher Dichter, durch eine große Kluft getrennt sind, so würden es auch unsere Hermannslieder und selbst die Quellen des Jornandes und Paul von dem spätern deutschen Epos sein, das nur ein Product der Völkerwanderung und des Christenthums sein konnte. Ein Volk, wie das deutsche, vor der Bekanntschaft mit den Römern schwerlich je in größeren Verbindungen, getheilt in unzählige Stämme, ohne Städte und Dörfer, in kleinen Reibungen und Kriegen, wo freiwilliger Dienst und Fahrten auf Raub und Abentheuer schon vorkamen, wo bei der wilden Rauhheit der Menschen Beleidigungen und Privatzwist, bei dem schonenden Band der Gesetze Selbsthülfe alltäglich war, ein solches Volk kann nur Gesänge haben, wie jene Beduinen in der Wüste, voll von Eifersucht, Stammhaß, Blutrache und kleinen Kämpfen, von Beschäftigung mit dem kleinen Kreis der Umgebung, mit der Waffe und dem Roß, dem Wild des Waldes, dem Gast und dem Feinde. Diese kleinen engen Verhältnisse werden hier wie bei den Angelsachsen, Walisen und allen Völkern, die uns so alte Denkmale ihres Dichtens hinterließen, den sinnlichen Reichthum der Sprache früherer Zeiten so außerordentlich haben befördern helfen, den wir in solchen Resten überall

gewahren, und der sich in nichts mehr kund giebt, als in Benennung der Pferde, Kameele, Waffen und alles dessen, was diese Naturſöhne nahe umgab und anging. Diese Benennungen, in zahllosen Eigenschaftswörtern, Metaphern und Umschreibungen ausgedrückt, bilden den Kern solcher alten Poesieen, wie es die jüngere Edda, diese nordische Poetik, wie es die Bragaräðr ausdrücklich bezeugen, wie Turner mit zu viel Einseitigkeit diese Paraphrasen als das einzig Charakteristische an der Angelsächsischen Poesie angiebt. Auch sind sie ein Merkmal, das sich ungesucht in späteren Nachbildungen des Tons solcher Zeiten, wie in Klopstocks Bardietten, einstellte. Nicht mit ganz so ungeheuren Bildern füllte wohl den Deutschen sein mittleres Klima, wie den Nordländer das unendliche Meer, die hohen Eisberge und endlosen Nächte, und wie den Araber die Wüste, der stets helle Nachthimmel und die bratende Sonne; ich zweifle, ob der deutsche Sänger mit stets so bereitem Fluge der Phantasie das Reitthier zum Schiff, das Schiff zum Pferde gemacht hätte, seine Kämpfer zu Eichen, die Schwerter zu Schlangen, die Welle zur Schwester der Kühle, ob er im Schlachtgewühl seine blutdürstige Lanze zur Tränke geführt, in der Siegerfreude seinen Waffen Wein zu trinken gegeben, ob er das Blutbad mit einer Brautnacht, das Schlachtfeld voll Leichen mit einem leckeren Mahle für Wölfe und Geier verglichen, ob er jetzt dem Tod ins Angesicht gelacht und dann Sturm und Unheil zum Kampfe gefordert hätte. Waren nicht eben ganz so grelle Dinge, nicht so oft und jeden Moment das Thema des deutschen Gesanges, weil der Deutsche auch schwerlich so viel Heißhunger nach Rache hatte wie der Araber, noch so viel Grausamkeit wie der Scandinave, der den Blutadler schnitt, so mag er doch auch freilich nicht viel milder gewesen sein. War seine Dichtung das Abbild seines Lebens, was konnte sie dann singen von den Männern, die mit so großer Wildheit überall im Kampfe erscheinen — und ihr Kampf war ja fast ihr ganzes Leben —, überall mit jener apathischen Todesverachtung, die ihnen, wie Lucan schon sagte, ihr Glaube an Unsterblichkeit einflößte; was konnten sie von ihnen singen, die mit jenem Ungestüm in der Schlacht wie zum Tanze sprangen, die ihre Jugend mit einem Schandzeichen behingen, ehe sie einen Feind erschlagen hatte, die behend über mehrere Pferde wegsprangen, auf Schilden über Eisberge rutschten, Ströme

ableiteten zum Grab eines Königs, Ströme in schweren Waffen durchschwammen, Ströme mit ihren Schildern aufzuhalten versuchten, von denen die Gallier im gewöhnlichen Berichte sagten, die unsterblichen Götter widerständen ihrer Gewalt nicht. Auf das Entsetzliche und Schreckliche ging ihre Art des Angriffs, ihre Tracht, ihr Gesang, gewiß auch der Inhalt ihres Gesangs.

Doch — ich verirre mich selbst in poetische Ergießungen über Poesien — die nicht existiren. Sie werden unschädlich vorbeigehen, wenn Niemand mehr Bedeutung darauf legt, als ich. Noch aber kann ich von dieser Periode nicht scheiden, ohne einige Bemerkungen folgen zu lassen, die mir die wenigen Notizen, die wir über den Gesang der alten deutschen Stämme besitzen, an die Hand geben. Welch ein Unterschied ist doch zwischen den Erwähnungen der ersten Spuren des Gesangs und den Ansichten von Dichtung bei Griechen und Germanen! Die Steine des Feldes und die Bäume des Waldes erhalten durch jene ersten Sänger der Hellenen Leben, die Raubthiere legen vor Orpheus Leier ihre Wildheit ab, das Ungeheuer der Hölle und die Götter der Unterwelt ihre finsteren Schrecken; ich rede nicht von den Musen und Apoll, die wir erst der Aventiure und Minne der ritterlichen Sänger entgegensetzen dürften, da sie erst dann ihre poetischen Rollen zu spielen anfingen, als auch in der plastischen Kunst der weichere Styl, die größere Grazie hereintrat; ich rede von dem hohen Styl auch der Sage. Von Zeus wird in des Dichters Seele der begeisternde Funke gelegt, daß nicht der Sänger um seines Gesanges Inhalt getadelt werden darf. Nur die unsterbliche That, des Liedes Keim, wird wie die Ursache vor der Wirkung höher gehalten, sonst aber setzt der Achäer in das Horchen auf den Gesang die höchste Lust seines Lebens; an ihren Genuß aus dem Mund der Sirenen setzt der irrende Odysseus sein Schiff und sein Leben. Die Begriffe von den Wirkungen der Dichtung sind die feinsten, die je gefunden werden; sie soll durchaus störungslos auf das ganze Gemüth wirken, sobald sie an Alkinoos Tafel durch ihren Inhalt den Odysseus aufregt, durch den Stoff auf ein einziges Gefühl wirkt, statt heiterer Stimmung eine gramvolle Erinnerung aufruft, sogleich wird sie unterbrochen, weil sie ihren Zweck verfehlt. Man vergleiche mit diesen Vorstellungen von der göttlichen Quelle der Dichtkunst die von Odin's Meth, der aus des Menschen Brust herausgelockt

wird; wenn wir auch mit Finn Magnussen die saubere Fabel gern der späteren Zeit zuschreiben, wie materiell bleibt immer auch das bloße Bild! Die historische Treue wird im Lied des Rhapsoden vorausgesetzt, gepriesen wird schon damals der plastische, lebensvolle Vortrag; es ist die Form, die man preist — aber in Gudrunarhvöt [19]) ist es der Inhalt, es sind, wie im ganzen Mittelalter, die Schicksale, die Abentheuer, „welche der Männer Herz erleichtern und der Frauen Kummer mildern", und wo der musikalische Vortrag eine Wirkung macht, da ist in allen nordischen und finnischen Anecdoten von der Gewalt des Gesangs der Effect ein bizarr übertriebener, und meist läuft er auf Hervorrufung oder Unterdrückung einer einzelnen Leidenschaft hinaus. Wie ferner die griechische Kunst auch später nicht fremden Zwecken gedient hat, so erscheint sie schon so frühe durchaus selbständig und herrschend. Obgleich ebenso wie bei den Germanen auch bei dem Achäer Alles auf Krieg und Kampf ging, obgleich seine edle Muße, seine festungsartige Wohnung, sein Adel, der nur in der Stärke der Faust bestand, sich hierhin bezog, so diente doch sein Gesang dem Kampfe nicht; still ging er in die Schlacht, und überließ es den Barbaren, mit Geschrei sich zu begeistern. Der Päan ertönt bei Homer nur bei Sühnopfer und Leichenbegängniß, und wahrscheinlich nur aus dem Munde einer kleinen Anzahl von Jünglingen; als Schlachtgesang war er schwerlich vor der größeren Ausbildung des Gesangs überhaupt üblich, und auch dann nicht als Reizmittel, sondern als Gebet zu dem Gotte. So ist auch die Vereinigung des Wahrsagerthums mit dem Amte des Sängers unerhört. Bei keinem Mahle störte ferner den sanften Gesang, der aus milder Begeisterung floß, das rohe Einstimmen der Menge, die Masse singt bei Homer nie. Bei keinem Mahle hätte, wie nach Beda bei den Angelsachsen, die Harfe unter den Kriegern herumgehen können; im ganzen Chor der Freier spielt sie nicht Einer, kaum daß Achill der Leier kundig genannt wird. Die Deutschen kannten nicht einmal Barden oder Skalden, denn es ist jetzt erwiesen, daß diese Sängerklassen nur den gallischen und nordischen Nationen eigen waren, und daß wir diesen Irrthum der gelehrten Vermischung dieser verschiedenen Völker und der Bardenbegeisterung in Deutsch-

19) Str. 21.

land zur Zeit der Denis und Kretschmann zu danken haben [20])
Ich halte nicht einmal dafür, daß man die wandernden Sänger
die ein Gewerbe aus der Kunst machten, in den alten Zeiten häufi
suchen darf; dies scheint der Umstand zu beweisen, daß der fränk
sche König den Theodorich um einen Citharöden ersuchen muß [21])
der überdies vielleicht nur ein römischer Musikus war. Wo abe
diese gewerbsmäßigen Sänger vorkommen, da erscheinen sie i
ihrem Verhältniß zur höfischen Gesellschaft — beschenkt wohl für ih
Kunst und gesucht, aber zugleich ihrem Stande nach verachtet, wi
fast in allen Zeiten der Schauspielerstand, mit Ausnahme der Pe
rioden der höchsten Blüthe der Dichtkunst, wo man auf eine
Augenblick dergleichen Vorurtheile abzulegen pflegt. Wenn ma
die Benutzung solcher Sänger zu Botendiensten betrachtet, wen
man sieht, wie im Warinischen Gesetz für Verletzung der Han
eines Harfners das Wehrgeld um ein Viertheil höher gesetzt wir
was eher auf eine Geringschätzung als auf eine Auszeichnung deu
tet, so sieht man, welch ein ungemeiner Abstand ist zwischen de
Geltung der Kunst und der Künstler hier und dem geheiligten An
sehen der Dichtung und jener zarten Behandlung und ehrfürchtige
Scheu gegen den Sänger unter den Achäern.

Es gab also keinen Stand unter den Deutschen, dem di
Pflege der Dichtkunst besonders anvertraut gewesen wäre, oder ga
es ihn doch, so ruhte auf ihm weder die Weihe noch auf sein
Kunst das Ansehen, wie im Alterthume; auch räumte ihm d
Gewohnheit keineswegs das ausschließliche Vorrecht des Singe
und Dichtens ein. Vielmehr sang bei Gelegenheit in Deutschla
Jeder, der sich dazu aufgefordert fühlte, wie noch heute in Kare
und dem Innern von Oesterbotten Jedermann ein Gelegenheitsl
zu machen weiß. Träger und Bewahrer der Gesänge war d
Volk. Wo man bis gegen die Zeiten der höfischen Sänger h
hört, erschallt Volksgesang; das Volk, die Bauern, hatten
Sage von Dietrich schon nach der Quedlinburgischen Chronik
reits lange Zeit im Munde [22]); man darf nur die alten Mon
mente unserer Geschichte aufschlagen, um überall zu finden v

20) S. Kobersteins Grundriß §. 6. und die dortigen Nachweisungen.
21) Cassiodor. Var. II, 40.
22) Bei Grimm deutsche Heldensage p. 32. ist die Stelle ausgezog
Et iste fuit Thiderio de Berne, de quo cantabant rustici olim.

wie unmittelbarer Natur jene Spott= oder Liebeslieder gewesen sind, die durchaus persönlich und bei der augenblicklichen Gelegenheit entstanden waren[23]; man darf nur in die Concilien sehen, um zu erfahren, wie jene Teufelsgesänge, die noch die Todten verhöhnten, und jene Liebes= und andere profane Lieder, an denen die Kirche Anstoß nahm, verbreitet und eingewurzelt waren. Die deutsche Dichtung war noch in ihrer Wiege schon in den Händen des Volks: keine Dichtung irgend einer Nation der Erde ist es in dem Maaße gewesen, wie sie, in alten und neuen Zeiten. Daher pflegen alle unsere Forscher auf ihrem Gebiete für das Volksmäßige der Dichtung eine so ungemessene Bewunderung zu haben; daher hat man an der volksmäßigen, allmähligen Ausbildung unserer Nibelungen bei uns so wenig gezweifelt, bei Homer aber mit allem Rechte etwas geänderte Gesichtspuncte genommen. Keine Nation kann in irgend einer Periode ihre ausübende Kunst in solch einer Verbreitung und poetischen Anstrich des Lebens so sehr als Gemeingut zeigen, wie die Deutschen nach der Abblüthe der ritterlichen Kunst. Die Poesie keiner Nation hat sich so sehr aus dem Volke selbst ohne Pflege von oben gebildet, wie die unseres vorigen Jahrhunderts. Noch heute sind die Deutschen durch alle Klassen das gesangreichste Volk in Europa, und wer nur den gemeinsten Vortrag im Volksgesang bei uns in seiner Innigkeit mit dem kalten und wehethuenden der Franzosen und dem eintönigen der Italiener vergleicht, der erkennt auch jetzt noch mit Leichtigkeit den erstaunlichen Unterschied. Das populäre, bürgerliche, gleichstellende Element, das in allen Verhältnissen des deutschen Lebens durchgeht, erscheint also auch in der Kunst des Singens und Dichtens; jenes Element, das im Politischen stets eben so sehr verkannt oder unbemerkt geblieben ist, wie im Alterthume die große Aristokratie der Freien über die Sclaven, weil sich auf der Oberfläche dort das Monarchische eben so natürlich bilden mußte, als hier das Republikanische, und weil die Menschen selten in ihren Urtheilen über die Oberfläche wegkommen.

Ob aber diese Popularität des Gesangs, die wir in der Zeit des Meistergesangs deutlicher werden beleuchten können, auch der

23) Man denke an den Mainzer Erzbischof Hatto; oder an Benno. S. Norberti vit. Bonnenis c. 7. Oder die Stelle bei Pertz Mon. II, 83. und andere, die ich nicht erst aufzählen will.

Würde und dem Werth des Gesangs günstig war? Allgemeine Theilnahme an irgend einem Geschäfte wird auch immer allgemeine Pfuscherei zur Folge haben. Unser Kirchengesang — wer wird das leugnen? — ist nur durch seine Volksmäßigkeit herabgekommen; durch Verallgemeinerung schwächt man selbst den Genuß von Kunstwerken, und mit Herplaudern, Auswendiglernen und Einbläuen von Gedichten in der Schule verderben wir unsern Knaben durch Uebersättigung den Geschmack nicht nur an Lichtwer, sondern auch an Schiller, wie weiland Orbilius dem Horaz den Andronicus verleidete. Unser letztes Jahrhundert hätte schwerlich seine Dichtkunst so weit gebracht, wenn nicht glücklicherweise das Dichtergeschlecht fast ganz ausgestorben, ganz in Mißcredit gewesen wäre, so daß die Schwachen und Furchtsamen nicht wagten herauszutreten; kaum aber war dies äußere Hinderniß gehoben, so brach eine Fluth von seichten Köpfen in das Gebiet der Kunst herein, und die Wirkung war, daß Lessing sich abwandte, Klopstock verstummte, Göthe seine Verachtung des Publicums einsog und mit Schiller der ganze Flor der Dichtung hin war. Die Dichtkunst scheut die Menge. Nicht einmal Athen läßt sich einwerfen, wo gleichwohl die Menge einen andern Charakter hatte als überall sonst; die eigentliche Demokratie brachte dort aber mit Euripides das Ende der guten Zeit der Dichtkunst hervor. Ueberall suchte die Dichtkunst liberale Höfe und freigebige Beschützer; sie entfaltete ihren höchsten Glanz in der Umgebung kleiner und menschenfreundlicher Fürsten, denn sie flieht eben so die Gemeinheit des niederen Lebens, wie sie in der Kälte und dem erdrückenden Glanz eines Hofes wie Ludwigs XIV. sogleich erstarrt. Seit Pindar sind die größten Dichter am leichtesten dem Vorwurfe der Fürstendienerei ausgesetzt gewesen; und umgekehrt, wo die Kunst des Dichtens am verbreitetsten im Volke war, wie in Italien und Deutschland im Mittelalter, sank sie schnell ins Allertiefste herunter.

Wenn große Theilnahme, weite Anlage und gesunde Richtung ein Volk in Poesie ausgezeichnet machte, so würde Deutschland mit jedem wetteifern können. Wir werden aber, wie wir oben in den ersten Spuren gesehen haben, so stets wiederholt finden, daß die productive Thätigkeit der Einbildungskraft in Deutschland, wie überhaupt in der neuen Welt, immer unbedeutend blieb und daß das bereitwillige Anlehnen an das Fremde uns oft völlig um

ren Uebung zu bringen drohte. Das Schicksal der späteren Dichtung hier schon im ersten Keime anzudeuten, mußte ich, so gefährlich dergleichen ist, versuchen; und dies mag die Umwege, die dabei nöthig waren, entschuldigen. Auch im Folgenden fürchte ich, werden diese noch nicht ganz zu vermeiden sein.

II.

Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang.

Wir müssen bei der Betrachtung unserer alten Geschichte nie vergessen, daß die theuersten religiösen und historischen Erinnerungen unserer Vorfahren nicht einen Augenblick, von der Zeit an wo wir sie deutlicher in der Geschichte auftreten sehen, ungestört ihrer Fortpflanzung überlassen wurden. Man beachte nur in der politischen Geschichte, welche schnelle und auffallende Fortschritte die römische Cultur auch unter den stets feindlichen Stämmen der Germanen machte; man versuche sich dann überhaupt eine Vorstellung von der Wirkung zu machen, welche die stets wachsende Bekanntwerdung mit den Römern auf die Deutschen mit der Zeit ausüben mußte. Ein einheimisches Volk, das nur kleine Kriege, Abentheuer und enge Verhältnisse kannte, Rivalitäten zwischen unmächtigen Häuptern, einen Himmel voll Götter, deren einstigen Untergang sie besangen, weil sie auch ihre eigene Herrlichkeit täglich wechseln sahen, ein solches Volk plötzlich in die vielfältigsten Collisionen mit einer gebildeten, mächtigen, glänzenden, weltherrschenden Nation gebracht, in einem ungeheuren Kampfe der Waffen und der Cultur mit ihr verwickelt, wo es im ersteren in eben dem Verhältnisse siegte, als es im anderen, besonders seitdem das Christenthum hinzutrat, unterlag. Ein Kampf von zehn Jahren hatte einst in Griechenland alle früheren Sagen in sich aufgenommen und verschlungen; was Wunder, wenn unter einem Weltkampf von halb so vielen Jahrhunderten in einem weniger mittheilungs-

rüstigen Volke jede ältere Erinnerung bis auf die leiseste Spur verschwand! Es war eine Bewegung, die nicht etwa einen unwillig folgenden König von seiner Familie riß, sondern die einen Volksstamm nach dem anderen aus seinen ursprünglichen Sitzen lockte; nicht ein Zug nach einem geraubten Weibe, sondern ein Kampf um Recht und Sitte und um den Besitz der Welt. Und die Folgen waren hier nicht ein zehnjähriges Umirren eines verschlagenen Häuptlings, nicht die Zersprengung eines Völkerstamms, die Ausführung von Colonien an nahe Ufer mit Bewahrung der Sprache, der Sitte, des Verkehrs, der Cultur, der Spiele und Orakel des Mutterlandes (denn nur wer aufs kühnste die geistige Entwickelung im Raume von Jahrhunderten überblickte, könnte darthun, daß auch Deutschland von seinen großartigen Colonien später mehrfach den Vortheil der Anregung eigner Cultur hatte); es war eine Jahrhunderte lang wogende Bewegung ungeheuerer Volksmassen, eine ewige Trennung vom Vaterlande, eine Theilung in Staaten, eine Schöpfung neuer Nationen, eine Zersplitterung in drei Welttheile, ein Aufgeben der heimischen Sprache und Sitte, ein völliges Vergessen der alten Sitze, und Vertilgung der mächtigsten Reiche und der ausgebreitetsten Cultur. Was in diesen Zeiten Rüstigkeit und Kraft hatte, wanderte in die Fremde mit; das Glück der Frühern reizte den Versuch der Spätern; stets neue Begebenheiten verschlangen die alten selbst mit der Erinnerung daran.

In allen romanischen Landen, wohin deutsche Stämme kamen, schwand der alte Volksgesang schnell vor der römischen Cultur. In Spanien ging die lateinische Dichtung ihren Weg ungestört fort. Die fränkischen Könige, sahen wir schon oben, mußten sich Citherspieler aus Italien verschreiben. Unter den Geistlichen der Ostgothen war griechische Bildung schon in ihren Sitzen an der Donau zu Hause gewesen, wie außer anderen ausdrücklichen Zeugnissen schon die Bibelübersetzung des Ulfilas allein beweist; in Italien bemächtigte sich Cassiodor ihrer Geschichte, nicht im Sinne des Volks, sondern in gelehrten oder politischen Absichten[24]); ihn zog Jornandes leichtfertig aus, ohne eine Spur von national-

24) Cassiod. Var. IX, 25. Originem Gothicam historiam fecit esse romanam: colligens quasi in unam coronam germen floridum, quod per librorum campus passim fuerat ante dispersum. Perpendite, quantum vos in nostra laude dilexerit, qui vestri principis nationem docuit ab

gothischem Sinne, sondern allein auf das Auskramen seiner klassischen Gelehrsamkeit bedacht; und bald ward ja durch christliche Priester die Geschichte zur Kirchenhistorie, wie bei Gregor und Beda, bald durch sie die Volkssprache verachtet, verlacht und in falscher Schaam abgelegt. Daß wir unter diesen Umständen noch in der longobardischen Geschichte Trümmer behalten haben, welche wenigstens einen Schatten von einer Volksgeschichte behaupten, dürften wir wohl für ein Wunder halten, wenn nicht dieses Volk, von wilderer Natur und weniger zum Verschmelzen und Civilisiren geschickt, eben, wie ich schon bemerkte, in Folge dieses Charakters fester an seinen alten Ueberlieferungen gehalten hätte. Je mehr aber die Gelehrten sich von ihren Nationen entfernten, je mehr sie die Pflege des historischen Liedes oder der Volksgeschichte versäumten, je näher sie sich in ihrem Vortrage den römischen Geschichtschreibern und den Kirchenvätern anschlossen und alle heidnischen Fabeln und Erinnerungen vertilgten, je mehr sie also frühzeitig und voreilig alles poetische Element aus der Geschichte entfernten, desto voreiliger und frühzeitiger scheint sich dann auch die geschichtliche Sage von dem historischen Elemente, von dem treuen Anschluß an die geschichtliche Wahrheit entfernt zu haben.

Dies mag wohl, wenn wir es recht bedenken, die Ursache sein, warum das ganze Mittelalter weder einen Herodot noch einen Homer hervorgebracht; wir meinen keine Geschichte, die neben dem ächtesten historischen Gehalte einen so kunstmäßigen Plan und so rein poetische Anlage zeige, wie die des Herodot, und kein Epos, das bei dem reinsten dichterischen Charakter sich so treu der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit anschließe, wie die Ilias, das so viele historische Festigkeit, locale Gewißheit und plastische Lebendigkeit besitze. Dem Ariost fehlte nichts als die strengere geschichtliche Grundlage, um ganz Homer geworden zu sein; nichts dem Villani, um ein Herodot zu werden, als Einheit des Gegenstandes und ein hörendes statt eines lesenden Publicums. Allein wie leicht war es auch dem Griechen, seinem Gedichte jene geschichtliche und geographische Sicherheit und Treue zu geben! Jener Kampf um Troja, der seitdem das Thema aller Gesänge

antiquitate mirabilem, ut sicut fuistis a majoribus vestris semper nobiles aestimati, ita vobis rerum antiqua progenies imperaret. So lobt er sein Werk selbst in Athalarichs Namen.

blieb, hatte in besuchter Nähe gespielt; unmittelbar nach der Zerstörung der Stadt siedelten sich eben diese Zerstörer, die Achäer, an eben dieser Küste an, bildeten dort auf dem Schauplatz ihrer Thaten die Erzählung der Thaten allmählig aus, lieferten sie von Stamm zu Stamm, von Cultur zu Cultur, bis sie endlich die herrliche Gestalt erhielt, in der wir sie jetzt bewundern. Ein so günstiges Geschick ist Deutschland nicht geworden; wer will uns verachten, daß wir nichts so treffliches geschaffen haben? In jener Welterschütterung liegen die Stoffe unserer Epen, mitten unter jenen Begebenheiten, durch die mit dem Kern und Marke unseres Vaterlands die entartete alte Welt regenerirt und ganz Europa mit unserem Blute verwandt ward. Unter den Eroberungen und Wanderungen mußte der Gesang stocken; denn wo — auch in unseren Zeiten — blüht der geistige Verkehr in der Mitte der Thaten, die alles Interesse einzig an sich reißen? Bis sich die Nationen friedlich niedergesetzt hatten, war plötzlich der geistliche und gelehrte Stand an der Spitze, er war unentbehrlich, er nahm sich aller Dinge an, kein Skaldenstand, der die Dichtung wie ein Eigenthum gepflegt hätte, stand ihm entgegen, im ausgewanderten Volk schrieben die Pfaffen lateinische Geschichten, die Niemand verstand als sie selbst, kein Sänger brachte ins Mutterland eine Kunde zurück. Wie sollten so die einzelnen Thaten einzelner Helden erhalten werden? In Griechenland feierte jedes Städtchen den Namen des Heros, den es nach Troja geschickt, kannte alle seine Genossen, erzählte von ihnen und besang sie, und der lebhafteste Verkehr trug ihre Namen mit ihren Thaten in die ganze griechische Welt. Aber hier wurden wer weiß wie viele Völkerstämme vergessen! wie viele Helden nie im Liede gefeiert! Nur die obersten Häupter blieben erkennbar; und unter diesen war Attila auch in der Wirklichkeit wie ein Meteor vorübergegangen, im Pomp eines asiatischen Despoten mehr, als in der rüstigen Thätigkeit eines alten deutschen Fürsten; und Theodorich im entfernten Süden schloß Bündnisse und politische Heirathen, stellte die Landescultur in Italien her, und schickte Feldherrn an die selten bedrohten Grenzen seines ungeheueren friedlichen Reichs. Wie sollte es anders sein, als daß jede Sage leer an Stoff war? daß jede Kunde in Mangel an Interesse, in Ungewißheit, in Allgemeinheit schwamm, die dann jeden einlud, der ursprünglich mageren Dichtung einen

Zug der Erdichtung zuzusetzen. Aller alte Stoff ward über dieser Erschütterung vergessen; dieser neue aber konnte weder zur Geschichte werden, denn Niemand konnte damals das römische Reich oder die barbarischen Nationen überblicken (und bis heute hat ja die Völkerwanderung noch keine genugthuende Bearbeitung erhalten!); noch auch konnte er zur poetischen Sage werden, denn auch hier war der Gegenstand zu unendlich groß, als daß er dichterisch hätte bequem aufgefaßt werden können. Dennoch geschah es. Es geschah in Deutschland, welches nach der maaßlosen Erschöpfung durch die Wanderungen in den nächsten Jahrhunderten so gut wie gar keine eigne Geschichte, keine neuen Intressen haben konnte, das also seine ganze Aufmerksamkeit seinen ausgewanderten Söhnen widmen durfte. Wäre der Schauplatz mit dem Auge leicht zu überfliegen gewesen, so würde uns vielleicht die Dietrichssage historischer und plastischer vorliegen; jetzt sehen wir nur die Eine große Idee, den Untergang der Heldenzeit, darin ausgedrückt, nicht aber poetisch versinnlicht. Ganz umgekehrt in der Trojanersage: Niebuhr nannte die Zerstörung dieser Stadt ein Symbol von dem Untergang des pelasgischen Stammes; in seiner ganzen Größe wird uns das nahe Factum dichterisch veranschaulicht, jene Idee aber ist in der Ilias so wenig zu finden, wie das Factum der Völkerwanderung in den Nibelungen. Von dieser Seite betrachtet, wird es einem etwas schärferen Auge wenig schwer fallen, in der Natur der Geschichte selbst die Nothwendigkeit in der spätern Gestaltung der historisch-poetischen Sage zu entdecken.

Denn wo eine Begebenheit unter größeren Massen vorgeht, oder vielmehr wo größere Massen die Begebenheiten gestalten, wie hier der Fall war, wo zugleich große Räume die Bühne bilden, wo gar vielleicht schon große Zeiträume hinter dem Factum lagen, ehe nur ein dichtender Mann sich seiner bemächtigte, da fällt sogleich die einfache Beobachtung weg und jene der Wirklichkeit und Natur treue Dichtung, wie sie der Grieche besaß, war weiter keine Möglichkeit mehr. Der erweiterte Raum und die gedehnte Zeit sind die Quelle der unbestimmteren Vorstellungen des Menschen von den Dingen; jede Ferne hat für uns Wunder, Wunderbares zu vergrößern ist aber unsere Phantasie immer am geschäftigsten; rechnen wir gar die dunklen Regionen des menschlichen Gemüthes, das mit der neuen Zeit durch das Christenthum und den beschau-

lichen Hang der Deutschen anfing eröffnet zu werden, hinzu, und ziehen wir die jenseitige Welt herein, in deren Gestaltung die Christen freien Spielraum hatten, so haben wir alle Elemente des Romantischen beisammen, das also wie Jedes und Alles, was der neueren Zeit ihre Eigenthümlichkeit gab, seinen allgemeinsten Ursprung in der Erweiterung des Gesichtskreises hat, und in unserem Bemühen uns desselben mit der Phantasie zu bemächtigen, da wir es mit den Sinnen noch nicht können, so daß also sogleich das Subjective ungetrennt mit dem Romantischen hereintritt. Es muß an den Geschichtschreiber der Dichtung neuerer Nationen gefordert werden, daß er der Ausbildung dieser romantischen Vorstellungsart nachgehe. Was in diesem Puncte besonders von den Engländern geschehen ist, kann ich für meine Art, die Dinge historisch anzusehen, nicht gebrauchen. Es wird sich aus dem Verfolge dieser Geschichte deutlich genug ergeben, daß keinerlei Literarhistorie irgend eines europäischen Volkes streng genommen außer der Verbindung mit dem Ganzen kann betrachtet werden; denn die ganze Bildung der neuen Welt hängt innerlichst zusammen. Welch eine Beschränktheit ist es nun, zu zanken, ob die romantische Kunst durch die Briten oder die Dänen, durch die Franzosen oder die Araber über die Welt gekommen sei! Man muß daher die innere historische Entwickelung dieser neuen Ansicht der Dinge zu verfolgen suchen, und dazu liegt hier der erste Anlaß, weil für das deutsche Nationalepos hier die Hauptquelle der Art von Romantik liegt, die wir in ihm vorherrschend finden. Dies sind eben große Heerfahrten, Völkerkämpfe, und unbestimmte geographische Räume, deren Umfang ganz eigen mit den Grenzen der Wanderungen deutscher Stämme übereintrifft, so daß unsere volksthümlichen Epen im offenbar gleichen Verhältniß zur Völkerwanderung, wie die späteren französischen Dichtungen zu den Kreuzzügen erscheinen. Leite ich mit Recht das Wunderbare theilweise von der halben Kenntniß dunkler Ferne her, so sieht man sogleich, wie der Gebrauch desselben in den deutschen Epen viel unbedeutender sein mußte, als in den französischen, und es stellt sich auch durch Bedebur's und Dahl's Untersuchungen heraus, daß namentlich im Nibelungenliede die geographische Unbestimmtheit mehr verschwindet. Hätten wir mit der scandinavischen Poesie zu thun, so würden wir die allerersten Spuren romantischer Vorstellungen in der halben

Kenntniß der ungeheuren Natur finden; denn diese Vorstellungen haben eine so regelmäßige Entwickelung, daß man deutlich zeigen kann, wie sie sich erst ganz materiell an der Natur und ihren geheimnißvollen Kräften und Geschöpfen äußern, dann, wenn die Heimat erforscht ist, sich mit der Fremde, mit ihren Besonderheiten, mit Reisen und Reiseabentheuern beschäftigen, daß sie dann vom Raume in die Zeit überspringen und erst die älteren, dann auch die neueren Geschichten in ihren Kreis ziehen, von da aber in verschiedener Weise in die räthselhafte Geisterwelt eindringen, so daß sie sich von Anfang bis zu Ende immer mehr verflüchtigen und immer nach der Aufklärung des einen Asyls zu einem anderen dunkleren flüchten. Je älter die Zeit, desto mehr sehen wir jene Anfänge herrschen, je neuer, desto mehr dies Ende. So ist die nordische Dichtung mit Riesen, Zwergen und Ungeheuern aller Art gefüllt, mit sonderbaren Thieren, wunderkräftigen Früchten, Thierverwandlungen, verhängnißvollem Golde und dergleichen, dagegen kannte die letzte Periode der deutschen Poesie, die in Zeiten der größten Aufklärung fiel, nichts von allem jenem, als in Nachahmungen; wo sie originell war, war sie sogleich im Gebiete des Uebersinnlichen, wie Klopstock und Faust, wenn man selbst diese originell nennen kann; an Hoffmann's Geistergeschichten aber sah man leider nur zu klar, daß diese Vorstellungen, die in der Dämmerung allein vegetiren, in hellen Räumen zum Wahnwitz werden. So läßt sich jener Gang an der Geschichte der griechischen Romantik sehr einfach darlegen; ich begnüge mich aber an dieser Stelle mit diesen Winken, weil die Entwickelung der deutschen Dichtung selbst uns die Sache klar machen und häufig Gelegenheit geben wird, auf diese Puncte zurückzukommen. In dem deutschen Nationalepos erscheinen Riesen und Zwerge nur wenig, und mehr in einer späteren Periode, wo man wieder einen geänderten Gesichtspunct nehmen muß: die Veränderungen jener Vorstellungen lassen sich in der Regel mehr oder minder deutlich zweimal unterscheiden, und zwar so, daß zuerst der Mensch der Natur gegenüber abhängig erscheint und große geheime Kräfte in ihr ahnt, und dann, daß er nach der Einsicht in die Ueberlegenheit der menschlichen Natur die äußere beherrscht, gebraucht und ihr außergewöhnliche Kräfte mittheilt und leiht; wo dann jenes erste Verhältniß, wie man jetzt scheidet, der Naturpoesie, dieses andere

der Kunstpoesie vorzugsweise zu eignen scheint [25]). Daß in den alten Dichtungen, die möglicherweise dem Wolfdietrich und Laurin und ähnlichen zu Grunde liegen, die Riesen und Zwerge so große Rollen gespielt hätten, wie in den Bearbeitungen, die wir besitzen, glaube ich nach der Natur aller unserer älteren Dichtungen leugnen zu müssen, obgleich das zugegeben werden muß, daß die Tyroler Berge in Deutschland frühe als der Sitz dieser Gestalten erscheinen. Eben so ist auch das Ungewisse in den localen Bestimmungen in den älteren Gedichten unbedeutender, als irgend sonst wo in ernsten Gedichten des Mittelalters, aus dem schon angeführten natürlichem Grunde, daß sie nur auf dem bekannteren Gebiete von Europa spielen. Hier aber ist die Art, wie in den Nibelungen das Sichere und Ausführlichere im Localen, wie in dem Geschehenden das Einfache und Natürlichere schwindet, sobald sich der Held der ersten Hälfte von dem südlichen Boden nach dem Norden entfernt, durchaus charakteristisch. Durch die ganze Geschichte läßt es sich unendliche Male zeigen und es ist schon anderswo darauf aufmerksam gemacht worden [26]), wie in einerlei Werk und Gedicht die Entfernung vom heimatlichen Boden fast nothwendig die Entfernung aus dem Kreise der Wahrscheinlichkeit oder gar Wahrheit mit sich führt. In den jüdischen Sagen ist vor und nach der Wanderung nach und aus Ägypten Einfachheit und Planheit; aber diese Wanderungen selbst sind am Anfang und Ende mit Wunderbarkeiten von allerhand Art geschmückt. In der nordischen Sage von den Wolsungen und Giukungen wächst mit der Entfernung der Länder vom Norden das Fabelhafte. In der Odysse ist ein Stufengang des Seltsamen und Unerhörten; es steigt regelmäßig mit der Entfernung nach Westen und sinkt ebenso mit der Rückkehr nach Osten: hier sind alle Elemente der lebendigsten und ausgebildetsten Romantik schon frühe unter dem Volke, das diese Art von Poesie nur nicht vorzugsweise cultiviren konnte, eben weil ihm Alles nahe und durch

25) Man wird sehen, daß diese historische Ansicht den Unterschied zwischen Mythischem und Romantischem, den Müller in der Sagabibliothek II. p. 23 sqq. statuirte, vermittelt; es ist dieselbe Ansicht, nur ein anderer Standpunct, der mir eben so zukommt, wie jener andere dem Verfasser der Sagabibliothek.

26) Historische Briefe. p. 107 sq.

den lebhaftesten persönlichen Verkehr klar war. Als durch Carthager und Massilier der atlantische Ocean befahren ward, schob sich das Land der Wunder noch weiter in den Westen; durch Alexander aber ward der veränderten Dichtungsart nicht nur, sondern allen veränderten Vorstellungsarten und den Tendenzen der neuen Zeit überhaupt der erste Impuls gegeben; der Osten überwog jetzt und beschäftigte fortan jede Einbildungskraft; die Griechen um Alexanders Zeit selbst nahmen Indiens Naturwunder zu ihrem Gegenstand; die späteren Romanschreiber knüpften ihre Reiseabentheuer an die dunkle Geographie und an die dunkle Weisheit des Ostens, der Babylonier und Aegypter, und verknüpften die Fortschritte in der Kunde vom Nordwesten und Norden Europas damit; das Mittelalter kehrte zu dem Geschichtlichen, zu dem Wundermann selbst zurück, den es, nicht zufrieden mit Indien auch in den Westen, bis an die Grenzen der Welt, ins Reich der Gewässer und der Lüfte, endlich bis ins christliche Paradies wandern ließ. Nicht allein in der unbewußten Dichtung des Volkes, auch in dem Gedichte eines Ariost herrscht dieselbe Erscheinung vor: seine wunderlichsten Gestalten und Geschichten liegen fern im Osten und fern im Westen. Ariosts Werk aber bezeichnet die Grenze dieser Art von Romantik; mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien und der westlichen Erdhälfte verschwand diese Art von Dichtung nothwendig; mancherlei konnte sich, wie noch in Persiles und Sigismunde die alten griechischen Romane, reproduciren; allein original zu bleiben, mußte man, wie Milton, den Himmel und die Hölle, oder wie Andere, die Geisterwelt zu Hülfe nehmen; das räumlich Romantische, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, hörte, wie es mit einem einzelnen verschlagenen Reiseabentheurer in der Odyssee oder in der südlichen Sage begonnen hatte, mit einem einzelnen Reiseabentheurer, dem Robinson, vollständig auf und konnte selbst dann nur als Kinderbuch seine größte Wirkung machen.

Das deutsche Nationalepos kam durch diese Verhältnisse in eine ganz eigene Lage. Es hatte die vage Scheinbühne und den ungeheuren Spielraum der französischen Gedichte nicht, welche sich über den ganzen Osten ausbreiten, es hatte aber eben darum auch manchen positiven Gewinn an Vorstellungen nicht; hat es nicht ganz in dem Maaße die Unbestimmtheit der Localitäten, so hat es

doch die Unbestimmtheit der Facten. Dies liegt wieder in dem Charakter der Geschichte, die die Grundlage eines jeden Volksepos ist. Der Charakter jener Stoffe, die wir noch in und nach der Völkerwanderung ausnahmsweise in dem engeren Stamme der Longobarden herrschen sahen, jener Erzählung von Hermanrich bei Jornandes, selbst des ersten Theiles der Nibelungen, der Charakter einzelner Begebenheiten, enger heimatlicher Verhältnisse, kleiner Könige, wie wir sie bisher trafen, mußte seit der Völkerwanderung nothwendig aufhören. Die früheren kleinen Ereignisse wurden von den ungeheuersten Bewegungen verdrängt, der feste vaterländische Boden mit der ungewissen Fremde vertauscht, die kleinen thätigen habsüchtigen Könige, wie noch im Walther weichen jenen in erhabener Unthätigkeit ruhenden, nur schwer im Kampf erscheinenden, reichen und glänzenden Herrschern, die die Dichtung vor Attila und Theodorich so wenig kennen konnte, wie die Wirklichkeit selbst sie kannte. Sobald sie erschienen waren, strebte die Dichtkunst, diese großen Persönlichkeiten, um welche sich alle geschichtlichen Begebenheiten anlegten, in ihr Gebiet herüberzuziehen, wo sich dann bald die poetischen Sagen ebenso in einem Cyclus um sie versammelten. „Der Dichter, sagt Dahlmann, will durch seine Schöpfungen die Gegenwart übertreffen, nur klein war da der Lohn des Beifalls oder der Gunst, der sich durch Besingung der uralten Kriege kleiner Landeskönige unter einander gewinnen ließ. Das hieß weit unter dem stehen, was die Gegenwart leistete." Er sagt es in Bezug auf einen besonderen Fall bei Saxo: es läßt sich auf die gesammte Dichtung des Mittelalters anwenden. Geblendet an den außerordentlichen Gegenständen, welche die wirkliche Welt darbot, unfähig, diese zu übermächtige wirkliche Welt zu zwingen, rang die Dichtkunst, sie noch zu überbieten und mußte nothwendig in jenen Hang zum Uebertreiben verfallen, dem man in allen mittelaltrigen Dichtungen sogar den inneren Zwang ansieht. Hier liegt unstreitig eine der Hauptursachen des Mißfallens, das so Viele an diesen Epen finden. Es kam dazu, daß dies mit der Zeit stets wuchs und ärger ward, weil der äußere Glanz der arabischen Reiche, wenigstens ihr wunderbarer und fremdartiger Glanz das Altrömische, und weil Karl der Große die alten Könige der Völkerwanderung in eben dem Maaße übertraf. Dazu nahm der Geist des Romantischen in der handelnden Welt selbst über-

hand; genährt durch die ersten Poesien nach der Völkerwanderung und durch allmählige Bekanntschaft mit griechischer und römischer Geschichte, gab er jetzt seinerseits wieder in den Unternehmungen eines Karl der Poesie erweiterten Stoff zurück. Sein Auftreten als Welteroberer, der unerhörte Glanz seiner Herrschaft, seine großen Projecte, sein Weltüberblick in den Ideen von Einem Christenreich und Einer Kirche, mit Einem Gott und Einem Cultus, seine Entwürfe zur Verbindung von Flüssen und Meeren, seine Verhältnisse zu dem Chalifen, sein Wegspringen über mehrere Jahrhunderte bei Erneuerung des römischen Kaisernamens, alles dies sind in der Geschichte und Wirklichkeit Erscheinungen, welche den Erfindungen der Dichter analog sind: was Wunder also, wenn der Lobgesang auf den heiligen Hanno die Thaten Karls mit denen des Cäsar in Eins verschmilzt, oder wenn Jornandes von seinen Franken das kaum sich erholende Troja wieder zerstören läßt, oder wenn Attila und Theodorich und Hermanrich neben einander gerückt, oder geschichtliche Züge von dem Fall des Burgunderkönigs Gundahar und von dem des Attila in den catalaunischen Feldern vielleicht in die Nibelungen gemischt werden! Das Faßbare und Einfache verschwindet hinfort aus der Geschichte, an die Stelle der Kraft tritt die Macht, an die Stelle des Vaterlands die Welt, an die Stelle der Einzelnen die Massen; man kann Alles zusammenfassen: an die Stelle des einfachen Handelns, wie es Verhältnissen und Umständen gegenüber, dem Verständigen nothwendig wird, ein weitaussehendes aus Planen oder Grillen, aus Ideen oder Launen fließendes Bestreben. Dies wird eine lange Zeit hin der Charakter der Fürsten im Mittelalter und ihrer Handlungen, es ist der Charakter der Dichtungen und der darin erzählten Begebenheiten.

Dennoch muß man nicht vergessen, daß Deutschland selbst während und nach der Völkerwanderung noch in jenen kleineren Verhältnissen blieb und an den großen Weltbegebenheiten wegen seiner Erschöpfung wenig Antheil nehmen konnte, und daß es daher in diesen Zeiten den Charakter solcher engerer, abgeschlossener, kleinerer Erzählungen, wie die vorherabgehandelten, welchen ich immer die späteren auf der Völkerwanderung ruhenden entgegensetze, noch festhalten und sie vor anderen lieb behalten konnte. Wir hören daher, daß Lieder von Alboin noch zu Paul's Zeit in ganz

Deutschland gesungen wurden [27]), die gewiß keinerlei Anlage zu epischer Erweiterung in sich hatten. So hören wir von dem Poeta Saxo, daß verschiedene fränkische Könige in Gedichten gepriesen waren [28]). So waren die Geschichten von dem thüringischen König Irmenfried in poetische Sage übergegangen und existirten in verschiedenen Gestalten, und die Namen Irnfrit und Irinc spielen sogar in die Nibelungen herüber [29]). Es liegt auch selbst ohne Zeugnisse die Vermuthung ziemlich nahe, daß jene schauderhaften Familiengreuel an den gothischen, thüringischen, burgundischen und merovingischen Höfen vielfach in Gesänge übergegangen sein mögen, die an furchtbarem Stoffe die Geschichten des Hauses Tantalus weit überbieten; obwohl es wieder eine Eigenheit der deutschen Gedichte ist, daß sie, so weit wir sie erhalten haben, nichts so Grausiges wie der Norden, wie z. B. die Volsungasage enthalten. Wenn es ausgemacht wäre, daß, wie namentlich Göttling nachzuweisen gesucht hat [30]), der austrasische König Siegbert in dem Siegfried der deutschen Sage und mit der Brunhilde jenes berüchtigte unglückliche fränkische Weib gemeint sei, so würden wir auch die erste Hälfte der Nibelungen geradezu hierherstellen. Das Wesentliche der hier hervorgehobenen Aehnlichkeiten wäre, daß Siegbert wie Siegfried sein Reich am Rheine hat, nach Gregor von Tours die Hunnen überwand, nach Venantius Fortunatus die Sachsen und Dänen, daß er mit der schönen und klugen Brunhilde vermählt war, sein Bruder Guntram ihm Feind war, wie auch Chilperich, dessen Weib Fredegunde ihn ermorden ließ, und daß seine Wittwe seinen Tod zu rächen suchte und in Worms hingerichtet ward. Guntram hatte ferner einen Feldherrn Gunnarus (soll an Hagen erinnern), der mit dem Könige einen großen Schatz gefunden hätte und nachher von Fredegunden verfolgt und getödtet ward. Dies Alles ist nachher von Leichtlen [31]) und Andern noch weiter ausgeführt und noch genauer untersucht worden. Man sieht leicht, daß sich hier Widersprüche und Aehnlichkeiten in solcher Weise mischen, daß nirgends ein fester Anhaltspunct ist, und es

---

27) De gest. Longob. I, 27.
28) Poeta Saxo ed. Pertz. II, 127.
29) Grimm's Heldensage. p. 117.
30) Ueber das Geschichtliche in den Nibelungen.
31) Forschungen im Gebiete der Geschichte. I, 2.

ist einleuchtend genug, was Müller sagte, daß es ihm unglaublich sei, daß die Bearbeiter der deutschen Sage bei ihrem Siegfried so an Siegbert gedacht hätten, wie bei Etzel ohne Zweifel an Attila. Bei den jedoch fast unläugbaren Beziehungen auf die merovingischen Geschichten kann man daher nicht anders annehmen, als daß die Sage von Siegfrieds Mord und der Rache Kriemhildens, noch ehe Dietrich und Hildebrand angeknüpft waren, im Norden eine eigene, selbständige Ausbildung erhielt, die sich ganz ungemein charakteristisch eben so in sich concentrirte und abschloß, wie die deutsche wieder in ihrer eigenthümlichen Gestaltung nach steter Erweiterung strebte, so daß in dem letzten Theile offenbar Alles, was das eigentlich strengere epische Element in den Nibelungen ausmacht, in dem deutschen Gedichte das Hauptinteresse erregt, in dem nordischen aber das Tragische, was dort noch viel furchtbarer ist als im deutschen. Die Völkerwanderung warf auch diesen engeren Stoff gleichsam ab, oder knüpfte ihn so eng an die weitere gothische Sage, daß bald die Siegfriedsage bei uns ganz vergessen ward, da es vor dem 12ten Jahrhundert kein Zeugniß dafür giebt, was man bei den mannigfachen Zeugnissen für die Dietrichsage schwerlich als bloßen Zufall wird ansehen können. Bei dieser Gelegenheit möchte ich, obgleich es meinem Gegenstande schon fremder ist, bemerken, daß mir der Streit über den mythischen und historischen Ursprung der Sage durchaus ganz verkehrt geführt zu sein scheint. Man hat objectiv ein allgemeines Gesetz feststellen wollen über das frühere oder spätere Dasein dieser oder jener Auffassung, und ist dabei eben so irre gegangen, wie die Aesthetiker bei ihren Definitionen von Kunstgattungen und Künsten, bis Wilhelm von Humboldt gezeigt hat, daß diesen geheimnißvollen Dingen nur auf subjectivem Wege beizukommen ist. Es ist nicht ein für allemal mit einem Machtspruch auszumachen, ob die Sage überhaupt zuerst mythisch oder historisch sei, es hängt dies einzeln von der Eigenthümlichkeit der Nation ab, welcher diese oder jene Sage angehört, und von Verhältnissen, unter welchen sie dieselbe pflegt. Der Grund derselben ist jedesmal thatsächlich, oder wenn man will, historisch: nur dies macht sie zur Sage, d. h. zur Erzählung. Ob sie, was man historische Wahrheit nennt, hat oder nicht, ist ganz gleichgültig, allein mögen auch Götter und Dämonen ihr Gegenstand sein und das Abentheuerlichste und Chimärischste, das Tief-

sinnigste und Bedeutsamste sich in der Erzählung mischen, immer ruht, was ein Mensch überhaupt erzählen kann, auf menschlichen Beobachtungen menschlicher Verhältnisse und Ereignisse, und wenn Hermann in den Briefen über Homer und Hesiod in vielen Mythen ursprüngliche Philosopheme erblickt, meint er doch, daß sie sich mit wirklichen Begebenheiten vermischt hätten, die also früher für sich sagenmäßig bestanden haben müssen, so daß also auch in solchen Sagen die Begebenheit und das Historische der Grund, die Vorstellung und das Mythische aber das Hineingetragene ist. Hätte man statt im Dunkel in der Helle geforscht, so hätte man das sogleich deutlich einsehen können. Jene christlich mythische Vorstellung des Mittelalters von der Jungfräulichkeit der Erde und der Maria, von denen die einzigen reinen Menschen kamen, ist alt und zuerst ganz selbständig; sie ist bedeutsam in Wolframs Gedichte übergegangen, sie ist aber in diesen, so wie die Idee vom Graal im Titurel und in den spätern Arthursagen, nicht das Ursprüngliche, sondern das willkührlich Hineingelegte. Ist ein Volk geneigt zu mystischer Versenkung, zu Abstraction und Speculation, zur Beschaulichkeit und Grübelei, so wird sie ihren Sagen sehr bald das Thatsächliche, das Historische entziehen, sie wird die festen lebenden Gestalten universalisiren, aus Personen und Menschen Ideen und Götter machen, die historische Wahrscheinlichkeit weniger beobachten, die menschliche Wirklichkeit verlassen, sie wird beimischen, was Alles nur eine Sage mythisch, ja mystisch und allegorisch machen kann. Sind ja zu gewissen Zeiten, die dahin geneigt waren, die wirklichen historischen Begebenheiten, oft noch ehe sie fertig waren, allegorisch gedeutet worden! Fehlt aber einer Nation, wie Indern und Kelten, im gewissen Sinne eine Geschichte, so wird auch ihrer Sage das geschichtliche Element abgehen und diese um so leichter alles historische Gewand abstreifen. Völker aber, die wie Juden, Griechen und Deutsche ganz verständig, ganz nüchtern beobachten, gehen durchaus von nüchterner, verständiger Beobachtung der Wirklichkeit auch in der Sage aus, und wer das in diesem Falle leugnet, von dem darf man, glaub' ich, ganz getrost sagen, daß er nicht genug beobachtet, oder nicht nüchtern und verständig beobachtet habe. Die ganze Geschichte der deutschen Dichtung zeigt, daß je weiter wir in der Zeit zurückgehen, desto mehr die Wahrscheinlichkeit in den Sagen wächst und die historisch

Anlehnung deutlicher wird. So ist's auch in der griechischen; und wo, wenn wir noch weiter zurückgehen, die Scheide zwischen mythischer mehr auf die Natur gerichteter und historischer auf den Menschen bezogener Sagen liegt, liegt auch die Scheide zwischen den scandinavischen und deutschen, thracischen und hellenischen Stämmen. Ueber das Verhältniß des Dichtens und Erdichtens aber zur Geschichte, über absichtliche, poetische Veränderung des Historischen, verliere ich nicht gern ein Wort. Wie wollen wir kleinlichen Kritiker, deren Phantasie in der frühesten Schule verkrüppelt wird, wissen, wie so riesige jugendliche Naturen die Geschichte faßten! Den historischen Kern in diesen Geschichten leugnen zu wollen, dazu müßte man an seinen gesunden Sinnen zweifeln! Das Epos Lügen strafen zu wollen, ihm die Abweichung von historischer Wahrheit vorwerfen zu wollen, wäre eine Thorheit. Aber Schade ist's, daß jener historische Kern im deutschen Gedichte abgeschliffen, der ursprüngliche Fels in Sand verwittert, und dadurch die Dichtung der einfachen Natur weniger nahe geblieben ist. Bedenken wir übrigens ja, daß nur der Zufall, der die römischen Beobachter unter unsere Deutschen mischte, uns überhaupt eine andere Kenntniß jener Geschichten verschaffte, als wir sie ohne jenen Zufall blos aus unsern Gedichten wissen würden. Der Charakter der Geschichte allein ist es, der die Geschichtlichkeit der Sage macht. Man versuche doch einen phantasievollen Knaben mit der griechischen Geschichte der Perserkriege, ob er nicht eine lebendige, treue, zusammenhängende, ja bis in kleine Umstände genaue Erzählung lange Zeit davon festhalten wird! Das Lebendige, Wahre, Zusammenhängende, Ausgeführte und Reizvolle der Sache selbst zwingt ihn dazu. Und nun erzähle man ihm die Völkerwanderung; in wenigen Monaten wird er nichts im Kopfe haben, als drei, vier große Namen, ein Bild von Zügen und Kriegen im Raum, wenige dunkle Erinnerungen von der Chronologie, kurz ganz genau eben das, was unsere alten Lieder auch erhalten haben. Bedenkt man, welcherlei Geschichte dies überhaupt war, und dazu, welcherlei Geschichtschreibung wir davon haben, wie viele nähere Beziehungen der Geschichte auf's Gedicht uns verloren gegangen sein können, so wird man den bisherigen Weg des Forschens über diese Gegenstände nicht für das einzig zum Heil führende halten, da zumal

die Betrachtung, die wir andeuteten, fast jede wünschbare Erklärung leicht an die Hand giebt [32]).

Die nordische Dichtung kennt den Sigurd in ganz anderer Weise, als die deutsche; überall in Familienverhältnissen und vereinzelter, wo ihn die deutsche Sage in große Verbindungen bringt, in den Kreis des Dietrich zieht, an sein Schicksal das Schicksal von Völkern knüpft. Wer diese Siegfriede des Nordens und der Deutschen vergleicht, wer die Volsunga und Wilkinasage neben einander liest, wer ein Eddalied mit dem Hildebrandlied zusammenhält, der wird sogleich überall finden, was ich schon oben andeutete, daß die scandinavische Poesie überall das Abrunden einzelner, herausgehobener Begebenheiten liebt, die deutsche aber überall einen großen Zusammenhang voraussetzt. Jener sagt der lyrische Schwung, der Dialog, der dramatische Effect, der kurze gedrungene, räthselhafte Ausdruck zu, wo der deutschen nur die epische versinnlichende Breite und der langsame gemessene Gang der Erzählung dient. Darum fügte sich Sigurd in die Dietrichsage nur schwer, und darum ist Dietrich seinerseits in den Norden fast gar nicht gedrungen. Dennoch war die gothische Sage so weit verbreitet, daß sie bis nach England kam, wo uns unter mancherlei Zeugnissen [33]) Winke enthalten sind, nach denen nicht nur Helden der Sage für uns verloren gingen, sondern wo auch durch die Maringaburg (mit dem Marunganien des Geographen von Ravenna und dem Mauringa bei Paul Warnefried zusammengehalten) eine neue Heimat geöffnet zu werden scheint. In diesen Zeugnissen schon werden überall jene großen Verhältnisse angedeutet, und jener weite Umfang, der hier durchaus charakteristisch ist; und diese treten auch in dem berühmten Hildebrandliede hervor.

Was die Sage selbst angeht, so bemerke ich im Vorbeigehen, daß hier schon dem Schauplatz nach, der besonders nach den späteren Bearbeitungen offenbar Italien ist, so wie in dem Auftreten

---

32) Was Lange seiner Uebersetzung des zweiten Theils der Sagabibliothek neulich über diese Gegenstände beigefügt hat, scheint im directen Widerspruche mit diesen Ansichten zu stehen, und doch glaube ich, daß es nur darauf ankommt, daß er sich mit der historischen Betrachtung versöhne, die doch überall bei Forschungen dieser Art die einzig richtige sein kann, um zu finden, daß sich dieser Widerspruch leicht lösen läßt.

33) Sie sind bei Wilhelm Grimm gesammelt.

des Odoacher mehr geschichtlicher Grund zu sein scheint, und ich nehme lieber jederlei Entstellung in den späteren Sagen an, als umgekehrt hier einen Versuch, die Sage mit der Geschichte übereinstimmender zu machen. Ich setze die Arbeiten der Gebrüder Grimm über dies Lied als bekannt voraus; verweise wenigstens jeden Leser auf ihre Ausgaben, der vollständige Belehrung darüber sucht. Die schönsten Aufschlüsse über das Technische unsrer alten Dichtkunst, über die Allgemeinheit der Alliteration in allen deutschen Stämmen, über den Mangel des Reimes und dergl. danken wir der Auffindung dieses Fragmentes und des zugleich von den Grimm herausgegebenen Wessobrunner Gebets; ich lasse dies liegen, da ich hauptsächlich nur die innere Ausbildung der Poesie beachte, und nicht gerne abschreiben möchte, was ich nicht besser zu sagen weiß. Es ist übrigens von dem höchsten Interesse, schon in der erwähnten Reimform den Unterschied des Charakters unserer älteren Poesie von der späteren zu bemerken; man muß nur Sinn dafür haben, wie der Reim, mag man auch sagen was man will, etwas Unnatürliches und in jede reine Dichtkunst erst spät mit einem gewissen weiblichen Princip hineingerathenes ist, und wie wir vielleicht nur diesem Alliterationswesen, das man sogar in gewissen Eigenthümlichkeiten der Reimkunst der Minnesänger wieder finden möchte[34]), zu verdanken haben, daß unsere Poesie auch nach der Aufnahme des Reims die Zählung der Rhythmen nicht gegen die Sylbenzählung der romanischen Nationen aufgab, indem die Alliteration sich an Accent und die Geltung der Worte genau anschloß. Das Vaterland unseres Liedes setzen die Herausgeber nach Hessen und nennen den Dialect, der doch sehr ins niederdeutsche neigt, fränkisch, der Zeit nach gehört es ins 8te Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig. Auch hier lehrt ein einziger Blick, daß das deutsche Gedicht vor diesen letzteren durch größere Wahrscheinlichkeit und Einfachheit in der Begebenheit, in den Reden durch ungesuchteres menschlicheres Gefühl ausgezeichnet ist, und sei die Darstellung auch an einigen Puncten so kernig und kraftvoll, die Sprache so kühn wie in der Edda, so ist doch keine Spur von jenem Ungeheueren in den Figuren und Bildern, oder von absichtlicher Dunkelheit und lyrischem Schwung: die epische Form

---

34) Grimm über den altdeutschen Meistergesang. p. 63.

drängt sich hier im Gegentheil ganz überraschend, fast wie bei Homer in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe, die jeder ächten Poesie stete Begleiterin ist, liegt hier über den Reden des Zorns, des Schmerzes, und über die Werke der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz erhalten ist. Wenn wir es mit den späteren Behandlungen vergleichen, so ist es einzig, in wie vielen bedeutenden Puncten das kleine Fragment höchst vortheilhaft voransteht. Hier wird man nicht gleich Anfangs so genau bekannt mit Vater und Sohn, die sich hier kriegerisch begegnen, noch mit der Sicherheit des Vaters über den Ausgang des Zweikampfs; hier veranlaßt nicht die Sonderbarkeit, daß einer dem andern seinen Namen nicht sagen will, den Kampf zwischen beiden, sondern der Unglaube des Sohns und die Gereiztheit des Vaters über diesen Unglauben; wie charakterisiren beide Züge den ehrlichen Alten und den leichtfertigen Jungen; wie anders stellt dies zugleich das Interesse, da nun nicht allein der Leser, da auch der Vater und der Sohn wissen, sie bekämpfen einander; hier wird nicht der Kampf wie dort ins Scherzhafte gezogen, kein Effect in Worten noch in Scenen ist gesucht, gewiß würde auch der Schluß nicht die possenhafte Wendung gekannt haben, wie jene späteren Lieder. Wäre uns dieser Schluß erhalten, der gerade in den verschiedenen dichterischen Bearbeitungen und in der Wilkinasage so verschieden behandelt ist, so würden wir noch deutlicher erkennen und beurtheilen, ob und in wie weit unser Lied dem größeren Cyclus nahe steht. Der Ausgang, wie er sich in jenen Liedern späterer Zeit findet, die Grimm mittheilt, giebt dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; sie suchen diese in sich selbst zu vollenden, sie bieten Witz, Scherz und Alles auf, um dieser einzelnen Begebenheit Reiz zu geben, die Neugierde mit ihr zu fesseln, und gerade damit geben sie ihr ein beschränkteres Interesse. Diese Lieder tragen, um wieder hierauf zurückzukommen, ganz den Charakter, der auch in jenen longobardischen, in jenen fränkischen, in jenem Gedichte von Hermanrich und Swanhild gelegen haben mag, wo immer einzelne geschlossene Begebenheiten der Gegenstand gewesen sein werden. Als aber durch die Völkerwanderung jenes größere und weitere Interesse an einer umfassenden Sage von einem Weltereigniß, das sich in ein einziges rhapsodisches Gemälde nicht fassen ließ, angeregt war, nun mußte jedes

zelne Ereigniß in Bezug auf jenes Ganze gesetzt werden, der Inhalt selbst ward bekannter, ward Allgemeingut, er verdrängte das Alte, er selbst erhielt sich gegen jedes Neue. Die Begebenheiten wurden allmählig bekannt, hinfort kam es auf die Begebenheit selbst minder an, es kam jetzt darauf an, die Handlungen interessant zu machen, und durch Form und Darstellung zu gewinnen. Hier fängt erst die eigentliche Poesie an. Der Stoff, das Leben mag poetisch sein, davon gewinnt die Kunst nicht nothwendig; die Auffassung des poetischen Stoffes und seine geschickte Behandlung macht erst daß ein Gedicht diesen Namen verdient. Nicht allein finde ich, wie angedeutet, das Hildebrandlied für seine Zeit in dieser Hinsicht ganz vortrefflich, auch jener epische enge Anschluß an den weiteren Kreis scheint mir (wenn es nicht zu kühn ist, aus so wenigen Zeilen so Vieles heraussehen zu wollen) sehr bedeutend, und darin suche ich den eigentlichen Werth und die große Bedeutung dieses Liedes. Schon die ursprüngliche rhapsodische Erzählung muß in ihren ersten Keimen die größere oder kleinere Anlage zur Weiterbildung in ein größeres Epos tragen. Wer ein scharfes Auge hätte, müßte uns sagen können, warum so viele Stoffe der alten griechischen Sage nicht zu epischen Gedichten taugten und nicht dazu wurden, warum z. B. der Argonautenzug in der freilich hölzernen Bearbeitung des Apollonius Rhodius, warum aber auch die Herkuleskämpfe in der wunderbaren Auffassung des althomerischen Geistes bei Theocrit eben so wenig eine große epische Wirkung machen können, als sie es in wirklich alter Bearbeitung gekonnt hätten. Dergleichen Dinge bleiben mehr oder minder einzelne Geschichten und zufällige Abentheuer dem Stoffe nach, sie bleiben der Darstellung nach einzelne Gemälde, die nur beschränktere Wirkung üben, weil sie nur auf einem Augenblick fesseln; sie haben keine Anlage für eine engere Verbindung zu einem Allgemeinen und Ganzen, das den Leser oder Hörer nicht blos augenblicklich unterhält oder zerstreut, sondern ihn ganz und dauernd in Anspruch nimmt. Ich behaupte nun geradezu, daß es vielleicht außer einigen griechischen Resten, keine rhapsodische Erzählung aus alter Zeit giebt, welche das Gepräge und die Fähigkeit zu einem engeren Zusammenhang mit einem epischen Ganzen so deutlich an sich trägt, wie dieses Hildebrandlied; ja ich glaube ziemlich fest, daß wir, wenn wir nicht blos ein Bruchstück hätten,

den bestimmten und ausgemalten Schluß jener anderen Lieder in unserem alten nicht finden würden, sondern daß uns auch vielleicht das Ende anderswohin weisen würde, eben wie gleich im Anfang das Interesse bei der Andeutung von Hildebrands merkwürdiger und großer Vergangenheit über die Gegenwart hinweg geht. Ich weiß nicht, ob es Vorurtheil scheinen wird, ich meine aber, daß die tausende von Versen in der Ravennaschlacht oder der Flucht nicht solch ein adäquates Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten geben, wie die wenigen Züge dieses kleinen Liedes, und daß jenes urkräftige Heldenwesen, das in späteren Gedichten so leicht durch Sonderbarkeiten und Uebertreibungen in den Charakter des Eisenfresserischen übergeht, hier in einer Reinheit und Würde und zugleich so plastisch bestimmt heraustritt, daß sich höchstens die zweite Hälfte der Nibelungen daneben stellen dürfte.

So weit also führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, ausdehnte auf großartige Verhältnisse und Zustände, die sich nicht in eine einzige Empfindung aufnehmen, nicht mehr in Einem musikalischen Vortrag abschließen ließen, sondern die durch die Phantasie aufgefaßt, und in ein großes Bild von einer eigenen Welt geformt sein wollten, welches die ganze Seele des Menschen zu beschäftigen geeignet wäre. Stoffe zu einer einfachen poetischen Erzählung zu bieten, war, wie wir sehen, jede einfache Begebenheit, die nicht alles Interesses ermangelte, fähig; Stoffe aber für eine Reihe von encyclischen Rhapsodien konnten nur solche außerordentliche Begebenheiten erschaffen, wie der Trojanerkrieg, wie diese Völkerwanderung und die Kämpfe des Christen- und Heidenthums. Das eigentliche volksmäßige Epos weist daher überall nur auf den Süden, wo größerer Völkerverkehr durch Lage und Verhältnisse erleichtert war; so die Dietrichs-, die Karls- und die Graalsage; der Norden pflegte das Abgetrennte, wie er selbst abgetrennt war, und wo er am reinsten abgeschlossen ist, wie in Island und Caledonien, da ist auch seine Poesie am originellsten. Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volksepen, die wir besitzen; und wo ein einzelner Dichter sich epische Gegenstände wählte, da griffen die größten Köpfe am entschiedensten nach solchen Begebenheiten,

wie Ariost, Tasso, Camoens, oder nach solchen Männern, die ähnliche Umwälzungen in der Geschichte hervorbrachten, wie die Dichter der Epen von Alexander im Mittelalter, wie Milton und Klopstock. Allein mit dieser Materie zu der epischen Rhapsodie war eben noch kein Epos gegeben. Es war nicht genug die Poesie auf große Verhältnisse zu lenken, an denen sie sich zersplitterte; es kam darauf an, das Getheilte auch wieder zu verbinden und zu vereinigen. Dazu bedurfte es der Kräfte der Einzelnen. Die Anstrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten und würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Producte der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit und der Rückführung auf ein Ganzes. Eben so wie Karl der Große die germanischen Nationen wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. Die Nachricht von seinem Sammeln deutscher Gesänge [35]) betrachte ich daher aus diesem Gesichtspunkte: es war der erste Schritt zur Zusammensetzung epischer größerer Gedichte aus einzelnen rhapsodischen Gesängen. Denn sobald eine zusammenhängende Reihe solcher Lieder gegeben, aufgeschrieben und bequem zu übersehen war, so mußte wohl an einem Hofe, der mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt zu werden strebte und der poetisch das Alterthum zu verjüngen suchte, von selbst die Aufforderung kommen, jene Lieder unter einander zu verbinden. Hier liegt der Ursprung eines jeden auf diese Weise aus Volksgesängen entstandenen Epos. Eine Zusammensetzung dieser Art fließt aus einem bestimmten Gedanken, um den sich die einzelnen Theile fest versammlen, den sie halb dem epischen Dichter an die Hand geben, den dieser zur anderen Hälfte ausbildet. Diese Einheit, die man lächerlicherweise als einen Beweis gegen die volksmäßige Entstehung der großen Epen hat geltend machen wollen, ist die Grundbedingung jedes größeren in ein Ganzes geschlossenen Volksgedichtes. Das Epos dankt überall seine Entstehung und im Mittelalter insbesondere seine ungeheuere Verbreitung und Mannichfaltigkeit demselben Geiste, der, wie er hier das Zerstreute und Vereinzelte in der Poesie, so in anderen Ver-

35) Die bekannte Stelle bei Eginhart.

hältnissen die Mönche in Orden, die Edlen in einen Ritterstand, die Handwerker in Gilden verband und schloß. Es ist das Bestreben, ganze Corporationen zu vereinigen und mit Ideen zu durchdringen und für Ideen zu begeistern; jenes Bestreben, das dem ganzen Mittelalter einen so poetischen und idealen Anstrich giebt, der nur seine Kehrseite hat, weil die Ideale allzuschnell und häufig in Träumereien und fixe Ideen ausarteten. Jedes bessere Epos im Mittelalter ist, wie jedes größere Bestreben dieser Zeit von Ideen getragen; und diese unterscheiden sich von den Gedanken, die z. B. die Ilias und Odyssee durchdringen, so charakteristisch, wie die ganze moderne Dichtkunst von der antiken. Sie unterscheiden sich wieder unter sich, und das Aeltere, reiner Volksmäßige, eben das deutsche Nationalepos, kommt dem antiken näher, als das spätere, das schon reine Abstractionen, die der Poesie eigentlich nicht mehr angehören, zu ihrem Mittelpuncte nimmt. Schade, daß das zu Große und zu Tiefe dieser Menschen Geist beschäftigte! sie blieben dadurch mit ihren Kräften hinter dem Mittelmäßigen oft zurück. Das deutsche Epos mochte wohl streben, die ganze Völkerwanderung zu bezwingen, allein es scheiterte daran, wie Karl der Große, indem er suchte das ganze Gebiet der ausgewanderten deutschen Stämme wieder unter Einen Gebieter zu bringen und mit dem Einen Gedanken des Christenthums zu vereinigen. Wunderbar, wie Alles, was dieses Bestreben Karls nachher so plötzlich zu nichte machte, gerade aus das deutsche Epos von dem vortrefflichen Wege ableitete, auf dem es von Anfang an war! Man rief durch den feindlichen Gegensatz der Religionen den Kampf und dadurch die Verbindung mit dem Orient hervor; die Normannen hatten schon bei Karls Lebzeiten ihn besorgt gemacht; die unnatürliche Verbindung mit Rom brachte nachher statt der gesuchten Einheit Spaltung im Christenreiche hervor und lenkte alle Bestrebungen der Deutschen nach dem Süden. So werden wir sehen, daß die Verhältnisse zum Orient, daß die durch die Normannen verbreitete britisch-bretagnische Poesie, daß die römische und christliche Cultur der deutschen Dichtung die empfindlichsten Schläge versetzt. Und was immer die Hauptsache bleibt: die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß! Denn dem Dichter und Künstler kann Niemand, wie es in der Wissenschaft der Fall ist, bedeutend in die Hand arbeiten; er muß das ganze Leben umfassen und je schnellere und

lebendigere Erfahrung er da machen kann, desto besser ist es für ihn. Selbst die einzelnen großen Dichter waren ihren großen Anlagen selbst materiell nicht gewachsen, und daher liegen so viele Gedichte unvollendet und mit den elendesten Fortsetzungen durch Andere entstellt. So starb was Karl der Große für ein deutsches Reich und für deutsche Poesie geschaffen hatte, mit seinem Sohne Ludwig weg, der im geistlichen Eifer wieder zerstörte, was sein Vater gut gemacht hatte. Nur hat man ihm Unrecht gethan, wenn man ihm den Verlust der alten Lieder, die sein Vater gesammelt hatte, Schuld gab. Auch Alfred pflegte wohl mit mehr Eifer die angelsächsischen Lieder, er lehrte sie seine Kinder lesen, er spielte selbst den Harfner, Niemand verbot oder verfolgte hier diese Gesänge; auch die Normannen vertilgten sie nicht, weil dem Malmsbury noch großer Vorrath zu Gebote gestanden zu haben scheint, und doch ist so weniges erhalten.

Ehe wir aber den weiteren Gang unsers Volksepos verfolgen, müssen wir sehen, welcherlei Dichtung um und nach Karls Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen dasselbe plötzlich aus dem Munde des Volkes in die Feder der Geistlichen, aus der Volkssprache in die lateinische übergehen sehen.

III.

Geistliche Dichtungen im neunten Jahrhundert.

Die Ausbreitung der deutschen Stämme in Europa war das Erste, was die Dichtkunst der Deutschen mächtig anregen und auf die Dauer beschäftigen konnte, mit ihr war die Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen genau verbunden, ein Ereigniß, das wichtig genug war, in einer poetischen Zeit die deutsche Dichtkunst zu ermuntern, ihre Sprache und Form den Quellen des neuen Glaubens zu leihen. Wie sich jede deutsche Geschichte um diese Zeiten neben der Völkerwanderung besonders um die Einführung des Christenthums kümmern muß, so sind auch die geistlichen Dich-

tungen, die in Folge dieser Einführung entstanden, zunächst der Gegenstand der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers der deutschen Poesie. Die Verkündung dieser neuen Religion, ihr erstes Einwurzeln, der frischeste Eindruck den sie machte, mußte einer Nation, wie die deutsche, auf deren Stämmen das Christenthum allein in seiner Reinheit ruht, zu theuer sein, als daß seine Dichtung daran hätte vorübergehen können. Den Geistlichen besonders stand die Aufforderung zu solchen Werken sehr nahe; die lateinische christliche Poesie war seit sehr frühen Zeiten gepflegt worden. Wäre es Noth, so würde ich hier bis auf Clemens von Alexandrien und Gregor von Nazianz zurückführen; doch genüge hier die Bemerkung, daß besonders in Spanien die poetische Paraphrasirung der biblischen Schriften Aufnahme und von da Verbreitung fand. Juvencus schrieb schon zu Constantins Zeit eine evangelische Geschichte in Hexametern, hauptsächlich nach Matthäus; die Weltschöpfung gab im fünften Jahrhundert dem Dracontius, später dem Claud. Mar. Victor, die Maccabäer dem Victorin, die Wunder Christi dem Sedulius, die Bücher Moses dem Avitus, die Apostelgeschichte dem Arator und Anders Anderen Stoff zu lateinischen Gedichten. Auch in Deutschland entstanden, seitdem diese Dinge mit Beda's Poesien, mit Aldhelm's und Cudberts Werken eingeführt waren, eine Menge von kirchlichen lateinischen Dichtungen von dem verschiedensten Werthe. Nirgends aber, außer bei den Angelsachsen, welche einen Reichthum an Paraphrasen und Uebersetzungen biblischer Schriften besitzen, hatten sich so früh diese Quellen unserer Religion so ausgebreiteten Eingang in die Vulgarsprache verschafft. Welch eine glänzende Erscheinung ist hier nicht jene gothische Bibel des Ulfilas, dieses unschätzbare Denkmal, das uns allein in Schrift von jenem edlen Gothenstamme erhalten ist! Was für Schicksale dieses Buch gehabt, ist leider nicht bekannt; doch ist es wahrscheinlich, daß es auf das innere Deutschland ohne Wirkung geblieben ist. Indeß beweist diese Uebersetzung wieder von einer anderen Seite die Richtung unsrer älteren Vorfahren auf durchaus verständige und natürliche Beurtheilung der Dinge. Unter den Gothen scheint man gar nicht gezweifelt zu haben, daß die Vulgarsprache das einzige Mittel zur Verbreitung der christlichen Schriften sei; allein ob Cädmons und Otfrieds und ähnliche Werke mit oder gegen Willen der Kirche verfaßt seien, darüber kann man schon

mit Recht mit Jacob Grimm zweifelhaft sein. Unleugbar geht aus Allem hervor, daß sich das Volk selbst oder die Geistlichen für das Volk der innigeren Einpflanzung des neuen Glaubens eifriger annahmen, als anderswo. Bis erst auf den Mainzer Concilien festgesetzt war, daß die Bischöfe die Homilien entweder lateinisch oder deutsch vortragen sollten, bis dem Volke gestattet war, das Vaterunser und den Glauben, wenn es denn nicht anders gehen wollte, in der Landessprache zu lernen, mußte schon Karls Sorgfalt für die deutsche Sprache vorausgegangen sein, wiewohl einzelne Gebete und Formeln, Uebersetzungen, Auslegungen, Ermahnungen, Kirchengesänge und Ordensregeln aus älterer Zeit vorkommen. Und was kostete es für Mühe, bis man nur die Sprache diesen Versuchen gewachsen gemacht hatte! Denn bisher hatte man das Deutsche nur zum Volkslied und zum Hausgebrauch gehabt. Jetzt sollte es geschrieben werden, und der Pfaffe, der nichts als sein Latein wußte, fand nicht einmal die nöthigen Buchstaben, um die Aussprache zu bezeichnen; und die es schreiben sollten und wollten, waren oft gar Fremde. Man mußte den mechanischsten Weg nehmen, bis man sich mit der Sprache verständigen konnte. Der Verfasser des lateinisch-deutschen Wörterbuchs, das man gewöhnlich dem heiligen Gallus zuschreibt, ist der Versuch eines Mannes, der der alemannischen wie der lateinischen Sprache gleicherweise nicht ganz Meister war. Ich will nicht die mancherlei Glossare herzählen, die namentlich in den Klosterschulen der Benedictiner entstanden, und die von Hoffmann in den althochdeutschen Glossen, von Graff in der Diutiska, von Braun und Andern bekannt gemacht sind; noch auch die Interlinearübersetzungen und dergleichen Hülfsmittel zur Erlernung der Vulgarsprache, von wo man erst auf freiere Uebersetzungen und Paraphrasen und endlich auf poetische Paraphrasen kam. Nach fremden grammatischen Begriffen, durch Leute die in fremder Sprache erzogen waren, mußte sich diese Sprache für diese Poesien erst bilden, etwa wie im 17ten Jahrhundert die Sprachgesellschaften mit Mühe und ohne Erfolg der reineren Poesie des 18ten Jahrhunderts vorausgingen, deren Sprache erst ward, als Lessing anfing auf den lebendigen Gebrauch zurückzuführen. Ich scheide hier streng Alles aus, was der Prosa angehört, lasse daher eben sowohl die fränkische Uebersetzung des Isidor aus dem

9ten Jahrhundert[36]), wie den Notker und die Uebertragung der sogenannten Evangelienharmonie des Tatian[37]) oder das von Pez gefundene Fragment einer anderen Uebersetzung der Evangelien bei Seite, ich übergehe die niederdeutschen Psalmen[38]), den Willeram[39]) und die Interlinearübersetzung der lateinischen Hymnen[40]), die auf Beneckes Verwendung neulich in England wieder hervorgesucht ward. Alle diese und andere Producte haben, wie schon theilweise die bloße Angabe der Ausgaben beweist, immer eine verhältnißmäßig große Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sie haben vom 16ten bis zum 18ten Jahrhundert noch, wie auch Otfrieds ältere Ausgaben zeigen, außer dem sprachlichen und poetischen auch noch ein anderes, das christliche Interesse erregt.

In unsern Tagen schlägt man das letztere nicht mehr hoch an, das sprachliche dagegen um so höher. Gewiß können auch diese ältesten Denkmäler unserer Sprache, gar wenn man die gothische Bibel einschließt, nicht werth genug gehalten werden, und mit Recht hat Grimm jede Zeile gothisch für uns classisch genannt. Ich würde mich mit dieser Anerkennung dieses Werthes jener Werke begnügen, wenn ich nicht einige Bemerkungen zu machen hätte über die Ueberschätzung besonders der beiden Evangelienharmonien, von denen ich in Beziehung auf ihren poetischen Werth sogleich weiter reden werde, die mir zum Theil auf Verwechselung dieses mit dem sprachlichen Werthe dieser Werke zu beruhen scheint. Die Sprache ist für den Dichter immer bloßes Mittel, und wie der plastische Künstler stets mit dem materiellen Stoff zu kämpfen hat, bis er ihm die Lebendigkeit eingezaubert hat, die fähig ist auf die Einbildungskraft zu wirken, so hat auch der Dichter und besonders der erzählende, epische Dichter überall mit der Sprache zu ringen und mit der Sublimität des Gedankens, bis er ihm feste Gestalt gegeben und der Phantasie ihn ergreiflich gemacht hat. Man hat

36) Tract. de nativ. Christi edd. Palthen. Greifswalde 1706. Schilter im Thesaur. 1. I. Rostgaard in der dänischen Bibl. Kopenhagen 1738. 2tes Stück. Michaeler Tabulae P. III.

37) Bei Schilter.

38) ed. Hagen. Breslau 1816.

39) edd. Merula. Leiden 1598. Freher 1631. Schilter. Hoffmann. Breslau 1827.

40) Hymni veteris ecclesiae XXVI interpr. Steotisen, ed. J. Grimm. Götting. 1830.

nun mit Recht zwischen der äußeren und inneren Geschichte die Sprache geschieden, und aufmerksam gemacht, wie in Bezug auf jene von dem Sanskrit zum Gothischen, von da zum althochdeutschen, zum mittel- und neudeutschen ein stufenmäßiges Rückschreiten Statt hatte und ein steter Verlust an sinnlichem Reichthum, an mannichfachem Ausdruck, an Wurzeln, Lauten und Formen, an Synonymen, an feineren Unterscheidungen der Begriffe, vielleicht selbst ein Verlust des Gesetzes der Quantität, das Grimm unserer alten Sprache zu vindiciren sucht. Darum würde ich jedoch nicht behaupten, daß diese äußere Seite der Sprache im Gegensatze mit den Gesetzen der menschlichen Entwickelung stehe. Denn wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unserer Forschung, so würden wir nachweisen können, daß auch einst eine Zeit war, in welcher auch der physische Körper der Sprache von einer niedren Stufe zu jener Höhe hinaufrücken mußte, von welcher wir ihn nachher absinken sehen; es ist mit jeder physischen Geschichte der Völker und der Einzelnen nicht anders, und insofern würde dies nicht im Widerspruch mit aller übrigen Entwickelung stehen, in welcher Fortbildung und Rückgang für alles Existirende gleich fest geordnet ist. Auch die Dichtkunst und jeder andere Zweig geistiger Cultur hat eine solche sinnliche und eine spätere geistige Periode. Wenn nun behauptet wurde, die Poesie sinke mit der Sprache, und damit gemeint scheint, jene erstere Periode der Poesie falle mit jener ersten der Sprache zusammen, so ist dem in jedem Falle nicht absolut so. Wo namentlich wie im Mittelalter und der neuen Zeit, im Gegensatz zu der griechischen, die Dichtung auf die innere Natur des Menschen gerichtet ist, auf Empfindung und Gedanken, da kann die geistig gebildete Sprache wesentlicher fördern, als die sinnlich vollkommenste und reichste. Doch sei es, daß unser älteres Volksepos mehr, gleich der griechischen Poesie, auf die sinnliche Form gerichtet wäre, so ist auch da die Sprache, wie Wilhelm von Humboldt vortrefflich angedeutet hat[41]), in einem inneren Widerstrit mit ihr, indem sie überall für die anschaulichen Gestalten, welche die Dichtung der Phantasie vorführen will, kein anderes Mittel als allgemeine Verstandesbegriffe bietet. Unsere

41) Aesthetische Versuche. XIX.

alten Dichtungen zeigen es fast ohne Ausnahme, wie alle Begünstigung durch die Sprache, die schärfste Begriffssonderung, die vielfachste sinnliche Unterscheidung und der größte Wortreichthum der Poesie nichts nützen, wenn die geistige Ausbildung gering oder die Dichter gar gewöhnt sind in fremder Sprache zu denken. Wie aber diese fremden Sprachen auf die unsere gewirkt, darüber Untersuchungen anzustellen, scheint mir eine schwierige aber höchst belohnende Aufgabe zu sein, deren Lösung aber nothwendig scheint, wenn die Geschichte unserer Sprache, für die schon so Vieles geschah, nicht einseitig ausfallen soll. Es wäre wunderbar, wenn in allen erdenkbaren Verhältnissen, und nur in der Sprache nicht, der Einfluß des Fremden und Alten auf die deutsche und neue Welt überhaupt Statt gehabt haben sollte. Ich meine daher nicht, daß man dem Herausgeber des gothischen zweiten Corintherbriefes [42]) den Einfluß des Griechischen auf das Gothische ganz ableugnen kann, den er behauptet. Auf eben jenen physischen Theil der Sprache, auf Wurzeln, Bildungen und Beugungen konnte allerdings die fremde Sprache nicht oder wenig wirken, dies liegt in der Natur der Sache; allein in Bezug auf das Geistige, auf das Syntactische, scheint mir der Einfluß des Griechischen aufs Gothische und des Lateinischen aufs Althochdeutsche nicht zu verkennen, und sollte er auch nur versuchsweise und ohne dauernden Erfolg geübt worden sein. Wenn daher die gothische Sprache allerdings ihre Reinheit, Ungemischtheit und Eigenthümlichkeit in allen Lauten und Formationen und Flexionen behauptet, und die Bibel des Ulfilas trotz ihrer großen Treue das Eigene der gothischen Etymologie bewahrt hat, so weiß ich doch nicht, ob ein Gothe des Adels oder des Volks geurtheilt haben würde, daß sich die abstracten Sätze des griechischen Textes ohne Zwang in die gothische Rede fügten und ob solche Beispiele von wörtlicher Uebertragung, wie sie Zahn gegeben hat, nicht Beweise von zwangvoller Verrenkung der Sprache vielmehr, als von der Biegsamkeit und Bildsamkeit der gothischen Rede sind. So liegt es in Otfrieds ausdrücklichen Worten, daß er die Regeln der lateinischen Grammatik an seine deutsche Sprache hält, und wenn er selbst lateinische Worte in

42) Ulphilae goth. vers. epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae etc. ed. Castilionäus. Mediol. 1829.

den der Art, wie sie in den Glossen sich übertragen finden, in seinem Werke gebraucht, so zweifle ich, ob darum dergleichen Worte im lebendigen Gebrauche waren[43]).

Wenn ich also bereit bin, in dem Wohlklang der althochdeutschen Sprache eines Otfried, in dem mannichfaltigen Wechsel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle die sie darbietet, vortreffliche Elemente zu einer poetischen Diction zu finden, so kann ich doch darum Otfrieds und ähnlichen Werken nicht wirkliche Poesie zuschreiben. Für die Sprache, für die gelehrte Sprachergründung aber sind diese Reste in der That von der außerordentlichsten Bedeutung. Allein auch da sind unsere Sprachforscher viel zu weit gegangen, wenn sie auch der Jugend diese Studien anmutheten und da ich überall den Gebrauch unserer Literatur für das Leben und die Schule im Auge habe, so kann ich hieran nicht stillschweigend vorübergehen.

Der vortreffliche neue Herausgeber des Otfried sagt in seiner Vorrede: „Diese Bemerkungen werden hinreichend sein, von dem Interesse zu überzeugen, welches ganz abgesehen von „der gelehrten und *gemüthlichen* Ausführung, den poetischen Stellen, der Anwendung auf die Sitten der Zeit u. s. w.," auf die schon Grimm in der Einleitung zur 1sten Ausgabe seiner Grammatik aufmerksam gemacht hat, nicht nur für Lehrer und Sprachforscher, sondern auch für jeden gebildeten Deutschen, dem deutscher Geist und deutsches Wort nicht gleichgültig ist, der Lectüre des otfriedischen Werkes beiwohnt, und daraus die Nothwendigkeit erkennen zu lassen, die Lesung und Erklärung dieses Werkes zu einer stehenden Lection auf der Universität und den oberen Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen zu machen," und in der Note droht er mit den Worten des Flacius, es müsse einer gar ein Stock und so zu sagen kein rechter Deutscher sein, der — (so kommt es wenigstens heraus, wenn es auch nicht gerade so dasteht) dies Buch nicht lesen möge. Wie? wir sollen also zu der ungeheuren und ganz unerträglichen Last, die unseren Schülern der Gymnasien ohnehin schon aufgebürdet ist, ihnen auch noch dies Opus aufladen? Denn gerade diese gründlichen Forscher werden doch am wenigsten leugnen wollen, daß fast die ganze Mühe des

43) Grimm Rechtsalterthümer. p. 301.

Studiums einer neuen Sprache dazu gehört, um dies Buch zu lesen, zu der wir noch dazu die allernöthigsten Hülfsmittel von unserem Herausgeber in seinem angekündigten Sprachschatze (einem Werke, das ein Ruhm der Nation sein und dessen Erscheinen hoffentlich jeder gute Deutsche unterstützen wird) erst erwarten müssen. Und diese Sprache soll man um dieses Einen Buches willen erlernen? Denn welche andere großen Schätze kann sie uns denn noch öffnen? Und was sollte oder könnte uns denn in diesem Buche so ansprechen und belehren? Ist es der trefflichen Männer guter Ernst, daß unsere Schüler auf den Gymnasien in die historische Grammatik der deutschen Sprache sollen eingeführt werden? Oder sollen wir gar die lutherische Bibel mit diesem Otfried verdrängen, die in einer noch nicht vergessenen Sprache naiv und rein uns den Gegenstand an's Herz legt, der hier durch die Sprache entfremdet, durch die Behandlung getrübt, durch mönchische Sonderbarkeit abstoßend geworden ist? Oder sollen wir mit diesem Buche den Geschmack an der altdeutschen Poesie eröffnen? Dann möchte ärger noch erfolgen, was so oft und an bedeutenderen Dingen geschehen ist; auf die übertriebenen und wunderbaren Anpreisungen, die von den deutschen Alterthumsforschern über dies und jenes ausgingen, geht man mit überreizter Neugierde daran, man findet sich vielleicht gerade durch die Schwierigkeit recht getrieben, man studirt die Sprache, man versenkt sich in die Sache und ermattet plötzlich über der grenzenlosen Leere, der starren Kälte, der unheimlichen Breite, der Naturlosigkeit so vieler Dinge, in deren kaltem Elemente man das ganze Feuer wiedergesucht hatte, das nur so begeisterte Leute hineinlegen konnten, die sich ihre eigene Welt im Fluge ihrer Einbildungskraft schaffen und in jedes Gegebene ihre eigne Wärme übertragen oder aus ihm herausfinden; oder die das Interesse am Sprachstudium mit dem an der Literatur verwechselten. Ich werde mich nie davon überzeugen, daß beiderlei Interesse zusammenfallen müsse, so wenig wie mir das Mittel je für den Zweck gelten wird, so wenig wie ich jemals verlangen würde, daß ein großer Historiker zugleich Meister in aller Chronologie und Genealogie sein müsse.

Doch endlich ist es Zeit auf die Sache selbst zu kommen. Zwei Werke sind uns erhalten worden, welche ich allein zur etwas ausführlicheren Besprechung aus dieser Zeit der geistlichen Poesie

heraushebe. Es sind die beiden Evangelienharmonien, die hochdeutsche des Weißenburgischen, von Geburt vielleicht Alemannischen Mönchs Otfried[44]) und die niedersächsische[45]), die auf Veranlassung Ludwigs des Frommen entstanden sein soll[46]), jene gereimt, diese alliterirt, beide ungefähr zu gleicher Zeit im neunten Jahrhundert, aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen gedichtet. Ein ganz verschiedenes Christenthum, eine ganz andere Bildung bedingte im Norden und Süden ganz abweichende poetische Producte dieser Art. Im Norden fand das Christenthum erst spät und langsam einen Eingang zu den reiner deutschen Stämmen, die im Süden mit Kelten und Römern vielfach gemischt viel früher die neue Lehre empfingen. Im Süden predigten britische Apostel, die in England die practischsten Erfahrungen gemacht haben konnten, nicht allein wie man rohen deutschen Stämmen am leichtesten den christlichen Glauben annehmlich machte, sondern auch, wie man einen vorbereiteten Grund, der hier aus der römischen und gothischen Zeit ähnlich wie unter den Briten, als die römischen Missionäre hinkamen, liegen und ähnlich gelitten haben mochte, bearbeiten müsse. Im Norden geschahen die Hauptschritte zur Verbreitung des Christenthums erst durch Karl den Großen und mit Gewalt; es ward oberflächlich dadurch eingeführt, brauchte aber eben deshalb nicht von Missionären accomodirt und entstellt zu werden. Spärliche Klöster, sehr späte Kirchen, bis ins 12te Jahrhundert Wildniß und der alte Zustand der Germanen des Tacitus, einzelne Meierhöfe und Wälder von ungeheurer Ausdehnung, vor Heinrich dem Löwen erweislich wenig Cultur des Bodens, Städte in sehr geringer Anzahl, dies Alles läßt uns errathen, wie lange sich heidnische Sitten und Gebräuche hier neben den christlichen erhalten haben mögen, so daß erst allmählig, im und durch das Volk langsam wurzelnd das Christenthum Boden faßte, während es in dem Süden mehr eingeimpft ward durch Cultus und Priester. Dieser ursprünglichen Einführung gemäß hat sich auch in allen späteren Zeiten das Christenthum im Norden und Süden verschieden gestaltet und dieser ist auch hier wie in

44) Krist. ed. Graff.
45) Heliand. ed. Schmeller.
46) Ueber ihre litterarischen Schicksale siehe Graffs Recension in den Berliner Jahrbüchern 1830. Sept.

Allem der romanischen Cultur näher geblieben, die eben von der Mischung des Keltischen, Römischen und Germanischen bedingt wird. Im Norden sind wenige Spuren von der Wirksamkeit solcher aufgeklärter oder lieber gelehrter Theologen, die in Süddeutschland so frühe gefunden werden. Schon die Gothen hatten frühzeitig Geistliche von gelehrter römischer Bildung; früh konnten im Süden Klöster und Pflanzschulen entstehen, und viele zusammentreffende Dinge förderten hier die geistige und übrige Cultur zuerst. Keltische Bojer besaßen hier im Süden der Donau Städte und Cultur, sie verschmolz sich mit römischer, und hier darf man schon ganz früh den Keim zu der spätern Bedeutung von Regensburg suchen. Im siebenten Jahrhundert ist in Baiern schon von mannichfachen Fortschritten die Rede, der heilige Emmeran fand Kirchen und Geistliche in Menge und die Legende von ihm schildert einen Zustand des Landes der Bojoarier und ihrer humaneren Bildung, der von dem der gleichzeitigen Sachsen gewaltig absticht. Ob hierzu auch die Verbreitung des gothischen Volkes, vielleicht ein Patronat des Theodorich und seiner gebildeten Regierung einwirkte, ist zweifelhaft; für vorgerückte Geistescultur aber spricht auch außer diesen allgemeineren Zeugnissen die Erscheinung jener edlen Theudelinde, die mit Gregor dem Großen einen frommen und gelehrten Briefwechsel führte, und jener vielen Heiligen, die Baiern schon vor Karl dem Großen kennt, Severin († 488), Emmeran, Rupprecht und Corbinian. Auf das Wirken dieser Männer folgte dann hier später die Wirksamkeit des Bonifaz und Odilo gewiß mit ganz anderem Erfolge als in Thüringen, wo jener den ersten Grundstein zu legen hatte, und in den Klosterschulen, die der Letztere stiftete, erscheinen schon Griechen als Lehrer.

Ein ganz entsprechender Unterschied trennt nun die beiden Evangelienharmonien. Wir haben in der niedersächsischen für die geistliche Poesie des Nordens von Deutschland und für jene des Südens an Otfried die charakteristischsten Repräsentanten und sie stehen sich ähnlich gegenüber, wie die Ritterepen der schwäbischen Periode dem Volksepos. Der Vers des sächsischen Gedichtes besteht aus jenen der Alliterationspoesie eigenen Sätzen oder Weisen (vitteae), und die durchgehenden Reimstaben bezeugen im Größeren, wie schon früher das Hildebrandlied und das Wessobrunner Gebet, wie eigenthümlich und eingewurzelt diese Reimart bei uns

war, die dem alten Deutschen auch so eingepflanzt und geläufig war, daß lateinische Poeten gewagte Spielereien damit trieben; daß man in vielen lateinischen Dichtungen, z. B. bei Beda, oft zweifelhaft werden möchte, ob sie in langen Stellen zufällig oder absichtlich gebraucht ist; daß sie in englischen Gedichten bis ins 16te Jahrhundert fortdauerte; daß man sie noch heute in unzähligen Wortverbindungen bei uns kennt[47]), wo romanische Sprachen häufiger Lautreime gebrauchen, obgleich sie unserem Ohr jetzt unfühlbar geworden ist, so daß neuere Dichter schon auftragen mußten[48]), wenn sie Wirkung damit machen wollten. Otfrieds Werk dagegen ist das älteste, in welchem der Reim herrscht, der jedoch nach unseren Begriffen vielfach unvollkommen ist, obgleich ich nicht weiß, ob wir nicht vielmehr die Zeit beneiden sollen, die statt unserer eintönigen Reime noch volles Ohr hat für bloße Assonanzen, wie es auch noch jetzt, wie ich aus eignen Erfahrungen weiß, unter dem Landvolk gefunden wird. Was die poetische Sprache angeht, so erinnert die niedersächsische Evangelienharmonie mehr an die Volkspoesie; sie hat jene stehenden Umschreibungen und Wiederholungen, die wir der angelsächsischen und isländischen Dichtung schon oben eigenthümlich fanden; Otfried dagegen erscheint überall als freier Bearbeiter nach willkührlichen Principien, während der Sachse vor seinem Gedichte verschwindet und seine Persönlichkeit dem Gegenstande unterordnet. Wo dieser den Evangelientext verläßt, ist es an Stellen, wo ihm die Volkspoesie Stoff und Ausdruck für epische Ausführung oder Ausschmückung leiht, wie bei dem bethlehemitischen Kindermord[49]); wo er in der Beschreibung des jüngsten Gerichts[50]) die Stellen des neuen Testamentes, welche zu Grunde liegen, verläßt, erinnert er noch bestimmter an den Ton der Volksdichtung und Anklänge aus den Vorstellungen des scandinavischen Heidenthums von dem Weltuntergange spielen herüber, was noch deutlicher ist in dem Fragmente

47) Wie: Stumpf und Stiel, Mann und Maus, Kind und Kegel ꝛc. Vieles dergl. in Grimms Rechtsalterthümern.

48) Bürger in jenem bekannten:

Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

49) Heliand. p. 22.

50) Ibid. p. 131. sqq.

über diesen Gegenstand, das Schmeller neulich unter dem Titel Muspilli herausgegeben hat[51]), wo der Streit der himmlischen und höllischen Geister um die gestorbene Seele, der Kampf des Antichrists mit Elias, aus dessen Wunden das fallende Blut den Brand der Erde erregt, die ganze Darstellung noch epischer macht, während an dieser Stelle bei Otfried subjectiver Lehrton herrscht, Stellen aus Joel und Zephanja lieber gebraucht werden als die epische Ausführung des Gerichtstags in den Evangelien, die der Sachse genau beibehält und gemüthlich bearbeitet. Ueberall hat Otfried an solchen gehobenen Stellen einen lyrischen und didactischen Charakter; hier, wie in der Beschreibung des Himmelreichs oder im Preis des Kreuzes und der Auslegung seiner Bedeutung treten oftmals psalm- und choralartige Wiederholungen und Refrains ein, die vielleicht auf wirklichen Gesang berechnet waren, wie denn auch eine kleine Stelle in dem Heidelberger Codex mit Singnoten bezeichnet ist[52]). Der Niedersachse hat nur an einer Stelle eine allegorische Deutung der Geschichte von dem geheilten Blinden mit Otfried gemein, sonst sind seine Entfernungen vom Text zwar häufig, aber nie bedeutend; bloße Erweiterungen, nicht Abweichungen; blos wirklich poetischer Schmuck und keine Betrachtungen. Allein dem Otfried sind, wie den schwäbischen Dichtern, solche ihnen eigenthümliche Einschaltungen das Liebste; er entlehnt Allegorien aus lateinischen kirchlichen Poeten, er hat jeden Augenblick seine moralischen, mystischen und spirituellen Betrachtungen zur Hand, und diese dünken ihm besonders wichtig. Der nordische Dichter folgt seinen Evangelien meist sehr genau und fügt in das Eine das Ergänzende aus dem Andern, Passendes zu Passendem, geschickt zusammen, mit offenbarer Liebe an der Sache, allein Otfried folgt oft seinem Gedächtnisse und ist daher auch an factischer Erzählung viel ärmer, als jener. Dieser führt das Lehrende, z. B. die Bergpredigt viel genauer aus als Otfried, bei dem eben diese Stelle sehr mager weg kommt; er verweist auf den Text selbst[53]); er hört sich viel lieber selbst predigen, als daß er die Predigt des

---

51) In Buchners Neuen Beiträgen zur vaterl. Gesch. u. s. w. I. p. 89.
52) I, 6. V. 3. 4.
53) II, 24. V. 1. 2.
Thiz lerta krist in uuara, ioh managfalto mera.
ih sagen thir al uuare, mahi selbo iz lesan thare.

Evangeliums getreu übersetzt. So sind ihm auch seine mystischen Auslegungen lieber, als die Gleichnisse der Bibel, auf die er den Leser gleichfalls zurückweist, während der Sachse ihnen mit großer Besorglichkeit folgt; dem Otfried sind sie viel zu einfach und plan. Eigene Empfindungen weiß er wohl zu schildern; in dem Capitel [54]), wo er an die Abreise der Magier in ihr Vaterland eine Betrachtung über die Sehnsucht des Menschen nach seinem überirdischen Vaterlande knüpft, ist der Ausdruck der Weltverachtung, den wir bald ausgebildeter auch in den ritterlichen Poesien als ein Moment werden kennen lernen, in dem den Dichtern dieser Zeiten die Beredsamkeit am vollsten strömt, vortrefflich und innig, und sticht so vortheilhaft gegen den mehr einförmigen und trockenen Ton des Niederdeutschen ab, wie dessen lebendigere und innigere Erzählung von den berichtenden, referirenden und citirenden Erzählungen bei Otfried, wo wirklich zu erzählen ist. Die epischen Ausführungen des Sachsen, sahen wir, gingen mehr auf große und erhabene Scenen, die bei Otfried lyrisch werden, der seinerseits epische Erweiterung nur da kennt, wo er kleine häusliche Scenen andeutend ausmalt, was eine Parallele zu der Miniaturmalerei dieser Mönche abgiebt, in welcher der Schüler des Rhabanus Maurus kein Fremdling gewesen sein wird. Im Heliand ist ein einziger gehaltener Ton in Unschuld und Bewußtlosigkeit, aber Otfried besinnt sich jeden Augenblick über seiner Arbeit, kritisirt über seine Sprache, verzweifelt an seiner Fähigkeit, und betheuert sein Unvermögen, so heilige Dinge in seiner Sprache ausdrücken zu können; dabei ist das Berufen auf Autoritäten an ganz unpassenden Orten, das sich noch unpassender im Muspilli und im Wessobrunner Gebet findet, ganz charakteristisch: es geht durch das ganze Mittelalter durch und zeigt, wie sich alle neuere geistige Cultur stets an etwas Aelteres zu lehnen strebt. Wenn er auf Gegenstände geräth, die ihm nahe liegen, wird im Otfried Natur, Wärme und Wahrheit laut, wo vorher nur Zwang und Pfaffenton herrschte; solch eine Stelle ist außer der oben bereits bezeichneten ein Gebet, das ich unten angebe [55]). Fremde Zustände aber sind ihm dunkel, ganz verwischt ist bei ihm z. B. die herrliche Stelle von Christus Seelen-

---

54) I, 18.
55) III, 1. V. 28 — Ende.

angst und seiner Jünger Schlaf auf dem Oelberg. Beide scheuen gleicherweise vor jedem jüdisch nationalern Zug und mit wahrer Ueberlegung vertilgen sie selbst bloße ganz allbekannte Namen, wie Jerusalem, oder geben, wo die Vermeidung durchaus nicht angeht, wie einmal im Heliand mit Sodom, eine kurze passende Erklärung. Der Niedersachse schöpft unmittelbar aus dem Evangelisten und kennt nichts weiter[56]), die poetische Form legt sich ihm ungesucht um seinen einfachen Stoff, aber Otfried ist nicht allein von der Sache, er ist von den lateinischen geistlichen Sängern begeistert, und römische Vorbilder aus den weltlichen Dichtern stehen ihm vor, er hat über Sprache und Reim gedacht und ist kühn genug, diesen römischen Dichtern ein Werk in deutscher Sprache der Form nach entgegenzusetzen[57]), und mit dem Stoffe will er gegen die obscönen Volkslieder zu Felde ziehen. Auch dies verräth den Schüler des Rhabanus Maurus, der die Lectüre der heidnischen Dichter empfahl, und die Zeit Karls des Großen, wo die klassischen Studien vorübergehend blühten. Das Großartige eines solchen Entwurfs in einer dunkeln Mönchzeit, wo man kaum daran dachte, dem Volke das Verständniß seiner Religion näher zu bringen, wo noch keine Schriftsprache existirte, hat man immer gefühlt, und in Zeiten die viel Frömmigkeit und wenig Geschmack hatten, ist Otfrieds Werk von den Flacius und Gassarus hervorgesucht und bestaunt worden. Bewundern kann man auch in diesen literarischen, wie in den malerischen Werken der Mönche die Ausdauer, den guten Willen, und das Gleichmaaß, mit dem sie die Arbeit ihres Lebens an Ein solches Denkmal ihres Fleißes setzten. Immer wird

56) Heliand, Introd. p. 1. — Than uuarun thoh sia fiori te thiu. under thera menigo. thia habdon maht godes. helpa fan himila. helagna gest. craft fan cristâ. sia uurdun gicorana te thio. that sie than euangelium. enan scoldun. an buok scriban. endi so manag gibod godes. helac himilisc uuord. sia ne muosta helitho than mer. firiho barno frummian. neuan that sia fiori te thio. thuru craft godes. gecorana uurdun. Matheus endi Marcus. so uuarun thia man hetana. Lucas endi Johannese u. s. w.

57) I, 1. V. 31.

Nu iz filu manno inthihit. in sina zungun scribit.
 ioh ilit er gigahe. thaz sinaz io gihohe.
Uuanana sculun frankon. einon thaz biuuankon.
 ni sie in frenkisgon biginnen. sie gotes lob singen.
Nist si so gisungan. mit regulu bithuuungan.
 si habet thoh thia rihti. in sconeru slihti.

Otfrieds Werk ein merkwürdiges Zeugniß von jener bis zum 11ten Jahrhundert anhaltenden Blüthe der klösterlichen Gelehrsamkeit in der Schweiz und an ihren Grenzen bleiben, jener wahrhaft poetischen Erhebung und Begeisterung in St. Gallen, die das griechische und lateinische Alterthum, die Grammatiker, die Poeten und Philosophen beider Sprachen, und wie wir bald sehen werden, sogar die vaterländische Dichtkunst umfaßte. Von Seiten der Poesie aber hätte man dergleichen nie bewundern sollen. Die eifrigsten Vertheidiger der Mönchs- und Klosterbildung, die zu allen Zeiten Werke von mühsamer Gelehrsamkeit zum Erstaunen hervorgebracht hat, können nicht behaupten wollen, daß die Klöster zugleich gedeihliche Pflanzstätten der Dichtung und Kunst gewesen seien, welche Kenntniß der Welt und der Menschen, ihrer freiesten unbeschränktesten Natur, ihrer Leidenschaften und Genüsse, ihrer Freuden und Leiden erfordert. Nur solche Werke, die durch Abgeschiedenheit, durch ungestörte Ruhe, durch langen und mühseligen Fleiß besonders gefördert werden, oder aus beschaulicher Betrachtung fließen, können in Klöstern gedeihen; was diese Betrachtung und jener Fleiß in Otfrieds Werke leisten konnte, kann man anerkennen, ohne sich zu einer Wärme zu zwingen, der nichts mehr in uns entspricht. Vergänglicher Ruhm und Glanz war mit einem solchen Werke nicht zu gewinnen, aber Heil für die Seele; es kam nicht auf die äußere Gestalt an, sondern auf die innere Weihe, und konnte der Dichter mit seiner frommen Heiterkeit und seinem Seelenfrieden die ähnliche fromme Vergnüglichkeit in seinem Leser erwecken, was zu einer Zeit nicht schwer sein konnte, wo jede so angeschlagene Saite im Gemüthe der gläubigen Menschen anklang, so war jeder höchste Zweck erreicht. Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, die Jahrhunderte lang das Licht der Welt scheuten, allein der Poesie brauchten sie sich nicht anzunehmen, denn sie scheut dieses Licht nicht und gedeiht vielmehr nur in der Frische und Blüthe des Lebens. Ueberall schreckt uns hier die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck schwächt, sogar den, welchen der Stoff an und für sich machen könnte, und welcher da viel lebendiger bleibt, wo etwa ein Notker oder der Uebersetzer des Tatian in einnehmender und wohlgefälliger Uebersetzung die Einfachheit, die unverstellte Naivetät, den ruhigen Adel und die Lieblichkeit festhält,

die auch in Luthers Bibel immer neu anzieht. Wer uns glauben machen will, daß in Otfrieds Werke wirklich poetischer Werth oder auch nur einzelne poetische Stellen sind, der muß in seinen Ansprüchen auf Dichtkunst zu einer Genügsamkeit gekommen seyn, die Niemand wird theilen wollen, der an dem ächten Quell reiner Kunst geschöpft hat. Nicht als ob ich mich mit Forderungen an die Reife späterer Zeiten, mit moderner Verwöhnheit zudrängte, sondern ich versetze mich ganz in die Zeit, begreife aber, daß Mönche von so klösterlicher Gelehrsamkeit, von so beschaulichem, aller Sinnenwelt entfremdeten Leben nichts leisten konnten, was nur irgend etwas von dem Feuer der poetischen Bruchstücke dieser frühesten Zeiten hätte, oder was mit der Uebersetzung des Boethius von Alfred verglichen werden könnte, an der gerade die Stellen so herrlich sind, wo die ungeduldige Selbstthätigkeit eines Mannes durchbricht, der an großen Erfahrungen und innerer Bildung gleich reich war. Hier begegnet uns aber überall Engherzigkeit und die dicke Luft der Zelle. Bei Rhabanus Maurus wird jede Wissenschaft, selbst Arithmetik und Geometrie auf das Christenthum, auf den Gebrauch in der Kirche bezogen. In dieselbe Abhängigkeit kam auch natürlich die geistliche Poesie. Es wäre einseitig, wenn man an die Dichtkunst jederzeit Selbständigkeit fordern wollte, sie besaß sie nur höchst selten und hat oft, indem sie der Gelegenheit diente, das Höchste erreicht. Nur aber Geisteszwang muß sie nicht dulden dürfen und keine Beschränkung der Sinne, deren Freiheit und Schärfe ihr vor Allem nöthig ist. Die Musik, die von der Empfindung ausgeht und auf die Empfindung zu wirken sucht, konnte in geschlossener Kirche und was feierliche Sammlung des Gemüths begünstigte, gedeihen, aber nicht die Poesie. Nicht einmal die neuere Zeit, welche die Religion zu einem Gegenstande des schönen Denkens machte, konnte die Schwierigkeit überwinden, welche ungünstige Stoffe, wie Legenden und Wunder, mit sich bringen. Das Leben ist diesen Geistlichen durchaus fremd; selten verräth ein irgendwo abgelesenes glückliches Bild eine Anregung ihrer Phantasie. Wo sich diese Paraphrasen etwas ungewöhnlicher heben, ist es in Stellen, welche durch die Bibel und durch die zahllosen Variationen, welche sie erlebt hatte, eine Art von Gemeingut auf dem ganzen Erdkreise geworden waren. Solche Stellen sind eben das jüngste Gericht, das noch langehin ein Gegenstand deutscher Dich-

tungen blieb[58]), oder die Beschreibung des künftigen Lebens; wir könnten zu Otfried Parallelstellen aus dem Corane finden. Wenn Naturerscheinungen, der Weg der Wolken, die Bahn der Sonne und des Mondes, der Fluß des Regens, wenn Sturm und Wetter beschrieben werden, so war damit auf ein Geschlecht sinniger und einfältiger Menschen, das im Gegensatz zur alten Welt in der äußeren Natur erst zu leben anfing, tiefe und große Wirkung zu machen. Muhamed brachte mit solch einer Stelle[59]) jenen denkwürdigen Eindruck hervor; der Ton des Corans und der Voluspa gleicht sich in solchen Fällen; Ossian und die Angelsachsen haben das Aehnliche; durch das ganze Mittelalter sind dergleichen Schilderungen Lieblingsstücke der Dichter; solche Verse im alten und neuen Testament führten dem Otfried und dem Niedersachsen die Hand, und wo sie einfach in die Uebersetzung des Tatian übergingen[60]), sind sie in ihrer Anspruchlosigkeit noch schöner als in den Evangelienharmonien.

---

58) Siehe im Grundriß von Büsching und v. d. Hagen. p. 460 sqq. Dazu Maßmann's Denkmäler. p. 6. 7. in der Note. Ich bemerke ein für allemal daß ich auf dergleichen Nebendinge nicht weiter eingehen werde, denn überall leitet mich die Absicht, das Vorzügliche und Bedeutende allein ins Licht, das viele Mittelmäßige in Schatten zu stellen; denn den überflüssigen Stoff auszuscheiden von der Geschichte, ist eine Hauptpflicht für den Historiker. So gab es aus Graff's Diutisca eine metrische Bearbeitung des ersten Buchs Moses aus dem 12ten Jahrhundert zu erwähnen, die übrigens auch ihrem Charakter und ihrer Zeit nach nicht neben diese Evangelienharmonien hätte gestellt werden dürfen.

59) Die berühmten Verse 18 u. 19. Sur. 2.

60) Zur Vergleichung: Heliand. p. 54. — alloro liudeo, so huilic so thesa mina lera uuili gehaldan an is herton —, the gilico duot uuisumu manne, the giuuit habad horsca hugiskefti endi husstedi kiusid an fastoro foldun endi an felisa uppan uuegos uuirkid, thar im uuind ni mag ne uuag ne uuateresstrom uuihtiu getiunean, ac mag im thar uuid ungiuuideroon allun standan an themu felise uppan, huand it so fasto uuard gistellit an themu stene anthabad it thiu stedi nidana uueredib uuidar uuindé, that it uuican ni mag u. s. w. Dagegen im Tatian: Allerogiuuelich thie thar gihorit thisu uuort inti tuot siu, ist gilih spahemo man, thie thar gizimbrota sin hus ubar stein, inti nidarsteic regan, inti quamun gusu, inti bliesun uuinta, inti anafielun in thas hus, inti iz ni fiel, uuanta iz gifestinot was ubar stein u. s. w.

IV.

Volksdichtung in den Händen der Geistlichen.

Die geistlichen Poesien, von welchen nur eben erst die Rede war, entstanden in der Zeit des frommen Ludwig, und nachdem Karl der Große unter den letzten Heiden in Deutschland das Apostelamt auf eine freilich tumultuarische Art versehen hatte. Daß unsere genannten Dichtungen mit der Aufnahme des Christenthums oder mit dessen innigerer Verbreitung unter dem Volke im Zusammenhange stehen, beweist, wie bemerkt, die Richtung Otfrieds gegen die obscönen Volksgesänge und die niedersächsische Evangelienharmonie durch ihre bloße Entstehung in jener Zeit. Jede ausgezeichnetere Dichtung und überhaupt Alles, was das Leben mit Treue und Wahrheit und ohne Partheifarbe abbilden soll, erscheint überall erst, wenn die Zustände, die ihr Gegenstand sind, bereits abgelegt wurden und mehr aus der Ferne und als Ganzes betrachtet werden können. Wenn man nun auch jene Bearbeitungen der Evangelien nicht eben ausgezeichnete Dichtungen nennen will, so muß man doch anerkennen, daß sie vielleicht von der Zeit als solche betrachtet wurden, daß die Gesinnung der Leser und Dichter damals ersetzte, was an dauerndem Werthe darin mangelte, und daß wenigstens keine Nation etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Sobald nun aber die Geistlichen einmal anfingen, sich mit Versmachen abzugeben, und sobald der biblische Stoff, der für sie taugte — und dessen war so gar viel nicht — erschöpft war, so führte sie dies wohl von selbst auf den Gesang des Volkes hin. Konnten sie wirksamer das Anstößige darin zu beseitigen suchen, als wenn sie sich selbst desselben bemächtigten? Die Aufforderung hierzu lag aber auch sonst gerade in den Zeiten, die auf unsere geistlichen Gedichte folgen, so ungemein nahe. Wenn wir nicht bloße Kirchengeschichten, wenn wir auch wirkliche Geschichten der Religion, der Frömmigkeit, des Glaubens, der geistigen Unmündigkeit besäßen, so würden uns diese eine Schilderung des Gemüthszustandes unserer Nation in jenen und den folgenden Zeiten bis auf die fränkischen Kaiser entwerfen, in welcher wir alle Einfalt und Unschuld, alle Aufopferung und Selbstverleugnung nicht eben in den höhern

Regionen des Lebens und in den verdorbenen Corporationen der Mönche, aber doch in der Masse des Volks und des Adels finden würden, wie sie nur ächt religiöse Gefühle jemals einflößen können. Wir würden in jenen Zeiten den Abstand von Volk und Geistlichkeit weit geringer finden, indem sich das roheste Volkslied um die Sitten der Geistlichen und der sittlichste Geistliche um das Lied des Volkes kümmerte und darauf wachte; wir würden den späteren Rangstreit und die Ständeeifersucht zwischen Clerus und Ritterschaft nicht antreffen, sondern die vielfachste Durchdringung beider, den Ritter zum Mönch, den Mönch zum Ritter geworden, den Kriegsmann in den frömmsten Andachtsübungen mit dem Geistlichen und den Geistlichen wetteifernd mit dem Kriegsmann in Jagd und Baitze, im fröhlichen, profanen Leben, im Gefecht und im dichterischen Preis weltlicher Thaten; früher schon die Kirchengeschichte und Staatengeschichte verschmolzen; überhaupt den Verband zwischen Adel und Geistlichkeit besonders durch die Canoniker gefördert, die nicht vom weltlichen Besitze ausgeschlossen waren, und dem Leben, den menschlichen Bedürfnissen und dem Frauenumgang näher standen; wir würden jene Hingebung von Leib und Gut an Kirchen und Klöster, jene fromme Bußfertigkeit, jene leichtsinnige Duldsamkeit und Sorglosigkeit bei den fortschreitenden Versuchen der Geistlichkeit, den Beichtstuhl neben den Richterstuhl, den Krummstab neben den Scepter zu rücken, wir würden jene Verachtung der Welt und blinde Hingebung an die launenhaften Forderungen der Religion und ihrer Vertreter auch einmal aus einem andern Gesichtspuncte betrachtet sehen, als aus dem allerdings auch richtigen und unserer höhern Erkenntniß mehr zusagenden, ja schmeichelnden, der durch die Ueberlegenheit eines Spittler und Planck unter uns der einzige geworden ist. Wie ganz anders war auch damals in den Kämpfen gegen die Normannen, Ungarn und Slaven das Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Kräfte, als noch die Gläubigkeit durch keine Sekten gestört, als noch keine Spaltungen von Belang zwischen Kirche und Staat da waren, wenn man diese Heidenkämpfe mit den Kreuzzügen vergleicht; hier mischte schon der Zug in die Fremde und den reichen Orient nothwendig die unlautersten Absichten bei, allein dort galt es dem Abt und dem Burgherrn, dem Landmann und dem Regenten gleich um die Behauptung seines Besitzes und um die Vertheidigung

von Vaterland und Religion. Aus unserer Poesie sind uns Reste geblieben, welche die Innigkeit des religiösen Lebens jener Zeit auf eine vortreffliche Weise darlegen. Von dieser Seite dünkt mir das Siegeslied über die Normannen[61]), nach 881 zu Ehren Ludwigs, eines Sohnes Ludwig des Stammelnden gedichtet, am merkwürdigsten. Ein Schlachtlied (wicliet) ist an und für sich ein volksmäßiger Gegenstand; das Volksmäßige an diesem Liede hat man auch immer sehr hervorgehoben; wer da wollte, könnte geltend machen, es scheine von einem Geistlichen gedichtet. Man vergleiche es einmal mit dem angelsächsischen Lied über Athelstans Sieg bei Brunaburg, welch ein eigener Unterschied da heraustritt! Hier versetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespaltete Schilde und gestürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar ersicht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutschen Gesange, von den Ahnen angeboren ist, des Vaterlands tapfrer Schutz und Schirm zu sein. Im deutschen Liede aber führt der Dichter den Sieger erst als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes besonders Empfohlenen, als einen Gottesvasallen auf dem Frankenthrone[62]). Der Himmel darauf sendet seinem Erkorenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und was noch pfäffischer klingt, moralischen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Christus war erzürnt; der Herr beruft seinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröstet seine Gesellen mit Gottes Rath und Hülfe, er verspricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waisen. Er zieht aus, er sieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er sieht, was er begehrte; er reitet kühn, er singt ein heiliges Lied, Alle zusammen singen Kyrieeleison. Nun erst folgt in einer schönen und gehobenen Stelle eine kurze Beschreibung der Schlacht selbst, die das ganze angelsächsische Lied füllt, die uns dort mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erschlagenen, die die Fliehenden und Verfolgenden begleitet, der Sieger und Besiegten heimführt; und wo der Deutsche am Schluß

61) ed. Docen. München 1813. Lachmann specim. ling. franc.

62) Kind uuarth her vaterlos,
thes uuarth imo sar bos;
Holoda 'nan truhtin,
magazogo uuarth her sin;
Gab her imo dugidi,
Fronisc githigini,
Stuol hier in Brancon,
So bruche her es lango.

fromm ein Siegestedeum anstimmt, jubelt der Angelsachse, wie der Ragnar Lodbrokgesang oder der Araber Taabbadta Scharran, daß Raben und Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei, und wo der Deutsche ein Stoßgebet zum Schluß giebt, blickt jener auf die Thaten der Ahnen stolz zurück und verkündet, daß keine solche Schlacht gekämpft ward, seit die Sachsen die Briten besiegt und das Land erobert hätten. Wer würde einen Augenblick zweifeln, daß dies das Product eines Geistlichen wäre [63]), wenn man nicht aus der Geschichte selbst wüßte, daß noch in den Schlachten auf dem Lechfelde oder bei Wirthen ganz dieselben christlichen Vorbereitungen erschienen, Abendmahl, frommer Gesang, Kreuztragung, Litanei und Tedeum; wenn man nicht sähe, daß Hof und Adel und Volk damals aufs heiligste durchdrungen waren von dem Glauben an die göttliche Hülfe, der selbst in den rohen Kreuzfahrern noch seine Wunder that. Mag also das Gedicht auch durch die Hände eines Geistlichen gegangen sein, ein durchaus volksmäßiger Gesang bleibt es darum immer.

Dies Verhältniß erhält sich auch unter den Ottonen, obgleich hier neue ganz eigenthümliche Momente hinzukommen. Der schöne Anflug von Begeisterung für die altklassische Literatur, der schon in Deutschland unter Karl dem Großen sich gezeigt hatte, durch dessen Eifer in Klöstern und Schulen eine solche Liebe für die Alten erweckt ward, daß schon Otfried den Ausdruck gebrauchen konnte, die Welt würde von den Gedichten der Lateiner bewegt, dieser schöne Anflug kehrte unter den sächsischen Kaisern lebhafter wieder. Die Ideen der beiden großen Fürsten, das römische Kaiserreich herzustellen, ihr großartiger Ueberblick der Zeiten und der Verhältnisse, das Bestreben der sächsischen Regenten, ein vereintes deutsches Weltreich im Westen, ähnlich dem griechischen im Osten zu gründen, bewirkte, daß sich zweimal das Alte und Neue inniger die Hand reichte, als es sonst leicht geschehen ist. Wie unter Karl sehen wir auch hier eine Menge von neuen Klöstern und Schulen hervortreten in Cöln, Utrecht, Mainz, Brünn, Corvey, Trier, Paderborn, Hildesheim, Fulda und sonst. Wie Karl der Große

63) Man könnte auch den Ton überhaupt geltend machen, der viel Aehnliches mit dem in deutschen und lateinischen Versen wechselnden Ottoliede hat (in Eccard. vet. mon. quaternio. p. 50), das doch natürlich von einem Geistlichen herrührt.

von Lateinern, von Gelehrten umgeben war, und seinen Alcuin berief, so Otto seinen Rather, seinen Gerbert, seinen Gunzo, der eine Menge von Klassikern, der außer den längst bekannten Lateinern auch Plato und Homer mit sich brachte. Otto I. selbst gab sich, so ein ächt deutscher Charakter er ist, noch spät dem Lernen und der Aufmerksamkeit auf diese fremden Studien hin; Otto II. war mit einer griechischen Prinzessin vermählt und von Griechen umgeben, Otto III. der griechischen Sprache ganz mächtig. So war Heinrichs von Baiern Tochter, die Gemahlin Herzog Burchards II. von Schwaben, Hedwig, die früher dem griechischen Kaiser bestimmt war, eine Kennerin des Griechischen, sie gewann ihren Gatten für ihre Studien und las mit Liebe Virgil und Horaz. War man hier und da auch gegen die Klassiker, so zeigt doch selbst die Art, wie die berühmte Nonne Hroswitha, von der Aebtissin Gerberge in Gandersheim mit den klassischen Autoren bekannt gemacht, den Terenz zu verdrängen suchte, wie vertraut sie selbst damit war, und wie eingedrungen die Lateiner in die Klöster waren, was auch durch die mehrfachen Nachrichten, daß Nonnen damals sich mit Abschreiben beschäftigten, bestätigt wird. Otto's I. Bruder Bruno, Erzbischof von Cöln, las beide alte Sprachen und führte selbst auf Reisen seine Bücher mit; er ließ Lehrer der griechischen Sprache aus Griechenland kommen und griechische Werkmeister wurden im 10ten und 11ten Jahrhundert bei norddeutschen Bauten angewandt. Musik und Baukunst fingen an zu blühen, ja, darf man es glauben, so gab es in der Zeit der Ottonen Sculpturwerke in Stein und Gyps und Schlachtgemälde, die von täuschender Lebendigkeit waren. Man kann es beklagen, daß das eigentlich Nationelle von Karl und Otto vernachlässigt und durch die Einwirkung dieser Männer die Nation auf Fremdes und Ausländisches im Politischen und Literarischen hingewiesen ward, allein ich gestehe, daß, wenn ich die ganze innere und äußere Geschichte der Deutschen überdenke, wenn ich überall im Größten wie im Kleinsten finde, daß wir stets das Anlehnen an die Menschheit außer uns vor der nationalen Selbständigkeit und Abschließung suchten, daß Alles Reinnationale bei uns formlos und unentwickelt liegen blieb und gleichsam ausgeschieden ward, während wir bei jedem tieferen Kampfe oder Wetteifer mit dem Fremden an das Höchste rührten, so muß ich mehr den Impuls unserer innersten

Natur in jenen Männern bewundern und muß sie selbst und ihre Wirksamkeit als solche Höhepuncte in unserer Geschichte bezeichnen. Denn wo hat Deutschland größere Regenten aufzuweisen, als jene beiden? Wo zugleich deutschere Männer, bei all ihrem Streben nach Außen? Wenn wir die obigen Züge der inneren Betriebsamkeit dieser Zeit zusammenhalten, wenn wir hinzufügen, daß damals im Norden, im Lüneburgischen und Bremischen der Mittelpunct des nordischen Handels war, daß durch den Zufluß des italienischen und griechischen Geldes und die damals ergiebigen Bergwerke im Harz, Reichthum, Verkehr und Handel zuerst lebhaft ward, wenn wir die Bedeutung dieser klassisch-christlichen Zeit und ihr Verhältniß zu der fränkischen und hohenstaufischen besonders auch in der Literatur betrachten, so werden wir überall fast eine eigene Aehnlichkeit mit der Reformationszeit entdecken, die, was die Literatur angeht, zu der schlesischen und neuesten Zeit sich ganz genau verhält, wie diese sächsische zu dem 12ten und 13ten Jahrhundert, und die daher auch so vielen Antheil an der Poesie dieser älteren Periode nahm. Wo aber gab es je eine deutschere und zugleich klassischere Zeit als eben die Reformation, und die letzte Periode unserer Literatur? Die Ursache ist, weil die Aufnahme griechischer Bildung, dieser Quelle aller Humanität, unserer eigenen humanen Richtung und Natur so außerordentlich zusagt, daß Wilhelm von Humboldt mit Recht auf die Verwandtschaft beider Nationen aufmerksam machte. Unsere ersten Dichter der neuesten Zeit sind nur durch die eigene Verschmelzung der antiken und deutschen Anlage, obzwar in den verschiedensten Verhältnissen der Mischung, jeder in seiner Art groß geworden; jene genannten Fürsten der ältesten Zeit, denen man aus noch viel älterer schon einen Theodorich zuzählen kann, sind es durch nichts anderes. In allen möglichen Verhältnissen läßt sich in der Ottonischen Zeit diese Verbindung nachweisen, ob man nun jene Bestimmungen des Kirchenjahrs anführen will, die aus Nordischem und Deutschem, aus Römischem und Jüdischem, aus Christlichem und Heidnischem gemischt sind; oder ob man die Geschichtschreibung eines Wituchind geltend macht, der seinen ächt deutschen Stoff in römisches Gewand kleidet, lateinische Autoren benutzt, und, statt wie die früheren Chronisten biblische Redensarten brauchten, lateinische anwendet, die man ihm allzuoft als baare Münze abgenommen hat; oder ob man in der

von Lateinern, von Gelehrten umgeben war, und seinen Alcuin berief, so Otto seinen Rather, seinen Gerbert, seinen Gunzo, der eine Menge von Klassikern, der außer den längst bekannten Lateinern auch Plato und Homer mit sich brachte. Otto I. selbst gab sich, so ein ächt deutscher Charakter er ist, noch spät dem Lernen und der Aufmerksamkeit auf diese fremden Studien hin; Otto II. war mit einer griechischen Prinzessin vermählt und von Griechen umgeben, Otto III. der griechischen Sprache ganz mächtig. So war Heinrichs von Baiern Tochter, die Gemahlin Herzog Burchards II. von Schwaben, Hedwig, die früher dem griechischen Kaiser bestimmt war, eine Kennerin des Griechischen, sie gewann ihren Gatten für ihre Studien und las mit Liebe Virgil und Horaz. War man hier und da auch gegen die Klassiker, so zeigt doch selbst die Art, wie die berühmte Nonne Hroswitha, von der Aebtissin Gerberge in Gandersheim mit den klassischen Autoren bekannt gemacht, den Terenz zu verdrängen suchte, wie vertraut sie selbst damit war, und wie eingedrungen die Lateiner in die Klöster waren, was auch durch die mehrfachen Nachrichten, daß Nonnen damals sich mit Abschreiben beschäftigten, bestätigt wird. Otto's I. Bruder Bruno, Erzbischof von Cöln, las beide alte Sprachen und führte selbst auf Reisen seine Bücher mit; er ließ Lehrer der griechischen Sprache aus Griechenland kommen und griechische Werkmeister wurden im 10ten und 11ten Jahrhundert bei norddeutschen Bauten angewandt. Musik und Baukunst fingen an zu blühen, ja, darf man es glauben, so gab es in der Zeit der Ottonen Sculpturwerke in Stein und Gyps und Schlachtgemälde, die von täuschender Lebendigkeit waren. Man kann es beklagen, daß das eigentlich Nationelle von Karl und Otto vernachlässigt und durch die Einwirkung dieser Männer die Nation auf Fremdes und Ausländisches im Politischen und Litterarischen hingewiesen ward, allein ich gestehe, daß, wenn ich die ganze innere und äußere Geschichte der Deutschen überdenke, wenn ich überall im Größten wie im Kleinsten finde, daß wir stets das Anlehnen an die Menschheit außer uns vor der nationalen Selbständigkeit und Abschließung suchten, daß Alles Reinnationale bei uns formlos und unentwickelt liegen blieb und gleichsam ausgeschieden ward, während wir bei jedem tieferen Kampfe oder Wetteifer mit dem Fremden an das Höchste rührten, so muß ich mehr den Impuls unserer innersten

Natur in jenen Männern bewundern und muß sie selbst und ihre Wirksamkeit als solche Höhepuncte in unserer Geschichte bezeichnen. Denn wo hat Deutschland größere Regenten aufzuweisen, als jene waren? Wo zugleich deutschere Männer, bei all ihrem Streben nach Außen? Wenn wir die obigen Züge der inneren Betriebsamkeit dieser Zeit zusammenhalten, wenn wir hinzufügen, daß damals im Norden, im Lüneburgischen und Bremischen der Mittelpunct des nordischen Handels war, daß durch den Zufluß des italienischen und griechischen Geldes und die damals ergiebigen Bergwerke im Harz, Reichthum, Verkehr und Handel zuerst lebhaft ward, wenn wir die Bedeutung dieser klassisch-christlichen Zeit und ihr Verhältniß zu der fränkischen und hohenstaufischen besonders auch in der Literatur betrachten, so werden wir überall fast eine eigene Aehnlichkeit mit der Reformationszeit entdecken, die, was die Literatur angeht, zu der schlesischen und neuesten Zeit sich ganz genau verhält, wie diese sächsische zu dem 12ten und 13ten Jahrhundert, und die daher auch so vielen Antheil an der Poesie dieser älteren Periode nahm. Wo aber gab es je eine deutschere und zugleich klassischere Zeit als eben die Reformation, und die letzte Periode unserer Literatur? Die Ursache ist, weil die Aufnahme griechischer Bildung, dieser Quelle aller Humanität, unserer eigenen humanen Richtung und Natur so außerordentlich zusagt, daß Wilhelm von Humboldt mit Recht auf die Verwandtschaft beider Nationen aufmerksam machte. Unsere ersten Dichter der neuesten Zeit sind nur durch die eigene Verschmelzung der antiken und deutschen Anlage, obzwar in den verschiedensten Verhältnissen der Mischung, jeder in seiner Art groß geworden; jene genannten Fürsten der ältesten Zeit, denen man aus noch viel älterer schon einen Theoderich zuzählen kann, sind es durch nichts anderes. In allen möglichen Verhältnissen läßt sich in der Ottonischen Zeit diese Verbindung nachweisen, ob man nun jene Bestimmungen des Kirchenjahrs anführen will, die aus Nordischem und Deutschem, aus Römischem und Jüdischem, aus Christlichem und Heidnischem gemischt sind; oder ob man die Geschichtschreibung eines Witichind geltend macht, der seinen ächt deutschen Stoff in römisches Gewand kleidet, lateinische Autoren benutzt, und, statt wie die früheren Chronisten biblische Redensarten brauchten, lateinische anwendet, die man ihm allzuoft als baare Münze abgenommen hat; oder ob man in der

Gedichts aber sein unbeholfenes Latein, soweit das gehen will, hinzugießen. In der Beschreibung seiner vielen Einzelkämpfe, die weit vor denen im Rosengarten an Mannichfaltigkeit und Besonderheit vorausgehen, die so leicht einförmig zu werden drohen, ist Alles voll Leben, voll Wechsel, voll Farbe aus Homer, so wenig er sclavisch benutzt ist. So ist's auch mit seinen Bildern, die ausgeführt sind in Homers Weise, wie sie die spätern deutschen Dichter nicht kennen. Und wie glücklich weiß er dergleichen anzubringen! Im Anfange träumt es Hagen, daß er sich und den König im gefährlichen Kampfe mit einem Bären gesehen. Ganz überraschend ist nun, wie am Schluß, wo beide in den Kampf mit Walther gerathen, der Dichter, ohne auf dem Traum zurückzuweisen, den angefallenen Walther in ausgemaltem Bilde mit einem numidischen von Hunden gehetzten Bären vergleicht. Wie sehr steht gegen diese anspruchlose, reine, ihrem Stoffe nach so ächte und einfache Erzählung, die, wenn sie ähnlich im deutschen Gedichte existirt haben sollte, uns einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Volksepos jener Zeit gäbe, die gleiche Sage, wie sie schon Ein Jahrhundert später in der Chronik von Novalese[69]) vorkommt, im Gegensatz! Ein neuer Beweis, wie das Aeltere überall das Einfachere und Verständigere gewesen ist. Da ist Walthers Ritterlichkeit auf der einen Seite, und auf der andern seine Frömmigkeit schon ins weiteste Extrem getrieben; da spuken schon alle Historien von solchen frommen Eisenfressern, wie der Samson der Bibel und der Ilsan der spätern Dichtung, und der Held stirbt da als Mönch. Und in einer anderen lateinischen Bearbeitung der Sage in Distichen, welche das Chronicon von Novalese anführt, die also noch etwas älter ist, ist er am Indus gewesen und hat den Westen und Osten berührt und erschreckt[70]). In der Vilkinasage ist hingegen die gleichgültige Versetzung von Personen sichtbar;

69) Murat. T. II. p. II.

70) Ibid. col. 704.

Waltharius fortis, quem nullus terruit hostis,
colla superba domans, victor ad astra volans.
Vicerat hic totum duplici certamine mundum,
insignis bellis, clarior est meritis.
Hunc Heroa tremuit quoque torridus Indus
ortus et occasus Solis eum metuit.
Cuius fama suis titulis redimita corusca
ultra caesarias scandit abhinc aquilas.

Hagen ist bei Attila, und nicht Alpher, sondern Ermanrich, als Walthers Vetter, schickt ihn zu Attila; vielleicht ein Beweis, daß auch jenes Bestreben der Sage, berühmte Namen zusammenzurücken, „auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu sammeln oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geschlechter," erst in den späteren Zeiten deutlicher hervortrat.

Auf zweierlei Puncte weist uns diese Ottonische Zeit hin. Zuerst blühte in dieser, so wie auch noch in der folgenden Zeit die lateinische Poesie in Deutschland. Es ist Schade, daß in Heerens Geschichte der klassischen Literatur an dieser Periode so kalt vorbeigegangen, gar nicht darauf eingegangen und nicht einmal der Name Hroswitha genannt ist. Wir haben aus diesen Zeiten von eben dieser Nonne, von dem Kanzler Wippo und Anderen lateinische Panegyriken oder Geschichten der Regenten und diese sind in der sächsischen oder fränkischen Zeit ganz an der Tagesordnung und in großer Menge vorhanden; und meist ist ihnen, z. B. dem des Wippo, das Gepräge des Klassischen aufgedrückt, das jedoch im Laufe der Zeit immer mehr hinter Geschmacklosigkeit, hinter gereimte Hexameter, Mischung des prosaischen und poetischen Styls, Bombast und Spielereien zurücktritt und verschwindet. Es kommt hinzu, daß eine große Menge unserer Dichtungen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert auf lateinische Quellen verweisen, die der Natur der Sache nach ins 11te und 10te Jahrhundert zurückleiten. Bis ins 11te Jahrhundert glaubt Grimm lateinische Bearbeitungen der Thiersage vom Wolf zurücksetzen zu können. Ottos I. Ungarnkriege sollen auf Betrieb des Pilgrin von Passau in einem, ich weiß zwar nicht gewiß, ob lateinischen Gedichte besungen worden sein. Seinen Otto den Rothen dichtete Konrad nach einem lateinischen Werke. Veldegks Herzog Ernst und die lateinische Bearbeitung desselben Gegenstandes von Odo flossen beide aus einer älteren lateinischen Quelle, die Grimm für ein Gedicht und keine Chronik hält. Sehr früh mag Salomon und Morolf in Deutschland eine lateinische Bearbeitung erhalten haben, und wollte man lateinische Legenden und Umarbeitungen altklassischer Mythen und Geschichten hinzunehmen, die aus dem Auslande eingeführt und behandelt worden sein mochten, und erinnert man sich an jene weitern Bearbeitungen des Walther und an die noch nicht erwähnte

von Ekkehard IV., und an so vieles Andere, so sieht man, wie thätig der Clerus sich eine lange Zeit mit der lateinischen Dichtung muß beschäftigt haben. Auch ist dies eben in jenen Jahrhunderten sehr natürlich; die Poesie scheint namentlich seit der fränkischen Zeit einen sehr prosaischen Charakter angenommen zu haben und solche Zeiten führen dann von einer künstlichen und spielenden Erschwerung zur andern, solche Zeiten haben in Deutschland im vorigen Jahrhundert noch so manchen lateinischen Poeten genährt, ja, hat nicht Lessing einmal unternommen, die Messiade in römische Sprache zu bringen!

Sodann haben es diese sächsischen und fränkischen Zeiten, scheint es, vor andern eigen, daß gleichzeitige Helden und ihre Thaten unmittelbar vielfach in deutschen oder lateinischen Gesang übergegangen sind. Ich erinnere an das Fragment vom Ottoliede, von dem oben in einer Note die Rede war, an die vorhin erwähnte Nachricht von dem Gedichte über Ottos Ungarnkriege, in dem die Thaten des Rüdiger von Pechlarn enthalten waren, der freilich nicht in eigentlichen geschichtlichen Quellen erscheint; an das was vielleicht poetisches und nicht blos Chronikartiges dem Lohengrin zu Grunde liegt und was möglicherweise in diesen Zeiten selbst seinen Ursprung hat, an die Lieder von Hatto, von dem Grafen Konrad Kurzbold vom Niederlahngau († 948), der ganz wie ein Riesen- und Löwenschläger, als Weiberhasser und Raufbold in der Geschichte erscheint; an die Gesänge von Benno's Verdiensten in Ungarn unter Heinrich III.; und daß König Otto der Rothe in Gedichte überging, beweist der Herzog Ernst (der selbst hier hinzugefügt werden darf) und Konrads Erzählung; und der wirklich geschichtliche Bischof Pilgrin von Passau erscheint in den Nibelungen.

Diese doppelte Erscheinung macht uns nun wieder auf unser nationales Epos, die Nibelungen, aufmerksam. Jener Pilgrin von Passau, von dem uns erzählt wird [71]), daß er einen deutschen Dichter aufgefordert habe, die Thaten der Avaren und Hunnen unter den sächsischen Kaisern zu besingen, soll nach dem Schluß

---

71) Hundt, Metropolis Salisb. I. p. 201. Das Gedicht versichert der Verfasser gehabt und 1575 in die Bibliothek des Prinzen Albert von Baiern geschenkt zu haben.

der Klage[72]) der bekannten Fortsetzung der Nibelungen Noth, auch die Begebenheiten, welche der Gegenstand der Nibelungen sind, nach dem Berichte Swemmels, in lateinischer Sprache haben aufzeichnen lassen. Dies ist nun, wie Wilhelm Grimm bemerkt hat[73]), natürlich eine Erdichtung; doch aber ist er nicht ungeneigt, die Existenz eines lateinischen Buches anzunehmen, das auch zufolge einigen Versen der ersten Hohenemser Handschrift, in jedem Falle aber neben einem deutschen Gedichte, dem Dichter der Klage vorgelegen haben konnte[74]). Ob aber nun diese lateinische Quelle in die Zeiten des Pilgrin von Passau († 991) gerade zu legen sei? Es kommt an und für sich gar nichts darauf an; daß aber diese Zeit der Ottonen für unser Volksepos eine Durchgangsperiode, eine Zeit der Wiederaufnahme und Umgestaltung war, wäre ich aus vielen Gründen zu glauben geneigt. Nicht allein weil der Waltharius gleichsam ein Zeugniß dafür ist, daß damals die deutsche Heroensage lateinisch behandelt ward; nicht allein weil obige Sage darauf hinweist; nicht allein, weil das Christenthum in die Nibelungen Eingang fand und der Gegensatz der Rheinländer gegen die heidnischen Hunnen, der sich in diesen Zeiten am leichtesten einschleichen konnte; nicht allein weil Pilgrin in die Nibelungen eingeflochten ist, denn dies geschah so locker, daß man alle Stellen, in denen er vorkommt, mit Leichtigkeit ausscheiden könnte[75]), oder weil Rüdiger von Pechlarn, den man stets als Zeitgenossen Pilgrins nennt, so eng hineinverwebt ist, „daß sich in dem Liede keine deutliche Spur einer Einfügung mehr nachweisen lassen möchte"[76]); sondern weit mehr als aus allen diesen unterstützenden Gründen, weil die Zeit der Ottonen und die Einbrüche der Ungarn das Andenken an die alte Hunnensage erneuten, (denn

---

72) Klage V. 2145.

> Von Pazowe der Bischof Pilgerin durch liebe der neven sin
> Hiez schriben disiu märe, wie ez ergangen wäre,
> mit latinischen Buochstaben, daz manz für ware solde habn —
>
> wan im seit der videläre din künstlichiu märe
> wie ez ergienk unde geschah, wan er ez horte unde sach,
> er unde manic ander man. Daz märe do briefen began
> ein schriber, meister Kuonrat.

Vergl. V. 1728 sqq.

73) Heldensage. p. 109.

74) Lachmann über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen. p. 34.

75) Ibid. p. 10. 11.

76) Ibid. p. 8.

nur solche Zeiten nehmen alte Sagen in besondere Pflege, die von irgend etwas Entsprechendem in ihnen selbst bestimmter darauf hingewiesen werden); und weil eben mit jenem Heinrich I. die alte Heldenzeit Deutschlands ganz zu verschwinden und ein neues Ritterthum aufzukommen anfing, (denn solche Zeiten, die einen frühern Zustand ganz vollenden, dies sahen wir schon vorher, pflegen diesen Zuständen alsdann in der Dichtkunst Monumente zu setzen). Gerade das aber scheint das Eigenthümliche und Große der Nibelungen zu sein, daß sie auf die scheidende Heroenzeit der Deutschen gebaut sind, gerade das macht sie so einzig in ihrer Art, denn keine der Nationen, die sich im übrigen Europa aus deutschen Stämmen entwickelten, wußte der römischen Cultur oder der keltischen Einbildungskraft gegenüber seine eigne Stammsage so zu behaupten und zu verewigen, obgleich sie Alle den Thaten der Völkerwanderung näher standen, als die Deutschen selbst. Wir müssen, wenn wir in diesen Zeiten von der Dietrichsage reden, nothwendig nur den letzten Theil der Nibelungen in das Auge fassen, denn wir werden weiter unten sehen, daß selbst noch später die Siegfriedsage damit nicht in der Art verknüpft war, wie in den Bearbeitungen die wir kennen; auch liegt auf Einen Blick die Verschiedenheit des ersten und letzten Theils der Nibelungen am Tage. Der letzte Theil dieses Gedichtes aber ist es gerade, in dem das höfische Ritterwesen noch viel weniger, die alte Heldenzeit viel deutlicher erscheint; der letzte Theil zeigt die Kriemhilde hier ganz anders als der erste; er trägt zugleich den Charakter der ältesten deutschen Dichtungen, wie mir scheint. Jeder Sagenkreis des Mittelalters hat bei der großen Uebereinstimmung, die wieder sämmtliche oft unter sich zeigen, gewisse eigenthümliche Züge voraus, die, wenn einmal hierüber eindringendere und allumfassende Studien gemacht sind, uns bei streitigem Ursprung mancher Epen und Romane werden zuverlässiger urtheilen lassen. So ist es in Allem, was griechischer Herkunft ist, eine gewisse künstliche Maschinerie und Verflechtung von Abentheuern, in dem Walisischen und Bretagnischen irrende Ritter, die uns stets wieder begegnen (um von Einzelheiten der Mythologie und dergleichen zu schweigen); im deutschen Volksepos ist es, ganz entsprechend der Eigenheit, daß es die Heroenzeit in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstande nahm, der Kampf, und zwar der Einzelkampf besonders, der Preis der Stärke

und der Ruhm des Sieges. Der zweite Theil der Nibelungen und des Waltharius tragen diesen Charakter neben dem Hildebrandliede, am reinsten; später ist er im Rosengarten und anderen Gedichten treu aufgefaßt worden und er liegt in einem weiten Cyclus in dem Theile der Vilkinasage ausgebreitet, der Dietrichs Helden um diesen versammelt. Dies ist jedoch nicht erschöpfend; es ist nur Eine Seite des deutschen Epos hiermit (in jener allgemeinen Weise, meine ich, wie es dem Fremden gegenüber selbst im Stoffe Eigenthümliches darstellt) charakterisirt; ein anderer Theil der Vilkinasage, der sich um Werbung um berühmte und schöne Frauen und um Kriegszüge in der Ferne dreht, ist eine zweite Seite des deutschen epischen Gedichtes. Es wird vielleicht wenig Widerspruch finden, wenn ich jene erste allgemeinere Seite als die ältere ansehe; vielleicht auch nicht, wenn ich so weit gehe, daß ich deren Feststellung und Gestaltung und gewissermaßen Vollendung eben in den Zeiten suche, von denen ich jetzt rede; wenn ich aber zu jener zweiten Seite in eben diesen Zeiten den Keim zu entdecken glaube, der sich erst später in einer Periode der Wiederaufnahme oder Wiedererscheinung ähnlicher Ereignisse oder Verhältnisse weiter bildete, wenn ich den abentheuerlichen Zug Ottos I. nach der schönen Adelheid und die Verbindung Otto's II. mit Theophania geradezu wenn nicht als die Quelle solcher Erzählungen von Brautfahrten und Brautkriegen, doch als aus dem gleichen Geiste mit diesen entsprungen ansehe, und die Möglichkeit einer früheren Existenz solcher Sagen schlechtweg leugne, so weiß ich nicht, ob die Kritiker meine scharfen Augen nicht vielmehr bespotten als beneiden werden.

Ich ziehe mich auch sogleich nach dieser Andeutung flüchtig zurück, um noch eine andere Bemerkung zu machen. Ist es nicht eine willkührliche Annahme, daß in der Ottonischen Zeit unser Volksepos eine neue Umgestaltung empfing, so hätten wir jetzt neben der Zeit der Entstehung der Siegfriedsage, und neben der Völkerwanderung schon die dritte Periode, die mit ihren Ideen und Formen hier einzuwirken suchte, und später wird es die leichteste Arbeit sein, noch die vierte und fünfte Hand nachzuweisen und die Farbe des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Wie viele Zwischenglieder und Durchgänge mögen uns nicht bis auf die letzte Spur verschwunden sein! Wenn nun nicht Alles, was man über Volks-

mäßigkeit eines Epos sich vorstellt, Faselei und Traum bleiben soll, so scheint dies das Einzige zu sein, was einen solchen Ausdruck rechtfertigt. Stoffe, in sich so groß, so weit, so fest und gewaltig, daß sie jede neue Idee jeder folgenden Zeit in sich aufnehmen, jede neue Form, die diese mit sich bringt, ausfüllen können, gehen auf diese Weise von Hand zu Hand, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert; man behält sie in jedem Wechsel lieb, man formt sie um und überliefert sie der folgenden Generation; hundert geschäftige Geister versuchen sich daran; selbst wenn sie schon die letzte Gestalt erhalten haben, die Alles zu erschöpfen scheint, unterbleibt das leichtere Ueberarbeiten nicht. Diese ausdauernde Natur bedingt allein eines Gedichtes Volksmäßigkeit, und wird ihrerseits wiederbedingt durch die innere Abgeschlossenheit des Gedichts, die eine unbegreifliche Welt eröffnet, die wir nicht zu entstellen wagen, deren plastische Wahrheit alles Meistern abweist, die jeder Dichter oder Ordner, der später seine Hände daran legt, nur mit Scheu in seine Sprache überträgt, ohne an den Kern zu tasten.

Diese Fortbildung des Volksgedichtes geschieht aber in verschiedenen Nationen sehr verschieden. In Griechenland verdunkelten die Gesänge vom Trojanerzug jede andere Sage; ihr Inhalt blieb hinfort der Lieblingsgesang der Nation. So oft und vielfach sie umgestaltet sein mögen, so vielfach sich unter Jonern und Dorern und Attikern Sprache und Vortrag geändert haben mag, immer blieb die Zeit des Trojanerkriegs, ihre Sitte, ihr Cultus unverändert, ja die Sage selbst im Ganzen ward wenig variirt. Von späterer Verfassung, Religionsansicht, Dichtung und Sage ist keine Spur, vielleicht einige geographische und ethnologische Interpolationen, aber diese so unbedeutend und einzeln und leicht herauszuscheiden, daß es kaum der Rede werth ist. Der reichste und mannichfaltigste, poetische und geschichtliche Stoff, der ihr ursprünglich nicht angehörte, legte sich um die Trojanersage, allein immer ist er aus der Vergangenheit, immer ohne Verstoß gegen Zeiten und Räume, immer sogar mit genauer Bezeichnung seines Charakters dargestellt; manches so sehr der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit des Lebens und den anderweitigen Zeugnissen der Geschichte entsprechend, daß man ihm in alter und neuer Zeit historische Geltung zuschrieb; anderes poetisch die Züge älterer Zeiten entwerfend, so

daß man die Verschiedenheit der Menschen und Zeiten sieht oder ahnt, wenn von den Thebaner Helden, von Herakles, von den Lapithen und Kentauren, von den Titanen und Urgöttern die Rede ist. Jede alte Thatsache, die sich fügte, ward einverwebt; aber immer stand man in der Trojanerzeit fest, hielt und behauptete ihren Einen Charakter und bildete diese Heroenwelt so plastisch und gediegen aus, daß nicht allein kein späterer Bearbeiter der Trojanersage, nein daß selbst die Tragiker nicht wagten, neue Sitten an die Stelle der Alten zu setzen und in die Dichtung die Farbe des modernen Lebens zu bringen. Es drängte sich wohl in den Odysseus etwas von dem Sykophantenwesen und in den Haimon etwas Liebelei, allein dies sind einzelne Ausnahmen, und als dergleichen im Euripides häufiger ward, war die alte griechische Kunst dahin. Nichts änderte die Zeit an dem Volksgedicht der Ioner, als die Form. Die hellenische Muse, die jene höchste Dichtung darstellt, welche in jedem Zuge die Natur treu abbildet und im Ganzen stets eine Welt malt, die die Wirklichkeit nie kannte, erreichte diesen Zweck nur, indem sie, was den Stoff und seine Erscheinung angeht, stets rückwärts schaute, auf ihm stets mit ihrem Blicke weilte, von ihm jedes Zufällige, jedes was an die platte Wirklichkeit erinnerte, dem nicht innere Bedeutung inwohnte, streng ausschied, und sie kehrte der modernen Zeit und selbst jener späteren Heroenzeit der Sparter, die sie schon zu sehr an das gemeine Leben gemahnt hätte, den Rücken, um die ideale Gestalt, die sie allmählig jener Heldenwelt abgewonnen, höchstens in den Reiz der gebildeteren Sprache späterer Zeiten zu kleiden, das einzige, was sie der späteren Zeit überhaupt abnahm und wobei sie sich gleichwohl nicht so weit wagte, den Dialect der ursprünglichen Ueberlieferung mit dem klassischen attischen zu vertauschen. Genau so entkleidete die plastische Kunst die Heroen der alten Zeit allmählig ihrer Rüstungen und Gewande, bis sie, unterstützt von der seit Orsippos Sieg in der 15ten Olympiade eingeführten Sitte ungegürtet in den Wettkampf zu treten, die nackte Form ergriff, hinfort festhielt und von der trockenen Treue und den strengen Umrissen zur ideellen Wahrheit und jenen milderen Conturen überführte, die nicht blos den Sinnen Beschäftigung geben.

Wie anders dagegen das deutsche Epos! Wir fanden, daß auch hier eine einzige ungeheure Begebenheit den Mittelpunct bildete; daß

auch hier jene Völkerwanderung die Zeit ausmacht, in welcher der Kern des ganzen Sagenkreises zu suchen ist. Allein welch eine Zeit ist dies schon! Gleich die Hauptbelden, jene Hermanrich, Etzel und Dietrich trennen geschichtlich mehrere Jahrhunderte von einander! Weit entfernt, daß hier die Sitte der ursprünglichen Entstehungszeit festgehalten würde, so ist auf den Grund einer ächten Heldenzeit nachher Christenthum und Ritterwesen aufgetragen, Alles was im Staat, in der Kirche, in der Heimath und Fremde geschah, Entdeckungen von Ländern, Einführungen von fremden Kostbarkeiten, Alles und Jedes fand Eingang, ward so verwebt, als ob es ursprünglich dazu gehört hätte. Wo ein geschichtlicher Name auf geschichtlichen Stoff rathen läßt, tritt gleich vor dem näher zusehenden Auge Alles in desto tiefere Dunkelheit zurück; wo, wie im ersten Theile der Nibelungen eine viel ältere Sage zu einer schon neueren Gattung hinzugezogen wurde, ward auch sie dem Mittelpunct mit dem ewig wiederkehrenden Anachronismus gleichgestellt, und hart an die Züge eines wilden Löwenbändigers und Schlangentödters, die aus Urzeiten hängen blieben, traten die eines sentimentalen Ritters des 13ten Jahrhunderts und der Regungen seines sanften Gemüthes. Nehmen wir den Dietrich als den Mittelpunct unserer Sage, so wurden also vielleicht in Hermanrich, den Burgundern und Attila mehrere frühere Perioden aus der Vorzeit aufgenommen, aber der Zeitunterschied verwischt; weit entfernt, daß die höfischen Ritter des 13ten Jahrhunderts, die Tragiker des Mittelalters, die alten Sitten und Sagen festgehalten hätten, so empörten sie sich dagegen; und was die Sage selbst angeht, so fing sie gleich im Fortgang der Zeiten an, sich mit den Sitten derselben auch historische oder poetische Gestalten daraus zu assimiliren; es erscheint also der thüringische Irmenfried in den Nibelungen, und Pilgrin von Passau, und jener so eng eingeflochtene Rüdiger, von dem es nun ganz gleichgültig ist, ob er eine historische oder blos poetische Figur ist; so ist im Herzog Ernst von Adelheid auf Gisela, von den Ottonen auf Konrad, von Ludolf auf Ernst übergegangen und Alles aufs vergnügteste durcheinandergeworfen, und dies Einschieben spätrer Personen bei der Umarbeitung älterer Gedichte ist im Rother, in der Kaiserchronik, im Wigalois und in vielen anderen Dingen so klar, daß es nur eines Fingerzeiges bedarf, und sezt sich bis in späte Zeiten, z. B. in

dem Gedicht von der Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen fort. Denn nicht allein im Volksepos, auch in der Kunstpoesie ist derselbe Fall. Je entschiedener Ariost seinem Gedichte die Farbe seiner Zeit gab und die Aussicht auf das Feuerrohr und die neue Welt und was alles seine Zeit entdeckte und erfand, desto besser ward es; je mehr Tasso zurückblickte und historisch verfuhr, desto schlimmer war es; und er verstand seinen Vortheil schlecht, wenn er sich später anklagte, nicht geschichtlich treu genug geblieben zu *sein*. Jede neue Idee und Richtung, die irgend bedeutend in der *Folgezeit* heraustrat, und willkührlich dieser oder jener Repräsentant solcher Richtungen, wurde in unser Epos im Laufe der Zeiten aufgenommen; man steht nirgends fest, von einer Zeit wird man in die andere, von einer Sitte zu einer andern versetzt, und die jüngste Bearbeitung trägt in einzelnen Stellen die Farbe der jüngsten Zeit. Weit entfernt wieder, daß dieser Eindrang des Modernen der Dichtkunst einen so tödtlichen Streich versetzte, wie bei den Griechen, so entfaltete sie sich gerade bei jenen Hofdichtern in ihrem schönsten Glanz und unter diesen selbst geradezu bei dem, der das gegenwärtige Ritterleben am allerunverholensten abschilderte; dies nämlich schadete hier nicht, weil die Wirklichkeit hier selbst einen idealen Anstrich hatte oder weil diese Dichter die gewöhnliche Wirklichkeit und den Ton des niederen und äußeren Lebens flohen und verabscheuten. Wo dort Alles Einheit ist im griechischen Gedicht, ist hier Alles zerrissen; deshalb ward die Einheit der Nibelungen so wenig, die des Homer so hartnäckig vertheidigt; deshalb lockte das deutsche Gedicht stets mehr die wissenschaftliche Untersuchungslust über Entstehung, Gestaltung und Sage, das Griechische befriedigte vor allem die Einbildungskraft und den poetischen Genuß; es zieht daher den Knaben von selbst an, den die Nibelungen erst später und wie oft gar nicht interessiren, denn es fesselt die Pantasie und überzeugt von seinem Werthe das Gemüth, ohne erst den Verstand überzeugen zu müssen. Das deutsche Epos veränderte mit der Zeit Alles, nur die Form, die die Hauptsache hätte sein müssen, am wenigsten oder am sorglosesten; das Nibelungenlied erhielt nicht einmal einen so feinen letzten Ordner, wie die Gudrun; Alles klafft von Lücken, und die Sprache von Unebenheiten, während der letzte Bearbeiter der homerischen Gedichte vielleicht nur wenig der Feile bedurfte, aber die feinste

gebrauchte, um auch die letzte offene Fuge zu verbergen. Die Concentration der alten Welt in allem ihrem Dichten und Treiben, und das Ausschweifen der neueren Zeit, die Liebe des Orts und Vaterlands bei den Alten und die Flucht der Heimat und das Streben nach Süden bei unsern Ahnen, die Lebenslust Jener und unsere Beschäftigung mit dem ungewissen Künftigen, die Einheitsliebe der Alten in allen ihren Producten der Kunst und die Mannichfaltigkeit der Modernen, die Geschlossenheit und Enge der griechischen Zustände und die Weite und Endlosigkeit der germanischen bedingt diese Unterschiede. Alles, was die Alten je in der Kunst vollbracht ist mit dem Entwurf zugleich fertig. So stehen ihre Tempel, irgend einem Gotte geweiht, dessen Wesen ihrer Einbildungskraft faßlich war, in der schönsten Harmonie des Innern und Aeußeren da, dem innern und äußeren Auge mit Einem Blicke überschaubar. Allein jeder Dom des Mittelalters ward gleich im Anfange, um ihn des Unendlichen würdig zu machen, mit riesenmäßigen Anlagen begonnen, als ob er nie fertig werden sollte; was die Geistlichen mit dem Rundbogen begannen, setzte die Ritterzeit mit dem Spitzbogen fort und die industrielle Zeit plackte äußerlich Buden daran. Mit dem Aeußeren Eine einzige Wirkung zu machen, war der deutschen Baukunst und Dichtkunst gleichgültig, der griechischen lag Alles hieran; die neue Architektur baute ungeheuere Thürme, deren Theile dem Auge des Betrachters ganz verschwinden, die alte machte ihre Metopen und ihren Sculpturzierat in der Höhe großartiger und kühner, um ihn nicht wirkungslos für den Beschauer zu lassen; daher macht ein Aufriß eines gothischen Gebäudes, in welchem das Auge die Schönheit und Harmonie des Entwurfs in allen Theilen leicht verfolgen kann, oft größere Wirkung als das Gebäude selbst, einem griechischen Tempel kann eben dies gerade schaden. Genau so ists mit den Epen. Endlose Verse, besonders in den Kunstepen, alle mit gleicher Kunst und Liebe behandelt, aber unmöglich zu überblicken, bis man sie im Detail zerlegt; lauter vereinzelte Herrlichkeiten, selbst im Ariost; Homer dagegen eine einzige Gruppe. Ein geistreicher Auszug kann trefflich beitragen, in den Geist eines mitteldeutschen Epos einzuführen, am Homer kann er einem den Geschmack verderben. Mit der Betrachtung der Form und des Aeußeren, was die Phantasie ergreift, hört bei den griechischen Künsten die Wirkung auf; hier

fängt die der deutschen, möchte man sagen, erst an. Man muß die gothische Kirche im Innern betrachten, dort beginnt ihre Größe; und im deutschen Gedicht muß man die Ideen suchen, um Achtung davor zu bekommen. Wer im Innern des griechischen Tempels die Erhebung sucht, die er im gothischen Dom erhält, oder in der griechischen Poesie den Reichthum an Gefühlen und Gedanken, den die neuere darbietet, der geht eben so fehl, wie wer umgekehrt vom Bau und Gedicht der Deutschen die Anregung der Einbildungskraft durch die formelle Erscheinung erwartet. Beides ist in seiner Art groß; als Kunst, die streng genommen nur mit der Form für die Phantasie sich beschäftigen soll, ist das Griechische reiner.

Damit der Leser nicht denke, dies sei ein müßiger Excurs, erinnere ich daran, daß wir davon ausgingen, zu zeigen, wie die historische Entstehung unsers Volksepos schon die zerrissene Gestalt desselben bedingt, die zu erklären wir nicht von zu vielen Seiten versuchen können. Wir suchten oben durch die großen Räume, die es umspannt, diesem Probleme näher zu rücken; jetzt aber nahmen wir die großen Zeiten, die es umspannt, zu Hülfe; auf die großen Ideen, die in allen besseren Gedichten des Mittelalters niedergelegt sind, kommen wir später beim Kunstepos der Hofdichter zurück, bei welchen diese Ideen ebenso vorherrschen, wie sie in unsern Volksepos, wie sie in jeder ächt epischen Poesie zurücktreten, und wo wir dann nach den bisherigen doppelten Erörterungen schon vorbereiteter anlangen.

V.

Uebergang zur ritterlichen Poesie der hohenstaufischen Zeit.

1. Fränkische Periode.

Noch könnten wir diese ganze Folgezeit bis zum Ende des 12ten Jahrhunderts unter der Aufschrift des vorigen Abschnitts

begreifen, denn nicht allein blieb unter der ganzen Dynastie der fränkischen Kaiser Wissenschaft und Kunst in den Händen der Geistlichen, und ausdrückliche Zeugnisse bestätigen es, daß die übrigen Stände in Deutschland noch im alten Sinne der Heroenzeit jede Bildung im Laien verschmähten [77]), sondern auch als mit dem Ende des 12ten Jahrhunderts jene merkwürdige Periode des aufkeimenden Rittergesangs eintritt, begegnen wir zuerst noch jenen Werner, Lamprecht, Konrad u. A. die uns als Brüder und Pfaffen bezeichnet werden, und noch früher den lateinischen Bearbeitern der Thiersage, wenn wir diese hierhin rechnen wollen. Allein ihre Kunst und ihr Gesang trägt einen ganz andern Charakter, als jene Arbeiten der Mönche aus der vorhin behandelten Zeit, denen das ächt Geistliche, das Religiöse noch eben so fest aufgeprägt ist, als den späteren schon der Geist des Ritterthums. Dazu treten nun allmählig jene gewaltigen Einflüsse hervor, welche der Dichtung nothwendig eine ganz neue Gestalt geben mußten. Zwei große und schneidende Gegensätze folgten sich nämlich nach dem Ausgange der sächsischen Kaiser hintereinander in der deutschen Geschichte, die das Leben und die Kunst von einem Extreme zum andern warfen, und diesen Zug der Historie dieser Zeiten muß man sich aufs lebhafteste vergegenwärtigen, wenn man die Poesie der hohenstaufischen Zeit, namentlich auch jener Uebergangszeit im 12ten Jahrhundert verstehen will. Wir sehen seit dem Gegensatz, den wir in Karls Bestrebungen und der Schlaffheit seiner Nachfolger erkennen, diese Erscheinung des Aufschwungs und der Erschlaffung, des Ringens mit großen Ideen und der Richtung auf das Materiellste sich mehrfach im Kreislauf der Dinge wiederholen; wir sahen Karls Streben in Heinrich und Otto erwachen und wie diese ganze Regentenfamilie sich ihre weiten Entwürfe vererbte, und treffen jetzt auf die ganze Reihe der fränkischen Regenten, die mit geringen Ausnahmen ohne Bildung und höhern Sinn nur aufs Practische und Politische gerichtet sind, und aus ihrer Zeit der Prosa, des Ungeschmacks, und der nüchternen Verhältnisse treten wir plötzlich wieder in die glänzende Periode der Hohenstaufen, deren kühne und ideale Tendenzen dann die Nation in Kunst und

77) Wippo Panegyr. ad Henric. III. in Canis. lect. ant. p. 196.

totis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
ut doceant aliquem, nisi clericus efficiatur.

Staat so erschöpften, daß von da eine Anarchie, die schon einmal unter den fränkischen Kaisern gedroht hatte, und ein ungeheuerer Rücksturz, ja ein vollkommener Umsturz aller Dinge erfolgte. Dabei ist Eine Beobachtung vor allen anderen für den Geschichtschreiber von ungemeiner Bedeutung. Sonst pflegen die Ideen, welche sich in einer Zeit zu entwickeln streben, zuerst die Kunst, die Wissenschaft und die schreibende und denkende Welt zu ergreifen, und dann erst in das Leben und die handelnde Welt einzudringen, allein hier war es nicht allein in Deutschland, sondern im ganzen Mittelalter umgekehrt; die Ursache war, daß durch die frühe und unnatürliche Verbindung der neuen germanischen Welt mit der alten jede eigene und eigenthümliche Richtung in jener durch die aufgepfropfte römische Cultur unterdrückt und erstickt ward, so daß auch unsere nationale Poesie eben deshalb in der älteren Zeit nicht durchdringen konnte, und daß einzelne große Geister die früheren Ideen der alten und die neuen der modernen Welt fortwährend ergriffen und allmählig die unmündige Welt um sich her hineinrissen. Dies ist an der ganzen Reihe deutscher Regenten von Odoacher und Theodorich bis auf die Hohenstaufen, es ist an der Art wie die Päbste seit Gregor Europa in den Taumel der Kreuzbegeisterung hineinrissen, ganz unverkennbar; es würde noch deutlicher sein, wenn man nicht die Geschichte des Mittelalters von jeher wie durch eine Kluft von alter und neuer Zeit geschieden hätte, wenn man, statt mit Christus Geburt oder mit dem Ende des weströmischen Reichs eine ganz willkührliche Scheide und eine äußerliche Trennung zu machen, das Heraustreten neuer Richtungen neben dem Fortbestehen der Alten zur Abtheilung der Perioden und zum leitenden Faden der Geschichte genommen und etwa von dem Alexander und Aristoteles der Geschichte bis auf ihre vollendetste Entartung in Sage und Scholastik und ihre Wiederherstellung zur Geschichte gezeigt hätte, wie fortwährend in der ganzen Zwischenzeit ein Kampf der Gewohnheit und der Neuerung, der alten und neuen Tendenzen bis zu den entschiedenern Schritten zu ihrer endlichen Ausgleichung war. Hierzu geschahen die ersten Versuche durch das Bestreben, die christliche Lehre zu reinigen, und dies trat in dem Lande zuerst ein, das mit der größten Begeisterung jene Kreuzzüge hervorgerufen oder unterstützt hatte, die in der auffallendsten Mischung und im höchsten Extreme die christliche Aufopferung mit dem entschiedenen

Zuge des Egoismus, ja des ganz antiken Strebens zur Unterdrückung einer minder befähigten Menschenklasse zu verbinden wissen, deren Verachtung nicht allein bei den Betheiligten, etwa in den spanischen Reichen, sondern auch in der Ansicht der deutschen Ritterschaft gefunden wird[78]. In diese Kreuzzüge rissen die Hohenstaufen die deutsche Nation mit, obwohl es charakteristisch an allen reiner germanischen Völkern und dem antikeren Italien war, daß man diese Schwärmerei hier nicht so theilte, wie dort, wo die größere Mischung verschiedener Elemente schon in dem physischen Körper der Nationen Statt hatte. Wie diese Züge, so war auch die Poesie, die damit verknüpft war, ein von außen nach Deutschland übertragenes Gewächs, das auf die Dauer zu bestehen von Anfang nicht berechnet war, aber die schönsten Blüthen hier gleichwohl entfaltet hat. Wer also in diesem Sinne sagt, daß die damalige Entwickelung der Deutschen eine antinationale war, daß die eigentlich deutsche Bildung erst mit dem Aufkommen des Bürgerstandes, die ächt deutsche Dichtung erst da beginnt, wo nicht die politische Welt und kühne und glänzende Regenten sie hervorrufen, sondern wo sie selbst erst auf die Gestaltung des politischen Lebens wirkt und ihr vorangeht, dem wüßte ich nicht zu widersprechen, obwohl man in einem anderen Sinne das Umgekehrte behaupten darf, weil wieder der nationale Charakter der Deutschen in jener Zeit noch nicht zu dem heutigen universellen umgeschmolzen war (wenn dieser auch schon in der ursprünglichen Bestimmung und Natur unsers Volkes lag). Daher treten in der mittelalterigen und neuen Blüte unserer Dichtung die Hauptunterschiede hervor, daß, obzwar beide Male die Influenzen aus Frankreich und England vorhergingen, damals der Sieg diesem Fremden, neulich aber

---

78) So bezeichnet eine Stelle im Titurel in eigener Weise, aber mit mehr Sinn als man erwarten sollte und ganz im Geist der griechischen Vorstellung von den Barbaren, die Mauren: Sie sind

an wisheit gar die touben, doch kunste richz: daz ist gar underscheidenz.
Kan ieman kunste ane der wisheit sinne?
Ja, behendecliche kunnen wunder affen und affinne;
von gewonheit lere tunt hunde behendecliche,
und ander kunste mere; ein vogel ret eiwenne daz deutsch geliche:
Dabi verstet die kunst der heidenschefte,
Sie kunnen aller kunste hore, und sint dabi ane aller witze crefte.

Aus dem Cod. Pal. N. 383. Fol. 77 d. Ich bemerke hier bei der ersten Gelegenheit, daß ich, um bei meinem Leisten zu bleiben, in den Citaten um reinen Text unbekümmert bin und anführe, wie geschrieben steht.

im Einheimischen blieb; daß jener damalige Sieg des Fremden
sehr plötzlich, als dieser des Einheimischen langsam sich entschied;
daß damals das Fremde assimilirt und durchaus nationalisirt und
so selbstständig nationalisirt ward, daß man ein schreiendes Unrecht
begehen würde, wenn man die übersetzten Ritterpoesien nicht für
eigentlich deutsche Producte ansehen wollte, in der späteren Periode
aber das Ausländische nur sclavisch nachgeahmt wurde und für sich
stehen blieb; daß zwar beide Male das Alterthum Hauptwirkungen
übte, aber damals, indem man sich an die letzten alexandrinischen
und römischen und noch späteren Producte hielt und selbst diese
ganz in den Kreis der gegenwärtigen Vorstellungen rückte, und in
unserer Zeit, indem man die Gegenwart in das Alterthum zurück-
führte und an seinen ächten und reinen Producten bildete, so daß
damals ein Lamprecht, der im ächtantiken Sinne in der vorberei-
tenden Zeit des 12ten Jahrhunderts dichtete, bald Geringschätzung
erdulden mußte, wie heute Wieland, der im alexandrinischen Sinne
in der ähnlichen Zeit im vorigen Jahrhundert auftrat, beide in
ihrer Art vortrefflich, und jeder der Hauptrichtung seiner Zeit so
fremd, daß ein Mann des 13ten Jahrhunderts unter unsern neuen
Dichtern vielleicht eben so entschieden nach Wieland vor allen ande-
ren greifen würde, wenn er sich nicht in den Geist der neuen
Dichtung versetzen wollte, wie ein in Göthes, Schillers und Vos-
sens Sinn Gebildeter des 19ten Jahrhunderts den Lamprecht her-
vorziehen würde, wenn er nicht sähe, daß dieser ein so nothwen-
diger Vorläufer für Wolfram war, wie Wieland für Göthe, und
daß beide jene von diesen beiden im Sinne ihrer Zeit weit über-
boten wurden.

Wie fremd und plötzlich die neue Dichterblüthe der hohenstau-
fischen Zeit über Deutschland kam, sieht man recht deutlich ein,
wenn man sich zuvor in der unmittelbar vorhergegangenen Zeit
der fränkischen Kaiser umsieht. Von dem zweiten Konrad bis zu
Heinrich V. ist es eine Reihe von practischen, nur auf die Inte-
ressen des gewöhnlichen Lebens gerichteter Fürsten, unter welchen
Deutschland von dem Kampfe des weltlichen und geistlichen Prin-
zips, und den politischen Partheien, die die alte Verfassung zu hal-
ten oder an ihre Stelle eine anarchische Aristokratie zu setzen streb-
ten zerrissen wird. Alles drängte sich nach diesem Mittelpuncte,
keinem anderen Bestreben konnten diese Fürsten Raum geben, als

wie sie sich gegen die Großen feststellen, gegen die Kirche schützen, auf die Städte und niedere Ritterschaft stützen konnten. Ruhm, Glanz, Eroberung, nichts was die Phantasie und die Begeisterun erregt hätte, zeigt sich in dem ganzen Jahrhundert; und der Anflu von Schwärmerei unter den Nachbarn, sowohl bei dem Gottesfrie den in der Mitte, als bei dem ersten Kreuzzug am Ende des Jahr hunderts konnte in Deutschland nicht eindringen. In den Klöster stockte das geistige Treiben der früheren Zeit, sie wurden jetzt ei Zufluchtsort der Unglücklichen, die sich während des Kampfes de Gegenkönige und der wilden Anarchie der Ritterschaft hierhin, al in die einzigen Refugien zusammendrängten. Wo auch noch ei Geistlicher etwa im Alterthum bewandert blieb, da bewahrte ih dies nicht einmal, wie ein Peter Damiani zeigt, vor mönchische Zelotismus; wo noch eine geistliche Beschäftigung sichtbar wird da zeigt ein Willeram, zu welcher Geschmacklosigkeit man nur sei Notker herabgesunken war; wo ja ein ausgezeichneter Mann noc thätig ist, wie Hermannus Contractus, da sieht man am entschie densten die Richtung aufs Practische und Verstandsmäßige, au ächte Geschichte, auf Chronologie, Mathematik, Astronomie un Mechanik; weder die Geistlichkeit nahm sich der Kunst oder Wissen schaft mehr an, noch die Könige, noch der Adel. Was dafü Heinrich III. that, der sinnig war und durch sein Weib mit den Sitz der aufkeimenden Cultur verbunden, doch aber keine Jongleurs und Bouffons bei seiner Hochzeit dulden wollte, war durchaus vor übergehend; die übrigen Kaiser waren selbst ohne Bildung, di größten Männer des Clerus, ein Hanno oder Albert von Bremen fanden es vortheilhafter, sich in einer andern Sphäre umzutreiben als der gelehrten, und die Ritterschaft kannte, wie wir schon hör ten, noch keinerlei Schule und Erziehung. Welch ein Beispiel ging auch von Rom aus, unter jenem Benedict IX., oder in anderer Art später unter Gregor VII., beide nur geeignet, jenes, die Zucht und das geordnete Leben in den Klöstern aufs scheußlichste zu ver derben, dieses, die mönchischen Gelehrten in den Kampf der welt lichen und geistlichen Oberhäupter hineinzureißen und eine politisch und kirchliche Polemik und schriftstellerische Partheisucht und He tigkeit zu gründen, wie sie keine Zeit vorher kannte. Wie endlic konnte unter der Verwüstung und Plünderung, unter dem Rau und Mord zur Zeit Heinrichs IV. irgend eine geistige Betriebsamkei

entstehen, oder nur, wo sie bereits existirte, sich erhalten? Mit Recht hat Stenzel zur Vergegenwärtigung des inneren Zustandes von Deutschland in jenen schrecklichen Zeiten nichts Lebendigeres geben zu können geglaubt, als die Erzählung des Abts Rodulf von St. Tron von den Schicksalen seines Klosters im Anfange des 12ten Jahrhunderts [79]). Mit nichts anderem kann man diese Scenen der Anarchie, des brutalen Soldaten- und Raubwesens und der Auflösung aller geselligen Bande vergleichen, als mit den Schilderungen aus dem dreißigjährigen Kriege, die Moscherosch mitgetheilt hat. Auch sind ja in diesen Zeiten alle Elemente fast in Gährung, die im dreißigjährigen Kriege die Verhältnisse bildeten, wie sollten sich die Züge nicht entsprechen? So scheint selbst im Literarischen die größte Aehnlichkeit zu herrschen. Was in dem alten frommen Geiste der Ottonischen und Lutherischen Zeit fortging, ist noch das erheiterndste, was beide Male erscheint; das Größte sind beide Male vereinzelte, streng wissenschaftliche Erscheinungen; die Poesie aber stockte. Das Andenken an unsere alte Dichtkunst scheint beide Male verloren gegangen zu sein, wenigstens ist in der Quedlinburgschen Chronik in jener Stelle, von der ich bereits oben Gebrauch machte, der Ausdruck auffallend, daß von jenem Dietrich unter den Landleuten einst gesungen worden sei. Eigne Stoffe aber bietet diese ganze Periode fast gar keinen, man müßte denn annehmen, daß jener Herzog Ernst schon in diesen Zeiten Gegenstand des Gesangs gewesen sei, der sich aber schnell, wie wir schon früher bemerkten, an die Geschichten der Ottonen und älterer historischer Personen anlehnt, wie flüchtend vor diesen Zeiten der Barbarei und der Prosa. Wie in jener neueren Zeit in Schlesien ein isolirter Zufluchtsort für die Poesie sich aufthat, ganz ähnlich scheint damals der Niederrhein und das Belgische Gebiet ein Refugium für Bildung und Gelehrsamkeit gewesen zu sein. Die Nähe von Frankreich wirkte hier ein, und wir sehen daher später, daß dort Begeisterung für die Kreuzzüge war, als man deren in Deutschland noch spottete, und daß von dort der Uebergang der Ritter-Poesie vermittelt ward. Damals behaupteten drei Schulen in Lüttich in jenen Zeiten mit den ersten Rang und zogen durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer

79) Stenzel Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern I. p. 755 sqq.

die Ausländer dahin; die von Lobbe und Gemblours wetteiferten. Hier fanden sich nachher auch die gelehrtesten und beredtesten Vertheidiger der kaiserlichen Autorität gegen die Anmaßungen Roms, während die Gegner des Kaisers sich in den südlichern Klöstern von Deutschland sammelten; in Köln und Lüttich fand Heinrich IV. noch vor seinem Ende in verzweifelter Lage warme Theilnahme und Hülfe; und in Flandern traten dann im 12ten Jahrhundert jene lateinischen Dichter der Fuchs- und Wolfsage hervor, deren einer mit einer so ungeheuren Heftigkeit gegen den römischen Stuhl eifert.

2. Reinhart Fuchs.

Diese Dichter der Thiersage gehen uns eigentlich aus dem doppelten Grunde nichts an, weil sie nicht auf deutschem Gebiete und nicht in deutscher Sprache dichteten. Ich muß aber an dieser Stelle aus dem doppelten Gegengrunde darauf eingehen, weil die Thiersage, diese merkwürdige Erscheinung, der wir die trefflichsten Dichtungen des Mittelalters danken, ohne allen Zweifel auf Deutschlands Boden entstand und nach Deutschland zur Zeit ihrer reinen Vollendung zurückkehrte, so daß wir die ganze Gestaltung der ganzen Sage nur unvollkommen erkennen würden, wenn wir nicht auch jede fremde Bearbeitung derselben in den Kreis unserer Betrachtung zögen; und dann, weil gerade der Reinardus, jenes lateinische Gedicht eines Flanderers aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts, das neulich von Mone herausgegeben ward, der vollkommenste Repräsentant der Art von Poesie ist, welche in einer Zeit, wie die der fränkischen Kaiser, etwa entstehen konnte und weil wieder gerade nur eine solche Zeit jener Thiersage eines ihrer Hauptgepräge aufdrücken konnte, das, oft verwischt, bei jeder vorzüglicheren Umarbeitung derselben doch wieder heraustrat. Die Bedeutung der Sache, dazu der Mangel einer historischen Entwickelung der allmähligen Veränderungen, die diese Dichtungen erlitten, wird mich entschuldigen, wenn ich umfassend, aber so kurz als thunlich, dem Gange, den mir dieser Zweig der Volkspoesie genommen zu haben scheint, zu folgen suche, und daher, wie bei dem historischen Volksepos in verschiedenen Perioden seine verschiedenen Metamorphosen einer getrennten Betrachtung unterwerfe.

Erst in unseren Tagen ist diese historische Entwickelung des Thierepos möglich geworden, nachdem die älteren lateinischen Bearbeitungen durch Grimm und Mone, die französischen durch Méon, die holländische des Willant durch Gräter und seitdem besser durch Grimm bekannt gemacht wurden[80]). Was man bisher über diese merkwürdige Dichtung gesagt hat, die einzige des früheren Mittelalters die eine fortdauernde Theilnahme zu allen Zeiten gefunden hat, weil sie nicht die eigenthümlichen Zustände jener Zeit aus dem engen Gesichtspuncte eines einzelnen Standes von halber Bildung den Späteren nur halb verständlich überliefert, sondern die allgemeinsten menschlichen Verhältnisse in stets gültiger Betrachtungsweise auffaßt, ging nicht über das Literarische, über die Autoren und Persönlichkeiten der Dichter, und über allerhand Grillenfängereien, die auch noch in Mones Ausgabe fortdauern, hinaus, wozu dann einige schöne Redensarten kamen über die Bedeutsamkeit und den ästhetischen Werth dieser Epen. Nun aber hat uns Jacob Grimm zugleich mit der Nachlese oder der saubereren Ausgabe der Reimereien auf die Thiersage bezüglichen Stücke eine weitere Abhandlung über das geschichtliche Verhältniß, die Fortbildung, den Ursprung und das Wesen der Thiersage geliefert, und, was er schon in einem Jugendschriftchen im deutschen Museum andeutend gethan hatte, eine ganz andere Bahn gebrochen und ein neues Feld der Untersuchung geöffnet. Ich glaube nicht einfacher thun zu können, als dem vortrefflichen Manne und seinen Ansichten folgend meine eigenen zu entwickeln, die durch die strengere historische Beurtheilung hier und da nicht ganz, obgleich nur in unwesentlichem, mit den seinigen zusammentreffen. Zugleich muß ich in Bezug auf das eigentliche Literarische auf seine Abhandlung verweisen, da ich dies überall voraussetzen muß.

Grimm geht von der einfachen Bemerkung aus, daß die Quelle der Thierfabel in der Betrachtung der mannichfaltigen menschenähnlichen Triebe, der Fähigkeiten, Eigenschaften und Leidenschaften

80) Reinardus Vulpes. edit. Mone. Stuttg. u. Tübingen 1832. Le Roman du Renart, ed. Méon. Paris 1826. Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm. Berlin 1834. Dazu kann man noch die neue Auflage der Lübecker Ausgabe des niedersächsischen Reineke von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1834) nehmen, so hat man Alles Material zusammen.

der Thiere liegt, die namentlich dem Menschen der ursprünglichen Gesellschaft bedeutend genug sein mußten, um ein viel engeres und vertraulicheres Band zwischen Mensch und Thier zu schlingen. Blieben zwar in der Wirklichkeit immer Grenzen gesteckt, „so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstands wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders, als die spätere Zeit." Es glaubt also an Verwandlungen der Thiere in Menschen, der Menschen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenschliches Wissen der Thierwelt; es leiht ihr Kenntniß des Schicksals der Menschen, und eigene oder gar menschliche Sprache. „Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breitern Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können." Demnach gründet sich denn die Thierfabel auf nichts anderes, „als auf den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung;" sie steht, wie alles Epos, in stetem Wachsthum und schmiegt sich den veränderten Zeiten verändert an. Echte Thierfabeln zu ersinnen, hält Grimm daher für widerstrebend; alle Versuche scheiterten, meint er, „weil das Gelingen gebunden sei an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen."

Aber hier müssen wir bei dieser Zusammenfassung von Thiersage und Thierfabel sogleich stille stehen. Die beiden Grimm sind es hauptsächlich, welche in Deutschland auf den Unterschied von Volks- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht, welche mit Anderen es bei uns dahin gebracht haben, daß an der volksmäßigen, allmähligen Entstehung unserer großen Epen, so wie der der Griechen, kaum ein Zweifel übrig bleiben darf; sie haben der Geschichte der Dichtkunst dadurch eine Gestalt gegeben, welche sie bei uns wohl nie wieder verlieren wird, welche die Franzosen aber schon schwerer, die Engländer noch weniger, Italiener und Spanier aber gar

nicht adoptiren werden; kaum hat man auch im Auslande diese Entdeckung in unserem Epos beachtet, und in Bezug auf die homerischen Gedichte hat man sie verspottet und sie hat selbst unter uns den innerlichsten Widerwillen, z. B. in Göthe, erregt. Dies hat seine sehr deutlich nachweisbaren Ursachen, es hat seine Erklärung und Entschuldigung in sich. Den Maaßstab unserer Dichtungsgeschichte an jede Fremde zu halten, würde auch eine Einseitigkeit sein, die uns Deutschen am wenigsten zu verzeihen wäre. Die Volksmäßigkeit der Dichtung der verschiedenen Nationen hat Grade der Völligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geschichte, der Bildung und namentlich nach der Stellung der unteren Volksklassen in den Völkern. Darüber Beobachtungen zu sammeln, wäre vor Allem Noth gewesen, ehe man in vager Unbestimmtheit Alles Volkspoesie genannt hätte, was in irgend Einem Zuge nur etwas Volksmäßiges verräth. Bei unseren deutschen Forschern nun ist die Vorliebe für diese Volkspoesie nicht allein in unseren alten Dichtungen, sondern auch in aller Poesie überhaupt zu einer Höhe gestiegen, auf die zu folgen schon der rein nationale Sinn dieser Männer gehört, der diese Eine Richtung vielleicht mit zu viel Verachtung der entgegenstehenden ergriff. Sie haben nicht allein Volkslieder und Epen für sehr werthvoll gehalten, über die mancher Andere anders urtheilen möchte; sie haben aber auch Volkspoesie oft genannt, was doch nur sehr uneigentlich so genannt werden kann. So hat denn auch Grimm hier in der Thierfabel (und dies mit Recht) volksmäßige Dichtung gesehen, und er denkt Thierfabel, Thiersage, Thierepos, Thiermährchen auf Einerlei Stamm gewurzelt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen haben, und es wird eben der sein, den Grimm im Anfange seiner Abhandlung angab, den ich oben auszog. Wenn er aber das Thierepos und die moralische Thierfabel in Einer Folge als Blüthe und Frucht eines einzigen ungeimpften Zweiges dieses Stammes ansieht, dann weiß ich ihm, es ist möglich aus Mangel an gründlicher Einsicht, nicht zu folgen. Die Thierfabel, d. h. das was alle Welt eigentlich und von je Thierfabel genannt hat, ist von dem Charakter des Thierepos, da wo dieses am reinsten ist, grundverschieden; und nichts ist vielleicht hier beweisender, als das Gefühl jedes Unbefangenen, dem namentlich bei einer ersten Lectüre z. B.

des niedersächsischen Reineke die äsopischen Fabeln, die dort in den zweiten Theil Eingang fanden, aufs unangenehmste lästig, wenigstens als etwas Fremdes beschwerlich fallen werden. Diese Thierfabel ist einzig und allein im alten Orient ein einheimisches Product (ich sage ausdrücklich im alten, weil der neue unter griechischen und anderen Einflüssen litt); nirgends sonst ist sie wieder original erschienen, und das was in Deutschland original in der Thiersage ist, ist keine Thierfabel. Sie mag ihre ersten Anfänge schon in den Zeiten gehabt haben, als die Menschen zuerst sich der Kluft zwischen Thier und Mensch bewußt wurden. Der erste Eindruck, den ein solches Besinnen in den Menschen hervorrufen mußte, konnte kein anderer sein, als der der Erkenntlichkeit für Hülfeleistung und Belehrung, die er von dem Thiere empfangen hatte, denn in diesen Beziehungen lernte er eben die Thiere, die sich an ihn anschlossen, und jene, welche diese befeindeten, d. h. eben jene, welche fast ausschließlich in der Thiersage auftreten, zuerst kennen, er lernte Kriegs- und Hausstand, Geselligkeit und Regeln der Geselligkeit von dem Thiere. Es giebt kein denkbares älteres Verhältniß zwischen Thier und Mensch als dies. Daher sind vielleicht überall die ältesten Sprüchwörter jene, welche Zustände und Eigenschaften der Thiere auf menschliche anwenden, die sich in allen Nationen gleich häufig und gleich selbständig (in unserm Volke in großer Menge) finden, wo dann gleich sichtbar ist, wie sich das Lehrhafte an die Beobachtung der Thierwelt knüpft. Durch jederlei Gestaltung der Thiersage von der ersten zur letzten ist dies fast allein durchgedrungen, daß die geselligen Verhältnisse und Tugenden oder Laster ihren Mittelpunct bilden, und wenn der Versuch in den gesta Romanorum, christliche Moral daraus zu ziehen, so sehr gescheitert ist, so liegt eben hier die Ursache am Tage; und wenn die Tugenden der Thiere überhaupt weniger Rollen darin spielen, als die Laster, so liegt das eben darin, daß der Friedensstand überall in der Gesellschaft vorausgesetzt wird und nur deren Störung Anlaß zu Erzählung oder Belehrung giebt, und in diesem Sinne konnten auch die Tugenden der Freundschaft, der Einigkeit (Tauben im Netz; zwei Stiere und Löwe) und Aehnliche Eingang finden. Dagegen hat man es fast überall vermieden, dem Thiere in Fabel oder Erzählung Tugenden der edleren Menschheit beizulegen, Frömmigkeit, Aufopferung und dergl., weil das leicht zu

Blasphemie oder zur Lächerlichkeit werden konnte. Ja das Thierepos scheint hier noch einen Schritt weiter gegangen zu sein und ganz eigentlich die thierische Natur des Menschen zu seiner Sphäre gemacht und alles Höherstrebende in demselben, das ja leider auch so leicht die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, zur Verirrung führt, grundsätzlich zu verspotten. Faßte nun der Mensch diesen ersten Bezug zwischen sich und dem Thier, so sehen wir, daß die Lehre allerdings das Ursprüngliche in der Fabel, und die Fabel das Ursprüngliche in der Thiersage ist. Zur Fabel genügte ein Nachdenken über des Menschen gesellige Zustände, das früh genug geweckt werden mußte, und eine nur allgemeine Bekanntschaft mit den hervortretendsten Eigenschaften der Thiere. Beides konnte der scharfsinnige, zu Räthseln, Allegorien und Parabeln aus undenklichen Zeiten geneigte Orientale leicht erwerben; und gleichwohl scheint mir, als müsse eine Gegend zum Entstehen der Fabel gesucht werden und eine Zeit, die schon höhere Begriffe von Menschlichkeit besaß, als sie der Orient im Alterthume fast durchgängig hatte, und die Heimat und das Zeitalter, das man dem Aesop giebt, scheinen hierzu gleich gut passend, ohne daß ich übrigens damit leichtsinnig ihn den Erfinder der Fabel zu nennen meinte. In irgend einer volksmäßigeren Form möchte sie allerdings viel früher existirt haben, und eine unmittelbarere Form und Entstehung scheint auch die vortreffliche Fabel im Buche der Richter zu zeigen; wer ihr aber diese Gestalt der äsopischen Fabel gegeben, den darf man keck für ihren Erfinder ausgeben; diese Gestalt darf man für das ursprüngliche halten, denn alles frühere blieb in seiner Unmittelbarkeit ungeschrieben, und die Veränderung, welche der Fabel eine selbständige Bedeutung gab, war von solchem Momente, daß von da an, wo die Moral zur Seele der Fabel ward, diese kleine Schöpfung in sich eine Solidität, eine Dauer und Festigkeit erhielt, der fast keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes anhaben konnte. Der Gang in der Bildung der Fabel scheint ein ähnlicher zu sein, wie der von der auf geschichtlichen, naturhistorischen oder sonstigen Beobachtungen ruhenden sprüchwörtlichen Redensart zum selbständigen Sprüchwort oder zur gnomischen Sentenz; und Niemand wird darum dieser letzteren die Ursprünglichkeit leugnen oder die Unmöglichkeit der Erfindung solcher Denksprüche behaupten wollen. Es wird daher Anstoß erregen, wenn Grimm

von einer geschwächten Form, von Verdünnung der äsopischen Fabel spricht. Und damit meint er gerade jenen strengen inneren Zusammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre; das nennt er die Fabel nach den Epimythien zuschneiden; die Kürze nennt er den Tod der Fabel, in die Lessing ihre Seele setzte; in diesem Sinne verwirft er die Lokmanschen Fabeln; in diesem Sinne will er die Aesopischen nicht als den Gipfel betrachtet haben; in diesem Sinne spricht er Lessings Fabeln ein Urtheil: das naive Element ginge ihnen ab; das Thun seiner Thiere interessire nicht an sich, sondern nur durch Spannung auf die erwartete Moral. Ob dies Urtheil richtig ist, ob Lessings Fabeln auf die Moral spannen oder nur blos sie erwarten lassen weil wir nicht anders gewöhnt sind, ob der Mangel an Naivetät nicht ein nothwendiger Begleiter aller neuen Poesie ist, die von dem Gedanken überall beherrscht wird, ob das Epigrammatische in Lessings Fabeln, das Grimm zu meinen scheint, nicht eine Eigenthümlichkeit Lessings ist, die seinen Grundsätzen über die Fabel sonst keinen Eintrag thut, dies Alles lasse ich dahingestellt. Gewiß ist das Eine, daß der ganze Occident den Aesop und der ganze Orient den Lokmann als die Quelle aller Fabeln und ihre Fabeln als Muster angesehen hat; gewiß ist, daß die Entfernung von der Kürze zur epischen-erzählenden Breite in der alexandrinisch-römischen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf Lafontaine, la Motte und Richer und die Deutschen des vorigen Jahrhunderts als eine Entartung, ja von den berühmtesten dieser Erzähler selbst als eine Entartung ist angesehen worden, und es giebt wohl fast keine Stimme, die nicht Lessings Rückschreiten zu der alten Simplicität ein Zurückgehen aufs Klassische und Aechte genannt hätte. Solch einer in Jahrtausenden feststehenden Ansicht entgegenzutreten, ist gegen alle historische Möglichkeit. Solch eine Ansicht, wenn sie Irrthum sein sollte, müßte ein Irrthum sein, der auf einer Wahrheit ruhte, und kann also nur Irrthum scheinen, aber nicht sein. Die Wahrheit, auf der jene Ansicht ruht, ist die, daß die Fabel der erste Versuch der Kunstpoesie ist, um mit Grimm zu reden, d. h. der erste Anfang, eigenen Gedanken und allgemeinen Sätzen den Körper der Besonderheit zu geben, und es ist vielleicht nur zufällig, daß diese Sätze auf das Moralische fielen (abgesehen davon, daß nach der oben angegebenen Quelle aller Thierfabeln dies ihre Richtung

werden mußte, und daß sie z. B. jene literarischen Lehren bei Lessing sehr füglich, aber nur nicht in Menge an die Hand geben konnte), weil der erste Keim der Kunstpoesie in solche Zeiten der vorherrschenden Moral zu fallen pflegt, wenigstens jener Poesie, welche in den unteren Regionen sich umtreibt, welche in der Dichtkunst das ist, was die niedere Kunst in den bildenden. Solche Zeiten der aufkeimenden Theilnahme des Volks an der Poesie, solche Zeiten der herrschenden Didactik haben denn auch zu jeder Zeit die äsopische Fabel wieder gesucht, und in Deutschland ist dies nicht allein im dreizehnten Jahrhundert sichtbar, wo dieselbe, nachdem sie lange ihrem Stoffe nach Eingang in das Thierepos gefunden, nun auch ihrer Form nach ihre eigene selbständige Entwickelung beginnt und dies fast, den ersten Spuren nach, seit dem welschen Gaste, eben dem Buche, welches gleichsam die höhere Ritterpoesie verabschiedet; sondern es zeigte sich noch viel deutlicher im 18ten Jahrhundert, wo die Fabel im engsten Verband mit der didactischen Poesie stand, und zugleich in einer Zeit der belletristischen Vielseitigkeit, die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand zu einer alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren, sich geltend machte, alle producirenden Köpfe, alle Theoretiker beschäftigte, und zuerst unter allen Dichtungsarten jene alte klassische Simplicität erreichte. In dem größten Wirrwarr einer aufblühenden, von Fremdem überflutheten Literatur hebt sich die äsopische Fabel aus der ärgsten Entstellung zu ihrer einstigen schmucklosen Reinheit heraus, und ehe sie diese von Lessing erhielt, war in Deutschland keinerlei Aussicht zu irgend einer klassischen Dichtung. So sehr ward die alte inwohnende Kraft der Fabel erprobt gefunden, daß sie unter einer Masse von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle da steht, daß sie in Breitingers Theorie als die vollkommenste Dichtungsart genannt wird. Als eine vollkommene Schöpfung, als eine **Erfindung** hat die Fabel von jeher die größten Köpfe gereizt: am meisten immer die, welche in der Poesie ein verständiges Prinzip nicht vermissen wollen; die größeren Dichter, wie Göthe und Schiller, hat sie als Gedicht kalt gelassen, Göthen nur einmal als historische Erscheinung interessirt; nur solche Zeiten, welche die Dichtkunst zur Verstandessache machten, haben auch von je die Fabel begünstigt. Wäre das Epische in der Fabel ihr ursprüngliches, so würde das **gerade umgekehrt** sein; das Epos seinerseits hat sich mit solchen

Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht sagen, daß dies Lehrhafte und Verständige in der Fabel späterer Zusatz oder Zeichen von Ausartung sei; man kann die Fabel nicht als volksmäßige Dichtung ansehen, sondern als anfänglichen Versuch kleiner poetischer Erfindung im Fache der niederen Dichtkunst, die in verschiedener Weise der höheren vorher- und nachgeht. Wenn Göthe schon, seines dichterischen Genius sich bewußt, die homerische Vielheit nicht leiden mochte, wie würden alle größeren Köpfe, die je Fabeln ersonnen und erdichteten, aufschreien, wenn sie hörten, Alles das sei geschäkerter Versuch gewesen! Gerne würden sie zugeben, ihre Producte ständen so weit hinter Aesop zurück, als sie, die Dichter, von der Natur, von Einfachheit des Lebens, von Kunst der Beobachtung, von Schärfe der Sinne hinter dem Alterthume überhaupt zurückständen, und sie näherten sich ihm um so mehr als sie allem diesem näher kämen, aber darin würde alle ihre Concession und ihre ganze Entschuldigung liegen.

Aber nun die andere Seite! Dieser Ansicht von Grimm, ob wahr oder irrig, haben wir die schönste Entdeckung zu danken, die über das ganze Thierepos das beste Licht verbreitet und zugleich unserer vaterländischen Dichtung den Kern dieser werthvollen Producte vindiciert. Dies würde ich so fassen: Es existirte in Deutschland, wer weiß von wie langen Zeiten her, ein Zweig der Thiersage, der uns oder dem Norden überhaupt ganz eigenthümlich, der von äsopischer und aller anderen Fabel ganz unabhängig ist. Diesen Zweig würde ich das Thiermährchen nennen; er tritt nicht allein in unserem größeren, durch Einmischung alter Fabeln entstellten Epos auf, sondern auch in besonderen unabhängig gebliebenen Mährchen und die von Grimm mitgetheilten esthnischen und serbischen Fabeln, welche die völlige Geschiedenheit der nordischen Thiersage von der äsopischen Fabel bestätigen, sind hier von der unschätzbarsten Bedeutung. Die innere Bedeutung der Namen der Haupthelden im deutschen Thierepos führt auf ferne Zeiten der Existenz dieser Erzählungen zurück[81]), wo noch an keinen römischen Einfluß zu denken ist, „die ganze Complication dieser Dichtungen hat alle Zeichen erfinderischer Rohheit, sinniger Einfalt, naturtreuer Beobachtung —, eine Zugabe von Wildheit ist darin noch merkbar,

81) Grimm a. a. O. Einl. p. CCXCIV.

die Römern und Griechen widerstanden hätte." Die von Grimm bezeichneten Stücke[82]), welche durchaus keine Spur von äsopischer Fabel an sich tragen, sind eben lauter solche Mährchen; ihnen auch nur eine Lehre abzugewinnen, möchte oft ein großes Kunststück sein; diese haben ihren Zweck in sich selbst, sie wollen durch Stoff und Erzählung wirken; alle Requisite vereinigen sie, die Grimm an die ursprünglichere Form der äsopischen Fabel verlangt, sie haben jene epische Breite, die das ganze Mittelalter gesucht und auch auf diese Fabeln selbst übertragen hat: aber sie widerstreben dem Charakteristischen der Fabel eben so sehr, wie das Charakteristische dieser jenen Mährchen widerstrebt. Ein ganz allgemeines Band umschlingt beide; wo die Fabeln in das Thierepos, das Thiermährchen, die Schwänke, Fabliaux der Thiere im M. A. Eingang fanden, mußten sie bedeutend verändert werden, wenn sie sich natürlich einfügen sollten und wie ich schon oben andeutete, so ist das bei weitem vortrefflichste Stück aus unseren Thierepen, das niederländische von Wilhelm die Matoc, hauptsächlich darum so einzig, weil es die äsopische Fabel ganz ausschließt, und die Fortsetzung verräth sich durch nichts mehr, fällt durch nichts so sehr auf, als durch die Einmischung solcher Fabeln, und was damit nothwendig verbunden war, durch deutlicheren moralischen Bezug, der nun dem Ganzen gegeben wird. Wenn aber Grimm auch gewisse Theile in den deutschen Epen, die Aehnlichkeit mit der äsopischen verrathen, nicht von diesen hergeleitet wissen will; wenn er darum bei einer Annahme von früher Verpflanzung griechischer Fabeln in den Zeiten des Verkehrs der Gothen und anderer deutscher Völker im byzantinischen Reiche so viele Schwierigkeiten findet; wenn er, weil mancher schöne Zug aus der äsopischen Fabel in solchen Entlehnungen verwischt ward, diese nicht als Entlehnungen gelten lassen will (als ob das Mittelalter nicht meist in Allem, was es von dem Alterthum herübernahm, das Schöne verwischt hätte!); wenn er darum in allen solchen ähnlichen Stücken, die sich in dem griechischen Fabulisten und im deutschen Epos blos allgemein entsprechen und nicht spätere, deutlichere Erborgung verrathen, eine uralte Gemeinschaft, eine Verwandtschaft der Sage die sich auf ein uraltes Band des indischen und deutschen Stammes gründe, annimmt,

---

82) Ibid. p. CCLXVII. in der Note.

so kann ich da wieder nicht folgen. Abgesehen davon, daß sich mir Alles dagegensträubt, wenn man zwei ähnliche Sagen am Ganges und an der Schelde, wenn man noch dazu so allgemein ähnliche Dinge wie den im Hitopadesa in eine Kufe mit blauer Farbe gefallnen Schakal und den im Renart gelbgefärbten Fuchs auf Eine Ursage zurückführen will, so geht man hier von Voraussetzungen aus, die wieder gegen alle Geschichte sind. Ich bemerkte oben, wie solche Entdeckungen wie die von volksmäßiger Dichtung, neu, richtig, anerkannt wie sie sind, leicht auf eine Uebertreibung führen müssen, und auf falsche Anwendung: genau so ists hier. Diese Männer haben auch eine neue Sprachforschung begründen helfen; überall wies sie hier die Verwandtschaft der deutschen und der klassischen Sprachen auf eine höhere Quelle, als die der Entlehnung im Mittelalter. Das war natürlich: denn Sprachen kann man wohl aufs Unkenntliche verändern, aber nie völlig ablegen. Aber Sagen! Poesien! Die Kreuzzüge haben fast jede Erinnerung an die Ottonische Zeit, in der griechische und lateinische Literatur in Deutschland blühte, vertilgt; die Völkerwanderung hat in der Heimat alle und sämmtliche alten Erinnerungen getilgt, die vor ihr lagen, Erinnerungen großer Thaten und Kämpfe der Nation gegen Feinde, die Freiheit und Alles gefährdeten; und durch diese ungeheueren Verwüstungen des Alten, und noch dazu durch wer weiß wie viele Jahrtausende der Wanderungen aus dem Osten und der Ortsveränderung im Norden hätte sich die Fabel vom blau- und gelbgefärbten Fuchs erhalten! Wunder genug, daß in der Sprache so Manches ausdauerte, in der beweglichen Sage können wir dies nicht annehmen. Und selbst in der Sprache scheint mir, als habe man zu wenig beachtet, daß derselbe Sinn der Beobachtung derselben Gegenstände dieselben Ausdrücke für den inneren Eindruck auch unabhängig habe finden können und oft wird gefunden haben. Wollte man von solchen Voraussetzungen uralter Gemeinschaft bei jeder Aehnlichkeit in der Geschichte ausgehen; dann gäbe es kein Gesetz innerer Entwickelung und jedes Volk und jeder Mensch könnte keinen Schritt thun, ohne zu copiren. Es ist derselbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengestalten auf den Alpen und den Cordilleren müßten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertrugen; aber dieser Gedanke war doch ein sehr unverdauter.

Was aber die Verschiedenheit des deutschen Thiermährchens und der orientalischen Thierfabel und was ihre beiderseitige Abtrennung bedingt, ist der Boden, auf welchem sie wuchsen. Der Orientale, der im Alterthum, mit Ausnahme von Juden und Persern, gar keine oder eine höchst jämmerliche und magere Sage und Geschichte hatte, der nichts von Handlen und freier Bewegung kannte, faßte in der Thiersage, wie in Allem, das Allgemeinste und brauchte es schnell zu einem Zweck, und ihr Zweck ergab sich von selbst. Die Art, wie die Thiere in den Fabeln aufgeführt werden, forderte eine weit geringere Vertrautheit des Menschen mit dem Thiere; allein für eine so genaue oft naturgeschichtliche Kenntniß des Thiers, wie sie in den deutschen Mährchen sichtbarer ist, für eine solche Beobachtung der „Heimlichkeit der Thierwelt," gehörte ein ganz anderer Schlag Menschen. Das ganze Alterthum kennt keine Freude an der Natur, und Freude an der Natur ist ein Grund dieser Dichtungen; das frühere Alterthum kennt nur Naturwunder, aber keine Naturgeschichte, und kein Bestreben darnach; das Alterthum kennt die Art von Jagd und Jagdliebe durchaus nicht, die das ganze Mittelalter oft bis zum Unsinn steigerte. Es ist ein kecker Ausspruch, den Grimm wagte, und den nicht Jeder gleich hingeschrieben hätte, daß ihn alter Waldgeruch aus dem deutschen Thiergedicht anweht, aber es ist ein Ausspruch, dessen ganze Wahrheit jeder fühlen wird, der diese einfache Dichtung in einem unverdorbenen Gemüthe aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat. Allein nun probe man einmal die feinsten Sinne, ob etwas von diesem Dufte in der äsopischen Fabel liegt! Nicht die Spur! Aber ist sie darum jünger, unreiner? Vielmehr spricht eine Kindlichkeit, ein Verhältniß zwischen Thier und Mensch, auch da wo nicht Menschen neben Thieren in der Fabel auftreten, sondern eben schon durch jene Epimythien, aus ihnen, welche die deutsche Thiersage nicht mehr erreicht, wo schon eine größere Kluft zwischen beiden Geschöpfen liegt, wo es ganz eigentlich unleidlich und oft ekelhaft wird, wenn in den französischen Branchen manchmal der Mensch, aber ja nur der Bauer, mit dem Thiere in Collision und meist zu seinem Schaden kommt. In den Fabeln ist gleichsam der Mensch noch das lernende Kind und für das lernende Kind sind sie auch jetzt noch im Gebrauche. Aber in dem deutschen Epos läßt sich der Mensch zu dem Thiere ganz

fühlbar herab; in den lateinischen Sachen sieht man ordentli
den schreibenden Pfaffen, der sich freut, seinem Wolf seine mö
chische Sophistik zu leihen; im französischen Renart ist das Bewuß
Menschliche der Thiere noch immer sehr deutlich und es forder
ein künstlerisches Rückschreiten zum Einfacheren selbst in diesem Epo
wie später in der Fabel, um wieder dahin zu gelangen, wo, w
im Reinaert, die Thierwelt wieder reiner, ungestörter von unpa
send geliehenen höheren menschlichen Capacitäten, Zuständen u
Attributen erscheint. Dieser Gang bestimmt schon den Werth d
verschiedenen lateinischen, französischen und deutschen Epen; in di
sem selben Verhältniß stehen sie der Jugend näher oder ferner, d
man immer bei solchen volksmäßigen Poesien zuerst hören mu
die immer reiner fühlt als wir Aelteren, die wir beim Beurtheile
eines Kunstwerks vor tausend accessorischen Beziehungen den Mi
telpunct der Sache allzu oft übersehen. Daß sich nun das deu
sche Mährchen trotz all dieser Verschiedenheit mit der äsopischen Fa
bel so sehr verschmolz, lag einfach darin, daß diese Fabel dem M
A. in einer Gestalt zugeführt ward, welche jene alte strenge inner
Consistenz schon etwas aufgegeben, schon viel mehr die Erzählun
zur Hauptsache gemacht hatte, und gleichwohl konnte sie nur un
ter mancherlei Veränderungen tauglich gemacht werden.

Die Freude an der Natur, welche der neueren Zeit im G
gensatz zum Alterthum eigenthümlich ist, die sich in den frühest
Gedichten des ganzen Mittelalters ausspricht, und worin übrige
das Alterthum in seinem Absinken gleichfalls der germanischen N
tur entgegen kam, diese Freude an der Natur, am Beobachten d
pflanzlichen und thierischen Lebens ist die Seele dieser Dichtung
Das Alterthum kannte in allen seinen Poesien, wie in seiner p
stischen Kunst nur den Bezug auf Heroen und Götter: sein B
war stets aufwärts gerichtet. Diese niedere Region der Fa
überläßt die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (so Aesop u
Lokman in der Sage); Sokrates zuerst liebt sich mit ihr zu b
schäftigen, der die Griechen zuerst lehrte auf ihres Gleichen, a
Geringere zu blicken, der die Ideen von Menschengleichheit zu
anregte, die sich allmählig ausbreiteten, und vermittelt durch d
Christenthum wieder auf fruchtbaren Boden unter den German
trafen. Ausnahmsweise konnte in Griechenland eine Batrachomyom
chie entstehen, denn freilich, was erschuf dieses Volk auch nich

aber eigentliche Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen konnte die Thiersage nur da, wo ein unverwüstlicher Hang zum Stillleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete. Dieß trifft in jeder Hinsicht auf Flandern; in dem allgemeineren auf Deutschland überhaupt. Hier ward das Thierepos auch ohne Zweifel gezeugt und gewiegt, groß gezogen und in die Welt geschickt ward es dort. Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen andern Ländern gepflegt, Landschaft und Viehstücke; sie haben auch die niedere Poesie gepflegt; und man darf nur die Szenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Jenen höheren alten Sinn hat der Süden von Europa wenig abgelegt, oder erst spät; erst spät erscheinen daher poetische Thierstücke im Süden, nicht in diesem innigen Geiste und Ernste, sondern scherzhaft wie die Batrachomyomachie, welche sie auch erst erzeugte (Gatomachie; Froschmäuseler und dergl.). Ueberall, bemerkte ich ferner, steht diese Art Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republicanischem, oder daß ich wahrer sage, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der niederen Classen, mit Freiheitssinn, mit Tyrannenhaß; sie fand daher überall nur da Eingang, wo diese herrschten. Dieß ist genau die Scheide der Wirkungen des R. Fuchs; es ist ganz genau die Scheide der Wirkungen der Reformation. Fast wird kein Unterschied sein zwischen den Schicksalen dieses Gedichts in den einzelnen Ländern und zwischen denen der Reformation; man achte z. B. nur auf die ungeheuren Anstrengungen, die für diesen Zweig der Dichtung und für die Reformation in Frankreich durch Jahrhunderte gemacht wurden, und wie man beides fallen ließ und die Früchte verscherzte, während in Deutschland das Eine und das Andere sich ewig neugestaltete und fortentwickelte. Hier also komme ich wieder auf einige eigene Resultate, die aber so einfach als überraschend sind. Was Grimm[83]) über die örtliche Einschränkung des Thierepos bemerkt, wird man sehen, trifft nicht den rechten Punct und ist überhaupt unbestimmt. Dem Historiker aber kommt es vor Allem zu, in den Neigungen und Ideen der Nationen die

83) p. XVI.

Wahl der Gegenstände ihrer geistigen Thätigkeit zu suchen, dies aus jenen zu erklären, dann ihren Wirkungen nachzuspüren un in Allem Zusammenhang und Nothwendigkeit nachzuweisen.

War nun das Thierepos auf diesem Grunde der Popularitä basirt, so war es natürlich in jenen Zeiten, wo ein Unterschie der Stände noch weniger fühlbar war, Allgemeingut. In jene Zeiten mochte die Erzählung an und für sich, in Mährchen ode Fabel, dem Hörer oder Leser behagen und die Freude an dem räthselhaften Treiben der Thiere konnte ihm in dem bloßen Stoffe Befriedigung schaffen. Allein sobald die Stände sich bestimmte schieden, sobald nur das Mönchswesen anfing aufzukommen, un gar als es anfing auszuarten, sobald man ein ascetisches Lebe überhand nehmen sah, dessen Unnatur der schlichte Sinn des Volkes empfinden mußte, sobald man in ein solch widersinniges Verrenken der menschlichen Natur Heiligkeit und Seligkeit setzte, sobald man Tugenden predigte die man erst schuf, und daneben gar selbst die Tugenden versäumte oder ins Angesicht höhnte, welche die menschliche Gesellschaft seit Urzeiten als Gesetze anerkannte, ohne deren Aufrechthaltung die Existenz der Gesellschaft selbst eine Unmöglichkeit war, konnte es da anders kommen, als daß diese Thierpoesie, die von je auf der materielleren Seite des Menschen, mit der er der Natur und ihren anderen Geschöpfen näher steht, festhaftete, die stets der gemeinen Wirklichkeit anhing und stet mehr Ursache finden mußte, dieser sich je enger anzuschließen, j höher die Priester- und Ritterwelt sich in ein ideales, lustig Träumen und Treiben verlor, unter dem jeder feste Boden schwan konnte es anders kommen, sage ich, als daß sie, auch ohne d sie es wollte, politisch, moralisch und ästhetisch einen Gegens gegen die höheren Stände, ihr Treiben und ihre Poesie zu bild anfing? Das sie das Heilige und das Hohe parodirte, das Gem ne und den alltäglichen Weltlauf ironisch in ein heiteres Licht st te, hier und da die Uebertreibung des Idealen verspottete, und d Schmähliche satyrisch verfolgte? War auch keine Absicht, k Bewußtsein der Art in den einzelnen Dichtern, so brachte der St an sich dieses Verhältniß mit sich; jedes bessere spätere Volksbu in Deutschland allegorisirt gleichsam die Zustände oder Schicks eines Standes, einer Tendenz, einer Eigenthümlichkeit der Ze ohne daß eine Spur von Absichtlichkeit dabei wahrzunehmen s

Dieß eben ist das, was einem Stoffe die wahre Volksthümlichkeit gibt; man sieht hier am auffallendsten, wie sehr aus dem Ganzen hervorgegangen ein solcher Gegenstand ist. Ob nun aber dieser Gegensatz zum Bewußtsein in dem behandelnden Dichter werden sollte oder nicht, dieß hing natürlich von dessen Individualität, es hing auch von der Zeit ab, in der der jedesmalige Dichter lebte und von dem Volke, dem er angehörte. Hier muß man sich allerdings hüten zu weit zu gehen, man muß sich hüten keine angelegte und absichtliche Allegorie zu suchen, allein man muß auch auf der anderen Seite das Allegorische was diese ganze Dichtung ihrer Natur und ihrer Entstehung nach an sich hat, nicht verkennen, man darf ferner nicht leugnen wollen, daß nicht einzelne Bearbeiter der Sage sich das Verhältniß dieser Art von Poesie und ihres Inhaltes zum Leben mehr oder minder klar gemacht, daß sie nicht eigne Nutzanwendungen davon gemacht, wozu sie die Moral der äsopischen Fabeln von selbst leiten mußte, daß sie den entgegenkommenden Stoff nicht oft freudig zu Satyren u. s. w. benutzt hätten. Leugnet man das, indem man unklaren Gedanken über Volkspoesie nachhängt, ab, so stemmt man sich gegen das schönste Vorrecht des menschlichen Geistes; und die welche auch in dem geschichtlichen Epos jede bedeutendere Einwirkung eines letzten Kunstdichters leugnen wollten, könnten sich eben an der Geschichte der Thiersage, könnten sich an dem Reinaert belehren, der in der reinsten Bewahrung der Volksmäßigkeit, nicht im Produciren, aber im Erfassen der Grundform dieser Producte, eine Thätigkeit des Dichters kund gibt, die fast statt originaler Schöpfung gelten kann.

Es ist in die Augen fallend, daß in dem ganzen Kreise dieser Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptrolle spielt und daß er später erst von dem Fuchs verdrängt ward, der in den ältesten Gedichten zum Theil eine schlechte Rolle, sogar oft die des Übervortheilten spielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich gesagt, so würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für sich agirt und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Collision kommt, sodann aus seiner erst später schärfer vortretenden Stellung zum Fuchs und aus dem letzten in dem Reinaert und dessen Fortsetzung stets bestimmter werdenden Auftreten des Reinhart nicht zu verkennen sein, daß hier wie in einer zufälligen Personification die Geistlichkeit, die

große bewaffnete Ritterschaft und die spätern ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrte erscheinen, wie denn der Wolf ausdrücklich erst stets als Mönch, dann als großer Vasall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftrit. Um ja nicht misverstanden zu werden: ich meine nicht, daß ursprünglich in den Thiersagen diese Bezüge sogleich gelegen hätten, allein die erste Gestaltung eines Thierstaates konnte doch nicht anders, als sie mußte das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und so mag es denn wohl sein, was Grimm aus andern Ursachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugniß[84]) behauptet, daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königthum von Karl dem Großen eingeführt ward, der habsüchtige, jähzornige, lenksame in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht. Sobald sich nun die Sage weiter ausbildete, sobald man Schimpfwörter aus den Namen und nach den Eigenschaften der Thiere machte, sobald man Ereignisse in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, wie geschah, so war es ja wohl natürlich, daß man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal bemerkte Abbild desselben im Gedicht stets mehr aufhellte, auffrischte und bestimmter zeichnete. Da ferner diese Sagen von Anfang an in die Hände von Geistlichen geriethen, die die lateinischen Fabeln kannten, gelehrt, gebildet, mit alten Dichtern und Autoren bekannt waren, so erhielten sie gleich hier eine Gestalt, in der es thöricht ist, den Stoff für die Hauptsache gelten lassen zu wollen, die vielmehr durchweg schon den Misbrauch zu einer unbeholfenenen Satyre gegen den Mönchstand zeigt. Den Wolf (Grimm meint, seines Alters, seines Graukopfs wegen, oder weil er vielfach in Verkleidungen, im Schafpelz umhergeht) als Mönch darzustellen, ist, scheint es, schon den ältesten Zeiten geläufig; schon im Luparius[85]), der ins 11te Jahrhundert gesetzt wird, wird ihm die Krone geschoren. Es ist möglich, daß diese Vorstellung im Anfang unter den Geistlichen selbst harmlos gepflegt und genährt ward, allein dazu gehört schon eine ganz eigene Zeit. Eine

84) p. LI.
85) Grimm. p. 410.

solche Zeit mag es vor Gregor VII. gegeben haben, eine solche Zeit war auch das spätere Mittelalter, aus der Grimm die Steinbilder in dem Straßburger Münster anführt, welche ein Todtenamt für den scheintodten Fuchs und einen Leichenzug darstellen, eine Zeit, welche die tollsten und ausgelassensten Späße und Verspottung oder Parodirung des Heiligen gestattete. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht, möchte aber dergleichen schwer zu finden sein. Wenn daher z. B. in dem byzantinischen Querbau des Freiburger Doms, dem ältesten Theile dieser Kirche, der in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts gebaut ward, zweimal ein Wolf in der Mönchskutte abgebildet ist, wie er von einem Mönche (so weit sich aus den rohen Figuren schließen läßt) lesen gelehrt wird und dabei nach einem hintenstehenden Widder zurückblickt oder ihn faßt, so müssen diese Bilder nicht nothwendig als ein anderer Beweis für die Duldsamkeit der Geistlichkeit angesehen werden, indem die Episcopalkirchen durchaus keine Ursache hatte, die Mönche zu schonen. Als Mönch aber tritt in den lateinischen Gedichten der Wolf immer auf. Ob in dem Bruchstück Isengrimus, welches Grimm zum erstenmal herausgab, und welches eine Quelle des von Mone herausgegebenen Reinardus zu sein scheint und wohl den Umfang dieses letztern gehabt haben mag, eine solche Schärfe der Satyre gegen das Mönchsthum gelegen, wie im Reinardus, läßt sich nicht sagen, so lange man das Ganze nicht besitzt; es läßt sich indeß bezweifeln, weil Grimm [86]) sehr richtig bemerkt, daß „die Herbheit und umständliche Ausarbeitung der satyrischen Ausbrüche im Reinardus auf Rechnung des mönchischen Dichters geschrieben werden muß.“ Das Alter des Isengrimus setzt Grimm nach scharfsinnigen Erörterungen in das erste Jahrzehnt des 12ten Jahrhunderts, der Verfasser scheint ebensowohl ein Geistlicher als der des Reinardus, jener aus Süd- dieser aus Nordflandern. Der Isengrimus enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles in viel größerer Länge; das erste Abentheuer dort ist hier von 528 auf 1200 Verse angewachsen. So wenig schon im Isengrim die Sprache einfach ist, so redselig, so mönchwitzig er schon ist, so ist doch hier der Gang der Erzählung mehr Hauptsache als dort, und einzelne Züge stechen

86) p. CCLIX.

gegen die Behandlung im Reinard vor, z. B. die wenigen Vers 53 u. s. w., die den pulsfühlenden Arzt ganz vortrefflich schildern.

Dagegen ist der Reinardus in der Ausgabe von Mone, aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts, wie jener in elegischen lateinischen Versen, ein recht eigentlich unleidliches Gedicht. Der Titel ist wohl willkührlich und es sollte billig wie jenes Isengrimus heißen, denn dieser ist der alleinige Mittelpunct des Gedichts. Ueberall erscheint er hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchischer Dummheit, Unwissenheit und Gefräßigkeit [87]). Die Fabel, die Erzählung wird gleichsam zur Nebensache, überall sucht der geistliche Verfasser, die ältere Quelle, auf die er in einigen Stellen hinweist [88]), zu benutzen zu Ausfällen auf die Habsucht der Geistlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte Klosterleben, auf Rom und seine geistliche Obergewalt (praecipue sidus celebrant, ope cujus, ubi omnes Defuerunt testes, est data Roma Petro) und seine Geldgier [89]). „Ein bitterer Spott, sagt Grimm, ist über den Verfall der Geistlichkeit ergossen und weder das Oberhaupt der Kirche, (persönlich wird Eugen III. in seinen Verhältnissen zu Conrad und Roger mit feindseligen Entstellungen angegriffen [90]) noch anderer hervorragender Bischöffe, namentlich des Mannes, dessen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geschont." Er meint dann weiter, die beißende, dem Stoff der Fabel an sich fremde Satyre, habe die lange Unterdrückung und Seltenheit des Werkes veranlaßt; mich dünkt die gelehrt pfäffische Ausführung und die Sprache selbst hätte das eben sowohl mit sich gebracht. Besondere Rücksichten, meint Grimm ferner, nähere Verhältnisse seines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten ihm dem Mund geöffnet haben. „In jener Zeit hatte sich schon unter Weltlichen und Geistlichen, vielfach eine Parthei gegen den päbstlichen Stuhl gebildet, die sich entweder an die Könige schloß oder auch ganz selbstständig auftrat. Der Dichter war kein gottloser Spötter, sondern ein Mann, der fromme Geistliche ehrte, wie seine Lobpreisung Walthers (Abt von Egmond) und Balduins

87) Reinardus V. ed. Mone I, 203. 1389. p. 115 und 203.
88) III, 1879. gavisam scriptura refert his lusibus illam.
89) Ibid. p. 296.
90) IV, 1217 sqq.

(von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauten er sich dar-
stellt. Auch dieses spricht für seinen geistlichen Stand. Und denkt
man sich ihn (die Aebte die er lobt, sind Benedictiner) als Bene-
dictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neue-
rung der Cistercienser zuwider war, so scheint seine Heftigkeit ge-
gen deren Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepre-
digten Kreuzzug nicht unbegreiflich." Wenn man auch in den
Hauptpuncten seiner allgemeineren Satyre mit dem Dichter sym-
pathisiren möchte, wenn man seine allzu zelotische Derbheit auch
dem Zeitalter zu Gute halten wollte, wenn man seine Personal-
satyren und Panegyriken auch für frei von Eingebungen der Par-
theisucht halten dürfte, so scheint doch ein unschöner Charakter vor-
zublicken; sein Spott ist oft frech, wie er selbst im M. A. selten
sonst gefunden wird; die Scherze auf die Heiligen mögen als ächt
volksmäßig hingehen, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen
nicht übel angewandt sein, aber die Ironie geht doch stellenweise
etwas weit, wenn z. B. die Apostel simpel gescholten werden, weil
sie die Grundsätze einer frivolen Predigt (p. 190) nicht theilten,
nirgends ist Maaß und Schonung, in dem Ausmalen obscöner
Stellen geht er wo möglich noch weiter als die französischen Dich-
ter, und er scheint schmutzigen Witz zu lieben. Ich weiß nicht,
ob es nicht eine Stufe zu tief steigt, wenn hier alle Streiche, die
von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Freßsucht fließen; ganz
anders sind die Triebfedern im niederländischen Reinaert. Man
sollte meinen, es leuchtet aus dieser Beredsamkeit eine gewisse Scha-
denfreude manchmal, wenn es darauf ankommt, den Isegrim zu
plagen und zu schinden. Wenn scholastische Philosophie, wenn
Bekanntschaft mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Latein, ein-
zelne Beschreibungen und dergl. einen Dichter machen, dann mag
man den Verfasser dieses Reinardus vielleicht loben. Allein dieses
endlos breite Geschwätz, dieses Haschen nach Phrasen, nach Sen-
tenzen und Antithesen, diese Sophistik, Wortspielerei und schale
Witzelei, dieses Wiederholen und Breittreten, diese stete Vernichtung
jedes guten Gedankens durch das ewige Item des Variirens, diese
langweiligen gedehnten Reden, die hier zwischen zwölf und Mittag
liegen und jeden Gang der Handlung stören, diese gerade Ironie,
welche ermüdend das Laster fortwährend preist und erhebt, das
Alles zu bewältigen, durch den ungeheuersten Wortschwall die

dünnsten Facten festzuhalten, an ihnen sich vergnügen zu können
und über jene sich wegzusetzen, dies ist mehr als ich selbst einem
Zeitgenossen des Flandrischen Geistlichen, der seine gesunden fünf
Sinne beisammen hat, zugemuthet hätte, geschweige einem Zeitge
nossen des Herausgebers. Es ist Schade, daß diese sonst verdienst
liche Ausgabe schon auf dem Titel durch eine wunderbare Grill
entstellt ist, nach welcher hinter diesem Gedichte des 12ten Jahr
hunderts eine andere Quelle aus dem 9ten nicht allein gesucht
sondern auch mit Interclusionen und Ausscheidungen einzelner Stel
len aus dem in sich höchst gleichmäßigen und übereinstimmenden
Ganzen wieder herzustellen versucht wird. Eine ältere Quelle, und
eine solche, welche mehr erzählender und weniger eloquenter Natur
war, als das Werk des 12ten Jahrhunderts, ließ sich nun freilich
vermuthen und sie hat sich auch im Isengrimus gefunden, und in
sofern war es auch leicht, mit Entfernung mancher Stellen, welche
den Fluß der Begebenheiten läppisch unterbrechen, das Rechte zu
treffen. Aber damit konnte man nicht hoffen, das ältere Gedicht,
noch viel weniger aber ein Werk des 9ten Jahrhunderts herzustel-
len, wohin Mone diese frühere Quelle den Eccardischen Conjectu-
ren [1]) zu Gefallen verlegte, nach welchen Reinhart Fuchs ein
Herzog Reginarius und Isegrim der König Zwentibold oder ein
Graf Isanricus sein solle, Deutungen die auch von Mone aufs
Extrem getrieben werden: jeder Thiername erhält hier seine oft
ungemein komischen Beziehungen, der Löwe Rufanus ist durch ein
Anagramm der Kaiser Arnulfus; die Verwandtschaft zwischen Fuchs
und Wolf im Gedichte erklärt sich aus der zwischen Reginar und
Zwentibold; und Schade nur, daß der Wolf in der Sage nicht
auch ein natürlicher Sohn des Löwen ist. Ich verliere kein Wort
über diese Wunderlichkeiten; Grimms Erörterungen über diese cari-
caturmäßigen Erklärungen wie er sie nennt, müssen diesen Stoff
aus der Literargeschichte entfernen; eine allgemeine Auffassung der
Fabel aus der Geschichte leugnet er, ohne darum „einzelne Anspie-
lungen auf geschichtliche Personen oder auf die wirkliche uns jetzt
meist verdunkelte Zeit der Dichter zu verreden."

So weit führe ich diese Thiersage an diesem Orte; wie sie
sich weiter entwickelte, wie sie in den Zeiten wieder hervortrat, wo

---

91) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800.

r unter den Fränkischen Kaisern zu früh versuchte Emporbringung
er Städte besser zu gelingen anfing, werden wir unten sehen.

3. Kreuzzüge.

Indem ich jetzt die Kreuzzüge und ihren Einfluß auf die poe-
tische Literatur berühre, fühle ich aufs neue, wie unendlich schwer
es ist, selbst in so entfernten Zeiten so ungeheuere Umwälzungen
und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten
Darstellung die Hauptpuncte so zu treffen, daß sich das Mannich-
faltige und Viele, was nicht im einzelnen berührt werden kann, so
darum anlegt und anfügt, daß jede Beziehung und jedes Verhält-
niß dem Leser sogleich verständlich werde. Die vortrefflichsten Män-
ner in Frankreich und Deutschland haben der Geschichte der Kreuz-
züge neuerlich die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewid-
met und haben es recht anschaulich gemacht, welch ein ungeheuerer
Gegenstand es ist, den sie zu bewältigen hatten. Sie haben in
verschiedener Weise die Wirkungen nachzuweisen gesucht, die diese
Bewegungen in Europa hervorgebracht haben, sie scheinen mir es
aber darin versehen zu haben, daß sie entweder im Raume oder
in der Zeit oder in beiden sich zu sehr beschränkten. Wenn die
Geschichte der Kreuzfahrten nicht Stückwerk bleiben soll, so muß
nothwendig der ganze Kampf des Christen- und Heidenthums ein-
geschlossen werden; die Angriffe der Sarazenen auf das südwestliche
Europa und die drohenden Wenden im Osten halfen durch die
nähere Gefahr den Offensivkampf der Christenheit mehr hervorru-
fen, als die Wallfahrten und die Bedrängung der Christen in Je-
rusalem, womit man das ganze Phänomen erklärt zu haben meinte.
Erst mußte das, was in Spanien gegen die Mauren geschah und
in Sicilien durch die Normannen, die französische Ritterschaft er-
regt und gespannt haben, ehe die Predigten eines Mönchs so un-
geheure Begeisterung erregen konnten. Den ganzen Kampf in
Spanien müßte eine solche historische Entwickelung dieser Kämpfe
zwischen Asien und Europa nothwendig einschließen, denn von dort
gehen sie aus und dort endigen sie, dort wenigstens schließen sie
sich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege nach Indien
an, die eine natürliche Folge von dem gestörten Handel in dem
verlornen Oriente war. Nur dann, wenn man, wie Michaud zu

dünnsten Faeten festzuhalten, an ihnen sich vergnügen zu können und über jene sich wegzusetzen, dies ist mehr als ich selbst einem Zeitgenossen des Flandrischen Geistlichen, der seine gesunden fünf Sinne beisammen hat, zugemuthet hätte, geschweige einem Zeitgenossen des Herausgebers. Es ist Schade, daß diese sonst verdienstliche Ausgabe schon auf dem Titel durch eine wunderbare Grille entstellt ist, nach welcher hinter diesem Gedichte des 12ten Jahrhunderts eine andere Quelle aus dem 9ten nicht allein gesucht, sondern auch mit Interclusionen und Ausscheidungen einzelner Stellen aus dem in sich höchst gleichmäßigen und übereinstimmenden Ganzen wieder herzustellen versucht wird. Eine ältere Quelle, und eine solche, welche mehr erzählender und weniger eloquenter Natur war, als das Werk des 12ten Jahrhunderts, ließ sich nun freilich vermuthen und sie hat sich auch im Isengrimus gefunden, und in sofern war es auch leicht, mit Entfernung mancher Stellen, welche den Fluß der Begebenheiten läppisch unterbrechen, das Rechte zu treffen. Aber damit konnte man nicht hoffen, das ältere Gedicht, noch viel weniger aber ein Werk des 9ten Jahrhunderts herzustellen, wohin Mone diese frühere Quelle den Eccardischen Conjecturen [1]) zu Gefallen verlegte, nach welchen Reinhart Fuchs ein Herzog Reginarius und Isegrim der König Zwentibold oder ein Graf Isanricus sein solle, Deutungen die auch von Mone aufs Extrem getrieben werden: jeder Thiername erhält hier seine oft ungemein komischen Beziehungen, der Löwe Rufanus ist durch ein Anagramm der Kaiser Arnulfus; die Verwandtschaft zwischen Fuchs und Wolf im Gedichte erklärt sich aus der zwischen Reginar und Zwentibold; und Schade nur, daß der Wolf in der Sage nicht auch ein natürlicher Sohn des Löwen ist. Ich verliere kein Wort über diese Wunderlichkeiten; Grimms Erörterungen über diese caricaturmäßigen Erklärungen wie er sie nennt, müssen diesen Stoff aus der Literargeschichte entfernen; eine allgemeine Auffassung der Fabel aus der Geschichte leugnet er, ohne darum „einzelne Anspielungen auf geschichtliche Personen oder auf die wirkliche uns jetzt meist verdunkelte Zeit der Dichter zu verreden."

So weit führe ich diese Thiersage an diesem Orte; wie sie sich weiter entwickelte, wie sie in den Zeiten wieder hervortrat, wo

---

91) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800.

ie unter den Fränkischen Kaisern zu früh versuchte Emporbringung der Städte besser zu gelingen anfing, werden wir unten sehen.

3. Kreuzzüge.

Indem ich jetzt die Kreuzzüge und ihren Einfluß auf die poetische Literatur berühre, fühle ich aufs neue, wie unendlich schwer es ist, selbst in so entfernten Zeiten so ungeheuere Umwälzungen und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten Darstellung die Hauptpuncte so zu treffen, daß sich das Mannichfaltige und Viele, was nicht im einzelnen berührt werden kann, so darum anlegt und anfügt, daß jede Beziehung und jedes Verhältniß dem Leser sogleich verständlich werde. Die vortrefflichsten Männer in Frankreich und Deutschland haben der Geschichte der Kreuzzüge neuerlich die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewidmet und haben es recht anschaulich gemacht, welch ein ungeheuerer Gegenstand es ist, den sie zu bewältigen hatten. Sie haben in verschiedener Weise die Wirkungen nachzuweisen gesucht, die diese Bewegungen in Europa hervorgebracht haben, sie scheinen mir es aber darin versehen zu haben, daß sie entweder im Raume oder in der Zeit oder in beiden sich zu sehr beschränkten. Wenn die Geschichte der Kreuzfahrten nicht Stückwerk bleiben soll, so muß nothwendig der ganze Kampf des Christen- und Heidenthums eingeschlossen werden; die Angriffe der Sarazenen auf das südwestliche Europa und die drohenden Wenden im Osten halfen durch die nähere Gefahr den Offensivkampf der Christenheit mehr hervorrufen, als die Wallfahrten und die Bedrängung der Christen in Jerusalem, womit man das ganze Phänomen erklärt zu haben meinte. Erst mußte das, was in Spanien gegen die Mauren geschah und in Sicilien durch die Normannen, die französische Ritterschaft erregt und gespannt haben, ehe die Predigten eines Mönchs so ungeheure Begeisterung erregen konnten. Den ganzen Kampf in Spanien müßte eine solche historische Entwickelung dieser Kämpfe zwischen Asien und Europa nothwendig einschließen, denn von dort gehen sie aus und dort endigen sie, dort wenigstens schließen sie sich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege nach Indien an, die eine natürliche Folge von dem gestörten Handel in dem verlornen Oriente war. Nur dann, wenn man, wie Michaud zu

furchtsam gethan hat, die Verbindung der Kreuzzüge mit diese
geographischen Entdeckungen und den industriellen Verhältnissen de
neueren Zeit nachweist, ist man im Stande, ihre Wirkungen un
ihre Bedeutungen im größeren Maaße zu überschlagen; gar wen
man sich scheut, diese entfernteren und späteren Influenzen übe
haupt gelten zu lassen, so kann man nicht anders als ein seh
oberflächliches Urtheil über die Folgen der Kreuzzüge für Europ
fällen, ja der eigentliche Kern dieser endlosen Bewegung muß noth
wendig dann unsern Blicken ganz entgehen. In der neueren Ze
hat nichts eine unmittelbare Wirkung! Ich bemerkte es schon be
anderen Gelegenheiten: der Raum und die Masse, die sich in
Raume dreht, ist in der Geschichte des neueren Europa zu groß
als daß selbst die Geschichte und das Schicksal sie leicht bewegt
und gestaltete. Die Reformation, gewiß eine nicht minder außer
ordentliche Erscheinung, ging vorüber und ihre unmittelbaren Fol
gen waren für den Augenblick groß und glänzend, aber für di
nächste Zukunft war ihr Einfluß nur ein höchst unseliger und ihr
Segnungen traten erst Jahrhunderte später hervor. Wir habe
einem gewaltigen Schauspiele in Frankreich zugesehen; allein z
welchen unmittelbaren Resultaten hat es geführt? und doch wür
den wir die Vorsehung anklagen, wenn wir denken wollten, jen
furchtbare Erschütterung sei nichts als eine gräßliche Tragödie de
Geschichte gewesen, ohne weiteren Erfolg, als den wir innerhal
der Begebenheiten selbst beobachten konnten. So ist's mit de
Kreuzzügen. Was sie in dem Zustand der Gesellschaft im Einzel
nen, in der nächsten Zeit änderten, war für einen Augenblick ebe
so überraschend und glänzend, allein nicht auf die Dauer; un
wenn man daher z. B. die Vortheile und Nachtheile aufzählt
die sie den einzelnen Ständen brachten, so ist es ganz komisch, wi
man dann eine lange Rechnung mit Plus und Minus macht
deren Resultat am Ende Null war, indem sich Schaden und Nu
zen vollkommen einander aufwog. Auch wäre es wunderlich, wen
sich die Geschichte der Stände nicht überall, wohin auch die Kreu
züge wenig oder nicht drangen, nicht ebenso, wenigstens im We
sentlichen nicht ebenso hätte gestalten sollen. Die Kreuzzüge sin
eine Revolution von so großem und allgemeinem Charakter, da
man in Nachweisung besonderer, einzelner Einflüsse äußerst vo
sichtig sein muß, um namentlich nicht mit Kleinlichkeiten ihre gro

ken Züge zu entstellen. Die Art, wie man diese Einflüsse auf die geistige Bildung zu berechnen pflegte, ist hier bezeichnend genug; und dies haben jetzt auch die neueren Geschichtschreiber alle behauptet, daß diese von äußerst geringer Bedeutung waren. Wenn man namentlich in der Poesie der Troubadours und Minnesänger frühe arabische Einwirkungen und die Phantasie des Orients und was weiß ich Alles gefunden hat, so dünkt mir dies durchaus keines Wortes der Widerlegung werth, denn wer nur einmal erwogen hat, in welchen Verhältnissen Christen und Mauren in Spanien standen, wie hier trotz den Jahrhunderten der Einwirkung das maurische Element in aller Hinsicht unbedeutend ist, wie in der Poesie z. B. die maurischen Muwachchah, die sich so nahe mit den spanischen Romanzen berührten, von diesen verschieden sind, dem wird aller Zweifel hierüber schnell gelöst sein. Ich suche daher die Quelle der Dichtung und poetischen Cultur überall im Innern der Nationen, folge überall dessen Veränderungen und forsche äußerlich nach den Ereignissen, die zu seiner Anregung, Richtung und Entfaltung beitrugen. Auf diesem Wege fanden wir, daß die Dichtkunst unserer Nation bisher zwei Seiten bot, eine nationale und eine antike; wir fanden im Staat und Cultur die Symptome ziemlich deutlich, daß dem Nationalen und Neuen von einzelnen Männern, welche die Bildung des Alterthums auffaßten, eine antike Wendung gegeben werden sollte, die aller Selbständigkeit und eigenthümlichen Entwickelung Gefahr drohte. Diese Gefahr ward in Deutschland zuerst durch die fränkische Kaiserzeit, welche die Bildung überhaupt störte und die antike im besonderen wieder zerstörte, unschädlicher gemacht und durch die Kreuzzüge dergestalt aufgehoben, daß seitdem die altklassische Cultur erst dann wieder Aufnahme fand, nachdem der nationale und moderne Charakter gegründet und gesichert war.

Dies ist in meiner Ansicht der Gesichtspunct, aus dem eine Geschichte der Kreuzzüge entworfen werden muß, wenn sie den Charakter dieser außerordentlichsten Revolution, welche die Welt je sah, mit Bestimmtheit angeben, wenn sie ihr ihre rechte Stelle anweisen, wenn sie alle näheren und entfernteren Wirkungen, ihr Verhältniß zur Hierarchie, zur Aristokratie und absoluten Monarchie des Mittelalters mit treffender Wahrheit und Schärfe herausstellen will. Die Kreuzzüge segen erst die Ideen der alten Welt ab und

setzen christliche und moderne an die Stelle; sie bilden die gr
Umwälzung von der alten zur neuen Welt; bis zu ihnen h
das Griechische und Römische nie aufgehört, das geistige Reich
beherrschen; von jetzt beginnt jene schrankenlose Herrschaft des G
müths und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz d
Mittelalters gegen namentlich die römische Zeit bildet. Die A
wie durch sie dieser Uebergang vermittelt wird, ist durchaus und
allen Theilen dem Zwecke selbst entsprechend. Ich bemerkte früh
daß die Eigenthümlichkeit der neueren Zeit in dem weiter geöffn
ten Gesichtskreise liegt, in gesteigerten Bedürfnissen des Körpe
und des Geistes. Ich deutete daher an, daß eine strengere Ansi
die Spuren der neuen Zeit und ihres Charakters schon bei Alexa
der suchen würde, wo die Räume der Welt, der innern u
äußern, anfingen geöffnet zu werden und daß man die entschiedn
Vollendung ihres Charakters eben von der Zeit an datiren müß
wo durch die Reformation und die Entdeckung der neuen W
die Aussicht auf die völlige Aufklärung der räumlichen und d
geistigen Welt geöffnet war. Auch frühere Revolutionen strebt
nach diesem Ziele hin: Die römische Weltherrschaft unterlag ab
dem Griechischen; die germanische Völkerwanderung unterlag de
Römischen; die Kreuzzüge selbst drohten dem hierarchisch Chri
lichen zu unterliegen, das noch so vieles Orientalisch-Alte an si
trug, ja diese ganzen Religionskriege sind nichts als ein Kam
für die individuelle Bildung des Westens gegen die generelle d
Ostens, was auch schon andere bemerkt haben. Allein durch d
Wendung, welche Friedrich II. der Sache gab, dadurch daß si
nun immer mehr die absolute Königsgewalt an die Stelle d
Hierarchie drängte und ihr unter anderen Sorgen auch die für d
Kampf gegen die Heidenschaft abnahm, was seit Friedrich in Lu
wig dem Heiligen und Ferdinand dem Frommen immer deutlich
wird; durch die Wendung ferner, welche die Kreuzpredigt seit de
Projecten und Planen des Marino Sanuti erhielt, der auf neu
Handelswege und auf die Sperre des Orients seine Eroberung
entwürfe baute, durch die deutlichere Beziehung also, in welche d
Kreuzzüge mit der Monarchie und Industrie der neueren Zeit tr
ten, durch die erste Belebung eines weiteren Handels, dieses groß
Nervs der neueren Staaten, bezeichnen sie aufs klarste den höch
sten Wendepunct von der alten Welt zur neuen. Sie beginne

Eröffnung der Welt, die seit ihrem Impuls nicht mehr stille hält; sie bringen das Gemüthsleben, zu dem sich die nordischen Nationen alle neigten, zur Blüthe, das von da an seine merkwürdige Zeugung und Reife beginnt. In zwei ganz allgemeinen Puncten finde ich daher die Wirkungen der Kreuzzüge auf die Dichtkunst suchen, die diesem Allem aufs genaueste entsprechen.

Zuerst in der Erweiterung des Verkehrs. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Cultur durch ihre große Ausdehnung erhält, eine Eigenthümlichkeit, auf die ich nicht oft genug zurückweisen kann, weil sie nie gehörig in Anschlag gebracht ward und ganz allein für tausend trostlose Erscheinungen in der neueren Geschichte Beruhigung und für tausend Dunkelheiten Aufklärung und dazu für moderne Geschichtschreibung die Hauptbelehrung giebt, bei dieser Eigenthümlichkeit war immer jede Collision, in welche Europa gebracht, durch welche ein Zusammentreffen der Nationen vermittelt ward, von dem bedeutendsten Einfluß auf die literarische Bildung. Darum blieb im frühen Mittelalter Rom fortwährend der Mittelpunct der Cultur; darum begann die neue Dichtung zuerst unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamändern, Franzosen, Angelsachsen und Briten am ehesten geistig erregt werden konnten; darum war nach der Zerstörung von Constantinopel mit dem Zusammenfluß fremder Gelehrten und fremder Kriegsheere Italien der Sitz der Bildung; und darum steigt in der neueren Zeit in ungeheueren Verhältnissen die Weite der Cultur, weil die Nationalscheide gehoben und die Reisen auf alle Weise erleichtert werden. Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieser Art großartig wirken mußten! In den Heeren der ersten Kreuzfahrt drängten sich, nach Fulcher, Franzosen, Flamländer, Friesen, Waliser, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutsche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zusammen! Die Schriftsteller bezeugen, daß unter der Masse dieses Kreuzheers, ganz im Gegensatz zu den Führern desselben, gutes Verständniß und Einigkeit geherrscht habe; die ächt fromme Begeisterung dieser ersten Zeit vereinte die Nationen unter dem Namen der Christen und brachte die Stände einander näher. Was ferner Großes durch diese vereinten Kräfte geschah, interessirte zu Hause alle Klassen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die lateinischen Nachrichten nicht mehr genügen

und die Kreuzzüge riefen daher den Gebrauch der Vulgarsprach hervor. Noch fürchtet jener Normännische Ritter von Bechad daß sein Gedicht von der Eroberung Jerusalems, das er um 113 schrieb, wegen der Volkssprache die er gebraucht, verachtet werde würde, doch überwog der Wunsch, dem Volke sein Werk verständ lich zu machen. Je mehr das Interesse an den Thaten der Rit terschaft wuchs, desto schneller wurzelte die Versöhnung der Ge lehrten mit der Volkssprache; je näher plötzlich durch solche Werk der Poesie dem Ritterstande seine eignen Thaten, die im Licht de Dichtkunst erhöht erschienen, gerückt wurden, desto näher die Büche selbst; die glänzendsten Heroen der Kreuzzüge hatten das Schwer und die Laute geführt, nun drängte die Ritterschaft den Clerus aus dem Alleinbesitz der geistigen Cultur; der Verkehr erleichtert die Erlernung des Französischen [92]) und Lateinischen, und alle möglichen Sprachen, so daß nun nicht allein zahllose Uebersetzun gen aus einer in die andere erscheinen konnten, sondern auch Ita liener und Deutsche in zwei Sprachen dichteten. Die geistige Bil dung ging aus dem ausschließlichen Besitz der Geistlichkeit auf den allgemeineren der Ritterschaft über, sie ward aus kirchlicher zur poetischen Bildung, sie ward dadurch Gemeingut. Die Waffen führenden lernten neben den Waffen ein Anderes kennen und ach ten. Das Außerordentliche dieser Revolution sogleich einzusehen, ist sehr schwer. Man müßte in einem Werke, das die Uebergangs zeiten von alter zu neuer Welt behandelte, erst übersehen können, welche Leute bis jetzt das Werk der Bildung gefördert hatten, und wie es fast Niemand war, als Juden, die das arabische vermit telten, und Keltische Geistliche, und im besten Fall christliche Mönche und Byzantiner, lauter Leute aus Stämmen oder Ständen, welche die fürchterlichste Beschränktheit von Natur an sich tragen. Die Verirrungen des Mittelalters hat uns noch Niemand weder in

---

92) Eine Stelle bei Adenes, in Wolf — Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte. 1833. p. 45. ausgezogen, schildert den Gebrauch der französischen Sprache an deutschen Höfen im 13ten Jahrhundert wie heute:

> tout droit à celui temps que je ci vous devis,
> avoit une coustume ens el Tyois païs,
> que tout li gran seignor, li conte et li marchis
> avoient entour aus gent françoise tous-dis
> pour aprendre françois leur filles et leur fils.

einem Gemälde geschildert, noch weniger aber erklärt; denn welch ein gesunder Kopf gehörte auch dazu, um in solchem Wuste auszuharren! Aber gewiß ist, daß der Ritterstand, der doch menschlich fühlte und dachte, zuerst auf Natur und Wahrheit zurückführte. Wenn man nun gesagt hat, die Kreuzzüge seien die Heroenzeit der christlichen Völker, so ist das nur in sehr uneigentlichem Sinne zu verstehen. Sie legen vielmehr die Heroenzeit ab. Wenn Michaud Recht hätte, indem er behauptet, der Geist des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhms, so möchte jener Satz bestehen. Denn es ist das Eigenthümliche der Heldenzeit, Kämpfe um den Preis der Stärke zu führen; dies ist der Charakter der scandinavischen Urgeschichte, welche das große Heroenalter des gesammten neuen Europa ist; dies ist auch das Element unserer deutschen ächten Heroensage, allein nicht das des ritterlichen Gedichtes. Den Ritter macht das Handeln nach Principien; Ideen schließen seinen Orden zusammen. Der Bezug seines Ruhms auf etwas außerhalb der That selbst, die Wahl des Gegenstandes, an welchem der Ruhm zu erwerben gesucht wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, für welche der Ruhm zu erwerben gesucht wird, dies erst macht das Ritterthum. Daher ist die Verbannung des heldenmäßigen Egoismus durch humane Höflichkeit oder durch christliche Uneigennützigkeit an dem ächtesten Rittersmanne am erkennbarsten, und die Beschränkung der Rohheit und Zügellosigkeit der Heroenzeit geht durch das Ritterthum durch. Als daher die Ritterzeit und Ritterdichtung in ihrer schönsten Blüthe stand, drängte sich sogar der menschliche Zug religiöser Toleranz mitten in die Religionskämpfe, der nur alsbald wieder verschwand und noch einmal in gröbern Zelotismus und Rohheit zurückwarf.

Dies leitet uns von selbst zur andern Seite, die ich noch hervorheben wollte. Es ward durch den außerordentlichen Confluxus von Menschen nicht allein die äußere Menschenkenntniß befördert, sondern auch die innere Welt des Gemüthes, welche das Christenthum eröffnet hatte, stets weiter aufgedeckt. Je tiefere Wurzel das Christenthum in dem Volke schlug, das seiner Natur nach schon dem Beschaulichen zugethan war, desto mehr legte sich die alte Rohheit von selbst und wir sahen daher oben, wie schon in der Ottonenzeit der Geist christlicher Frömmigkeit über dem heroischen

Geschlechte ruht. Dadurch, daß diese Religion so durchaus ni
Sache für das Gemüth war — denn das Volk berührte ja nic
der Dogmenstreit und für die Sinne bot der neue Glaube so w
nig, wie für die Phantasie —, war es gekommen, daß Kirchenmu
und Gesang, der selbst unter der Zerstörung in der fränkischen Ka
serzeit nicht aufhörte, Fortschritte in Deutschland zu machen, da
eindrucksvolle und großartige Kirchen, mit Einführung von Glock
und dergl. mehr, daß ein stets feierlicher Gottesdienst an die Stel
der alten heiteren Götterverehrung und Tempel trat; das Ahnung
volle und Sehnsüchtige der aufkeimenden inneren Regungen wa
dadurch zu einer Thätigkeit aufgeregt, die bald den Blick des sinn
gern Menschen von den äußeren Werken und Thaten auf sei
Inneres rief. Die Entstehung des Christenthums in der Mit
von Verfolgung und Argwohn, von Bewachung und Verleumdung
bedingte es, daß man von Anfang an trachtete, durch unsträfliche
Wandel die Verleumdung zu entwaffnen, den Argwohn zu ersticke
und durch eigne Selbstbewachung die Fremde nicht scheuen z
müssen. Eine solche strenge sittliche Beobachtung war zwar b
der Ausbreitung der christlichen Religion unter den Deutschen nic
so äußerlich bedingt, allein bereits war bei den Verkündern derse
ben, bei Geistlichen und Mönchen, dies Rückziehen aufs inne
herrschend und die Beachtung und Bestrafung jedes kleinen Fehler
führte so früh das Pönitenzwesen herbei, das hier so entschiede
charakteristisch ist und das man troz aller Abscheulichkeit der Pö
nitentialien nie als bloßes Kunstwerk schlauer Geistlicher hätte dar
stellen sollen. So konnte es Sitte werden, daß viele Ritterleut
nach einem Leben voll Kampf und Mord im Kloster Abbuße tha
ten, und wie manchem jungen kräftigen und lebenslustigen Wa
fenmanne mochte nicht die Betrachtung eines solchen endlichen Aus
gangs auch schon sein früheres Leben verleiden, ihn vorsichtig ma
chen im Gebrauch der Waffen und ihn von roher Wildheit ent
wöhnen. Dies mußte die Ordensregeln des Ritterwesens noth
wendig so gestalten, daß, wie schon bemerkt ward, dem Waffen
ruhme ein höheres Ziel gesteckt wurde. In diesen neuen Gesetze
mußten neben der Religion die Frauen nothwendig eine groß
Rolle spielen. Den in sich gerichteten Kriegsmann wies die Ab
gezogenheit des Lebens auf Burgen und der deutsche Familiensinn
auf sein Weib; Weiber und Christenthum sind auch zu aller Ze

die treuesten Verbündeten gewesen. Wie weit man mit allem die-
sem vor den Kreuzzügen gekommen war, läßt sich schwer darthun,
weil die Quellen mangeln. Desto deutlicher wird es mit dem
Eintritt der Kreuzzüge selbst. Diese bewaffneten Wallfahrten (schon
in diesen Worten liegt alles Zwiespältige angedeutet) stellten gleich
bei ihrer ersten Erscheinung den ganzen schroffen Gegensatz zwischen
der alten Waffenrohheit und heroischen Gewaltthat und Blutgier
und der frommen Gutmüthigkeit und religiösen Demuth, jenen
Gegensatz, der sich schon lange Zeiten im Stillen gebildet, mit
Einemmale aufs grellste der ganzen Welt zur Schau, sie zeigten
klar an den ungeheuersten Begebenheiten, was man bisher nur am
Einzelnen undeutlich beobachten konnte. Der Abt Guibert bemerkt
es ausdrücklich, daß es Gott durch die Kreuzzüge wohlmeinend für
die Ritterschaft so gefügt, daß die Kriegsleute statt bei ihrem Le-
bensende ihren Waffenrock mit der Kutte zu vertauschen, nun in
diesen Zügen einen neuen Weg zum Seelenheil geöffnet erhalten
hätten, der es ihnen erlaubte, in ihrer ritterlichen Sitte und Un-
gebundenheit zu verharren [93]). Es war also merkwürdigerweise
hier ein glänzendes Mittel gefunden, jene widersprechenden Elemente,
in deren Streit man nothwendig den Untergang des Einen hätte
voraussehen sollen, auf lange Zeiten hin friedlich zu vereinigen,
nicht so jedoch, daß nicht abwechselnd der alte Kampf im Vorherr-
schen bald dieses bald jenes sich erneuert hätte. Die alte Heldenzeit
war durch das Christenthum, das sie bisher beständig befehdet
hatte, plötzlich autorisirt, nur ward ihren Thaten eine bestimmte
Richtung gegeben; im Blute zu baden, und sich des Blutbads zu
freuen, wie vormals, ward wieder verdienstlich [94]) und christlich,
wenn es nur Sarazenenblut war. Daher war Niemanden dieser
Wendung so willkommen, als den Normannen, die noch ihren alten
Sinn für See- und Raubfahrten dem Christenthume nicht geopfert
hatten. Nun bietet die ganze Geschichte der Kreuzzüge und ihrer
Zeit die sonderbarsten Contraste dicht nebeneinander. Bei der ersten
Aufforderung in Frankreich hörte Weglagerung und Brandstiftung,

93) Guib. Abb. hist. hieros. bei Bongars. p. 471.

94) Tote und sere frumten si willicliche,
si nachten nach dem gotes riche, daz in daz umbe gehaizen was,
wo gescach imen ze dirre werlt ie baz, want siu ellu laster an in erslugen,
unt christes joch uf in trugen unz an ir ende ꝛc.

Pfaffe Konrad.

die bisher gewüthet hatte, auf, und machte der Versöhnung und dem Frieden Platz[95]), allein was hier aufgehört hatte, begann schon auf dem Wege nach Jerusalem wieder. In den Heeren drängten sich unter Einem Titel Mörder, Schuldner, von Druck und Hungersnoth Leidende neben fanatische Mönche und die frömmsten Seelen zusammen. Das eintönigste, langweiligste, oft ein Jahrhundert lang von keiner großen Erscheinung unterbrochene Leben wird plötzlich von einer heiligen Begeisterung und Leidenschaftlichkeit aufgestört, die jede kleinere und engere Neigung und Empfindung verschlang. Wurde nicht der Nationalhaß aufgegeben, die Vaterlandsliebe geopfert, die Bande zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Gatte, zwischen Vasall und Herr gelöst? Räuber, Einsiedler, Weiber traten aus ihrer Verborgenheit, die Kinder aus ihrer Unmündigkeit; man sah diese Wunder auf der Erde, und andere am Himmel und in den Wolken und die Gräber öffneten sich und Karls des Großen Geist mahnte die Völker zum Kampf gegen die Ungläubigen. Ob man die Begeisterung und den Zudrang zu den Zügen mehr der alten Frömmigkeit zuschreiben soll, welche seit Jahrhunderten Pilgerfahrten nach Jerusalem machte, oder dem Geist der Wanderung und der Abentheuer, der von Einzelnen[96]) sich gerade so auf größere Massen, besonders unter den Normannen, fortentwickelte, wie bei jenen Wallfahrten auch, zweifelt man unschlüssig nach der besonnensten Ueberlegung und ruhigsten Forschung, abgesehen von dem entfernteren Grunde, den ich in einem gewissen historischen Gesetze entdeckt zu haben glaube, nach welchem jede große Völkerwanderung, die wie alle Cultur immer gleich dem Lauf der Sonne die Richtung von Osten nach Westen nimmt, oft in später Zeit erst eine kleinere Rückwanderung nach Osten zur Folge hat. So sind wir bei den Eindrükken, die uns diese Geschichten machen, stets getheilt: wir wissen nicht, sollen wir bewundern oder schaudern; sollen wir die Grausamkeit, ja den Cannibalismus verabscheuen, oder die uneigennützige Aufopferung für einen frommen Gedanken preisen, sollen wir über jener Wütherei und Schlächterei bei der Eroberung von Jerusalem die Buße und das Tedeum, oder über diesem jene vergessen, sollen

95) Guib. l. I, 7.
96) Siehe Wilken Geschichte der Kreuzzüge. I. p. 33.

wir in jenen Eroberern die Tapferkeit und die Stärke ihres Armes
staunen oder lächeln, wenn sie sich die Knie wund beten, und
vergebens suchen wir mit unseren Begriffen und Gefühlen den Ehrgeiz
und den Edelmuth in einem Tancred zu vereinigen. Wir
sehen in den ersten christlichen Heeren die fromme Wuth der Muselmänner
und im Gottfried jenen gottberufenen Kämpfer, den
Helden im Bußkleide, den König im Gewand demüthiger Knechtschaft,
wie in einem Omar. Daher bietet der erste Kreuzzug und
das Reich Jerusalem so hundertfältige Erinnerungen an die erste
Verbreitung des Islam; denn mit Mahomet beginnt eben jene
neue Zeit für den Orient, welche die Kreuzzüge im Occident beginnen,
und dort wie hier äußert sie sich sogleich im Umspannen
ungeheurer Räume, dort wie hier bekämpft sie die Religionsfeinde,
die sie darin hemmen, und ruft in jenen Karolingern die christliche
Tapferkeit hervor, die von diesem Stamme aus über Europa kam
und den König und Vorkämpfer mit biblischer Heiligkeit umgab.
So lange nun im Orient und Occident diese Kämpfe wirkliche
Religionskämpfe waren, so lange war offenbar die Tapferkeit und
der innere Drang heilig und vom Irdischen weggewandt. Allein
die anfängliche Begeisterung war zu groß, als daß sie hätte dauern
können; die Weltlichkeit schon zu vorgerückt, als daß sich nicht der
Spott der Einen in den Fanatismus der Anderen hätte mischen
sollen; die Hierarchie war schon in zu gefährlichem Kampfe mit
dem Absolutismus, der sich im Anfange ins Heiligengewand zu
kleiden wußte, als daß die religiösen Motive fortwährend hätten
die leitenden und anregenden bleiben sollen. Nun glitt allmählig
die Ritterwelt in das Irdische herüber. Die Könige wollten, wie
Friedrich II., bald das heilige Land besitzen, nicht blos befreien;
sie wollten ritterlichen Ruhm erwerben, wie Richard, nicht christlichen;
bald kam es ihnen auf die Gunst ihrer Dame mehr an,
als auf die der heiligen Jungfrau; sie zogen geputzt und geschmückt
in das Morgenland, und vergebens hatte der heilige Bernhard
gegen den Luxus der Ritterschaft geeifert. Bereits waren die Frauen
in den Turnieren zur Theilnahme an den Waffenthaten der Männer
gekommen; so fromme Kriegszüge erregten ihr Interesse und
ihre Begeisterung; die Gräfin Adele von Blois schickte ihren Gatten,
der vor der Eroberung Jerusalems unter Gottfried nach Hause
zurückkehrte zurück und der Beschämte fand nachher im tapferen

Kampfe einen rühmlichen Tod. Der Cultus der Jungfrau Maria war unter den ersten Pilgerzügen zur Blüthe gekommen, sie galt als Patronin derselben und wo Kirchen entstanden, entstanden sie ihr zu Ehren. Dies wirkte mit zu dem romantischen Frauendienste, der jetzt anfängt, den Gottesdienst in den Hintergrund zu schieben. Jenes christliche Ritterthum zieht sich allmählig aus dem Leben weg in die Wünsche und Ideale einzelner Frommer, und die schöne Innigkeit, welche der erste Anfing des Enthusiasmus im Ganzen, und nachher in den Ursprüngen der Johanniter- und Tempelorden zeigte, fand in der Dichtkunst Zuflucht, als sie aus dem Leben verbannt ward.

Auch in dieser neuen Richtung zeigte sich die Stärke, das Feuer und die Verschwendung der Empfindung in nicht minderer Größe als früher, da das Gemüth noch ganz von der Religion erfüllt war. Dabei ist eine Bemerkung sehr auffallend. Die Deutschen theilten weder im Anfange noch nachher die religiöse Schwärmerei der Franzosen; die ersten Kreuzfahrer verspotteten sie; den Kaiser Konrad mußte Bernhard von Clairvaux ganz förmlich überfallen, um ihn zum Zug zu bewegen, und gleich hernach haben die deutschen Kaiser ganz weltliche Absichten bei ihren Wallfahrten; am spätesten hatten die Kreuzzüge hier begonnen und hörten am frühesten hier auf; die Wärme dafür war überhaupt, scheint es, wenig über die Grenze gekommen, und die ganze Christenheit scandalisirte sich über die Art, wie Friedrich II. diese heilige Sache tractirte. Allein der Religiosität in Deutschland that diese mangelnde Begeisterung so wenig Eintrag, als ihr vielmehr der wirkliche Eifer in Frankreich Eintrag that, wo die Troubadours schon der Pilgerzüge spotteten, als die deutschen Minnesänger aufs innigste sich ihrer annahmen. Gerade umgekehrt auf einer anderen Seite. Der Frauendienst der Provenzalen und Italiener, äußerlicher, sinnlicher, neckischer, als der deutsche Minnedienst wirkte nach meinem Geschmacke auf die Liebespoesie der ersteren weit vortheilhafter, als die tiefe heilige Versenkung der deutschen Minnesänger auf unsere Lyrik dieser Zeit. So wahr ist es, daß es nichts so Hehres und Hohes giebt, dem es nicht heilsam wäre, sich seines irdischen Ursprungs zuweilen zu erinnern. Und wie sich gerade in dem Lande der feurige religiöse Enthusiasmus zeigte, in dem die Religiosität nie so groß war wie in Deutschland, wo jener man-

gölte, so kann man auf der anderen Seite in Deutschland, troß jener grossen Frauenverehrung, bis auf den heutigen Tag nicht die französische Emporhebung und Heraushebung der Frauen aus den Verhältnissen, die ihnen die Natur in der Gesellschaft angewiesen hat, man entband sie nie von den Pflichten der Häuslichkeit und der Pflege des Mannes, und selbst im Mittelalter steht in allen rechtlichen und practischen Verhältnissen das Weib hinter dem Manne zurück. So gut ist es, sich der Geschichte zu erinnern, wenn man von jener gefeierten germanischen Frauenverehrung träumt. Die Deutschen haben darin allerdings einen grossen Ruhm, daß sie vielleicht unter allen Nationen der Erde zuerst und am vollkommensten dem Weibe eben die Stelle angewiesen haben, welche die Natur selbst ihm bestimmt hat. Macht es ihrem Gefühle Ehre, daß sie das Weib aus der Unterordnung emancipirten, so ehrt es ihren verständigen Sinn nicht minder, daß sie sich nie verleiten ließen, es aus seiner Sphäre herauszurücken und zur Theilnahme am äußeren Bestreben der Männer zu lenken, wie in Frankreich geschah. Jene Zeit des Frauendienstes im Mittelalter war eine vorübergehende; sie mußte eine vorübergehende sein, wie wir uns später erklären wollen. Je höher man damals den Schwindel trieb, desto schneller und tiefer sank man herab, und die Gemeinheit und Unsittlichkeit, die man sobald auch in den Dichtungen in diesem Bezuge findet, entspricht ganz der Frivolität und Ketzerei der Franzosen nach ihrem religiösen Aufschwung.

Wie sich nun unter diesen Einflüssen die Poesie gestalten mußte, werden wir im Einzelnen näher hören. Wir werden sehen, daß das Altnationale alsbald unter diesem Eindrang neuer Vorstellungen aus der Fremde weichen muß und Mühe hat sich zu erhalten, auch das Antike werden wir in seiner reineren Gestalt einer modernisirten Platz machen sehen. Den allgemeinen Wechsel und Übergang werden wir, wie er in allen Lebensverhältnissen Statt hatte, so auch in der Kunst, zum Theil sehr überraschend finden; nicht allein von einem Charakter der Dichtung zum anderen überhaupt, sondern auch von einem Theil eines und desselben Gedichtes zum Andern. Wir werden eine Zeitlang die Legende und biblische Helden in dem Epos herrschend sehen und dann beide dem galanten Ritterthume und der weltlichen Erzählung Raum geben sehen; jeder Veränderung im Leben werden wir eine ähnliche in der Poesie

entsprechen, und die letzte nur im Anfange der ersteren etwas abgetrennt folgen, bald aber mit ihr gleichen Schritt gehen sehen, ein Beweis, daß die Dichter sich des Zeitgeistes mit Bewußtsein bemächtigen. Daß die Dichtung unter der Fortdauer der Begebenheiten sich dieser selbst bemeistern will, daran werden wir diese Poesien noch entschiedener scheitern sehen, als das Volksepos an der Völkerwanderung. Im größeren Maaße wiederholt sich jetzt in Europa, was wir in Deutschland beim Nationalgedicht geschehen haben. Erst als man aus der Ferne die geschlossene Reihe der Ereignisse überblickte, gelang es, sie in ein dichterisches Bild zu bringen. Wunderbar, daß Michaud geklagt hat, daß, wenn uns das Mittelalter eine Ilias oder Odyssee geschaffen hätte, die Musen sich eine neue den Alten unbekannte Bahn gebrochen haben würden[97])! Haben sie denn nicht? haben wir denn keine mittelaltrige Ilias? Man lerne hier aufs neue an diesem Ausspruch eines geistreichen und gelehrten Kenners, der die Kreuzzüge auf eine vortreffliche Weise aufgefaßt hat, wie nothwendig es irre leiten mußte, wenn man die christlich-heidnischen Kämpfe in Europa von der Erzählung der Kreuzzüge ausschloß; man lerne zugleich, was wichtiger ist, an diesem neuen Beispiele, wie die große ausgedehnte Bühne der Begebenheiten der neuen Welt nicht allein die handelnden Männer oft irrte, nicht allein die dichterischen Beobachter blendete, nein auch wie sie noch nach Jahrhunderten den forschenden Geschichtschreiber überwältigt. So weitläufig und viel sich Michaud mit Tasso beschäftigt, so fällt ihm nicht einmal Ariost ein! Und was fehlt Ariost zu einem Homer, und seiner Muse zu einer vollkommenen Originalität? Nichts, als was die neue Welt ihm und ihr so wenig bieten konnte, wie Griechenland dem Homer das was im Ariost original ist, nichts als jene plastische Sicherheit und Einfachheit, die nur ein Grieche haben konnte, der seinerseits übrigens auch erst in Jahrhunderten sich vollendete, nur daß wir nicht nachweisen können, wie es geschah, während wir das bei dem Epos, welches die mittelaltrige Welt in sich schließt, allzugut können, und eben darüber auch in unseren literarischen Kritik den Kopf zu oft verlieren. Ein einziger ungeheurer Cyclus umfaßt die ganze epische Poesie des europäischen Mittelalters, der vollkommenste Kreislauf,

97) Michaud, hist. des croisade. V. p. 324.

ten die Geschichte in irgend einem Felde jemals beschrieben hat. Sie geht von der Arthurs- und Carlssage aus, und kehrt im Ariost dahin zurück; sie beginnt mit Reisenabentheuern und hört in Camoens und Ercilla damit auf; sie ergreift gleichzeitig die Begebenheiten der Kreuzzüge und Tasso nimmt sie wieder auf, mit dem ähnlichen Versuch, Poesie und geschichtliche Treue zu verbinden, den die frühere Zeit mehrfach gemacht hat. Jedes große Ereigniß hat seine näheren volksmäßigen Gesänge und sein entfernteres Kunstgedicht: die Wegwendung von den Ideen der alten Welt; der Uebergang in die neuen (denn selbst dieser rein geistigen Gegenstände bemächtigte sich die Dichtung des Mittelalters); der Untergang der keltischen Nationen; die Völkerwanderung; die Rettung des Westens von den Sarazenen; der Angriff auf den Osten; die Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika. Wenn Michaud ferner findet, die Dichter des Mittelalters seien mittelmäßig; sie hätten nicht die Autorität des Genius gehabt, welche die Meinungen eines Jahrhunderts und selbst späterer Zeiten mit sich reißt, so urtheilt er selbst über seine französischen Epen zu hart, obgleich es da am wahrsten sein mag. Allein wie sehr bewegte ein Wolfram seine Nation! und vollends die italienischen Klassiker! Wären nur die Verbindungen und der Verkehr der Ideen im Mittelalter so von den Umständen begünstigt gewesen, wie einst in Griechenland! hätte sich nur auch so die poetische Form in ganz Europa fortgebildet und ausgebildet, wie sich die Ideen mittheilten und entwickelten. Wir werden sehen, daß sich italische, französische und deutsche Gedichte im Fortspinnen eines und desselben Gedankens wie verabredet die Hände reichen, ohne sich im geringsten anders bekannt oder verwandt zu sein, als durch die Allgemeinheit der bewegenden Ideen, und ohne in der poetischen Verkörperung derselben auch nur im geringsten sich einander zu nähern oder zu unterstützen.

4. Französisches Volksepos.

Der Geist der Kreuzfahrten, der sich in Gottfrieds Zuge und unter den ersten Eroberern des heiligen Landes kund gab, liegt nirgends in poetischem Schmucke so unmittelbar und treu ausgesprochen, wie in dem Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des

großen Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und der Roncevalschlacht. Da es dem ganzen Mittelalter eigen war, die jedesmalige Farbe der Zeit seinen älteren Werken zu leihen, da, wie wir überall finden, die ähnliche Gesinnung auch eine ähnliche in vergangenen Zeiten aufsucht und vorliebt, auf wen konnte die erste Begeisterung der Wallfahrer eher fallen, als auf den Helden, dessen Ahnen die westliche Welt vor dem Eindrange der Mauren geschützt, der selbst im Nordwest von Spanien den Kämpfen der Gothen im Nordosten durch seine Eroberungen einen Nachdruck gegeben und durch seine Verbindungen mit dem Pabste zuerst den Heiligenschein eines alttestamentlichen Gesalbten und eines Hauptes der Christenheit mit dem Glanze und dem Ansehen eines römischen Kaisers vereint hatte? Man hatte seinen Geist aufstehen und zum Zug gegen die Ungläubigen ermahnen sehen, als die ersten Kreuzprediger die Wunder des Tages verkündeten; schon in diesen ersten Zeiten trug man sich, wie in Turpin und Tudebod zu sehen ist, mit Erzählungen von Karls Kreuzfahrt [98]) und eines der ältesten assonirenden französischen Gedichte aus dem Anfange der Kreuzzüge behandelt Karls Reise nach Jerusalem und Constantinopel. Was Wunder, wenn man bald den Zug Karls nach Spanien und die merkwürdigen Schicksale, die sich daran knüpften, und die in südfranzösischen und spanischen Romanzen im Volke gelebt hatten, jetzt zusammenband, seinen Kampf mit den Heiden in das Licht eines Kreuzkriegs, ihn selbst in die Glorie eines Gotteskämpfers, eines bewaffneten Heilands, und seine zwölf Pairs in den Glanz von gottberufenen ritterlichen Aposteln und Märtyrern stellte, wenn er kurz vor der Entstehung unsers deutschen Gedichtes heilig gesprochen ward!

Ich vermeide es auch hier, näher auf die Entstehung der Sage von Karl und seinen Pairs einzugehen, indem ich überall nur dem Plane folge, den ich mir vorgezeichnet habe. Die Sagengeschichte ist für die Geschichte der Poesie, wie die Alterthümer für die politische Geschichte, nur in den allgemeinsten und sichersten Resultaten wichtig; wer aus wirklich existirenden Resten poetischer Pro-

---

98) Siehe Wilkens Kreuzzüge. Bd. I. erste Beilage, und examen de la tradition hist. touchant le voyage de Charlemagne à Jerusalem in den mém. de l'acad. des Inscr. T. 21. p. 149.

lection und aus der gewissen Tradition öffentlicher Handlungen die artistische und politische Geschichte schreiben will, der darf der Heroologie und der Antiquitäten entrathen, die nur dem, der die Geschichte des poetischen Lebens oder des häuslichen Lebens schreiben wollte von Wichtigkeit wäre. Allein es ist laut und stillschweigend seit ewigen Zeiten anerkannt worden, daß die Geschichtschreibung füglicher aus dem öffentlichen auf das Privatleben schließen läßt, als umgekehrt, und so wird es sich denn entsprechen, wenn ich auch in der Dichtungsgeschichte lieber aus der Darlegung des in den Dichtungen herrschenden Geistes und ihrer Verwandtschaft mit dem äußeren Leben auf das poetische Leben zurückschließen lasse, als wenn ich Volkssage, Sitte und Gebrauch der Sänger und dergleichen zum Mittelpuncte meiner Erzählung mache, was Alles erst sein rechtes Licht erhält, wenn das ursächliche Verhältniß der erhaltenen dichterischen Schöpfungen zu der Zeit, die sie schuf, mit scharfen Zügen angedeutet ist, was das eigentliche Geschäft des Literarhistorikers bleiben muß. Indem bemerke ich schon oben, daß die Zeit noch nicht da ist, die Veränderungen der Sagen objectiv vollständig darzulegen, und dies leidet auf die fränkische Sage mehr als auf jede andere seine Anwendung. Die Ursache liegt einfach in dem endlosen Umfange derselben; sie bildet, wie auch Frankreich in der politischen Geschichte, den Mittelpunct der romantischen Poesie, weil sie wie kein anderer Zweig europäischer Volkssage das Nationale aufgab, und das Christliche hervorhob, was die Kreuzzüge, diese Quelle aller ritterlichen Epik, nährten, weil sie alle nahe und ferne Elemente in sich aufnahm und so wieder überall hin Eingang fand. Die Nation selbst nahm die günstigste Stellung ein, um sich eine solche Wirksamkeit in Europa zu sichern. Seitdem Chlodwig sein Reich schon auf Eroberung und Grausamkeit gegründet hatte, als Theodorich sein gothisches auf politische Verbindungen und gute Verwaltung, hatte mehr als ein halbes Jahrtausend der fränkische Name jeden andern in Schatten gestellt. Die Karolinger hatten sich um die Christenheit die außerordentlichsten Verdienste erworben, Karl hatte ein Universalreich von ungeheurem Umfange gegründet und gleichsam das römische Reich hergestellt, bis auf Otto hatte man in Deutschland den Namen der Ostfranken noch nicht abgelegt, früh verherrlichte die Sage vom trojanischen Abstamme diesen Völker-

zweig. In den Kreuzzügen nahmen Nord- und Südfranzosen die heilige Sache in ihre Pflege und im Osten kannte man nur ihren Namen. Ihre Sprache hatten sie nach England getragen, man verstand sie in Spanien und in Italien, und in Deutschland gab man sich Mühe sie zu lernen. Dazu kam, daß jener gefeierte Karl nicht blos poetisch eine Art von Allgemeinbesitz war. Die Spanier zwar mochten frühe anfangen, in ihren Romanzen eine nationale Opposition gegen ihn an die Stelle der christlichen Freundschaft zu setzen, denn in ihren Liedern von Bernard del Carpio theilt dieser mit Marsil den Ruhm des Siegs in Ronceval; allein Italien kannte ihn als den Hersteller des Westreichs, die Bretagne vindicirte sich den Karl Martel, ob Karl ein Deutscher oder Franzose von Geburt sei, stritt man von jeher. Zwischen Deutschland und Frankreich mochte ohnehin ein Austausch und ein gemeinsamer Verkehr länger gedauert haben, als wir wissen; jener Walther von Aquitanien scheint auf eine Verbindung zwischen west- und ostgothischer Sage zu deuten, wie die Thiersage im Norden vermittelt; Karl aber ward, wie aus den rheinischen Volkssagen von Roland, aus den Sagen der Kaiserchronik und ihrem Bezug auf mehrere Lieder von Karl, so wie aus der Erzählung von seiner Geburt in der Weihenstephaner Chronik [99]) hervorgeht, bei uns so gut als einheimisch betrachtet, wie in Frankreich. Alles knüpfte sich dann lange in der Tradition an diesen großen Mann, fremde Romane, wie Flos und Rother, suchten genealogische Verbindung mit ihm, jede gute Einrichtung, deren Ursprung im Dunkel lag, ward ihm zugeschrieben in der lebendigen Ueberlieferung, und von Karls Recht und Maaß, von seinem Lot und seinem Bache sang und erzählte die Poesie, die auch jede alte und neue Lieblingsanecdote, wie in Karl und Elegast, und in einem Meistergesange von Karls Recht [100]), in vielen Novellen und Fabliaux zu sehen ist, auf ihn zurückführte. Was aber unstreitig der fränkischen Poesie und Sage den meisten Eingang verschaffte, war der Geist der Frömmigkeit und des frommen Ritterthums, der in ihrem ersten Entstehen gelegen haben mochte. Alle ausgewanderten Germanen, die auf römische Cultur

99) Aretin, älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen. München 1803.

100) In Letzterem sind drei allgemein bekannte Anecdoten an Karl geknüpft. S. Docen im Altd. Mus. II, 279. Grimm ib. 226.

zosen, wurden um ihre patriarchalische Heldenzeit betrogen; keiner
dieser Stämme konnte daher den scandinavischen oder deutschen
Sagen, die eine solche Zeit in größerer Reinheit schildern, Ge-
schmack abgewinnen, keiner holte dies ja selbst bis heute nach und
nur die Engländer zeigten dafür einiges Interesse, denen auch keine
römische Bildung ihren Nationalsinn verdorben hatte. Die christ-
lich-ritterliche Heldenzeit aber war ein Allgemeingut der europäischen
Welt, das nur umgekehrt wieder in eben jenen deutscheren Ländern
nicht so tief und vielseitig besessen und gepflegt ward. Diese Zeit
aber muß nothwendig von der engeren Verbindung der militäri-
schen und kirchlichen Welt hergeleitet werden, zu der Karl den ersten,
gleich so bedeutenden Anstoß gab und die bereits durch die Kämpfe
mit den Mauren vorbereitet war. Die ächte fränkische Sage also
schlug gerade ihre ersten und frischesten Wurzeln in dem Geiste,
der hinfort durch Jahrhunderte die Schicksale der Welt entscheiden
und alle Köpfe und Gemüther durchdringen sollte; und wir sahen
daher diesen Geist schon in dem Ludwigsliede herrschen, zu dem
sich die älteste Karlsage ganz genau so verhält, wie die alte Diet-
richsage zum Hildebrandliede, und zwischen diesen beiden ältesten
kleinen Resten und den beiden späteren entsprechenden Epen, Ron-
cevalschlacht und Nibelungen, steht Walther von Aquitanien in
einer merkwürdigen Mitte, indem dort alter Heroensinn und neuer
Rittergeist ganz auffallend gemischt sind. Jener Quelle und Ent-
stehungszeit der ältesten fränkischen Volkssage gemäß sind nun
Heidenkämpfe, Kämpfe um den Vorzug des Glaubens der Mittel-
punct des fränkischen Epos, wie Kämpfe im Allgemeinen, um den
Vorzug der Waffen und der Stärke des Arms der Mittelpunct
der deutschen Sage sind. Eben so wie diese Heroenkämpfe auch
in jener zweiten späteren Gestaltung der deutschen Sage, wo wir
jene Vasallenverhältnisse aufkommen sehen, dennoch das Haupt-
moment zu bilden fortfuhren, gerade so auch gehen diese Glau-
benskämpfe durch die zweite Gestaltung der fränkischen Sage, wo
auch hier die Vasallenverhältnisse hervortreten, nur daß hier überall
das kecke Uebergewicht der Lehnsmänner, in Deutschland aber treuer
Vasallendienst gepriesen wird, was nicht allein den Charakter der
Nationen gegeneinander überstellt, sondern auch auf den verschie-
denen Gang der Geschichte aufmerksam macht, da Frankreich sich
von der Uebermacht der Großen aus nach der absoluten Monarchie

hin zu entwickeln begann, Deutschland aber umgekehrt von der Macht großer Dynastien und Monarchen aus nach der Unabhängigkeit der Großen. Wie Frankreich durch seinen schönen und warmen Antheil an den Kreuzzügen sich zum Vorfechter der Christenheit machte, so ward auch seine Dichtung der Kern der mittelaltrigen Poesie, eben durch diese Eigenheit, daß überall die höchsten Ideen der Zeit und der Quell ihrer Bestrebungen den freiesten Eingang und den würdigsten Boden darin fanden. Was auch die Briten in der Dichtkunst vorgearbeitet hatten, das hauptsächlichste ist nur vielleicht durch den Umgang mit den Franzosen unter den Bretagnern angeregt, und wieder würde Alles wirkungslos untergegangen sein, wenn nicht die Normannen ihre Werke in eine Sprache übersetzt hätten, in der sie allein Verbreitung finden konnten. Und selbst dann war offenbar das, was durch französische Hände zugesetzt ward, da es aus der Zeit genommen und für die Zeit bearbeitet war, das, was selbst an diesen britischen Dichtungen am meisten anzog. Denn gerade wie man in Deutschland jetzt das Volksepos, das noch nichts von dem Christlich-Ritterlichen besaß, verachtete, eben so verachtete man bald auch die altbritischen Sagen, welche ich nachher charakterisiren werde, und jene älteren Parzivale, Lanzelote, Tristan, Wigalois u. A. wurden so erweitert oder verändert, daß sie den glaubensritterlichen Zuschnitt bekamen, den man jetzt überall verlangte, eben wie man auch an Arthur die Graalsage knüpfte, und das Mißfallen mit dem die Wolfram und Gottfried auf jene älteren einfacheren Gestaltungen hinsehen, könnte zeigen, daß man vielleicht Unrecht hat, wenn man ihr ähnliches Mißfallen an unserem Volksepos lediglich auf Rechnung ihres höfischen Stolzes und ihres Herabsehens auf die Bänkelsänger setzte und auf das Volk, dessen Eigenthum und Lieblingspoesie dies war; es war vielleicht mehr noch die rohere Sprache und der Mangel dessen, was man nun für das Höchste in der Poesie zu halten anfing, was davon abschreckte. Die Art des Minnedienstes, den man in Deutschland besang und in deutsche Bearbeitungen fremder Epen eingehen ließ und der gerade so ernst auf die Sache selbst ausging, wie das deutsche heroische Epos den Bezug auf die Gegenwart mehr verschmähte, und der eben darum etwas weit volksthümlicheres hat als der französische, hätte keinen allgemeineren Eingang in die europäischen Dichtungen finden können, allein

der leichtere Gesang der Troubadours und ihr Frauendienst hielt die richtige Mitte zwischen dem britischen, der zwischen Gemeinheit und sentimentaler Idealität schwebte und dem innigen und gedankenvollen der Deutschen. Auch dies also beförderte es, daß die französische Dichtung allgemein zugänglich und allgemein angenommen ward, und so riß sie denn Alles an sich, was sich nur irgend vertragen wollte, und lieferte endlich den unverwüstlichen Stoff, an dem sich sowohl die höchste Vollendung im Ariost, wie die unerhörteste Ausartung in den Prosaromanen offenbarte.

So viel scheint mir hier für meine Zwecke zu genügen. Da sich in neuerer Zeit unter uns Deutschen so mannichfaches Interesse für diesen Sagenkreis zeigte, so verweise ich die Leser, die dies Alles von anderen Seiten zu betrachten wünschen auf die Leistungen in Deutschland [101]), und man kann nun endlich auch den Antheil der Franzosen selbst citiren, die lange genug ihre alten Schätze liegen gelassen haben. Seitdem sich Paris mit anderen mit so vielem Eifer der ältesten fränkischen Sage annimmt, seitdem Fauriel mit viel Sinn auf Volkspoesie überhaupt aufmerksam gemacht hat, und auch durch junge Männer mit deutscher Bildung deutsche Art zu forschen Eingang findet, ist zu hoffen, daß nun bald vielleicht ein noch größerer Eifer für die Herausgabe und Erklärung dieser alten Dichtungen in Frankreich überhand nehmen wird, und es ist nur zu wünschen, daß nach Roqueforts Beyspiel und Raynouards Ermahnung das Studium der altdeutschen Poesie damit verbunden werde, die so viele Aufschlüsse dem französischen Literarhistoriker geben kann, als der deutsche von der Bekanntwerdung der französischen Poesien jener Zeiten hofft. Raynouard besonders hat das Verdienst des vielseitigen Blickes und des besonnenen Vorgangs auch hier. An zwei Stellen seiner Anzeige der Ausgabe des Romans von Berta durch Paris und von Monins Dissertation über den Roman de Roncevaux [102]) spricht er

101) Ich meine besonders Uhlands Aufsatz über das altfranzösische Epos in Fouqué's Musen; Schmidts Rolands Abentheuer und Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie, u. A. Neuerlich auch Wolf über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte. Wien 1833. Dazu Dippoldts und Bredows historische Arbeiten.

102) Journal des Savans 1832.

deutlich aus, wie er in die deutsche Art der Forschung eingeht. In der einen sagt er, daß nachdem er bisher die Producte der Trouveres hauptsächlich aus dem Gesichtspuncte des Sprachlichen untersucht hätte, er nun, nachdem hier der Weg gebahnt sei, für zeitgemäß halte, sie in Bezug auf das Verhältniß der Geschichte zur Poesie zu betrachten, und in der anderen stellt er geradezu, als Aufgabe für die Forscher in diesem Felde, die Fragen: ob Roland eine historische Person sei? ob nicht der Sagenkreis Karls des Großen auf Volksgesängen ruhte? welche Großen ursprünglich die 12 Pairs waren? wie sie es geworden? welche andere in den verschiedenen Romanen neben sie traten? Zugleich weist er Monin auf die genaue Vergleichung unseres Gedichtes vom Pfaffen Konrat[103]), von dem ich hier zu handeln habe, und dessen spätere Umdichtung durch den Stricker[104]), von denen das erstere, welches zwischen 1173—77 gedichtet ist, an Alter den beiden französischen Handschriften des Roman de Roncevaux vorgeht, obwohl es dem Inhalte nach im Wesentlichen stimmt und mit ihnen also wahrscheinlich eine gemeinsame nordfranzösische Quelle hat. Die Urquelle müßte nach Monin[105]) in den Anfang des 12ten Jahrhunderts fallen und dem Local nach, und wie Raynouard aus den Schlachtrufen in Konrad Monsoy und preciosa auch sprachlich schließt, eine provenzalische sein; unser deutscher Bearbeiter jedoch dichtete unmittelbar nach einem lateinischen Texte, den er sich aus dem Französischen zuerst entworfen hatte[106]). Ueber die Entstehung des Gedichtes, über die historische Beziehung in Roland, ob er Eginhards Ruodland, ob er nach Turner Rolle von der Normandie ist oder ob man mit Ferrario zwei Rolande annehmen muß (jenes gewöhnliche Ausfluchtsmittel, das auch Owen beim Arthur anwandte), dies Alles lasse ich am besten hier unbesprochen, theils weil es in die französische Literargeschichte gehört, theils weil gerade jetzt von Bourdillon, Paris und Anderen die

103) Fragmente in Schilters Thesaurus. T. II. Ich benutze jedoch den Cod. Pal. N. 112.

104) Bei Schilter l. l.

105) Monin dissertat. sur le roman de Roncevaux. 1832.

106) Cod. Pal. N. 112. F. 123.
Ich haize der phaffe chunrat;
also iz an dem buche gescriben stat in Francischer zungen,
so han ich iz in die latine bedwungen, danne in die tuiske gekeret.

Ausgabe der französischen Gedichte selbst und ausführlichere Werke über diese Gegenstände vorbereitet werden, die von nicht geringem Interesse sein werden, da sich in der französischen Geschichte und Literatur sehr schöne Zeugnisse für die Sage von Karl und seinen Pairs finden, an denen sich die historische Entwickelung dieser Volksgesänge wird errathen lassen, und da auch die ältere Handschrift (bibl. roy. N. 7227) des Roman de Roncevaux durch ein günstiges Geschick, wie unsere Nibelungen, auch nach vielfachen Durchgängen die ursprünglichere Gestalt errathen läßt, indem Monin hier, wie Andere auch an anderen Romanen, auf viele Wiederholungen und Varianten einzelner Situationen aufmerksam gemacht hat, die es deutlich zeigen, wie die Abweichungen verschiedener Lieder über einzelne Puncte hier in der rohen Zusammenstellung Eingang fanden, wo man dann das Aeltere und Einfachere genau unterscheiden kann. Selbst in unserem Konrad ist an einzelnen Stellen das Romanzenartige noch so deutlich, daß an diesem Gedichte mehr als an anderen die volksmäßige, ursprüngliche Gestalt durchscheint, obgleich wieder die Subjectivität der letzten Bearbeiter mehr vortritt, als in unserem Nationalepos.

Das deutsche Epos ruhte auf großen geschichtlichen Erinnerungen aus einer Zeit, wo es nur um Thaten galt, und den Charakter einer solchen Zeit hielt auch das Nationalgedicht fest, obgleich die Richtung der Zeiten strebte, ihn zu verwischen. Auch das fränkische Epos ruhte auf solch einer historischen Grundlage, allein schon ist es nichts Nationales mehr, um das es sich handelt, sondern ein Allgemeines, es sind keine Stämme die handelnd sich gegenüber erscheinen, sondern Religionssecten, es ist nicht mehr das *einfache* Leben selbst, was aus dem einfachen Gang der Verhältnisse die Thaten und Handlungen der Menschen entstehen läßt, was das homerische Epos so groß, was den deutschen Dietrich zu einem so herrlichen epischen Charakter macht, es ist Gott der hier seinen Menschen zu handeln vorschreibt, es ist eine göttliche Maschinerie an der Stelle der Verwicklungen, die sich bei dem Griechen die Menschen selbst auch gegen das Schicksal schaffen, es sind Grundsätze und Ideen, welche die Handlungen der Menschen bestimmen, den Trieb leiten, die Leidenschaft mäßigen, und das Wollen über das Thun stellen; Thaten und dichterischer Preis der Thaten erhält hier auf einmal eine Beschränkung, der mit freier

Kunst durchaus unverträglich ist; das Reich des Gedankens, de moralischen Gesinnung, des religiösen Glaubens beginnt sich hi zu öffnen, und jene Dichtkunst, die mit göttlicher Unpartheilichke ihren Glanz über Feinde und Freunde breitet, die jeder Gestalt de Lebens befreundet ist und sich der vollkommensten Menschlichke mehr freut, als der halben Göttlichkeit, muß jetzt in den Hintergrund treten. Indem also die christlichen Ideen sich des fränkische und deutschen Epos bemächtigten, wurden diese Zweige der europäischen Poesie eben so angemessen für jene Zeit, als die andern wohin jene nicht so vielen Eingang fanden, ihr fremder wurden Was aber gerade diese Gedichte für jene Periode so werthvo machte, das raubte ihnen den allgemeineren Werth, den die Nibelungen gegen die Karlsage behaupten. Was diese an Geschlossenheit, an gleichem Guß, an gehaltenem Tone vor jenen voraus ha das überbieten jene an weitem Interesse und an großartiger Wirkung. Es kostet nur Einen Blick, um einzusehen, wie ganz au Einem Geiste entsprossen dies Rolandslied von Konrad ist, un wie das, was der letzte Dichter hier hinzuthun durfte, durchau von diesem siegreichen, jeder willkührlichen Aenderung widerstehende Charakter bestimmt und eingeschränkt werden mußte, den die Jahrhunderte, in welchen diese Sagen blos im Munde des Volke waren, diesen Liedern aufgedrückt hatten, weßhalb auch der gleich Ton der Frömmigkeit in den französischen Bearbeitungen, wie i die deutschen, herrscht. Fand sich Eckehard, der lateinische Dichte des Walther von Aquitanien, wie wir sahen, versucht, der deutschen Sage die Haltung des antiken heroischen Epos aufzudrücken so lieh jetzt Konrad oder sein Vorgänger seinen Styl und seine Vortrag aus dem alten Testamente; schon hier tritt ins epische Gedicht zuweilen ein lyrischer Ton, es ist aber nicht der, der später aus dem Minnelied entlehnt ward, sondern es ist der prophetische und andächtige Schwung der Psalmen, der hier zu finden i

Das Gedicht beginnt mit einem kurzen Anruf an Gott, da er dem Dichter verleihen möge, Wahrheit zu künden von Kaise Karl, wie er durch seine Siege über die Heidenschaft das Gottesreich gewann. Da der Gottesdienstmann vernahm, wie in Spanien sündliche Abgötterei herrschend war, nahm er sich den Zustan der Heiden zu Herzen, und ein Engel des Herrn erscheint seinem fleischlichen Auge, und beruft ihn im Namen Gottes zu dem Werk

der Heidenbekehrung. Der Kaiser beruft die zwölf weisen und tugendlichen Pfleger seines Heeres, die reinen und keuschen Helden, die ihren Leib feil trugen um ihrer Seele willen, die nichts mehr begehrten, als für Gott zu sterben und das Himmelreich mit dem Märtyrerthum zu erlangen. Der Kaiser hält ihnen einen Sermon, in dem er ihnen seinen Entschluß mittheilt, die Heidenschaft zu zerstören und die Christenheit zu mehren. Es ist der Ton der Bibel oder des Korans, in dem er predigt, daß ihrem Dienst für Gott und ihrem Tode für Gott die königliche Krone in der Märtyrer Chor bereitet sei, die wie der Morgenstern leuchten. Die Großen erklären sich bereit, Streit und Eigen strömen zusammen und zeichnen sich mit Kreuzen. Der Kaiser ermahnt die Versammelten im Style des bewaffneten Propheten, auch der Erzbischof Turpin redet in Davids Sprüchen zu ihnen, einer der Zwölfe, „die nicht Feuer noch Schwert fürchten, die Gott gewährt hat, was sie an ihn begehrten, dieweil sie hier lebten; die als Märtyrer gestorben zum Himmel emporgestiegen sind, wo sie nun fröhlich leben mögen als Rathgeber; das haben sie um Gott verdient, daß sie fürder sorgenlos leben.“ Dem frommen Kreuzheer wird der Stolz der Heiden entgegengesetzt, „die großen Uebermuth führen, wie stets der Unselige thut.“ In ihrem Rathe wird jedoch beschlossen, Friedensboten an Karl zu senden und sich dem Christenthume zu fügen. Diese Gesandten, als sie das Christenland durchfliegen, finden ein Paradies voll Freuden, die Felder glänzend wie golden, in einem Baumgarten wilde Thiere im Gehege, und die Frohnkämpen spielend mit Saitenspiel, Gesang und Waffen, und Frauen im Schmuck der Gewande und des Geschmeides. Salomon allein konnte sich mit Karl vergleichen. Wie die Boten ihm nahen, erkennen sie ihn, da er am Schachbrett sitzt, ohne Fragen, am Glanz seiner Augen, deren Feuer sie so wenig ertragen konnten, wie die Mittagssonne. Jedes Wort, was zu seinem Preise gesagt wird, stempelt ihn hier, wie auch die ganz übereinstimmende Ansicht in der Kaiserchronik, zum Apostel und Propheten[107].

107) Cod. Pal. F. 9. b

Den vianden was er gremelich, den armen was er heimelich,
in volcwige was er sigeselich, widir ubil was er gnadic,
ze gote was er gewere, er was rehte richtere,
er lerte uns die phophie, der engel si imo note tichte,

Die Gesandten bringen ihr Anliegen an; der Kaiser ist geneigt um des Zeichens der Palme willen, das sie führen, wie der Heiland als er in Jerusalem einzog, ihre Anträge anzunehmen, im Rathe der Zwölfe aber ist Zwiespalt darüber, Turpin widerräth, der alte Bischof St. Johannes hat Lust zum Apostel- und Märtyreramt. Bei diesen Berathungen sieht man, scheints, auch im deutschen Texte, doppelte Recensionen durch, obwohl das, was sich hier mit Abweichungen wiederholt, wohl verknüpft ist. Der altehrwürdige Johannes mit seinen grauen Locken, der auf Krükken lehnt (eine ächte Figur spanisches Geschmacks, wie überhaupt das Aehnliche in dem Vortrag dieses Gedichtes mit den spanischen Romanzen, neben dem vielen Eigenthümlichen in beiden, gegenseitige Bürgschaft des Alters, der Volksmäßigkeit und des westgothischen Ursprungs ist) räth, Gesandten an Marsils Hof zu schicken, die sich von den wahren Absichten Marsils unterrichten sollen. Roland, Olivier, Turpin erbieten sich sogleich und werden abgewiesen) ganz in dem autokratischen Tone des gestrengen Kaisers, der von seinem plötzlich aufbrausenden Unwillen keine Rechenschaft giebt, der sich von Launen bestimmen läßt, der seinen Willen errathen haben will, der schon alle Anlage zu jenen barocken ritterlichen Launen hat, die nachher in den spanischen Romanen dem Charakter der Nation gemäß so sehr ins Extrem getrieben und von Cervantes so meisterlich persiflirt sind, und die ihre Quelle nur in der jugendlichen Eitelkeit haben, die sich bemerklich machen will, die das Auffallende, das Pathetische und das Sonderbare wählt, um sich bemerklich zu machen; weshalb hier auch schon jene Attitüden einer solchen kleinen wichtigthuenden Gefallsucht vertreten, indem diesem Kaiser eben jene feurigen Augen geliehen werden, jenes tiefsinnige Senken des Hauptes, jenes Streichen des Bartes, jenes Runzeln der Brauen und dergl. mehr, auch an Stellen, wo nichts Wesentliches diese theatralischen Manieren fordert. Roland schlägt dann seinen Stiefvater Ganelon vor, zu dessen eigenem Verdruß, Karl stimmt dazu, und überreicht ihm den Handschuh, den dieser zu Aller Unwillen fallen läßt. Der Charakter des Ganelon ist, wie der des Keye

---

er chonde ellu recht, zu deme swerte was er ein gut chnecht,
aller tugende was er uz erchorn, milter Herre en wart in die werlt nie geborn.

Hier ist also in der Poesie die Ansicht von dem großen Kaiser, wie im Alterthum von den Propheten und Gesetzgebern; dies unterstützt meine Ansichten über die historische Größe, die ich in Schlossers Archiv Bd. V. mittheilte.

m den Artursagen, das Meisterstück in diesem Gedichte, in dem überhaupt noch alle Figuren jene volksmäßige, plastische Festigkeit haben, die durch lange Zeiten durchdauerte und die die verschiedensten Nachahmer, die den Uhland in seinen Romanzen, und den Calderon in seinen Dramen nicht fehl gehen ließ. Angst, Zaghaftigkeit, Scham, Groll und der aus allem diesem entspringende Verrath, den er auf seiner verhaßten Gesandschaft mit Marsil gegen Roland anzettelt, ist in langer Erzählung mit ächt epischer Ausführlichkeit und großer psychologischer Wahrheit gezeichnet. Ueberraschend ist dabei der ächt heroische Zug, der auch in Homers Helden wahrzunehmen ist, daß es mehr die von der Phantasie vorgespiegelte Gefahr ist, die Ganelon furchtsam und feige macht; als er an Marsils Hof seine Botschaft bestellt und dieser zornig mit dem Stabe nach ihm schlägt, greift er ans Schwert und zeigt sich als tüchtigen Rittersmann, und wie er dann wieder vor den König beschieden wird, finden ihn die Herren und Fürsten, die nach ihm gehen, unter einem Baume mit so scheugebietenden Antlitz, daß sie nie einen furchtbareren Mann gesehen. Dieser ganze Vorfall motivirt auf eine vortreffliche Art die Versöhnung Marsils mit ihm, die Geschenke mit denen er ihn nun überhäuft und den Verrath, der nun gesponnen wird; das Benehmen des Ganelon dabei aber zeigt ihn, wie Homer seinen Alexandros, auch in seiner Verworfenheit noch als einen Helden. Sein Verrath wird mit dem des Judas verglichen, der den Heiland opferte; verkaufte Judas ihn allein um wenige Pfennige, so verkaufte Ganelon viele herrliche Christen um eine große Last Goldes; der Teufel bethörte ihn, seinem Hasse und der Bestechung nachzugeben und der in der äußeren Erscheinung herrliche Mann ward gleich dem Baume, der außen grün und innen verdorrt, außen voll und innen hohl und wurmstichig ist; er ward der Verräther, von dem David sagt: er hat seine Zunge gewetzt und meine Feinde auf mich gehetzet u. s. w.[108].

108) Die Stelle fährt fort:

wider gute hazzet er mich, herre habe du selbe den gerich;
du churze ime sine tage, ein anderer sinen richtum behabe,
sinin kint werden weisen, unt chomen niemmir uzer uteisen,
sin wip muze witwe werden, in sinen sunden muze er irsterben,
so du chomst an die gerichte, ze aller lute gesichte
da werde er verteilet, deme tuvele bemeinet
in die swebelbrinnenten schare, diu helle si iemmir gare,
daz er ungetruweliche verrit zwei riche,
sine ebenchristen zu der martir gab.

Ganelon kommt dann zurück, bringt von Marsil eine täuschende Botschaft, und das Land Hispanien soll ihm um seiner Verdienste willen verliehen werden, allein er lehnt diese Ehre und Würde auf Roland heimtückisch ab. In der Nacht hat Karl schwere und ahnungsvolle Träume für seinen theuern Neffen; doch wird Roland zum König von Hispanien gekrönt. Ueberall erscheint auch dieser wie ein Frohnbote, wie Karls auserwähltes Rüstzeug, Engel haben ihm sein wunderbares Horn und sein Schwert verliehen, und als bei seiner Belehnung seine Lanze dreimal in einen Stein eindringt, ward offenbar, daß er mit Gottes Gnade behaftet sei. Wie Kreuzhelden ziehen Roland und seine Gesellen nach Spanien ab, um keines anderen Gewinnes willen, als um Gottes Liebe. Hier nun treffen sie auf das heidnische Heer, das ihnen in Folge von Ganelons Verrätherei den Untergang bereiten soll. Die Helden erheben sich zu Gott mit Psalmen und Singen, mit Beichte und Glauben, mit thränenden Augen und großer Demuth, sie labten die Seele mit dem heiligen Brote und Blute zum ewigen Leben und rüsteten sich froh wie die Bräutigame, ächte Gotteskinder, die die Welt verschmähten, die das reine Opfer brachten, als sie das Kreuz nahmen, und zum Tode eilten, um das Gottesreich zu erkaufen. Jetzt, wo die Heidenfürsten nach einander auftreten, um dem Marsil ihre Dienste gegen Roland anzubieten und von ihm jeder seinen Bescheid erhalten, hört man wieder den Vortrag der Romanze und gewahrt die lockere Verbindung; und ebenso stehen die folgenden Kämpfe außer allem strengeren Verband unter einander; dabei ist auch die bestimmte Angabe der Todtenzahl hier und da ein ächter Romanzenzug. Jedesmal wo eine Schaar Mauren und Christen, wo ein heidnischer Fürst einem der Paladine entgegengestellt wird, wird wie in Aeschylus Sieben vor Theben gegeneinandergesetzt die fromme Demuth des Einen und die Hoffahrt des Andern, und der Sieg dessen der um Seele und Himmelreich streitet über den der um Ehre und Irdisches kämpft, eingeleitet. Die Heldensprache des Heldenbuchs, der Nibelungen, des Lamprecht klingt häufig in dieser Schlachtbeschreibung an, aber noch um eine große Stufe einfacher und unschuldiger als bei letzterem; Alles aber athmet noch jene alte Kraft und Männlichkeit, und es steht dem ritterlichen Geprahl und dem altnordischen Kernspaß dieser Helden wohl an, wenn ihnen aus der Bibel manche Ausdrücke

gleichen sind, wo der Roland die Feinde zu seinem Fußschemel machen will und dergl. Es fehlt nicht an Beredsamkeit bei aller Einfalt, denn man sieht dem Dichter die Begeisterung ab, mit der er an der Sache hängt; man sieht, daß er nicht aus Büchern fremde Zustände schildert, zu denen er nichts Entsprechendes in sich trägt; man sieht daß eine Zeit redet von Thaten, von denen sie erfüllt ist, und von Gesinnungen und Empfindungen, die minder Räthsel waren, als jene dunkeln Liebesgefühle, für die nur das eigne Innere langsam eine Sprache erschaffen mußte, während für jene frommen und heiligen Gedanken der Psalm und das Evangelium den einfachsten, den treusten, den ewig gültigen Ausdruck lieh, an dem wir noch heute die moralischen und religiösen Begriffe unserer Jugend bilden. Im wüthendsten Kampfe mit den Heiden schmilzt um die christliche Schaar und Roland weigert sich nicht länger sein Horn zu blasen, was er vorher zu thun verschmäht hatte. Auf Tagesweite hört Karl den Nothruf, ahnt seine Bedeutung, läßt Ganelon binden und reitet zu Hülfe. Olivier wird schwer verwundet, eine Zeitlang kämpft er noch, dann vergehen ihm die Augen, er unterscheidet nichts mehr, hört nur noch Roland neben sich und sagt ihm Lebewohl. Eine herrliche und ergreifende Stelle, wo namentlich auch der Stricker, was sonst durchweg umgekehrt ist, den Konrad übertrift[108]), und die nur durch die folgenden Uebertreibungen wieder ganz wirkungslos gemacht wird. Roland übernimmt der Schmerz, er ändert die Farbe und läßt das Haupt auf den Sattel sinken; nur Turpins Noth weckt ihn wieder; die Kraft dieser Kämpfer ist wie die eines Samson riesenmäßig übertrieben. Nach einander fallen denn auch die letzten, und Roland. Da er von der Welt schied, ward am Himmel ein Licht, und ein Erdbeben folgte mit Donner und Himmelszeichen, die Winde fällten die Bäume, der Sonne Licht erlosch und der Tag ward finster wie die Nacht, und die Sterne gingen auf, Schiffe gingen unter, Thürme und Paläste stürzten ein, und es schien als ob das jüngste

---

108) Bei Schilter. Tom. II. p. 81.

Do wart er farlos und plaich, im vergiengen die augen,
do wart im iesa taugen, wer jener was oder der.
Geselle Ruolant sprach er, hilf mir von den Heiden,
wir muessen uns nu schaiden wetlicher geselschaft;
mir ist erstorben diu chraft, die augen sint mir vergangen,
der tot hat mich gevangen, ich siehe nicht, wer iemant ist,
wan ich höre wol, das du bei mir pist.

Gerichte hereinbrechen wolle. Der Stricker, der hier schon klügelt, wie doch diese Geschichte des Falles der Christen bei so allgemeinem Mord erhalten und erzählt sei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde herrühre[110]), eine Maschinerie, die in den fränkischen Volkssagen außerordentlich oft wiederkehrt. Karl erscheint jetzt mit seinem Heere, ein Engel erscheint und ermuthigt ihn, im Mutterleibe schon sei er zu Gottes Dienstmann bestellt gewesen, alle Rechte bei dem obersten Throne erwarteten ihn, und alle seine Genossen hießen nicht der Welt Kinder, sondern Söhne des obersten Herren. Zugleich geschieht ihm Josuas Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von Pampeluna auf sein Gebet einstürzen); die Sonne wird aufgehalten, ein Wunder, das der heilige Kaiser im Roman Galien schon selbst verrichten kann. Es folgt endlich eine große Schlacht gegen die Heiden, die Paligan und Marsil das Leben kostet; dann Karls Klage über Rolands Tod, die Vielen so nahe geht, daß sie todt niederfielen. Bei Bestattung der Todten geschehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Alite stirbt vor Gram unter des Kaisers Händen.

5. Legenden und Novellen. Veränderter Geschmack der Zeit.

Wenn ich von einem Uebergang, ja von einen Uebersprung der Dichtung zur Zeit der Kreuzzüge redete, so meine ich damit keineswegs ein plötzliches Abwerfen alter Stoffe, sondern vielmehr das Einführen eines neuen Geistes, gleichviel ob in neue oder antike Materien. Damit war allerdings auch ein Verschmähen solcher älterer Gegenstände, welche sich der modernen Richtung und der neuen Weltansicht nicht fügen wollten und ein Hervorsuchen solcher, die diese begünstigten, nothwendig verbunden. Vor allem finde ich nun hier einen Blick auf dasjenige, was der großen Masse die gewöhnlichste Unterhaltung darbot, sowohl interessant als nöthig.

---

110) Ibid. p. 88.

> Swas si begangen haten, desn mochtens selbe niht gesagen,
> si warn allesant erslagen; Sant Egidie der raine,
> der sas do alters aleine czu Provenze in einem pol,
> do west in Charl vil wol, der rait durch Got vil dicke dar,
> dem prachte disen rede gar der heilige Engel geschriben,
> also ist diz puech her beliben ungefalschet sine zeit:
> so liep was Got disez streit, das ern selben schriben hies.

Nicht als ob ich meinte, daß dies in einer Geschichte der Dichtung einen vorzüglichen Platz verdiente; es ist vielmehr meine Ansicht, daß jede Geschichte sich ausführlicher nur mit dem hervorragenden und belehrenden, mit dem was bleibendes Muster und Vorbild ist, beschäftigen solle. Allein zum Charakterisiren einer Zeit ist immer das Verbreitetste, das Geeignetste und so würde man heute zur Bezeichnung des poetischen Geschmacks (wenn es anders nicht eine Sünde ist, von einem solchen gegenwärtig zu reden), die verschiedenen Romanengattungen und dergleichen, die in einer Geschichte der Dichtung wahrlich ihrem Werthe nach keinen Raum verdienen, allerdings berücksichtigen müssen. Was nun in den bisher behandelten Zeiten dasjenige vertrat, wozu bei uns belletristische Zeitschriften, Romane, Novellen, Bühnenstücke und dergl. dienen, war offenbar nichts, als Schwänke und Lieder und die Rhapsodien, vielleicht aber auch schon größere Bearbeitungen des Volksepos. Dies aber änderte sich jetzt von Grund aus, oder es kam ein Zuwachs dazu, der das Frühere fast ganz verdrängte. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts möchte vielleicht das Nibelungenlied in deutscher Sprache in jener Gestalt existirt haben, in welcher es der Bearbeiter der Klage, wie wir sie jetzt besitzen, vor sich gehabt hat, indem es ausgemacht scheint, daß derselbe eine deutsche, vielleicht neben einer lateinischen Quelle benutzte. Ich muß es gestehen, daß ich für diese Annahme keine weiteren Gründe habe, als die häufigere Erwähnung der Dietrichsage in dieser Zeit, sowohl in lateinischen Chroniken, als auch in deutschen Gedichten. Und dazu möchte ich die Vermuthung fügen, daß in den späteren Jahrzehnten des 12ten Jahrhunderts, also nach dem Eindrange der französischen Epen, das Volksepos vielleicht schon eine ähnliche Form wie die jetzt existirende, aber schwerlich diejenige erhalten konnte, auf welche uns die Klage nach Lachmanns Untersuchungen schließen läßt, worauf ich später zurückkomme. Dort werden wir zugleich sehen, daß das alte Lied auch im Gedanken und in der Auffassung verräth, daß es dem alten heroischen Sinne noch durchaus näher stand, als unser Text, und dies wird es weiter erklären, wenn ich eine solche Auffassung höchstens noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts für möglich halte, in welcher Zeit sich schon Alles gegen diese Dichtungen aufzulehnen anfängt.

Offenbar nämlich — und dies entschuldigt die scheinbar un-

Gerichts hereinbrechen wolle. Der Stricker, der hier schon klügelt, wie doch diese Geschichte des Falles der Christen bei so allgemeinem Mord erhalten und erzählt sei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde herrühre[110]), eine Maschinerie, die in den fränkischen Volkssagen außerordentlich oft wiederkehrt. Karl erscheint jetzt mit seinem Heere, ein Engel erscheint und ermuthigt ihn, im Mutterleibe schon sei er zu Gottes Dienstmann bestellt gewesen, alle Rechte bei dem obersten Throne erwarteten ihn, und alle seine Genossen hießen nicht der Welt Kinder, sondern Söhne des obersten Herren. Zugleich geschieht ihm Josuas Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von Pampeluna auf sein Gebet einstürzen); die Sonne wird aufgehalten, ein Wunder, das der heilige Kaiser im Roman Galien schon selbst verrichten kann. Es folgt endlich eine große Schlacht gegen die Heiden, die Paligan und Marsil das Leben kostet; dann Karls Klage über Rolands Tod, die Vielen so nahe geht, daß sie todt niederfielen. Bei Bestattung der Todten geschehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Alite stirbt vor Gram unter des Kaisers Händen.

5. Legenden und Novellen. Veränderter Geschmack der Zeit.

Wenn ich von einem Uebergang, ja von einen Uebersprung der Dichtung zur Zeit der Kreuzzüge redete, so meine ich damit keineswegs ein plötzliches Abwerfen alter Stoffe, sondern vielmehr das Einführen eines neuen Geistes, gleichviel ob in neue oder antike Materien. Damit war allerdings auch ein Verschmähen solcher älterer Gegenstände, welche sich der modernen Richtung und der neuen Weltansicht nicht fügen wollten und ein Hervorsuchen solcher, die diese begünstigten, nothwendig verbunden. Vor allem finde ich nun hier einen Blick auf dasjenige, was der großen Masse die gewöhnlichste Unterhaltung darbot, sowohl interessant als nöthig.

---

110) Ibid. p. 88.

Swas si begangen haten, desn mochtens selbe niht gesagen,
si warn allesant erslagen; Sant Egidie der raine,
der sas do alters aleine czu Provenze in einem pol,
do west in Charl vil wol, der rait durch Got vil dicke dar,
dem prachte diseu rede gar der heilige Engel geschriben,
also ist diß puech her beliben ungefalschet sine zeit:
so liep was Got disez streit, das ern selben schreiben hies.

Nicht als ob ich meinte, daß dies in einer Geschichte der Dichtung einen vorzüglichen Platz verdiente; es ist vielmehr meine Ansicht, daß jede Geschichte sich ausführlicher nur mit dem hervorragenden und belehrenden, mit dem was bleibendes Muster und Vorbild ist, beschäftigen solle. Allein zum Charakterisiren einer Zeit ist immer das Verbreitetste, das Geeignetste und so würde man heute zur Bezeichnung des poetischen Geschmacks (wenn es anders nicht eine Sünde ist, von einem solchen gegenwärtig zu reden), die verschiedenen Romanengattungen und dergleichen, die in einer Geschichte der Dichtung wahrlich ihrem Werthe nach keinen Raum verdienen, allerdings berücksichtigen müssen. Was nun in den bisher behandelten Zeiten dasjenige vertrat, wozu bei uns belletristische Zeitschriften, Romane, Novellen, Bühnenstücke und dergl. dienen, war offenbar nichts, als Schwänke und Lieder und die Rhapsodien, vielleicht aber auch schon größere Bearbeitungen des Volksepos. Dies aber änderte sich jetzt von Grund aus, oder es kam ein Zuwachs dazu, der das Frühere fast ganz verdrängte. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts möchte vielleicht das Nibelungenlied in deutscher Sprache in jener Gestalt existirt haben, in welcher es der Bearbeiter der Klage, wie wir sie jetzt besitzen, vor sich gehabt hat, indem es ausgemacht scheint, daß derselbe eine deutsche, vielleicht neben einer lateinischen Quelle benutzte. Ich muß es gestehen, daß ich für diese Annahme keine weiteren Gründe habe, als die häufigere Erwähnung der Dietrichsage in dieser Zeit, sowohl in lateinischen Chroniken, als auch in deutschen Gedichten. Und dazu möchte ich die Vermuthung fügen, daß in den späteren Jahrzehnten des 12ten Jahrhunderts, also nach dem Eindrange der französischen Epen, das Volksepos vielleicht schon eine ähnliche Form wie die jetzt existirende, aber schwerlich diejenige erhalten konnte, auf welche uns die Klage nach Lachmanns Untersuchungen schließen läßt, worauf ich später zurückkomme. Dort werden wir zugleich sehen, daß das alte Lied auch im Gedanken und in der Auffassung verräth, daß es dem alten heroischen Sinne noch durchaus näher stand, als unser Text, und dies wird es weiter erklären, wenn ich eine solche Auffassung höchstens noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts für möglich halte, in welcher Zeit sich schon Alles gegen diese Dichtungen aufzulehnen anfängt.

Offenbar nämlich — und dies entschuldigt die scheinbar un-

passende Erwähnung des Nibelungenliedes von dieser Stelle — offenbar ändert sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts der ganze Geschmack der Zeit. Von wenigerem Interesse sind uns hier die Urtheile der lateinischen Chronisten, des Eckehard, Otto von Freisingen oder Gottfried von Viterbo[111]), weil sie im Grunde mehr die prosaische und trockene Ansicht einer Zeit, wie die fränkische war, vertreten. Diese Periode sah zum erstenmal die Geschichtschreibung gewissenhaft und genau betrieben und Stenzel hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht[112]), daß die Chronisten jener Periode zuverlässiger sind, als die früher und später sich an sie anreihen. Selbst noch die ersten Geschichtschreiber der Kreuzzüge in allen Theilen von Europa zeichnen sich bekanntlich durch ihre nüchterne und gesunde Behandlung der Geschichte aus, und namentlich sieht man hier sehr deutlich, wie von dem reinen Zeugniß der Augenzeugen, wie Raoul de Caen, Fulcher, Gualter, Raoul von Coggeshale und Wilhelm, die zum Theil noch von Legenden und Wundern bis zum Unglauben und zur Verhöhnung entfernt sind, der Uebergang zur Leichtgläubigkeit und zum Mangel an Kritik eben bei den aus der Entfernung schreibenden Albert und Guibert beginnt, die gerade sich die Miene der vorsichtigen Sammler und Kritiker geben. Genau so verhält es sich nun mit der Poesie. Wir lassen es hingehen, daß jene Lateiner in dem gewissenhaften Pflichtgefühl des Historikers sich über die Anachronismen beschweren, mit denen im epischen Gedichte Hermanrich, Attila und Dietrich in Eine Zeit gesetzt werden, allein wie erklären wir uns die sonderbare Kritik der Kaiserchronik und so mancher anderer Dichter, welche sich gegen die deutschen Volksgedichte auflehnen, und ein Fehlerhaftes tadeln, indem sie im selben Augenbicke ein Fehlerhafteres an die Stelle setzen? Jene Kaiserchronik, deren Druck uns so lange verheißen und noch nicht erfolgt ist, darf wohl ihrer deutschen Quelle nach, auf welche sie sich beruft[113]), in den Anfang dieses Jahrhunderts gesetzt werden, obgleich der Text der Heidelberger Handschrift nicht vor dem Ende desselben abgefaßt ist.

---

111) Siehe die Stellen bei W. Grimm, deutsche Heldensage. p. 30. 38. 44.

112) Im zweiten Theil seiner fränkischen Kaiser.

113) Cod. Pal. N. 361. Fol. 1.
Ein Buch ist zu dute getichtet, daz unsich romiskes riches wol berichtet, geheizen ist iz cronica.

Sie fängt gleich im Anfange mit dem Eifer gegen Erdichtung und Lüge an[114]) und will an deren Stelle Wahrheit verkünden. Dieser Eifer ist gegen nichts anders als gegen unsere Dietrichsage, d. h. die weltlichen Gedichte die im Anfange des 12ten Jahrhunderts noch die vorherrschenden waren, gerichtet, wie man aus einer spätern Stelle aufs deutlichste erfährt[115]). Wenn wir die ganz gleiche Klage der Historiker über jene Anachronismen als baare Münze nehmen, so werden wir das doch hier nicht können, so wenig, wie wenn die französischen Prosaromane die gereimten der Lügen beschuldigen, obgleich sie selbst viel lügenhafter sind. Vielmehr ist es ein reiner Widerwille neuer Dichter gegen die alte Dichtung, die sich hier in einer unbedachten Kritik Luft macht. Tausend vortreffliche Regeln haben diese Leute im Kopf, denn sie tragen überhaupt auch im Leben darnach, sich überall Grundsätze zu schaffen, allein sie anzuwenden, wissen sie nicht im geringsten. Die schöne Lehre giebt Wolfram, in der Erzählung nicht zu übertreiben, indem er gegen die deutsche Volkssage polemisirt und spottet, und bei ihm fehlts doch in Worten und Werken an Uebertreibung nicht. Wenn der weise Gottfried von Strasburg die Sage von dem Haar der Isolt, das zwei Schwalben in Marke's Saale fallen ließen, kritisch bekämpft, so fällt ihm das was uns das Absurde scheinen würde, gar nicht auf; er bekämpft es aber, weil es nicht in seinem Texte steht und nicht zu seinem Plane paßt. Im Titurel wird über die Hornhaut Siegfrieds gehöhnt, und doch kommen hörnene Riesen in dem Gedichte selbst vor[116]). Schon Ellis[117]) hat, indem er des Wilhelm von Malmsbury Verachtung gegen die läppischen und traumhaften Mährchen der Briten neben

---

114) *Ibid.* Nu ist leider in disen ziten ein gewonheit witen,
manige irdenkent lugene und vugent sie zesamene
mit schophlichen worten. Nu vurchich vil harten,
daz die sele darumbe brinne, iz ist ane gottes minne:
so leret man die luge die kint, die nach uns kunftic sint.

115) Ibid. F. 86. b
Swer nu welle bewere, daz diterich ezzelin sehe,
der heize daz buch vurtragen; do der kunic ezzel ce ovene wart begraben,
dar nach stunt iz wr war dry unt vierzic jar
daz diterich wart geboren, ze criechen wart er irzogen,
da er daz swert umbe bant, ze Rome wart er gesant,
ze vulkan wart er begraben, hie muget ir der lugene ende haben.

116) Die Stelle bei W. Grimm. p. 173. Ich glaube nicht, daß der dort eingeschlagene Ausweg, den Widerspruch zu heben, nothwendig ist.

117) In den specimens of early english metrical romances.

desselben Mannes Leichtgläubigkeit hält, mit der er dem Renni
als Geschichte abnimmt, daß Arthur mit eigner Hand 900 Sac
sen in einer Schlacht getödtet hätte, eine Verwunderung geäußer
wie capriciös die Ungläubigkeit der Kritiker jener Zeiten war. Di
ist nirgends merkwürdiger, als eben in unserer Kaiserchronik. D
gewissenhafte, wahrheitsliebende, geschichtssinnige Dichter, den w
so eifrig über die Lügen und Zeitverstöße der Dietrichsage fande
welch ein Schauspiel des tollsten historisch-poetischen Wirrwa
öffnet er nicht selbst in den Sagen und Wundern, die er als
glaubwürdig in seinem Werke aufnahm, die aber das Christlic
Religiöse, das darin vorherrscht, vor jeder Beschuldigung schütz
wie denn diese selbe Intoleranz und Verachtung der weltlichen G
dichte ganz genau so wiederkehrt, sobald die gute Zeit der Roma
abgelaufen ist und die Legenden wieder eine neue Epoche mache
Die Kaiserchronik ist nämlich nichts anderes, als eine legendena
tige und novellistische Chronik des alten und neuen römischen Ka
serthums; alle alte und neue Geschichte aber wird aufs merkwü
digste durcheinander geworfen. Die Erzählung beginnt mit Cäsa
mit seinen Kriegen in Deutschland und mit Pompejus, wie sie i
den Lobgesang auf Hanno aus unserer Kaiserchronik übergegange
sind. Unter Tiberius wird Jerusalem von Titus und Vespasia
zerstört, und diese Zerstörung kommt dann unter Vespasian no
einmal vor. Unter Cajus stürzt sich ein anderer Marcus Curtiu
zu Roß in einen Höllenschlund, der sich in Rom öffnet. Na
Nero regiert Tarquinius, und die Geschichte der Lucretia trägt si
mit jenen Erweiterungen zu, die man in mehreren späteren N
vellen wieder findet. Unter Otto und Vitellius spielt ein Odenatu
die Rolle des Scävola. Mit Nervas ehernen Pferd auf dem Ca
pitol ist die Anecdote von Phalaris Ochsen verschmolzen. Di
Reihe der Kaiser ist wunderlich verstellt und verrückt. Unter Com
modus fallen die Kriege mit Alarich und ein Herzog von Mera
tritt dabei auf. Der Kaiser Gallien war der größeste Arzt; de
Boethius Leidensgenosse Symmachus ist hier Seneca. Der Pap
Leo ist Kaiser Karls Bruder. Ein Ezzius-Narses ruft den Otak
ins italische Reich, der seinerseits von Dietrich von Meran geschla
gen, so wie auch jener Ezzius von diesem erschlagen wird; und i
Attila und Theodorich ist in den Namen auf Zeitpersonen, a
jenen unter Friedrich I. bekannten Herzog von Meran und a

lichen I. (den Großvater jenes berüchtigten), der in den Kriegs- und Friedensschlüssen der Lombarden und auf Friedrichs Kreuzzug ausgezeichnet ist, Bezug genommen! Hat man je eine ähnliche Confusion gehört! Nur in den reali di francia darf man das Ähnliche suchen, die überhaupt das passendste Seitenstück zu unserer Kaiserchronik in der Fremde sind, die an wunderlicher Mischung von Geschichte, Fabel, Legende, Mährchen, an rohem Geschmack, und allen möglichen Eigenschaften übereinstimmen, sich auch im Inhalt berühren, wie z. B. gleich die eröffnende Geschichte von Constantins Aussatz sich in dem deutschen Werke findet, das sich eben so gerne wie die reali mit dieser Gottesstrafe, in der Legende von der Crescentia bis zum Ekel, beschäftigt. Ganz eng muß man dann der Form und dem Charakter nach den Lobgesang auf den heiligen Hanno [118]) mit der Kaiserchronik verbinden, der als Gedicht jetzt nicht mehr so viel Aufmerksamkeit oder gar begeisterte Bewunderung in Anspruch nehmen kann [119]), nachdem ihm sein richtigeres Alter angewiesen und sein Verhältniß zu diesem Werke, das ich oben andeutete, aufgefunden ist, der aber für die Art, wie nun Personen und Zeiten und Räume durcheinandergemischt werden, ganz ungemein charakteristisch ist. Der Dichter beginnt mit der Schöpfung der zweigetheilten Körper- und Geisterwelt, die im Menschen verbunden ist. Gottes Schöpfung war gut; Mond und Sonne und Sterne, Donner und Wind, und alle seine Werke wandeln ihren angewiesenen Pfad, nur die zwei edelsten Geschöpfe nicht; Lucifer schied sich von den Frommen und der Mensch sank durch Verführung, bis ihn Christus erlöste. Seine heilige Lehre breiteten die Apostel in alle Welt aus, auch die trojanischen Franken haben manchen Heiligen erhalten; besonders in Cöln ruhen so viele Märtyrer, dort auch Hanno. Des Mannes Lob und der Preis der Stadt führt des Dichters leichte Phantasie auf die Gründer der ersten Städte, auf Ninus und Semiramis und auf Babylon. Nun geht er auf den Traum Daniels über und auf die vier Weltreiche, auf die Löwin von Babylon, den Bären von Persien, auf den Leoparden, der den Alexander bedeutet, von dessen

---

118) ed. Goldmann. 1816. und in Schilter. Thesaur.

119) Besonders seit Herder (zerstreute Blätter. 5te Samml.) hat man das Gedicht, das übrigens allerdings sehr schöne Stellen hat, überschätzt.

indischem Zuge eine Episode eingeflochten wird, auf den Eber der Römer. Dies führt ihn auf Cäsar, der mit den Schwaben kämpft und (wie Karl der Große)[120]) mit den Baiern, die aus Armenien kommen, wo noch Deutschredende gefunden werden, und besonders mit den wankelmüthigen Sachsen, die von Alexanders Genossen abstammen, zu thun hat. Dann wendet er sich an die Franken, seine alten Verwandten; dann gegen Rom und Pompejus, mit dem er eine Schlacht schlägt, die mit jener vortrefflichen Raschheit und Lebendigkeit geschildert ist, welche die Dichter des 13ten Jahrhunderts nur sehr selten erreichen[121]). Von da kommt der Dichter auf Augustus, auf die Gründung von Cöln durch Agrippa, auf die Geburt Christus, auf Petrus Ueberwindung des Teufels in Rom und die Aufpflanzung des Kreuzes, auf die Aussendung der Bekehrer der Franken, die das Land mit besserem Siege gewannen als Cäsar. Einer davon ward Bischof in Cöln und sein drei und dreißigster Nachfolger ist Hanno. Nun erst ist der Panegyriker bei seinem Gegenstande, dem Preise des Heiligen angelangt, und es folgt was sich aus seinem Wandel und Leben zu seinem Ruhme, aus seinem Beispiele zur Nachahmung, aus seinen Wundern zur Verherrlichung sagen läßt.

Wenn man an diesen Beispielen gesehen hat, wie hier in recht engem Raume so vieles zusammengedrängt ist, was zum erstenmale, aber gleich so schlagend als möglich, aufkommende Bekanntschaft mit den Fernen, mit der Geschichte, mit großen Helden aus der Geschichte, mit Völkerverbindungen und dergl. zeigt, so wird man sich die Unbestimmtheit darin von selbst erklären; wenn man sieht, wie die dunkelste Kenntniß hier aufs allerkeckste mit der Geschichte umspringt, wie das viel Wahrscheinlichere verachtet und verschmäht und das viel Unwahrscheinlichere an die Stelle gesetzt wird mit einer Prahlerei, und wie nur das Neue und nur das

120) Ganz ähnlich sind in dem neugriechischen Romane Belisar auf diesen Helden die Thaten Cäsars, die Eroberung Britanniens u. s. w. übertragen.

121) Oy wi di wifini clungin, da di marin cisamine sprungin,
herehorn duzzin, beche blutis vluzziu,
derde diruntini diuniti, di helli in gegini gliunti,
da di heristen in den werilte suhin sich mit swertin.
Da gelach dir manig breiti scari, mit blüte birunnen gari,
da mohte man sie duowen durch helme virhouwen,
des richin Pompeiis man, da Cesar den sige nam.

was der Schreiber gerade zur Hand hat, gepriesen und ins Licht gestellt wird, so wird man von der Gewissenhaftigkeit jener Dichter, die die Wahrheit ihrer Sage und ihre Wahrheitsliebe gegen Andere verfochten, man wird von der Aufrichtigkeit der Kritik dieser wackeren Männer überhaupt die allerkleinsten Begriffe bekommen. Es ist nur der geänderte Geschmack, der ihnen den Tadel in den Mund giebt, der darum immer aus ihrem Herzen kommt und auch vor ihren unklaren Köpfen bestehen kann. Zugleich drängt sich hier in dieser Kaiserchronik wie in einem Chaos fast Alles zusammen, was nur irgend die erste, allerfrischeste und schrankenloseste Thätigkeit einer jugendlich ausschweifenden Phantasie erschaffen kann; ja die vielfältigsten Richtungen späterer Poesien liegen hier wie im Keime, und die Geschichte der deutschen Dichtung hat kein Werk, das sie früher als dieses in dieser Periode nennen dürfte. Nichts ist für den Leichtsinn der Phantasie und die bereitwillige Erfindungs- und Combinationskraft jenes Geschlechtes und des ganzen Mittelalters bezeichnender, nichts zeigt zugleich bestimmter, wie auch in diesen neuen Zweig der Romantik, die sich jetzt vielfältiger etymologischer und historischer Stoffe bemächtigt, von dem Materiellen, von der Anknüpfung an Städtenamen und dergl. ausgegangen wird [122]), woher dann jene zahllosen Städtesagen, die man als nichts denn als bloße Erdichtung ansehen darf und trotz aller Volksmäßigkeit, die sie in späteren Jahrhunderten erlangt haben mögen, nicht als Volkssage betrachten kann. Denn Volkspoesie kann nur heißen, was den Weg zu seiner Vollendung unter der Theilnahme Aller gemacht hat; was später von Geistlichen oder solchen Dichtern, die schon standes- und kastenmäßig eine Kunst oder ein Gewerbe aus der Dichtung machen, gleichviel, ob Erfundenes oder Gefundenes bearbeiten in Schriften und Büchern, hört auf Volksdichtung zu sein, und sollte es sich auch noch so tief im Volke verbreitet haben. In demselben Verhältniß könnte man zwischen Natur- und Kunststaat scheiden; sobald die Verwaltung

---

122) Nur Ein ergötzliches Beispiel aus vielen der Kaiserchronik: Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt und er giebt eine Kröte von sich: F. 24.

die walhe sprungen uf sa
si riefen lata rana;

daher der Name Lateran.

von dem Instinct der Masse auf das Bewußtsein der Einzelnen übergeht, hört jener auf; die Entwickelung kann fortwährend volksmäßig bleiben, in Staat und Poesie, aber wo sie nicht mehr vom Volke aus, sondern blos aufs Volk zurückgeht, da muß die Scheide gemacht werden; wo eine sogenannte Staatsorganisation und wo Kunstregeln eintreten, da beginnt die neue Periode. Jene unzähligen Sagen nun von Städtegründungen und Eponymen, die durch das ganze Mittelalter reichen, können nichts anderes sein als die Erdichtungen müßiger Mönchsköpfe, die sich noch dabei in Zeiten, die noch wenig freies Spiel der Phantasie kannten, von existirenden Namen die Hand führen ließen, an etwas gleichsam Arbeitendes anlehnen mußten, was dann zugleich den Hörern und Lesern etwas Beglaubigendes war. Was haben nicht jene Schotten und Scythen, Asen und Osen, jene Dacier und Dänen, Sachsen und Sakasuna, Geten und Gothen, die Doppel-Iberer und Veneter, die Cenomanen und Cenonen, Troyes und Lissabon, Syracus und Saragossa seit dem neuen und dem griechischen Mittelalter bis auf späteste Zeiten für Verirrungen in der Geschichte angestellt! Namen, Völker, Städte, welche nach der bloßen Lautähnlichkeit aufs kühnste historisch und poetisch verbunden werden, weil diese die kindliche Einbildungskraft von selbst zur Thätigkeit ruft und weil diese Verbindung zugleich der städtischen oder nationalen Eigenliebe schmeichelt! Wer sollte es dem Verfasser dieses Werkes verdenken, wenn er in seinem Knabenalter sich mit Vorliebe mit dem großen Corvinus von Ungarn oder gar mit St. Gervinus abgab, dem frommen Wallfahrer, an dessen Fürsorge und Fürsprache im Himmel er nicht im geringsten zweifelte, da ja der Mann wenigstens das gleiche Interesse an dem unzweifelhaften Stammangehörigen haben mußte, wie dieser an ihm. Nicht anders erklärt sich jener Zug im Mittelalter, denn kaum eine Stadt existirt ja, die nicht wenigstens eine solche kahle Herleitung und etymologische Deutung angeregt hätte, kein Volk, das nicht an ein Volk des Alterthums sich angelehnt, kein Wappen, das nicht eine dichterische Sage veranlaßt hätte. Da manchmal die Anknüpfung wirklich historisch beglaubigt war, so gestattete das um so mehr Licenz. Einen bedeutungsvoll klingenden Namen, ein sonderbares Wappen zu erklären, was konnte eine größere Aufforderung sein zur Erfindung und zur Erdichtung? Die Etymologie giebt dem

[illegible]fried Stoff für seine mystischen Betrachtungen, dem Cassiodor für seine Gelehrsamkeit, den Scholastikern für ihre Speculationen, und sie sollte den Dichtern keinen Stoff für Erzählungen gegeben haben? In Staat und Kirche gab es Einrichtungen und Gewohnheiten, die ein dunkles Herkommen gebildet hatte, die man sich also zu erklären suchte; nichts ward nun gewöhnlicher, als daß man Geschichte, Gebräuche, Sitten, Gesetze und Alles zurückconstruirte. Dies ist die erste freiere Form der Erdichtung überall; das ganze Mittelalter ist überfüllt davon, eben wie das griechische auch. Die rohere und früheste ist das bloße Borgen. Aegyptische oder gallische Priester hören von griechischen Göttern und Heroeen, und sie eignen sie sich an; die Franken hören von dem glorreichen Abstamme der Römer, die sie gestürzt hatten, was Wunder, wenn sie ihre obscure Herkunft mit dem gleichen Ruhme, trojanisches Blutes zu sein, vertauschen! In Italien und Spanien las man frühzeitig einzelne altgriechische und römische Sagen, so adoptirte man die Sage von den Aehren oder den Mohnköpfen des Thrasybul erst in Rom, dann später in Aragonien. Die Kreuzzüge regten geographisches Interesse auf, man entlehnte zuerst die Sagen des Herodot und der Griechen ehe man sich eine eigene poetische Länderkunde bildete. Zunächst wird das Borgen zur Nachahmung. Je näher dann der Stoff lag, desto früher fing diese Kunst an. In Italien also ist bei dem ersten Hervortreten der Vulgarhistorie, weil dort die alten Geschichtsbücher vielleicht nie ganz verloren waren, schon das ganze Logographenwesen der alten Welt in schönstem Flor und die Urgeschichte der einzelnen neuen Staaten blüht von etymologischem Scharfsinn und von historisch-poetischen Transformationen altgriechischer Mythen. Dieser Art ist die Hunnibaldische Chronik, die gerade so von eponymischen Etymologien und alten Geschichtszügen wimmelt. Wo aber das Uebertragen älterer Geschichten in neuern Zeiten nicht so bequem war, wie überall, wo die alte Literatur ausstarb oder noch nicht hinkam, da trug man nun Zustände und Geschichten in ältere Zeit über; und dies Zurückconstruiren ist im Alterthume eben so sichtbar wie im Mittelalter. Zugleich forderte dies schon größere Freiheit, ja, es bedingte auch gleichsam das historische Fortbilden der alten Sagen mit neuen Erdichtungen, sobald die Zustände, die darin zurückgetragen waren, sich selbst fortbildeten. In allen Verhältnissen des ganzen Mittelalters zeigt

sich diese Art der Erdichtung am unverschämtesten. Ganze Urgeschichten der Völker liegen da, die aufs offenbarste nach einzelnen Zügen der späteren wirklichen Geschichte zusammengesetzt und im Laufe der Zeiten zum Theil aus dem trockensten Gerippe zum rundesten Körper geworden sind. Die Gesetze des Staats von Aragonien sind auf diese Art zurückgetragen und in der Kirche stehen jene Decretalen des Pseudisidor neben diesen aragonischen Fueros vielleicht als die merkwürdigsten Beispiele, wie sich die Welt der Wirklichkeit Jahrhunderte lang in den furchtbarsten Kämpfen um die Grundsätze solcher Schriften drehte, die nur insofern nicht völlig apokryphische und willkührlich erfundene Dinge sind, als sie, so wenig sie einen materiellen Grund haben, doch eben so entschieden auf dem Geiste der Zeiten ruhen, in denen sie entstanden oder entwickelt sind. Ganz genau so ergriff jetzt die Poesie die herrschenden Bestrebungen der Zeit und trug sie auf ältere Zeiten über, und die rohesten Anfänge hierzu sahen wir in der ganzen Entwikkelung des Volksepos, und sehen sie hier in der Kaiserchronik im größeren Maaßstabe in gleicher roher Gestalt in dem Uebertragen neuer Ereignisse und Thaten auf ältere Zeiten und Männer, neben der umgekehrten Accomodation älterer Sagen zu neuen Verhältnissen. Von da an steigt dies bis zu der Höhe, wo, wie etwa im Parzival, die höchsten Ideen der Zeit erfaßt und im poetischen Körper sinnlich gezeugt werden, wo selbst das, was noch etwa ein Rücktragen und ein Anlehnen an frühere Zustände verrathen könnte, nur auf den allgemeinsten Aehnlichkeiten beruht, wie z. B. wenn in der Graalsage die Hüter aus Cappodocien hergeleitet werden, der uralten Heimat der Mystik und der Priesterstaaten, die noch dazu die Legende so früh im heiligen Georg, dem Patron der Ritterschaft und dem bewunderten Märtyrer, der dort geboren ist, an das christlich-ritterliche Ordenswesen des Mittelalters anknüpfte. In solchen Stoffen und Gedichten hat man Volkssage gefunden! im ganzen Mittelalter hat man Erfindung geleugnet, weil jenes Geschlecht mit Treue und Gewissenhaftigkeit an der ächten Sage hing, ächte Sage gegen die entstellte mit Eifer vertheidigte, und mit scrupulöser Genauigkeit dem Gange der Sage in Uebersetzungen folgte. Diese Passivität ist allerdings ein Charakterzug der deutschen Ritterpoesie und wer auf sie ähnliche Ansichten beschränkt, der behält Recht. Unsere Dichter jener Zeiten, die aller eignen

Productivität zu ermangeln schienen, stehen darin nicht allein der ihr vorangegangenen Nationalpoesie, sondern auch den französischen und provenzalischen Dichtern entgegen. Wer aber den Ausspruch auf das ganze Mittelalter ausdehnt, der würde geradezu eine verkehrte Welt erfinden. Denn dieß ist eben der auf der Oberfläche gleich erkennbare entschiedenste Charakterzug der Dichtkunst neuerer Zeit überhaupt, daß in ihr die Macht des Gedankens so groß war, daß von ihm aus ganze poetische Schöpfungen frei erfunden ausgehen konnten. Die antike Dichtkunst lernte diese Art von Kunst und Poesie erst gerade dann kennen, als auch das Alterthum den Charakter unserer neueren Zeiten anzunehmen anfing; erst dann als auch im Alterthume das Romantische Eingang fand. Es war nun ganz natürlich, daß schon in den frühesten Anfängen des Mittelalters dieses kühne Erfinden sich in den Sagen und Dichtungen offenbarte. Es kam dazu, daß die keltischen Stämme, die den Uebergang in die neuere Zeit vermitteln, keine Geschichte hatten, doch aber in den vielfachen Collisionen, in die sie mit kriegerischen Nationen kamen, nicht ganz arm und ruhmlos dastehen wollten und daher die Lücke, die Volkssage und Geschichte entstellte, auszufüllen suchten; es kam dazu, daß die Religion die Wunder und Visionen und frommen Erdichtungen der Phantasie, daß der Hang der Zeit die Träume des Gemüths zu Bildern und Facten weihte; es kam hinzu, daß man mit Italien und Griechenland seit Carl und Otto dem Großen Verbindungen angeknüpft hatte, die sich jetzt vielfach erneuten, und daß man von da in größter Leichtigkeit den ganzen Schatz von Novellen und Legenden herüberholen konnte, der sich dort viel früher aufgehäuft hatte, als im Norden; und diese Legenden und Novellen sind es hauptsächlich, welche nun die Unterhaltung zu geben anfangen, welche früher in Deutschland der nationale Schwank und das Mährchen gemacht haben mögen, denn das Kinder-Mährchen, wie auch aller Gespensterspuck, sind vorzugsweise Producte des Nordens und werden noch heute von den Ausländern als etwas vorzüglich Volksthümliches an uns angesehen. Wir sahen also schon in der Thiersage das Verhältniß und den Uebergang von dem älteren zum neueren, worauf ich mich nun hier schon beziehen darf; nur konnten wir auch dort das älteste nur errathen; das neueste Deutsche ist erst der überarbeitete Glicheser, der jedoch auf eine frühere Quelle aus diesem 12ten Jahrhundert zurückweist, genau

so sind unsere besten und mehrsten Legenden aus jener Zeit, wo im 13ten Jahrhundert die rückkehrende Prosa mit der schwinden-den Poesie eben so streitet, wie jetzt die aufkeimende Poesie mit der weichenden Prosa; dort also werde ich wieder auf diese Art Dichtung zurückkommen müssen. Von uralten Schwänken und Mährchen wird vielleicht Manches, wer weiß nach wie vielen Durchgängen, zu uns gelangt sein, denn noch trägt manches in der Grimmischen und anderen Sammlungen von Kindermährchen den Charakter eines sehr hohen Alters. Wäre uns dergleichen aus so frühen Zeiten erhalten, so würde ich vielleicht hier das ähnliche Verhältniß von fremder Novelle zur einheimischen herausstellen können, wie in der Thiersage, deren reiner nationale Gestaltung wir unten noch kennen lernen müssen; und wir würden das Verhältniß finden, wie das des fremden Epos zum Volksthümlichen. Allein wer sollte damals gerade solcherlei Poesie aufzeichnen, die mehr wie irgend eine dazu bestimmt ist, nicht aufgezeichnet, sondern blos überliefert zu werden, was sich vielleicht auch darin zeigt, daß man eben in den Theilen von Deutschland viel mehrere und viel bessere Mährchen im Volke zu erzählen weiß, wo man nie viel Antheil an der Schriftpoesie nahm. Es mag sein, daß man es für eine einseitige und eigensinnige Grille oder für ungemein prosaisch erklärt, allein ich glaube nicht, daß der Druck von alten oder gar die Erfindung und Herausgabe von neuen Mährchen zu verantworten ist. Der einzige Gebrauch, der davon gemacht werden sollte, dürfte nur der sein, daß man Sitte und Vorstellungen anderer Jahrhunderte darin kennen zu lernen suchte. Allein der Gebrauch, der davon gemacht wird, ist weit ein anderer, man giebt sie Kindern bis in hohes Alter zur Lectüre in die Hände und verdirbt damit jede früheste Anlage und gefährdet alle menschliche Bestimmung. Das Kind soll zum Erwachsenen werden, der Knabe zum Mann. In seinen frühesten Jahren mag es geschehen und muß es geschehen, daß sich Vater und Mutter zu ihm oft herablassen, und ihn in seiner Sphäre mit Spiel oder Belehrung unterhalten. Dazu dient das Mährchen vortrefflich und der geschickteste Erzähler wird am meisten auch im Ton und in der Action dieß Herablassen zum Kinde fühlbar machen und mit je leichterer, beweglicherer Phantasie er mit seinem Stoffe umspringt, je tändelnder und scherzender er ihn behandelt, desto besser wird es sein. Allein so-

bald diese Stunde vorüber ist, steht der Vater wieder im gewöhnlichen Ton der Verständigkeit und des unterscheidenden Alters da; er hat es in seiner Gewalt, mit den leisesten Fäden die Phantasie des Sohnes und jeden Eindruck zu lenken; er kann vorbauen und was die Hauptsache ist, wenn der Knabe zu dem Alter kommt, wo schon ernstere geistige Thätigkeit in Anspruch genommen werden darf, wird es dem natürlichen Vater von selbst schwer ankommen, noch Mährchen zu erzählen; die Natur selbst lehrt ihn, zu rechter Zeit Einhalt zu thun. So wie der Ton der Unterhaltung ernst wird, wehrt sich der Tact gegen das spielende Mährchen. Wenn der Knabe schon mit Leichtigkeit Bücher lesen und verstehen kann, wenn er anfängt Mährchen lesen zu können, so ist schon die Zeit da, wo er sie nicht mehr lesen sollte. Und der Vater gar, der die Mährchen erst aus dem Buche einstudiren müßte, um sie wieder zu erzählen, möchte auch nicht gerade der geeignetste zu diesem Geschäfte sein. Ich sehe also nichts als Verderb und Weichlichkeit aus diesen Mährchenbüchern fließen und wer einige gesunde Erfahrung gemacht hat, wird es mir nicht leugnen mögen, daß gerade die verwirrtesten Köpfe und die weichlichsten und nervenlosesten Seelen unter der Jugend an dieser gefährlichen Frucht sich am liebsten nähren. Wer weiß, ob nicht schon jene Zeit der Hohenstaufen, die ein gebildetes und denkendes Zeitalter genannt werden muß, das Mährchen entschieden und mit mehr Tact, als wir besitzen, verschmäht hat; wenigstens ist die Stummheit, mit der die ritterlichen Sänger an den Thiermährchen vorbeigehen, durchaus auffallend. Gewiß ist, daß uns nichts älteres davon in älterer Form übrig geblieben ist; und selbst wie ich schon andeutete, das was an die Stelle trat, das Fabliau, die heilige und weltliche, ernste und komische Novelle, wird erst dann häufiger und ausgebildeter, als die Kunst der Poesie wieder nichts mehr als Unterhaltung bezweckt, und sie mag häufig gewesen seyn in und vor der Uebergangszeit des 12ten Jahrhunderts, von welcher ich rede, wo noch nichts als Unterhaltung in der Dichtung gesucht ward. Hier nun ist die Kaiserchronik die einzige Quelle und ist in so fern äußerst wichtig. Es ist der Hauptgesichtspunct, aus dem die Geschichte der Poesie dieses Werk betrachten muß, daß dasselbe, wie sich andere Werke von Umfang an andere Begebenheiten der äußeren Geschichte anschließen, in der deutlichsten Beziehung zu den

Richtungen der deutschen Kaiser seit Carl nach dem Süden, nach Italien, auf den Erwerb der Kaiserkrone und die Verbindung des deutschen und römischen Reiches sieht, welche letztere geradezu den Faden des Buches ausmacht. Mit diesen Bestrebungen sahen wir den geistigen Verband mit der alten Welt schon oben im Zusammenhange. Noch war zu Ottos I. Zeit die heroische Seite der alten Poesie, Homer und Virgil, diejenige, welche wir in der weltlichen Dichtkunst die Aufmerksamkeit der lateinischen Dichter beschäftigen und ihren Einfluß auf unsere Heroenpoesie ausüben sahen. Seitdem aber von da an das Ritterwesen sich mehr und mehr ausbildete, seitdem mit Ottos II. Gattin die Verbindung mit Byzanz häufiger, seitdem unter Otto III. Hofton und Hofceremoniel mit seinem unsäglich jammervollen Gefolge nach Deutschland kam, und nun der Uebergang zur Ständescheidung und allem, was den moderneren Charakter einer Zeit bildet, gemacht ward, fand man mehr Geschmack an dem, was das west- und oströmische Reich neues und modernes darbot, und dieß waren Umbildungen alter griechischer Sagen und Dichtungen in neuer Gestalt, Verschmelzung derselben mit Orientalischem, Legenden, Romane und Novellen. In Spuren zeigte uns schon der Lobgesang auf Hanno jene neue Gestaltung der Alexandersage; die geistliche und weltliche kleine Erzählung aber nimmt in der Kaiserchronik die breiteste Stelle ein.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Griechenland und Italien der Geschmack an solchen Novellen; jede Nation hatte natürlicherweise in dieser Gattung etwas eigenthümliches, und der Austausch dieser kleineren, faßlicheren Stoffe, die noch dazu weit anders belebt waren, als jede andere poetische Materie des Mittelalters, war so leicht und konnte und mußte bei jedem Zusammentreffen verschiedener Nationen so lebhaft werden, daß wir deshalb in den Zeiten der Kreuzzüge im Orient und Occident fast überall solche Sammlungen von Novellen hervortreten sehen, die es gemeinsam haben, daß sie meist in einen Rahmen gefaßt sind, welcher Einschiebung und Versetzung, Erweiterung und Verengerung, Ausscheiden und Aufnehmen gleich leicht und bequem machte, und daß sie meist aus Altem und Neuem, aus Orientalischem und Occidentalischem, aus Nationalem und Fremdem gemischt sind. Die größere, höhere Dichtung des Mittelalters hält in der ganzen

damals thätigen Welt in Asien und Europa dem Geiste nach glei-
chen Schritt; dieselbe innere Regung, welche die persische Lyrik ge-
staltete, gestaltete auch die deutsche, und das persische Epos floß
aus keiner weitern inneren Quelle als das fränkische; diese kleine-
ren Dichtungen aber sind auch dem Stoffe nach Allgemeingut der
ganzen Welt geworden, in einer Weise, wovon wir uns schwer
einen Begriff machen können, da bei uns die mündliche Tradition
bis auf die Anecdote herabgekommen ist, in der wir aber noch
ganz die außerordentlich schnelle Verbreitung und die Localisation,
wie in den alten Sagen, beobachten können. Die ältesten Zeiten
stellen hier ihre Producte neben die neuesten, aus den größten
Fernen trafen sie zusammen und fügten sich in Eine Gesellschaft
mit oder ohne Veränderung. Aus jenen milesischen und sybariti-
schen Mährchen der alten Welt, die ganz offenbar solche üppige
Unterhaltungsstoffe verdorbener Städte waren und zur Zeit von
Roms Gesunkenheit mit den Heeren bis nach Asien getragen wur-
den, ging vielleicht die bekannte Geschichte von der Matrone von
Ephesus in alle Zeiten und Länder, war nach Duhalde in China
bekannt und kommt im Petron, in den sieben weisen Meistern
und in den Fabliaux aller Nationen vor, und die neuesten Zeiten
versuchten sich wieder an so uraltem Stoffe. Alle Reiseabentheuer und
Wunder gehören in diese Reihe; und nicht anders ist des Odysseus
Erzählung seiner Irrfahrten innerlich und äußerlich lose verknüpft
mit der Odyssee, wie die Abentheuer des Herzog Ernst bei Veldegk
oder wie Alexanders Brief bei Lambert; und so erscheinen Remi-
niscenzen aus Herodot und Plinius in diesem deutschen Poeten
und aus Homer in 1001 Nacht. Scandinavische Vorstellungen
von Werwölfen erkennen sich scheints in den Bisclaveret der ar-
morikanischen Lais. Die Fabel des Orients, die ganz an diese
Stelle gehört und die noch bei Hans Sachs mit dem Schwank
auf einer Linie erscheint und sich im ganzen Mittelalter mit dem
Fabliau durchkreuzt, vermischte sich so enge mit dem Thiermähr-
chen der Germanen, daß sie kaum mehr zu trennen sind, wie wir
bereits bemerkten. In welcher Art der Hitopadesa, die Fabeln des
Bidpai im Orient und Occident eine Sprache und eine Veränderung
nach der anderen durchliefen, überall aber die begünstigende Ein-
kleidung festhielten, ist bekannt genug. Das lateinische Werk von

Petrus Alphonsus [123]), des getauften Juden, der unter Alfons I. in Aragonien schrieb, und dessen Werk auch früher mehrfach ins Französische übersetzt ward, verpflanzte mit am frühsten arabische Fabeln und Erzählungen in den Westen, die dann in die Erzählungen der Königin von Navarra, in die Gesta Romanorum und in die späteren italischen Novellisten Eingang fanden. Ich will von diesen späteren, den Cento Novelle und dem Boccaz und seinen Nachahmern hier absehen; am interessantesten aber sind hier die sieben weisen Meister (deren Ursprung man auch bis nach Indien zurückführt) und die Gesta Romanorum. Die Genealogie der Fiction zu erläutern, sagt Dunlop [124]) ist kein Werk geschickter als die 7 weisen Meister. „In den arabischen Nächten ist die Geschichte von dem Ehemann und dem Pfau dieselbe mit der Elster in den weisen Meistern. Die Geschichte von dem Vater, der von seinem Sohne ermordet wird, war ursprünglich durch Herodot von dem Baumeister und seinem Sohne erzählt, der in den Schatz des Königs von Egypten einbrach, und wurde in vielen italischen Erzählungen nachgeahmt. Die getröstete Wittwe ist die ephesische Matrone des Petronius Arbiter und die zwei Träume entsprechen genau der Intrigue im Miles gloriosus von Plautus, dem Fabliau le Chevalier à la Trappe, einer Erzählung in dem 4ten Theile des Massuccio und der Geschichte von dem alten Calender in Gueulettes tartarischen Erzählungen. Endlich der Ritter und sein Windspiel ähnelt der berühmten welschen Sage von Llewellyn dem Großen und seinem Windhund Gellert, nur daß hier die Schlange ein Wolf ist, der von dem treuen über dem Kinde wachenden Hunde getödtet wird.“ Eben so sind in den Gesta Romanorum Fabeln aus Petrus Alphonsus und Kelilah und Dimnah, es sind mönchische Legenden und profane Novellen, Geschichtchen und Anecdoten aus dem klassischen Alterthume und Apologe und Parabeln aus dem Orient (wie sie in dem ältesten Barlaam und Josaphat schon vorkommen) neben einander gestellt. Persien, Indien, Arabien, Griechenland, Italien, alle Welt trug zu diesen Sammlungen bei, nur gerade das deutsche Mährchen und die welschen Mabinogion,

---

123) De clericali disciplina.
124) History of Fiction t. II. p. 166.

das Volksthümliche unserer nordischen Novellistik, ging so wenig herein ein, wie unser heroisches Volksepos in Ariost, der alle alten und neuen Schätze umfaßte und benutzte. Gesammelt aber, bearbeitet und gelesen ward das Ausländische bei uns mit großer Thätigkeit, und wurden vielleicht die Fabliaux in Deutschland nicht eigentlich so ungemein verbreitet, wie im nördlichen Frankreich [125]), so geschah doch schriftlich vieles dafür. Unsere Kaiserchronik steht nämlich offenbar in der Reihe solcher Novellensammlungen, und gehört mit Petrus Alphonsus zu den frühesten Versuchen dieser Art. Dieß gibt ihr allerdings ein sehr hohes Interesse. Sie mischt alte klassische Erzählungen, wie wir schon hörten, orientalische Legenden, vaterländische Sagen [126]) und Züge aus der Volksgeschichte zusammen; sie scheint außer ihrer deutschen Quelle auch lateinische zur Erweiterung zu benutzen; und ganz charakteristisch ist dabei der eigne Rahmen, den sie dazu nimmt. Wer das Verhältniß unserer deutschen Dichter des Mittelalters zu den Originalen, die sie behandelten, kennt, und wie stets der epische Gedanke und das Gewand der Einkleidung ihnen eigenthümlich bleiben trotz aller Treue, mit welcher sie der Tradition der Sage folgen, der wird hier sogleich erkennen, daß die mühselige Einkleidung in der Kaiserchronik, und der Faden, der kein anderer ist, als die römische und deutsche Kaisergeschichte, und der Gedanke, der auf diese Einkleidung leitete, das ächte Nationale an diesem Werke ist. Der Inhalt aber ist dem größten Theil nach christliche Novelle oder Legende. Nichts verknüpft die Poesie der alten und neuen Welt so sichtbar und deutlich als die Legende, denn sie schließt Christenthum, philosophische Systeme und Disputationen, Allegorie, Parabel, Apolog und Novelle, Alles was das späte Alterthum am meisten mit der neuen Welt theilt, in sich ein. Schade daß uns Niemand diesen Zusammenhang gerade an diesem Theile der Literatur gezeigt hat. Dunlop beschränkt sich, vom griechischen Romane plötzlich den Ue-

125) Usage est en Normandie,
que qui herbergiez est, qu'il die
fable ou chanson a l'hoste. Sa cristain de Cluni.

126) Jene von dem Baiernherzog Adelger, dem vom Kaiser Severus zum Schimpf Kleid und Haar gestutzt ward. In Baiern thut man es nach, um den Schimpf zur Sitte zu machen. Dieß ist Volkswitz, wie wenn die Griechen die Sitte nackt zu kämpfen von einem Mährchen herleiten u. dergl.

bergang auf den Johannes Damascenus und die Sage von Barlaam und Josaphat zu machen, statt die Geschichte der Legende bis auf den Ursprung des Christenthums und noch darüber hinaus aufzusuchen; eine solche literarische Geschichte aber, die nur auf erhaltene Werke und auf die verlorenen Mittelglieder durchweg gar keine Rücksicht nehmen will, muß immer ein mangelhaftes Stückwerk bleiben. Indessen erkennen wir auch auf eine bloße Vergleichung des Inhaltes der Kaiserchronik mit dem griechischen Barlaam allerdings den ganz gleichen Geist und die scharfe Einwirkung dieser Art Dichtung, die in lateinischen Uebersetzungen Vielen zugänglich und Allen interessant war, auf die Dichtkunst des Westens. Besonders wenn wir die große Episode von der Jugendgeschichte des Pabstes und Märtyrers Clemens und seiner Brüder lesen, so finden wir da alle jene Magier- und Wundergeschichten, theologische Disputationen, jenen halb scholastischen, halb biblischen Styl, jene Siege über den Unglauben und Zweifel, und Erörterungen der Fragen und Streitigkeiten und Irrlehren, welche die Kirche in jenen Jahrhunderten bewegten. Hier dreht sich ein langer Kampf um das allgemeine Räthsel, das die ersten Christen beschäftigte, wie sich das Böse auf der Welt mit Gottes Güte vertrüge, wie sich das Glück und der Zufall zu Gottes Vorsehung, der freie Wille des Menschen zum Zwang der Gestirne und des Fatums verhalte; und geschickt ist die Fabel der Legende benutzt, den skeptischen Justinian zu überführen, indem die wunderlichen und zwecklosen Verschlingungen des Zufalls und der Willkühr, die der Grund seiner Vertheidigung der „Wilselde" sind, sich zuletzt freilich gar maschinenmäßig in eine weise Fügung vorsehender Allweisheit und Allwissenheit auflösen und ihn dann überzeugen. Ganz ähnlich ist die Legende von Helena's Bekehrung und der Disputation zwischen Heiden, Christen und Juden in Durazzo, und so sind im Turpin, der in diesen Zeiten verfaßt ist, die Disputationen kein kleiner Gegenstand der Uebung selbst der Helden. Einfacher sind die Sagen von Tiberius Krankheit und seiner Heilung durch Veronica; die Geschichten vom Gaukler Simon, die zahllosen Märtyrlegenden von Petrus und Paulus, von dem Evangelisten Johannes, von Sixtus, Felicissimus, Agapet, Laurentius und Hippolit, der allgemeinen Christenverfolgung u. s. w.

Einen Werth der dichterischen Behandlung wird man in ei-

[illegible] chronikartigen Buche wie dieses selbst in den größern und [illegible] mehr Liebe behandelten Episoden nicht suchen. Noch gilt es [illegible] das bloße Material, das einfach entlehnt wird. Es kommt [illegible], daß dieser Werth blos in den Legenden der Chronik zu suchen sein müßte, und wie wenig diese selbst unter den Händen geschickter Dichter, vermöge ihres für die Poesie meist ungeschickten Stoffes zu gedeihen pflegen, werden wir weiter unten beobachten können. Wo sie auch von dem religiös Dogmatischen, von Wundern und Maschinenwerk freier sind, tragen sie den Charakter der Novelle und des Romans; daß ich auch dieser Art von Dichtung nicht einen großen Raum in der Geschichte der Poesie gönnen würde, erklärte ich bereits oben, und mit Recht scheint mir Humboldt gezweifelt zu haben, ob man den prosaischen Roman überhaupt nur zur Poesie rechnen dürfe. Dazu kommt, daß die Anlage dieser Dinge sehr oft die kindische Einfachheit der griechischen Romane an sich trägt, denen man gewiß kein günstiges Urtheil sprechen kann. Ich komme übrigens auf diese Puncte weiter unten in einer zweiten Periode zurück, aus der wir mehrere glänzende Behandlungen alter Legenden besitzen, und bis dorthin verspare ich auch von dem Leben der Jungfrau Maria von Werner zu reden, welches der Zeit seiner Entstehung nach hierher gehörte; ich schiebe es aber auf die Periode zurück, wo die Verehrung der Jungfrau überhaupt erst in der Poesie sichtbarer heraustritt. Daß übrigens die Legende auch in diesem 12ten Jahrhundert vielfach cultivirt ward und selbst früher schon Eingang gefunden hatte, beweist schon das entstellte Fragment von dem Lied auf den heiligen Georg, aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert [127]), das ich hier indessen keiner Erwähnung werth halte.

6. Ausartung der Volkspoesie.

In der Kaiserchronik, sahen wir, entlehnte Deutschland die Stoffe einfach aus Italien, wenigstens ist es nicht wahrscheinlich, daß zum Uebergang der vielfachsten Materien dieser Art nach Deutschland eine andere Verbindung nöthig war, als die mit Italien, diesem Heerde der Unterhaltungspoesie; und jene Verbindung war

127) In Nyerup symbolae etc.

durch die zahllosen Heerzüge der Deutschen nach Rom und durch das Verhältniß des römischen Stuhls zu Europa seit den frühesten Zeiten hinlänglich befördert. Zunächst müssen wir uns auf ein schwierigeres Feld wagen und zu ermitteln suchen, welcherlei Einflüsse nach der Bekanntwerdung von Byzanz und dem Orient auf die deutsche Poesie ausgeübt wurden. Daß die Einen schon seit den Verbindungen, welche die Ottonen mit Byzanz angeknüpft hatten, begonnen haben könnten, ist nicht unmöglich. Allein hier ist durchaus aller Weg zur Untersuchung versperrt, und so lange nicht ausführliche und genaue Untersuchungen über den Fortgang und die Materien der griechischen Romane und poetischen Literatur gemacht sind, wird sich hier sehr weniges ausmitteln lassen. Noch ist aber in diesem Felde so gut wie nichts geschehen. Dunlop und Manso [128]), die hier vor Andern genannt werden müßten, begnügen sich mit Aufzählung und Beurtheilung der älteren übrig gebliebenen Romane, ohne in die neuere Zeit weiter vorzudringen, und selbst, wenn wir uns dieß gefallen lassen wollten, wie urtheilen sie nicht selbst über diese Romane verkehrt, da z. B. keiner den Chäreas des Chariton zu würdigen versteht, den Manso in eine Klasse mit dem Heliodor und den übrigen wirft, zu denen er einen förmlichen Gegensatz bildet, den er, wie auch den Longus, kaum erwähnt, geschweige analysirt, da doch Jeder, der auch nicht ein Freund dieses Zweigs der griechischen Poesie ist, eingestehen muß, daß unter allen Romanen gerade dieser außerordentlich interessant ist, nicht nur wegen der naiven, natürlichen und südlich glühenden Darstellung und Gesinnung, sondern auch besonders durch das treue Anlehnen an den altgriechischen Geist der besten Zeit, so daß hier noch einmal mit Wärme und Innigkeit jenes Verhältniß des Griechenthums zu dem Orientalismus, wie man es aus Herodot kennen lernt, poetisch aufgefaßt und geschildert ist. Es ist aber ganz ausgemacht, daß, wie später noch Tasso aus Heliodor entlehnte, wie den italischen und spanischen Schäferdichtern Longus vorschwebte, wie Cervantes ernster Roman den ganzen Zuschnitt der griechischen Romane trägt, so auch in früherer Zeit schon sehr vielerlei griechische Stoffe in die neue Poesie des Südens Eingang fanden. Man denke nur

128) Der Eine in dem angeführten Werke history of fiction; Der Andere in seiner Abhandlung über den griechischen Roman in seinen vermischten Schriften.

n Apollonius von Tyrus und an die verschiedenen Umgestaltungen der Trojanersage und des Alexander. Allein auch außerdem ließe sich ohne Zweifel, sobald man den Charakter und die Hauptzüge der griechischen Romanenliteratur festgestellt hätte, leicht denjenigen Poesien des Mittelalters auf die Spur kommen, welche die Farbe von griechischen Mustern trugen. So gut wie jede epische Dichtung der verschiedenen Nationen im Mittelalter ihre characterisirenden Eigenheiten hat, so auch der griechische Roman; und sie scheinen hier im Wesentlichen zu bestehen in der Geschichte zweier Liebenden, die durch Gefahren getrennt, durch Zufälle auseinandergeschleudert, durch Zufälle wieder verbunden werden, die Scenerie ist Ufer und Meer, Wälder und Tempel; die Staffage machen Räuber und Magier; die Kunst geht auf Schilderung der Wunder der Ferne, oder auf Darstellung der Leidenschaften, oder auf das Malen von Personen, Gegenden, Statuen, kostbaren Gräbern und dergleichen; dabei herrscht eine Monotonie, eine Armuth, eine Wiederholung der Situationen und Begebenheiten, eine Kunstlosigkeit, eine Gesunkenheit der Sprache, daß man in vielen Stücken an alle Fehler der mittelalterigen Epen erinnert wird, obgleich man auch in allen diesen Beziehungen Eigenthümlichkeiten unterscheiden kann. Wo man nun Züge dieser Art, eine einfache Liebesintrigue, Trennungen, Verfolgungen, Sclavenverkauf, ungeschickte Maschinerie, Gräber und Scheinleichen, Automaten und bewegliche Statuen, die an die byzantinischen Anemodulien erinnern, in einem solchen Verbande findet, wie z. B. in Flore und Blanchefleur, sollte man da nicht, wenn auch nicht gerade auf griechischen Ursprung, doch auf einen Entstehungsort schließen müssen, wo griechische Litteratur zugänglich, oder auf einen Dichter, dem sie sehr geläufig war? Solcher Werke aber scheinen mir in der französischen Literatur mehrere zu existiren, die eine solche Färbung vom griechischen Romane tragen; auch haben schon andere die ähnliche Ansicht gehabt, und nur mit zu viel Leichtsinn Herleitungen gemacht, wie wenn man z. B. die Fabel von Romeo und Julie auf des Xenophon Ephesiaca (die Bürger deutsch behandelte) zurückführte.

Wie sehr vorsichtig man aber auch mit solchen Herleitungen sein muß, wollen wir an einer Bemerkung deutlich zu machen suchen, die ich hier über ein eigenes Phänomen einschieben muß,

in der Geschichte jener — ich möchte sie byzantinische Zeiten nennen, welche den Uebergang von der alten und neuen Welt bilden; ein Phänomen, das auf manche Erscheinungen im Staat, Leben und Bildung ein Licht wirft, allein die Untersuchung auch auf der andern Seite ungemein erschwert. Es begegnen sich nämlich im sinkenden Alterthume, sei es im Orient, in Griechenland oder in Italien, eine Unzahl von Erscheinungen in allen möglichen Beziehungen des Lebens, mit ähnlichen Erscheinungen, die von jenen ganz unabhängig in den nordischen Nationen aufkeimten, und welche die tausend und aber tausend Brücken bildeten, die je unmerklicher und unbemerkter um so fester die alte und neue Zeit mit einander versöhnten und verbanden. Es ist, als ob die Vorsehung die Kindheit der neuen Welt und das kindische Greisenalter der alten, zwei gleich hülfsbedürftige Perioden, wechselseitig an einander hätten erziehen und zu einem neuen Leben emporbringen wollen. Oder sollen wir es Zufall nennen, daß das Christenthum und die barbarischen Germanen sich zu Einer Zeit ganz abgetrennt vereinten, die alte Welt von innen und außen zu stürzen, da das Christenthum doch, wie die 18 Jahrhunderte seiner Existenz beweisen, für die Germanen nach all seinen religiösen und politischen Beziehungen ganz eigentlich geschaffen war und in allen anderen Theilen der Welt untergegangen oder entartet ist? Daß das Familienleben der Römer, oder ihr Sinn für Ausbildung des Rechts, oder ihre Latifundien mit den engeren Familienbanden der Deutschen, mit deren ungewöhnlich frühen Neigung für Bestimmung und Festsetzung der rechtlichen Verhältnisse, mit deren Hang zum Vasallen und Lehnwesen zusammentraf? Daß die geläuterten Religionsideen der Philosophen der alten Welt und der Christen an dem Naturdienst oder der wenig entwickelten Mythologie der keltischen und germanischen Nationen eine unbeschriebene Tafel fanden, auf die sich leicht das Leichtfaßliche auftragen ließ, da auch die Vorstellungen der Unsterblichkeit, in Norden und Süden unabhängig, sich die Hand reichten und die Verbindung erleichterten? Daß in der alexandrinischen und byzantinischen Welt jene leichtgläubigen Verfälscher aufkommen, die in Geschichte und Sage den ärgsten Wirrwarr bringen und daß diese nämlichen Leute ganz unabhängig hauptsächlich unter den Kelten erscheinen, wo sie jedoch auch bald Bekanntschaft und Freundschaft mit den südländi-

schen Handwerksgenossen schließen? So ist es in allen nur erdenkbaren Verhältnissen. Das Abhängigkeitsgefühl ward in der verwüsteten und erschütterten alten Welt wieder rege und leitete die Denk- und Gefühlsweise der Völker ähnlich, wie das gleiche Abhängigkeitsgefühl jede junge Nation leitet. Daher begegnen sich die Vorstellungen jener Zeiten auch in der Poesie in sehr auffallender Weise, und hier tritt die Thorheit der Aesthetiker oder Literarhistoriker heraus, welche die Entstehung romantischer Kunst auf Eine Nation, auf Ein Local zurückführen wollen, da gleicher Geist und gleiche Verhältnisse diese Romantik überall hervorrufen können und überall hervorgerufen haben. Der also, welcher Riesen und Zwerge, Drachen und Schlangen, Feen, Zauberringe und wunderbare Thiergestalten aus dem Orient, von babylonischer und ägyptischer Magie herleiten will, hat eben so Recht, wie der, der ihren Ursprung unter den Scandinaven sucht, so wie jeder etwas Wahres gesagt, der die Quelle der mittelalterigen Romantik bei den Scalden oder den Barden, bei den Christen oder den Arabern, bei den Griechen oder den Spaniern suchte, das Wahre aber nur der, der den jene Romantik des Mittelalters ihrem Wesen nach wie jede andere aus der Dunkelheit und Unklarheit in neuen zum Theil blendenden Vorstellungen und Erfahrungen, ihre ungemeine Ausbildung und Verbreitung aber, die so groß war, daß man sich gewöhnte die Kunst des Mittelalters allein als eine romantische zu betrachten, aus nichts anderem als der wilden Durchdringung der romantischen Vorstellungen aller Nationen der Welt in den Zeiten der Kreuzzüge herleitet. Daher ist in vielen mittelaltrigen Dichtungen das Zauberhafte und Wunderbare so gemischt, daß es schwer ist zu sagen, ob einheimische, oder aus dem Norden oder aus dem Süden entlehnte Vorstellungen dabei zu Grunde liegen; oft mögen die ähnlichsten Züge an Nordisches oder Orientalisches erinnern und dennoch selbstständig, national und unabhängig sein. Wo man aber in den Extremen selbst sucht, da ist der Unterschied außerordentlich leicht zu finden, und der Drache Fafner unterscheidet sich gar charakteristisch von den südlichen Drachen, und die Runenzauberei von der babylonischen Magie; in den nordischen Wundern erkennt sich die Uebertreibung einer Phantasie, die, um so zu sagen, an einer übertriebenen äußeren Natur genährt ist, in den orientalischen die verbrannte Einbildungskraft von Gelehrten und

Priestern, und die Klügelei des Müßiggangs. Beide verhalten sich wie Natur zu Kunst; dort ist reine Kindheit, hier ist eine Rückkehr zu der frühesten Romantik: daher im alexandrinischen Zeitalter die Wiederaufnahme aller alten romantischen Stoffe. So leicht nun, wie ich eben bemerkte, die Verschiedenheit und die Aehnlichkeit des Alten und Neuen unter so abgetrennten und entfernten und in keinerlei Berührung gekommenen Stämmen, wie Scandinaven und etwa Orientalen, zu finden ist, um so schwerer ist dies da, wo sich beides mag, wer weiß wie vielfach, durchdrungen haben. Ich will nicht von einzelnen Beispielen reden, und begnüge mich im Ganzen jene keltischen Nationen zu nennen, in welchen auf eine merkwürdige Weise die angegebenen Elemente der sinkenden alten und der steigenden neuen Welt gemischt zu sein und verschmolzen scheinen, als ob sie in der Entwickelung einer frühen und rohen Jugend durch Bekanntschaft mit römischer, griechischer und christlicher Bildung und durch Verfrühung jeder Art schnell alt geworden seien; und diese Verkrüppelung des inneren Organismus dieser Nationen erkennt man noch heute in allen Extremitäten von dem westlichen Europa, wo die Trümmer derselben ihre Sprache und ihren Stamm rein erhalten haben. Daher hat man sich so gerne bemüht, die Welschen oder Iren aus Judäa herzuleiten, denn man fühlte den verwandten Geist; daher verglich man die Iberer mit Recht mit den Indern, an deren Dichtung selbst die späte spanische Poesie noch erinnert. Daher haben, um aus unserem Gebiete ein Beispiel anzuführen, die walisischen oder bretagnischen Epen in ihrer Structur eine so auffallende Aehnlichkeit mit den griechischen Romanen, ohne daß ich darum sagen möchte, es sei an eine Entlehnung oder Nachahmung auch nur zu denken. Allein auf der anderen Seite leuchtet auch das außerordentlich leicht ein, daß, sobald nun eine solche Nation im Laufe der Zeiten und in gesteigerter Erleichterung der Verbindungen mit Producten einer anderen Nation bekannt ward, die mit der ihrigen eine große Aehnlichkeit darboten, sie sich derselben mit großem Eifer bemächtigt haben mochte, und daher konnten die Briten mit eben solchem Eifer den geläuterten Judaismus ergreifen, um ihn bald wieder leidlich zu entstellen, wie sie die modernisirten Sagen der Griechen ergriffen, um sie noch ärger zu verderben, und wie wir fast überall britische Geistliche Alles Alte aufgreifen sehen um ihre geübte Beredsamkeit daran zu erproben.

Nichts ist daher natürlicher, als wenn, wie wir oben sahen, ein heroisches Zeitalter in Deutschland Gesänge hervorbrachte, welche achäischen Geist athmeten; nichts aber auch natürlicher, als wenn ein Mönch, der die deutschen und griechischen Gedichte kannte, beider Geist faßte und erkannte, nun beider Form und Inhalt verschmolz und so ein Walther entstand, der diese Verschmelzung deutlich darlegt. Sollte es aber minder natürlich sein, wenn unter den Ottonen, unter prunksüchtigen Kaisern, glänzenden Regenten, wo gerade der Charakter der Heldenzeit schwand, eine neue Zeit mit neuen Bedürfnissen, äußeren und inneren, aufzukommen anfing, wo die Ritterzeit, Hofleben, Zusammensein mit Frauen, Frauenbildung, Frauenabentheuer, Frauenliebe, Vermählungen und Reisen in die Ferne und dergl. begann, wenn sich damals eine Art von Sagen in Deutschland gebildet hätte, die einige entfernte Aehnlichkeit mit den griechischen Romanen verriethe? wenn der Roman oder das romanartige Epos überall in seinem Beginne sich ähnlich sähe, und so auch der deutsche dem griechischen, wie ja selbst in der neuesten Zeit noch Wieland den Roman in griechischer Gestalt einführend zuerst zu Ehren brachte? Sollte es minder natürlich sein, wenn sich unter Otto III. vielleicht gar einiger byzantinische Einfluß auf solche Dichtungen geltend gemacht hätte? Vor allem aber, wenn sich solche in Deutschland auch unabhängig entstandene Sagen, die nun, woher es immer sei, eine gewisse Aehnlichkeit, namentlich in der Construction, mit den griechischen Romanen trugen, zu der Zeit als der Weg nach Byzanz sich öffnete, als deutsche Kreuzfahrer dorthin kamen, sich diesen südlichen Dichtungen so genährt hätten, daß außer der allgemeinen Verwandtschaft, die sie von Natur hatten, auch eine wirkliche äußerliche eintrat, so etwa wie man sagen würde, daß die guten Deutschen auch von selbst auf Titelwesen und Rangordnung, ihre lieben Abgötter, gekommen sein würden, wenn nicht glücklicherweise die Bekanntschaft mit Byzanz die Sache ungemein erleichtert und beschleunigt hätte, zu der sie mit Hastigkeit griffen, da sie nun einmal geboten war.

Indem ich nun hier von dem König Rother zu reden mich anschicke, bemerke ich gleich, daß in ihm äußere Verhältnisse von Byzanz aus allerdings eingewirkt haben, daß aber auch nur solche äußere und zufällige Verhältnisse die Entstehung und Weiterbil-

dung dieses Gedichtes[129]) begleitet haben; obgleich ich mit Bescheidenheit und selbst mit Schüchternheit gestehe, daß ich nicht die Untersuchung über diesen Gegenstand mit meinen wenigen Winken will abgeschlossen oder den Streit entschieden haben, der hier zwischen den größten Kennern herrscht, da nicht leicht bei irgend einem anderen Gedichte so schwer abzuurtheilen ist. Ich verweise auf die Einleitung zu demselben in der Ausgabe von Hagen und auf die Recension über dieselbe von Jacob Grimm in den Heidelberger Jahrbüchern[130]), wo man finden wird, was man hier etwa vermißt. Das Gedicht ist offenbar ein deutsches nicht entlehntes Werk, und von jener Art, der ich oben eine jüngere Entstehung zuzuschreiben wagte, als der Dietrichsage, und einen anderen Charakter vindicirte. In der Vilkinasage findet sich, obgleich diese bedeutend jünger ist, als unser Gedicht, dessen letzte Abfassung, wie wir sie haben, ins Ende des 12ten Jahrhunderts fällt, eine Erzählung, deren Held Osantrix und deren Schauplatz im Nordosten ist, die in allen wesentlichen Zügen mit dem König Rother zusammenstimmt, und van der Hagen in seiner Einleitung mit Grund behauptet, daß die Gestalt derselben überall eine reinere Ueberlieferung, ein größeres Alter, die deutlicheren Züge roher Heldenzeit verrathe, während diese im Rother überall verwischt sind, wie sich dann an die Stelle der Kämpfe und Thaten sittliche und religiöse Reden, und in die Wildheit der Riesen christliche Bekehrung eingedrängt hätte. Nicht allein hierin zeigt sich eine Veränderung und eine Accomodation der Sage an spätere Sitten und Zeiten (wobei bemerkt werden muß, daß sie früher noch reiner existirt haben muß, indem zwar im Ganzen die Erzählung der Vilkinasage allerdings ächtere Züge des Alterthums, daneben aber auch entschiednere Züge noch späterer Entstellung nach dem Charakter des 14ten Jahrhunderts oder des Endes des 13ten trägt), sondern die Namen sind auch vielfach verändert, der Schauplatz ist nach Constantinopel und Italien verlegt, da er vorher in Hunaland und Vilkinaland war, und daher „ist der Rother mehr auf reiche und prächtige Hofhaltung, Milde und friedliche Tugenden der Fürsten und gegenseitige ritterliche Treue zwischen ihnen und ihren Mannen, und

129) In der Sammlung von Büsching und v. d. Hagen.
130) Jahrgang 1809.

überall auf christliche Gesinnung und Ermahnung gerichtet"[131]). Dieses neue Local der Sage zu erklären, haben die Kritiker früher auf verschiedene Weise versucht, allein die Sache scheint eine befriedigende Lösung erhalten zu haben, seitdem Wilken in einer Beilage zu seiner Geschichte der Kreuzzüge gezeigt[132]), daß sehr auffallende Beziehungen zwischen dem Inhalte dieses Gedichtes und den Zuständen des byzantinischen Hofes zur Zeit des Kaisers Alexius und den Collisionen der Kreuzfahrer mit diesem Hofe Statt haben, Beziehungen, die einen Dichter verrathen der nothwendig in Constantinopel anwesend war, was man zwar auch schon früher vermuthet hatte, ohne daß man dafür einen anderen als den schwachen Grund hatte, daß der Hippodromos (Poderamushof) erwähnt sei, und daß die Anrufung des St. Gilles und dergl. nothwendig eine Bekanntschaft und einen Umgang des Dichters oder des neuen Bearbeiters mit provenzalischer Ritterschaft voraussetze. Noch aber war dieser Bearbeiter, der also den Schauplatz verändert, die Namen vertauscht, die Begebenheiten verwischt und neue eingeführt hatte, nicht der Dichter, welcher dem Werke die Gestalt, die wir kennen, gegeben hat. Dieser letzte Text weist aber auch auf ein früheres deutsches Lied schon zurück[133]), und dies würde denn etwa jenen Kreuzfahrer zum Verfasser haben. In wie weit dieser schon alle und sämmtliche Namen so verändert hat, wie wir sie heute lesen, ist schwer zu sagen. Wenn man einen lombardischen Dichter annehmen, im Rother eine Anlehnung an den lombardischen König Rotharis (oder gar in dem Namen Dietrich, den Rother einmal annimmt, eine Anlehnung an den von Bern) finden wollte, so möchte dieser Name mit andern schon noch früher und damit auch die Anknüpfung an Karl den Großen eingegangen sein. Allein, ich weiß nicht, ob man es lächerlich finden wird, ich sehe diese Namensveränderungen meistens als aus Kinderei hervorgegangen an und suche geradezu nichts als eine Erinnerung an Otto den Rothen oder erst an Friedrich Barbarossa, welche beide

---

131) Einleitung von v. d. Hagen. p. V.

132) Der fünften in Tom. II. Ich verweise den Leser dahin, ohne hier das Einzelne anzuführen, da es mir für meinen Zweck hinreicht, die geschichtlichen Bezüge dieser Art anzuzeigen. Vergl. Grimms Deutsche Heldensage. N. 37.

133) z. B. V. 412. 3477 u. a.

den Bezug auf Constantinopel einfach an die Hand gaben. Aus der Zeit des letzteren, und also erst von dem letzten Bearbeiter eingeführt, ist wenigstens eben so jener Herzog von Meran eingegangen, der erst seit 1181 erwähnt werden konnte[134]) und öfters in Gedichten dieser Zeit Eingang oder Erwähnung gefunden hat. Ueber diese lose und kindische Anknüpfung alter Sagen auf lebende Helden habe ich mich schon oben erklärt, und was so sonnenklar am Tage liegt, was namentlich auch in französischen Romanen so oft herausgehoben ward, wo es weniger Namen als historische Facten sind, die man aus der Gegenwart einführte, muß man nicht leugnen wollen, sollte es auch der Erfindungsgabe und dem Witze unserer Dichter jener Zeiten nicht eben große Ehre machen. Denn mir scheint, daß man diesem König Rother überhaupt viel zu viel Lob und Bewunderung gezollt habe, und daß auch in weit bedeutenderen Dingen die Armuth und Dürftigkeit des Dichters hervorleuchte.

Folgendes ist in Kurzem der Entwurf dieses Gedichtes. König Rother läßt um die Tochter Constantins werben; seine Gesandten aber werden in den Kerker geworfen, wo sie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müssen. Ein Heerzug Rothers soll die muthmaßlich Enthaupteten rächen, eine Schaar Riesen erscheinen zu Hülfe. Unter dem Namen Dietrich erscheint Rather in Constantinopel, wo seine Riesen, namentlich ein Widolt, der in Ketten geführt wird, und sich einmal losreißt, und Aspriar, der einen Löwen Constantins an die Wand wirft und tödtet, Aufsehen und außer diesem auch anderen Unfug machen. Die junge Königin findet an Rother-Dietrich Gefallen, und er erhält Gelegenheit, ihr Geschenke zu schicken, worunter auch ein Paar Schuhe, von denen einer nicht passen will, den er ihr dann selbst, heimlich herbeigeholt, anziehen muß, wobei er sich ihr als den Sender jener gefangenen Gesandten kund thut. Diese Situation ist in der Wilkinasage lieblicher noch als in unserem Gedichte. Die Prinzessin erbittet darauf von ihrem Vater die Befreiung der Gefangenen auf drei Tage, ihr Ausgang aus dem Kerker ist eine schöne Stelle, die zum Gefühl spricht. In der Wilkinasage hat dies Alles schon eine andere Wendung, dort wird mit Kampf und Gewalt Alles

134) Hormayr Werke. 3, 167 sqq.

vollendet, was hier mit List und Entführung, dort mit Grausamkeit, wo hier Edelmuth einspielt. Mit der Erwerbung der Braut schließt nun die Vilkinasage, aber nicht so der Rother. Hier geht die Geschichte wieder von vorn an. Ein Spielmann nämlich, als Kaufmann ausgerüstet, entführt aus Bar die junge Königin wieder und bringt sie nach Constantinopel zurück. Rother zieht als Pilger nach Constantinopel, und hört, daß der König Ymlot von Babylon, den er früher von Constantin abgewehrt hatte, jetzt die Stadt erobert habe und sein Weib mit seinem Sohne zu vermählen gedenke. Dem Könige glückt's mit seinen Helden in dem Saale unter dem Tische sich zu verstecken; dem Constantin ahnt und schwant es, daß er nahe sein müsse, die Königin erfährt, daß er im Saale ist, durch einen Ring den er ihr unter dem Tische herumreicht; vergnügt lacht sie, und der Babylonierkönig ist solch ein Mienen- und Seelenkenner, daß er daran gleich merkt, Rother sei im Saale. Nun geht's denn an's Kämpfen und Befreien.

Man sieht wohl leicht, hier soll eine Erzählung erweitert werden, und sie wird von einem Dichter erweitert, der schon die Sagen von Alexander und Karl gelesen hat, der seine Helden die nämlichen Reiche fast besitzen läßt, welche Roland (beim Pfaffen Konrad) für Karl erobert hat, der gerne das Lied, welches er bearbeitet, dem Geschmack an der ausländischen Poesie anpassen möchte, der nur wenig Phantasie und noch weniger Geschick dazu mitbringt und gewissermaßen nur den abgesponnenen Faden noch einmal abspinnt. Dies nun ist ein Charakterzug, den jede unbeholfene Kunst an sich trägt. Lettische und finnische Lieder wiederholen jeden Gedanken in zwei aufeinanderfolgenden Versen; die Romane jener Zeit wiederholen beliebte Sagen; in neuerer Zeit wiederholte man jede neuaufkommende Manier oder jeden neuen Gegenstand in Deutschland. Dies Alles sind in verschieden gebildeten Zeiten Erscheinungen, die auf Einerlei Grund ruhen. Man darf nur die griechischen Romane, man darf nur sämmtliche auf britischen Ursprung hinweisende Epen der Tafelrunde betrachten, um überall zu finden, daß sich da ein einziges Thema unzähligemale variirt, daß man sich selbst copirt und ändert und sich im Wiederholen des Nämlichen erst recht gefällt. Dies Wiederholen aber zeigt nicht allein ein einziges Gedicht in sich selbst; auch ähnliche Gedichte entlehnen ähnliche Züge. So kann man sagen, daß

wer Einen der britonischen Romane kennt, eigentlich Alle gelesen hat; dieselben Geschichten kommen bis zum Ekel mit solchen Variationen, wie sie eine armselige Einbildungskraft hervorbringen kann, wieder und immer wieder, und Lanzelot bringt was Iwein, und Wigalois was Wigamur. So hätte, falls man es Plagiat nennen will, wenn ein Dichter mit dem andern um die Wette Lieblingsgegenstände der Nationen behandelt, im griechischen Romane Jamblichus den Diogenes, Heliodor beide und Achilles Tatius den Heliodor geplündert. Genau so ist es denn auch mit unserm Rother. Er lehnt sich auf der Einen Seite, und dies hat Grimm besonders hervorgehoben, an den Wolfdietrich. Gefangenschaft von Dienstmannen, die dem Lehnsherrn nahe geht, „dieselben Grundzüge von Dienstmannschaft und Herrenpflicht," sind hier und dort. „Wie der alte Hugdietrich gestorben ist, und die Brüder sich des Reichs anmaßen, gehen Wolfdietrich und Bechtung in das Schloß und lassen ihre Leute im Walde auf das Hornblasen warten, und wieder weiter hinten verkleiden sich Wolfdietrich und eilf andere in zwölf Pilgrime, um nach den Gefangenen zu spähen, wobei wieder das Hornblasen verabredet wird (welches auch im Roman von Lother und Maller vorkommt). Diese Sagen kehren auf andere Weise im König Rother wieder. Ferner wollen die erlösten Dienstleute Constantinopel niederbrennen, denen es Wolfdietrich um der lieben Apostel willen widerräth, aber vergebens, in Erwägung der Leiden, die man ihnen eilf Jahre lang angethan. Derselbe Zug ist wieder im Rother, wo aber die Ehrfurcht vor dem Heiligthume überwiegt"[135]). Van der Hagen auf der anderen Seite fand mehr Annäherung an den Roman von Salomo und Morolf, der ihm fast ganz von dem gleichen Geiste durchdrungen erscheint, der ähnliche Entführungen hin und her enthält, und der nur, wie auch Grimm bemerkt hat, nicht ganz so viele und genaue Aehnlichkeiten mit Rother zeigt, wie der Herausgeber anzunehmen scheint, so wie auch von Grimm mit allem Rechte das Entlehnen des Einen aus dem Anderen von der Hand gewiesen ward. Ich bekenne auch, daß mir für meine Art diese Dinge anzusehen, das Aufspüren von entsprechenden Zügen in den ausmalenden und detaillirten Stellen der Gedichte von weniger Bedeutung

135) Grimm. a. a. O. p. 158.

scheint, als vielmehr jene Werbungen in die Ferne um nie gesehene Frauen, jene Weigerungen derselben aus Uebermuth und Stolz, jene Kriegszüge und gewaltsamen Brautfahrten, welche den allgemeinen Typus aller dieser Werke bilden und welche sie gerade mit der deutschen Volkssage verknüpfen; und nächstdem die dichterische Oeconomie und der gleiche Geist in Ausführung und Behandlung. Wäre von dem Romane Salomo und Morolf die ältere deutsche Bearbeitung, auf die sich der Dichter beruft, erhalten, so würde man vielleicht zu Rother ein Seitenstück aus dieser Zeit haben, in welchem sich byzantinische und orientalische Einflüsse nicht blos so äußerlich zeigten, wie hier. Ich bin mit Grimm, dem die Herausgeber dieses Gedichtes auch später nicht beistimmen wollten, der Meinung, daß Deutsches und Einheimisches zu Grunde liegt, daß es aber durchaus auf die innigste Weise mit Südlichem verschmolzen ist. Jener Weiberraub, jene Zaubergeschichten, Ringe mit singenden Nachtigallen, versenkbare Schiffe, besonders aber die südliche Gluth der Leidenschaft die über diesem Gedichte liegt, scheint mir es glaublich zu machen, daß sich byzantinisch-orientalisches hier auf eigene Weise mit deutschem vermischt hat; es ist daher wohl möglich, daß van der Hagen eine ähnliche orientalische Erzählung mag gelesen haben, und selbst Grimm gesteht die orientalische Beziehung nicht leugnen zu können.

Meine Leser werden begreifen, daß ich nach dem Angeführten von dem Volksmäßigen im Rother und in ähnlichen Gedichten nur sehr geringe Begriffe habe. Ich setze diese Werke vielmehr als ganz eigentliche poetische Romane dem Volksepos gewissermaßen entgegen. Nicht als ob ich volksmäßige Sagen, ächte Spuren des Volksgeistes darin vermißte: vielmehr bemerkte ich bereits, daß eben die kaum genannten allgemeinen Züge dieser Gedichte dem ächten deutschen Volksepos genau entsprechen. Gerade nur solche aus dem Volke hervorgegangenen Stoffe, die dem Volksgeschmacke so sehr zusagten, konnte man hoffen so oft mit leisen Veränderungen vorführen zu dürfen, ohne zu ermüden und beschwerlich zu fallen. Ich glaube die Aehnlichkeit dieser Dichtungen mit sich selbst und mit Anderen, die Wiederholungen desselben Thema's ganz in Parallele stellen zu dürfen mit der Erscheinung im vorigen Jahrhundert, wo jedes Meisterstück in der emporkommenden Literatur von einer Fluth von nachgeahmten Werken gefolgt war.

Was sie aber dem ächten Volksgedicht entgegensetzt, ist der totale Mangel aller historischen Anlehnung, außer einer ganz willkührlichen, die sogar erst später eintritt. Was sie dem Volksepos entgegensetzt, ist der Abgang der Weihe des Alters, der Würde und des Ernstes, die ein ächtes episches Nationalwerk nie entbehrt. Man zeige mir doch in aller Welt ein einziges Volksgedicht von Umfang, das episch ist, das auf Erzählung von Thaten ausgeht, und das überall Züge des Burlesken so einzustreuen suchte, überhaupt Züge auch des Erhabenen, des Edelmuthes oder welcher Art sie auch seien, die auf Effect ausgingen! Man leugne aber, daß dies in allen diesen deutschen Gedichten, die uns aus den späteren Zeiten übrig geblieben sind, der Fall ist!

Ich sehe daher in diesen Werken eine Kunstpoesie gleichsam innerhalb der Volkspoesie, ich sehe darin, wie schon im Walther, den Uebergang von der alten Simplicität und Heiligkeit des Volksgesangs zu der Entstellung desselben durch subjective Bearbeitung, und daher rühren schon im Walther jene Späße und jene Effectscenen, die ein ächtes Volkslied nicht kennt, weil es ernst ist wie das Leben selbst, das es in unmittelbarer Wahrheit von der Seite seiner Größe, nicht seines Scherzes abbildet. Indem das deutsche Volkslied sich jetzt den Zeiten näherte, wo der Kunstdichter sich der Verwaltung der Poesie annahm, kam es lediglich darauf an, wie groß es an Umfang, wie erhaben es nach dem Inhalte, wie feststehend in der Ueberlieferung, wie geheiligt im Ansehen es war, es kam auf sein höheres oder geringeres Alter an, und nach Allem diesem bestimmten sich die Schicksale die es litt. Wer sollte es wagen, an dem Inhalte der alten, ehrwürdigen Dietrichsage zu meistern oder zu ändern? welcher Dichter wäre im Stande gewesen, den Geist der Nibelungen umzusetzen und einer freieren Umarbeitung wieder einzuhauchen? Verachten konnte man ein solches Gedicht, aber kein ähnliches erschaffen. Die ältesten Erinnerungen der Nation lagen darin nieder, sie galten Jahrhunderte als geschichtliche Erinnerungen, bis die weisen Historiker sie zu vertilgen suchten; allein Niemand wagte die Tradition anzutasten und das Volksgedicht trotzte dem Zeitgeschmack und dem Eifer der größten Dichter der Nation. Nicht so glänzend oder wenn man will glänzender war das Geschick einer Gudrun. Aechte alte Sage liegt zu Grunde, schwerlich aber so alt wie die Dietrichsage; großer Umfang mochte

[s]einer eigen sein vom Anfange, aber es war kein so endlos weiter, [w]ie der Boden in dem diese ihre mächtigen Wurzeln schlug. Daher [m]ochte sie leicht schon mehr den letzten Bearbeiter zu glätten und [z]u feilen. Was aber mochte das für ein Volksgedicht sein, das, [w]ie die Quelle des Rother, nicht einmal seine Heimat, seinen Namen, seine Geschlossenheit, seine Hauptfacten, seinen Charakter und Geist, seine eigenthümlichsten Schönheiten behaupten konnte, sondern bis auf die letzten Spuren vertilgt hat: denn was ist vom Rother nur in der Erzählung der Vilkinasage zu erkennen, als der Rumpf vom Gerippe? oder was hat Rother von dieser Erzählung beibehalten, als die vagsten Züge? oder was daran gescheut und unverändert und unveräußert gelassen? Und was ist überhaupt der epische Kern dieser Dichtungen, die endlose Verse häufen um ein einziges Factum, ein Ding, was das Volksepos, das Fülle der Handlungen sucht, ganz eigentlich flieht und vermeidet? Und was ist ihr innerer Kern anders, als jene Ideen von Dienstmannschaft und Herrenpflicht, die nur eben dann aufkommen konnten, als man sich über diese Verhältnisse überhaupt besann, was nur seit den Ottonen anfing lebhafter zu geschehen, in welche Zeit wir eben dieser Dichtungen Ursprung setzen zu müssen glaubten. Ganz derselbe Geist scheidet die spätere Karlssage von der früheren, ganz dieselbe Trockenheit auf der einen, dieselbe Jagd nach Witz auf der anderen Seite, ganz dieselben Aehnlichkeiten, Reminiscenzen und Wiederholungen, ganz dieselbe Armuth, dasselbe Kopfzerbrechen über das Erweitern und Fortspinnen der Erzählung mit dem steten Rückfall in das hundertmal Dagewesene. Dies ist der nämliche Fall mit dem britischen Epos; Alles was wir davon durch Franzosen überkamen, beruht auf einer späteren größtentheils eben so gut erdichteten oder durch Erdichtung vom Einfachsten zum Vielfachsten angewachsene Sage, wie die französischen Vasallensagen; sie verhalten sich ganz zu der ächten Merlinsage oder zu den noch älteren Bardenliedern, wie ein Reinald oder selbst schon ein Willehalm zu Conrads Karl und zu verlorenen Romanzen oder dem Rolandslied, ganz wie ein Rother zu den Nibelungen und dem Hildebrandliede. Das Geschichtliche ist in allen drei Abstufungen im stetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare in stetem Wachsen; die objective Treue, Scheu vor der Tradition, Wahrheit und Lebendigkeit hält Schritt mit jenem und die subjective Zu-

dringlichkeit der Dichter mit diesem; der würdevolle Ernst fällt mit jenem und das Komische steigt mit diesem; die Wirkung des Ganzen wechselt mit der Wirkung der Theile; die alten Verhältnisse werden von neuen verdrängt, größere von kleineren. Das Vaterland, das Christenthum, der Heldengeist athmet in den britischen, den fränkischen, den deutschen alten Sagen; das Ordenswesen, das Vasallenwesen tritt später an seine Stelle und wird seinerseits immer unwürdiger, und Alle diese Veränderungen halten mit der Geschichte ganz gleichen Gang. Wie jene älteren Epen sich einst an die Geschichte gelehnt und dann von ihr entfernt hatten, so lehnen sich diese Epen nur in bloßen Namen oft an jene älteren Gedichte und geben zuletzt auch sogar diese Anknüpfung auf. Nicht anders lehnt sich der Roman des Antonius Diogenes an Homer und die Alexandersage, nur daß hier die ganz neuen Liebes-Empfindungen eine größere Kluft machen, als die neuen Ideen von Lehnsmannschaft und dergl. in den mittelaltrigen Romanen. Einzelne Dichter, welche die Sagen gestalten, müssen wir hier, der Armuth der Erfindung nach, überall annehmen; Erdichtung, Hinzudichtung, Umdichtung herrscht hier überall vor; und daß die Namen der Dichter nicht bekannt sind, kann als kein Argument hiergegen gelten, da in jeder aufkeimenden Periode der Kunst, die aus dem Volke selbst emporkommt, die Namen im Dunkel bleiben, da selbst im vorigen Jahrhundert in Deutschland noch fast jedes Originalwerk ohne Namen erschien und ohne den literarischen Verkehr unserer Zeiten auch manches wohl namenlos geblieben wäre. Es mag mir denn vergönnt sein, wenn ich Werke dieser Art nach dem Muster der Franzosen, die ihr eigentliches Volksepos mit richtigem Tacte unter einer eigenen Benennung von dem bloßen Romane trennen, Roman nenne. Ich sehe diese epischen Romane in demselben Verhältniß zu jenen poetischen Erzählungen einzelner Ereignisse, welche ich den epischen Rhapsodien im zweiten Kapitel entgegensetzte, wie das wirkliche Nationalepos zu diesen rhapsodischen Liedern. Ich leugne, um ja recht deutlich zu sein, das Volksmäßige darin nicht, allein ich sehe das Volksmäßige in den Epen durchaus nur als gradweise unterscheidbar und geschichtlich bestimmbar an. Historische Anlehnung ist die erste Bedingung; lange ungestörte Entwickelung und Reife ohne das Zuthun von Kunstsängern muß hinzukommen. Wo ich die erstere gar nicht oder will-

ändlich gemacht finde, wo ich in der Fortbildung eben so die Willkühr vorwalten sehe, wie wir im Rother fanden, da tritt der Dichter in den Vorgrund[126]) und die Sage wird nur noch ein Werkzeug für ihn, mit dem er frei schaltet. Hier würde ich die Grenze des Volksgedichtes setzen, dem der Stoff heiliger ist als die Form. Auch in den Nibelungen, auch im ächten Volksgedicht, fanden wir, hatten solche willkührliche Fortbildungen Statt, wie wir z. B. in dem Einschieben der Pilgrin und Rüdiger fanden, allein diese störten den Organismus des Gedichtes nicht in dem Maaße, daß nicht das Ursprüngliche vorwaltend geblieben wäre. Wie aber das Deterioriren des Volksgedichts jetzt fortwährend steigt, und wie dies immer in einem gewissen Verhältniß mit der Neuheit, mit dem jüngeren Alter der Stoffe zu stehen scheint, wollen wir jetzt an einem weiteren Beispiele sehen, das uns den Uebergang auf die neue Zeit und auf die Eigenthümlichkeit der neuen Kunst noch bestimmter anzeigt. Sahen wir im Rother nur äußerliche Einwirkung von Byzanz, muthmaßten wir im Salomo und Morolf Spuren von innigerer Durchdringung deutscher und südlicher Stoffe, so sehen wir dagegen im Herzog Ernst von Veldegk Einheimisches und Fremdes, Nationales und Antikes auf eine rohe Weise aneinandergeknüpft; in einer ähnlichen Art steht so in der Eneit Altes und Neues fremd nebeneinander, daß man beide Werke zugleich vorwärts und rückwärts schauen und das Heterogene so grell nebeneinander sieht, daß man in der That mit der schärfsten Kritik keinen besseren, schlagenderen Repräsentanten zur Bezeichnung dieser Uebergangsperiode finden könnte, als diesen

---

126) „Ein Nationalgedicht, das dem Munde des Volkes entnommen, der Willkühr eines Einzelnen Preis gegeben wird, hört auf es zu sein, und es verschlägt wenig, wenn man nachweisen kann, daß in einer Dichtung manches als Volkssage gegolten." Dies sagt Grimm in Bezug auf Herzog Ernst; es gilt auch schon von Rother. Daß der Dichter nicht mit eignen Ansichten und Worten sich kund giebt, wie dies seit Veldegk geschah, wird Niemand einwenden wollen, denn dies ist ja nichts als eine Mode, die am Ende des 13ten Jahrhunderts wieder schwand, nachdem das Selbstgefühl der Dichter in dessen Mitte den höchsten Gipfel erreicht hatte. Wie kann sich aber die Subjectivität des Poeten greller kund geben, als wenn er, weil er in Constantinopel war, ein ganzes Gedicht von seiner Bühne, aus seinen Namen entrückt und vielleicht eine Fortsetzung hinzudichtet?

Heinrich von Veldegk, den schon Gottfried von Strasburg al den ersten höfischen Sänger auszeichnete[137]).

Ich will aber die Erörterung über den Charakter des Dichter noch einige Augenblicke bis auf die Erwähnung der Eneit verschieben, wo sie sich bequemer schickt, hier suche ich nur das Verhältniß des Herzogs Ernst[138]) zu dem geänderten Zeitgeschmacke zu ermitteln. Wir sahen bereits das historische Volksgedicht, wie es in der Heldenzeit der Völkerwanderung entstand, in der Zeit, wo Elemente eines moderneren Lebens eindrangen, absinken; oder wir sahen, daß, wie einst der Uebergang aus engen Nationalverhältnissen zu den großen beim Umsturz der römischen Welt gemacht ward, so auch ein ähnlicher Uebergang von der poetischen Erzählung einer einzelnen Begebenheit zum rhapsodischen Epos Statt hatte, und daß dann mit den abermals verengerten Verhältnissen auch der Volksgesang beschränkter ward. In der fränkischen Zeit sank aber das Leben und die Kunst zu noch einer tieferen Stufe herab, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn in dem ersten Theile des Herzogs Ernst, der sich mit den einheimischen Schicksalen dieses unruhigen Stiefsohns Conrads II. beschäftigt, die Poesie noch um einen bedeutenden Grad geringer ist als im Rother, ja daß sie an den Ton der Chronik und Historie erinnert. Geschichte aber und wirkliche Chronik ist darum dieses Gedicht eben in diesem ersten Theile nicht, sondern im Allgemeinen ist es so gut Volksgedicht, wie nur irgend etwas anderes diesen Namen verdient, was im Munde des Volkes war und vielfach verändert worden ist. Wenigstens dünkt mir, daß in keinem Theile unserer größeren Volksdichtungen das Localisiren und Accomodiren und das kecke Verändern so sichtbar sei, als gerade hier, und daß nur einzelne beliebte Volkslieder späterer Zeit sich in so auffallenden

---

137) Tristan. V. 4736. Er inpfete daz erste ris
in Tiuscher zungen,
davon sit este ersprungen
von den die blumen kwamen,
da si die spähe uz namen
der meisterlichen funde u. s. w.

138) In der Sammlung von van der Hagen und Büsching, im ersten Theil; wo man in der Einleitung das hier Mangelnde suchen muß, womit man dann verbindet, was Grimm dagegen in den Heidelb. Jahrbüchern 1809 eingewandt hat, und dann die Jenaer Lit. Zeit. 1810 und das altdeutsche Museum II. p. 254.

Metamorphosen zeigen lassen. Denn das kann doch unmöglich das Werk Eines Dichters sein, daß hier der Herzog Ernst zum Theil die Rolle von Ludolf, Otto's I. Sohn spielt, daß Otto I. hier Otto der Rothe ist, und Conrad II. Otto I., daß Otto der Rothe die Adelheid zur Gattin hat, die die Mutter von Herzog Ernst ist, der mit Heinrich von Baiern in Feindschaft lebt und was derglei- chen Confusionen mehr sind, die doch wohl den Volksmund so sehr verrathen, wie nur etwas? Wohl aber kehrt diese Sage wieder zu neuerer historischer Anlehnung, sie leitet im überall zu beobachten- den geschichtlichen Kreislauf auf die Quelle zurück, von wo das historische Volksepos überhaupt ausging, und zeigt daher am Ende deutlich, unleugbar ganz die gleichen Verirrungen der historischen Personen, wie die Dietrichsage auch. Daher kann man sie eben- sowohl wieder als den Anfang einer neuen Periode betrachten und an diesem Beispiele zeigen, wie auch die neue Poesie des 12ten und 13ten Jahrhunderts von bestimmterer historischer Anknüpfung ausgeht, eben wie auch in Frankreich Benoit de Sainte More mit seiner Geschichte der Herzoge der Normandie unter den ersten Dichtern erscheint und Robert Wace in seinem Romane de Rou und im Brut gerade so zwiespältig erscheint wie Veldegk in Deutsch- land, ein Zwiespalt der auch so weit geht, daß man bei beiden Mischsprache und Spuren des nördlichen Dialects in der südlichen Sprache entdeckt. Im weiteren Verlauf der Dinge kehrte aber an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts die Dichtung wie- der auf diese Gattung zurück, und dort erscheint Lohengrin mit der Mischung der abentheuerlichsten Sage zur chronikartigen Ge- schichte ganz genau in demselben Verhältniß zu dem ungleichen und doppelartigen Herzog Ernst, in welchem wir den Wolfdietrich und den Salomo und Morolf zu Rother gefunden haben und finden werden. Was nur dieses Volksgedicht so mager ließ, ist die kurze Zeit, die ihm zu seiner Entwickelung gegönnt war, und der geänderte Geschmack, dem dieser Stoff wenig mehr zusagte, und die zu ausgebildete und geschriebene Geschichte, die bei den eigenen Begriffen der Zeit von Glaubwürdigkeit und Wahrheit eine poetische Entfernung von der Geschichte nicht allzuweit mehr gestattete; je mehr die Geschichte sich der Begebenheiten des Lebens bemächtigte und hier Boden gewann, desto mehr Boden verlor die Poesie in den wirklichen Ereignissen und sie flüchtete daher jetzt in

die Ferne, nahm ihren Stoff aus alten Zeiten, aus der Fremde oder erdichtete ihn geradezu und suchte ihn grosartig mit den Ideen der Gegenwart zu durchdringen. Hier ist deshalb die höchste Spitze und Scheide des alten und neuen Geschmacks. Man sieht an der Trockenheit dieses ersten Theils des Herzog Ernst, wo wir nichts finden als einen Sohn, der seine Mutter zu einer 2ten Heirath mit dem römischen Vogt bestimmt, der von Pfalzgraf Heinrich verleumdet seiner Lehnen beraubt wird, diesen nachher ermordet, dafür bekriegt wird und zuletzt das Land räumen und das Kreuz nehmen muß, man sieht an dieser Trockenheit eben so wie an dem Schwankenden und Irren in der Anlehnung an eine junge Geschichte, wie diese Art von Volkspoesie ihrem Ende nahe ist; und auf der anderen Seite findet nun gerade das, was von dem Dichter willkührlich an Herzog Ernst, wie anderswo im Volksbuche eben so willkührlich an Heinrich den Löwen geknüpft, was ausländisch und alt ist, gerade dies findet jetzt Eingang, gerade dies verdrängt das früher Volksthümliche aus seiner Stelle, und wird seinerseits selbst volksthümlich und ein Lieblingsgegenstand der Dichtung und Lectüre. Auch ist dies offenbar die Lieblingspartie des Dichters gewesen, denn während in dem ersten Theile außer dem was ihn im Allgemeinen charakterisirt, außer der zarten und edeln Gesinnung, die sich da ausspricht, wo der Dichter in Person auftritt und urtheilend und fühlend seine Erzählung unterbricht, außer der schönen Einleitung die voll herrlicher Frömmigkeit und so gegen die falschen Gemüther gerichtet ist wie Gottfrieds im Tristan gegen die saueren, und außer der Stelle etwa wo Adelheit des Nachts für ihren Sohn den Kaiser bittet, nichts in der Erzählung ist was für ihre Nüchternheit und eine gewisse Neigung zum Moralisiren entschädigte, so ist im zweiten Theile eine anschaulichere Darstellung und es herrscht der wohlthuende freundliche Ton des Mährchenerzählers, den man hier noch mehr als die späteren gelehrten und buchmäßigen Dichter reden hört.

In diesem zweiten Theile der sich allerdings sehr wunderlich neben dem ersten ausnimmt, treffen wir nun auf die alte griechische Vorstellung von der geographischen Ferne und von den Ländern und Menschen an den Weltenden, wie sie im Laufe der Zeiten unter alexandrinischen und morgenländischen Einflüssen sich gestaltet haben. Der Kreuzfahrer Ernst zieht nämlich nach Con-

stantinopel, begiebt sich dort zu Schiffe und wird vom Sturm nach Cypern verschlagen. Dort findet er eine leerstehende Burg voll Pracht, und mit Wetzel betrachtet er sich Pallast und Garten, deren Herrlichkeit im vorzüglichsten Styl des Feenmährchens geschildert ist, sie baden sich, gehen zur Ruhe und beim Aufstehen hören sie und sehen sie ein Kranichvolk zur Seite der Burg auf einer Aue reiten. Die Schnabelleute ziehen in die Burg ein mit einer geraubten Königstochter aus Indien, die der König gern zum Weibe haben wollte[139]). Nachts suchen sie die Jungfrau zu befreien und tödten viele von dem „Schnabelvieh," sie aber wird dabei verwundet und stirbt. Sie fahren ab und ihr Schiff wird an den Magnetstein im Lebermeer geworfen, wo sie unter Trümmern festgehaltener Schiffe sich beichtend zum Tode bereiten; als nur noch sieben dem Hungertode widerstanden hatten, giebt Wetzel an, sie sollten sich in frische Häute vernähen und als todt von den Greifen wegtragen lassen; bis auf Einen, der aus Zagheit zurückblieb, werden sie so erhalten. Nach einem kümmerlichen Leben im Walde, bei dessen Schilderung Veldegk in einem Tone spricht, der, wie auch die launige Erzählung von den Kranichen, bei Eschenbach Anklang fand, kommen sie zu den Arimaspen oder Cyclopen mit Einem Auge, stehen ihnen gegen die Plattfüße bei, es kommen Kriege mit Langohren, mit Vögeln, welche die Pygmäen bekriegen, mit den Riesen von Kanaan, und endlich mit den Babyloniern, worauf, als der Ruf von seinen Thaten erschallt, Ernst heimkehrt.

Man sieht, hier kann man die ganze Geschichte der Wundergeographie verfolgen. Wir finden die Riesen in Palästina; wir finden Homers Cyclopen und Pygmäen, deren erstere zu Herodots Arimaspen überleiten; von Plattfüßen und Langohren wußten Megasthenes und Duris zu erzählen; die Fabel vom Magnetberge, der das Eisenwerk der Schiffe auszieht, ist in 1001 Nacht zu finden und von orientalischem Ursprung, und die Sage vom Weg-

139) V. 2693.

Der konig yr sinen snabel bot
vil dicke an yr mündelin rot,
so begunde die mynecliche
weynen ynnecliche,
zcu gote sie tzu hulffe schre.
Es thut mir fur die guten we,
das sie leit den ungemach.
Yr hertze von leide brach
in lut berndem krache
offt, als ein dorrer spache.
Ich enwolde selber da nicht wesen,
solt ich da ymmer rich genesen.
Yn was kein ander rede kunt,
Müam, als die kranche tunt.

tragen durch Greife scheint eben dort zu Hause zu sein[140]). Wi[e] verbreitet alle diese einzelnen Sagen von Unmenschen, von den[m] Magnetberg, vom Lebermeer, unter welchem das rothe oder da[s] Nordmeer verstanden ist, vom Raube der Greifen schon vor, in un[d] nach Veldegk Zeit waren, haben Grimm und die Herausgebe[r] des Gedichtes nachgewiesen. Was Alles dieser Art schon Veldegk zu Gebote stand, war gewiß sehr bedeutend. Bald nach ihm schrieb ein Odo ein Gedicht über Herzog Ernst in lateinischen Hexametern[141]), in welchem diese alten geographischen Sagen schon in viel größerem Umfange erscheinen und das wirkliche gelehrte Kenntniß der alten Literatur verräth. Beide schöpften nun wieder aus einer älteren lateinischen Quelle[142]), unabhängig von einander, außer welcher Veldegk noch eine Chronik nennt[143]), die vielleicht nur den ersten geschichtlichen Theil enthalten und dann noch Schiff- und Reisebücher[144]). Sodann aber waren altgriechische Sagen und die Geschichte des Alexander und was sich alles daran knüpfte, so ungemein verbreitet schon zu jenen Zeiten, daß möglicherweise, wie Grimm und van der Hagen vermuthen, schon damals Reisen, wie die spätern des Monteville, in Deutschland existirten, daß die wunderlichen Reisen des Brandanus, die wir nur in einer spätern plattdeutschen Behandlung kennen[145]),

140) Merkwürdig ist die Stelle im Benjamin von Tudela, ed. Const. L'Empereur ab Oppyck. p. 111. Verum enimvero homines artem quandam excogitarunt, qua ex hujus modi funesto loco evadere possent: nam sumptos secum juvencorum pelles, si ventus ille irruat, eosque in mare concretum protrudat, arripiunt, ac se iis inserunt gladium singuli manu tenentes, pellesque intus consuentes, ut eo aqua penetrare nequeat; posteaque sese in mediam aquam projiciunt. Quos prospicientes magnae aquilae gryphes dictae, jumenta esse putant; et descendentes arripiunt eos atque in aridam exportant, iisque in monte aut valle ad devorandum insident. Sed homines inclusi festinant et illas gladiis caedentes occidunt, et e pellibus egressi incedunt, donec ad terram habitatam perveniant.

141) Ernestus, seu carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna, aut. Odone. in Martene thes. nov. anecd. Tom. III. Ueber sein Verhältniß zu Veldegk, siehe die Herausgeber in der Einleitung. p. VIII sqq.

142) V. 2049. Eventewr dirre mere
der erste deuzsch dichtere
zeu latine geschriben fant u. s. w.

143) V. 124. als in der kroniken stet geschriben.

144) V. 102. als in dem jungen ist geschriben
in den schepbuchen —. Vergl. die Note II. der Herausgeber.

145) In Bruns altplattdeutschen Gedichten.

[..]er weiß wie früh bekannt waren, und aus Lamberts Alexander [..]t jetzt gewiß, daß schon im 12ten Jahrhundert die Reisen des Apollonius von Tyrland, die so deutlich das Orientalische und Griechische einführen, in deutschen Gedichten gelesen wurden, obgleich [w]ir auch davon nur eine viel spätere Dichtung übrig haben. Diese [L]änder- und Naturwunder waren daher, wie auch Grimm anführt [u]nd mit Beweisen stützt, Allgemeingut der westlichen Welt geworden, und ich bemerkte schon oben, daß sie in Eine Reihe mit den alten und orientalischen Novellen zu setzen sind; wir sehen sie hier in roher Gestalt eingeführt, später aber werden wir sie in großer Freiheit behandelt, aufs vielfachste in den Gedichten der ritterlichen Poeten angewandt und benutzt finden. Auch hier sieht man, es gehörte ein Alexander dazu, an den sich diese Wunder anlehnten und der ein Held der Poesie und Sage des Ostens und Westens ward, um diesen Sagen eine so ungeheure Verbreitung zu geben, wie ein römisch-christliches Reich dazu gehörte, um den Novellenstoff über alle Welt auszugießen, und eine Zeit der Kreuzzüge, um alles dieses mit neuen einheimischen Ueberlieferungen und Vorstellungen zu vereinigen oder zu verschmelzen. Der Herzog Ernst ward übrigens einer jener beliebten Gegenstände, die nachher in die Volksbücher, und selbst in den jüdischen Dialect übergingen [146]). Ueber das Verhältniß unseres Gedichts zu diesen späteren Umformungen, so wie über die Zeit seiner Abfassung und ersten Bekanntwerdung und was damit weiter zusammenhängt, verweise ich auf die Einleitung der Herausgeber, um nicht, was bereits gesagt ist, unnöthig zu wiederholen [147]).

Im König Rother ist ein älterer volksthümlicher Stoff getrübt durch die blos äußerliche Bekanntwerdung des Orients. Wie unmittelbar die Kreuzzüge auf die Dichtung einwirkten, wie schnell diese sich geschichtlicher oder erdichteter oder entlehnter Stoffe bemächtigte, welche mit jenen in engster Beziehung standen, beweisen nicht allein die frühen französischen Gedichte von der Eroberung

146) Grimm a. a. O. p. 222.

147) Vergleiche die Einleitung p. XVI. sqq. Was die Zeit der Abfassung angeht, so möchte ich auch jene Stelle für entscheidend nehmen, die die Herausgeber in Note 12 beibringen, wo Graf Berthold III. von Andechs sich das libellum teutonicum de Herzogen Ernesten vom Abt von Tegernsee 1180 zum Abschreiben ausbittet.

Jerusalems, sondern auch in Deutschland ist im Grafen Rudolf[148]) der zwar wohl auch aus dem Französischen übersetzt ist (um 1170) ein Fragment enthalten, welches dasselbe Zeugniß ablegt, und welches, wie der Herausgeber bemerkt, viel wichtiger für den Geschichtschreiber der Kreuzzüge sein würde, als Rother, wenn das Gedicht ganz erhalten wäre. Im Ernst ist ein jüngerer volksthümlicher Stoff getrübt durch antike Ueberlieferungen, die mit der Bekanntschaft mit dem Süden allgemeiner verbreitet wurden. Im Biterolf[149]) aber ist Geist und Manier der britischen Dichtungen, die wir sogleich näher kennen lernen wollen, vielleicht nicht einmal in alte deutsche Sagen gedrungen, sondern irgend ein Dichter hat sich verleiten lassen, den britischen Romanhelden und Abentheuerern einen oder zwei deutsche gegenüberzustellen, und hat geschickt bei großer Kenntniß der deutschen Sagen seine Erdichtungen in irgend einen willkührlich herausgegriffenen Zeitraum eingeschoben. Ich erwähne dies Gedicht gleich hier, weil der Text, den wir besitzen, auf eine frühere Bearbeitung hinweist, die wohl ins 12te Jahrhundert hinaufreichen, also vom Ernst und Rother nicht entfernt liegen würde. Der Dichter bemächtigt sich, gerade wie die britischen in ihrem Gebiete thun, der Züge deutscher Sage, schildert Kämpfe und Fahrten, schließt noch die Liebe und den Frauendienst aus, hält die beliebten Riesenspäße fest und dergleichen mehr. Die Structur aber ist ganz die der britischen Romane; ein Vater von seiner Heimat getrennt; ein Sohn, der in täppischer Unbeholfenheit drei-

148) Grave Ruodolf. ed. W. Grimm. 1828. Der Herausgeber sagt p. 26. „So viel sich aus den geretteten Stücken entnehmen läßt, gewährte das Gedicht eine lebendige Darstellung des Zustandes, in welchem Palästina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreichs sich befand. Jerusalem selbst, der Sitz des christlichen Königs, die Kirche von einem Patriarchen versorgt, der beständige nur durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg mit den Sarazenen, die Ankunft neuer Streiter aus dem Abendlande, die wallenden Pilger auf der Landstraße, der Zwist des Königs mit seinen stolzen Vasallen, die an sich unnatürliche durch die Verhältnisse herbeigeführte Verbindung dieser mit den heidnischen Fürsten, die Einmischung des griechischen Kaisers, die Pracht seines Hofes, selbst einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher des Pilgers oder Empfang der zurückkehrenden Sieger vor Jerusalem durch die Geistlichkeit, welche Loblieder singt und das heilige Kreuz trägt, wie bei der Ankunft König Konrads, das Alles sind lauter der geschichtlichen Wahrheit gemäße Züge."

149) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser.

ehn Jahre alt, auszieht ihn zu suchen und der ganz jenen Helden der erwähnten Gedichte gleicht, die wir bald näher werden kennen lernen; dabei ist dann die Kürze und Trockenheit, welche in den ältesten dieser englischen Romane herrscht, vertauscht mit einem größeren Umfang, wie ihn die Franzosen lieben, und mit einem gewissen leichtsinnigen Ton der Erzählung, der wohl dem späteren Umarbeiter gehören könnte, und der mir schon einen Uebergang zu dem frivoleren Charakter der späteren Romane des 13ten und 14ten Jahrhunderts anzudeuten scheint. Die Ansicht, von der Wilhelm Grimm bei Erörterung der Entstehung dieses Gedichtes ausging, daß es mit Ausnahme von Einzelheiten eine bloße Erdichtung sei, hätte, dünkt mir, auch bei Rother angewandt werden sollen, dem aber nicht so sehr Geschlossenheit und Natur abgeht; allein nicht alles Erdichtete oder mit Erdichtungen Entstellte mußte ja nothwendig so elend sein. Wenn Rother durch die Lieblichkeit einzelner Stellen, wenn Ernst durch seinen Verfasser interessirt, so ist dagegen der Biterolf eine so langweilige und so leere Reimerei, wie wir doch nicht viele haben. Es ist unglaublich, wie diese Leute, gleich phantasievollen Knaben von einiger Präcocität der Bildung, ungeheure Massen von Versen aus den Aermeln schütteln, in denen man manchmal in tausenden kein rechtes Factum erbeutet und kein ordentliches Bild, wie sie sich an diesem ewigen Einerlei von übertriebenen Zweikämpfen, von langen Reden, von pomphaften Worten, von sonderbaren Namen, froh ihrer Autorschaft, vergnügen können, wo keine Spur von Leben, von Empfindung, von Gedanken aus dem Herzen auf's Papier kommt. Es kam nur darauf an, daß der Schreiber seine Lust irgendwie büßte; der Leser, auf einsamer Burg, bei mangelndem Verkehr; bei erschwerter Zugänglichkeit der Bücher, ließ sich gerne das Schlechteste gefallen, wie unser theaterlustiges Publicum sich die abgedroschensten Späße nachsichtig aufwärmen läßt, wenn sie nur irgend in einem neuen Kleide wieder erscheinen.

7. Einführung britischer Dichtungen.

Bis hierhin haben wir dem Verfall der Volkspoesie und historisch-dichterischen Sage zugesehen, und haben gefunden, daß sie theils geradezu verdrängt, oder mit Verpflanzung, Verwischung

und Verflachung durch gereiste Dichter entstellt, oder mit griechisc
morgenländischer Sage ungeschickt zusammengejocht oder nach d
Manier der britischen Dichter mit Erfindungen bereichert wa
Jetzt ist es daher nothwendig, auf die Einflüsse aus England od
der Bretagne aufmerksam zu machen, von wo man eine Gattu
von Romanen von sehr simpler Beschaffenheit einführte und
lieb gewann, daß sie fast jedes andere Interesse überwanden u
verschlangen. Wunderbar, wie sich in scheinbar so grundversch
denen Zeiten, wie jene Literaturblüthe zur Zeit der Hohenstauf
und der im vorigen Jahrhundert, fast alle wesentlichen Züge en
sprechen. Wir werden sehen, es ist ein Kampf zwischen Nation
lem und Klassischem auf der Einen, und Fremdem, Französisc
Englischem auf der anderen Seite; nur siegt damals, was diesm
unterlag. Der Einfluß aus England aber und der Sinn nicht n
für die englischen Romane und Poeten und namentlich für Ossia
also gar für das Galische, machte in der neuen Zeit ein auße
ordentlich wichtiges Element in dem Streite des Geschmacks au
eben wie damals. Beidemale hielt es oder leitete es die poetisc
Kunst hauptsächlich an, die Empfindungen der Liebe zum Haup
stoffe zu nehmen und überhaupt auf das Gefühl zu wirken un
weniger auf die Phantasie; und was Lessing von dem Einfluß de
englischen Literatur in der neuen Zeit sagte, daß hier der Gei
der Nachahmung für Muster gepriesen hätte, was in der Geschich
der Poesie als Ausartung erschiene, dies läßt sich von jenen Dic
tungen, die Deutschland vermittelt durch Franzosen aus der Br
tagne oder von englischen Briten seit dem Ende des 12ten Jah
hunderts überkam, mit noch viel größerm Rechte behaupten.

Um diesen Ausspruch wenigstens mit einigen Andeutungen z
erhärten, muß ich einen flüchtigen Blick auf die britisch-walisisch
Poesie und Sage werfen und deren Umgestaltung und Entartun
mit Winken bezeichnen, so viel das bei dem Mangel gründliche
und umfassender Forschung in diesem Felde, die von ächter Sprach
und Quellenkenntniß getragen wäre, gar für einen Fremden un
Entfernten möglich ist. Es ist dies einer jener gefahrvollen Puncte
von denen ich in der Einleitung sprach; ich möchte mit den folgen
den Bemerkungen gerne einen Kenner der walisischen und bretag
nischen Alterthümer, Geschichte und Sprache anregen, eine höch
empfindliche Lücke in der Literatur- und jeder Geschichte auszufüllen

um in Recht und Sitte und Poesie und allen möglichen Beziehungen ist ein Haupttheil der Grundlage der neuen Welt lediglich in jenen keltischen Nationen zu suchen, die das Substrat der modernen Zeit sind, wie die Pelasger das der alten, die wie diese gestürzt sind, fast ehe sie mächtig waren, und in Cultur entartet, ist ehe sie blühte. Wer uns ein Gemälde dieser Völkerstämme, ausgerüstet vor Allem mit historischem Sinne, zu dem aber freilich Vielseitigkeit der Kenntnisse und Gesundheit des Geistes eben so nothwendig hinzukommen müßte, zu entwerfen versuchte, der würde, je umfassender dies ausfallen könnte, ein desto größeres und wahrhaft dankenswerthes Verdienst um die Wissenschaft sich erwerben. Was ich selbst über den Gang der Poesie und poetischen Literatur der Walisen und Bretagner hier angeben kann, hält sich, da mir die Kenntniß der Sprache mangelt und wenige Quellen zu Gebote standen, ganz im Allgemeinen, und ruht mehr noch auf historischer Analogie, als auf einem Urtheil, welches das Ergebniß einer weiten Kenntniß vielfältiger Quellenschriften wäre. Ich gebe es gleichwohl mit einigem Vertrauen, weil ich den gleichen Gang mit der Dichtungsgeschichte jeder anderen europäischen Nation, mit denen ich eher ein wenig vertraut zu sein glaube, in deutlichen Symptomen auch an dem Wenigen wieder erkenne, was uns in Deutschland zugänglich ist.

Das Schwierigste bleibt immer der auffallende Charakter der Urzeit, der diesen Völkern anhaften blieb, und der um so schwerer für uns von dem Räthselhaften zu entkleiden ist, als sehr frühe fremde Einwirkungen seine reine Erhaltung störten, Einwirkungen, die wieder auf der anderen Seite kaum erkennbar sind, weil eben jene *scharfe* Eigenthümlichkeit der Nationen wieder die Unmittelbarkeit derselben aufhob. Gewiß ist, daß die walisische Dichtung in ihrem Ursprunge den reinen Charakter hatte, den wir nach so langer Zeit an den galischen Gesängen des Ossian entdecken, die sich eben in jenen Gegenden gestaltet und erhalten haben, welche den äußeren Einflüssen minder ausgesetzt waren. Die Lieder der walisischen Barden haben durchaus denselben oder doch den sehr ähnlichen Ton, wie die Gesänge Ossians, wenn sie von Macphersons Sentimentalität entkleidet sind, und sie nähern sich dem der nordischen, der scandinavischen Poesien. Dies verbürgt wechselseitig die Aechtheit der einen und der anderen. Dazu kommt daß die

Reste wälscher Volksmusik auf keinerlei Weise dem wunderlichen Wesen ihrer spätern Poesien vergleichbar sind, wohl aber die manchmal auffallendste Aehnlichkeit mit deutschem Volksgesang verrathen. Wo diese Bardenlieder historisch sind, hat Turner gezeigt [150]), sind sie von aller Fabel entfernt und haben vielmehr den elegisch-lyrischen Schwung, der auch dem Ossian eigen ist, der verknüpft ist mit einer Verwischung des Factischen, der auch eben so mit eben diesem Mangel am Factischen in dem historischen Klagwerk des Gildas durchweg herrscht, den man ja auch mit dem Poeten Aneurin für identisch hielt; dieser elegisch-lyrische Ton unterscheidet diese Dichtungen von dem dramatisch-lyrischen der Nordländer, in denen deßhalb auch das Factische nur nicht ganz so bedeutend in Unbestimmtheit schwebt. Zu den Zeiten aber, als man diese Lieder sang, mit den Thaten des Arthur und Urien, auf die sie sich bezogen, gleichzeitig, war schon römische Bildung und Christenthum in England eingegangen und gelehrte Bekanntschaft mit den Werken des Alterthums blühte dort in Zeiten, als noch alle Schätze geöffnet waren, und wo eine ganz andere Wirkung möglich war, als in Deutschland zu Karls und Otto's Zeit, wo die Verwüstungen der Barbaren vorausgegangen und nicht einmal Belehrung durch Bücher leicht war, die persönliche und lebendige Mittheilung und Belehrung aber durch Römer und Griechen selbst unmöglich. Mit der antiken Bildung aber mochte es gehen wie mit der christlichen; Römer und Griechen würden bald in dem was die Briten aus ihren Werken herauslernten, sich selbst so wenig mehr erkannt haben, wie die christlichen Apostel unter den Angelsachsen das Christenthum der britischen Mönche wiedererkennen wollten, das sie verzweifelter fanden als das Heidenthum der Sachsen. Fiel ja dem Cicero schon das Aufgedunsene und Bombastische in den Cordubensischen lateinischen Poeten und das ähnliche dem Seneca am Sextilius Hena auf, was würden sie nun zu der furchtbaren Latinität der Briten gesagt haben, nachdem die Römer die Insel geräumt hatten, und was zu den Vorstellungen, die sich aus antiken und aus cambrischen mischten. Seit der Zeit der sächsischen Invasion aber, wo den Cambriern die Heimat verleidete, wanderten

---

150) In der history of the Anglosaxons und der Vindication of the ancient british poems.

sie erst in Masse nach der Bretagne aus, wo sie aufs Neue mit Galliern und Römern, und später mit Deutschen und Normannen in Berührung kamen; einzelne aber streiften in der ganzen Welt herum und ihre Missionäre erschienen in der Schweiz und Deutschland und noch spät in Belgien thätig. Aus den walisischen Staaten gingen ebensowohl, wie aus den angelsächsischen, Prinzen, Geistliche und Gelehrte nach Rom; England blieb die Zufluchtstätte der alten Bildung, auch nachdem schon angelsächsisches, dänisches und britisches in Christenthum, in Kunst und Staat sich versöhnlicher zu mischen anfing. Habe ich also Recht gehabt, wenn ich in Mischung und Durchdringung von vielerlei unklaren Vorstellungen eine Hauptquelle romantischer Kunst nicht nur, sondern auch in der Reibung und Rivalität der Stämme eine Hauptveranlassung zum dichterischen Preis der alten Heroen entdeckte, so sieht man sogleich, wie England auch einer der ersten Heerde der epischen Poesie werden mußte, und daß was schon seit dem 6ten Jahrhunderte sich gestaltete, nachher in einem höheren Grade durch die Ankunft der Normannen wieder aufgenommen werden konnte, die noch viel mehr massenweise und einzeln zu Land, zu See, zu Fuß an allen Küsten und in allen Ländern mit allen Völkern in Verbindung kamen. Früher schon konnte sich die Sage von Prydain durch solche etymologische Kunststücke der Gelehrten, wie wir sie nun schon kennen gelernt, mit Römischem verbunden haben und daran knüpfte sich dann später die Aufnahme und poetische Erweiterung der livischen Erzählung gallischer Wanderungen, von der noch Nennius nichts weiß. Aus einer Zeit aber, die schon angelsächsische Einflüsse zeigt, würden wir jene Sagen von Vortigern und Hengist herleiten, die sich noch an die Geschichte mit einiger Sicherheit anlehnen und neben diesen erscheint noch bei Nennius Arthur nur erst im Hintergrunde. Wie in diesen Sagen selbst noch in der lateinischen Erzählung etwas Germanisches anklingt, so durchdringt sich Britisches und Sächsisches im Beowulf, einem angelsächsischen Gedichte, das in eben diesen Zeiten entstand; Geister, Seeleben, Bewachung der Küsten, Wortwechsel und Prahlerei der Helden, Naturscenen, ein gewisser sentimentaler Ton, die nebelhaften Gestalten und Thatsachen, die Stellung der Frau des Hrothgar, alles erinnert hier an Ossian oder die Bardenlieder, und dazu scheint die feste epische Form, die weder die Galen noch

die Scandinaven erhielten, von Virgil geradezu hergeleitet werden zu müssen, den im Beowulf nicht allein die Erwähnung des Jopas, sondern auch die Episoden von Hrothgars Sänger selbst ins Gedächtniß rufen. Jene Vortigernsage scheint mir nun noch ächt volksmäßig, etwa wie die Dietrichsage zur Zeit der Ottonen gewesen sein mag; dicht daneben aber entstehen, gerade wie wir einem zweiten Cyclus deutscher Volksgedichte in jener Zeit seinen Ursprung suchten, die Sagen von Arthur und Merlin, die weniger treu, mehr abentheuerlich und eigentlich um einen ganz neuen Helden versammelt sind, von dem die Barden wenig und zu Gottfried von Monmouths Leidwesen Gildas und Beda nichts wußten; die auch nicht etwa aus Unkunde oder zufälligen Gründen schwiegen, sondern weil eben kein Stoff da war, und weil jener Gildas, eben wie Fordun und Andere, Geschichtsbücher machen wollten, wo keine Geschichte war; wo aber diese fehlt, da fehlt es an Erdichtungen und Mährchen nicht, wie man überall und besonders deutlich auch unter den ähnlichen Verhältnissen in Spanien sehen kann; und wo man erdichtet und Mährchen macht, da fehlt es auch nicht an Uebertreibungen, worin diesen Briten und den Kelten überhaupt sich nur der Orient und Indien vergleichen darf; und es ist daher eine verzeihliche Einseitigkeit, wenn Leyden[151]) das Romantische von den Briten herleitet, und zu ihren Gunsten läßt sich gewiß so viel sagen, als für Warton's oder Percy's Hypothesen. Selbst der Theil aber von der Merlin- und Arthursage, welchen ich schon in Nennius Zeiten oder bald nach ihm entstanden denke, und der kein anderer ist, als den Nennius selbst schon andeutet, selbst dieser Theil scheint besonders in Armorica gepflegt und also nur etwa in dem Sinne einheimisch in Wales zu sein, wie die Siegfriedsage in Deutschland. Von dort wenigstens hat Gottfried von Monmouth die alte Chronik, die ihm der Archidiaconus Walther von Oxford gebracht, von der er solche Merkmale angiebt[152]), daß man die poetische Schreibart, wie sie diesen Leuten eignet, wieder erkennt, von der er in solchen Ausdrücken spricht, daß er ein Lüg-

151) In der Einleitung zu der complaynt of Scotland.
152) Er sagt z. B., er habe die lateinische Sprache vorgezogen und Prosa: nam si ampullosis dictionibus paginam illivissem, taedium legentibus ingererem, dum magis in exponendis verbis quam in historia intelligenda ipsos commorari oportuit!

der von unverschämter Geschicklichkeit sein müßte, wenn er diese Quelle rein erdichtet hätte[153]). So thöricht es ist, wenn unsere gewissenhaften neueren Gelehrten, die voll Ueberlegung, Scrupel und Wahrheitsliebe sind, in jedem Geschichts- und Sagenwerk jener Zeiten und Menschen Treue und redliche Scheu vor der Ueberlieferung und alle Eigenschaften, die sie selbst auszeichnen, suchen, so thöricht würde es sein an solchen bestimmten Versicherungen überall zu zweifeln; die kindliche Einfalt dichtet und lügt, sie lügt und dichtet ohne Sünde, sie thut es in Nationen wie in Individuen, und Niemand muß hier gleich Fälschung und Betrugsucht wittern; allein wo weder ein äußerer Nutzen noch eine innere Befriedigung der Einbildungskraft abzusehen ist, da muß man im Unterschieben so übler Absichten vorsichtig sein. Was nun den geschichtlichen Theil von jener Chronik angeht, so lasse ich diesen hier natürlich bei Seite, denn es ist dies Werk nach Gottfrieds Mittheilungen so gut unter die Hunnibalde zu stellen, wie so vieles Andere; es dient schon ganz so zu einem Rahmen für Novellen und Legenden, ist schon ganz so voll von Ethnologien und Etymologien, wie die Kaiserchronik; und älter als wie Nennius möchte es wohl, wie auch Ellis meint, auf keinen Fall gewesen sein. Was aber die Sage des Arthur angeht, so soll in Bretagne der Eifer für diesen Helden, den sie vielleicht mit spätern einheimischen Heroen verschmolzen, ärger und der begeisterte Glaube an seine Wirklichkeit größer gewesen sein, als irgendwo[154]). Wer nun aber die Merlin- und Arthurgeschichten bei Gottfried liest, der wird finden, daß eine große Kluft sie in zwei Theile scheidet; in dem einen, der sich an Nennius anlehnt, herrscht ein ganz anderer Geist, als in dem zweiten, der von dem famosen Kriege Arthurs mit Lucius handelt; jener

153) Turner, vind. of the ancient british poems, p. 159. I believe Geoffrey to state the fact, when he says he found the history of Arthur in a book brought from that country (Bretagne). Perhaps if any of the lays or legends concerning the Daniel Dremrudd, or red visage, the Alexander of Bretagne, could be found, we might meet the prototype of Arthur.

154) Id. ibid. p. 160. Alanus de Insulis was born 1109 and he informs us, that if any was heard in Bretagne to deny that Arthur was then alive (sie erwarteten nämlich seine Wiedergeburt), he would be stoned. He says, who does not speak of him? he is even more known in Asia, than in Britain, as our pilgrims returning from the east assure us.

entspricht dem ersten Theile des altenglischen Romans von Merlin und dieser dem zweiten; dieser stimmt mit den Trojanersagen in den französischen Behandlungen des Dares, jener mit dem lateinischen Gedichte desselben Gottfrieds von Monmouth über das Leben Merlins, das Ellis analysirt hat. In diesen älteren Sachen finden sich eine Menge noch sehr roher Züge; es findet sich jene Neigung zum Spaßhaften, die wir in den deutschen Dichtungen bezeichneten, welche wir verglichen; es finden sich Anknüpfungen an die Geschichte und eine Ausführlichkeit, die in dem Späteren ganz mangelt, ja, jenes Gedicht von Merlin (1ter Theil) zeichnet sich durch seine Geschlossenheit und Lebendigkeit sehr vortheilhaft aus. Die Volksmäßigkeit dieser Erzählungen erhält überall her seine Bestätigung. Eine Menge einzelner Züge finden sich in den Romanen, die auch ins Deutsche übergingen, wieder; sie finden sich in den armoricanischen Lays; die Legenden walisischer Heiligen bestätigen die weltlichen Geschichten von Arthur und theilen ihrerseits neue mit[155]); und die wunderbare Erzählung von Merlins Geburt wird durch Aehnliches im Leben der heiligen Kentegern und David unterstützt[156]). Schon tragen aber selbst diese Erzählungen alle weit nicht mehr das einfache Gepräge der Vortigernsage oder gar der Bardenlieder; sie stehen mit ihren Wundern und Wunderlichkeiten davon ab, wie Rother vom Hildebrandliede. Die wildeste Romantik herrscht hier vor; diese Nation, wie sie nie zu verständiger und einfacher Beurtheilung des Lebens kam, gab sich ohne irgend eine Schranke der tollsten Uebertreibung am liebsten hin; dazu scheint das Geisterwesen hier uralt zu sein und wo die Mährchen der Bretagne Fremdes aufnehmen, scheinen sie mit Vorliebe das Feenwesen des Südens und das Wilde und Geisterhafte des scandinavischen Nordens zu ergreifen. So ist bekanntlich in ihren und den irischen Heiligenlegenden die schamlose Ueber-

---

155) Ellis specimens etc. Tom. I. p. 100. Note 2.

156) Pinkerton, vitae antiq. sanctorum. p. 200. Aus Jocelins Leben des heiligen Kentegern citirt Dunlop I, p. 214. folgende Stelle: Audivimus, frequenter sumptis transligiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque, defloratam corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujus modi huic puellae accidisse. Dies bezieht sich auf die Mutter des Heiligen, der ähnlich wie Merlin und wie Alexander in der orientalischen Sage geboren ist.

treibung so arg, daß sich die Kirche selbst und die Herausgeber der Acta Sanctorum davon wegwandten, und wer liest auch den chaotischen Wust und Geisterspuk des Brandan, ohne an Lucians wahrhaftige Historien zu denken? Und wo ja sonst nur ein Brite an einen Gegenstand rührte, konnte er das Fabeln nie lassen. Wie alle Geschichte der Bretagne, von Wales und Ireland mit wunderlichen Traditionen entstellt ist, weiß alle Welt; selbst wo, wie z. B. in der Reise des Giraldus [157]) in seinem eignen Vaterlande, die Gelegenheit so fern lag, müssen die abentheuerlichsten Gespenstergeschichten eingeflochten werden. Wie viel aber auch schon in diesen Sagen von griechisch-orientalischen Vorstellungen eingegangen sein mag? Man kann es wenigstens nicht wissen, ob Gottfried Alles, was auf dergleichen schließen ließe [158]), aus selbsteigener Gelehrsamkeit eingefügt hat; obwohl es darum wahrscheinlich wird, weil auch in seinem Leben Merlins eine gelehrte Unterhaltung zwischen Taliessin und Merlin eingeflochten ist, voll kosmologischer Ansichten und astronomischer, geographischer, naturhistorischer und mythologischer Vorstellungen, die zum Theil Reminiscenzen aus dem Griechischen sind, zum Theil sich ausdrücklich auf arabische Schriftsteller beziehen, die doch unter den Briten schwerlich lange vor Gottfrieds Zeit bekannt waren. Während der Zeit aber, wo die Arthursage in Bretagne sich so gestaltete, mochte auch vieles in England selbst sich fortpflanzen; Gaymar, der Dichter einer Geschichte der angelsächsischen Könige (noch vor Wace) spielt auf ein früheres Werk über britische Geschichte an, aus dem er den Gottfried verbessert habe; und so ist auch nicht wohl zu zweifeln, daß Gottfried wirklich auch Lieder benutzt hat [159]), denn man sieht diese sogar in den letzten Büchern aus der Uebersetzung wie in dem Leben des Merlin

157) Itinerarium Cambriae. ed. Dav. Poreli. Lond. 1585.

158) VI, 18. Maugentius von Vortigern über Merlins Geister-Geburt gefragt, antwortete: In libris philosophorum nostrorum et in plurimis historiis reperi, multos homines hujusmodi procreationem habuisse. Nam ut Apulejus de deo Socratis perhibet, inter lunam et terram habitant spiritus, quos incubos daemones appellamus: hi partim hominum, partim Angelorum naturam habent: et cum volunt assumunt sibi humanas figuras et cum mulieribus coeunt. Forsitan unus ex eis huic mulieri apparuit et juvenem istum in ipsa generavit.

159) I, 1. — Cum Gesta eorum digna aeternitatis laude constarent, et a multis populis quasi in scripta jocunde et memoriter praedicentur.

hervorleuchten; sodann aber ists auch möglich, daß schon aus Armorica früher das Werk, das Walther dem Gottfried gebracht, bekannt, und nur vergessen worden war [160]). Denn im Anfang des zwölften Jahrhunderts fing auch wohl unter den Wälschen erst wieder, unter dem Getümmel der Kreuzzüge, an denen sie gleich anfangs Theil nahmen, die lebhafte Theilnahme an ihren alten Gesängen an. So lautet die Stelle des Allanus de Insulis, die ich kurz vorher in einer Note anführte, wie der Ausspruch eines Mannes über ein ganz frisch erregtes Interesse. Nachdem aber nun in England der Heerzug Wilhelms des Eroberers geschehen war, nachdem man in Bretagne und durch die Normannen mit der Sage von Karl und Roland, und auf irgend eine Art mit Homer und Alexander bekannter ward, jetzt konnte auch die alte Sage von Arthurs nicht mehr genügen, und nun mußten große Heerzüge, welche die Kreuzzüge erneuten und welche die griechischen und fränkischen Sagen beschrieben, Kämpfe einzelner Helden und dergleichen in die Sage eintreten. Daher hat der Krieg Arthurs mit Lucius Tiberius bei Gottfried ganz einen andern Klang, eine Anordnung, einen Ton, der grundverschieden ist und wie im Titurel und ähnlichen Dingen treten die wunderlichsten orientalisch-griechisch-römisch-homerischen Heldennamen auf, ächte und erdichtete, wie z. B. im Alexander der Späteren. Auch die Tafelrunde überhaupt und gar der Graal, der in dem englischen Gedichte von Merlin (im zweiten Theile) schon mitspielt, sind offenbar erst nach Bekanntschaft mit französischen Poesien in die Arthursage hineingerathen. Diese letzten Theile sind aber auch nicht mehr aus Gottfrieds erster Quelle, aus Walthers Buch, sondern hier citirt er den geschichtenkundigen Mann als mündliche Autorität. Dann scheint auch die Art wie schon Wace von der Arthursage spricht, auf plötzliche Verderbung zu deuten [161]).

---

160) Nach Ellis p. 100. sagt John Price, der mit Leland unter Heinrich VIII. in England die Mönchsbibliotheken untersuchte: Deinde in eodem libro ubi vita S. Dubritii recolitur, luculenta fit mentio de eodem Arthuro et de rebus ab eo gestis, ad eundem fere modum quo in hist. ab Gauffrido translata memorantur. Quam quidem vitam longe ante Gauffredi tempora in ecclesia Laudaventi, divi Dubritii memoriae dicata, quotannis ab ipsius ecclesiae cultoribus repetitam fuisse liquet.

161) En cele grant paix que je di
furent les merveilles trouvées, Qui d'Artus sont tant racomptées.

Und jetzt schließen sich jene Romane von den Tafelrunden an, nachdem durch Lieder und durch Gottfried deren Viele als historische Figuren accreditirt waren; eine neue Reihe von Gedichten, ärmer an Erfindung, wachsend an Umfang, baute sich an diesen Namen auf, ganz wie die Romane von den französischen Vasallen, ganz wie die spätern deutschen Sagen; die wenigsten der Helden dort haben auch nur dem Namen nach eine historische Beglaubigung oder alte Autorität, gerade wie die, welche die spätere Erzählung in Deutschland um Siegfried und Dietrich versammelt; das Meiste ist ohne allen Zweifel reine Erdichtung, die nur hier noch sichtbarer, als in den französischen und deutschen und griechischen Romanen die volksthümlichen und beliebten Züge der alten Gedichte festhält, und noch unbeholfener und langweiliger variirt. Fauriel und Andere haben daher hier durchaus keine historische oder volksmäßige Grundlage anerkennen wollen. Und gerade diese Gattung ist es, die in ganz Europa sich alsbald reißend verbreitete; je schneller man den trockenen Ton des chronikartigen Gedichtes, womit man, gleichfalls bestimmt von den Briten, unter den Normannen anfing, satt ward, um so begieriger ging man auf diese neuen Stoffe über. **Ihren Werth und ihr Ansehn gab ihnen nichts als ihre Neuheit**, und das vorwaltende Element der Courtoisie und Frauenliebe, das zum erstenmale hier Eingang in die epische Poesie fand, wenigstens in der Weise, wie sie der ritterlichen Sitte der Zeit zusagte und gefallen müßte, wie sie bald nothwendiges Requisit für jedes Gedicht ward und von da bis auf die neueste Zeit zum offenbaren Schaden der Poesie geblieben ist, in die sie eine Eintönigkeit dadurch gebracht hat, die einem Griechen viel unangenehmer auffallen müßte, als uns das ewige Thema der Götterscheu, das jedes der unzähligen griechischen Dramen durchdrungen haben mag, das doch wenigstens ein Gegenstand ist, welcher der Phantasie viel freiern Spielraum zum Eingang in alle Verhältnisse des Lebens und alle Leidenschaften des Menschen läßt. Diese Stoffe stritten mit dem Altklassischen, welches zugleich mit ihnen über Europa kam; wenigstens scheint der Iscanus, dem man den trojanischen Krieg, der unter Dares Phrygius Namen geht, zuschreibt, in

---

ne tout mensonge, ne tout voir; Ne tout faulte, ne tout savoir;
tant out li compteour compté, Et li fableour tant fablé,
pour les comptes embeleter, que tout ont fait fable sembler.

diese Zeiten des Gottfried zu fallen, und da unglücklicherweise die Trojanersage durch diesen Dares eingeführt ward; der wahrscheinlich in England und vielleicht durch einen Briten und bereits dem neuen Geschmack accomodirt entstand, da auch die Alexandersage mehr in Entstellungen als in reinerer Gestalt gesucht und geliebt ward, so konnte man erwarten, welcher der beiden streitenden Style in der Kunst dieser Zeiten das Uebergewicht erhalten würde, oder wie sich das Antike würde fügen müssen, wenn es Eingang finden wollte. Dennoch ist in der besten Zeit eine Art von Durchdringung beider, dieses neuen und des antiken Elements, unter den größten Dichtern nicht zu verkennen, nur ist es minder deutlich als in der neueren Zeit. Bald aber kehrte man ganz entschieden zu der Trennung zurück und während Thomasin zu der antiken Weisheit neigt, so setzt Rudolf von Ems einen Lambert herab und hebt wohl dagegen einen Ulrich von Zazichoven.

Dieser ist nämlich einer der deutschen Dichter, der uns ein solches britisches Gedicht übersetzt hat, noch im zwölften Jahrhundert (1192) und ganz in jenem strengen, trocknen Ton, der noch die größere Seltenheit und Ungewohnheit des Dichtens oder das gewissenhaftere Anschließen des Dichters an sein Original verräth, das er auch selbst bezeugt [162]), und das in jenen Zeiten so lange angenommen werden muß (und bei Einzelnen noch länger), bis Heinrich von Veldegk in seinen Werken den freien Ton und die begleitende Stimme des Dichters in die Erzählung einführte, was ihn gleich als einen ganz deutschen Mann bezeichnet; denn jedem besten unter den Dichtern damaliger Zeit in Deutschland ward es in den nüchternen Dichtungen der Franzosen zu enge und ihre lebhafte

162) Cod. Pal. 371. fol. 174. b.

Diz selbe gedichte, also ich euch berichte,
do ist nicht noch zugeleit, wanne also ein welsches buch seit,
das uns zu erste wart erkant, do der kunig von engelant
wart gefangen also got wolte von dem hertzogen lupolde
und er in hohe schetzte. Der gevangen kunig ime saste
zu gesellen edel herren von fremden landen herre,
die bevalch aber keyser Heinrich in tütsche land also umb sich,
also ime riet sin wille. Hüc von morille
hiess der selben gesellen ein, in des gewalt uns vor erschein
das welsche buch von lantzelet; do trang in lieber fründen bet,
do diese not nam an sich von Zezichoven Ulrich,
und er richten begunde in tütsche also er kunde
dis lange frömde mere, durch nicht, wanne das er were
in der frowen hulde deste baz.

innere Theilnahme und Beschäftigung machte sich gewaltsam Luft, indem sie mit Gefühlen und Betrachtungen die monotone Erzählung unterbrach. Es ist nicht meine Absicht den Lanzelot dieses Ulrich oder den Tristan des Eilhart von Hobergen, aus der ähnlichen Zeit, zu analysiren und lange Zeit damit zu verlieren, zumal da sie beide nicht gedruckt sind; ich will vielmehr, je weniger auf diese schlechten Machwerke ankommt, aus ihnen und anderen, aus Wigamur, der vollkommen den Charakter dieser Dinge trägt, aber blühender in Sprache und Vortrag ist und im oft schnurrigen Ton der Erzählung sein Zeitalter verräth, und aus Iwein und Wigalois, auf die ich dann allein der Dichter wegen zurückkomme, zusammenstellen, was mir die Art der Sage und des Stoffes und die Behandlung zu charakterisiren scheint, und will so versuchen, dem Leser ein ungefähres Bild von diesen Dichtungen zu geben. Ich habe dabei nur die ältere, ursprüngliche Gestalt im Auge, die uns in allen den genannten Stücken, im Wigalois schon nicht mehr ganz, erscheint; bekannt ist, wie später, als man diese Dinge in ganz Europa kennen lernte und einbürgerte, der Tristan verändert ward, von dem schon Eilhart verschiedene Sagen kannte[163]) und mehr noch der Lanzelot, der sich in dieser älteren Form nur noch bei Ulrich erhalten zu haben scheint und durch Chretien von Troyes und seine Fortsetzer schon in Frankreich einen viel weitern Umfang und einen ganz andern Inhalt erhielt. Man darf muthmaßen, daß die Bretagne diese weiteren Sagen gepflegt hat; vielleicht gibt bloß der wahrscheinlich bretagnische Ursprung dem Gwi le Galois seinen abweichenden Charakter, wenigstens möchte er in der Bretagne verändert oder ähnlich, wie wir am Rother sahen, fortgesetzt sein, indem sein letzter Theil eben so von dem ersten unterschieden ist, wie der zweite Theil des Romans von Merlin vom ersten; wie denn auch durch Percy und Ritson der Roman Lybeaus Desconus bekannt geworden ist, welcher eine einfachere Recension des Wigalois enthält, in der dieser letzte heterogene Theil mangelt[164]).

Da wegen Gottfrieds Tristan das sehr rohe Gedicht des Eilhart für uns wenig Werth haben kann, so will hier ich Ulrichs Lanze-

163) Cod. Pal. 346. fol. 173. b

164) Percy in den reliques T. 3. p. XV. sqq. und Ritson metrical romances T. 3.

lot zum Vorwurf einer kurzen Betrachtung machen [165]). Der Roman beginnt in einer Einleitung die Endschicksale der Eltern seines Helden zu berühren. Dieß kommt fast in allen Gedichten dieser Art vor; schon im Havelok, einem der frühsten aus dem bretagnischen übersetzten Lai, im Tristan, im Wigamur, im Wigalois, im Parzival u. A. und ist ein so nöthiges Stück in dem Hausrath dieser Romane, wie Entführungen und Versuchungen im griechischen oder eine gefährliche Werbung im deutschen. Es war nämlich, heißt es, ein König Pant von Genevis, streng, hart und kriegerisch, dessen sanftes Weib Clarine ihm einen Sohn gebracht hatte, von dem große Dinge waren geweissaget worden. Die Vasallen des Königs aber erregen, als das Kind kaum ein Jahr alt war, einen Aufstand und verwunden ihn, auf der Flucht stirbt er und eine Meerminne raubt der Königin ihren kleinen Sohn und führt ihn in ihr krystallenes Haus. So wird auch Wigamur von einer Meerfeie seinem Vater geraubt und Lanzelot, ist nur darin eigen, daß die Mutter ganz aus dem Gesichte verloren wird, (ein Fall übrigens, der wieder auf der anderen Seite oft in diesen britischen Dichtungen wiederkehrt, daß nämlich Personen, an denen man den lebhaftesten Antheil genommen hat, plötzlich verschwinden und nicht wieder erscheinen, ein Zug der die größte Kindheit der dichterischen Erfindung verräth); sonst ist es gewöhnlich, daß, wie im Wigalois, der verwaiste Sohn seine Aeltern aufsucht. Trennungen von der Heimath, von dem älterlichen Heerde und Erziehung in der Fremde und der Einsamkeit bilden in sämmtlichen Romanen dieses Ursprungs, den Iwein ausgenommen, ein weiteres nothwendiges Moment. In der Legende bildet Josophat schon eine ähnliche Figur. Schon hier will ich vorläufig aufmerksam machen, daß es höchst kindisch und unverständig wäre, wenn wir alle diese Züge, die sich so oft wiederholen und so oft behandelt wurden, als bloße Copien und müssige Geschichtchen ansehen wollten; vielmehr ist Alles äußerliche der Scenerie gewiß von der Mythologie und den Mährchen der Briten aus Urzeiten her Lieblingsmaterie der Nation, und alles was auf die innere Natur des Menschen geht, wie diese Erziehungsgeschichten, ist aus dem herrschenden Geiste je-

165) Wir haben davon auch eine kritische Ausgabe von Herrn Hahn zu erwarten.

er Jahrhunderte zu erklären. Ich verschiebe nur diese Erklärung bis auf den Punct, wo im Parzival das, was die Zeit und die Dichter bisher dunkel mit sich getragen, in einem großen Kopfe zum Bewußtsein und in seiner großen poetischen Schöpfung zur wirklichen Erscheinung kommt; bemerke aber hier andeutend, daß es einer Dichtung, die nur erst anfängt sich den inneren Menschen zum Gegenstande zu nehmen, ganz angemessen erscheint, auf die Erziehung ihrer Helden Aufmerksamkeit zu richten und aus der Art dieser Erziehung den Charakter der Helden herzuleiten. Wenn nun aber die Welt damals auf dem Puncte stand, wie wir aus der versuchten Charakteristik der Kreuzzüge schlossen, aus einem jugendlich beschränkten Kreise der Vorstellungen und Wirksamkeiten in einen plötzlich unendlich erweiterten überzugehen, in den sie sich schwer und für den Beobachter lächerlich genug hineinfand, so war es natürlich, daß sich dieß Verhältniß eben in den Dichtungen am deutlichsten aussprach, welche die betretene neue Welt schildern wollten, und dieß thun diese britischen Dichtungen eben so wohl, wie die letzterwähnten deutschen Dichtungen die alten Zustände ablegen und mit neuen vertauschen. Daher konnten alle diese Dichter kein schärferes Bild von dem innersten Wesen der ganzen Zeit entwerfen, als wenn sie einen solchen Knaben, der im Dunkel erzogen war, nun plötzlich und ohne alle Vorbereitung in die weite Welt schicken; und wollte daher in unsern Tagen Jean Paul einen ähnlichen Kampf zwischen der wirklichen Welt und den obscuren Jugendträumen schildern, so erzog auch er seine Helden in der unsichtbaren Loge oder in den Flegeljahren in solcher Weise. Noch aber verstehen diese wackern Poeten die Kunst der Erziehung und der Seelenmalerei gar zu schlecht. Sie wollen gern innerlich einen gewissen Charakter ihren Helden geben; da soll dann der Eine als ein solcher tappender Junge in den Tölpeljahren geschildert werden, den die Begegnung mit der Welt unglücklich macht und in sich zerwirft; ein anderer soll als ein Glückskind auftreten, und unser Lanzelot soll dann ein fröhlicher, wohlgemuther Bursche sein, dem nichts seinen guten Humor zerstören kann. Wir werden sehen, jene erste Aufgabe stellt sich Parzival in einer ganz überraschenden Weise und löst sie noch überraschender, und ganz psychologisch; ein ähnliches setzt Gottfried, mit etwas ungleicher Ausführung, entgegen im Tristan; jene Aufgabe des Lanzelot aber, die

einen ganz herrlichen Gegensatz zum Parzival abgäbe, einen Jüngling, dem nichts noch so Fremdes und Uebles die frische Lust des Knabenalters tilgen könnte, diese Aufgabe ist wohl genannt, und hernach noch einmal genannt, und wieder erwähnt, allein gelöst — nein, nicht einmal verfolgt; und was ihm selbst die gute Natur gibt, welche im Gefängniß und in Noth keine Trauer an sich kommen läßt, ist auf keinerlei Weise natürlich und geistig erklärt sondern es ist eine Folge — von den wunderkräftigen Steinen der Krystallburg; denn Steine, die in wunderbaren Sympathieen mit der menschlichen Seele stehen, ist etwas, was in allen diesen Romanen gleichfalls gar häufig wiederkehrt. Mit dieser guten Laune ausgerüstet, geht also der gute Lanzelot mit 15 Jahren in die weite Welt, versehen mit Waffen, die er nicht führen, und mit einem Roß, das er nicht reiten kann; und dazu erhält er die Weisung den stärksten Ritter der Welt, einen gewissen Moret von Dordona, zu bezwingen. Gerade so unbeholfen sendet auch die Herzelaude den Parzival aus und so auch Wigamur auf, welchem Gedichte man ein großes Unrecht gethan hat, wenn man es aus Parzival und Iwain und dem trojanischen Kriege zusammengesetzt nannte, weil wir diese Reminiscenzen uns ganz anders erklären müssen, wie wir gesehen haben. Ein guter Zug ist noch, daß jetzt Lanzelot an eine Burg kommt, wo ihn ein Zwerglein mit einer Geißel schlägt (auch im Erek ist ein solcher ungezogener Zwerg mit einer Geißel), was er nicht rächt, obwohl er doch der Burg böse wird; dieß deutet denn etwa sein Naturel an, im guten Gegensatz zum Parzival wieder, dem gleich die erste Beleidigung, die nicht einmal ihn selbst trifft, ganz irre und wild macht. Etwas zugestutzt wird nun unser Reitersmann, der statt des Zügels den Sattelbogen lenkt, in der Burg eines Jünglings Namens Joffrit, der ihm begegnet war, ähnlich wie Parzival beim Gurnamanz. Hernach begegnet er zwei kämpfenden Rittern die er versöhnt und mit denen er Gesellschaft macht. Irrende Ritter aber sind die Seele dieser Dichtungen, und nach dem oben angegebenen Gesichtspuncte sieht jeder von selbst ein, wie dieß mit dem Geiste des Zeitalters zusammenhängt, und wie man nicht wirkliche Vorbilder dieser Figuren in der wirklichen Welt suchen muß (obgleich es Reiseabentheurer im Mittelalter genug gab, die nur eher eine Folge als ein Muster dieser poetischen Figuren waren). Sie kom-

men denn zusammen auf Burg Moreiß, wo Galagandreiß wohnt, der die böse Sitte hat, seinen Gästen übel mitzuspielen, wenn sie das Geringste missethun. Haus- und Wegtyrannen, beleidigte Frauen und Reisende müssen natürlich ein vielfältig wiederkehrender Stoff in den Erzählungen von verliebten Abentheuern sein; und dann wollen wir auch auf die schmackhaften Namen merken, welche noch die späte Kunstpoesie der Italiener so unentbehrlich fand, die schon einem Wirnt anstößig waren, und deren Ursprung hier zu suchen ist. Vielleicht war es hier nicht die Absicht der Italiener, welche solche Namen schuf, leichter mögen die französischen Uebersetzer aus Unfähigkeit die wälschen Namen zu lesen, sie entstellt haben, so daß man denn nun neben den Genannten die entsetzlichsten Seitenstücke stellen könnte, als da sind: Ratschelesflonyr, und Dyartorforgrant und Terasoltrifentraut, und Grimaßmalin und Kathachypso. Daher herrscht auch in den Handschriften oft sehr verschiedene Schreibung von einerlei Namen[166]. Nun folgt eine verfängliche Scene mit des bösen Wirthes schöner Tochter, die von der Liebe bezwungen ist. Die Zuchtlosigkeit ist in diesen Dichtern, welche die Welt nicht mit den ernsten Augen, wie unsere Deutschen, und wie auch diese nur zum Theile, ansahen, beinahe grundsätzlich. Ueber die obscönsten Dinge wird hier ruhig weggegangen, als müsse es so seyn, und es ist sehr charakteristisch, wie hier Hartmann von der Aue und Wirnt von Grävenberg sich drehen und wenden, und der Sache eine Seite abzugewinnen suchen; im Lanzelet und dem alten Tristan aber ist das Häßliche nicht einmal mit dem Reiz der Darstellung verschönert; und was Ariost zwischen Ernst und Scherz predigte und Gottfried mit mehr Ernst als Scherz, das thut Eilhart mit dem heftigsten Ernst, der zornig den Teufel in die Gesellschaft der argen Verläumder ruft, die den guten Marke gegen den schnöden Ehebrecher Tristan — nur warnen. Am Morgen nach der ersten gastlichen Nacht erscheint der erzürnte Vater und fordert den Missethäter Lanzelot zum Messerwurf, Lanzelot sticht ihn todt, ohne Klang und Sang wird er begraben und die Tochter lebt als Weib mit dem Mörder. Solch ein durchaus stumpfes moralisches

166) So bemerke ich, daß Benecke zweifelt, wer im Wigalois v. 4041 die Gamanie sei; keine andere als Amene, die Mutter der Larie.

Gefühl herrscht hier überall; so im Tristan; und wenn in ähnlicher Art im Iwain die schöne Laudine den Mörder ihres Mannes gleich nach dem Begräbniß heirathet, so sieht man an der ganzen Darstellung das zarte deutsche Gemüth, mit dem Hartmann Alles aufbietet, um den schnellen Wechsel zu entschuldigen, und die Plötzlichkeit des Leichtsinns zu verdecken; aber dafür hat Ulrich noch keinen Sinn. Ich weiß auch nicht, ob es Unkunde ist, wenn mir scheint, als ob auch die Art, wie sich hier Lanzelot seines Sieges bemächtiget, eben wie Tristans Verfahren im Ermorden des Usurpators seiner Länder und selbst im Zweikampf mit Morolt nicht einmal fein ritterlich wäre, sondern ein bischen meuchelmörderisch. Und hier kann man leicht sehen, wie diese Romane gerade in dem Verhältniß zu dem früheren Ritterthume der Alten stehen, wie die Malagis und Aehnliches zu der Karlsage, wo auch schon der alten guten Ordnungen des Ritterwesens gespottet wird. Lanzelot zieht übrigens bald von seiner Burg wieder aus, und wo die gutmüthige Beraubte hinfort bleibt, erfahren wir nicht weiter. Wieder kommt er zu einem so gefährlichen Schlosse, wo ein gewisser Limer jeden, der bewaffnet zur Burg kam, zu tödten pflegte. Seine Nichte Ade nimmt dem Ritter vom See (denn so heißt er von seinem Jugendaufenthalt und jeder dieser Ritter der britischen Romane pflegt einen Beinamen zu führen) Antheil., allein ihr Ohm wirft ihn schonungslos in den Kerker; da aber Lanzelot den Streit den der Ohm seine Aventiure nannte, bestehen will, so wird er losgelassen, und dieser Kampf besteht nun darin, daß er erst einen Riesen, dann zwei Löwen und endlich den Herrn Limer selbst bestehen muß. Der deutsche Dichter Ulrich muß nicht viel britische Romane gekannt haben; er nennt diesen Lanzelot auch am Schluß eine fremde, eine sonderbare Mähre, und wie er hier von diesem Kampf redet, den Limer seine Aventiure nennt, scheint ihm das was ganz Unbekanntes, obgleich in allen diesen Epen dergleichen vorkommt, und zwar solches, woneben diese Riesen und Löwen, die natürlich alle darauf gehen, ein wahres Kinderspiel sind. So wundert Ulrich sich gleich wieder, daß die Sage nicht bemerke, was weiter zwischen Ade und Lanzelot vorgefallen sei. Der practische Deutsche kann sich gar nicht darin finden, daß diese Leute einmal im Verschmähen so launisch sind, als ein andermal im Begehren, oder daß sie beides gleich kalt betreiben. König Artus

hört indeß von Lanzelots Thaten, und sendet den Walwain nach ihm aus, der ihn unterwegs trifft und sich Kampfes mit ihm versuchen will; die Streitenden trennt ein Herold, und lädt sie zu einem Turnier auf der Wiese bei Zoiste, der Stadt des Gurnanz; Walwain folgt sogleich, allein Lanzelot fährt ihm erst später nach. Auch diese Situation ist in jeder dieser Dichtungen ein stehender Artikel; und daß nun auf dem Turniere der Held unbekannt erscheint und das Beste thut und alle die trefflichsten Helden von Gawan bis auf Keye niederwirft, das versteht sich nicht allein in diesem, sondern in allen Sagenkreisen des Mittelalters von selbst, und nur dem ehrlichen Sammler der Wilkinasage mochte der Gedanken kommen, daß diese Uebertreibung doch gewissermaßen eine Entschuldigung bedürfe. Die Jungfrau Ade mit ihrem Bruder begleitet den Lanzelot; sie kommen auf die Burg eines Herrn Mabus, welche die Eigenschaft hat, daß sie den Tapfern feige macht; daher kommt Lanzelot wieder einmal in einen Kerker, und wird wieder befreit, weil er sich wieder mit dem Besuchen einer Aventiure rettet. Diesmal fügt es nämlich der Zufall, daß eben jener Moret, den die Meerfei dem vom See als seinen Hauptfeind auf die Seele gebunden hatte, den Mabus belästigt. Die Sache ist, daß man in einem Walde an einem Brunnen eine Glocke mit einem Hammer zu berühren hat, worauf sich dann Moret zum Kampfe stellt. Ganz so, nur ein wenig ausgemalter, ist im Iwain ein Brunnen, mit einem Stein, auf den man mit einem Goldbecken etwas Wasser aus dem Brunnen gießt, worauf ein furchtbares Gewitter sich erhebt, nach welchem der Herr des Abentheuers erscheint. Noch ehe aber der Glockenschlag ertönte, räumt Morets schöne Tochter Iblis von Lanzelot, sie kommt zu dem Brunnen und warnt ihn, allein vergebens; er tödtet abermals der Tochter ihren Vater und giebt ihr dafür einen Mann, und ihr fällt so wenig wie jener früheren Jungfrau auf Burg Moreiß ein, sich einen Augenblick zu bedenken. Da nun der Held eine Frau hat, mit der es Ernst ist, so muß er doch auch einen Namen haben, denn bisher hatte er keinen; aber sein Vater ist todt, seine Mutter ist — Gott weiß wo; wer soll ihm den Namen sagen? Die französischen Sagen bemühen in solchen Fällen kurzweg einen Engel; hier ist's noch viel bequemer; es darf ja nur eine Frau der Meerfeie kommen und ihm verkünden, da ja nun

die große Aufgabe gelöst ist, daß er so und so heiße und Artus Schwesterkind sei, deren der Mann gar Viels hat. Au Artus Hofe wird denn auch Gelegenheit gegeben, die Tugend von Lanzelots Weibe ebenso triumphiren zu lassen, wie vorher seine Tapferkeit im Turnier. Der weibliche Bote der Merfei (denn weibliche Boten reisen schon damals, wie sowohl Wirnt mit Erstaunen als auch noch Ariost mit Schelmerei bewundert, sicher durchs Land, nur freilich mit Ausnahmen, sowohl im Wirnt wie im Ariost), der weibliche Bote also bringt einen Zaubermantel zum Geschenk, bestimmt für die Frau der er paßt. Passen aber wird er nur der völlig Tugendhaften. Dies ist dann ein anderer Tugendprüfstein, wie im Titurel die Brücke, wie im Wigalois der Stein. Nun ists dann lustig, wie der winzigen Frau des Maldus das Kleid zur Jacke und der riesigen Dame des Jwain zum Reitkleid wird; Frau Jblis aber trägt es davon. Dieser Witz war so beliebt, daß er in Novellen und Balladen über alle Welt, bis nach Nordland (in der Samson-, Fagras- und Mötkulssage) verbreitet ward. Gleich zur Vergeltung muß aber Jblis hören, daß der abwesende Lanzelot ein Abentheuer in Pluris, der Burg die noch von seinem ersten Auszug seinen Haß trug, bestanden habe, aber bei der Königin dort in Kerkers- und Liebesbanden liege. Die Massenie befreit ihn also. Es folgen weitre Abentheuer; denn schon im Wigalois heißt es ja, daß die Tafelrunde nicht speist, ehe der Tag ein Abentheuer gebracht, was Wunder, wenn der edle Don Quixote Abentheuer wie den Sand am Meere seinem Sancho zu verheißen weiß! Die Königin, Arthurs Weib, muß noch entführt werden vom König Fallarin, denn diese Scene darf abermals in keinem dieser Gedichte fehlen. Dann erlöst Lanzelot ein bezaubertes Weib von der Drachengestalt, eine Sache, die auch im Wigalois vorkommt. Und das Ganze endet mit Festen und Herrlichkeit.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in diesen bretagnischen oder britischen Dichtungen des 12ten Jahrhunderts im Keime, und eben jene der Zeit nach Letzten lehren zu eben diesen der Zeit nach Ersten, auch wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück; nur ist hier noch alles im höchsten Grade roh, was dort ausgeklügelt und raffinirt ist, und in der That bezeichnen diese Romane im engern Kreise der britischen Dichtung dieselbe

Ausartung, wie die Amadis in der romanischen. Wenn sich aus solchen Anfängen, und nach solchen Mustern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutschland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, so darf man in diesem Falle, sollte man fast glauben, sogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geschichten ohne Verbindung, ohne innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, so ist Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein fesselndes Ereigniß, keine kleinste Intrigue, keine Leidenschaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in seinen Geschöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben; und selbst wo der Vortrag lebhaft geschildert sein soll, in jenen schnellen Frag- und Antwortstücken, die in diesen Zeiten ein Lieblingsschmuck der Poeten sind, selbst da kein Leben. Selbst die Lais und Fabliaux, die man auf britischen Ursprung zurückführt, sind voll der elendesten Erfindungen, der mechanischsten Verbindungen und der wunderlichsten Albernheiten, so sehr sich sonst diese Gattung an poetischer Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Momente ächter Sage, einiges aus der Mythologie und gewisse Scenerien sind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für diesen Mangel aller Phantasie und aller Kunst pflegt doch sonst, wo sich eine Poesie überlebt hat, Didaktik und dergleichen zu entschädigen, allein hier kam gleich ein wahres Gift mit diesen Dingen in die Länder von Frankreich und England und hier, wo man gerade in frischester und junger Begeisterung nach Idealen in Kunst und Leben rang, mußte das Geschick gerade diese Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der absinkenden Poesie einer abgesunkenen obscuren Nation, der fast jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geistes ein Räthsel war; Dichtungen, die der allerersten und allereinfachsten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der lebendigen, sinnlichen Darstellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zusammenhangs.

8. Antike Dichtungen in neuer Gestalt.

Und was schlimmer war, als dies Schlimme: schon hatte der alexandrinisch-italienische Geschmack so überwogen, daß an eine

Gegenwirkung gegen diese Dichtungen durch alte klassische Schriftsteller nicht mehr zu denken war, daß Virgil fast allein von alten Dichtern bekannt blieb und seinerseits bald von Franzosen und Deutschen entstellt wurde, daß an keinen Griechen mehr gedacht ward, daß der jugendlich heitre Homer nur verarbeitet von einem lateinischen Poeten dieses Jahrhunderts eingeführt ward, der gleich im Anfange in seinen schlechten Wortwitzen jammert über das Greisenalter der Welt, daß während andere im Alter weiß würden am Kinne, wir alterten im Sinne, und daß uns das Hirn statt des Haares ergraute. Ich spreche von jenem Dares Phrygius, dessen oft wiederholte fabelhafte Entstehung ich lieber den Herbort von Fritzlar in der Note erzählen lassen[167]), und dessen kritische Herleitung ich den Literarhistoriker anheimgeben will. Ich stelle diesen Namen gleich hier voran, weil wir aus Herbort und Lamprecht wissen[168]), daß schon vor ihnen der trojanische Krieg ins Deutsche übersetzt, daß dieser Gegenstand also im 12ten Jahrhundert ohne Zweifel schon ganz allgemein bekannt war. Wie vielfach verbreitet alle diese Dinge waren, ist noch lange nicht genug untersucht; seitdem Benoit de St. More den Dares und Dictys in Eine Uebersetzung verschmolz, müssen sich diese in allen Sprachen ungemein vervielfältigt haben; bekanntlich ist der trojanische Krieg so außerordentlich gesegnet an vielen und wortreichen Bearbeitern, und obzwar Benoit noch über Unbekanntheit des Trojanerkriegs klagt[169]), so fand er doch auch in Frankreich Aufnahme genug, ja es muß, scheint mir, schon dem Herbort eine andere wälsche Uebersetzung vorgelegen haben, da Benoit zwar der Zeit

167) Cod. Pal. 368. F. 1.

Diz buch ist franzoys und walsch, sin fuge ist ganz und ane falsch;
zu krichen was sin erste stam, in latin ez dannen quam,
hinnen ist ez an daz walhische kommen, daz han ich also vurnumen,
daz er der aller beste den sturm von troygen weste,
wan er da mit was gewesen; der screip in und liz in lesen;
Cornelius den strit las, als er in krichisch gescriben was,
als hat er in inz latin gekart.

168) Lamprechts Alexander. V. 1480.

Man saget von guten knehten, achilles unde hector,
di wol gevrsten vehten, aiax unde nestor u. s. w.
in der troiere liede,
e der sturm geschi de

169) Cete histoire n'est pas usée, ne en gaires de lieus trovée,
Jà retraite ne fust encore, mais Benoois de Sainte-More
L'a comencié é faite é dite, et a ses mains l'a toute escrite.

nach seine Quelle sein kann, aber dem Inhalte nach schwerlich ist. Noch viel verbreiteter und aufs allermannichfaltigste variirt aber ist die Sage von Alexander. Dieser bestaunenswerthe Göttersohn hatte seit seinem Erscheinen nicht aufgehört, die Phantasie der Dichter und die Darstellungsgabe der Historiker zu beschäftigen. Kein Mensch der Erde, der sich die Größe der Welt zu seinem Ziele steckte, hat je so Ungeheures vollbracht, und ist zwar dem glühenden Bewunderer des Achill kein Homer zu Theil geworden, so würde doch auch die ungemessenste Ruhmsucht befriedigt sein, wenn sie die Revolutionen überschaute, die im Reich der Dichtung und Geschichte der Wirksamkeit dieses Mannes folgten. Erst neuerdings hat man angefangen, diesen außerordentlichen Mann in sein wahres Licht zu setzen und noch fehlt sein Biograph, der ihn würdig in seinem Verhältniß zur Weltgeschichte betrachtete. Er hat im Orient und Occident die neue Welt eröffnet, und der Osten und Westen haben sich um seine Geburt und um sein Wirken in der Dichtung beneidet, sie haben jedes Große an ihn geknüpft und die christlichen und heidnischen Poeten haben ihm ihre Paradiese geöffnet. Noch ehe Christus war, hat dieser Mann durch die Art, wie er die Vorurtheile seiner Griechen und Makedoner von einer Rangordnung der Menschen, von Hellenismus und Barbarismus, faktisch brach und zerstörte, den christlichen Lehren von Menschengleichheit den Weg gebahnt, und ohne die Schöpfung der griechischen Cultur im Orient hätte das Christenthum nie Boden fassen können. Ob es natürlicher war, daß er die Bewunderung seiner Griechen, der Gegenstand des Neides im Orient, der Lieblingsheros des Mittelalters oder dem Koran ein Prophet war, wer kann es unterscheiden? Gleich verschuldet ist ihm Asien und Europa; und wie er die achäische Tapferkeit der homerischen Helden verjüngte und die reine Hetärie der Mythenwelt, wie er einen Weltkampf im Sinne der persischen Autoren bei Herodot kämpft, wenn er die Himmelstürmerei des Herakles und die lachende Culturschöpfung des Dionysos aus der Heroenzeit in die Gegenwart versetzte, wenn er sich mit dem Glanz eines orientalischen Despoten und dem Heiligenschein eines Gottsohnes umgab, wenn er die Grenzen des Landes und der See aufsuchte, so war das geeignet, die Bewunderung aller Völker und aller Zeiten in Anspruch zu nehmen. Er that das Niegesehene, was Wunder, wenn schon seine Zeitgenossen

ihm ins Gesicht das Nieerhörte von seinen eigenen Thaten erzählten. Das Räthselhafte der neuen Welt, die Alexander geöffnet, bedingte, daß unmittelbar darauf alle jene wunderbaren Sagen von Indien und den Enden der Erde unter den Griechen aufkamen und sich an Alexanders Geschichte knüpften, die alten Wundererzählungen des Herodot und Ctesias wurden hervorgesucht und seit jener Onesicrit zu lügen begann und Hegesias den schwülstigen orientalischen Prunk der Rede hinzubrachte, gestaltete sich schon im alexandrinischen Zeitalter eine ganze Welt voll der wunderlichsten Vorstellungen von Naturspielen im Reich der Steine und der Pflanzen und der Thiere und der Menschen. Alexanders Landsleute also fabelten nur über die Fernen, die er ihnen geöffnet, und was ihnen an dem Manne selbst wunderbar schien, war nichts als seine heldenmäßige Tapferkeit, die sie schmeichelnd über den Ruhm der alten Götter und Heroen setzten. Aber dem Oriente selbst, den die Fabel über ihr eignes Gebiet nicht berühren konnte, schien das Räthselhafte, das ein solcher Mann selbst für sie haben mußte, interessanter, und er entstellte seine Geschichte im Westen, oder der Nationalhaß suchte sich mit der abgenöthigten Bewunderung zu versöhnen und so entstanden theils jene ägyptischen und persischen Sagen von seiner orientalischen Herkunft oder Dienstbarkeit, theils jene jüdischen von seinem ehrenvollen Besuche in Jerusalem. Orientalische Sagen wußten demnach von der Eroberung des Westens, von Rom und Carthago; im persischen Gedichte des Ahmed el Kermani, oder doch in einem prosaischen Romane von Alexander, der ein Auszug aus jenem sein soll, ist die Straße von Gibraltar sein Werk, und er ließ den Berg Calpe durchstechen; in Kedrenos Chronik kommt er schon zu den britischen Inseln. Die Chronographie des Joannes Malala (800) kennt Alexanders Beziehungen zur Mohrenkönigin Candace, und diese kommt in eben jenem Perser als Kaidafe, und auch schon unter andern Namen bei viel ältern Schreibern vor. Nicht zufrieden hiermit, so rückte man weit die Grenzen seiner Züge auch nach Osten hinaus und endlich über die Gränzen der Erde selbst. In jenem persischen Romane kommt er nach China und die chinesische Mauer ist hier in seine Geschichte eingegangen, die der Koran in den Wall des Gog und Magog verändert, als welcher er in die Gedichte des Mittelalters einging. Der Perser läßt ihn mit karthagischen Seeleuten eine fremde Welt

entdecken; er läßt ihn darin, und dies war im ganzen Orient Sage geworden, den Quell der Unsterblichkeit suchen, den nur der Prophet Khedr entdeckt hat, und dies ist auch in die westlichen Romane übergegangen oder in das Aufsuchen des Paradieses verwandelt worden, so wie Khedr, der auch im Iskendername des Nisami vorkommt, vielfach für identisch mit Elias gehalten wird, der in den christlichen Gedichten von Alexander stets eine Rolle zu spielen hat. Es war nicht genug, daß er die Reiche der Menschen bezwingen, auch die Ungeheuer und Mißgeschöpfe sollte er vernichten, das Reich der Vögel durchfliegen und im kühlen Gewässer des Meeres vom stummen Volke der Fische Tribut empfangen. Alle diese Vorstellungen des Ostens und Westens, die Ausgeburten der glühendsten Phantasie, die von den mächtigsten Gegenständen erregt und auf die großartigsten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geschichtschreiber mischten sich im Laufe der Zeiten wirr durcheinander. Das Zeitalter des Hadrian begünstigte dies ungemein und damals entstanden schon poetische Alexandriaden. In dem Valerius, den Mai herausgab, ist eine Hauptquelle der Alexandersage des Mittelalters zu suchen: diese reicht noch ins 4te Jahrhundert. In welchem Verhältniß dieser, oder seine griechische Quelle, Aesopus, zu dem sogenannten Pseudocallisthenes steht, ist noch nicht ausgemacht, scheint es. Von diesem Werke gab es und giebt es noch eine Menge von verschiedenen lateinischen Uebersetzungen, und es wäre von St. Croix verdienstlich gewesen, wenn er die Abweichungen derselben kurz zusammen- und ihr Alter festzustellen versucht hätte; es würde sich daraus ein Gewinn für die ganze Poesie des Mittelalters ziehen lassen; denn wahrscheinlich könnte man mittelst dieser lateinischen Werke die allmählige Veränderung der Alexandersage genauer als die von irgend einem anderen poetischen Cyclus verfolgen und davon vielleicht die schönsten Aufschlüsse auch für diese letzteren erhalten. Die Prosen des Mittelalters, deren Erzählung die verbreitetste ist, berufen sich, wie auch Seyfried, auf einen Eusebius, hinter welchem Namen man den Aesopus gesucht hat, und den Eustache des Thomas von Kent suchen möchte, wenn nicht dieser letztere verriethe, was es mit den Citaten hier für Bewandniß habe. Im Wesentlichen des Factischen stimmt damit auch der Alexander des

ihm ins Gesicht das Nieerhörte von seinen eigenen Thaten erzählten. Das Räthselhafte der neuen Welt, die Alexander geöffnet, bedingte, daß unmittelbar darauf alle jene wunderbaren Sagen von Indien und den Enden der Erde unter den Griechen aufkamen und sich an Alexanders Geschichte knüpften, die alten Wundererzählungen des Herodot und Ctesias wurden hervorgesucht und seit jener Onesicrit zu lügen begann und Hegesias den schwülstigen orientalischen Prunk der Rede hinzubrachte, gestaltete sich schon im alexandrinischen Zeitalter eine ganze Welt voll der wunderlichsten Vorstellungen von Naturspielen im Reich der Steine und der Pflanzen und der Thiere und der Menschen. Alexanders Landsleute also fabelten nur über die Fernen, die er ihnen geöffnet, und was ihnen an dem Manne selbst wunderbar schien, war nichts als seine heldenmäßige Tapferkeit, die sie schmeichelnd über den Ruhm der alten Götter und Heroen setzten. Aber dem Oriente selbst, den die Fabel über ihr eignes Gebiet nicht berühren konnte, schien das Räthselhafte, das ein solcher Mann selbst für sie haben mußte, interessanter, und er entstellte seine Geschichte im Westen; oder der Nationalhaß suchte sich mit der abgenöthigten Bewunderung zu versöhnen und so entstanden theils jene ägyptischen und persischen Sagen von seiner orientalischen Herkunft oder Dienstbarkeit, theils jene jüdischen von seinem ehrenvollen Besuche in Jerusalem. Orientalische Sagen wußten demnach von der Eroberung des Westens, von Rom und Carthago; im persischen Gedichte des Ahmed el Kermanni, oder doch in einem prosaischen Romane von Alexander, der ein Auszug aus jenem sein soll, ist die Straße von Gibraltar sein Werk, und er ließ den Berg Calpe durchstechen; in Kedrenos Chronik kommt er schon zu den britischen Inseln. Die Chronographie des Joannes Malala (800) kennt Alexanders Beziehungen zur Mohrenkönigin Candace, und diese kommt in eben jenem Perser als Kaidafe, und auch schon unter andern Namen bei viel ältern Schreibern vor. Nicht zufrieden hiermit, so rückte man über die Grenzen seiner Züge auch nach Osten hinaus und endlich über die Grenzen der Erde selbst. In jenem persischen Romane kommt er nach China und die chinesische Mauer ist hier in seine Geschichte eingegangen, die der Koran in den Wall des Gog und Magog verändert, als welcher er in die Gedichte des Mittelalters einging. Der Perser läßt ihn mit karthagischen Seeleuten eine fremde Welt

entdecken; er läßt ihn darin; und dies war im ganzen Orient Sage geworden, den Quell der Unsterblichkeit suchen, den nur der Prophet Khedr entdeckt hat, und dies ist auch in die westlichen Romane übergegangen oder in das Aufsuchen des Paradieses verwandelt worden, so wie Khedr, der auch im Iskendername des Nisami vorkommt, vielfach für identisch mit Elias gehalten wird, der in den christlichen Gedichten von Alexander stets eine Rolle zu spielen hat. Es war nicht genug, daß er die Reiche der Menschen bezwungen, auch die Ungeheuer und Mißgeschöpfe sollte er vernichten, das Reich der Vögel durchfliegen und im kühlen Gewässer des Meeres vom stummen Volke der Fische Tribut empfangen. Alle diese Vorstellungen des Ostens und Westens, die Ausgeburten der glühendsten Phantasie, die von den mächtigsten Gegenständen erregt und auf die großartigsten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geschichtschreiber mischten sich im Laufe der Zeiten wirr durcheinander. Das Zeitalter des Hadrian begünstigte dies ungemein und damals entstanden schon poetische Alexandriaden. In dem Valerius, den Mai herausgab, ist eine Hauptquelle der Alexandersage des Mittelalters zu suchen: diese reicht noch ins 4te Jahrhundert. In welchem Verhältniß dieser, oder seine griechische Quelle, Aesopus, zu dem sogenannten Pseudocallisthenes steht, ist noch nicht ausgemacht, scheint es. Von diesem Werke gab es und giebt es noch eine Menge von verschiedenen lateinischen Uebersetzungen, und es wäre von St. Croix verdienstlich gewesen, wenn er die Abweichungen derselben kurz zusammen- und ihr Alter festzustellen versucht hätte; es würde sich daraus ein Gewinn für die ganze Poesie des Mittelalters ziehen lassen; denn wahrscheinlich könnte man mittelst dieser lateinischen Werke die allmählige Veränderung der Alexandersage genauer als die von irgend einem anderen poetischen Cyclus verfolgen und davon vielleicht die schönsten Aufschlüsse auch für diese letzteren erhalten. Die Prosen des Mittelalters, deren Erzählung die verbreitetste ist, berufen sich, wie auch Seyfried, auf einen Eusebius, hinter welchem Namen man den Aesopus gesucht hat, und den Eustache des Thomas von Kent suchen möchte, wenn nicht dieser letztere verriethe, was es mit den Citaten hier für Bewandtniß habe. Im Wesentlichen des Factischen stimmt damit auch der Alexander des

Pfaffen Lamprecht überein [170]), allein in allem gerade was diesem Schönes und Großes anhängt, weicht er ab. Ob nun dies das Verdienst des deutschen Bearbeiters ist, der allerdings kritisch und mit gesundem Sinne gegen entstellende Fabeln heftig ankämpft [171]), oder ob es das Verdienst seiner nächsten wälschen Quelle, des Alberich von Vicenza oder Besançon, ist, kann ich nicht entscheiden. Nirgends habe ich von diesem Alberich etwas finden können, als daß er dem Stricker auch den Stoff zum Daniel von Blumenthal geliefert, — zwei verschiedenartige Dinge in einer Feder —; und möglich wäre es wohl, daß hier ein Italiener schon seinen klassischen Sinn offenbart hätte, mit dem die großen Männer des 15ten und 16ten Jahrhunderts die Dichtungen des Mittelalters auffaßten; wie ja auch Thomasin schon von den Ritterpoesien geringschätzig spricht, wie ein Ghiberti und Vasari von den deutschen Domen; denn einerlei Geist richtete den Geschmack der Italiener gegen die gothische Baukunst und die fränkische Poesie. Alles was in England, in Frankreich, in Spanien und Deutschland erschien, weicht mehr oder weniger in der Erzählung ab, von dem Geiste dieser Dichtung ist nirgends eine Ahnung. Nicht lange vor dem Ende des 12ten Jahrhunderts hatte dazu die Sage eine ganz andere Gestalt durch Walthers von Castiglione lateinische Bearbeitung erhalten, der den Curtius zum Faden nahm, wie wir im Ulrich von Eschenbach sehen können, der ihm genau folgt, und dies lateinische Werk erhielt ein solches Ansehn, daß man es in den Schulen den Klassikern vorzog und daß Le Grand d'Aussy bemerkt, unter 19 Manuscripten der Nationalbibliothek finde sich nicht Eines ohne Randbemerkungen und Scholien. Die Bearbeiter des französischen Romans, auch ein Pfaffe, Lambert und Alexander von Bernay (die nicht zusammen, sondern nacheinander arbeiteten), folgen aber einer anderen lateinischen Quelle; dem Walther dagegen der flandrische Alexander, den man dem Jacob von Maerlant zuschreibt,

170) In Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Literatur, 1828.

171) Gleich im Anfange eifert er trefflich gegen die schmutzige Geschichte von Nectanebus und Alexanders Geburt:

Noch sprehint manige lugenere, daz er eins goucheleres sun were,
alexander, dar ih u von sagen wil; si liegent alle bose lugen,
alle di is ie gedachten; wande er was rechte kuninc slahte.
solhe lugen mere sulen sin unmere
iegelichen frumen man.

und der spanische des Juan Lorenzo Segura de Astorga[172]), der auch die französische Arbeit des Lambert schon kennt. Alle diese aber weichen gerade am meisten von dem deutschen Lambert ab, dessen Erzählung das, was ich aus Anführungen Anderer, die das Manuscript des Lambert li Cors kannen, noch am nächsten zu kommen scheint[173]). Doch wie Noth auch um die Quellen! vielleicht hält Maßmann sein Versprechen und liefert uns die Nachweisung derselben zu allen unsern deutschen Bearbeitungen, obgleich dies eine ganz immense Arbeit ist, da Zusätze, Erweiterungen, Mißverständnisse, Weglassungen, Mischung verschiedener Quellen hier eine unglaubliche Varietät bei steter Aehnlichkeit hervorgebracht haben. Genug, wir besitzen dies deutsche Gedicht, einen der schönsten Schätze der ganzen älteren mittelaltrigen Poesie, der namentlich in unserer Zeit und nach unserem Geschmacke vielleicht mehr Anerkennung finden dürfte als manches Andere was die damaligen Zeiten höher stellten, das Werk eines Dichters, den zwar Rudolf von Ems gewaltig hochmüthig ansieht[174]), ohne daß er ihm selbst die Schuhriemen zu lösen werth wäre, der vielmehr so hoch über ihm steht, wie er über Ulrich und wie dieser über Seyfried. Wären uns selbst die Alexandriaden von Berchthold und Biterolf bekannt[175]), wir würden schwerlich etwas Besseres oder nur etwas Gleiches an ihnen besitzen. Ich glaube nicht, daß die damalige Zeit überhaupt sich höher zu erheben fähig war; denn dieser Lambert scheint mir an die größten Ideen zu reichen oder

---

172) In der colleccion von Sanchez.

173) Le Grand d'Aussy in dem 5ten Band der notices et extraits etc. bemerkt, daß auch Lambert li Cors die Erzählung von Nectanebus nicht hat und er erzählt aus ihm nur etwas anders, das Mährchen von den Mädchenblumen, das nirgends sonst in dieser Weise vorzukommen scheint; aber Schade, daß dieser ein so leichtfertiger Kritiker ist. Mir ist mehr als wahrscheinlich, daß erst Alexander von Bernay den Lambert aus einer einfacheren Gestalt in jene erweiterte überführte, in der schon homerische Schlachten und Zweikämpfe vorkommen. Höchst wahrscheinlich würden wir, wenn alle deutsche Bearbeitungen erhalten wären, ein ähnliches Verhältniß finden, wie zwischen diesen Lambert, Alexander, Thomas von Kent und Walther.

174) Er sagt in seinem Alexander:

> Es hat ouch noch den alten sitten
> sumelich, nicht wol besnitten,
> ein lamprecht gedichtet,
> von welsche in dutsche berichtet.

175) Altdeutsches Museum I. p. 137 und 138.

sie vielmehr zu eröffnen, deren sich damals Menschen und Dichter bemächtigt, für die sie sich begeistert haben, und an wahrhaft dichterischem Genius dürfen sich nur ganz Wenige neben ihn stellen, so schlicht und einfach er sich neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt. Eigen aber ists, daß dies Gedicht auch bei uns, nachdem es mehrere Jahre publicirt ist, keinen besseren Willkommen und in späteren Literargeschichten nicht einmal Erwähnung gefunden hat! und gleich Anfangs hätte es eine schöne Ausstattung und eine Zurichtung für ein größeres Publicum sehr füglich verdient.

Der Dichter erinnert in seiner ganzen Schreibart an die Uebergangszeit, wo sich so häufig noch die Dialecte durchkreuzen, indem hier, wie im Herbort, im Veldegk und in fast allen Schreibern dieser Zeit des 12ten Jahrhunderts Spuren des Niederdeutschen in die herrschende hochdeutsche Mundart hereinspielen. Auch schließt ihn die angeführte Stelle des Rudolf von Ems von den Meistern der ächten Reimkunst mit Recht aus, denn noch herrscht hier vielfach die bloße Assonanz, wie in der Kaiserchronik u. A. Zugleich lehrt ein Blick auf seinen Vortrag, daß wir den Mann einer Zeit vor uns haben, die von dem herrlichsten Ernst der Lebensansicht noch nicht gewichen ist. Er beginnt in einfachem Vortrage, ohne eine Einleitung der Art, wie sie von Veldegk an Sitte geworden, seine Quelle zu nennen; er versichert ihr treu zu folgen[176]), und nirgends drängt sich, wie bei den ritterlichen Sängern der nächsten Zeit die Persönlichkeit des Dichters lästig in die Erzählung ein. In einem „Salomonsmuthe" dichtete sein wälscher Gewährsmann Albrich seinen Alexander, im Gedanken an der Welt Eitelkeit, und in diesem Gedanken dichtet auch er[177]). Auf der Schwelle, beim Eintritt gewinnt die schlichte Art des Mannes und der Ton runder Geradheit, herzlicher Innigkeit und Kraft.

---

176) V. 13.

Elberich von bisenzun der brahte uns diz liet zu.
Der hetiz in walischen getichtit, ih han iz iuns in dutischen berihtit.
Nieman ne schuldige mih, alse daz buoch saget, so sagen ouch ih.

177) V. 19.

Do Aelberich daz liet irhub, do heter einen salemonis mut,
in wilhem gedanken salemon saz, do er wihte alsus sprah
vanitatum vanitas —
dar ane gedachte meister Aelberich
den selben gedanc haben ouch ih.

Seine Darstellungsweise entspricht dem: es ist noch mehr die trockenere Zeichnung des Volksliedes, der anspruchlose Vortrag dieses Jahrhunderts; der Mann will nichts gelten durch sich, sondern durch seine Sache; allein diese Trockenheit ist weit verschieden von der eines Zazichoven, sogar von der der Nibelungen, Alles ist dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und oft strömt in wahrhaft melodischem Fluß seine Periode ungesucht, und ohne die mühselige Künstelei der Hofdichter, ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben schließt sich der rechte Ausdruck an seine kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede mühlos zu. Im ersten Theile seines Liedes treten diese Eigenschaften minder vor; in allen Alexandersagen sind zwei Theile unterschieden, welche die Geschichte selbst bedingte, von der sich diese Gedichte niemals ganz entfernten. Der erste ist klar, einfach, geschichtlich, ganz in den Gränzen der Wahrscheinlichkeit gehalten, im letzten häufen sich dann die Wunder der Ferne. Gleich vorne verschmäht Lamprecht die alte Fabel von Alexanders Geburt durch den Zauber des Nectanebus; die Zeichen aber die sie begleiten und den Traum der Olympias der ihr vorausgeht führt er an. Wenn auch er seines Alexanders Jugendjahre schildert, sein Aussehen, seine rasche Entwicklung, seine Jugendbeschäftigungen, wie er reiten lernte und streiten im Sturm und der Volkschlacht, mit dem Schild sich zu decken und die Lanze zu führen, wie er in Sprachen und Musik unterrichtet ward, damit er von sich selbst den Sang erheben könne, wie er gelehrt wird zu Dinge sitzen, Recht und Unrecht zu kennen und das Landrecht zu bescheiden, wie er aus Wahrheitsliebe einem lügenhaften Lehrer den Hals bricht, wie er den Bucephalus bändigt, und dergleichen mehr, so fällt schon gleich auf, wie geläufig noch diesem Manne alle Zustände des wirklichen Lebens sind, wie gegenwärtig und lebendig er sie zu machen weiß, eine Kunst, die man bei den Anhängern der britischen Dichtungen vergebens sucht, die wahrhaft vor dem Leben und seinen gewöhnlichen Erscheinungen flüchten, wie besorgt, ihrer sublimen Dichtung mit so materiellem Stoffe zu schaden, während dieser Lamprecht auch selbst das Derbe und Harte hier und da nicht scheut. Eine Lücke hindert uns, den nächsten Fortgang der Geschichte zu verfolgen; sie muß hauptsächlich

Alexanders Eroberungszug im Westen, nach Italien, Carthago und Aegypten enthalten haben, welchen diese Geschichten alle erzählen, und auf den sich auch unser Gedicht später bezieht. Wir finden den Dichter und seinen Helden vor Tyrus wieder. Welcher Dichter des 13ten Jahrhunderts hat solche Gemälde? Ein Schiffsturm, Anstalten zum Bau von Sturmzeug, Herbeischaffen der Bäume vom Libanon, Belagerung und Erstürmung — welcher Dichter des 13ten Jahrhunderts hätte dergleichen zu schildern auch nur unternommen? Hier ist die frische Lebendigkeit jener Cäsarschlacht im Lobliede Hannos, und die schönste Anlage zu einer Besonderheit der poetischen Darstellung und zu treuer und wahrer Schilderung wird hier sichtbar, deren fast völligen Verlust in der nächsten Zeit man bitter beklagen muß, so wie überhaupt die vielen Bruchstücke, die jetzt allmählig aus dem 12ten Jahrhundert bekannt werden, uns stets erfreulichere Blicke in die Poesie dieser Zeit werfen lassen, wie z. B. reizende Stücke in Graff's Diutiska von einem Deutschen Athys und Prosilias nach Alexander von Paris bekannt geworden sind, die noch ganz den Charakter dieser schlichteren Zeiten tragen. Bei so viel Lebhaftigkeit, die in diesem Alexander herrscht, solche ruhige Einfachheit, bei so viel ungestümer Kraft und oft selbst einer gewissen Furchtbarkeit, die an das Altnordische erinnert, so viele Sinnigkeit, bei so viel Gesundheit diese schöne Frömmigkeit, bei so viel Frische und ungestörter Ausdauer diese gleichmäßige Wärme — man würde sich betroffen fragen, ob man ein deutsches Gedicht, ein Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert, das Gedicht eines Priesters vor sich hätte, wenn nicht die Naivetät des Dichters, die Dürftigkeit seines Ausdrucks und die große Simplicität der Sprache unserer zu großen Begeisterung Einhalt thäte, obgleich man auch hier bewundern muß, daß die stehenden Verse des Volksgesangs und die conventionellen Phrasen der Hofdichter, die Geschwätzigkeit der letzteren und die stammelnde Rede des ersteren gleichmäßig mangeln. Von gleicher Anschaulichkeit ist die Schlacht am Granicus, die hier an den Eufrat verlegt ist und der nächste Gegenstand von Bedeutung außer des Darius spöttischen Geschenken an Alexander, zu dem die Erzählung übergeht, indem die Ordnung der Begebenheiten vielfach umgekehrt ist, offenbar in orientalischer Verwirrung; auch tragen die Namen, wie Daclym für Klytus, etwas Orientalisches an sich, während sonst auch in

diesem Puncte Lamprecht sich auszeichnet durch die exacte Schreibung griechischer oder lateinischer Namen, wie man namentlich sieht, wenn er bald hierauf die Völker aufzählt, die sich nun in ungeheuren Massen um Darius sammlen. Nun folgt ein wunderliches Durcheinander, Alexanders Zug nach Griechenland, wo seine Mutter Olympias krank lag, unterwegs sein Kampf mit des Darius Herzog Amenta; nachher Rückkehr nach Asien, Einnahme von Mairus, Verbrennung von Theben, der Zug nach Corinth, Athen, und Lacedämon, das nach einer Belagerung um Friede bittet. Es folgt sein Bad und seine Krankheit, der Marsch über den Eufrat, ein Mordversuch auf Alexander, eine neue Schlacht in der er kämpft „wie ein zorniger Bär den die Hunde bestehn, der seine Wuth kühlt an Allem was seine Klauen erreichen," und wo er Darius Weib und Mutter gefangen nimmt. Darius schreibt ihm in einem Briefe im Troz der Verzweiflung und dankt ihm nicht die gute Behandlung und von jezt entschädigen für die große Nüchternheit, die mitunter in diesen Parthieen herrschte, die schönsten Züge psychologischer Beobachtung, die hier mit einem Bewußtsein von dem Dichter behandelt werden, und dabei sich auf Seelenzustände beziehen, die jenen Rittersängern sonst so total fremd sind, daß es in der That zum Erstaunen ist. Alexander antwortet ihm zurück: um seiner eignen Mutter willen, aus Liebe zu der er allen Frauen gerne diene, habe er seine Gattin wohl behandelt, um seines Dankes willen habe er es nicht gethan. Nun folgt nach einigen unbedeutenden Scenen, auch nachdem Alexander verkleidet ins feindliche Lager gegangen, die dritte Schlacht gegen eine ungeheure Uebermacht, von der der Rückkehrende seinem Heere sagt „nicht schadete ein Heer von Fliegen zweien wenigen Wespen." Die Heere nahen sich wie brüllende Meere, die Geschosse flogen von beiden Seiten dicht wie der Schnee, die Heerhörner tönten, Alexander auf dem Bucephalus eröffnet den Streit und ermahnt seine Getreuen. Jezt kamen sie zusammen: wer sah je zwei so herrliche Schaaren? Da war mancher Mutter Kind, das zu Schaden kam, weit überdeckt ward das Feld mit Todten, sie schlugen und stachen, daß die Schäfte zerbrachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Schwertern und fochten mit Grimm. Alle Volksschlachten und Stürme und Streite die Darius bisher gefochten, vergleichen sich diesem nicht; daß je von Darius Zins verlangt ward, das reute hier

manchen in der Fahrt, denn mancher Lebensfrohe schwamm hier im Blute. Der Sturm war grimmig und hart, mancher Helm und Panzer und Schild ward durchstochen und zerhauen, und der gewaltige Perser sah jammernd seine Helden auf dem Wahlplatz beflossen mit Blute und erdrückt und ertränkt, und er war der Erste zur Flucht. Als die Kunde über Persien kam, ward großer Jammer. Mancher hatte seinen Freund, der Vater sein Kind, die Mutter den Sohn, die Verlobte den Geliebten zu beklagen. Die Jungen an den Straßen, wo sie zu Spiel versammelt waren, beweinten ihre Verwandten und Herren; die Kinder weinten der Spur nach und legten ihre Freude ab. Mond und Sonne verwandelten ihr Licht und wandten sich ab von dem Mord der da geschehen war. Darius kam in seinen Saal, um ihn weinten klagend seine Leute, er warf sich auf den Estrich nieder, und jammerte daß er noch lebe, und klagt das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den Einen Mann zertrümmert hatte, das den Reichen zum Spiel hat und den, der fest saß, niederfällt. Wohin kam diese Fülle an Gedanken, an Bildern, an menschlichen, allgemeinen Gefühlen bei den späteren Dichtern? wohin dieser antike Sinn der Unpartheilichkeit, mit dem dieser Mann von Mißfallen an des Persers Hochmuth zum Mitleid mit seinem Unglück und seinen im Unglück sich veredelnden Charakter hinreißt, eben wie er auch weit entfernt ist von der blinden Bewunderung für seinen wunderbaren Helden? Wohin diese Theilnahme, diese Menschlichkeit, die das Auge auf Allen, auf allen Ständen, auf der ganzen Volksmasse hat, und nicht blos an den Einen vergeudet für den jene Sänger, wie sie gewöhnlich sind, einzig Herz zu haben scheinen? Darius schreibt jetzt Alexandern nachgiebig; der Blick den hier der Dichter wieder in die innere Natur thut, ist so vortrefflich wie der Ton, mit dem er den würdevollen Unglücklichen den früheren Ausdruck seines Uebermuths in Demuth umwandeln läßt, so daß sein Selbstgefühl immer noch vorblickt. Er mahnt ihn, sich seines Glückes nicht zu überheben; er erinnert ihn an seine eigne Gewalt, und ob er wohl früher einem hätte glauben mögen, der ihm solch ein Geschick geweissagt? Nun gehe es ihm nahe, den Spott der Weiber dulden zu müssen! Dies sind in der That die Gesinnungen des ächtesten Alterthums, ihre Reinheit ist bewundernswerth und läßt uns höchlich wünschen, die eigentliche Quelle

dieser Dichtung zu entdecken; denn sei es ein Italiener oder ein Byzantiner, der dies Alles so schuf, er war ein außerordentlicher Mann. Aber mag doch auch dem Deutschen seine Quelle so vieles geboten haben als möglich, daß er diese eigenthümlichen, dieser Zeit ganz fremden Vorstellungen und Züge so treu bewahrt, mit einer Wahrheit aufgefaßt und mit einer Sicherheit ausgesprochen hat, die ein Zeugniß für sein inneres Verständniß derselben ist, dies ist nicht minder außerordentlich und man muß nur sehen, wie ein Veldegk Alles eigenthümlich Große im Virgil bis auf die letzte Spur fast vertilgt und verlöscht hat, um zu sehen, welcher Kopf dazu gehörte, in jenen Zeiten dieses Gedicht auch nur zu übersetzen. Vor den weichen, zarten, schwimmenden Gefühlen dieser Späteren muß jedes Große, jedes Einfache verschwinden, jeder Laut der Natur verstummen. Hier hallt er, falls er auch nicht frei hätte aus des Deutschen Brust quellen können, doch voll darin nach. Wer der damaligen Poeten hätte den Sinn für jene erhabene Wendung in Alexanders Antwort gehabt: er wundere sich, daß ihm Darius zur Zeit noch Anerbietungen macht, da Er selbst weit mehr zu geben habe als er; Nun gelte es Kampf um Alles oder um Nichts! Und wenn hernach Darius an seinen Vasallen Porus um Hülfe schreibt, wenn er ihm ergriffen, innig, in Verzweiflung, mit erschreckender Aufrichtigkeit seine ganze Noth vorhält, so frage ich jeden, der mit der alten Sprache fort kann, ob es nicht vortrefflich ist, wie dabei der königliche Ton gehalten und der Herrscherwürde nichts vergeben ist, und frage, wer der damaligen Poeten so etwas nachmachte, die Allerbesten kaum ausgenommen? Wenn der Flehende dabei von dem Gedanken ausgeht, dem Porus ans Herz legen zu wollen, daß der ächte Freund in der Noth geprüft werde, und er dazwischen denselben Mann, zu dessen großer Gesinnung er jetzt redet, im andern Augenblick mit dem Versprechen von Sklavinnen und von Alexanders Waffen und Roß zu gewinnen sucht, in der Angst ja nichts zu versäumen, was dieser letzten Hülfe Hoffnung in ihm erhalten könnte, wer erstaunt nicht über diese Seelenkenntniß, und fragt sich betroffen, ob selbst dem Gottfried von Strasburg dergleichen möglich gewesen wäre? Als nachher Darius ermordet wird, und Alexander bei dem Sterbenden erscheint, beklagt er ihn im Ton der Männlichkeit. Alle Bearbeiter der Sage haben sich hier gefallen, die edelmüthige Aeußerung Alexanders,

daß, wenn er ihn erhalten könne, er ihm sein Reich zurückgeben würde, auszumalen, hier wird sie kurz ausgestoßen, wie man so etwas spricht, dagegen fragt der Sieger hier ernstlich nach den Mördern und darin erkennt Lamprecht die königliche Gesinnung. Auf dem Zuge gegen Porus schon wollen Alexanders Leute nicht weiter; er spricht zu ihnen und hier scheinen jene trefflichen Reden, in Indien und in Babylon, die bei Arrian sind, verschmolzen zu sein. Welch eine jammervolle Gestalt haben diese Reden bei allen Bearbeitern der Alexandersage im Mittelalter, wo die Zwergnatur der träumerischen Dichter recht klar wird neben dem Riesen, der in des Lebens Mühen selbst den Zweck des Lebens setzt; aber hier sind sie durchglüht noch von dem Geiste, der sie ursprünglich dictirte, hier ist ganz der unruhige Strebsinn ohne Schwanken, hier das Selbstgefühl, der Trotz in das Angesicht der Aufwiegler, die Verachtung der Heimwehmänner, und hier ist es kein Räthsel, wenn diese Worte auch jene Wirkung hervorbringen, ähnlich wie sie die Geschichte schildert, daß die Getroffenen bleich und roth werden, ihre Schuld gestehen und nach wiedererlangter Huld aufspringen und singen und die Fahnen aufbinden. Wenn der Dichter hernach in Porus Heer die Elephanten beschreibt, so spricht uns die Wahrheitsliebe und die Naivetät, mit der er zwischen Richtiges Fabelhaftes mischt, so rührend komisch an, wie im Herodot, wenn er Indiens und Arabiens Naturwunder aufdeckt. Die Schlacht mit Porus folgt. In seiner Aufmunterung an sein Heer spricht sich Vaterlandsliebe aus, und Rachetrieb für Darius Tod, und Sinn für Ruhm bei den Nachkommen und den Verwandten zu Hause. So menschliche, so gewöhnliche Leidenschaften, die sogar in einem kriegerischen Zeitalter die fast einzig herrschenden sein sollten, wo wären sie bei unsern Sängern zu finden, als eben hier? Im Zweikampf schlägt Alexander den Porus; wenige höchst lebendige Verse: Sie zückten die Schwerter, sie sprangen zusammen, die Schwerter klangen an ihren Händen, da sie sich hieben wie die wilden Schweine, der Stahlschall war groß, das Feuer blitzte überall, da sie den Schildrand zerhieben — als ob man in das Hildebrandlied zurückversetzt wäre, so einfach lebendig ist die Schilderung. Jetzt erst folgt der Volkskampf; mit Grimm stößt die Menge zusammen, die grünen Wiesen röthen sich, kein Helm besteht vor Alexander, manche Furche füllt sich roth mit Blut und es häufen sich die Leichen.

In so gleichmäßiger Kraft schildert der Dichter bis hierhin den Lauf von Alexanders Siegen, und in einer Lebendigkeit, wie sie wohl andere Gedichte an einzelnen Stellen, nur dieses aber in so steten Zuge besitzt. Es ist der Eindruck einer kernfesten Männernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelaltrigen deutschen Dichtungen fast ohne Ausnahme erschlaffen.

Wäre diese Wirkung lediglich die Folge von der Natur des Dichters, der dies Lied bearbeitete, und die sich in seiner Bearbeitung übertragen hätte, so würde sie weder so groß sein wie sie ist, noch so rühmlich für den Dichter. Allein sie ist die Folge wirklicher poetischer Kunst und diese Kunst hat mehr als diese Eine Seite. Von jetzt nämlich folgt ein zweiter, von dem bisherigen historischen Theile ganz verschiedener Abschnitt in unserem Gedichte; es folgt nach dem Zuge ins Land der Skythen der weitere Zug bis ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr von da durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder, was in diesen Sagen der Hauptreiz für das Mittelalter war. Da Alexander zu den äußersten Enden der Welt kommt, denkt er heim, an seine Mutter und an seinen Lehrer, und er schreibt ihnen einen Brief von Leid und Freud seiner Fahrten. Man muß in jugendlichen Jahren die Erfahrung gemacht haben, wie am Ziel einer weiten Reise und nachdem ihr Zweck, der bis dahin noch gespannt hatte, vollendet ist, die Sehnsucht nach der Heimat ergreift, um die wenigen Worte, mit denen Lamprecht den Brief einleitet, zu fühlen und um den Ton der sanften Wehmuth zu empfinden, der über den Brief selbst, der nun mitgetheilt wird, gebreitet ist. Auf einmal schweigt der kriegerische Sturm der Begebenheiten, und wir sehen den Griechischen Helden im Rückblick auf seine Thaten nachdenklich, am Ziel seiner Bestrebungen weich wie den Achill nach Hektors Mord, den unbändigen Kriegsmann im Achthelleinischen Heimweh geschmolzen, und wie gerne läßt man hier die moderne, christliche Pietät gegen Mutter und Lehrer hineinspielen, die sich hier mit der antiken Pietät gegen das Vaterland so herzlich und innig berührt. Wir hören nun von den wunderbaren Geschöpfen der fremden Natur, die der Held auf seinen Reisen kennen gelernt habe, und es berührt uns wohlthätig, wenn wir durch allerhand Entstellung und Fabel doch die Wirklichkeit, wenn wir unter den sonderbaren Thiergestalten

und Pflanzen das Rhinoceros, die Affen, die Palmen, den Asbest, die Kokosnüsse, die Schakals erkennen und merken, daß wir nicht ganz im Reiche der Träume sind. Sie kommen an einen Wald, lößen ihre Rosse und gehen hinein. Wir fanden da, erzählt der Brief, manch schönes Mägdlein spielend auf grünem Klee zu hunderttausend und mehr. Sie spielten und sprangen; und wie sangen sie schön, daß durch den süßen Ton ich und meine Helden unser Herzeleid und alle Last und Ungemach vergaßen, das uns je geschah [178]. Uns allen däuchte, daß uns für unser Leben Fülle und Freude genug gegeben sei. Da vergaß ich Angst und Leid, und wir Alle was uns Leides geschehn war bis an diesen Tag; und mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an diesem Orte nichts anhaben könne. Wie es mit den Frauen war, will ich euch sagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren diese herrlich zu schauen in der Pracht ihrer Farben, sie waren rund wie ein Ball und überall fest geschlossen; sie waren wunderbar groß und wenn sich die Blume oben erschloß, das merket in eurem Sinne, so waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten, und Menschensinn hatten und redeten als ob sie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. So schön geschaffene Frauen an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen sah ich nie; sie waren in Züchten fröhlich, und lachten und sangen, daß ich so süße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie sogleich. Der Wald erschallte von der Mägdlein und Vögel süßen Stimmen, wie mochte es wonniglicher sein, spät oder früh? Ihr Leibesgewand war ihnen angewachsen, roth und schneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir sie zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen hin. Ich sandte sogleich nach meinem Heere, sie schlugen ihr Gezelt auf in den Wald, und wir freuten uns mit Jubel der seltsamen Bräute, und wir hatten

178) Man höre die Stelle selbst.

> als manich scone magetin wir alda funden,
> di da in den stunden spilten uf den grunen cle
> hunderttusint unde me. Di spileten unde sprungen;
> hei wi scone si sungen, daz beide cleine unde groz,
> durch den süzlichen doz, den wir horten in dem walt,
> ih unde mine helede balt vergazen unse herzeleit
> unde der grozen arebeit, unde allez daz ungemah
> unde swaz uns leides ie gescach.

mehr Wonne, als je seit wir geboren waren. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen! Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der schönen Aue weilten und mit den Frauen in Lust und Freude lebten. Da geschah uns großer Jammer, den ich nie sattsam beklagen kann. Da die Zeit vollging, zerging unsere Freude; die Blumen gar verdarben, und hin starben die schönen Frauen. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannichfaltigem Schmerze, da ich täglich die schönen Frauen sterben, die Blumen verderben sah. Da schied ich weg mit meinen Mannen mit schwermüthigem Herzen. — Wenn irgend etwas die homerische Schilderung der alcinoischen Gärten, den Zauber der Circe oder des Lotos oder des Sirenengesangs, wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken, in inniger warmer Empfindung an Odysseus von Wehmuth überzogene, von Sehnsucht durchbrochene, von schwankender Erinnerung an vergangene Seligkeit und Jammer begleitete Erzählung reicht, die so wunderbar die Stimmung der Seele trifft, in welcher der Herumgefahrene Last und Lust der Reise überdenkt, oder wenn irgend eine Dichtung die reinste Unschuld athmet und die naiveste Gläubigkeit einer schönen, geregelten und reichen Phantasie ausspricht und bei der wunderbarsten Welt die sie öffnet den gesündesten Sinn bewahrt, so ist es diese unbeschreiblich liebliche Erzählung, die an Indien und die Nymphäen der Natur und der Mythologie erinnert. Ich will die Feinde der Romantik fragen, ob diese neue Richtung der Kunst, wenn sie überall so in Schranken, so der menschlichen Natur nahe geblieben wäre, nicht die allere delsten Früchte hätte tragen müssen, und ich frage die Bewunderer der Romantik, ob sie in den besten Dichtern der reifesten Zeiten etwas aufweisen können, was an Reiz der Kindlichkeit und Unschuld dieser Erzählung voransteht, an der dann die Anmuth der Darstellung, die hier freilich außerordentlich hervorsticht, ohne Zweifel das Verdienst des Deutschen ist. — Nach manchen anderen Abentheuern kommt Alexander an der Welt Ende, wo der Himmel sich umdreht wie um die Achse das Rad. Dann gelangt er zum Land der Candace, die schon früher sich durch einen Maler sein Bild verschafft hatte. Ihr Sohn Candaulus kommt

ins Heer, und bittet den Ptolemäus um Hülfe, ein Feind habe ihn sein Weib gestohlen. Ptolemäus spielt auf Alexanders Geheiß die Rolle des Königs und er selbst die des Antigonus. Sie unterstützen den Prinzen, und kommen dann durch ein Land mit wunderbarem Gethier in den Feen-Palast der Candace, dessen Herrlichkeit hier eben so vortrefflich geschildert wird, als Aehnliches in andern Gedichten durch Kälte und Uebertreibung langweilig und lästig ist. Es ist eine zweite Kalypso oder Kirke, in deren Bereich der Held kommt, und Wundergärten und blendende Kunstwerke empfangen ihn. Candace erkennt ihn aus ihrem Bilde, sie schreckt ihn, nun sei er ihr Gefangener, der stolze Welteroberer. Zornig kehrt er sich ab: wenn er ein Schwert hätte, würde er sie zu Tode schlagen. Sie tröstet ihn, um Candaulus willen wolle sie ihn erhalten und wie Kirke versöhnte sie ihn nach der Gefahr; mit Ruhe und der Unschuld des achäischen Sängers führt Lamprecht darüber weg, so unähnlich als möglich allen folgenden Sängern. Wie die Kirke den Odyß in die Unterwelt sendet sein Schicksal zu erfragen, so auch Candace den Alexander zu einer Grotte in eine Gesellschaft von Göttern, die er um seinen Tod befragt, und deren Einer ihm so viel sagt, daß er in seiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nach wenigem Weiteren, was auf die Abreise von der Candace folgt, endet Alexanders Brief.

Ich glaube nicht daß etwas in der poetischen Literatur existirt, was den Abentheuern des Odysseus so nahe kommt, wie diese Episode, wenn man nur von dem blühenden Vortrag der in ewig neuer Gestaltung aufs vollendetste entwickelten Sprache und poetischen Form des Griechen etwas absieht, wenn man nur den Anspruch auf die plastische Gruppirung des Homer gegen den auf ein romantisches Gemälde neuerer Poesie hingiebt. Die Farbe der Unschuld, der Ton der größten Einfalt, der romantische Zauber, die eigne Mischung von wirklicher und wunderbarer Welt, der gleichsam historische oder wirkliche Boden, der hier den Wundern unterliegt, und der diese Feenreiche fast von allem Aehnlichen im Mittelalter eben so wie jene Episode der Odyssee unterscheidet, dazu der Ton des entfernten Erzählers, die Sehnsucht nach der Heimat, dem Lande der Einfachheit und Alltäglichkeit trotz aller Herrlichkeit und Wunder der Fremde und Ferne, dies Alles berührt sich weit

inniger, als die Züge, die in dem letzten Theile offenbar aus der Odyssee entlehnt, aber mit einer solchen Selbständigkeit entlehnt sind, daß sie dem Verdienste der Originalität gar keinen Abbruch thun; dies Alles macht den Eindruck beider Dichtungen durchweg vollkommen gleich. Dazu kommt die feine Wendung das Alles in einen Brief einzukleiden. Jeder geniale Dichter hat sich stets versucht gefühlt, die Wunder seiner poetischen Welt irgendwie nicht allein der Phantasie lieb, sondern auch dem Verstande, der sein Recht üben will, ergreiflich zu machen. So hat Ariost Ironie eingemischt und in seiner Alcine die Allegorie angedeutet, wie sie Homer nahe gelegt hat in seiner Kirke; er lenkt oft vom dichterischen Genuß des Einzelnen ab, indem er den Verstand mit großen psychologischen Problemen beschäftigte. Jede Heldenzeit fühlte immer, daß etwas anderes die Dichtung, etwas anderes die Wirklichkeit sei, und wie ein denkender Knabe schon nicht gerne erdichtete Geschichten liest, so wird auch der Gereiftere noch, wenn er sich mit dem Wunderbaren und dem Reiche des Möglichen versöhnt, Treue und Natur verlangen und wird Götter und Geister, Heroen und Feen immer menschlich wissen wollen; wenn uns in der Jugend ein liebgewonnenes Mährchen geschichtlich zu denken gelingt, freut es uns doppelt, daß es in der Wirklichkeit bestehen kann, wie es in der Einbildung besteht. Indem nun Homer seinen Odysseus das Unglaubliche erzählen läßt, schiebt er gleichsam die Verantwortung von sich ab, und indem er in seiner ganzen übrigen Erzählung das Wunderbare vermeidet, gewinnt jener Wink des Alkinoos eine Bedeutung, der des Odysseus Erzählung mit dem Vortrag des Sängers vergleicht. Derselbe Kunstgriff ist nun hier mit dieser Briefform gegeben. Nun mag Alexander selbst für seine Erzählung einstehen. Es ist dem Verstande eine Zuflucht gegeben; wir können den Dichter nicht unmittelbar fragen, wie sich dies Alles der Wirklichkeit gegenüber verhalte; es ist des Aristoteles Vorschrift gewahrt, das Alterthümliche mit Berufung auf Andere lieber, als in eigner Person zu erzählen um den Schein der Erzählung wunderbarer Dinge zu vermindern. Auch in Lamprechts übriger Erzählung ist das Wunderbare in ähnlichem Verhältnisse vermieden und nur im Schlusse nicht, wo es wieder heraustritt, und zwar um dem epischen Plane des Gedichtes zu dienen, den

ich bis hier anzudeuten verschoben habe und den der Dichter so schlicht ausführt, wie er in allem ist, was er thut und sagt.

Am Ende seiner Kämpfe mit Darius und Porus führt Lamprecht den Alexander zu den Skythen. Sie beschicken den König und lassen ihm sagen, bei ihnen sei nichts zu holen und wenig Ruhm zu erjagen. Alexander giebt ihnen Friede und befragt sie um ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Begräbnisse u. s. w. Nichts, sagen sie, hätten sie zu verlieren; Wohnung und Grab sei ihnen allezeit zur Hand, sie hätten nicht die eine noch das andere, im Leben und Tode hätten sie den Trost, daß sie der Himmel bedecke. „Da fragte er sie nichts weiter." Es ist der Alexander, der vor der Tonne des Diogenes auch ihn bewundert und der von zwei Dingen nur Eines will, entweder die Welt verachten oder besitzen. Es ist der Mann mit dem Charakter, der seine ganze Nation so herrlich repräsentirt; seine Nation selbst theilte die Bewunderung der Bedürfnißlosigkeit der Skythen und es ist ein Wunder, daß ein Mann der das Alterthum kannte wie Niebuhr, dies leugnen konnte! Der Skythe von Alexander aufgefordert, ihn um etwas zu bitten, verlangt von ihm, daß er sie unsterblich mache. Als Alexander sich mit seinem menschlichen Unvermögen entschuldigt, fragt ihn jener: warum denn, da er ein Sterblicher sei wie sie, er die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäßigung lernte, die in allen Dingen gezieme? Auch in allen anderen Bearbeitungen der Alexandersage im Mittelalter wird dem Helden diese Frage gestellt und die guten christlichen Dichter lassen ihn dann beschämt und wie einen armen Sünder abziehen, aber hier erhebt er sich herrlich in seiner glänzendsten Größe, der ächte Sohn des hellenischen Volkes, der die Beschaulichkeit und die Beschränkung *achten* kann, aber nicht *üben*, der mönchischen Sinn *gewähren* läßt, aber nicht *herrschen*, der von den Pflegern eines eingezogenen bescheidenen, bedarflosen und regungslosen Lebens eine *Warnung*, aber keine *Belehrung* annimmt, und er weist sie von sich mit den vortrefflichen Worten: Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben! Das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen! Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen was mir wohl thut. Was sollte uns das Leben, wenn unser Sinn Alle

halten die in der Welt sind?[179]) — Als nun aber der Eroberer an das Ende der Welt gelangt ist und alle die Drangsale überstanden hat die sein Brief uns erzählte, jezt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu sein, und er will auch das Paradies haben, und Zins von den englischen Chören! „Wie muget ir tumpheit horen!" ruft der Dichter; und doch! selbst jezt versteht er, was die Sage mit dieser Geschichte will, innigst, oder er richtet sie sich gar zu seinen Zwecken zu, und obgleich in seinem Gedichte manchmal der gelehrte Geistliche heraussieht, der befangene Christ blickt an dieser gefährlichen Stelle nirgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, diese zu; der letzteren Rath däucht ihn gut. In Arbeit kam darum der tobende Wütherich, ruft der Dichter wieder, seine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird, der unersättlichen Höhle, die weder nun noch nie sprach: Dies ist was ich nicht wag! Ein Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürme und scheußliche Thiere, unter Donner und Bliz führt das Heer zum Eufrat, der aus dem Paradiese fließt, und sie sahen den Tod überall vor sich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, schlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten sie nicht. Ein Alter endlich fragt sie was sie wollten? Ihr Singen sollten sie da innen lassen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur Demuth und Bekehrung warnen und giebt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewissen, und von der inneren Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müssiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutete ihm ein alter Jude; er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große Last aufzuwiegen, und doch seinerseits von einer Feder und ein bischen Erde aufgewogen werde. Er lehre ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierig-

---

179) V. 4524.

Dise sache — ist uns also gescaffen
von des oberisten gewalt:
swaz uns dannen wirt gezalt,
daz [illegible] wir [illegible] [illegible].
Daz were ne mac nieman truben,
ih ne trube der winte:
angist hant, di dar inne sint.
di wile ih vor dem tode mac genesen,
wen ligent si mih [illegible]

meister vor minen sinnen.
ih muz beginnen
ettewaz daz mir wol tut.
Heten si alle iheren mut
di in der werlde wollent wesen,
waz solde in danne daz leben?

keit und Unersättlichkeit liege die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei die nimmersatte Schlucht der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen, zu wähnen, daß das Paradies zu erfechten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er gemischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschliche Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm all seine Macht? gemischt zur Erde müsse er werden; an Güte soll er sein Gemüth kehren, daß wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte seiner Lehre hinfort; er wandelte seine Sitte, er ehrte die Menschen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habsucht sinken und berichtete sein Reich herrlich durch zwölf Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit Einem Wort: „Da ward ihm vergeben." Von Allem was er je besaß blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem ärmsten Manne der je zur Erde kam.

Wenn es wahr ist, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß seine riesenhaften Plane in einem großen Verbande mit seines großen Lehrers Bestrebungen standen; wenn es wahr ist, daß das Alterthum groß geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußeren Leben, während die neuere christliche Zeit groß ward durch das innere Leben das sie erschloß; wenn es wahr ist, daß das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Egoismus eben so leicht fallen mußte, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatenlosigkeit; wenn es wahr ist, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf Einen Blick die ganze Größe dieses Dichters. Er schildert den Charakter des Helden im ersten Theile des Gedichtes ganz treu der Geschichte und faßt sein Wirken im Ganzen in dem erhabensten Sinne auf; er schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist aufs wahrste und giebt auf eine ganz wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo am allerentschiedensten gerade dieses äußerlich Thatkräftige, dieser jugendliche knabenhafte Trotz abgelegt werden sollte, noch einmal wie

zum Scheidegruß dieses Gedicht und pflanzt es als ein Monument den völlig erstorbenen Ideen der alten Welt auf. Das Große, was der Dichter in seinem Werke dabei positiv thut, ist durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, aufgewogen. Ich würde nur hier zu weitläufig werden, wenn ich Alles was die Alexandersage gewöhnlich berichtete neben den Inhalt dieses Gedichtes stellen wollte, ich werde aber bei Ulrich von Eschenbach, wo sie ihren höchsten Umfang erreicht hat, kurz hierauf zurückkommen und dort möge der Leser vergleichen, wie hier mit einer meisterhaften Sicherheit und dem reinsten Geschmack vermieden oder verändert ist, was in der gewöhnlichen Gestalt der Sage lag und unserem Dichter oder seinem Vorbilde meistens bekannt war. Mit dem ganzen Charakter der alten Welt, rüstiger Thatkraft und Selbstsucht, stimmte bisher der Charakter der germanischen Heldenzeit überein. Den Egoismus und die Gierigkeit personificirt die Thiersage vom Isegrimm im zwölften Jahrhundert, nicht lange vor dieser Zeit; die ganze deutsche edlere Dichterschaar zieht gegen ihn zu Felde und predigt gegen Geiz und Habgier Mäßigung, gegen Gewaltthat Milde. Darin liegt nichts Großes. Abstellen und Tadeln kann jeder, aber nicht jeder aufbauen. Es drohte die alte Rüstigkeit draufzugehen mit all den milden christlichen Schwärmereien: Lamprecht ehrt also diese Kraftübung männlich, nur lenkt er sie nach dem höheren Sinne der christlichen Ansichten. Ich habe ihm schon oben in seinem Verhältniß zu den spätern ruhmvollsten Dichtern andeutend seine Stelle angewiesen; es wird hier an einer neuen Seite klar, daß er damals wie in neuer Zeit Voß erscheint und wie dieser von der später herrschenden streng romantischen Schule Anfechtungen zu dulden hat. Auf Wolfram könnte Lamprecht möglicherweise und mir fast wahrscheinlicherweise einen so stillen Einfluß geübt haben, wie Voßens Homer auf die Blüthe der Göthischen Poesie. Wenigstens werden wir sehen, daß sich an den Grundgedanken dieses Gedichtes der Parzival aufs engste anschließt, obgleich ich eingestehe, daß dies nicht nothwendig einen Einfluß des Lamprecht auf Wolfram beweist. So liegen auch Dantes Ideen in der nämlichen Reihe mit Wolframs, und führen den Gedanken des Parzival eben so weiter, wie der Parzival den des Lamprecht. Dies beweist aber nur eine Verwandtschaft dieser Geister und die gemeinsame tiefe Eindringung der herrschenden

Ideen jener Zeiten in alle Länder und Völker. Den Zusammenhang dieser Dichtungen hier schon darzulegen, ist noch nicht der Ort, ich komme darauf bei dem Parzival zurück. Erst dort werden wir die Bedeutung dieses Alexandergedichtes ganz übersehen.

Wenn es bei diesem Gedichte, so lange die nächste Quelle unausgemittelt bleibt, schwer zu sagen ist, wie Vieles des ihm inwohnenden Verdienstes dem deutschen oder dem wälschen oder welchem noch früheren Bearbeiter zuzuschreiben ist, so ist dagegen in der Aeneide des Heinrich von Veldegk[180]) etwas deutlicher, daß er einem französischen Texte folgt, der schon die meisten, aber nicht alle Abweichungen enthielt, welche wir bei Vergleichung des lateinischen Gedichtes entdecken. Wir werden also billig sein müssen und den Veldegk, der wohl schwerlich das Werk des Virgil selbst lesen konnte, nicht allein beschuldigen dürfen, wenn wir Ursache finden sollten, mit der Gestalt unzufrieden zu sein, die dieses Gedicht bei ihm erhalten hat[181]). Allein bedauern müssen wir gleichwohl, daß der Dichter, von dem die romantische Kunst des Dante, des Tasso und Ariost so oft einen Gebrauch gemacht, den man heut zu Tage kaum einem Dichter ungestraft hingehen lassen würde, von Franzosen und Deutschen nicht gekannt oder entstellt wurde, und auf diese Art nicht allein dem Geschmack am Vagen und Formlosen, der jetzt einriß, nicht steuerte, sondern sogar in seiner neuen Gestalt beitrug, ihn zu befestigen. Es ist merkwürdig, wie ungeheuer der Abstich zwischen dieser und der vorher besprochenen Dichtung ist (obgleich beider Erscheinen gewiß kein großer Zeitraum trennt[182]), wenn man auf die Bewahrung des alterthümlichen Geistes in jener Alexandreis achtet, und die Ablegung desselben in dieser Aeneis, deren Text in Deutschland damals gewiß nicht unbekannt war; und man würde dies nicht begreifen, wenn man nicht diese ganze Zeit aus dem Gesichtspuncte einer Reform- und Revolutionsperiode betrachtete, in der sich der verschiedenartigste Geschmack zugleich mit der aufkommenden Wuth nach Neuigkeiten

180) In der Sammlung von Müller.

181) V. 13246 und 49 gibt er eine wälsche Quelle an und bezeugt daß er geschrieben habe, wie er darin fand.

182) Die Eneit setzt man vor 1186; die unvollendete größere Hälfte lieh Heinrich der Gräfin von Cleve; sie kam abhanden und erst nach 9 Jahren erhielt sie der Dichter wieder und vollendete sie nun. Siehe über die Zeitbestimmunng die Anmerkung zum Iwein. p. 407.

gerade so paarte wie im vorigen Jahrhundert, wo man doch wohl, wenn alle erläuternden Quellen fehlten, die Erscheinung von Wielands Uebersetzungen, nachdem Voß und Wolf Muster gegeben hatten, eben so wenig begreifen würde. Alles worin die alte griechische und römische Kunst ihre höchsten Aufgaben sucht, ist in dieser deutschen Eneit geradezu geflohen und verwischt, und wenn man irgendwo das Verhältniß des Universalisirens der Romantiker jener Zeit zu der Besonderheit der Alten will kennen lernen, so darf man nach keinem weiteren Beispiele suchen: hier zerstäubt gleichsam Alles, was irgend nach griechischer oder lateinischer Eigenthümlichkeit nicht nur, sondern was nur irgend nach einem Fall des gewöhnlichen Lebens aussieht. Ein Mährchen von Didos Ochsenhaut weiß der ritterliche Sänger noch zu erzählen, allein den Sturm des Aeneas, oder Didos Schicksale in Tyrus, oder den Bau der Stadt[183]) behandelt er sehr dürftig oder gar nicht. In der Erzählung von der Eroberung Trojas bleibt Laocoon weg, der Kampf, der Inhalt des dritten Buches — was ist aus ihm geworden? Fast nichts als das hölzerne Pferd ist geblieben. Für all den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes, für all diesen Zorn und Haß gegen die Zerstörer der Vaterstadt, für alle Irrfahrten muß uns eine Spielerei, eine Beschreibung des Bettes, zu dem Dido den Aeneas führt, entschädigen. Ich gestehe, wenn ich dichterischen Genuß suche, so bin ich eben kein Freund vom Virgil, von diesem französischen Pathos, dieser Poesie des Witzes, diesem Zwang zu glänzenden Worten und dieser traurigen Heldin und diesem traurigen Helden, doch aber ist Sinn da für Alles, was ein menschliches Herz schwellen und heben und begeistern kann, Sinn für jedes dem Menschen heilige Verhältniß, für Vaterland und Heimath, für Ruhm und Glück. Und mögen es die Bewunderer unserer alten Poesie unverzeihlich finden oder nicht, dennoch wird jedem, der da in jenen Zeiten und in unserem Vaterlande bessere und auf ernstere Dinge gerichtete Talente erblickt, erlaubt sein, schmerzlich zu bedauern, daß gerade die Männer, die mit der Sprache zuerst fort konnten, die zuerst die neue Diction zu gestal-

---

183) V. 352.

Iz were zu sagene alzu lanc —
daz virgilius der helt
an seinen buchen dar abe zelt,
des sulte wir vil lassen.

ten bestimmt waren, eben wie in neuer Zeit Wieland, gerade auf solche Stoffe, auf solch eine Schule trafen, die geradezu Alles zu verderben drohte. In diesem Veldegk ist es zuerst sichtbar, wie sich sein erregtes Innere, das eine Nahrung für die Seele sucht, gegen jede Weitläufigkeit und Kleinlichkeit sträubt und er lehnt daher detaillirte Beschreibungen von Städtebau und dergleichen, die nichts für Gefühl und Empfindung bieten, ab, die noch in seiner wälschen Quelle sich vorfanden. Wenn man sich diesen Zug leicht erklärt und ihn gern entschuldigt, so wird es dagegen schwer, sich gleich in die totale Schwachherzigkeit zu finden, mit der man hier entschädigt werden soll. Alle Spielereien und Tändeleien, die man sich etwa im Minnelied noch gefallen läßt, drängen hier im ernsten Epos die bedeutendsten Scenen weg, welche Wirkung mußte dies hinfort üben? Ueber den närrischen Tod der weisen Dido weiß sich der gute Heinrich nicht genug zu erstaunen und zu verwundern; ein Tod aus heiler Haut wäre ihm wohl viel natürlicher vorgekommen, weil er dergleichen doch in britischen Gedichten gelesen haben konnte. Aber mit welcher Wichtigkeit und Liebe wird dagegen behandelt, wenn Anna die Dido nach ihres Geliebten Namen fragt und sie ihr antwortet, er heiße E— und ne— und ehe sie sprach as, hätte die kluge Anna schon gewußt, wer es war! Die Naivetät hat doch eben auch ihre Grenzen, und hier überschreitet sie sie offenbar, so lieblich sie diesem Dichter sonst ansteht. Wie gerne läßt man dem Lamprecht die Versetzung der alten Namen, Titel, Sitten in neue Zeit hingehen, wenn ja nur das Wesen gewahrt ist, aber hier weiß man schlechterdings nirgends anzufangen und nirgends zu enden, wenn man diese Verflüchtigung jedes antiken Moments betrachtet, wenn man mit jener historischen Festigkeit aller Localität im Virgil dies Nebelland vergleicht; mit jener heroischen Dido, ihrer dramatischen Action und ihrem Pathos diesen gestaltlosen Schatten; mit jener zerquälten, vom Gott beseelten Sibylle und der schaurigen Wirkung ihres Erscheinens, diese Hexe des Veldegk, die den frommen Aeneas auf seinen Guten Tag hübsch freundlich empfängt und sich traulich mit ihm unterhält; mit jenen gräulichen Göttern der Zwietracht, die das Land aufstürmen gegen die Troer, dieses Gekeif der hausherrischen Frau des Latinus; mit dem blutdürstigen Polterer Turnus beim Virgil diesen Schwätzer des Veldegk; mit dem Hirsche der dem Schicksale

dient beim Virgil, dem Kunststückmacher des Deutschen. Wir gehen hier durch die Hölle, wie durch einen Spaziergang; Charon und Cerberus, die ewige Finsterniß und der Pechqualm der Hölle ficht uns nicht an, denn im trockenen Berichte führt uns der Erzähler vorüber; er selbst hat keinen Begriff von dem was er erzählen soll, er bestaunt das selbst, dessen Schilderung dem Hörer Erstaunen auspressen soll, fürchtet die Grauen die der Leser nicht empfindet, und redet von einem Entsetzen, das Niemand theilt. Was man dem Virgil selbst geschenkt und erlassen hätte, Beschreibungen der Heere und der Helden, das findet hier Eingang; was uns dort begeistert, wie die Episode von Nisus und Euryalus, das geht hier kalt vorüber; wenn dort die kleine und minutiöse Malerei immer auf wichtigeren Gegenständen ruht, so ist es hier die Farbe eines Pferdeohrs (eine Reminiscenz findet sich im Wigalois), das Kleid einer Heldin, das Bett eines Helden, die Begräbnißstätte der Kamilla sammt der brennenden Lampe[184]), was hier die Beschreibungslust des Dichters reizt. Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt aufgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Steine stumm zu uns spricht und große Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter, abergläubiger, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätz und Fabeln fast zur Verzweiflung bringt.

Aber wenn doch diese Eneit gar so ein elendes Machwerk ist, und nicht allein uns heutzutage zu sein scheint, sondern sogar vielleicht den Uebersetzer selbst in einigen Theilen ihres Inhalts gelangweilt hat, wie auch von Provenzalen, wie noch von Cavalcanti bekannt ist, daß er den Virgil nicht leiden mochte, woher kam es denn, daß Rudolf von Ems gerade dies Gedicht als den Vorläufer der ganzen Masse späterer Productionen, daß Gottfried den Veldegk als einen vortrefflichen Dichter auszeichnet und daß die Besten, daß selbst der spottsüchtige und schwer zufrieden zu stellende Wolfram von Eschenbach in dies Lob einstimmt und Alle eine gleichmäßige Bewunderung für diesen Veldegk an den Tag legen, die sich untereinander oft so feindselig befehden. Man könnte sagen,

184) Dergleichen ist in der Münchener Hs. noch ausführlicher als in dem Druck bei Müller. Siehe Docen Misc. II, 61.

es sei dies darum natürlich, weil der Mensch lieber zum Preise eines unschädlichen Verstorbenen, als eines gefährlichen Rivalen geneigt ist und daß auch das Aeltere und Unvollkommnere, schon eben weil es älter ist, zur Nachsicht auffordere. Und das Verdienst die Bahn gebrochen zu haben, ist auch eben das Verdienst, um das ihn alle die späteren Dichter vorzüglich preisen [185]. Wie dies aber zu verstehen sei, kann man auf mehrere Weise fassen. Denn der erste Dichter dieser Periode ist er nicht, noch seine Eneit das erste Gedicht, welches den Reihen führte; dies wissen wir nicht allein aus übrig gebliebenen Resten, gewiß existirte unendlich Vieles schon vor ihm was uns verloren ist. Man dürfte wohl eher sagen, er möchte unter den Uebersetzern einer der frühesten und bedeutendsten sein, und einen vorzüglichen Dank sich dadurch erworben haben, daß er der ganzen Fluth französischer Romane Thür und Thor geöffnet in Deutschland. Wenn man bedenkt, daß damals die Poesie von der Unterhaltung aus und auf die Unterhaltung zurückging, daß unter Hunderten von Poeten kaum Einer aus innerem Drang, sondern Alle nur aus der guten Meinung der Gesellschaft einigen neuen Stoff zu liefern, dichteten, wofür uns gleich der nächst zu erwähnende Herbort von Fritzlar [186]) ein Zeugniß giebt, daß gerade das was aus dem Innern der Nation hervorquoll, das Nationalepos, damals verfallen war, und daß, was in eben jener Periode das einzige ist worin sich in Deutschland productives Talent zeigt, in nichts als im Minnelied besteht und was damit im Zusammenhange ist; wenn man sieht, wie selten der Stoff damals noch in Deutschland war, wie dem Ulrich von Zazichoven ein Zufall seine Quelle bringt, wie dem Pfaffen Konrad durch Herzog Heinrich den Löwen, dem Herbort, dem Wolfram und Anderen erst durch die Gunst des Landgrafen Hermann von

185) Die Stelle aus Gottfried ist schon oben beigebracht. Wolfram nennt ihn im Wilhelm Bl. 76.

So müese ich minen meister klagen	er wand in daz denne al min sin
von Veldek: der kunde baz	wie des jewederen friwendin
der wære der witze ouch niht so laz;	mit schœnheit an si lobe ...

186) Er sagt von sich:

Ez enist niht achbere	mit andern tichteren:
daz er iht dichten kan,	der schar wizzer meren,
doch so nimet er sie an	er gert anders lobes niet.

Thüringen französische Gedichte verschafft werden mußten, dem großen und liberalen Beschützer unserer Minnesänger in eben dem Theile von Deutschland, wo wir auch in der neueren Blüthezeit der Poesie einen ähnlichen Sammelplatz unserer schönen Geister sich öffnen sehen, wenn man dazu bedenkt, wie wenig Ansprüche ein solches Geschlecht zu machen pflegt, das erst eine poetische Literatur werden sieht und sich zu schonender Ermunterung aufgefordert fühlen müßte, wenn es auch nicht innerlichst aus lebhafter Theilnahme und Begierde nach Neuem auch das wenige Langweilige verschlänge, so lange es keinen besseren Maaßstab kennt, wenn man hinzu nimmt, wie die späteren Urtheile allerdings aus der Humanität fließen konnten, die Veldegks größeren Schülern oder Nacheiferern Pietät und Ehrfurcht vor dem alten Meister einflößte, wenn man all dies zusammen nimmt, sage ich, so sieht man leicht, daß das ganz zufällige äußere Verdienst der Erste zu sein, so klein und unbedeutend nicht war.

Doch dies ist immer in seinem Primate das Geringste; wichtiger ist, daß Er zuerst die höfische Bildung einführte, was damals im Gegensatze zu unserer neueren Zeit eine ähnliche Wirkung hatte, wie Lessings umgekehrtes Uebergehen von dem herrschenden vornehmen Bombast auf den Volkston, und daß er offenbar die Reimkunst und die Sprache der mittelhochdeutschen Poeten zuerst gestaltete. Alles was wir bisher behandelten, der Pfaffe Konrad, der König Rother, die Kaiserchronik und Lamprecht folgen durchaus den Gesetzen einer ungebundenern Reimkunst und reimen mit größerer Willkühr die verschiedensten Vocale und Consonanten. Veldegk führte zu einem reineren Gesetze über und wenn man das Niederdeutsche zur Erklärung seiner ungenauen Reime zu Hülfe nehmen will, hat Grimm aufmerksam gemacht 187), so werden seine Reime fast sämmtlich regelmäßig, regelmäßiger, meint er, als man nach dem Fortgange der Kunst damals erwarten konnte. Dies berührt sich nämlich mit der zweiten Eigenheit aller dieser Gedichte, die wir bisher betrachteten, daß sie nämlich sämmtlich Spuren der niederdeutschen Sprache in ihrem hochdeutschen Texte tragen. Wie dies in Veldegks Werken zu erklären sei, wollten weder Grimm noch Lachmann entscheiden; ob nämlich, da sich Veldegk am Clever Hofe

187) Grimm Grammatik I. p. 453 sqq. ed. 2.

aufhielt, eine niederdeutsche Abfassung der Eneit anzunehmen wäre, die später ins Hochdeutsche übertragen sei, oder ob der niederdeutsche Dichter hochdeutsch dichtete und dabei manche Eigenheiten seines Dialectes einfließen ließ. Ich überlasse das Urtheil in Bezug auf das Sprachliche den Männern, die hierin Competenz haben, füge aber hier eine Bemerkung über diese Erscheinung aus einem geschichtlichen Gesichtspuncte an. Mir scheint, daß fast in jeder Periode aufblühender poetischer Literatur die Bemerkung zu machen ist, daß in dem Bereiche, welches sie umfaßt, der Süden als der erreglichere Theil, von dem der erste flüchtige Impuls ausgeht, erscheint; daß dagegen der Norden den Nachdruck giebt mehr durch anhaltendes und dauerndes Interesse, als durch große dichterische Talente und Genien, die meist dem freundlicheren Clima vorbehalten scheinen. Die Art, wie in der neueren Zeit unsere schöne Literatur von der Schweiz ausging, im Norden aber gehegt ward, den größten Theil ihrer Pfleger im Norden gefunden, ihre größten Genien aber nur im Süden, wo namentlich der Mangel des poetischen Interesses im Süden bei dem Hervorbringen der Wielande, Göthe, Schiller eben so bezeichnend ist, wie der große Eifer im Norden, wo doch den ausgezeichnetsten Köpfen, wie Lessing und Voß, das was eigentlich den Dichter macht, abging, ist hier durchaus charakteristisch. In Island bildete sich die scandinavische Sage ihrem Umfange nach; die Dichtungen der Normannen erhielten in der nördlichen Provinz, wohin sie übergewandert waren, ihre erste umfassendere Gestalt. So gelangten auch die deutschen Dichtungen des Südens wohl erst viel später in den Norden, aber hier ist uns das Hildebrandlied erhalten, das den Ton des gothischen Liedes aus dem 6ten Jahrhundert noch im 8ten halten mochte, so wie die Dichtungen der Pfaffen Conrad und Lampert weit mehr den Charakter des Waltharius aus dem 10ten Jahrhundert tragen, als den der nächsten Rittergedichte des Südens und so hier ein Festhalten an dem alten heroischen Lied und Epos beurkunden, während man im Süden viel leichtfertiger den Einflüssen der Geistlichen und der Ritterschaft die Art der alten Dichtung preisgab. Ein solches treues Festhängen des Nordens an dem Hergebrachten scheint uns die Gudrun und die Nibelungen vielleicht hier erhalten zu haben, als schon in jener Zeit, die alles generalisirte, auch das dialectische aus der Schriftsprache zu weichen begann; es scheint

auch dieses den Reichthum des Niederdeutschen zu bedingen, das sich nur zu dieser rechten Zeit, wie es Grimm ausdrückt, unbezeugt gelassen hat. Daß nun, indem damals in der Zeit Heinrichs des Löwen Niederdeutschland gleichsam ein Ottonisches Zeitalter nachfeierte, die neuen französischen Dichtungen, vermittelt durch die Niederlande und besonders Flandern, hier den schnellsten und ersten Eingang fanden, scheint an und für sich einleuchtend genug; und wie diese Uebersetzungskunst von hier ausging, so kehrt sie auch im 14ten Jahrhundert, am Ende der ganzen Periode der ritterlichen Romane, nach einem allgemeinen Gesetze, dahin zurück. Deutschland hatte das seltne Geschick, die Elemente seiner nördlichen und südlichen Bildung, sich in vielen Zeiten vielfach durchdringen, den Süden seine dichterischen Talente dem Norden, den Norden seine wissenschaftlicheren Geister dem Süden mittheilen zu sehen, und fortwährend einen heilsamen Mischungsprozeß zu nähren, der weder in England noch in Frankreich in dieser Weise vor sich gehen konnte.

Was aber der Aeneide des Veldegk noch ein weiteres Ansehn und vielleicht die größte Gunst verschaffte, ist unstreitig die Einführung der Minne in der Weise, wie das Minnelied damals diesen Gegenstand behandelte. Schon im Herzog Ernst kommt ein artiger Minnebrief des werbenden römischen Kaisers vor, in der Eneit aber füllen einen großen Raum die Episoden von der Lavinia und des Aeneas Liebe, und die Scenen zwischen der Liebenden und ihrer Mutter, die sie dem Turnus zu vermählen denkt. Was auch Veldegk hier in seinem französischen Originale gefunden haben mag, diese Scenen sind sein Eigenthum, wenn nicht völlig dem Stoffe, doch ganz der Behandlung nach, die in allen Stücken deutsch ist, und diese Episoden sind im Gedichte mit solcher Vorliebe behandelt, daß man wohl sieht, es gilt eigentlich nur um sie; sie sind, wie im Ernst die Irrfahrten, das was dem Zeitgeschmack anpaßt und dem das übrige als trockne Zugabe anhängt, sie sind das, was dem Buche befriedigte Leser verschaffte[188]) und was den Gottfried zu dem Ausruf berechtigte, wie wohl der Veldegk von Minne

188) Schon Herbort spricht von der Eneit als sehr bekannt. Im Wigolois scheint in der Stelle, wo die Königstochter von Persien sich von einer Jungfrau die Aeneide vorlesen läßt, der Vers 2722 „als ez an site ist geseit“ große Verbreitung eben dieses Buches von Veldegk anzudeuten.

gesungen habe[189]). Und in der That, dieser Ausruf ist nicht bloße Redensart, sondern wahrhafter Ernst. Abgesehen von den Spielereien, die mit unterlaufen, hat die deutsche Dichtung jener Zeit gewiß weniges an Lieblichkeit, an Herzlichkeit, an inniger Unschuld und Naivetät diesen Gesprächen der Lavinia und ihrer Mutter zu vergleichen. Ich möchte glauben, daß diese Scenen nicht allein im Epos vielmal nachgeahmt wurden (denn hier ist's unläugbar), sondern daß sie auch die Vorläufer von den Minneliedern des ähnlichen Inhalts waren, wo im Monolog oder Dialog das Wesen der Liebe zu ergründen gesucht wird. Wir werden künftig Gelegenheit haben, auf dergleichen Nachahmungen im Epos zurückzukommen und werden mit Erstaunen bemerken, wie schnell dieser Ausdruck unbefangener Unschuld, die so tief in jener Zeit gewurzelt scheinen sollte, verloren ward und wie vergebens selbst namhafte Dichter sich abmühen, auf diese Reinheit zurückzukommen. Dies ist auch der Hauptgesichtspunct, den man festhalten muß, wenn man die Liebespoesien dieser Ritter beurtheilt. Eine Blüthe der Ritterzeit, so plötzlich, so neu, die wie diese ganze Literatur und das ganze Staatsleben in Deutschland so plötzlichen Schwung unter Friedrich I. erhielt, mußte in ihrer ersten Entfaltung von einem Glanze, von einem Zudrange, von einer Lebendigkeit und einem Reize des Verkehrs begleitet gewesen sein, der sich unmöglich lange erhalten konnte, der mit der Kraft des heroischen Kaisers selbst verloren ging und an dessen Stelle dann bei den Besseren eine um so größere Sehnsucht nach der entschwundenen Herrlichkeit trat, je tiefere Eindrücke und Erinnerungen jene glanzvollen Reichstage hinterlassen hatten, deren Gleichen Deutschland weder je vorher noch wieder nachher sah und auf deren Pracht ein Guyot[190]), also selbst die Franzosen, wie auf die gute, alte, goldene Zeit zurücksehen. Der schnelle Wechsel von der ersten Begeisterung, welche die neue Geselligkeit durchdrang und rein und unschuldig hielt, zur

189) Tristan V. 4724.

Von Veldeken Heinrich
der sprach uz vollen sinnen;
wie wol sang er von minnen!
wie schone er sinen sin besneit!
ich wæne er sine wisheit
uz Pegases urspringe nam,
von dem diu wisheit elliu kwam.

190) Bible, V. 278. Et de l'emperaur Ferri vos puis bien dire que je vi qu'il tint une cort a Maiance: ice vos dis-je sanz doutance, c'onques sa pareille ne fu.

gewähren Freiheit, und zu jeder Art Ausartung liegt in der Natur der Sache selbst: und namentlich der Umgang mit den Frauen konnte, wie einmal die Menschen sind, wohl unter einzelnen fortwährend veredelnd wirken, mußte aber die Sitten sehr bald zum Uebeln kehren, und wir dürfen uns weder wundern, noch müssen wir es anderswohin zu deuten suchen, wenn wir so bald die nächsten Dichter, einen Wirnt und Walther, über den Verfall aller ritterlichen Zucht klagen hören, deren Klagen wohl nicht einmal poetische Uebertreibung enthalten. Wenn also diese Männer der späteren Zeit diesen Veldegk aufschlugen, der die Herrlichkeit des großen Friedrich gesehen, von der ihnen höchstens die Jugenderinnerung etwas im Gedächtniß gehalten hatte, wenn sie im Herzog Ernst ihn in freudigem Behagen von dem Verkehr der Frauen und Ritter sprechen hörten, im Ausdrucke des reinsten Entzückens, der bei ihnen schon von Klagen und Unmuth verbittert ist, wenn sie, was mehr ist, in den Liebesscenen der Eneit den vollen Ton des Herzens vernahmen, den sie selbst nur noch selten im kleinen Liede wagten, so mußte gewiß der, zu dem diese reinere Sprache noch Eingang fand, von dem ehrwürdigen Alten begeistert und für ihn zur Bewunderung hingerissen werden, der ihm ein Repräsentant des wundervollen Lebens unter Friedrich war, einer Zeit, auf die eben die nächste Zukunft auch in allen anderen Verhältnissen schon schmerzlich zurückblicken ließ.

Eine merkwürdige Mitte zwischen Lamprecht und Veldegk[191]) hält Herbort von Fritzlar, der in dem Anfang des 13ten Jahrhunderts einen trojanischen Krieg nicht ohne Spuren von gelehrter Bildung und mit Kenntniß deutscher, lateinischer und wälscher Quellen bearbeitete[192]); der nichts hat von dem schöpferischen und

191) Ich sollte hier auch von dem Ovid des Albrecht von Halberstadt reden, allein leider kenne ich ihn nicht ganz. Ich glaube jedoch nicht, daß dies ein wesentlicher Mangel sein wird, wenn ich nach dem was mir davon bekannt ist, urtheilen darf.

192) Cod. Pal. 368. Fol. 1.

Wil ich die formen merken,
so muz ich drisinnic sin; ein ist krichisch, ein latin,
und des welschen buches ein; zwischen den lesten sinnen zwein
reim ich nu den dritten, und folge im so mitten,
daz er nein rehte geleite ist, an des tutschen buches list.
Nu hant ez ander lute gemachet me zu dute,
den ist ez vil wol gelungen; sint ez aber von drin zungen
mit eime sinne ist her gescriben, des bin ich dar zu beschiben,

dichterischen Geiste beider und doch durch die eigene Mischung von Altem und Neuem, durch die Empfänglichkeit mit der er die Züge der Lamprechtischen Dichtung zugleich neben die der Veldegkschen stellt, ohne auch nur einen Versuch einer Versöhnung beider Manieren zu machen, ganz originell und interessant ist. Er hat nichts mehr, weder von dem freieren Reim noch aber auch von der schönern Diction, er hat nichts mehr von dem kritischen Sinne des Lamprecht, denn er setzt aus den lateinischen und wälschen Sagen seine eigne Erzählung vergleichend und nach Willkühr zusammen, ohne sich übrigens dem lateinischen Texte des Dares oder des Dictys (denn beide kennt er[193]) zu nähern. Wie konnte auch die trockne Erzählung des Einen und die rhetorischen Exclamationen des andern einen Dichter damaliger Zeit reizen! Das Beste in diesen trojanischen Begebenheiten dünkte der damaligen Welt gewiß das was der wälsche Dichter ausgeführt und zugesetzt hatte und was bedeutend genug ist; und diesem wälschen Texte, welcher dem Herbort durch den Grafen von Leiningen unter Vermittlung des Landgrafen Hermann von Thüringen zukam, folgt unser Herbort ohne Zweifel sehr genau, vielleicht mit einigen Abkürzungen, zu denen er hier und da durch die Breite bestimmt sein mag, von der er kein zu großer Freund scheint, oder durch feinere moralische Gesinnung, da er gleich im Anfange sich scharf erklärt gegen das Lob, welches das wälsche Buch dem untreuen Pelias zolle, was seinem Herzen widerstehe, indem er nie einen Mann loben werde, der untreu sei und ob sich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten; und dann könnte ihn auch wohl die Schwierigkeit anderer Stellen abgehalten haben, denn es findet sich in seinem Werke eine sehr merkwürdige Stelle, die recht deutlich zeigt, wie beschränkte Leute sich der Dichtung in jenen Zeiten annahmen. Er findet dort eine schwere Rede in seinem Texte, an deren Uebersetzung er sehr ungerne Hand legt[194]), eben wie auch Wace und die ersten Trou-

---

daz ich si daz fierde rat, daz ist rehte sus bestat,
sint ich von den drin quam, daz man mich zu den fierden nam;
hat ez ein ander follenbracht, als ich zu dem fierden wart gedacht,
so zele man mich zu dem funften rade, und frumme ich nicht, ich bin niht
schade.

193) Den Dictys nennt er Fol. 97.b und nachher noch einigemal.

194) Fol. 92.

Hie han ich ein rede funden, der man hie wol enpere,
und ouch ein teil swere! Sint ez aber geleibn ist,
wurde ir an mir brist, man spreche ich hette gelazzen

veres manchmal über Schwierigkeit des Uebersetzens klagen. Die Schaam aber, seines Vorgängers Text zu verlassen und die Furcht vor Vorwürfen darüber überwiegt und bewegt ihn, sich an die harte Arbeit zu machen. Was ist aber diese schwere Rede? Nichts als eine kleine Abhandlung über den Ocean, die Erde, Länder und Flüsse, ein geographischer Abriß, im Grunde ein sehr einfaches Ding, was man wohl allerdings, wie Herbort sagt, hier wohl hätte entbehren können, was aber doch auch einem Anfänger, der sich Dichtens versuchen wollte, keinen Anstoß und keine Schwierigkeit hätte machen müssen. Dieser Herbort hat aber auch wirklich wenig Beruf zum Dichten und es ist ein Unglück, daß in jenen Jahren und im ganzen Mittelalter die Ansicht herrschte, die dieser geradezu ausspricht, daß es nichts auf sich habe, wenn auch einmal ein Dichter als fünftes Rad am Wagen mitlaufe. Wenn er nichts nütze, meint er, so schade er auch nicht; ich weiß nicht ob man dabei stehen bleiben darf, einzuwerfen, aber wenn er nichts schade, so nütze er auch nichts. Das Mittelmäßige ist überall das Verderblichste und mußte es damals noch mehr sein, als noch die Fluth der Dichtungen nicht so ungeheuer war, wie in unseren Zeiten, wo man unendlich Vieles Mittelmäßige übersehen muß, weil es nicht möglich ist Alles zu lesen. Mit welcher Geschmacklosigkeit hier nebeneinander die neue Sentimentalität und die alte rohe Kraft liegt, ist ergötzlich zu lesen. Beschreibt er den Zorn des Hercules auf Laomedons Botschaft, wie ihm der Schweiß aus den Augen rann, wie er die Zähne knirschte, die Augen rollte, seine Haut sich runzelte, seine Stirne faltete und seine heißgrimme Stimme donnerte, so hört man die Gewalt nordischer alter Dichtung, und nicht ohne Wohlgefallen; dann muß man die Selbstgespräche der liebenden Zauberin Medea daneben lesen, ganz in der klügelnden Sophistik der Liebesphilosophie dieser Zeit, und man muß nicht unbemerkt lassen, welch eine rohe Art den Hof zu machen dem ritterlichen Jason hier noch eigen ist, die man nicht näher bezeichnen kann. Die kurzen kräftigen Züge seiner Schlacht-

vor vorchte die strazze, ich entweste niht wolde varn.
ob ich kan ich wil ez bewarn, sint im geraten hat sin sin
des volger ich bin, daz im daz zu mute was,
daz er die hohe rede las; Ich han noch jungers namen,
ich wolte mich des idoch schamen, daz ich ungejaget lieze,
daz er mich sprechen hieze.

malerei suchen den Lamprecht an Effect zu überbieten und bleiben dadurch zurück; seine detaillirte Schilderung von Kämpfen, von Wunden, von den Leichen, die mit verkehrten Augen, mit blutbefleckten Schädel, Hirn, Haare und Ohren mit Blute gemischt liegen, gehen aufs Gräßliche aus, eine auffallende Erscheinung unter jenen Dichtern. Dagegen ist wieder das allmählige Liebesverständniß zwischen Helena und Paris im Veldekischen Tone, einfach und nett. Ganz deutsche, ganz heimatliche Züge mischt er unter das Fremdeste und die Art, wie er das Alte in die neuen Sitten übersetzt, ist schon ganz eigen. Die Medea läßt hier den Jason schon feierlich eine viermalige Eidesformel wiederholen; der Thurmwächter sitzt hier schon auf dem Thor und singt sein Taglied in den Saal der Ritter. Die Kämpfe, die verschiedenen Schlachten erscheinen hier schon ganz in der Ausführlichkeit und mit der Mischung ächter Heldennamen mit erdichteten, welche letztere den anglonormannischen Poeten verrathen, und mit Zweikämpfen, wie sie offenbar aus der Karlsage oder dem ächten Homer entlehnt sind, und wie sie später in der Alexandersage, im Titurel und sonst erscheinen; dazu kommt die eigne Freude an Beschreibung von Gräbern, Bildsäulen, Mosaikwerken und dergleichen, welche die Eindrücke verrathen, die nordische Kreuzfahrer aus dem Süden, aus Constantinopel mitbrachten, wo ja die Kaisergräber ein so willkommner Gegenstand der Plünderung wie die Kunstwerke zur Zerstörung waren. Manchmal meint man, eine zarte Seele leuchte aus dem Dichter, wie wenn er den Achill über Hectors Leiche ihm sanft Segen nachwünschen läßt, dann greift wieder erschreckend die Stimme der größten Rohheit durch, wie wenn Andromache nach dem übrigens ganz verwischten Abschiede von Hector, weinend und verzweifelt sich gegen Priamus kehrt und ihn mit den schändlichsten Schimpfwörtern, die kaum nachzuschreiben sind, wie eine Furie überfällt. Wenn Lamprechts Alexander durchweg eine feste dauernde, männlich ruhige Kraft athmet, und die Zeit ausspricht, wo Deutschland in ehrwürdiger Größe unter dem zweiten Hohenstaufen glänzte, eine Zeit, die sich in dem ernsten und erhabenen Charakter eines Walther und in der Wiederbelebung der Nibelungen noch abspiegelt, und wenn Lamprecht selbst mit seinem ritterlichen Sinne an jene Bischöffe unter Friedrich erinnert, die Zierde der deutschen Nation, die kriegerischen Adel und geistliche Würde

n sich verirrten, so leitet dagegen Veldegk ganz auf die weichere Folgezeit über, die das Heroische ganz aufgiebt, im Herbort aber spiegelt sich eine Zeit der Verwilderung, wie die der Gegenkönige Philipp und Otto war, und in ihm erscheint eine gleichsam erzwungene Kraft und die unnatürliche Anstrengung eines Jünglings der zwischen Talent und Leichtsinn, zwischen zügelloser Kraft und Schwachheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit getheilt und von Ungleichheiten voll ist, eine Erscheinung, die ich neben Nithart mit dem teutonischen Geschlechte unserer jungen Göttinger Dichter des vorigen Jahrhunderts vergleichen möchte.

VI.

Regeneration des deutschen Volksepos.

Ich weiß von den Nibelungen und der Gudrun an keinem schicklicheren Orte zu reden, als hier, wo sie auf der einen Seite mitten unter den aus der neuen Richtung der Zeit geflossenen Dichtungen stehen, am auffallendsten dagegen contrastiren, und die Opposition der Hofdichter erklären, wo sie auf der andern Seite noch am nächsten an die Dichtungen des 12ten Jahrhunderts rücken, in welchem diese Gedichte die großen Veränderungen erlitten, die ihnen allmählig ihre jetzige Gestalt gaben, nach der sie in den Anfang des dreizehnten gehören. Rücksicht auf die ängstlichere chronologische Stellung muß dem Kritiker, kann aber nicht einem Werke wie dieses zukommen, das überall den Geist der Sache im Auge hat, der uns hier entschieden ins zwölfte Jahrhundert weist. Daß die Gudrun in diesem in früherer Gestaltung existirte, ist durch neugefundene Zeugnisse entschieden; daß aber die Nibelungen darin vielfältige Schicksale erlitten haben, ist von Niemanden geleugnet. Leider können wir diese nicht anders als errathend und vermuthend verfolgen; und die Resultate, die auf solchem Wege gewonnen werden, können wohl den Scharfsinn kritischer Forscher, aber nicht den darstellenden Historiker reizen, der überall das sichere Allgemeine dem ungewissen Besondern vorzieht. Wo zudem so ent-

gezeichnete Männer, wie Lachmann und die Grimm, gearbeitet haben, die fast auf die Autorität alter Quellen Anspruch machen dürfen, da wäre es vermessen, auf die Einzelheiten in der Geschichte unseres Volksgedichtes einzugehen, über die in Uebereinstimmung zu kommen diese Kenner selbst nicht hoffen können; ich werde mich daher an das Ausgemachte halten, und dieses wieder nur aus den Gesichtspuncten betrachten, die dem Plane meines Buches zusagen.

Wir haben oben gesehen, wie die Dietrichsage in der Völkerwanderung entstehen konnte, welche Veränderungen sie zu welchen Zeiten muthmaßlich erlitten haben mochte; wir fanden, daß die Siegfriedsage, vermöge ihres engeren weniger epischen Charakters in den Zeiten der Völkerwanderung von Deutschland aufgegeben und seitdem im Norden ebenso vorliebend gepflegt ward, wie im Süden die Dietrichsage. Daß dort die Sage von Siegfrieds Mord und Kriemhildens Rache reiner und ursprünglicher erhalten ward, bei zwar vielfacher nationaler und localer Veränderung, ist von Jedermann anerkannt; in Deutschland sehen wir aber das Volksepos theils dadurch, daß es die alte Sage stets modernisirte und modernisirend erweiterte, theils schon dadurch, daß der Stoff nur neuer und den Zeiten unmittelbarer poetischer Bearbeitung näher war, theils dadurch, daß alter und neuer Stoff mit fremdartigem in verschiedener Weise entstellt und vermischt ward, stufenmäßig ausarten. Noch ehe aber diese Ausartung zum weitesten gediehen war, was offenbar im Süden geschah, so kehrte man anderswo zur Aufnahme der alten ächten Sagen zurück, und regenerirte die Volksgedichte von Grund aus. Daher kehren jetzt im 12ten Jahrhundert plötzlich die vielen Zeugnisse; vorerst aber immer nur noch von der Dietrichsage zurück. Doch aber wies das Bestreben auf die reine Sage zurückzugehen ganz natürlich nach dem Norden: daß man also von dort her die Siegfriedsage wieder einführte, war einfach genug, so wenig sie nach der Gestalt die sie dort empfangen hatte, zu der Gestalt welche sie in Deutschland angenommen, mehr passen wollte. Wo diese erneuerte Anknüpfung Statt hatte, und wann, und in welchen allmähligen Abstufungen läßt sich mit völliger Gewißheit nicht zeigen: es ist aber natürlich, daß es in Niederdeutschland geschah, wo wir überhaupt im 12ten Jahrhundert eine Werkstätte für unsere Literatur mehr ahnen als nachweisen können, wo die strophischen Lieder unseres Volksgesangs

aber noch gesungen werden mochten, als man im Süden nichts that als die fremden Sagen lesen, wo auch die ersten Zeugnisse für die Siegfriedsage im 12ten Jahrhundert gefunden werden. Als man in Deutschland alles Fremde einzuführen begann, als man das Antike ans Deutsche knüpfte, das Britische ins Deutsche verarbeitete, das Moderne ins Alte und das Alte ins Neue mischte, was war natürlicher, als daß man auch vom Norden dies und jenes borgte, oder Altbürgerliches zurückforderte. Alle größeren Verhältnisse in der Geschichte der damaligen Dichtkunst wiederholten sich, bei so wenigem äußeren Anschein zwar, in der neueren Zeit. Man wird behaupten dürfen, daß das damalige Wiederbeleben der halbverschollenen Volkssage, die Sprache, die ein Herbort oder Lambert von ihr sich aneignete, die deutlichere Anlehnung an das Nordische keine andere Bedeutung habe, als in der neuern Zeit das Deutschthümliche, Vaterländische und Volksmäßige der Göttinger Schule, und die auffallende Anlehnung an das Nordische in Klopstock, Cramer u. A.; und nicht anders wandte sich nachher Göthe von jenen rohen, Anstand und Sitte mehr aus den Augen lassenden Jünglingen der Göttinger Gesellschaft, und Schiller von Bürger ab, als die Hofsänger des 13ten Jahrhunderts von dem Volksgesang. Die Anknüpfung dieser nordischen Sage nun geschah übrigens auf eine freilich nicht so unbeholfene Art wie wir im Herzog Ernst Antikes und Deutsches verknüpft sahen, allein doch springt die ungeschickte Verbindung zweier in sich höchst unähnlicher Stoffe von selbst in die Augen.

Diese Unähnlichkeit der beiden Theile des Nibelungenliedes ist auch jetzt so anerkannt, daß ich mich begnüge, gerade nur Ein Symptom dieser Heterogeneität anzuführen, das nicht einmal direct ihre Beschaffenheit, sondern ihre Auslegung betrifft. Der vortreffliche Verfasser der Sagabibliothek, indem er nachweist, wie unglücklich selbst die bloße Wiederverpflanzung der Sigurdsage in die Nibelungen Statt hatte, wie alle ursprünglichen Züge entstellt und verwischt und die alte Kraft geschwächt ist, indem er zur reineren Quelle, d. h. zu der rein nordischen Gestaltung der Sage zurückgeht, findet sich veranlaßt, den Ursprung derselben in unsere frühere asiatische Heimat zu legen, jede deutsch-historische Anlehnung dieser Sage zu leugnen und dagegen folgende Deutung der Siegfriedsage an die Stelle zu setzen. Nachdem er den Namen Attila

und Rhein ganz allgemeine Bedeutungen vindicirt, fährt er so fort[195]: „Bezeichnet Rhein im Allgemeinen einen Fluß, so sind des Rheines Rotherz und Rheinsteine Benennungen für Flußgold, ohne Zweifel in vielen Gegenden das älteste Gold. Wenn die Menschen mit Mühe und zuweilen mit Gefahr dies Gold aus den Flüssen sammelten, mußten sie wohl auf die Frage verfallen, wer es dahinein geworfen hätte, und der Beweggrund mußte Mißgunst zu sein scheinen, die dem Menschen diesen Schatz entziehen wollte. Forschte man nun weiter, wer den Schatz gesammelt hätte, so geschah es in Uebereinstimmung mit anderen persischen und indischen Mythen, sich denselben von den Bergen des Nordens hergeholt zu denken, dem Lande des Goldes und der Ungeheuer. Der welcher ihn holen sollte mußte ein junger Held vom Götter-geschlechte sein, ein siegreicher Krieger (Sigurdr), ein Sohn der Gewalt (ein Wolsunge), der durch Erschlagung der Ungeheuer, die über dem Schatze ruhten (Fafner von Biofner, des Schatzes Inhaber) ihn ans Licht brachte. Das Gold als Geld scheint nach einer uralten nordischen, ohne Zweifel auch orientalischen Mythe, wovon einzelne Spuren sich in der Voluspa finden, Unglück über seinen ersten Besitzer gebracht zu haben. Der junge Held, welcher nicht der sein konnte, der mißgünstig den Schatz versteckte, mußte also fallen, und zur Folge der poetischen Gerechtigkeit durch eigene Fehltritte fallen. So lange der Held seine Kraft entwickelt, so lange er der Kriegsjungfrau (Bryn-hilda) huldigte, die er aus dem Schlummer erweckt hatte, war er siegreich durch Stärke und Weisheit. Bosheit (Grimhilde) führt ihn in der Wollust (des Weibes, Gud-runa) Arme und brachte ihn dahin, den Ruf der Walkyrien zu vergessen. Nun verließ ihn sein Glück. Die Söhne der Finsterniß (Niflungr) überwältigten ihn. Diese bewahrten das Gold in des Flusses Tiefe und trotzend auf ihre Stärke fielen sie durch des Bluträchers Uebermacht, der wieder selbst für seine Verbrechen gestraft wurde.“ Man sieht, dies ist sehr verschieden von dem Unsinn unserer deutschen mythischen Deuteler und in jedem Falle eine so geistreiche als scharfe und klare Auslegung; und wenn wir in Deutschland, vermöge unserer geringeren Neigung zu dieser Art alte Sagen zu betrachten, im Allgemeinen dieser Aus-

195) Sagabibl. II. p. 366.

legung ungünstig sind, so dürfen wir nicht leugnen, daß zwischen
ihr und der Sigurdsage des Nordens ein Verhältniß ist, das den
Versuch einer solchen Deutung allerdings entschuldigt, ein Verhält-
niß, das zwischen der deutschen Gestalt der Sage und unseren
gewaltsamen mythischen und historischen Auslegungen nicht Statt hat,
wie mir dünkt. Doch dem sei wie ihm wolle; unsere Dietrichsage
aber würde man doch selbst im Norden schwerlich dem Historischen
in ähnlicher Weise zu entrücken nur versuchen können, und selbst
unsere Siegfriedsage hat, wie bemerkt, den historischen mehr als
philosophischen Scharfsinn unter uns gereizt. Dies bestätigt aber
von neuem den früher behaupteten Unterschied zwischen nordischer
und deutscher Sage; bestätigt, daß man den mythischen oder histo-
rischen Charakter einer Sage geschichtlich in seinen Veränderungen
betrachten muß, daß die Freunde mythischer oder historischer Deu-
tung beide Recht haben, sobald sie verschiedene Sagengestaltung
in verschiedener Zeit nach ihrer Weise verschieden beurtheilen, aber
unrecht, sobald sie meinen ein allgemeingültiges Gesetz hierüber
aufstellen zu können; bestätigt ferner, daß Müller richtig scheidet
zwischen Mythischem und Romantischem, daß er nur mit letzterem
nicht zugleich hätte die deutschen Nibelungen begreifen sollen, die
er als etwas historisch-episches oder, wie er sonst hätte sagen wol-
len, noch einmal abtrennen mußte. Nach Allem, was die ganze
Geschichte der deutschen Poesie, wie wir bisher sahen, nachweist,
ist in Deutschland das Einfachere, Geschichtliche, Naturtreue, Wahr-
scheinliche und vom Wunderbaren Entfernte das Ursprüngliche; und
stufenmäßig entfernte sich die Nation, verirrt in einer einseitigen
Cultur, von ihrer alten Simplicität, wie in ihrer Poesie, so im
Staate und in allen Verhältnissen. Fast Alles, was in der deut-
schen Siegfriedsage historische Beziehungen an die Hand giebt,
fehlt in der Sigurdsage; Alles was hier die mythische Ansicht be-
günstigt (Fafner, der Schatz, Brunhilde u. s. w.), ist in der deut-
schen mißverstanden entstellt oder gar nicht aufgenommen. Wie
hier der Nibelungenhort eine Rolle spielt und auch nicht spielt,
je nachdem man will, so ist dort der Atli historisch oder nicht, je
nachdem man will. Die Vorstellungsart des einen Volkes ist dem
anderen weder geläufig noch angenehm. In Deutschland, eben
nahmen wir an, ist der Boden und die Heimat dieser Sagen; die
ursprüngliche deutsche Gestalt aber, die uns verloren ist, würde

mit der nordischen viel weniger gemein haben, als die, welche wir jetzt vor uns haben und welche ihre Züge aus dem Norden entnahm und ungeschickt genug uralte Rohheit und Wildheit neben die neue ritterliche Courtoisie stellte. Daß aber in den deutschen Sagen die geschichtlichen Beziehungen erst später eingetreten seien, ist ein vollkommnes Mißverständniß aller Geschichte. Jedes ältere Fragmentchen zeigt festere geschichtliche Anlehnung; der Inhalt jedes älteren Liedes, der auf uns kam, zeigt feste historische Haltung. Wie man im Geschmack überhaupt bis zum 13ten Jahrhundert hin stets das Besondre mehr ablegte und ins Allgemeine und Unbestimmte hin flüchtete, so verließ man auch stufenmäßig in der Sage den besondern historischen Boden, was aus der Natur unserer inneren Entwickelung erklärt werden muß. Dies habe ich oben versucht und die Aufschlüsse die wir dort fanden erklären zugleich die Entstehung jener irrigen Meinung. Allerdings traten geschichtliche Beziehungen später zur Sage, aber nur erst dann, wo sich Geschichte und Poesie völlig geschieden hatte. Dies Erweitern erklärten wir, im Gegensatz zu der Concentration in dem griechischen Epos, aus dem Ringen der neueren Nationen nach dem Zukünftigen, nach dem stets Neuen. Unser Eldorado und Utopien liegt stets in einem ersehnten Glückstand der Menschheit, den uns Philosophen und Theologen und wie manche Historiker und Poeten in Aussicht stellen; das der Alten lag in dem geschwundenen goldnen Zeitalter. Dahlman sagt, es sei eine natürliche Neigung des Menschen, das Bild einer angenehmen Gegenwart auf die Vorwelt zu übertragen. Nur im Menschen der neuen Welt, muß ich beschränkend hinzufügen. Im Alterthume bildete sich jeder große Mann nach einem Urbild aus der glänzenden Vergangenheit, und ein Alexander strebte den Achill darzustellen und das ähnliche Streben ging bis ins Caricaturmäßige durch Demetrius, Antigonus, Caracalla u. A. Allein die neue Welt begann zwischen Verderbtheit und Natur, zwischen verfeinerter Cultur und Rohheit und suchte sich flüchtend vor diesen älteren Zuständen stets in ein Besseres zu retten, bis sie die Extreme aufs Höchste getrieben hatte und wieder mit jener antiken Welt genauer bekannt ward, was nun seit der Reformation in Religion und Literatur die Rückkehr zur alten Natur und Einfachheit zur natürlichen Folge hatte. Das Alterthum also bildete sein Epos mit stetem

Rückblick auf die Vergangenheit und hielt die erste Grundlage fest; und wem würde es auch einfallen, der Ilias den historischen Ursprung leugnen zu wollen. Wenn aber auch unsere deutsche Sage sich so ruhig auf der ersten Grundlage hätte fortbauen wollen oder können, so würde das auch bei dieser Niemanden einfallen.

Näher als so weit in die Verhältnisse der deutschen und nordischen Sage einzugehen, halte ich dem Zwecke meines Werkes nicht für angemessen. Auch lasse ich alle anderweitige, ungarische und sonstige Umgestaltung der Sage, so wie das Verhältniß der Handschriften um so mehr unberücksichtigt zur Seite, als die Veränderungen und die Verbreitung derselben in Grimms Werk über die deutsche Heldensage so leicht mit Einem Blicke zu übersehen sind, die Verschiedenheiten des uns übriggebliebenen Textes aber zu geringfügig sind, als daß sie in einer allgemeineren Betrachtung wesentliche Erörterung verdienten. Nur wenn uns andere deutsche Bearbeitungen in poetischer Form vorlägen, würde ich hier näher darauf eingehen, weil die Veränderung, welche diese erleidet, dem Geschichtschreiber der Dichtung fast allein wichtig ist. Ist nun zwar eine solche ältere Gestalt nicht übrig, was ich für den bedauernswerthesten Verlust in unserer alten Literatur halte, so läßt uns doch unser Text, verglichen mit der Klage, so deutlich auf eine dergleichen schließen, daß ich daran nicht vorbeigehen darf. Der Dichter der Klage nämlich hatte, wie Lachmann nachgewiesen hat, eine ältere Sammlung von Nibelungenliedern vor sich, die nach den gewissenhaften Anführungen dieses Dichters zu urtheilen, an vielen Stellen unserem erhaltenen Texte wörtlich entsprochen haben, an vielen anderen aber davon abweichen. In ganzen Abentheuern folgt er ganz anderen Liedern[196]); andere die wir in unseren Nibelungen lesen, kennt er gar nicht, und am Ende seines Gedichtes las er eine Fortsetzung, die wir wieder nicht kennen[197]), und die das enthielt, was er in der Klage weiter ausführte, eine Bot-

196) Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen. p. 45.

197) Klage V. 2172. Sie führt hier ausdrücklich eine Aeußerung des alten Dichters an, die wir nicht lesen:

uns seit der tihtaere, der uns tihte diz maere,
ez en waere von im sus niht beliben, er hat iz gerne geschriben,
daz man wiste diu maere, wie ez im ergangen waere (Etzeln),
waere ez im ieder zuo komen oder het erz sus vernomen
in der werlde von leuten. Da von weiz noch niemen
war der küne Ezel is bequam.

schaft an die Verwandten der Erschlagenen, eine Klage und Bestattung. Selbst da, wo seine Erzählung mit unseren Handschriften stimmt, ist seine Quelle nicht als gleich anzunehmen, sondern nur als unserem Liede sehr ähnlich, überall aber ursprünglicher als unsere Umarbeitung. Das Auffallendste aber ist, daß er nur den letzten Theil unserer Nibelungen kennt, daß er von der Werbung um Kriemhilde und der Reise der Burgunder nur summarische Anzeigen hatte. „Wenn wir das durchgehen, sagt Lachmann, was in der Klage von den früheren Schicksalen Kriemhildens und ihrer Verwandten vorkommt, so wird daraus klar, daß der Dichter nicht den ersten Theil unseres Liedes, sondern nur einen kurzen hin und wieder auch abweichenden Auszug der Geschichte desselben vor sich hatte [198].“ Nirgends ist von Siegfrieds früheren Thaten oder von seiner Beziehung zu Brunhilden die Rede, dagegen scheint der letzte Theil, vorzüglich im Kampf mit den Berner Helden, reicher an Besonderheiten, an Kenntniß des Einzelnen und wie es aus den Personen des Irnvrit und Irinc hervorgeht reicher an historischer Anlehnung gewesen zu sein. Hier also würden wir eine Bearbeitung besitzen, falls sie erhalten wäre, welche vor der Einführung von so mancherlei Scenen der ersten Hälfte läge, die zum Theil (in der Liebeswerbung u. A.) Schmuck des letzten Dichters, zum Theil Entlehnung aus fremder Sage sind. All das Störende und Ungleiche, was die Zusammenfügung dieser beiden Theile mit sich führt, würde also wegfallen; schon dies würde uns von dem Werthe dieses verlorenen Gedichtes günstiger denken lassen, als von dem erhaltenen. Allein der Dichter der Klage erlaubt uns noch tiefere Blicke in die innere Structur jenes Gedichtes zu thun. Schade vor Allem, daß wir nicht unterscheiden können, wie sich unsere Klage, die einem Chor zu einer alten Tragödie ähnlich sieht, ursprünglich ausnahm. War in dem Schlusse der älteren Nibelungen, den sie ausfüllte, die Eintönigkeit unserer Klage vermieden, war nicht das lyrische Hinstreben nach der Wirkung aufs Gefühl, war vielmehr, wie es sehr möglich, wie es sogar einzig natürlich ist, die Handlung, die Bothschaft nach Bechlaren und Worms, also das Epische, die Hauptsache, so diente dies ganz vortrefflich den harten, tragischen Ausgang der Nibelungen zu mildern, und wie die

198) Lachmann a. a. O. p. 63.

Bestattung und Trauer im letzten Gesang der Ilias zu versöhnen, ein Vorzug, den Niemand gering anschlagen wird, der von rechter epischer Dichtung die rechten Begriffe hat. Was aber die ungeheure tragische Catastrophe selbst in ganz anderem Lichte erscheinen läßt, ist, daß der Untergang der Burgunder in dem alten Gedichte als Strafe alter Vergehung dargestellt ist und als ein Fluch der auf dem Raub des Nibelungenschatzes lag, so wie wieder Etzel das Unheil, das ihn selbst betrifft, von Gottes Haß herleitet, der ihn verfolge, weil er das Christenthum verlassen habe, dem er fünf Jahre gehuldigt. Jene Bedeutung des Schatzes aber ist in unserem Texte ganz verwischt, obgleich sie immer noch so leicht hineingelegt werden kann, daß mehrere Aeußerungen des Dichters der Klage blos persönliche Ansichten sein könnten[199]). An einer anderen Stelle aber beruft er sich ausdrücklich auf einen Ausspruch des alten Dichters, der die That der Kriemhilde mit ihrer Treue entschuldigt[200]), und dieser Ausspruch wie diese Ansicht findet sich allerdings in unserem Gedichte durchaus nicht, wo der Dichter sichtbar gegen das Ende eine feindselige Stimmung gegen Kriemhilde annimmt. Wenn ferner die Schuld der Kriemhilde dadurch gemäßigt wird, daß ihr die bestimmte Absicht beigelegt ist, nur an dem Einen Hagen den Mord ihres Mannes rächen zu wollen, und daß nur ihre Absicht — da Weibessinn nicht über eine Spanne reiche[201]) — fehlgeschlagen sei, und das Verhängniß aus der ersten unüberlegten Nachgiebigkeit gegen das Rachegefühl das schrecklichste Elend wie eine Lawine anwälzend über die Rächenden selbst hereinbrechen läßt, so könnte auch dies wohl in unseren Nibelungen gelegen scheinen, wo sich auch namentlich die damit eng verbundene Ansicht, daß wenn Etzel von dem wahren Verhalt der

199) Klage V. 96.

Krimhilte golt rot
heten si ze Rine lazen. diu zit si verwazen,
daz sis ie gwunnen künde. ich waene si alter sünde
engulten und niht mere. — Vergl. V. 113 sq.

200) V. 285.

Des buoches meister sprach daz e: dem getriwen tuot untriwe we.
sit si in triwe tot gelac, an gotes hulden manegen tac
sol si ze himel noch geleben. got hat uns allen daz gegeben,
swaz lip mit triwen ende nimt, daz der dem himelriche gezimt.

201) V. 954.

Ez haete wol gescheiden
Krimhilt Hagen von ir lib, niwen daz lützel wibes sin
die lenge für die spanne gat.

Dinge unterrichtet gewesen wäre, die furchtbaren Vorfälle hätten vermieden werden können, daß ihm aber die Burgunder aus Uebermuth das Wort nicht gegönnt hätten, fast mit den nämlichen Ausdrücken wie in der Klage vorfindet [202]). Allein es ist eben in unserem Texte so charakteristisch und man könnte das aus den Varianten auch an einzelnen Fällen zeigen, daß er zwar eine Menge solcher innerer Verhältnisse der Sage berührt oder ahnen läßt, nirgends aber deutlich ausspricht, und ich würde darin gerade das Charakteristische unserer Nibelungen suchen, indem man auch in anderen Fällen, am deutlichsten in den späteren Bearbeitungen des Alexander, wenn man sie mit Lambert vergleicht, ganz in derselben Weise höchst deutlich erkennt, wie Alles was noch den Dichtern des 12. Jahrhunderts klar und bestimmt verstand, denen des dreizehnten anfing unbegreiflich zu werden; die innere Bedeutung von Alexanders Leben und Treiben, die noch Lambert mit solcher Schärfe durchschaute, verschwand vor dem Sinne der Rudolfe und Ulriche. Wenn ich also von einer Regeneration des Deutschen Epos sprach, so möchte ich glauben, daß wir diese reiner und entschiedener erkennen würden, wenn sich noch einmal eine solche ältere Bearbeitung finden sollte, wozu freilich bei der ungemeinen Aufnahme, welche unsere heutigen Texte damals gefunden zu haben scheinen und worüber wohl alles ältere ganz verdrängt ward, wenig Hoffnung sein mag; wir würden dann finden, daß unser jetziges Nibelungenlied dagegen in der Nachlässigkeit behandelt erscheinen würde, die schon nicht mehr die alte frühere Ehrfurcht vor der Tradition kennt, wenn sie gleich hier im Volksgedicht immer größer blieb als in den Romanen. Jene Rückkehr aber zu der alten lauteren Quelle des Volksgedichts hätte alsdann zu derselben Zeit Statt gehabt, in der wir zugleich eine fortschreitende Entartung und Modernisirung desselben fanden. Dieser scheinbare Widerspruch bestätigt gerade die Richtigkeit der Ansicht. Denn dieser Fall aus

---

202) Nibelungen Str. 1803. —

> Het iemen geseit Etzeln diu rehten maere,
> er hete wol understanden daz doch sit da geschach:
> durch ir vil starken übermuot ir deheiner ims verjach.

Und Klage V. 142. —

> Der Etzeln hete kunt getan
> von erst diu rehten maere, so het er die starken swaere
> harte lihteclich erwant, die von burgondelant
> liezens durch ir übermuot.

einem Extreme ins Andere, dieser Kreislauf wird in aller Geschichte bestätigt, und besonders können wir an der Thiersage später zeigen, wie die französischen Fabliaux und die französische Quelle des niederländischen Reinaert in vollkommen gleicher Weise die Rückkehr zur früheren Reinheit aus gegenwärtiger Verderbtheit darstellen. So ist es in der Literargeschichte des vorigen Jahrhunderts unendlich schwer zu scheiden, was eigentlich fortgehende Ausartung der Poesie des 17ten Jahrhunderts und was anfangende Verbesserung der des 18ten ist.

Bei diesem Verhalt der Sache, scheint mir, darf man zwischen zwei Wünschen schwanken: möchte doch entweder ein altes Gedicht in noch strengerer und anspruchloserer Form, diesen einfachen Gang der Fabel wie man ihn aus der Quelle der Klage erräth, verfolgend, uns erhalten, oder möchte es dem letzten Bearbeiter geglückt sein, mit der Einführung von so vielem Schmucke, der an seine ritterliche Zeit erinnert, zugleich Sprache und Vortrag höher zu heben; ich meine, möchte er lieber das Alte unverändert gelassen, oder wollte er einmal ändern, möchte er doch geradezu etwas kecker geändert und wenn auch nur mit so viel Geschick gearbeitet haben, wie, scheint es, der dem die Gudrun zuletzt durch die Hände ging. Einen letzten Dichter von einigem bedeutenden willkührlichen Einfluß anzunehmen, scheint mir in einer Zeit ganz subjectiver Dichtung so natürlich, so wie nach allen angegebenen Schicksalen unserer Poesie so unerläßlich, daß ich nicht weiter davon reden mag; jede andere Vorstellung führt auf eine wunderbare Entwickelung des Volksgesangs, die kein Geschichtschreiber brauchen kann. Ob nun dieser Dichter Heinrich von Ofterdingen oder ob er Klinsor hieß, scheint mir sehr gleichgültig zu sein und wer daran Freude hat, den verweise ich auf Schlegels Aufsätze über das Nibelungenlied [203]), über die es zwar jetzt Mode geworden ist zu schimpfen, die aber darum doch zum Einführen des alten Gedichtes in die Nation oder der Nation in das Gedicht das Geeignetste geblieben sind; und darauf sollte ich meinen, käme es bei Dichtwerken, die ein Volkseigenthum sind, doch noch mehr an als auf die sprachliche Reinigung und kritische Zergliederung, so wie man sich auch, wenn man näher nachsehen wollte, den halbmodernisirten Uebertragun-

203) Im deutschen Museum.

gen der alten Gedichte, die man wunderlich genug nicht dulden will; da wir doch griechische und lateinische Satzbildungen und Zusammensetzungen duldeten, am meisten für das bischen Eingang verbunden finden würde, das unserer alten Literatur zu Theil ward, sowie auch auf diesem Wege wenigstens der Unsinn nicht zu fürchten ist, den wir auf dem Wege des Modernisirens in doppelten Auflagen noch in diesen Tagen erleben mußten. Genug, um zurückzukommen, dieser letzte Dichter oder Ordner hinterließ uns das Gedicht in einem Zustande, in dem es wie die ritterlichen Romane einen schneidenden Contrast zwischen Form und Stoff mit sich trägt, der nicht weniger unangenehm fällt, obgleich das Verhältniß das umgekehrte ist. Dort finden wir die größte Armuth im Stoffe, aber den prächtigsten Reichthum in der Darstellung; hier aber ist der Stoff viel mannigfaltiger und größer, aber die Darstellung desto dürftiger. Hier dürfen wir nicht über kleinliche, armselige Gegenstände klagen, eine einzige gewaltige Handlung eröffnet sich großartig in allen ihren Theilen. Dort sehen wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer mageren Erzählung vorangehen; hier leiht das Gedicht demüthig den kolossalen Begebenheiten ein allzubescheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit seinem Feuer, dessen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in einer Materie, die uns erhebt und fesselt. Die Gegenstände begeistern uns hier, aber der Dichter sollte uns die Worte dafür leihen; allein sie scheinen ihn selbst kalt gelassen zu haben, weil er kein Publicum mehr fand, und keine begeisterte Aufnahme. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereignisse begleiten, wir möchten uns mit den großen Gegenständen auf gleicher Höhe halten, allein der fast pedestrische Sermon schneidet uns die Flügel, hält uns am Boden und vergönnt uns keinen freieren Aufschwung. Im Tristan reizt die Lectüre von Vers zu Vers, zieht immer neu an, lädt uns von Scene zu Scene, aber wenn wir geendigt haben, erstaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die so viel Kunst verschwendet ist; in den Nibelungen ermüden wir über dem Lesen, über den armen Reimen und der trockenen ton- und klanglosen Sprache, aber wenn wir das Ganze überschauen und überdenken, so erkennen wir befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes und tragen einen reinen Eindruck davon. Wir vermissen

in der Sprache, vermöge jenes Mangels an Reife des Seelen- und geistigen Lebens, jenen vollen und schwellenden Strom, auf dem sich reiche Empfindungen und große Leidenschaften offene Bahn zu brechen vermöchten. Wir vermissen in ihr die Bildung der damaligen ritterlichen Dichter, und dies giebt diesen ein Recht, sich dagegen zu erklären. Ein Volksgedicht, wie dieses, hätte lange Zeit noch in jener Periode poetischer Cultur von Mund zu Mund gehen sollen, allein damals und wohl schon früher, mochte die Schreibkunst die feine und unermüdete Feile der mündlichen Ueberlieferung vielfach hemmen, die tausende von Worten und Ausdrücken in glücklichen Momenten glücklich änderte. Man sollte denken, auch später, auch in unseren Tagen noch, hätte die Größe der Sache gerade neben der lallenden Sprache von selbst einen Dichter auffordern sollen, sich wie Göthe an Reineke Fuchs, wie Heiberg und Andere an der nordischen Mythologie daran zu versuchen, allein Tiek, als er dies zu unternehmen dachte, mochte es wohl gefühlt haben, daß hier Lücken auszufüllen sein, denen heute Niemand mehr gewachsen ist.

Sobald wir uns aber über diesen Zwiespalt wegsetzen, sobald wir das äußere Gewand wegdenken und auf die Sache selbst gehen, so erscheint uns das Gedicht in jeder Hinsicht überlegen und groß. Das Außerordentliche in der deutschen Dichtungsgeschichte ist, daß sie überall einen so vollkommnen Abriß des Ganzen der Dichtungsgeschichte überhaupt bildet, und einen Abriß, der mit einer seltenen Bestimmtheit ausgezeichnet ist. Wir finden in diesem Nibelungenliede die rein plastische objective Kunst der Alten, die reinere Wirkung auf die Sinne und die Phantasie, ohne Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, ohne eine ausschließliche Einwirkung auf eine Empfindung des Lesers oder auf seinen Verstand. Kein Volk des neueren Europa hat hiemit etwas zu vergleichen; und wenn auch die Erfolge dieses Gedichtes und unsere ganze Natur uns sagt, daß wir nicht bestimmt waren, in dieser Gattung eigenthümlich ausgezeichnet zu sein, so steht doch dies Werk in seiner grandiosen Anlage ganz allein neben dem griechischen Epos und beweist unsere Vertrautheit mit der allgemeinen Entwickelung der Menschheit, die wir in allen ihren Theilen zu vollenden strebten, auch wo wie hier äußere Hindernisse sich entgegenstellten. Wir gingen von dieser Art der Dichtung auf die am meisten entgegen-

gesetzte über, von den äußeren Formen auf die inneren, von der objectiven epischen zur subjectiven lyrischen Kunst. Während wir am meisten unter den neueren Völkern uns in unserem Volksepos dem einfachsten Begriffe der Kunst, der in der Sculptur liegt, näherten, so fielen wir jetzt umgekehrt dem entferntesten zu, der in der Musik liegt, mit der unser Minnegesang, der so ganz Empfindung ist, die engste Verwandschaft hat. Wir sollten und wollten den ganzen Kreis der Dichtung beschreiben; wir verstiegen uns in die äußersten Extreme fast zu einer und derselben Zeit. Die größeste und entschiedenste Anlage gab sich in Beiden kund; kein epischer Stoff that es dem unseren an Großartigkeit, kein lyrischer Gesang an Tiefe der Empfindung gleich. Allein es fehlte an der Reife der Einbildungskraft, um in beiderlei Art vollkommnere Kunstwerke zu gestalten. Es schien als ob wir auch das Unerlernbare uns erst durch Lernen aneignen müßten. Es erforderte Jahrhunderte der einseitigeren Cultur des Verstandes, die uns in jederlei Art von Erkenntniß weiter brachten, ehe wir im Stande waren in einer neuen Periode jene Extreme zu versöhnen und die eigenthümlichen Vorzüge der antiken Kunst mit denen der neueren zu vereinigen. Wir nahmen das ganze Reich der Gefühle und Ideen in unsere neuere Kunst auf und daß sie mit diesem erschwerten Körper noch einen so hohen Flug nahm, daß zeugt von der ungemeinen geistigen Biegsamkeit und Energie der Nation.

Vergleichen wir die Nibelungen mit den ritterlichen Epen der Zeit, so erscheinen sie von jeder Seite ehrwürdiger und poetischer. Es sind nicht zufällige Begebenheiten, die hier neben einander gestellt und durcheinander geworfen sind, sondern es ist, zwar nicht streng Eine einzige epische Handlung, sondern eigentlich zwei getrennte dramatische, aber es sind doch eben Handlungen, deren Anfang, Mitte und Ende, deren Entstehen und Fortbildung so verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereignisse einfach und nothwendig auseinander entspringen, daß weniges von äußerer Maschinerie, nichts von Willkühr des Dichters, nichts von seiner Betrachtung oder seiner Empfindung erscheint, daß Alles, jeder Umstand, jede Begebenheit, jede Verschlingung und Lösung aus den handelnden Charakteren und aus dem Gegenstande selbst fließt, der sich vor uns wie von selbst darstellt, ohne daß wir dabei an den Dichter oder an uns selbst störend erinnert würden. Mit dem griechischen

Epos verglichen führt uns das Gedicht mehr auf unser Inneres, verglichen mit dem ritterlichen führt es uns aus uns heraus; gegen das Antike wirkt es mehr auf die Empfindung, gegen das Ritterliche auf die Phantasie; gegen das Alte verliert es an Fülle der Gestalten und an Reichthum der Verhältnisse, worin es gegen das Romantische gewinnt; gegen jenes steht es an reicher Menschenkenntniß eben so im Schatten wie gegen dieses im Licht; dem Homer gegenüber schadet ihm die Heroensitte, die roher und nicht so gleichmäßig gebildet ist, wie die achäische, den britischen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil sie gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Symplicität der Natur zeigt. Weder ist die menschlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Luftgestalten der bretagnischen Gedichte noch die festen Formen des Griechen; weder die kleinlichen Verhältnisse jener, noch der gewaltige Umfang der Verhältnisse bei diesem; weder die historische Helle hier, noch der undurchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Interesse abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, sondern wir stehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menschen, die nicht die Mine bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Chimären im Kampfe liegen, sondern mit dem Fatum, die nicht blind in Abentheuer stürzen, sondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden. Hätten wir das alte Gedicht übrig, in dem jener Fluch auf dem Nibelungenhorte ruht, so würden wir noch bestimmter das aus dem Dunkel treffende Schicksal der Alten erkennen, das jetzt in unseren Texten mehr in den handelnden Personen selbst liegt, obwohl wieder, wie wir sehen werden, sehr merklich verschieden von der Art, wie auch Parzival sein eignes Geschick mit sich trägt. Bei Homer erscheinen die Figuren, die gleichsam die Träger des Schicksals sind, eine Helena und Paris, mehr im Hintergrunde, aber Kriemhilde und Hagen stehen hier gerade hervor vor den Andern. Sie reißen durch Eigenwillen sich und Freunde und Feinde in das Verderben, und wie ihre Handlungen den Verhältnissen gegenüber wechselseitig diese und sich selbst aus diesen entwickeln, ist mehr in tragischer als in epischer Weise geschildert, ist aber, wenn wir uns dies einmal gefallen lassen, ganz

vortrefflich. Wie Kriemhilde, nachdem ihr Siegfried ermordet ist (denn diesen ersten Theil lasse ich gern aus der Betrachtung weg) im ersten Schmerz sich versöhnlich zeigt, sich wirklich versöhnt, bis dann der verhängnißvolle Schatz wieder anfängt hereinzuspielen (dessen Bedeutung sich noch überall erkennt), wie dann das treu bewahrte Gefühl für den todten Gatten, das keinem neuen Gefühle weichen will, dem Gedanken der Rache weicht, zu der ihr die Möglichkeit in der Ehe mit Etzel geboten wird, wie nun der weiblichste Charakter allmählig abgelegt wird, wie das Weib, das früher die unbesonnenste Offenheit, die größte Hingebung, die zarteste Versöhnlichkeit besaß, nachtragend (lancräche) über Racheplanen jahrelang sinnt, wie sich diese Rachesucht bei steigender Macht und Ansehn nährt, wie sie endlich im losgebrochenen Unheil, das zunächst nur auf den Einen Mörder berechnet war, sich allmälig in größeren Grimm und, nachdem ihr Kind gefallen war, in völlig blinde Wuth bis zum eigenhändigen Brudermord verliert, dies Alles ist zwar nicht mit jenen tausend individuellen Zügen charakterisirt, aber doch in großen Umrissen deutlich gezeigt, und beweist wie frühe uns unsere ganze Eigenthümlichkeit darauf hinwies, die äußeren Gestalten unserer poetischen Geschöpfe aus der inneren Form errathen zu lassen, statt daß das griechische Epos aus jenen diese errathen läßt, was dem Begriffe des Epos ebenso zusagt, wie jenes dem Drama. Ihr gegenüber steht dann Hagen in einem Gegensatz, den kein Genius erster Größe vortrefflicher hätte ausbilden können. Der trotzige Mann sucht von dem Augenblick an, wo seine Ahnung und die Weissagung des bevorstehenden Schicksals ihn grimmig, wild, gottlos und rücksichtslos macht, Alles auf, was ihn und seine Gesellen recht tief in das unvermeidliche Geschick stürzt, als wolle er wenigstens ihren Fall so kolossal als möglich machen. Er versucht den Mord des zur Rettung bestimmten Kaplans, er zertrümmert das Schiff, er trägt in seinen Mienen die Furchtbarkeit, die Rüdigers Tochter bleich macht, als sie ihn küssen soll, und die Reizbarkeit, die ihn den Helm fester binden läßt, als Kriemhilde den Giselher allein zum Willkommen küßt, er unterläßt nichts was sie reizen kann, er zeigt ihr Trotz und Geringschätzung und erinnert sie geflissentlich an Siegfried, er gesteht ihr den Mord, er regt die Hunnen selbst zu Argwohn und Spannung auf und beginnt, nachdem die Losung gegeben war,

mit dem Mord von Kriemhildens Sohn, der den Schaden un-
heilbar macht. Wie sich nun unter dem Kampfe und unter der
Verwilderung selbst sein Charakter noch erhebt, in dem Maße wie
Kriemhilde sinkt, wie er dem Rüdiger edel gegenüber erscheint, wie
er Dietrichs ehrenvolles Anerbieten ausschlägt und jetzt gewählt ist,
sich selbst mit diesem zu versuchen, dies ist sogar in der Ausfüh-
rung theilweise eben so vortrefflich, wie der letzte Theil der Nibe-
lungen überhaupt immer darum ausgezeichnet worden ist, weil
das hereingedrohene Unheil sich bis zum letzten Momente so trefflich
steigert, daß nachdem schon die ungeheuersten Niederlagen erfolgt
sind, noch auf den Kampf der berner Helden alle Lebhaftigkeit,
alle höchste Wildheit der Kampfschilderung gespart ist, wo dem
fast ermüdeten Leser durch die wohlthuende Kürze, mit der der Fall
der wackersten erzählt wird, ein neues Grauen bereitet wird, den
endlich der schauderhafte Untergang Gunthers und Hagens noch
überbietet.

Man sieht wohl, dies ist die Katastrophe einer Tragödie mehr,
als der ruhige Ausgang eines Epos; nach dem äußersten, zu dem
wir hier geführt werden, bleibt uns nichts mehr zu hoffen noch zu
fürchten. Im Homer ist der unendliche Hintergrund des Großen
die Aussicht auf den Fall Trojas, auf den Untergang eines großen
Volkes, auf die Strafe des Verbrechens, auf Achills und Priamus
Tod mit allen Söhnen, auf Hekabas Verzweiflung und Androma-
ches Sclaverei; Alles arbeitet zusammen, uns auf dem außeror-
dentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenstand des Ilias als
eine einzelne Episode betrachten zu lassen, die wie sie selbst aus
Rhapsodien zusammengesetzt ist, uns wieder als bloße Rhapsodie
in einem noch ungeheureren Cyclus erscheint. Allein der Stoff der
Nibelungen hat noch etwas von der Eigenheit der poetischen Sa-
gen vor der Völkerwanderung an sich, die sich überall mit einer
geschlossenen einzigen Begebenheit beschäftigen. Nehmen wir Gun-
ther und Attila als historische Personen, so sieht man auch, daß
der Ursprung der Sage gerade auf der Grenze jener Zeit liegt,
von der wir behaupteten, sie habe den Sagen den weiteren epi-
schen Charakter gegeben. Jenen engeren behielt, sahen wir, die
Siegfriedsage im Norden; diesen weiteren erhalten die Nibelungen
nur durch die allmählige Anknüpfung der Helden des letzten Theils,
und bekanntlich kann man schon mit Vergleichung der älteren

Sage aus der Zahl der burgundischen Helden die stete Erweiterung und Ausdehnung nachweisen. Dietrich, Hildebrand und Etzel sind, man möchte sagen, schon darum die rein epischen Charaktere dieses Gedichtes, weil der tragische Fall sie nicht einschließt. Und dennoch würden sie uns wenig interessiren, wenn wir sie nicht aus anderen Gedichten kennten, worin wieder, was wir so oft finden, ein Beweis liegt, daß diese Dichtwerke alle erst in ihrer Gesammtheit und nach dem Studium der ganzen Geschichte der Poesie, in ihrer rechten Bedeutung erscheinen. An und für sich könnten Dietrich und Hildebrand keine große Theilnahme erregen, ja sie müßten dem, der außer den Nibelungen nichts aus unserer Sage kennte, ganz wunderlich erscheinen, da in dem Gedichte selbst nichts liegt, was uns ihre entscheidende Wichtigkeit erklärte. In unserem Gedichte, obgleich es gegen die Enge der Romane so weit scheint, ist nicht wie im Homer die Gelegenheit gegeben, den Leser für die Helden durch die weiten Verbindungen zu interessiren, in die sie gestellt sind. Homer hat die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und Kleinasien zu seiner Verfügung; wir kennen die Väter, die Ahnen und Urahnen seiner Helden. Er darf uns jene Helena in den Hintergrund rücken, wir wissen welchem großen Geschlechte sie angehört, wer ihre Brüder sind, wie sie die Quelle der Geschicke der Völker ist. Er zeigt uns kaum in mehr als Einer Scene die Andromache, allein wir wissen dann ihre Herkunft, das schreckliche Schicksal ihrer Verwandten und ihrer Heimat, ihren gegenwärtigen Ruhm, ihre Hoffnungen, ihre Freuden und Leiden und wir erfahren den Anfang und ahnen das Ende ihres traurigen Loses. Ja selbst mit dem Innern weiß er zu fesseln, oder wer wäre nicht gerührt von der kaum erscheinenden Nausikaa, die spätere Dichter trösten zu müssen glaubten, indem sie ihr den Telemach zum Gatten gaben. Allein ein ähnliches Interesse uns einzuflößen, gelingt nicht einmal der so mächtigen Brunhilde, die wir theilnahmlos vergessen, gelingt auch Dietrich und Hildebrand nicht, oder erst dann, wenn wir gelehrte Kenntniß anderswoher mitbringen. Der Reichthum der Verhältnisse, der Umfang der Sage, die Mannichfaltigkeit der Episoden, Alles was einem epischen Gedichte erst Leben giebt, geht den Nibelungen ab, und damit dem Dichter das Mittel, auf so endlos verschiedene Weise zu fesseln, und seine Erzählung mit immer neuen Reizen

zu schmücken. Der griechische Dichter verweilt auf dem, was uns das Wichtigste scheint, auf dem Tode des Hector oder dergleichen, nicht länger oder nicht so lange als auf mancher unwesentlichen Episode, das Große liegt immer nur in den Verhältnissen, in denen wir uns umdrehen, nicht in den geschilderten Begebenheiten, nicht in künstlich geschürzten Knoten, nicht in spannenden Erwartungen, nicht in der Entfaltung der Charaktere, was Alles das ist, womit die Nibelungen wirken. Hier soll uns immer Alles zugleich, ein Vollendetes dargestellt werden, und wir hören von Siegfrieds Jugend und Tod, wie von Kriemhildens. Offenbar wäre, was die Burgunden angeht, diesem Mißstand abgeholfen, sobald in dem älteren Gedichte die Begebenheiten in dem ersten Theile wegfielen und blos angedeutet und vorausgesetzt wurden; in Bezug auf Dietrich und Hildebrand aber müßte ein Blick auf die Zukunft, wie auf ihre Vergangenheit geworfen werden. Dies sollte nicht allein durch Andeutung ihrer Schicksale, es könnte auch durch die Zeichnung ihrer Charaktere geschehen. In der Ilias werden wir schon auf den Odysseus gespannt, der in der Odyssee auftritt; wir könnten ihn errathen aus den wenigen Zügen die ihn dort schildern. Man rufe sich den Telemach ins Gedächtniß, ob wir ihn nicht als Knaben, als Mann uns denken können. Man versuche dagegen das Aehnliche mit den Helden unseres Epos, wie viel schwerer dies sein wird, man versuche es mit einem Tristan, wo man es geradezu unmöglich finden wird. Dennoch muß man gestehen, daß die Charaktere, oder die Gruppe von Charakteren, welche in den Nibelungen auftreten, ihr größter Vorzug sind. Stellen sie auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie das homerische Gedicht, den menschlichen Charakter überhaupt in seinen Haupteigenschaften dar, so kann man uns doch schwerlich ein anderes Gedicht nennen, worin dies annähernd so sehr geschieht wie hier und ich zweifle, daß man selbst den Ariost hier nennen darf. Wenigstens erscheinen die Hauptseiten des Nationalcharakters vortrefflich: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit, in dem männlichen Dietrich die weise, ruhige, fast bedächtliche Ueberlegung und besonnene Kraftübung, im greisen Hildebrand berathende Treue und Gerechtigkeit, zu der, wenn man die Züge aus anderen Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Heftigkeit hinzukommt.

Es ist schon lange ausgemacht und gezeigt worden, daß auf dem gleichen Grunde, auf dem alle ächte Geschichte, auch das ächte Epos, das Erzeugniß der Kunst beruht. Derselbe Sinn richtet sich auf beides; sobald aber die Thätigkeit der verständigen Beobachtung vorherrschend wird, sobald eine Nation sich und ihre Thaten vergleichen lernt, hört die poetische Behandlung auf und die prosaische Rede kommt auf. Vielleicht ist im Homer so viel historisches, als im Herodot episches; beidemale ist der Kampf der griechischen mit der asiatischen Welt das gleiche Thema; allein man sieht wohl, wie im troischen Kampf noch aller Gegensatz, selbst der von Griechen und Barbaren, mangelt, der im Perserkampf Alles durchdringt, und der ganz allein das herodoteische Werk dictirte und ganz allein ihm Hörer verschaffen konnte. Ein solcher Gegensatz aber gegen die Römer existirt in der deutschen Nation, wo wir ihr zuerst in der Geschichte begegnen, und folgerecht existirt unter ihr von allem Anfang an eine Geschichtschreibung, die in ganz gleichem Verhältniß zur wirklichen Geschichte steht, wie der Deutschen Kenntniß jenes Gegensatzes und der Verhältnisse zu den Römern sich zu den wirklichen Verhältnissen verhielt. Es sieht wie ein Wunder aus, und scheint hernach keines zu sein, daß der ungeheure Kampf mit den Römern in Chlodwigs und Theodorichs Zeit keinen Sänger fand, weil sich die Geschichte desselben bemächtigte. Die inneren Verhältnisse also blieben der Dichtung überlassen, und folgerecht hat auch kein Geschichtschreiber, so lange die äußeren Kämpfe dauerten, die inneren Verhältnisse berührt; wo Jornandes dies versuchte oder Hunibald, da geriethen sie auf Abwege, wie wir sahen; und als es Paul in schon helleren Zeiten versuchte, mußte er dazu den Stoff aus Liedern holen. Was waren aber, oder was konnten die inneren Verhältnisse in Deutschland unmittelbar vor und während und nach der Völkerwanderung sein? Offenbar höchst unbedeutende; ewige Auswanderungen hatten Alles entkräftet und Alles verwildert, nur an den Gränzen gähren nördlich die Sachsen, nordwestlich die Franken, südwestlich die Burgunder und im Osten Hunnen und Gothen in unbestimmter Unruhe; dies ist das Bild das wir in den Nibelungen ganz getreu erhalten. Durch die Unnatur, daß zugleich nebeneinander Geschichte und Dichtung entstehen, was wieder durch die Stellung der neuen zur alten Welt natürlich und nothwendig war,

folgt die weitere, daß die Producte in beiden nur halb sind; die Geschichtswerke also liegen als Chroniken dürr und trocken da und lassen uns die inneren Zustände auch nicht einmal ahnen; die Gedichte zeigen uns, was ihnen nur gelegentlich hätte inwohnen sollen, Sitten und Zustände genau und enthalten dafür desto weniger Thaten und Handlungen, die ihre Seele sein müßten. Die deutsche Nation hat daher erst nach ihrer neueren Poesie Geschichtswerke erhalten; die Franzosen nur nach ihrer alten, die viel vorzüglicher war als ihre spätere; die Italiener hatten zu Einer Zeit ihren Ariost und Machiavell. Daß aber Ariost die historische Grundlage und Machiavell die poetische gemüthvolle Betrachtungsart der Geschichte nicht vor sich hatten, dies wehrte beiden den Gipfel des Ruhmes zu ersteigen, dem sie so nahe waren. Eben das was der Geschichtschreibung der neueren Zeit die Palme entrissen hat, wenigstens der Geschichtschreibung, die den Gedanken und die Philosophie ausschließt, hat sie auch der Poesie entrissen, wenigstens der Poesie, die dem strengen Begriff aller Kunst näher steht, der epischen, plastischen Poesie.

Wer nun unsere obigen Erörterungen über das Entstehen des Volksepos in Deutschland im Gedächtniß hat, und die Resultate hier mit dem dort Gesagten vergleicht, dem glaube ich hinreichende Winke gegeben zu haben, um über den Werth der Nibelungen, und über die Umstände die diesen erhöhen und beschränken können, richtig zu urtheilen. Soll ich auch noch ein Wort über ihren Gebrauch und über die gewöhnliche Beurtheilung sagen, so möchte ich denen die blos poetischen Genuß und Unterhaltung suchen es nicht so unverträglich verargen, wenn sie sie gering schätzen, desto mehr aber denen, welchen die Gelegenheit zur Erwerbung der Hülfskenntnisse gegeben ist, die hier unentbehrlich sind, und die aus Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit auf unser ehrwürdiges Volksgedicht vornehm herabsehen und je unwissender sie sind, desto anmaßender aburtheilen. Was den Gebrauch angeht, so hat Schlegel[204]) ganz vortrefflich darauf hingewiesen, daß dieses Gedicht und die damit verwandten vorzüglich gut dazu dienen könnten den alten Geschichten unseres Volks einen poetischen Hintergrund zu geben, daß durch sie dem Alterthume der Nation die Seele wieder

204) Deutsches Museum I. p. 32 sqq.

eingehaucht werden könne, die wir in den lateinischen Chroniken vergebens suchen. Allein was damit gemeint war, das blieb den Leuten überhaupt, und wie es anzufangen wäre, unseren guten deutschen Geschichtschreibern, scheint es, ein Räthsel. Wenn Schlegel dabei zugleich verlangt, daß man das Gedicht in Schulen einführen, ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen, es dem Gedächtniß der Jugend einprägen solle, so möchte ich dabei zur äußersten Vorsicht rathen und es höchstens in der obersten Klasse räthlich finden, wo schon die Vorkenntnisse da sind, die dem Werke seinen historischen Werth absehen können. Zur Bildung der Frühjugend halte ich seinen Gebrauch — um es offen zu sagen — eher für schädlich als für nützlich. Die Jugend, aus sich selbst, nimmt keinen Antheil daran, wie an Homer. Und wer mir das widerspricht, der wird seine Erfahrung unter dem Bedenken zurücknehmen müssen, daß, wo ja die Nibelungen erklärt werden, es meist durch einen begeisterten Kenner geschieht, dessen Antheil und vielleicht geistvolle, gewiß aber liebevolle Behandlung mehr fesselt als die Sache selbst, während Homer das einzige Buch der Welt ist, dem in einem irgend sinnigen Knaben auch die Mishandlung des ärgsten Pedanten nur wenigen Schaden thut. Wenn man uns doch nicht mit dem schönen Gedanken einer Nationalerziehung ködern und fangen wollte! Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die sich am besten Mark der ganzen Menschheit nähren will, eine solche Nation kann einem solchen Werke, wie die Nibelungen, keinen so bevorzugenden Rang unter ihren Bildungs- und Unterrichtsmitteln gönnen; sie bleibt trotz ewigen Widersprüchen der Klüglinge auf dem betretenen Wege mit fester Ausdauer, während die Begeisterung für unsre alten Poesien von heute und gestern ist, und aus Zeiten die von einer Deutschthümelei befallen waren, über die wir mit kaltem Blute lachen. Man versuche nur den Geist unserer Jugend, ob es ihr nicht wie angeboren scheint, das engere Nationale zu verspotten; sie lernt erst dann ihr eignes Volk schätzen, wenn sie ihrem Alter nach die Erfahrung gemacht haben kann, wie viel Tüchtigkeit, wie viel gesunder und kräftiger Sinn, wie viel besonnene Weisheit in diesem Volke ist; und erst wenn sie dies beurtheilen kann, kann sie auch richtig von dem Werthe unserer alten Dichtungen urtheilen, die sie dann mit all der herzlichen Einfalt und Schmucklosigkeit, mit

all dem frischen unverwüstlichen Kerne, mit all der unschuldigen Zucht und Ehrbarkeit der faden, trockenen und oft schmutzigen Versmacherei der fremden Nationen damaliger Zeit gegenüber betrachten wird. Aber verrücken wir ja nicht diesen Geschichtspunct, den einzigen, der der Sache gemäß ist; und trachten wir nicht mit eitlen Lobeserhebungen einen Werth zu geben, der nicht da ist: die Folge ist immer, daß man statt der Liebe, die man bezweckt, das gerade Gegentheil hervorruft. Dem Knaben, dem werdenden Menschen, können die Helden der Nibelungen die achäischen des Homer nicht ersetzen. Die Strebsamkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menschliche Kraft, von dem diese beseelt sind, kann allein Menschen von tüchtiger Art bilden, die Passivität dieser alten Germanen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vermischt haben, kann uns nicht das Geschlecht schaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig ist. Wie auch Nationalsinn durch dies Gedicht geweckt werden soll, wäre mir ein Räthsel, und die Hoffnungen die man darauf in dieser Hinsicht baute, konnten nur in einem so begeisterten Manne wie Johannes von Müller, oder in einer so begeisterten Zeit wie 1813 aufkommen. Wir fühlen uns schwerlich diesen Burgundern verwandter, als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für das im ganzen Mittelalter nicht einmal der Name existirt. Wenn man vollends den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß so wenig Kunstsinn unter uns herrscht, daß Aussprüche der Art nur eine Möglichkeit sind und man wird aufs neue darauf aufmerksam, wie ganz entschwunden in uns Neueren das Verständniß und die Erkenntniß der sinnlichen Formen ist und wie nur in wenigen Einzelnen (doch vorzugsweise in unserer Nation) der Schönheitssinn der Alten in entschiedener Schärfe ausgebildet ward. Dieser Homer hat im Gebiete der Künste die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt, und wie mir dünkt, mit entschiednerer Wirksamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch seine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, so wagte man niemals sein geheiligtes Ansehn und die ewige Gültigkeit seiner Gesetze anzutasten oder zu bezweifeln. Welcher Religionslehrer könnte sich rühmen, so gleichmäßige Anerkennung für so un-

endliche Zeiten gefunden zu haben? Wie er in seiner Nation auf die Erziehung, wie er in dieser Hinsicht neuerlich unter uns wirkte, kann man mit nichts vergleichen, als mit den Schriften der Juden und mit Recht hat man ihm hart neben diesen seine Stelle unter uns gegeben. Was aber die griechische Poesie, Sculptur und Malerei ihm zu danken hat und welche herrliche Revolution er in unserer Poesie des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat, das wird ihm die Geschichte der Dichtung nie vergessen. Ihn nur zu fassen (dieser alte Ausspruch des Quintilian gilt heute in noch viel höherem Grade) ist schon die Sache eines großen Geistes; unsere ersten Dichter und Kritiker, unsere Göthe und Schiller, unsere Lessing und Humboldt müssen erst die ganze Herrlichkeit des nie ergründeten und nie zu ergründenden Dichters unseren stumpferen Sinnen erschließen und ehe wir diese gehört und verstanden haben, sollten wir uns nicht anmaßen, keck zu urtheilen über Dinge, für die nur wenige rechtmäßige Richter bestellt sind. Wenn man zu Vergleichen mit solchen Erscheinungen zwingt, wohin sinken dann die Nibelungen herab, die an ihrer bescheidenen Stelle für sich nur den gerechten Anspruch machen dürfen, das Bestreben anerkannt zu sehen, daß sie mit Homer in seiner plastischen Kunst wetteifern wollten. Dies ist großartig genug, sobald man die ungünstigen Umstände bedenkt, und darum wiederhole ich, daß ohne ein historisches Studium die Nibelungen wie fast alle Dichtungen jener Zeiten viel unter ihrem allgemeinen Werthe erscheinen müssen.

Den Nibelungen setze ich nun die Gudrun[205]) entgegen oder zur Seite, die deutsche Odyssee zur deutschen Ilias, wenn ich diese beliebte und allerdings anwendbare Bezeichnung gebrauchen soll. Noch liegt der Ursprung dieses merkwürdigen Gedichtes im tiefen Dunkel. Entschieden ist, daß schon im 12ten Jahrhunderte Bearbeitungen existirten; unser Lied selbst weist auf ältere Quellen[206]), und der Pfaffe Lambert hat ein Zeugniß, das auf eine verschiedene Recension deutet. Auf einzelne Züge in unserem Gedichte finden sich aber noch ältere Anspielungen[207]), so daß die volksmäßige Ausbildung außer Zweifel ist, obgleich die Mittel fehlen, sie zu

205) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser.

206) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung, einmal Vers 249 als uns die puch kundt tunt.

207) Siehe die Zeugnisse gesammelt bei Grimm p. 325 sqq.

verfolgen. Der Schauplatz der Sage weist uns auf Friesland, Dietmarsen, Dänemark, Irland, Seeland und die Normandie, und merkwürdig genug ists, daß bald der Ton bald der Inhalt des Gedichtes nordische, britische, dänische und deutsche Züge verräth. In allen Theilen erinnert es an den Zusammenfluß von Menschen und Nationen an der Nordsee, ein seefahrendes Volk ist der Pfleger der Sage und die genaue Bekanntschaft mit dem Schiff- und Seewesen ist einmal in unsern deutschen Gedichten eine ganz neue Erscheinung. Daß mehrfacher Nationen Sagen zu der heutigen Gestalt des Gedichtes wirklich Beiträge geliefert haben mögen, dünkt mir um so wahrscheinlicher, als der Anfang ein leicht abzutrennender, britischen oder willkührlichen Ursprung verrathender Theil, die Mitte mit einem eigenthümlichen Schluß im Norden eine vielfach bekannte selbständige Sage, die letzte Hälfte aber, der Kern des deutschen Gedichts, wieder etwas ganz für sich bestehendes ist. Würde man nun jemals den Quellen dieser einzelnen Theile des locker verknüpften Gedichtes auf die Spur kommen, so zweifle ich nicht im Geringsten, daß man an diesem Gedichte im Norden, wie an der Graalsage in der Provence, die zwei merkwürdigsten Beispiele von der Wirkung dieses Zusammentreffens fremder Nationen auf die Dichtung haben würde und von dem Zusammenschmelzen ausländischer und einheimischer Sagen; und die Bedeutung, die ich immer in dieser Vermischung der Stämme für die romantische Dichtung suchte, würde sich bestimmter herausstellen lassen. Wie wir hier scandinavische Kenningar (die wasserkühle, die blutfarbige Sälde u. A.) finden und den Ton dänischer Kämpeviser, den Styl des deutschen Epos und die Lieblingsfabeln der Waliser mit einigen noch entlegneren Zügen, so würden wir dort arabische Astrologie, britische Irrende, neben den französischen Heldenkämpfen und dem sonst Einheimischen beisammen finden. Wie die Tafelrunde des Arthur schon einen weltlichen Gegensatz zu den Graalrittern, ja schon zu den frommen Gotteshelden Karls bildet, so würden diese Raubfahrten der Normannen in Gudrun die weltliche Seite der Kreuzzüge darstellen, wie die Graalsage ihre ideellere erfaßt. Ich würde die totale Entfernung der Graalsage von jeder Erinnerung an Karl und Roland mit der ähnlichen in Gudrun von dem übrigen deutschen Sagenkreis vergleichen; ich würde in der genealogischen Form in beiden eine auffallende Aehnlichkeit

finden; die sittliche Reinigung des Mannes dort und des Weibes hier würde sogar ein entsprechendes Thema sein, und ganz eigen hat es mich immer beschäftigt, woher die auffallende Annäherung im Aeußeren und Inneren der Darstellung in Gudrun und dem Wolframschen Bruchstück des Titurel rühre, ohne daß ich darüber zu einer Befriedigung hätte kommen können, so nahe es liegt, viele ganz Wolframsche Wendungen und Eigenheiten geradezu aus ihm herzuleiten. Einen durchgreifenden Unterschied bedingt immer die außerordentliche Einfachheit unseres Nordens und die größere und unmittelbarere Volksmäßigkeit, obgleich man auch hier bemerken muß, daß die Gudrun eine viel kunstmäßigere Seite erhalten hat als die Nibelungen, daß poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, kurz alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher sind als in den Nibelungen, daß alle Situationen lebendiger, die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen sind, daß überall dies Gedicht wieder eine ganz originale Mitte zwischen Kunst- und Volksepos einnimmt, wie auch die Sitte moderner ritterlich ist, wie auch der letzte Dichter zwar im Ganzen gleich dem der Nibelungen aus dem Werke entfernt bleibt, aber doch zuweilen hervortritt, ich möchte sagen wie Lamprecht, im kritischen Eifer[208]) und in dem Ton des inneren Verständnisses der Sage, was in den Nibelungen gerade das umgekehrte ist.

Bei den Nibelungen fand ich es überflüssig, von einem bekannteren Gedichte eine Analyse zu geben; bei der Gudrun glaube ich dies nicht versäumen zu dürfen. Einmal würde ich die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit dieses Gegen- oder Seitenstücks der Nibelungen nicht besser anschaulich machen können und dann scheint dieses vortreffliche Gedicht, das mehr wie irgend ein anderes zu einer neuen Bearbeitung hätte auffordern sollen, das wenn es in unserer guten Dichterzeit bekannt gewesen wäre wohl zuverlässig einen kühneren Mann zur völligen Umdichtung bewogen hätte, die es mit vollem Rechte verdient, dieses Gedicht, sage ich, scheint

208) An einer Stelle, wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

sy liegent sobe'iche, es ist dem mere nicht geliche.

unbillig schon jetzt vergessen und selbst Männern unbekannt zu sein, denen es nicht hätte entgehen sollen. So vielen Einfluß, sieht man, hatte die dichterisch begeisterte Schule der Romantiker und die vaterländisch begeisterte Zeit der Befreiung auf die größere Verbreitung der Nibelungen und unserer alten Dichtung überhaupt, daß alles später bekannt gewordene, eine Gudrun, ein Alexander, unbeachtet liegen blieb.

Ger's und Ute's Sohn Sigebant ist König von Eyrland (man hat die Wahl zwischen Irland und Eierland, wie in den Nibelungen zwischen Island und einem näheren Local in den Niederlanden). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Sigebant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Hagen Gelegenheit schafft sich zu verkriechen. Er findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und jenen nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorübersegelnden Grafen von Garadie gerettet, eines Feindes der Familie des Hagen, den er mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Eyrland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt; wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Sigebant tritt ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag giebt Hagen seine Lehen aus, hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Wie jene früheren streng romantischen Züge an Britisch-Antikes erinnern, so diese letzten ganz aus dem Kreise des Lebens genommenen an angelsächsische und normanische Dichtungen, wie wir sie z. B. in unserem Wilhelm von Orleans erscheinen sehen.

Ein zweiter Theil beginnt nun. Hagens Tochter ist Hilde. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eifersüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt sie zu berühren,

geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben der nicht ihm selbst an Stärke überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien seiner Recken, Frute und dem berühmten Sänger Horrand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hülfe des alten Wate übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft, zu dem ihn jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Eyrland zu gehen und sich für geächtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetels Segen nach Eyrland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagens Gunst. Die drei wurden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen als in der Schlacht. Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelte Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzweile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horrand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Zinnen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volkers Geigenspiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt, wie nur immer jene Doloniade im Homer. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie den Horrand zu sich rufen läßt und diesem Gelegenheit giebt, Hetels Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erscheint, ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht und der mit einer

erhöhung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Braut-
stuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königs-
töchter, Hildburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück.
Dies ist die zweite Sage von Högni und Hedin, die im Norden
mehrfach sich erwähnt und verschieden erzählt findet.

Jetzt erst beginnt eigentlich unser Gedicht, zu dem das bis-
herige ebenso ein Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin
und Blancheflur zu Tristan; die Geschicke der Eltern wiederholen
sich wie ein Erbschicksal im größern Maaße bei ihrem Kinde.
König Hetel gewann zwei Kinder, den Ortwin, den der alte Wate
erzieht, und die Gudrun, der schönen Mutter schönere Tochter.
Um sie läßt Hartmut, König Ludwigs von Normandie Sohn,
werben, wird aber abgewiesen. Unerkannt besucht er seinen Hof,
gibt sich der Gudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt,
obwohl sie ihm doch gewogen ist. Dies hebt nachher ihre weibliche
Tugend in ein höheres Licht. Von da denkt er darauf, die Schöne
zu erwerben, sich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunst der
Gudrun darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte ein König
Herwig auch vergebens um sie geworben; und sich darauf entschlos-
sen, mit den Waffen seine Werbung selbst anzubringen. Eines
Morgens ruft der Wächter von dem Thurme Hetels Mannen zu
den Waffen, er sah den Helmglanz der Feinde. Herwig dringt in
die Stadt, Gudrun aber scheidet den Streit und wird Herwigs
Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen einen
eingebrochenen Feind liegen, landet Hartmut, von Spähern be-
nachrichtigt, in Hegelingen, und sendet zu Gudrun, die ihm ihr
Verlöbniß aufkündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt und
raubt die Gudrun und Hildburg und läßt Hetels Stadt und Land
verwüstet zurück. Hetel und sein Heer, sobald sie dies vernehmen,
verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wulpenwert: dort
erfolgt ein trefflich geschilderter Kampf auf den sich auch Lamprecht
in seinem Alexander bezieht, wo Hetel dem Vater des Hartmut
erliegt, wo Wate wüthet wie ein Eber und Manchen dahin bringt,
wo er immer bleiben sollte, wo bis in die Nacht gestritten wird,
daß selbst die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles ist
hier in der Lebendigkeit, wie in dem Besten des 12ten Jahrhun-
derts und in der mehr nordischen Kraft gehalten, an die uns alle
diese vom Niederdeutschen herstammenden Dichtungen erinnern.

Am andern Tage ist die Frage; ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute sollen liegen bleiben, oder begraben werden; man räth den Christen diese Ehre anzuthun; man singt den „Sturmtodten" sorgfältig Messen und baut ihnen ein Kloster auf dem Wulpensande. Hier sieht man deutlich, daß auch dies Gedicht wie Karl und Alexander durch die Hände eines Geistlichen gegangen ist, der sich auch gleich im Anfange durch seine Scheu vor Meerwundern und dergleichen unchristlichem Volke verräth. Die Hegelinger fahren heim; der gerade Wate verkündet schonungslos ihr Mißgeschick und heißt Hilden ihr Klagen zu lassen, sie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geschlecht erwachsen sei (ein ganz nordischer Zug wieder), dann wollten sie sie rächen.

Indessen sucht der alte Ludwig die gefangene Gudrun für Hartmut zu gewinnen, und als sie ihn entschieden abweist, wirft er sie in die See, aus der sie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies ist den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß. Vielleicht sollte mit dieser Rettung dem Hartmut ein Verdienst beigelegt werden, um ihn Gudrunen annehmlicher zu machen, allein es ist nichts der Art erwähnt, wie auch kaum jene anfängliche Gewogenheit der Gudrun gegen ihn, was Beides vortrefflich gedient hätte, ihre Treue gegen Herwig zu heben. Allein dies ist wieder Verdienst und Mangel dieser Dichtungen, daß sie dergleichen feine Züge stets andeuten, nie aber ausführen, so wie ihre Charaktere oft mit den versprechendsten Linien zu zeichnen angefangen sind, aber nicht beendet. Da Gudrun nicht in die Ehe mit Hartmut willigt, so zwingt sie die wölfische Mutter Hartmuts, die Dienste der Wäscherin zu thun, ihre treue Hildburg theilt ihr Schicksal, und Niemand als Hartmuts Schwester Ortrun nimmt an ihr Antheil. In Hegelingen aber rüstet sich nach dem Verlaufe der Zeit auf Hildes Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meerfahrt in Normandie, waffnen sich, üben die Rosse, die sich „verstanden" hatten, und Ortwin und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als sich die Sonne senkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waschenden Jungfrauen erscheint am Strande in Vogelgestalt ein Engel, der sie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnsucht, mit der sich die gerührte

Gudrun, ehe sie für die freudige Aussicht auf die Lösung ihres elenden Geschickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biederen Horand und dem alten Wate erkundigt, ist ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hause kommen, werden sie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die sie heißt, morgen mit dem Frühesten an ihr Tagewerk zu gehen; Festzeit nahe und Gäste sollen kommen, wie sie wohl vernommen hätten. Es war Winterszeit, gegen Ostern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müssen die Gequälten ihre Wäsche zum Strande tragen. Als sie vielfach nach dem verheißenen Boten ausgespäht und sie herbeigewünscht hatten, erscheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen sie zurück, befragen sie nach dem Gebieter des Landes, bieten den vor Frost starrenden vergebens ihre Mäntel an; Ortwin fragt auch nach Gudrun, während Herwig oft ihre Züge mit denen seiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausspricht, sei Gudrun noch am Leben, so müsse es diese sein. Zugleich nannte er Ortwin beim Namen, und Gudrun, sie zu prüfen, gibt sich für todt aus. Die Erkennungsscene ist an Wirkung dem beliebten Gegenstande der griechischen Tragiker, dem Wiedersehen der Electra und des Orestes, gleich. Ortwin will sie nicht auf der Barke mit sich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht stehlen. Sie fahren hinweg, im stolzen Selbstgefühle wirft Gudrun die Kleider, die sie waschen sollte, in die See, und als sie heim kommt, wendet sie die drohende entehrende Strafe ab, indem sie sich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet sich, sie heißt Hartmut listig Boten nach seinen Freunden aussenden, um die Zahl der Vertheidiger zu schwächen, ihr freudiges Lachen verräth sie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden sie wie wunderbar sie auf Gudrun gestoßen, und wie sie sie waschend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate sieht sie zornig an und sagt: ihr gebärt euch wie die Weiber; sorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaschen haben. Des Nachts noch sollen sie aufbrechen nach Hartmuts Burg, die Luft sei heiter, der Mond scheine hell. Dies geschieht; als der Morgenstern aufgeht, späht eine von Gudruns Frauen, die den Preis verdienen wollte, den sie derjenigen versprochen hatte, die

ihr des nächsten Tages Schein zuerst verkünden würde, aus dem Fenster und sieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwigs zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß sie heute der Gudrun Lachen theuer bezahlen müsse, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erstenmal seinen Zorn über Gudruns Mißhandlung, und weist sie an ihr Weibergeschäft, als sie ihm räth sich belagern zu lassen und nicht auszuziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horrand, und auch Herwig besteht schlecht beim Zusammentreffen mit dem alten Ludwig, aber das zweitemal schlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut schneidet Wate von dem Thore ab, als schon das Wehegeschrei aus der Burg über Ludwigs Fall ihm Böses verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr die Gudrun erschlüge und schon wollte Einer ihrer Leute diesen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfsgeschrei der Gudrun in den Fenstern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortrun bittet die Gudrun im Jammer um ihren gefallenen Vater, den Wate und Hartmut zu trennen, sie fordert dazu den Herwig auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen sucht. Hartmut wird gefangen, Wate stürmt die Burg und grundsätzlich schont er nicht die ungeborenen Kinder: denn wüchsen sie auf, „so würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachsen.“ Ortrun und Gerlinde suchen Schutz bei Gudrun; als der grimmige Mann mit knirschenden Zähnen, mit forschenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr die Ortrun zu retten, aber die Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem Leben, und so übt er auch an Hergart, einer der Dienerinnen Gudrunens, welche die Rolle der Melantho spielte, die Rache des schonungslosen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Hegelingen und die dreifache versöhnende Verbindung zwischen Hartmut und Hildburg, Herwig und Gudrun, Ortwin und Ortrun.

Man wird aus dieser kurzen Angabe des Gangs der Handlung, so wie aus den wenigen Zügen die ich aus der Darstellung einfließen ließ, die Aehnlichkeit und Hinneigung zu der Manier des Lamprecht und jener Zeit nicht verkennen, während im Ganzen die volksthümliche Manier der Nibelungen herrscht. Es ist eine gewisse Lockerheit in der Zusammensetzung der verschiedenen Theile des Gedichtes, aber die Handlungen selbst hängen fest zusammen,

wie auch die Charaktere, und von den Widersprüchen in den Nibelungen findet sich nichts, wenn man nicht jene ähnliche ewige Jugend in der Hildburg wollte geltend machen, eine Freiheit, die sich doch die Dichtung überall nahm. Viele Eigenschaften dieses Liedes möchte man den Nibelungen wünschen; es legt die trockne Farblosigkeit ab, ohne die leere Prunksucht der Hofdichter anzunehmen. Beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit ihren Thaten, Sitten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verläßigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, ekeln und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andre Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unseren Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeit besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die seitdem ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.

VII.

Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

1. Minnegesang.

Niemand erwarte in diesem Abschnitte eine erschöpfende Abhandlung über die Minnepoesie, diesen eigenthümlichen Zweig unserer Literatur in der hohenstaufischen Zeit. Seitdem Bodmer sich durch die Herausgabe der sogenannten Manessischen Sammlung ein Verdienst erworben hat, wie er es mit seinen eigenen Productionen nicht erwerben konnte, ist durch Erweiterungen dieser Sammlung aus den verschiedenen Handschriften, durch Umdichtungen seit Gleim und Gräter, durch Ausgaben einzelner Minnesinger, durch ästhetische Kritik und Streitschriften historischer Kenner so vieles für das Verständniß und die Eröffnung dieser Lieder geschehen (die auch überdies immer eine größere Theilnahme erregt haben als die Epen), daß man sich füglich hinfort beschränken darf, wenn man darüber zu reden denkt. Wenn ich dergleichen also, und darunter namentlich Jacob Grimms Schrift „über den altdeutschen Meistergesang" voraussetze und auf viele hierhergehörige Puncte nicht streng eingehe, so wird mir das Jeder gut heißen, der weiß wie man in unserer Bücherwelt Sparsamkeit und Kürze zu schätzen und dafür zu danken hat. Zugleich schließt auch das Ziel, das ich mir gesteckt, viele der Seiten die man in Beurtheilung dieser Gedichte herausheben könnte, mehr oder weniger bestimmt aus, und auf ein anderes Verdienst sehe ichs nicht ab, als in einer Darstellung, die möglichst aus Einem Gusse sein soll, von Einem Gesichtspuncte aus, der bisher ziemlich versäumt ward, das Gemälde unserer Dichtungsgeschichte zu entwerfen, so daß alles zerstreuende Detail nicht allein entfernt werden darf, sondern muß.

Es war die Bestimmung der neueren Kunst, das Innere des Menschen zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen; die Stellung der neueren Nationen in der Weltgeschichte, die sie auf der Cultur der alten Welt ruhen und von da ausgehen ließ, bedingte dies. Zu frühe lernten sich die germanischen Nationen vergleichen, erhielten durch das Christenthum eine vielleicht zu

schwere Nahrung für den beschaulichen Hang, der den nordischen Nationen ohnehin eigen ist, empfingen zu zeitig Begriffe und Vorstellungen in allen Beziehungen, denen sie nicht gewachsen waren, verloren zu frühe das Zeitalter physischer Entwickelung und heroischer Kraftübung, und mit dieser die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Die Nationen der alten Welt lebten, so lange sie ihre gute Natur behaupteten, nur im Rückblick auf ihr Alterthum, und ihre ganze Dichtkunst füllte sich mit dem Preis der alten Zeiten und der Thaten der Ahnen; die homerischen Gedichte lebten unter Jung und Alt fort in steter Erneuerung und gestalteten sich mit jeder neuen Zeit vortheilhafter; indem sie Ein Stamm dem anderen überlieferte und jeder sie natürlich nur in einer poetisch angeregten Zeit suchte und pflegte, so förderte dies nothwendig ihr Gedeihen gerade so, wie wir das z. B. in der neuen Welt an der Dichtung vom Reinhart Fuchs sehen, der auch so von Hand zu Hand gegangen ist und seine Wanderungen nicht ohne Erfolg gemacht hat, weil hier gleich der Stoff auf die innere menschliche Natur hinwies, auf deren Betrachtung einmal Alles unter uns von frühe an hinneigte. Allein das heroische Epos hatte dies glückliche Schicksal nicht. Statt sich in sich selbst zu vollenden, sahen wir es nach seinem ersten Entstehen ohne Aufhören sich erweitern und ganz gegen alle Regel, ganz gegen allen Vortheil mit den Zeiten fortrücken, so daß wir es bei jeder Umgestaltung mit der Gegenwart gleich stehend fanden. Das Epos, als eine Dichtungsart, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt, was ihr allgemeinstes und festestes Kennzeichen ist, hätte darum eben stets auf die Vergangenheit gerichtet bleiben sollen; dann hätte sich Alles zur Klarheit geordnet, die erzählten Begebenheiten hätten sich lebendiger dargestellt, und die Form hätte die Ruhe und das Gleichmaaß der alten griechischen Gedichte sich wenigstens in einem höheren Grade aneignen müssen. Allein mit dem jedesmaligen Fortrücken der Personen und der Sitten in die Gegenwart der jedesmaligen Umarbeiter mischte sich etwas von der Unruhe ein und der Bewegung, welche immer die Theilnahme an etwas Gegenwärtigem mit sich bringt, es kam dadurch der lyrische und dramatische Charakter in das neuere Epos, der den Werth desselben gegen das griechische so außerordentlich herabsetzt, weil er das innerste Wesen und die erste Grundbedingung jedes epischen Gedichtes

erschütterte. Ist die Vergangenheit das Element der epischen, so ist die Gegenwart das Element aller lyrischen und dramatischen Kunst. Wenn wir nun fanden, daß selbst im Volksepos, das die ruhmvolle Vergangenheit der Nation zum Gegenstand hat, das Wegwenden von dieser Vergangenheit sichtbar ward, eben da also, wo eine solche Erscheinung fast unmöglich scheinen sollte; wenn wir hinzurechnen, was wir weiter beobachten konnten, daß nämlich auch aller fremde und alte Stoff in die neue und deutsche Welt gerückt ward: Karl der Große, das byzantinische Zeitalter, das alexandrinische, das homerische, wo wir uns überall mehr oder minder grell zwischen alten Begebenheiten und neuer Umgebung sahen, so wird uns klar werden, mit welcher Macht dieses Geschlecht in seiner ganzen Entwickelung vorwärts strebte, sich der Gegenwart freute und nothwendig in einer Zeit so ungeheurer Bewegungen, wie die der Kreuzzüge, alles Alte herabwürdigen und unter sich sehen mußte. Die größte Selbstgenüglichkeit mußte in diesen Zeiten vom Allgemeinsten bis zum Besondersten herab nothwendig herrschend werden. Seit der Völkerwanderung hatte es keine großen Nationalkriege in Europa gegeben, man sah sich nur als Christen den Nichtchristen gegenüber, Nationaleifersucht war nur erst in Worten da, nicht in Thaten, es gab keine Feinde, als im Oriente Franken und im Occidente Sarazenen, und wenn altwalisische Gedichte die neuwalisischen Sänger an jene großen Nationalkämpfe mit den Sachsen erinnerten, so nannten sie diese schlechtweg auch Sarazenen. Die Verachtung aber, mit der der christliche Stolz auf alles Ungläubige herabsah, schloß nothwendig den christlichen Dünkel auf der anderen Seite in sich. Allein dies war das Geringste; die ganze Bildung der Zeit zog sich aber jetzt auf den Ritterstand zurück, der zugleich mit dem Verdienste der Beschirmung und der Erhöhung der Christenheit die moralische, die intellectuelle und die artistische Cultur an sich zu reißen begann, und zu dem christlichen Dünkel noch den des Standes und Ranges, der Macht und der feinen Bildung hinzubrachte. Unter diesem Stande aber handelte es sich wieder um Prinzipien, die sich einander, wie wir später erfahren werden, sehr scharf gegenübertraten, und hiermit war denn jedem Einzelnen nach Beruf und Fähigkeit die schönste Gelegenheit gegeben, sich der allein Reine oder Gute oder Weise zu dünken. Alles also, die äußeren Verhältnisse und die inneren Zustände

wiesen den Einzelnen auf sich selbst und die damalige Welt auf die Gegenwart hin, der sie sich mit einer Zufriedenheit und einem Stolze erfreute, den man in allen Poesien und in allen Vulgarhistorien der Ritterleute so unverholen ausgesprochen findet, daß man wohl in aller Geschichte von einer solchen Selbstgefälligkeit im Leben und in der Schrift, in Nationen oder in Individuen kein anderes Beispiel wird aufweisen können, es müßte denn unter dem auserwählten Volke Gottes sein, das uns kein schlechteres Erbtheil hinterlassen konnte als eben dieses. Es war ganz unfehlbar, daß sich unter solchen Umständen das Leben sehr glänzend und lebhaft zu gestalten anfing, und dies war besonders in den Zeiten und an den Orten der Fall, wo engerer Raum den Verkehr erleichterte und die Geselligkeit erhöhte, und an diesen Orten, womit ich Spanien und Frankreich besonders bezeichnen will, trifft auch noch das Glück begünstigend hinzu. Der castilische, catalonische, aragonische und provenzalische Adel hatte bis zum Anfang des 13ten Jahrhunderts an allen spanischen Küsten, im Innern des Landes, auf den Inseln, in Afrika, im Morgenlande glücklich und glorreich gegen die Heiden gestritten, der Glanz seiner Thaten hatte die ruhmsüchtige Jugend aller Länder Europas in ihre Mitte gelockt und zum Antheil an den großen Land- und Seeexpeditionen bewogen, endlich hatte er gar das oströmische Reich über den Haufen gestürzt und ein lateinisches Kaiserthum gegründet. Da zugleich hier eine Menge kleiner naheliegender Staaten, eine Masse von kleinen Höfen, die an Glanz und höfischer Bildung wetteiferten, eine große Zahl der Macht nach kleiner, dem Charakter nach oft sehr achtungswerther Fürsten, eine wahrhafte griechische Tyrannie, das öffentliche Leben ungemein mannichfaltig, im höchsten Grade reizend und blühend machten, so konnte es nicht fehlen, daß sich in diesen Gegenden jenes Streben, die Gegenwart und ihren Reiz zu erhöhen, auf der äußersten Höhe zeigte, und daß zugleich dies Streben überall besonders auf die äußerlichen Verhältnisse, auf Staat, Politik, Nationalität, Krieg, Feste und dergleichen gerichtet war und dabei poetischer und verständiger Sinn geübt und geschult wurde. Dies hinderte nicht, daß Einzelne das Leben von seiner ernsteren Seite faßten und die religiöse und Herzensbildung vor jener äußerlichen bevorzugend cultivirten. Wie ganz anders aber sprach sich diese Richtung auf die Gegenwart, dies Streben

nach einem Bewußtsein über die eignen Zustände der Zeit, diese Sorge jedes Einzelnen für sein Wohl in Deutschland aus! Hier war kein begeisterter Kampf gegen Religionsfeinde, die gefährdeten, sondern Kriege in Italien um Phantome und für die Ehrsucht der Fürsten, die, so groß und so deutsch sie waren, doch ihrem Deutschland den Rücken kehrten und mit der härtesten Belastung des Einzelnen die schönsten Kräfte des Vaterlandes in einem Lande und für eine Sache vergeudeten, für welche Niemand einen Sinn haben konnte, der nicht die großen Entwürfe der Unternehmer zu überschlagen verstand. Hier war für die Kreuzzüge, jene großen Begebenheiten, welche damals alle Welt anlockten, gerade zu der Zeit kein Herz und kein Sinn da, als sie mit der ersten warmen Begeisterung unternommen wurden, als sie die glänzendsten Erfolge zeigten, als wirklicher Ruhm und Ehre dabei gewonnen ward. Sondern hier nahm sich der Sache zuerst ein nüchterner Kaiser an, nachdem er gleichsam durch einen Ueberfall von dem heiligen Kreuzprediger Bernhart dazu gezwungen worden war, in einer Zeit, wo der frischeste Eifer schon erkaltet, das erste große Unglück schon einschüchternd eingetreten war und sein Zug kostete das deutsche Land ein großes Heer und seine Ehre. Und die zweite deutsche Wallfahrt kostete dem glänzendsten Herrscher, den damals Europa kannte, sein Leben und zog in Folge dieses Unfalls den frühen Regierungsantritt des dem Vater sehr ungleichen Sohnes und nach dessen Tode jene unseligen Spaltungen im Innern nach sich, was Alles nur zu sehr geeignet war, hier das Leben und die Kunst in einem Froste, in einer Trauer und einer Düsterheit zu halten, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Unruhe in den romanischen Landen möchlichst abstach; und hier hätte man daher weder früh noch spät die jenen Zeiten angehörige Kunst ein gai saber nennen können. Hier also wies Alles in der Umgebung seit dem Verschwinden des schönen Schwungs unter Friedrich von der irdischen Glorie hinweg und hier tritt daher so schnell jene Freude am beschaulichen Leben unter die Ritterschaft und das Aufsuchen einer inneren Weihe wird dem sinnigeren Gemüthe ein quälendes Bedürfniß. Dicht neben diese Heiligkeit drängte sich dann, entsprechend der Art, wie Friedrich II. das Kreuzwesen behandelte, eine Frivolität und eine heitere Lebensphilosophie, die hier, wie überall, wo eine Nation solche Innigkeit und Gründlichkeit

zur Eigenschaft hat, einen Gegensatz bildet, dessen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erscheinen sehen. Daher ist dann das ewige und stets wiederkehrende Thema des Minneliedes und des Epos in Deutschland der Gesang von Freud und Leid. Sie singen vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von der Liebe Lust und Leid, von süßer Maienblüthe und bitterem Reife der sie tödtet, sie klagen, daß Honig und Wermuth, daß Hitze und Kälte, daß Fülle und Mangel, daß Blödsinn und Klugheit ewig auf dieser Erde wechseln. Dies Thema, weit entfernt der Idee des Epos zu entsprechen, widerspricht ihm in dem Maaße geradezu, als es dem lyrischen Wechsel der Empfindungen zusagt. Dies Thema (joi e marimen) zeigt sich auch wohl einmal in einem Provenzalen, die überhaupt nach ihrer ruhmvollen Periode auch in ihrer Geschichte Stoff genug dazu fanden, allein es drang dort in keiner Weise so tief in das Gemüth noch in die Kunst. Man sieht daher auch im strengsten Widerspruche mit jener Selbstgefälligkeit, die ich oben als ein so charakteristisches Merkmal dieser Zeiten und namentlich des romanischen Südens bezeichnete, auf der anderen Seite hier eine Verachtung der Welt, eine Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, eine Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge, die wieder mehr im Oriente, als irgendwo sonst in einem Theile der Geschichte wiedergefunden wird. Diese beiden Gegensätze scheiden damals Nationen von Nationen; sie unterscheiden die provenzalische Lyrik von der deutschen, sie scheiden die einzelnen Individuen unter sich, wie wir im Gottfried und Wolfram finden werden, sie scheiden einzelne große Individuen nach den verschiedenen Perioden ihres Lebens sogar in sich, wie wir im Walther von der Vogelweide ziemlich deutlich beobachten können; es sind die Gegensätze jener heiteren, antiken, selbstvertrauenden, menschlichen Weltansicht, die sich wie die alte Sprache in jenen südlichen Nationen erhielt, und der düsteren, christlichen, demüthigen und göttlichen, die wir in jenen Zeiten in Deutschland siegen sehen. Auf diese Gegensätze werden uns alle möglichen Gesichtspunkte, aus denen wir diese Zeiten auffassen können, mit ewigen Variationen zurückführen; und wir werden finden, daß sich der Kampf dieser Gegensätze in die Dichtung eindrängt, und ihnen zu der epischen Form, deren Feststellung ich

schon oben erklärte, die lyrische Farbe gab. Das Bestreben, sagte ich oben, welches das Mittelalter zeigt, das Vereinzelte mit Ideen zu binden, brachte diese epische Form des Volksepos hervor. In dieser lyrischen Zeit hielt man auch im Roman diese Form fest, eben den Ideen zu gefallen, die in allen Epen der Ritter das einzig epische Element sind; die Behandlung und alles übrige trägt durchaus subjectiven Anstrich, und nur das Volksepos widerstand dem. Dieser Gegensatz des Antiken und des Christlichen, des Plastischen und des Lyrischen trennt daher unser Volksepos von dem Ritterroman und brachte die Spaltung zwischen den Verehrern und Pflegern des einen und des anderen hervor. Wie konnte unter diesem Wechseln, diesem Schwanken, das zwar überall in solchen Epochen literarischer Gährung Statt hat, das sich aber sonst versöhnt, hier aber stets ärger wird, bis endlich erst mit dem Ende der ganzen Bestrebungen zu Ariosts Zeit sich das ganze Gewirre derselben zusammenfassen ließ, wie konnte sich unter diesem ewigen Unfrieden ein Epos gestalten, das Ruhe, Besonnenheit und selbst eine gewisse Gleichgültigkeit fordert, die aus der Vergangenheit der erzählten Begebenheiten und dem Mangel an unmittelbarer Theilnahme fließt, und wie konnte sich selbst eine Lyrik gestalten, die überall das Individuelle liebt und Mannichfaltigkeit sucht, während sie sich hier muß von jener Einen Stimmung der ganzen Welt und der ganzen Generation, jener Stimmung zwischen Freude und Leid bestimmen lassen! Diese Stimmung trägt unstreitig jede Zeit, die eine nationale lyrische Poesie pflegt. Aber man betrachte einmal, wie sie nicht nur, wie ich bemerkte, in Südfrankreich unter günstigeren Geschicken ward, man halte dagegen die Zeit, wo Griechenland seine Lyriker und seine Dramatiker erhielt, eben die Zeit, wo es von seiner Vergangenheit in seine Gegenwart rückte, wo es seine umgebenden Verhältnisse besang, wo es aus kleinen Bestrebungen in Weltereignisse übertrat, und man erwäge, welch ein anderer Gesang aus den anderen Verhältnissen werden mußte. Die damaligen Kreuzzüge waren ein Kampf für Vaterland, Heerd, Weib, Kind und Götter und Recht und Sitte: von all dem klingen noch heute die Töne der Lieder in den wenigen Resten, die wir übrig behielten. Die damaligen Riesenkämpfe fingen mit rechtmäßiger Vertheidigung an und endeten nach nicht allzulanger Zeit mit Umsturz des persischen Reichs, während die Kreuzzüge

ausgingen von fanatischer Eroberung und endeten mit dem Verluste des Orients und Griechenlands; ein einziger Zug nach einem ungeheueren Erfolge dort, der freilich mit dem Uebergange in neue Verhältnisse Griechenlands Umsturz nach sich zog, und hier ein einziger Zug nach einem furchtbaren Unglücke, das freilich umgekehrt mit dem jetzt entschiedenen Uebergange in eine neue Welt Europas Größe und die Reinigung seiner Religion nach sich zog. Auch hier sieht man, wie Europas Glück stets in der Ferne, in dem endlichen völligen Heraustritt aus den Trümmern der alten Welt lag, wie eine richtige Ahnung die unruhige Bestrebsamkeit und das Haschen nach einem stets Neuen die Völker unbestimmt leitete, während die Griechen sich stets ihres Besitzes freuten, ohne den weiteren Erwerb zu verschmähen; und daher näherten wir uns in der neuen Zeit zugleich größerer Befriedigung und größerem Glücke, indem wir uns dem griechischen Sinne mehr näherten. Damals kämpfte Griechenland mit dem Weltreich des Ostens: weit entfernt den Gegner gering zu achten, wie die Europäer die Sarazenen, bewunderte es seinen Glanz, fürchtete zaghaft seine Macht, bestaunte seine Größe und überschätzte ihn in Allem. Weit entfernt, einem verachteten Gegner zu unterliegen, errang es die glorreichsten Siege, die nach tausenden von Jahren nicht ihres Gleichen haben; weit entfernt, im Unglück verzagen zu müssen, wie die Christenheit unter den Siegen der Türken that, häufte es Ruhm auf Ruhm, und was bewundernswerther ist, es lernte nicht sich seiner Kraft und seines Glückes zu erheben, sondern der furchtbare und unerwartete Sturz der persischen Monarchie, welche die Griechen in Schlachten niederwarfen, an deren Erfolg sie jedesmal selbst verzweifelten, hatte auf sie einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie aus dem Unglück der Feinde vielmehr Belehrung, als aus dem eigenen Glücke Uebermuth zogen, daß die Scheu vor der neidischen Gottheit und die große Erfahrung wie Gott zwischen die Lippe und den Rand des Gefäßes den Tod legt und wie er dem Menschen das höchste Glück oft zeigt um ihn um so tiefer zu stürzen, daß diese Erfahrung hinfort über die ganze lyrische und dramatische Kunst jene großartigen Ideen breitete, einförmig, wenn man will, aber zu groß, um se zu ermüden, und auf der anderen Seite ein Thema von so allgemeinem Charakter, daß es alle menschlichen Verhältnisse in sich schließen konnte. Dies möchte

das Freud und Leid der Neueren auch; allein nur Schade, daß das Maaß von Glück und Unglück eine eben so subjective Sache, wie das Fatum und seine Gesetze ewig unwandelbar ist; daß jenes den Menschen stets auf sich selbst, dieses auf Alle zugleich hinweist; daß eben hierdurch auf dem letzteren Wege nothwendig Reichthum des Geistes erworben wird, aber vielleicht Innigkeit des Gemüths verloren, die umgekehrt auf jenem ersteren Wege gewonnen wird, indem man des anderen verlustig geht. Die griechische Lyrik und Dramatik umschlingt daher alle möglichen menschlichen Beziehungen, der Minnegesang und das Kunstepos der Deutschen singt nur von der Liebe, und nur von der eigenthümlichen Art von Liebe, die damals in Deutschland herrschte, worauf ich gleich weiter zurückkomme.

Aber nicht einmal so weit her brauchen wir, um die Verschiedenheit und die ganz einzige Eigenthümlichkeit des deutschen Minnegesangs anschaulich zu machen, die Puncte der Vergleichung zu holen. Der gleichzeitige Gesang der Troubadours zeigt schon auf den ersten Blick, welch eine merkwürdige Kluft zwischen beiden ist, die zwar sonst so viele Verwandtschaft und gleiche Quelle haben, obgleich an eine Herleitung des Deutschen vom Französischen gar nicht zu denken ist, da kaum eine einzige Nachahmung durch einen Grenzmann, Rudolf von Neuenburg, von Bodmer nachgewiesen werden konnte, und die inneren Merkmale himmelweit, wie wir sehen werden, verschieden sind. Die neuen Verhältnisse, welche an den Meeren Verkehr und Rührigkeit nährten, hatten den Ritterstand für geistige Thätigkeit empfänglich gemacht; das Christenthum und die Kreuzzüge hatten ihn innerlich gesittigt, fingen an seine Rohheit zu brechen, sein Gemüth zu beschäftigen und edelmüthig lieh er jetzt seinen Arm der Kirche und seinen Schutz dem schwachen Geschlechte, das er bisher so sächlich behandelt hatte, wie die Kirche feindlich, und von dessen Verehrung unter dem Ritterthume sich eine Geschichte schreiben ließe, die der Geschichte der ritterlichen Frömmigkeit sehr analog ausfallen würde. Je inniger es mit dem Gottes- und Frauendienste gemeint war, desto heiliger und sehnsüchtiger stimmten sich die Herzen, desto bestimmter legte man das ausschließliche Wohlgefallen an Waffenthaten, am alten Epos und am historischen Liede, das sich mit äußeren Begebenheiten in ruhiger Erzählung beschäftigte, ab, und wandte sich auf die Ge-

schichte der Seele. Wer nicht aus seiner Jugend und aus der Zeit, in welcher die ersten Regungen der Liebe aufkeimten, Erinnerungen übrig hat, wer in sich kein Mitgefühl mehr spürt mit seinen eigenen Zuständen in jenen Jahren, wer nicht den ganzen Jammer der ersten unbestimmten Sehnsucht noch nachempfindet und die Süßigkeit und Bitterkeit der mit ihr verknüpften Empfindungen, und die Qualen und Freuden, mit welchen die feurigste Phantasie uns dann abwechselnd martert und beseeligt, wer nicht im Gedächtniß hat, zu welchen unsäglichen Naivetäten und Thorheiten, zu welchen wunderlichen Vorstellungen und Gedanken, zu welchen Selbsttäuschungen und Selbstbetrügen diese glühende Einbildungskraft den aufrichtigsten, gesündesten, natürlichsten Jüngling verblendend verleitet, oder wer Dantes vita nuova gelesen hat, ohne sich bei diesem treuen Abbilde dieser Zustände eines ungefähren Analogons aus seinem eignen Leben zu erinnern, oder wer Ulrich von Lichtensteins Frauendienst kennt, ohne sich erklären zu können, wie ein solches Liebes- und Sängerleben zu verstehen sei, wer durch altkluge Erziehung oder durch Schullast oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor diesen Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir vergeblich einen Begriff von dieser Periode des Mittelalters, schwerlich eine Vorstellung von den Quellen dieser Poesie, gewiß keinen Geschmack an dieser Lyrik beibringen. Dieß ist die Ursache, warum sich unsere Generation meist so entschieden von diesen Poesien abwendet, denn der wievielte möchte unter uns so unverkünstelt emporwachsen, um ungestört jenes Leben in Innigkeit erfassen zu können? und hierin liegt auch die Ursache, warum die Frauen viel leichter sich mit diesen Dichtungen aussöhnen, wenn sie nur einmal über die Schwierigkeiten der Sprache hinweg sind. Dieses Seelenleben mit all seinen Wundern überwand das Wohlgefallen am Waffenleben, der Frauendienst trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen, die Turnierpreise vergaben diese, und man diente ihnen mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte. Dieses reine Leben der Einbildung stellte bald das äußere Leben, That und Handlung, in Schatten, und daher verschwindet jetzt im Epos die Schilderung von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelenzustände und Liebesempfindungen Raum zu machen; es flüchtete vor der Wirklichkeit, und es giebt nichts Merk-

würdigeres, als die ideale Höhe der Stellung des Weibes bei diesen Dichtern mit der untergeordneten zu vergleichen, welche die Wirklichkeit ihm im Staat und Recht anwies. Die Sublimität dieses neuen Lebens forderte eine neue Sprache. Die erreglicheren südlichen Gegenden in Frankreich wie in Deutschland, wo der Rhein, Oesterreich, Baiern, Schwaben und die Schweiz[209]) fast ausschließlich im Besitze der lyrischen Kunst erscheinen, Dialecte ferner, welche sich mehr durch Modulation des inneren Accentes als durch Reichthum an äußerer und sinnlicher Bezeichnung auszeichneten, bemächtigten sich dieser Liederkunst; man verließ die Volkspoesie, die mit dem Stande der herumwandernden Sänger und Harfner in Verachtung sank, bei der neuen Erhebung der Kunst von einer volksmäßigen zu einer adligen, bei dem Uebergange derselben aus der Pflege von Blinden und Bettlern zu der von Königen und Fürsten; versetzt von den Märkten und Dörfern an die glänzendsten Höfe, gewöhnt an Fürstengunst, an Ehren und große Gaben statt an ärmliche und dürftige Pfennige, eingeführt an die prachtvollsten Feste und in den Kreis der Frauen, lernte die Dichtkunst jetzt die eintönigere vierzeilige Strophe des Volksgesangs verschmähen, die noch in den ältesten Liedern geherrscht und zufolge Grimms Nachweisungen[210]) den Uebergang auch aus dem Volksliede zu der Kunstdichtung der Minnesänger vermittelt zu haben scheint und die wir, um Ein Beispiel zu geben, in einem schönen Liede des Kiurenbergers[211]) finden, das auch in seinem Inhalte volksmäßig klingt. Schade, daß uns so weniges in dieser oder in der ähnlichen Art einiger dem von Risen zugeschriebenen Lieder[212]) übrig geblieben ist, woraus wir stufenmäßiger nachweisen könnten, wie auch in jener Zeit schon, im Gegensatz zu der französischen und südlichen Poesie, gerade wie in neuerer Zeit ein volksthümlicheres Prinzip selbst in dieser unvolksmäßigen Dichtung vorwaltet, wie denn die vielen Wächter- und Taglieder mit Recht als volksmäßige

209) Grimm über altd. Meistergesang p. 127 sqq. In Note 112 weist er eine interessante Stelle im Mysner nach: „der sang unrecht, er sei ein Schwabe oder ein Baier," d. h. er sei einer der besten Dichter. Ueber die Schweiz vergl. Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833.

210) Ibid. p. 28. 48.

211) Manessische Sammlung I, 38b.

212) Beneckes Beiträge I. No. 30. 39. 50.

Reste angesehen werden und die Tanz- und Frühlings- und Herbstlieder den Stamm verrathen, auf dem unser Minnegesang gewachsen ist. Eine solche allmählige Entwickelung aber ist jetzt nicht nachzuweisen; wir sehen plötzlich an die Stelle der armen Reime die außerordentlichste Fülle und Eleganz einer mit zahllosen Künsteleien (selbst bei den Besten) überladenen Reimkunst treten, die eine große Vollendung zeigt, und sich mit reichen, neuen, leoninischen, Anfangs- und anderen Arten künstlicher Reime jeden Schritt erschwert, ohne daß sie — es sei denn in den höchsten Uebertreibungen — irgend einen Zwang verriethe; an die Stelle des einfachen Maaßes des Volksliedes sehen wir auf einmal eine Mannichfaltigkeit von Tönen treten, die sich fast der Zahl der Lieder selbst gleichstellen läßt und zu deren Erfindung schon damals an den besten Dichtern das Talent bewundert wird. „Von weitem meinen wir denselben Grundton zu vernehmen, treten wir aber näher, so will keine Weise der anderen gleich sein. Es strebt die eine sich noch einmal höher zu heben, die andere wieder herunter zu sinken, und mildernd zu mäßigen; was die eine wiederholt, spricht die andere nur halb aus[213]).“ Dies zu erläutern, dient alsdann, daß Grimm nachgewiesen hat, wie fast in sämmtlichen Liedern der dreigliedrige Strophenbau herrscht, jene Trilogie, die auch in den meisten Melodien der deutschen und auch der walisischen Volkslieder obwaltet, eine Grundform, welche gleichwohl jene bestaunenswerthe Verschiedenheit und unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der einzelnen Töne duldete. „Diese Sänger haben sich selbst Nachtigallen genannt, und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgesangs ihren überreichen nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen[214]).“ Diese Wahrheit hat Gleim und gewiß Jeder, der sich in neuerer Zeit mit diesen Poesien näher abgegeben hat, gleichmäßig empfunden.

Dies wären im Allgemeinsten die inneren Quellen der Entstehung und die äußeren Merkmale dieses deutschen Minnegesangs: aber schon in diesem Allgemeinsten weicht die provenzalische Lyrik

213) Grimm l. l. p. 37.
214) Idem ibid.

ab[215]). Mitten unter den ersten glorreichen Thaten der Kreuzfahrer ertönt schon der erotische Gesang zur Laute und der Graf Wilhelm von Poitou sang schon 1101, als er heimkehrte, Lieder von seinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten sie so weit die Stoffe solcher ritterlichen Gesänge zu suchen, ein eben so heiliger Krieg war in der Nähe und dieser noch mehr als jener im Osten beschäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen die schönste kriegerische mehr, als christlich-ascetische Begeisterung für die Glaubenskriege brannte. Wer sollte es wohl glauben! unter tausenden von Liedern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minnesängern aus verschiedenen Zeiten erhalten sind, unter allen Producten eines ausschließlich kriegerischen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten fast ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen diesen Dichtungen dieses Standes in Deutschland nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand du Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch festliches Gelag schätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeschrei und die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde zu sehen liebt, wer gibt nicht, sag ich, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die erotischen Jeremiaden unserer Minnesinger zu hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller Kraft und männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben! Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst, nichts davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt Jeder, wer die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Pabst Figueira. In Deutschland beschweren sie sich, wie jener nicht unähnliche Tasso

215) Ueber das Nähere vergleiche man das Werk des trefflichen Diez über die Troubadours.

des Göthe, dem dieser Zug vortrefflich gelieben ist, daß man sie nicht an den Hof zöge — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handlen und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Sirventes, die man in Deutschland nur ausnahmsweise kennt, in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Parthei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen, in Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen. Gegen Einen Landgrafen Hermann in Deutschland, (denn wen soll man mit Auszeichnung hinzuzählen?) sind hier die Protectoren dieser Kunst zu hunderten, und man sollte meinen, unter so vielen Gegensätzen und Aehnlichkeiten der neu- und altdeutschen Entwickelung der Poesie müsse man auch die hervorheben, daß wie damals das Fremde in Allem überwiege, so auch der Hohenstaufen Neigung nach dem Süden eben so viel geschadet hätte, als in der neuen Zeit des großen Friedrich Vorliebe für die französische Literatur die vernichtende Kritik Lessings nur schärfte. Diese Troubadours rangen in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politischen Opposition. Mit ihrer Kunst, eben weil Rangunterschied selbst unter diesen Dichtern war, haben sich manche emporgebracht aus dem Kreise von Handwerkern, Bürgern und Bauern, und das Talent, nicht die Mode, förderte Fündlinge und Waisen. Diese Dichter sind voll von Lebenslust, von Kraft, von Energie, von Männlichkeit, sie mischen sich froh und heiter in Alles und Alles muß sich ihren Angriffen, ihrem Lob und Tadel aussetzen. Von ihrem Leben, ihrem Glanz, ihrem Verkehr, ihren Leiden und Freuden, von ihren Liebeshändeln, Eifersuchten, Kämpfen, Wallfahrten — sind ganze Bücher geschrieben worden; man sage nicht, von den Deutschen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten sein, wenn etwas dergleichen existirt hätte; man sage nicht es seien Fabeln, nicht einmal Fabeln haben sich von den Deutschen erhalten, es müßte denn jener Meistergesang über der holdseeligen Kunst Entstehung sein, oder der Wartburgkrieg, der

ab[215]). Mitten unter den ersten glorreichen Thaten der Kreuzfahrer ertönt schon der erotische Gesang zur Laute und der Graf Wilhelm von Poitou sang schon 1101, als er heimkehrte, Lieder von seinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten sie so weit die Stoffe solcher ritterlichen Gesänge zu suchen, ein eben so heiliger Krieg war in der Nähe und dieser noch mehr als jener im Osten beschäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen die schönste kriegerische mehr, als christlich-ascetische Begeisterung für die Glaubenskriege brannte. Wer sollte es wohl glauben! unter tausenden von Liedern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minnesängern aus verschiedenen Zeiten erhalten sind, unter allen Producten eines ausschließlich kriegerischen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten fast ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen diesen Dichtungen dieses Standes in Deutschland nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand du Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch festliches Gelag schätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeschrei und die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde zu sehen liebt, wer gibt nicht, sag ich, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die erotischen Jeremiaden unserer Minnesinger zu hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller Kraft und männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben! Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst, nichts davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt Jeder, wer die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Pabst Figueira. In Deutschland beschweren sie sich, wie jener nicht unähnliche Tasso

215) Ueber das Nähere vergleiche man das Werk des trefflichen Diez über die Troubadours.

des Göthe, dem dieser Zug vortrefflich gestehen ist, daß man sie nicht an den Hof zöge — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handlen und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Sirventes, die man in Deutschland nur ausnahmsweise kennt, in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Parthei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen, in Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen. Gegen Einen Landgrafen Hermann in Deutschland, (denn wen soll man mit Auszeichnung hinzuzählen?) sind hier die Protectoren dieser Kunst zu hunderten, und man sollte meinen, unter so vielen Gegensätzen und Aehnlichkeiten der neu- und altdeutschen Entwickelung der Poesie müsse man auch die hervorheben, daß wie damals das Fremde in Allem überwiege, so auch der Hohenstaufen Neigung nach dem Süden eben so viel geschadet hätte, als in der neuen Zeit des großen Friedrich Vorliebe für die französische Literatur die vernichtende Kritik Lessings nur schärfte. Diese Troubadours rangen in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politischen Opposition. Mit ihrer Kunst, eben weil Rangunterschied selbst unter diesen Dichtern war, haben sich manche emporgebracht aus dem Kreise von Handwerkern, Bürgern und Bauern, und das Talent, nicht die Mode, förderte Fündlinge und Waisen. Diese Dichter sind voll von Lebenslust, von Kraft, von Energie, von Männlichkeit, sie mischen sich froh und heiter in Alles und Alles muß sich ihren Angriffen, ihrem Lob und Tadel aussetzen. Von ihrem Leben, ihrem Glanz, ihrem Verkehr, ihren Leiden und Freuden, von ihren Liebeshändeln, Eifersuchten, Kämpfen, Wallfahrten — sind ganze Bücher geschrieben worden; man sage nicht, von den Deutschen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten sein, wenn etwas dergleichen existirt hätte; man sage nicht es seien Fabeln, nicht einmal Fabeln haben sich von den Deutschen erhalten, es müßte denn jener Meistergesang über der holdseeligen Kunst Entstehung sein, oder der Wartburgkrieg, der

durchweg vom Geiste des späten 13ten Jahrhunderts gefärbt und überhaupt ein absurdes Ding ist, auf das man nicht viel mehr Werth legen darf, als daß es neben anderen Zeugnissen und nur neben diesen die Existenz von Sängerversammlungen in Deutschland beweist. Diese Dichter sind auch voll von Gelehrsamkeit und stets lebendiger Kenntniß; Religionsmeinung, Philosophie, Roman, Alles erscheint in ihren Gedichten. Als im Verlaufe der Zeiten die Dichtkunst und die Schätzung der Sänger sank, als sich die Zeiten verschlimmerten, da beginnt in Deutschland im lyrischen Gesang jenes ewige Jammern der Konrad, der Zweter und wie sie alle heißen, allein in der Provence steht ein Pierre Cardinal auf, ein derber Sittenprediger, den die Ungunst der Zeit ungebeugt läßt, ein fester Mann, der auch einmal nichts von der Liebe wissen will, ein Satyriker voll Kraft und Würde, Lebendigkeit und gesundes Sinnes. So haben diese Troubadours unseren neueren lyrischen Dichtungsarten, schöpferisch wie die Griechen, Namen, Gestalt und Autorität gegeben: sie haben Canzonen und Pastorelle, Satyren und Briefe, Serenaten und Tenzonen und Sonette. Ein Dante nährte sich am Quell dieser lebenvollen Dichter, ein Petrark verschmähte nicht Valencianische Dichter zu benutzen, denn diese Dichter kennen ächte Kunstform, und wissen was poetischer Ausdruck ist[216]), und die Schäferdichter erkennen Riquier und Estepe als ihre Führer. Das Persönliche in den Dichtungen der Troubadours macht Vieles gemein und prosaisch, aber es hält sie von Einseitigkeit ab und macht sie lebendig; ihre Vielseitigkeit macht sie zuweilen platt und schaal, dagegen sind die Minnesinger in ihrer Eintönigkeit stets edel, warm und tief. Die erweiterte Bildung der Provenzalen brachte unter den dichtrischen Anlagen und Naturen die größten Verschiedenheiten hervor, unter ihren Gedichten den ungleichsten Werth, der auf den ersten Blick zu unterscheiden ist, unter den Minnesingern kann man hunderte zusammenstellen, die zu trennen schon ein sehr scharfes Auge und ein langes und eindringendes Studium erfordern würde. Die Troubadours sind reich an Empfindungen, wo die Deutschen in wenigen Empfindungen tief sind

---

216) In den osserrazioni sulla poesia de' Trovadori etc. Mod. 1829 ist aufs neue versucht worden, zu zeigen, wie Vieles die Italiener den Provenzalischen Dichtern schuldig sind.

und innig, beharrlich ruhen diese auf Einem Gefühle, wo jene leicht hinflattern im Rausche von Bildern und Empfindungen. Man kann es an den Melodien, die uns von diesen und jenen übrig sind, am deutlichsten lernen, wie gerne das deutsche Minnelied einen einzigen Ton der Empfindung fest hält und welch eine unendlich rührende Wehmuth darüber liegt, während der Franzose selbst im Klaglied die leichte Natur nicht verleugnet. Die Sprache der Musik ist hier reicher und mannichfaltiger, wie auch die des Gedichts, aber zugleich strenger, als die weiche und seelenvolle deutsche, die von einer Innigkeit und einem Ausdruck voll ist, dem man nicht leicht etwas an die Seite setzen kann, eine Einfachheit, die selbst noch in den Zeiten des Meistergesangs für die verkünstelten Verse entschädigt, und die nur eine so plumpprosaische Natur wie unser guter Forkel für Armuth nehmen konnte, was ihm dann Raumer am wenigsten hätte nachschreiben sollen. Die Leidenschaft des Troubadours ist größer und wilder, nichts ist da von der Schüchternheit des Deutschen; seine Leidenschaft bricht sich Bahn und schafft sich Luft, und nichts weiß man z. B. hier von dem Verbot, den Namen der Geliebten im Liede zu nennen. Diese Troubadours haben ja in ihrem Leben gezeigt, daß sie treu und innig liebten, aber sie waren nicht Engel, sie suchten nicht Märtyrer zu werden, und unter so vielen Leichtsinnigen erscheinen dann die Edlen um so höher, und wo ihre Liebeslieder Treue und Anhänglichkeit und wahre Empfindung athmen, ist man von der Wahrheit überzeugter, als in den deutschen Minneliedern, wo sich diese Anbetungen und Schwüre im conventionellen Style zu oft wiederholen, als daß man überall Glauben schenken möchte, während unter so vieler Eifersucht, so mancher Obscönität, so mancher gemeinen Gesinnung, zwischen Reibungen, Prüfungen, getäuschten Erwartungen, Uebereilungen, Vorwürfen, Benennungen, Verfolgungen, Rachen und Strafen, die wir zwischen den Liebenden vorfallen sehen in den Liedern der Troubadours, das wenige Reine sowohl schöner heraustritt als wahrer erscheint. Die Lyrik der Provenzalen hat nicht eben ausgezeichnete Mannichfaltigkeit, auch hier zeigt sich die Armuth des Lebens, jedoch weit nicht so arg wie in Deutschland. Das Gelegenheitsgedicht, das man bei uns fast kaum in Spuren entdeckt, die ursprünglichste und ächteste Quelle lyrischer Poesien, herrscht unter den Troubadours, oft von

der Art, daß man ohne Commentar aus ihrem Leben den Inhalt nicht versteht, eine Eigenheit, die das lyrische Lied der besten Dichter nicht immer ablegte. Dennoch darf man nur selbst die Lyrik der Perser vergleichen, um zu finden, wie selbst im Orient Besonderheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit größer ist als selbst unter diesen. Zu allen Zeiten war die lyrische Kunst eine fröhliche; sie hat mit dem Weibe den Wein und den Gesang immer gleichmäßig gepriesen. Dies hat selbst ein Dschelaleddin und Hafis verstanden, allein nicht einmal die Provenzalen kannten den übermüthigen Jubel des Inneren, der zum freudigen Gesang und zum Gelage gehört; in Deutschland gar möchte schwerlich das Wort Wein oder viel Begriff von lautem und lustigem Singen in dem Minnesingercodex gefunden werden, und man wird uns nicht die mäßige Freudigkeit in den Tanzweisen entgegen halten wollen, die auch meist erst aus späteren Zeiten sind, oder nur ausnahmsweise sich auszeichnen, wie z. B. eine des Burkart von Hohenfels eine üppige Bewegung und eine schwindelnde Raschheit kennt, der man weniges an die Seite stellen kann; ich spreche aber überall hier vom Allgemeinen und kann die Anomalie nicht in Anschlag bringen. Es gibt vielleicht nichts was unsere ritterlichen Zecher so charakterisirt, als wenn sie versuchen, die Wirkungen ihres süßlichen versetzten Weines zu schildern. Was ist nicht jene Wiener Meerfahrt[217]) für ein plumper Witz! Bezeichnender aber ist der Weinschwelg[218]), der Monolog eines Trinkers vor seiner Kanne. Es giebt nichts Ekleres, als ein einsames Saufen, nichts was der Bestimmung des Weines so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen, den Verkehr traulich machen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit einer ganz unnachahmlichen Kunst (und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann) ist nun in diesem Gedichte ein solcher Alleinzecher geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Weine leert und mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper muß in Eisen waffnen lassen, um der Macht des Getränkes zu widerstehen, worauf er dann am Schluß des Gedichtes, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach einem auch hier wie-

---

217) In Laßbergs Liedersaal I.
218) In Grimms altdeutschen Wäldern III.

derkehrenden Refrain, erst eigentlich anhebt zu winken. So überraschend einfach und so ruhig im Ton der ächtesten Ironie dies kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß nur in einem Stande, der die freien Künste der männlich lustigen Gesellschaft nicht kannte, sondern blos Hofceremoniel und steife Frauencirkel, eine solche Materie so behandelt werden, und überhaupt nur aufgegriffen werden konnte, da dieses läßt liche heimliche Zechen sonst nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und so von Aristophanes verspottet wurde. Von eigentlicher Männlichkeit findet sich aber in der Kunst der Troubadours sogar wenig, unendlich viel mehr jedoch als in dem Minnegesang, den auch Grimm eine frauenhafte Kunst genannt hat; und welch Wunder ist's dann, daß dieser Minnegesang demnach aller der Lebenskenntniß, der Frische und Freiheit und des heftigeren Affects entbehrte, den die provenzalische Lyrik an sich trug? welch Wunder, daß er jedem kräftigen männlichen Geiste nicht zusagt, daß er erschlaffend wirkt, daß er eine vorbereitete Stimmung bedarf, ehe er wirken kann.

Aus allen Ansprüchen auf Reichthum des inneren und äußeren Lebens muß also Jeder weichen, der diese Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf diese nicht Jeder. Die Lyrik dieser Ritter dreht sich einzig und allein (denn die Ausnahmen verschwinden fast) um die Liebe. Es ist die Zeit, von der an kein Roman, kein Drama, kein Epos mehr in Europa gedichtet wird, ohne daß diese den Mittelpunct der Sache ausmachen oder zu den reizendsten Episoden dienen müßte. Ich glaube die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Wendung, welche die neue Kunst im Gegensatze zu der alten nahm, ganz zu erkennen. In unserer neuen Welt, wo aus dem Leben die Poesie völlig entschwand, wo Bedürfnisse, verständige Richtung, die Schwierigkeit der Subsistenz, die getrennten Stände, die angestrengte Thätigkeit des Kopfes und der Hände, kurz wo Alles darauf hinstrebt, den Verstand und den practischen Sinn auf Kosten des Gemüths allein zu bilden, konnte die Poesie, falls sie überhaupt ihre Existenz behaupten wollte, nicht besser thun, als wenn sie sich des eben reifenden Jünglings, wenn die erste Geschlechtsliebe ihn sinnig und weich macht, gewaltig bemächtigte. Sie mußte ihn bei dieser seiner inneren Beschäftigung fassen, ihm dafür Nahrung bieten, von da aus sein moralisches

Wesen zu reinigen, von da ihn für Alles Gute und Schöne empfänglich zu machen suchen. Es frage sich Jeder unter uns, der Sinn für Edles und Gutes in sich hat, ob er ihn der Erziehung, der Schule, dem Umgang, der Religionslehre mehr zu verdanken habe, als (von der angeborenen Natur abgesehen), den Grundsätzen, die sich in solchen Jahren mitten in der ersten gemüthlichen Versenkung bilden und ihren äußeren Impuls gewöhnlich von neuerer Dichtung erhalten, die erst in diesen Jahren anfängt, für den Jüngling Reiz zu bekommen, weil ihn jetzt erst jenes Vorherrschende in ihrem Inhalte ergreift. Die heilige und sanfte Stimmung des Menschen in dieser Periode, im Vereine mit einer Dichtkunst, die diese Stimmung hervorzurufen und zu unterhalten ganz geeignet ist, hält in uns allein eine ideale Seite gegen die materielle Welt, in der wir uns umtreiben, aufrecht; denn jene Zeit setzt sich noch über Rang und Stände, über Brodsorgen und Convenienzen und Alles, was an unserer edleren Natur gefährlich nagt, hinweg, und sie setzt den Mann in eine enge Beziehung zu dem Weibe, das in der neuen Zeit die poetische Seite der Gesellschaft bildet, wie es in der alten Welt der Mann that, weil ehemals auf dem Manne, wie heutzutage auf dem Weibe die Last des Lebens nicht so unmittelbar ruhte, wie auf dem männlichen Theile der jetzigen Gesellschaft, weil das Weib heute, wie einst der griechische Bürger, den gemeinen Berührungen des Lebens entzogen, weil es den Einwirkungen des Rangsinns, den Verderbnissen durch niedrige Beschäftigung, der Unruhe und Gewissenlosigkeit der Erwerbsucht nicht ausgesetzt ist und weil von Natur schon das Weib mehr als der Mann gemacht ist, mit der höchsten geselligen Ausbildung den Sinn für Natürlichkeit und die ursprüngliche Einfalt des Menschen zu vereinen und die letztern nicht dem erkünstellten geselligen Leben aufzuopfern. Die geänderte Gestalt der äußeren Verhältnisse in neuerer Zeit bedingte sogar diese Art Gefühle, die in diesen Dichtungen so ausschließlich behandelt sind, mehr als man glauben sollte. Die Hindernisse und Beschwerden unsers Lebens wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib

wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen[219]), und es war eine wunderbare und wohlmeinende Fügung des Schicksals und der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne die die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte herabsinken müssen. Nicht einmal da, wo das Weib aus dieser schönen Bestimmung herauswich, wo es seine Unabhängigkeit zur frivolen Licenz mißbrauchte, nicht einmal da hat sich das Leben auf einer Höhe erhalten können, die dem menschlich Empfindenden genügte, denn welcher Bessere unter uns möchte in dem Zustande einer Pariser Welt anderes als Widrigkeit und Ekel empfinden? Nur wo, wie in Deutschland, das Weib, indem man ihm jene größte und schönste Gewalt einräumte, von jeder Anmaßung einer weiteren Herrschaft abstand, nur wo es dieser Aufopferung des Mannes jene andere entgegenbrachte, mit der sich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und seiner kleinen Bedürfnisse pflegend und dienstfertig annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten ward, nur da füllt das Weib die würdige Stellung würdig aus, die ihm die Natur angewiesen hat. Wir dürfen es freudig sagen, kein Volk der Welt kann sich in alter und neuer Zeit hier mit uns vergleichen. Und mögen Christenthum und Naturanlage zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neueren Gesellschaft das frühere und wesentlichste gethan haben, so ist es gewiß, daß erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnepoesie demselben seine Blüthe gegeben, so wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstandes erst die Reife hinzugab; der Genuß der Früchte war vielleicht erst uns Späten vorbehalten. Ich meine nämlich, diesem ganzen Verhältnisse und allem dem was es entwickeln half, haben wir im Leben und in der Kunst unserer Tage so manches Herrliche zu danken, was eben die Zeiten, die so thätig dafür wirkten, nicht selbst kannten. So eine unübersehbare,

219) Gottfried im Tristan:

Diu werlt, diu wäre unruches vol
und lebete rehte als an 'ir dank,
wan, der vil liebe vogel sank,
der ermant vil dikke den man,
der ie ze liebe muot gewan,
beide liebes unde guotes,
unde maniger hande muotes,
der edelen herzen sanfte tuot.

ausgebreitete und merkwürdige Bedeutung der deutsche Minnegesang von dieser Seite betrachtet erhält, so unendlich hoch ihn diese Wirkungen über die Troubadours erheben, so kann ich gleichwohl in seiner unmittelbaren Erscheinung nicht das Große, namentlich nicht das poetisch Große erblicken. Wenn wir einen der ersten Minnesänger, wenn wir Walthern, der durchaus noch einen männlicheren Charakter trägt, betrachten, wenn wir ihn als Repräsentanten der Anfänge des Minnegesangs betrachten wollen, so werden wir auch hier das Oftsterwähnte wieder finden, das Aeltere und Erste ist hier immer besser, als das Folgende und Späte, weil Uebertreibung und mit ihr Ausartung jede Bestrebung in jenen Zeiten auf der Stelle auf Abwege leitet. Es sind eben, wie ich schon bemerkte, Revolutionszeiten, die auch in der Kunst sichtbar sind; das erste Hervortreten der neuen Bestrebungen ist vortrefflich, wie meist in jeder Umwälzung, wie in den Kreuzzügen, wie in der französischen Revolution; unmittelbar darauf artet Alles aufs entsetzlichste aus, in allen angeführten Fällen durch nichts als Uebertreibung. So brachte sich die Hast und der Eifer jedesmal um die Früchte, die jedoch der Nachkommenschaft unverloren blieben; überall, werden wir sehen, in den Umwälzungen des Staates und der Kunst, gehen die neuen Richtungen von verständigen Entschlüssen, von weiser Beurtheilung der Bedürfnisse und der Zeitlage, von nothwendigen Forderungen aus; aber in der Ungeduld läßt man sie plötzlich von der Phantasie ergreifen und jedesmal ins Utopische übertreiben, bis man endlich erschöpft zu besonnener Ruhe zurückkehrt, nachdem man das Schmerzlichste erfahren hat. In jeder politischen Umgestaltung der Dinge liegt dies am Tage; aus den Bestrebungen ganzer Welten entsteht nichts als Unordnung und ein wildes Gewirr; einzelne tüchtige Männer hatten ruhig den Ton angegeben, die Masse reißt ihnen den Zügel aus der Hand, und Anarchie folgt, bis ein kraftvoller Einzelner den Zaum wieder anzulegen versteht. Nicht anders ists in Revolutionen der Kunst. Die ersten Troubadours und ein Veldegk und Walther von der Vogelweide gaben den Minnegesang in vortrefflicher Weise an; nun bemächtigen sich Sicilier, Spanier, Provenzalen, Deutsche und Nordfranzosen dieser Dichtung, die Einen brauchen sie, um Witz und Scharfsinn zu üben und die Liebe mehr zum Gegenstande des Kopfes als des Herzens zu machen, die anderen ersticken

jedes andere Gefühl und jeden Gedanken und man zweifelt, ob sie von eignen Empfindungen singen und nicht von künstlich gemachten, oder ob die Lauheit und Armuth ihrer Ausdrücke von zu großem Feuer der wirklichen Empfindung herrührt, da, wie ein oft scharfsinniger ästhetischer Denker gesagt hat, die Hand die vom Fieber der Leidenschaft zittert, nicht über die Leidenschaft schreiben kann. Dies dauerte, bis Petrarcha aufstand, ein Mann, der wie Dante, wie Walther, wie Ausias March mit dem männlichen Alter aus diesen dunkeln Empfindungen heraustrat, der die Gesetzlosigkeit dieser Dichter aufhob, eine höhere edlere Liebe faßte, und sich aller der Vortheile auf einmal bemächtigte, welche die frühere Zeit ganz allein ihm selbst verschaffen, aber nicht selbst genießen konnte. Vollkommen so steht Dante auf der Höhe gewisser anderer fruchtlos verfolgter Richtungen; vollkommen so bemächtigt sich Ariost autokratisch alles dessen, was ohne ihn uns nur in ungenießbaren Werken daliegen würde, was ohne diese ungenießbaren Werke aber er selbst niemals hätte erschaffen können. So ist die ganze französisch-deutsche Dichtkunst des Mittelalters nur nicht in allen ihren Theilen eine bloße Vorschule für die großen Italiener, welche auf ihren Häuptern fast allein den Ruhm versammelt haben, der ganzen Jahrhunderten vor ihnen dem Stoffe nach zugesprochen werden muß, der aber ihnen was die Form angeht, die in der Kunst Alles ist, mit vollem Rechte gebührt. Jene Länder hatten zu frühe das glänzende poetische Leben, das sie unmittelbar in der poetischen Kunst abschildern wollten: allein so aus der Nähe kann man kein Gemälde aufnehmen, und die Zeit hatte auch nicht die Bildung, sich, wie die neuere deutsche Zeit that, sagen zu können, wie man es anfangen müsse, um sich in eine Ferne zu rücken, sie konnte nicht die Zustände jeder Zeit und jedes Raums, wie unsere Zeit, zum Gegenstande ihrer Dichtung machen, indem sie deren historische Kenntniß voraussetzte. In Italien aber fing dieser höchste Glanz des Lebens erst an, als nicht allein die ritterliche poetische Zeit wirklich schon in die Ferne gestellt, sondern auch durch alte Bildung und jederlei Aufklärung das künstlerische Verfahren gereifter war. Ein poetisches Leben müssen wir jenen Zeiten und jenen Sängerkreisen zuerkennen, aber dies macht noch keine poetische Kunst; ja es scheint ihr ganz eigentlich entgegen zu stehen, und dies haben die ersten Kunstdichter am lebhaftesten gefühlt, wie man

z. B. in der Poesie eines Juan del Enzina erfahren kann, wie man auf jenen von dem Leben unmittelbar erborgten Vortrag der Troubadours beim Erwachen des klassischen Studiums herabzusehen begann. Man kann sagen, daß Zeiten der lebendigen Volksdichtung eine Poesie besäßen, aber keine Dichter, und andere Zeiten der Kunstdichtung Poeten aber keine Dichtkunst; gewiß ist in aller Geschichte der Poesie das Factum, daß das Höchste in der Kunst nur durch die Berührung beider Extreme, bei der Scheide von dem einen zum anderen, bei der Uebernahme des ächt Volksmäßigen durch ächt kunstsinnige Dichter, geleistet worden ist.

Wir wollen also an Walther von der Vogelweide[220]) sehen, was dieser Minnegesang in seinen Anfängen versprach. Durchaus erscheint dieser Mann nur in einer allgemeinen Aehnlichkeit mit den übrigen Minnesingern, sonst steht er der Mannichfaltigkeit seiner Dichtungen, der verständigen Ansicht von allen Lebensverhältnissen, der Vielseitigkeit des Geistes nach den Troubadours näher, so sehr er sie übrigens an Tiefe des Gemüths und der Einsicht, an schlichter Natur, an Würde des Charakters übertrifft, so ein ächt deutscher Mann er ist. Es kann kaum eine Vergleichung statt haben zwischen der großen Mannichfaltigkeit des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder und der beschränkten Armuth in den endlos gedehnten Epen, oder welchen anderen Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und des Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre, sage ich, ein Geist, der dies Alles umfaßt, zu vergleichen mit der Selbstgenügsamkeit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises, wie wäre dieser wackere und kernvolle Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der neuesten Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der

220) Ich begnüge mich mit wenigem über diesen Mann, da die Urtheile von Uhland über ihn, die Ausgabe von Lachmann, und deren Uebersetzung durch Simrock und Wackernagel Alles an die Hand geben, was man über ihn sagen kann.

verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen Gegenstande haften lassen, oder ihre Helden aus dem Kreise der Wahrheit und der bestehenden Wirklichkeit wegrücken, in der sich Walther in seinem wahren Elemente findet. Es giebt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst seine Liebeslieder werfen uns nicht ewig, wie die des Ulrich von Lichtenstein, von Freud zu Leid, von Klage zu Hoffnung, von Muth zu Unmuth, halten uns nicht, wie die Reimars des Alten, in einem anhaltenden Klageton, durch den nur einmal eine Zeit der Lust durchzieht, die ihn wohlthätig unterbricht und unter den Schatten ein hebendes Licht wirft, haben auch nicht ihr Verdienst in der mehr künstlerischen Behandlung, mit der Heinrich von Morungen, feurig, edel, tief empfindend, von mehr ästhetischer Höhe, sein Leid als jene Bitterkeit mildernd malt, die der Süßigkeit heftiger Liebe stets beigemischt ist, sie sind auch nicht so selten und in so naher Beziehung mit der übersinnlichen Liebe zur Jungfrau wie bei dem zelotischeren Reimar von Zweter, ihre Besonderheit liegt auch nicht in Zufälligkeiten seines Lebens, wie z. B. die von Burkart von Hohenvels in jedem Bilde den Jäger verrathen, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch schildern, leiten sie auf die Quelle derselben zurück; wo sie das Wesen der Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sittigung des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren Bildern, sondern nach deutlichen und faßbaren Eigenschaften und Aeußerungen. Walther ist nirgends vom Gefühl hingerissen, sondern seine dichterische Schöpfungskraft waltet frei darüber; die Liebe beherrscht ihn nicht, er setzt die Tugend nicht in sie allein, überhaupt nicht, wie das Weib, in's Gefühl, sondern männlich in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten; seine Frauen

z. B. in der Poetik eines Juan del Enzina erfahren kann, wie man auf jenen von dem Leben unmittelbar erborgten Vortrag der Troubadours beim Erwachen des klassischen Studiums herabzusehen begann. Man kann sagen, daß Zeiten der lebendigen Volksdichtung eine Poesie besäßen, aber keine Dichter, und andere Zeiten der Kunstdichtung Poeten aber keine Dichtkunst; gewiß ist in aller Geschichte der Poesie das Factum, daß das Höchste in der Kunst nur durch die Berührung beider Extreme, bei der Scheide von dem einen zum anderen, bei der Uebernahme des ächt Volksmäßigen durch ächt kunstsinnige Dichter, geleistet worden ist.

Wir wollen also an Walther von der Vogelweide [220]) sehen, was dieser Minnegesang in seinen Anfängen versprach. Durchaus erscheint dieser Mann nur in einer allgemeinen Aehnlichkeit mit den übrigen Minnesingern, sonst steht er der Mannichfaltigkeit seiner Dichtungen, der verständigen Ansicht von allen Lebensverhältnissen, der Vielseitigkeit des Geistes nach den Troubadours näher, so sehr er sie übrigens an Tiefe des Gemüths und der Einsicht, an schlichter Natur, an Würde des Charakters übertrifft, so ein ächt deutscher Mann er ist. Es kann kaum eine Vergleichung statt haben zwischen der großen Mannichfaltigkeit des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder und der beschränkten Armuth in den endlos gedehnten Epen, oder welchen anderen Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und des Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre, sage ich, ein Geist, der dies Alles umfaßt, zu vergleichen mit der Selbstgenügsamkeit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises, wie wäre dieser wackere und kernvolle Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der neuesten Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der

220) Ich begnüge mich mit wenigem über diesen Mann, da die Urtheile von Uhland über ihn, die Ausgabe von Lachmann, und deren Uebersetzung durch Simrock und Wackernagel Alles an die Hand geben, was man über ihn sagen kann.

verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen Gegenstande haften lassen, oder ihre Helden aus dem Kreise der Wahrheit und der bestehenden Wirklichkeit wegrücken, in der sich Walther in seinem wahren Elemente findet. Es giebt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst seine Liebeslieder werfen uns nicht ewig, wie die des Ulrich von Lichtenstein, von Freud zu Leid, von Klage zu Hoffnung, von Muth zu Unmuth, halten uns nicht, wie die Reimars des Alten, in einem anhaltenden Klageton, durch den nur einmal eine Zeit der Lust durchzieht, die ihn wohlthätig unterbricht und unter den Schatten ein hebendes Licht wirft, haben auch nicht ihr Verdienst in der mehr künstlerischen Behandlung, mit der Heinrich von Morungen, feurig, edel, tief empfindend, von mehr ästhetischer Höhe, sein Leid als jene Bitterkeit mildernd malt, die der Süßigkeit heftiger Liebe stets beigemischt ist, sie sind auch nicht so selten und in so naher Beziehung mit der übersinnlichen Liebe zur Jungfrau wie bei dem zelotischeren Reimar von Zweter, ihre Besonderheit liegt auch nicht in Zufälligkeiten seines Lebens, wie z. B. die von Burkart von Hohenvels in jedem Bilde den Jäger verrathen, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch schildern, leiten sie auf die Quelle derselben zurück; wo sie das Wesen der Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sittigung des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren Bildern, sondern nach deutlichen und faßbaren Eigenschaften und Aeußerungen. Walther ist nirgends vom Gefühl hingerissen, sondern seine dichterische Schöpfungskraft waltet frei darüber; die Liebe beherrscht ihn nicht, er setzt die Tugend nicht in sie allein, überhaupt nicht, wie das Weib, in's Gefühl, sondern männlich in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten; seine Frauen

haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form, mit Sitte, Anstand und Schicklichkeit triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Veldegk, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groß und herrlich gefaßt, so innig und warm gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist das die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnet. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der seeligen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor, und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück[221]). Daß die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launische Ausbrüche des hohen Alters sind, das auf das Treiben der jungen Welt missfällig herabzusehen pflegt, könnte wohl sein; den Jüngling Walther sieht man in seinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt den Muthwillen der Jugend, den Ernst und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durchs Leben, als er im Greisenalter angelangt war. Daß aber in der That das zarte Verhältniß dieser höfischen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüthe gehabt haben mochte, sehr bald ausarten mußte, wird wohl jedermann aus der Natur der Sache von selbst erklärt finden. Auch behagte ihm die düstere Ansicht der Welt nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer

221) p. 48. Hie vor do man so rehte minnecliche warp,
do waren mine sprüche fröidenriche,
sit daz diu minnecliche minne also verdarp,
sit sanc ouch ich ein teil unminnecliche.
iemer als ez danne stat,
also sol man danne singen.

Klagen über die schwindende Zucht, allein er mußte zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallne Dichtkunst aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Er ist überhaupt kein schwarzsichtiger Ascet; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich resignirend auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte; er lebt arm in Zufriedenheit, ohne des Wohlstands Vortheile zu mißachten, aber wohl wissend, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein reicher ins Himmelreich komme. Er hat der Welt Freuden genossen und wendet ihr mit Bewußtsein und Ueberzeugung, mit ruhiger Ueberlegenheit den Rücken zu; ihn hört man gerne Moral predigen, denn es predigt kein blutloser Pedant, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist; es lehrt kein scrupulöser Moralist, kein Tugendheld, kein Frömmler; er läßt die Welt auf sich wirken, und tritt ihr entgegen, wie sie ihn anregt; gerichtet aufs Gute, giebt er sich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen bleibt er „einlöthig und wohlgevieret," den treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihnen dahin. Ihn hört man gerne von Mäßigung und Bezähmung reden, der die Leidenschaft kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt Convenienz und Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wegwendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermanns Hof, wie auch Wolfram mit ihm thut[222]); ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl

222) Parzival 297.

Von Dürgen fürste hermann, etslich din ingesinde ich maz,
daz uzgesinde hieze baz. Dir waere och eins Keien not,
sit wariu milte dir gebot so manecvalten anehanc,
etswa smählich gedranc und etswa werdez dringen.
Des muoz her Walther singen „guoten Tag, boes und gut."
swa man solhen sanc nu tuot, das sint die valschen geret.

auf die biedere Nation zurückwies[223]); tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs; vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenwesen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen, gegen das Unwesen des römischen Hofs, sonst aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch. Zufrieden lobt er an sich seine gutartige Natur, die ihn selbst, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt, und dann betet er mit erschütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesliebe fehle und daß er Gott nicht preise, und blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, als er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit verlacht er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerschütterlicher christlicher Glaube spricht aus seinem Leich, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

Dies ist der Geist der Dichtungen dieses Mannes, die in den Händen jedes guten Deutschen sein sollten; gewiß, das herrlichste hätte sich erwarten lassen, denn alle und jede Gesinnung, die einen Dante und jeden großen Charakter dieser Jahrhunderte auszeichnen, finden wir bei ihm in reinem poetischen Ausdrucke, dem nur noch oft eine gewisse Strenge, den übrigen Minnesingern gegenüber, anhängt. Und obgleich Gottfried von Strasburg im Tristan unter den lebenden „Nachtigallen" die von der Vogelweide als Meisterin erkennt[224]), so setzt er doch noch einen bereits gestorbenen von

223) Das herrliche Lied auf p. 56 sq. das nach einer Anführung bei Ulrich von Lichtenstein schon damals in verdientem Ruhm gestanden zu haben scheint.

224) V. 4796.
Ich wæne, ich si wol vinde, diu die banire füren sol:
ir meisterinne kan ez wol, diu von der Vogelweide;
hei, wie diu über heide mit hoher stimme schellet u. s. w.

Hagenau, über den wir nichts weiter wissen, über ihn, dessen Reichthum und wunderbare Mannichfaltigkeit an Tönen er hoch bewundert[225]). Dies läßt uns gewiß mit Recht schließen, daß die flache Allgemeinheit der späteren Dichter unter ihren ersten Führern so wenig geherrscht habe, wie im Lamprecht, wenn wir ihn mit den späteren Epikern vergleichen. Auch Nithart[226]), dem man jetzt eine richtigere Stelle als sonst angewiesen hat und der schon 1217 dem Wolfram bekannt war, gehört in die Reihe dieser Meister, die noch Spuren der älteren Zeit an sich tragen, und einer Rohheit, die gegen die Zartheit, die wir sonst überall herrschend finden, sehr absticht. Er scheut nicht in seinen Gedichten, die zwischen Herbheit, Bitterkeit, Satyre und schönem Frohgefühl, zwischen idyllischer Naturfreude und Grämlichkeit über die Zeit schwanken, neben schönen und zarten Mai-, Sommer- und Tanzliedern, neben Minnegesängen und klingenden, fließenden, in Form wohlgerathenen Klagliedern von edlerer Haltung Schmähliede gegen Nebenbuhler zu stellen und in den Ton der ländlich-häuslichen Unterhaltung blicken zu lassen, der freilich jenen zarten Frauenbildern und jenen weichen Sängern, die man hinter den gewöhnlichen Minneliedern sucht, unfein und gemein wie er ist, so wenig ansteht, wie der Ton der Unzucht und die Obscönitäten im Umgange zwischen Mann und Weib, die man hier wie im Herbort von Fritzlar findet, neben den ich schon oben diesen Dichter vergleichend stellte. Seine Derbheit und Volksmäßigkeit, das Ländliche, das Allegorische (in Namen, die man verkehrterweise auf der Landcharte gesucht hat!) empfahl ihn namentlich der späteren Zeit und machte ihn beliebt, wie etwa Bürgern in der neueren Zeit, dessen ungleiche Art der Dichtung etwas ähnliches hat.

Aber alle diese Dichter fühlten schon selbst die schnelle Aenderung der Zeiten, die in ihren Gesang das Mißbehagen an der Welt, das Rückziehen auf sich selbst, das ewige Klagen und Jam-

---

225) Ibid. V. 4780.

> Diu aller döne houbet list versigelt in ir zungen truk
> von der gedenke ich vil und genuk, ich meine aber von ir dönen,
> den süzen unt den schönen, wa si der so vil näme,
> wannen ir daz wunder käme, so maniger wandelunge;
> ich wäne Orfeus zunge, diu alle döne kunde,
> diu dönete uz ir munde.

226) In Benecke's Beiträgen. Band 2.

mern hineinwarf. Die Flucht aus dem Besonderen ins Allgemeine, aus der äußeren Umgebung in das eigne Innere, aus dem plastischeren Gelegenheitslied, das sich jedes Gegenstandes bemächtigte in das erotische Klagelied, aus dem Verkehr mit Menschen zu dem mit sich selbst, mit dem eigenen Herzen oder mit der sympathetischen Natur, dies Alles würde ganz genau Schritt halten mit dem Uebergang des plastischen Volksepos zu dem lyrischen der Ritter, und wieder unter den ritterlichen Epen selbst mit dem Unterschied zwischen einem Lamprecht und Hartmann von der Aue, und später kehrt dann in einem Reimar von Zweter die Besonderheit wieder, wie das deutsche Volksepos wiederkehrt. Die Vagheit der Dichtungen würde sich entsprechen und ihre körperlose Gestalt, wie die Armuth, die sich nun ewig selbst wiederholt, und die nun fast kein Thema mehr zu besingen weiß, als die Freuden und Leiden der Liebe; und dies Vorherrschen dieses Einen Affects im Liede wie im Sänger gibt dann dieser Dichtkunst ein so äußerst jungfräuliches Ansehen. Denn wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Einen Gefühle sein ganzes Leben bestimmen läßt. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, die ja selbst einen weiblichen Gott anbetete, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, ganz entschieden in allen ihren Theilen. Ich kann dies hier natürlich nur an unserem diesmaligen Gegenstande und auch da nur mit Wenigem erläutern, wünschte aber, daß ein in Physiologie und Geschichte Wohlbewanderter die höchst reizende Zusammenstellung aller einzelnen Züge in den verschiedenen Zweigen der Literatur und Kunst machte, die diesen Charakter bedingen, und man würde finden, daß im Großen wie im Kleinen das Analoge in die Augen springt. Ich führe statt aller Beispiele das Eine an. Die Physiologen vindiciren die sphärische Form (als das Indifferente) dem weiblichen Geschlechte als Bezeichnung seines allgemeinen Wesens, die Linie (als den Gegensatz) dem männlichen. Nun betrachte man nur in der griechischen Baukunst das Herrschen der Linie, die sich selbst in die Säule eindrängt (Kanellirung), und die Neigung zum Sphärischen in der byzantinischen und deutschen, wo selbst in den eckigen Bündelsäulen das Gerundete dominirt. Die lyrische Dichtkunst

unserer Minnesänger trägt nun eben so die Züge der Weiblichkeit, die sich in Empfänglichkeit und Reizbarkeit, in der Richtung nach dem Allgemeinen, in der Freude an dem Ganzen der Natur, in selbstgenüglicher Beschränktheit, im Gefühlsleben und in tausend anderen Zügen (man dürfte in der Form den Reim, ein ganz weibliches Prinzip, hinzurechnen) kund giebt. Ganz anders die griechische Lyrik! Der Grieche, um im Bilde zu bleiben, war ganz Knabe; in seiner jungen Einbildungskraft wälzte sich in Vorahnung schon das ganze Leben, in schaffender Thätigkeit suchte sie den großen Stoff zu bewältigen, warf sich mit ungemeiner Energie auf jede Erscheinung, und zog Alles in den Kreis der Dichtung und Kunst. Die Poesie schuf die Göttergestalten und legte die erste Hand wieder an sie; sie führte fremde religiöse Vorstellungen ein und warf sie in einer Reformationsperiode wieder ab; nichts war dem künstlerischen Genius der Griechen zu hoch und heilig, er ordnete sich Alles unter und webte über ihrem ganzen Treiben und Leben, denn seine Productivität übertraf die einer jeden andern Geisteskraft unter ihnen. Hier rang sich die Kunst empor zu einer gesetzgebenden und sittengestaltenden Macht, in Deutschland und überall in der neuen Zeit kam sie nie fast aus der Dienstbarkeit; Christenthum, Ritterthum, Frauendienst lenkten die Poesie auf eine vorgezeichnete Bahn, während sie in Griechenland je schrankenlos blieb. Den erobernden, männlichen Charakter hat die Lyrik der Griechen, wie ihre gesammte Kunst, und jenes Element der Liebe, das bei ihnen nur nicht das Vorherrschende, geschweige das Einzige ist, hat ihn eben so. Sie steht nicht in bestimmter Beziehung mit dem geistigen Leben des Griechen, aber sie steht in der engsten mit seinem Auge und seiner sinnlichen Empfänglichkeit, was, wir mögen von welcher Seite wir wollen, auf den Grund der Verschiedenheit alter und neuer Kunst zurückgehen, immer das unterscheidendste Merkmal bleiben wird. Diese Lieblinge der Natur sahen und hörten und empfanden ganz anders als wir; die glücklichste Mischung von Allgemeingefühl und individueller Selbständigkeit gab den Werken ihrer Kunst und Literatur jene Grazie und Freiheit, jene Ruhe und Bewegung zugleich, nach denen wir Späteren nur ringen und streben können, ohne je auf den ähnlichen Erfolg hoffen zu dürfen. Gegen diese ihre feine Sinnlichkeit haben die Deutschen ihre Gemüthlichkeit zu setzen, und wenn wir streng

scheiden wollen, so können wir sagen, jene fehlt den Germanen und diese den Hellenen. Wenden wir das auf die Liebe an, so finden wir, daß die sinnige des Deutschen mehr dem Weibe, die sinnliche des Griechen mehr dem Manne entspricht. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge, die ein Grieche nie hätte schildern können, die auch mehr ist als die natürliche Sprödigkeit und Passivität des Weibes, und an die karrikaturartige Uebertreibung dieses Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimisch ist; den liebenden Männern fehlt hier die Eroberungslust, sie sind immer die Besiegten, mißtrauen sich selbst und verzweifeln am Gelingen, dies aber scheint mir ein verkehrtes Verhältniß, und das stolze Vertrauen und die Siegeslust im Anacreon scheint der Natur näher und der Kunst günstiger. Dieser tändelt mit seiner Liebe, aber er heiligt seine Kunst; der Minnesinger heiligt seine Empfindung, aber er tändelt mit seinem Gedichte und spielt in Reimen und Worten und Tönen. Jene Selbstquälerei in der Liebe, wie sie hier in ewigem Klagen und Freuen bis zum Ueberdruß vorkommt, ist mehr Weiberart; der Mann quält sonst eher die Geliebte oder der Edlere fühlt sich über Mißtrauen und dergleichen erhaben, ist im Siegesbewußtsein eingebildet auf seinen Werth, und bricht stolz, wo er sich zurückgesetzt sieht. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenstande der ersten Wahl, das hier durchgängig in allen Liedern vorausgesetzt wird, ist ein weiblicherer Zug, das unstete Flattern des Anacreon ist männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geschlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigstens im äußeren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von der der Grieche seiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wußte; daher ist fast nirgends bei den ritterlichen Sängern das Feuer glühender Leidenschaft. Es herrscht in ihrer Lyrik überall stille Glut; ihre hohen Lieder selbst sind Erinnerungen voll Sehnsucht und Wehmuth. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Größe ist in der Liebe dieser Ritter selten; beides ist dem Manne eigen. Selten sind solche Erscheinungen, wie wenn bei Walther das im Genuß der Liebe glückliche naive Mädchen freudig daran zurückdenkt, oder wenn der ernstere Mann seine Liebe höheren Prinzipien unterordnet. Das wahrhaft geschlechtliche Verhältniß, wo das Weib nicht streng, sondern pflegend zu dem Manne steht, nicht abstoßend, sondern

nur weichend, nicht finster und streng, sondern heiter, nicht stolz, sondern eher eitel und kokett, ist hier nicht zu finden; bald ist das Weib hier abweisend und unbesieglich, bald dem Genuß rasch hingegeben. Die Ursache des Einen und den Weg zum Anderen, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als etwa im Tristan; diese Künstler wählen sich das Unvortheilhafteste, sie schildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anstrengung, so wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne daß man ein Hinderniß sähe oder ein Leid. Die Weiber sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber. Im Epos werfen sich die Heldinnen ohne Weiteres gemein weg, oder sie stoßen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen. Die griechische Kunst überließ mit unendlich feinem Geschmack die Amazonen der Sculptur, wo neben den Hermaphroditischen Bildungen, neben Artemis und Dionysos diese Figuren treffliche Aufgaben waren, aber aus der Poesie blieb die Sage von ihnen verbannt. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienste der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick können wir da in der Zeichnung jener Helena entdecken! wie fein sind die Züge schnell geschmeichelter Selbstgefälligkeit und Sittsamkeit bei überströmendem innerm Gefühle in jener Nausikaa angedeutet; in Penelope, wie zieht durch die andauernde Treue zu dem Gatten im fernsten, kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennenden Hintergrunde das kleine Wohlgefallen der Eitelkeit durch, sich von so vielen edlen Jünglingen so stürmisch begehrt zu sehen, ein Wohlgefallen, das sie selbst in ihrer eignen Seele nicht entfernt finden oder gar sich gestehen würde, die von Pflichtgefühl und Stolz auf den löwenherzigen Gemahl so voll ist.

Ich will mit dieser Gegeneinanderstellung nicht sagen, daß die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sei, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer größeren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, hatten sie sich

mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern, schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung, schweben nur im Allgemeinsten, kennen im Walde nur Einen Baum, unter allen Vögeln nur die Nachtigall, unter allen Blumen nur die Rose, im Sommer den Mai, auf dem Anger den Klee, an der Geliebten den Mund, der ihren Grüßen und Küssen die rosige Farbe mittheilt. Sie halten sich in sinniger Versenkung, aus der ihr momentaner Jubel sich nur mäßig aufschwingt; sie schwelgen in der Erinnerung an schöne Stunden und Ein solcher Tag der Gunst ihrer Geliebten (den der von Nifen Leidvertreib nennen möchte) gibt ihrer stillen Nachempfindung Stoff auf lange Zeiten und zu hunderten von Liedern. Dies giebt ihrer Lyrik einen Zug von Stetem und Sanftem, und dadurch im stricten Gegensatze zu den lyrischen Epen einen Anstrich von Epischem; der sonst ganz persönliche Affect der Liebe ist hier gleichsam ein allgemein nationaler. Im Allgemeinen ist glücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringliche des Mannes, aber jene nur zu grell, diese zu matt geschildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweisen der sinnlichen Begierden des Mannes. Ist einmal des Mannes Neigung fixirt, so ist das Vernachlässigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib sieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerksamkeit der Anderen noch gerne; obgleich sie wärmer ihr ganzes Leben an das Gefühl der Liebe und den Gegenstand derselben knüpft, so behandelt sie es gleichwohl nicht mit dem heiligen Ernste und der feierlichen Innigkeit, die dem Mann, obwohl nur in neuerer christlicher Zeit, eigenthümlich ist: dies ist ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut sind, nur Schade, daß man ihn hinzudenken muß, daß er nirgends aus Ungewandtheit, oder, was ich als das Wichtigere gleich näher bemerken will, aus der Einwirkung des Gefühls auf die Dichtung, in der ästhetischen Form ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Materiellen und Bestimmten, ins Gemeine, wovon uns Nithart ein Beispiel für alle ist. Ein gleichmäßiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber eben selten angedeutet, und ein so übermüthiger,

stürmischer Dienstman der Minne, wie Gottfried von Nifen, einer der besseren Minnesänger, der auch in seinen ländlichen Brunnenliebschaften an Nithart erinnert, ist schon selten. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe sprechen sie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeußere ist nur ein dünner Duft, der den inneren Zustand des Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch bestimmt und klar vorhebt. Wollen wir uns endlich in die Natur der sogenannten ersten Liebe versetzen, so werden wir finden, daß gerade diese es ist, welche jenes Geschlecht durchdrang und beherrschte; diese aber ist eine vorübergehende, und irrt von dem allgemeinen Charakter der Liebe vielfältig ab. Daß diese Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunkt seines inneren Seyns, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dies hatte auf die Gestaltung der Lyrik den schädlichsten Einfluß. Diese Dichter redeten meist in Gefühlen, von denen sie selbst voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Daher rührt in so vielen Gedichten das Ringen eines wallenden Gefühles mit einer stockenden Sprache, denn das offenbare Vorwalten der im Gedichte erscheinenden Empfindung in dem Dichtenden kann nie in einem wahrhaft dichterischen Genius statt haben. Ein Catull steht überall über seine Liebe: an Gegenständen, an Begebenheiten knüpfen sich seine Freuden und Leiden, bestimmt sind seine Hoffnungen und Wünsche, sein Schmerz ist von Selbsttrost und Aufrichtung, seine verschmähte Liebe von Fassung, von männlichem Stolz sein Kummer über die Untreue seiner Lesbia begleitet, die freilich keine der ätherischen Figuren unserer Sänger ist. Spielt unklar die zwiespältige Liebe mit seinem Herzen, und er schwankt zwischen Haß und Neigung, so spiegelt das nicht sein Lied so ab, daß seine Empfindungen wider seinen Willen gleichsam sichtbar werden, sondern er kennt diesen inneren Streit, er sucht seine schwer erklärliche Natur zu schildern. Diese Klarheit der poetischen Gestaltung macht hier alle Wirkung, die sinnlichere, obgleich nicht gemeine Natur seiner Liebe könnte sie nicht machen. Fast alle poetische Wirkung aber, die diese deutschen Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden und Liebenden nimmt, jeder Traurige an dem Klagenden, jeder Freudige an dem Frohen; es ist die in-

[illegible] Zweck, der [illegible] [illegible]
[illegible] der [illegible] sich mehr
[illegible] der Formen und —
[illegible]

[illegible] beiden [illegible]
[illegible] selbst [illegible]
[illegible] Beziehung,
[illegible] ganz
[illegible] zwischen
[illegible]
[illegible] solche
[illegible] Wahre
[illegible] Künste
[illegible] wie-
[illegible]wirthschaft
[illegible] Ge-
[illegible] Ge-
[illegible] und
[illegible]

Gedanke, dies Schwelgen in Leiden [227]), das größere Vergnügen in dieser Ausschweifung als in der physischen und materiellen, dies eben ist das Räthselhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der ersten jugendlichen Liebe, der es eigen ist sich Gefühle gleichsam zu schaffen. So ist z. B. jener im Orient und Occident, in Geschichte und Gedichten wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie gesehenen Weibe auf bloßes Hörensagen sehnsüchtige Liebe faßt, ein Zug der die Natur dieser Jugendempfindungen, die den steten Einwirkungen der ungestümsten Einbildungskraft ausgesetzt sind, so scharf charakterisirt, dieser Zug, sage ich, ist durchaus nicht eine schlechte Erfindung der Poeten, sondern beruht auf der wirklichen und ächten Natur. Die Alten hätten so etwas nie aufnehmen können, denn sie würden einer Leidenschaft ohne Gegenstand gelacht haben; sie kennen nicht das sehnsüchtige Wesen der neueren Welt, das sich so oft auf ein dunkles Etwas richtet, aus einer Unbefriedigtheit mit dem äußeren Leben, von der der Grieche keinen Begriff hatte. Bei den deutschen Minnesingern sind aber nun sehr leicht die früheren, die in eine bessere erregtere Zeit trafen, sehr leicht von den späteren zu unterscheiden, bei denen man das Herz allerdings meist theilnahmlos findet und deren Kunst oft bloße Nachahmerei ohne Seele ist. Es ist ganz etwas anders schon bei Ulrich von Lichtenstein, dies ewige Annähern und Abstoßen, diese Freuden und Leiden, diese Klagen und Hoffen zu hören, was quälend und peinigend für ein freies Gemüth ist, als nur bei Reimar dem Alten schon, oder bei Heinrich von Morungen, bei dem alles den feurigsten Schwung noch hat, Alles reicher an Gedanken und neuen Bildern, Alles überzeugender, wahrer, eindringender, durch eine seltenere Kühnheit anziehender ist, wie ich denn diesen Dichter überhaupt als denjenigen bezeichnen würde,

---

227) Gleich weiter unten führe ich eine Stelle von Gottfried von Strasburg an, die dies andeutet, mit mehr Verweilen auf der Empfindung. Ich setze eine andere von Robert de Blois entgegen (aus seinem Chastiement des Dames)

> Par le desir vient au penser, lors est il pris sans echaper,
> car tant li est plesanz et douz li pensers, et tant saverous,
> tant li agrée, tant li plest, que toutes autres choses lest;
> boire, mengier, dormir, jouer, entrelesse por le penser.
> Li pensers li fet si grant aise, qu'il n'est chose qui tant r
> com plus pense, plus le debrise li pensers, et plus le
> qu'en pensant souspire sovent.

der im Allgemeinen diese Sänger am würdigsten und wahrsten verträte. Denn diesem Dichter sind wohl auch ihre Fehler eigen, man muß auch bei ihm in der Wüste nach grünen Oasen suchen, auch Er treibt uns in einem luftigen Gebiete herum, allein wo Er ein Gefühl der Wonne und des Glückes ausspricht, da reißt es hin, und seine Freude jauchzt wahrhaft, wie umgekehrt seine Schwermuth und sein Schmerz, weil sie öfter in einem faßlicheren Körper sichtbar auftreten, fesseln und rühren. Bei ihm und allen Besseren der ersten Zeit kann man die Innigkeit und Herzlichkeit nicht einen Augenblick verkennen, der diese Gedichten entsprossen sind; und wer für den reinsten unschuldigsten Ausdruck sanfter Gefühle einen Sinn, wer für die Feinheit und den lieblichen Reiz unserer alten Sprache Ohr und Verständniß hat, wer mit offener Seele sich seiner Jugendempfindungen erinnert und gerne nachempfindet, was er damals von Gram und Lust durchlebt hat, der wird einstimmen, daß dieser Minnegesang, voll der geheimsten Züge der Wahrheit, jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Beziehung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspricht, die nur künstlerisch von Petrark übertroffen ist, bei dem dagegen die innige Unschuld und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging; der wird einstimmen mit Gottfried von Strasburg, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten, und lobwürdig ihre süße Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem je nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust ins Gedächtniß riefe, die edele Herzen beseeligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt;" der wird gerne einmal aus dem Anspruch an männliche Gedanken und Gesinnungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauschen und den Ausdruck züchtiger, keuscher, empfindsamer, reiner Sinnesart; der wird, wo er nicht die Muse verehrt findet, den Altar der Minne um so reicher von Opfern gekränzt finden, der Göttin, von deren Allmacht und Gewalt diese Sänger so ehrfürchtig zu singen wußten, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die

überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist;" und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienst feiert, so ist es doch ein inniger, ein heiliger und frommer. Es ist eine Verehrung des weiblichen Geschlechtes mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutsamkeit dieses Gesanges in der moralischen Geschichte unserer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem edleren Geschlechte, dem Zucht und Sitte eigener sind, Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erste Freude in eine monotone Existenz und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein mißbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward, wodurch das süße Leid, von dem diese Lieder ewig klagen, eine so schöne Bedeutung gewinnt, was Alles in der angeführten Stelle aus Gottfried, bei dem all das Dunkle des Lebens und der Kunst jener Zeit zum hellsten Anschauen kommt, auf das vortrefflichste ausgedrückt ist. Selbst die ungeheure Verbreitung, die allgemeine Theilnahme an dem Verfertigen solcher Lieder, die ganz offenbar der künstlerischen Ausbildung derselben das größte Hinderniß und an ihrer schnellen Ausartung die vornehmste Ursache war (weßhalb wir uns zur größten Pflicht machen mußten, auszuscheiden, und weßhalb nach meinem Urtheil mit einer reinen Ausgabe der schönsten mit gesundem, kräftigem Geschmacke gewählten Lieder mehr Dank zu erndten wäre, als mit einer vollständigen Sammlung), selbst diese Verbreitung gewinnt von dieser Seite her betrachtet ganz ein anderes Licht. Der Ernst, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieser Gesänge stellte für die langen Jahrhunderte des Meistergesangs diese zierenden Eigenschaften als unverbrüchliches Gesetz auf, und sosehr nachher unter den schlesischen Dichtern Fremdes und Frivoles von Außen sich eindrängte, so hielt das Volkslied, welches meist in dem alten Charakter fortdauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unsere Lyrik, auch wo sie in Uebermuth ausschweifte, die Zucht und die Würde der Kunst ganz aus den Augen. Wie sich in dieser Hinsicht die französische Lyrik zu dem Gesang der Troubadours verhält, so die unsere zu den Minnesingern; und auch

das wird sich hier vergleichen lassen, daß sich nie unsere Liederpoesie so in alle Lebensverhältnisse eingedrängt hat, wie die französische und wenn in dieser Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geschehen ist, so geschah dagegen in der neueren Zeit von den Franzosen darin zu viel. Die Kunst soll sich nicht auf ein vages Ideal eben beschränken, wie damals in Deutschland geschah, sie soll sich aber auch nicht in den ganzen weiten gemeinen Lauf des gewöhnlichen Lebens eindrängen, wo sie sich niemals rein halten wird. Alles daher was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, als das was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kennt der Deutsche nicht, der nicht seine Herzensangelegenheiten der Reflexion und dem Scharfsinne unterwerfen will; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst, sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen kaum Rosen und Lilien aus ihren Wangen scheinen lassen." Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thäten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur tritt in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Productionen im Extrem deutlich dem Charakter unserer Nachbaren entgegen. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschließende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmäßige Ruhe die dies mit sich führt, steht der Aeußerlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe der Franzosen aufs entschiedenste hier gegenüber.

2. Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg.

Wir haben bis jetzt den Stamm heranwachsen und so ziemlich auch die einzelnen Zweige sich ausbreiten sehen, welche die Krone der epischen Dichtung tragen sollten, der wir nun unsere Aufmerksamkeit ungetheilt widmen dürfen. So lange noch in der epischen Erzählung nichts gesucht ward als Unterhaltung und Zeit-

vertrieb. Ja hielt man es in der Wahl der Gegenstände gerade wie im vorigen Jahrhundert nur mit der Neuheit des Stoffes und obwohl die subjectiven Einflüsse der jedesmaligen Richtung der Zeiten auch früher die Aufnahme oder Verschmähung dieses oder jenes Zweigs der Dichtkunst bedingte, so war man doch noch weit entfernt von dem Puncte, wo die einzelnen Dichter aus einem Begriffe von der Würde oder Bedeutung ihrer Kunst, von einem eigentlichen Kunstprinzipe aus, ihrer Dichtungen Materie gewählt und geformt hätten. Die Zeit ist aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines solchen Prinzips dämmert und wo man diesem unverstandenen Mangel oft unverständig abzuhelfen strebte. Es trat diese Zeit offenbar erst mit der ausgebreiteteren lyrischen Kunst ein, die, da sie die höfische Gesellschaft unmittelbar berührte, erst dem Sänger Ansehn und Würde zu geben anfing. Von dieser Zeit an, die gerade an das Ende des 12ten Jahrhunderts gelegt werden muß, sehen wir daher die geistlichen Dichter ganz verschwinden, die bisher noch ganz so wie in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts unter den Dichtern eine große Zahl ausmachten. Die größere Würde des Standes, der sich in Deutschland auch damals erst emporarbeiten mußte, wie neuerlich, der auch damals, wie Diez bemerkt hat, von unten herauf, von Bürgerlichen und vom niedrigen Adel ausging, während in Frankreich wie auch später die Fürsten den Ton angaben und daher auch dort ein Rangunterschied zwischen Troubadour und Jongleur allgemein wird, der in Deutschland nur in der Ferne sichtbar ist, diese größere Würde also, welche der Stand jetzt allmählig erhielt, lehrte die Sänger mehr auch auf die Würde der Kunst achten, so wie umgekehrt deren innige und edle Richtung auf das, was die Gemüther damals am heiligsten bewegte, ihnen zuerst den Zugang in die höhere Gesellschaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst die Einführung einer angemessenen Sprache, einer neuen Vers- und Reimkunst, an die Stelle der Volkssprache im alten Nationalepos und seiner vierzeiligen Strophe. Wie schnell und entschieden beides verlassen und abgelegt werden mußte, indem man vom Epos zur Lyrik, vom strengen einfachen Styl der Erzählung ferner Begebenheiten zum weichen mannichfaltigen Ausdruck gegenwärtiger Empfindungen überging, ist von selbst klar; dennoch blieben nach

der Einführung der kürzeren Verse und Reimpaare im Epos auch nach Veldegk noch bedeutende Fortschritte zu machen. Was Veldegk für Reinheit des Reims und der Sprache und Lampert für Sagenkritik angefangen hatten, das setzten nun die folgenden Dichter schon auf einer höheren Stufe fort. Bei Hartmann und Wirnt sieht man jedoch noch ganz deutlich, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten auch in diesen bedeutenderen Männern war und möchten doch das diejenigen recht überdenken, die allzufreigebig die Ehrentitel der größten Dichter an diese und Aehnliche verschwenden. Kann man ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht selbst allem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist? An das Größte zu rühren war in allen Fächern, in jeder Entwickelung jeder Geistesrichtung, zu jeder Zeit nur das glückliche Geschick ganz Weniger. Wie sollte aber ein Hartmann nach so hohen Ehren streben können, der, mag er noch so schöne Verdienste haben, doch in seinem Geschmacke etwas monotones verräth und der selbst noch seine dichterische Beschäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger Stunden ansah, in denen er nichts besseres zu thun wußte[228])? Diese Dichter haben alle noch ganz die furchtsame Bescheidenheit, von einiger Selbstgefälligkeit oft begleitet, welche wir auch in den Anfängern unserer neueren Dichtkunst gewahren; und was jeder neueren Kunst, im Gegensatze zu der älteren, schadete, es war nicht lebhafte Aufmunterung genug da, die dem Sänger zu einem freien Aufschwung die Flügel geliehen hätte. Bei Wirnt kann man es bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede ähnlich empfindet, wie unsere Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts, die mit vollem Vertrauen ihre Gedichte dem kritischen Ramler zur Feile zuschickten, wie er deshalb den Wolfram um seinen kühneren und kecken Flug beneidet, wie auch er, erfüllt von dem Gedanken, der jeden kräftigeren Rittersmann der damaligen Zeit, die so sehr der ritterlichen Thatkraft des 12ten Jahrhunderts zu ermangeln begann, bewegte, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Muße um

228) — swenner sine stunde niht baz bewenden kunde,
daz et ouch tihtennes pflac —.

Ehre und Ruhm bringe[229]), wie er, sage ich, von diesem Gedanken voll, die Dichtkunst als Allotrien ansah und so natürlich zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und seinen ihm nicht genügenden Producten zweifelnd schwankte, auf die ihn seine Neigung hinwies, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ, ein Zug, der sich auch im wälschen Gast in einem Gespräch zwischen dem Dichter und seiner Feder nur etwas anders gefaßt findet, und der abermals im vorigen Jahrhunderte namentlich unter unseren theologischen Dichtern sich wieder zeigte. So las Wirnt einen Roman von Lifort Gawanides, der ihm zu sonderbar, zu wunderlich und schwierig dünkte, als daß er ihn mit seinen Dichtergaben zu bemeistern hoffen konnte, der ihm eine Aufgabe für die ganze Entfaltung eines ausgezeichneten Talentes schien, zu der er sich selbst zu schwach fühlte, zu deren Quelle er lieber einem tüchtigen Manne die Nachweisung geben will; und doch macht er es nur von der Aufnahme seines ersten Jugendgedichtes abhängig, ob er sich nicht dennoch an das schwere Problem wagen werde[230]). Wir werden es also begreifen, wenn man damals und in neuerer Zeit im Anfange sich auf dem betretenen Pfade hielt und vorsichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das schwerere Große wählte. Daher liegen denn die Stoffe der beiden Männer, von denen wir hier reden, und von denen der zweite des Ersten Nachahmer, jedoch bei sehr verschiedener Personalität, ist, nebeneinander und sind fast alle aus dem Kreise der britischen Dichtungen gewählt. Mir ist leider Hartmanns Gregor vom Steine nicht bekannt und von seinem Ereck und Enite nichts, als das Wenige, was davon von Primisser bekannt gemacht ist[231]); lägen uns diese im Drucke vor, und hätte vielleicht Wirnt doch später jene wilde Mähre von Lifort Gawanides, dem Sohne des Wigalois, gedichtet und wäre diese erhalten, so würden wir vielleicht von dem Lanzelot des Ulrich von

---

229) Wigalois V. 2873.

Wände mit gemache niemen mac grozze ere erwerben;
von rechte sol er verderben, der daheime sich verlit,
und sich flizzet zaller zit, daz sinem libe sanfte si;
wande bözer gemach ist eren fri. Swer sich an eren wil erholen
der muz benamen kumber doln und under wilen arbeit.
es wirt vil selten hirz erjeit mit slafendem hunde.
träges wolfes munde, geschiht von spise selten gut.

230) Siehe den Schluß des Wigalois.

231) Wiener Jahrbücher. Band 16.

nige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Poesie soll nicht die Materie und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Phantasie.

Aber noch haben diese Dichter, so weit man aus diesen Liedern schließen darf, keinen Begriff von Kunst: was sich selbst unter den Troubadours findet, Wetteifer im Gesang, Vergleichung, Kritik, davon sind hier so gut wie gar keine Spuren, außer ganz im Allgemeinen zwischen Volksgesang und Ritterepos, zwischen Altem und Neuem, und dann zwischen Wolfram und Gottfried. Wo aber ist jemals etwas Tüchtiges geworden, ohne eine solche Rivalität, die den Blick schärft, die die Kräfte reizt, die das Wahre und Vortreffliche enthüllt? Weit entfernt, aus Drang und Kunsttrieb zu dichten, was nur erst mit Gottfried kam um sogleich wieder zu verschwinden, sangen diese Dichter blos um die Gesellschaft zu ergötzen, sie werden von conventionellen Gesetzen in dieser Gesellschaft gebunden und dies drückt sich selbst in allen ihren Gedichten ab, sie weichen nicht von den üblichen Stoffen, die arm und nicht glücklich gewählt waren; sie wankten nicht von der hergebrachten Manier, die noch minder fähig war, den mislichen Stoffen durch poetische Behandlung aufzuhelfen. Man hat diese Beobachtung, daß nur ein erkünsteltes Leben der Ceremonie und der Standessitte dem ganzen Treiben der Ritter zu Grunde liege, auch auf die Kunst ausgedehnt, hat bei dem völligen Mangel aller tieferen Gedanken, bei der steten Wiederholung derselben Motive, auf erkünstelte Empfindung in den Liedern geschlossen. Allerdings scheinen die französischen und italienischen, es scheinen auch eine Masse von deutschen Minneliedern ohne Theilnahme der Empfindung im Dichtenden gedichtet zu sein; dies wäre nun an und für sich nicht eben ein Vorwurf, wird aber dazu, weil diese Künstler zu einer poetischen Gestaltung noch gar so wenige Anlage zeigen, so daß, wie ich andeutete, in dem Deutschen das Gefühl, das ihnen die Hand führt ihr Verdienst zugleich und ihr Schade ist. Bei den Romanischen Dichtern, deren Liebesempfindungen man mit Recht mehr Angelegenheit des Kopfes als des Herzen genannt hat, ist es ungefähr, wie in allen Beziehungen umgekehrt. Man muß aber in Beidem nicht eben Unnatur suchen, sondern gerade dies merkwürdige Uebergehen von Empfindung zu

Gedanke, dies Schwelgen im Leiden [227]), das größere Vergnügen in dieser Ausschweifung als in der physischen und materiellen, dies eben ist das Räthselhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der ersten jugendlichen Liebe, der es eigen ist sich Gefühle gleichsam zu schaffen.' So ist z. B. jener im Orient und Occident, in Geschichte und Gedichten wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie gesehenen Weibe auf bloßes Hörensagen sehnsüchtige Liebe faßt, ein Zug der die Natur dieser Jugendempfindungen, die den steten Einwirkungen der ungestümsten Einbildungskraft ausgesetzt sind, so scharf charakterisirt, dieser Zug, sage ich, ist durchaus nicht eine schlechte Erfindung der Poeten, sondern beruht auf der wirklichen und ächten Natur. Die Alten hätten so etwas nie aufnehmen können, denn sie würden einer Leidenschaft ohne Gegenstand gelacht haben; sie kennen nicht das sehnsüchtige Wesen der neueren Welt, das sich so oft auf ein dunkles Etwas richtet, aus einer Unbefriedigtheit mit dem äußeren Leben, von der der Grieche keinen Begriff hatte. Bei den deutschen Minnesingern sind aber nun sehr leicht die früheren, die in eine bessere erregtere Zeit trafen, sehr leicht von den späteren zu unterscheiden, bei denen man das Herz allerdings meist theilnahmlos findet und deren Kunst oft bloße Nachahmerei ohne Seele ist. Es ist ganz etwas anders schon bei Ulrich von Lichtenstein, dies ewige Annähern und Abstoßen, diese Freuden und Leiden, diese Klagen und Hoffen zu hören, was quälend und peinigend für ein freies Gemüth ist, als nur bei Reimar dem Alten schon, oder bei Heinrich von Morungen, bei dem alles den feurigsten Schwung noch hat, Alles reicher an Gedanken und neuen Bildern, Alles überzeugender, wahrer, eindringender, durch eine seltenere Kühnheit anziehender ist, wie ich denn diesen Dichter überhaupt als denjenigen bezeichnen würde,

---

227) Gleich weiter unten führe ich eine Stelle von Gottfried von Strasburg an, die dies andeutet, mit mehr Verweilen auf der Empfindung. Ich setze eine andere von Robert de Blois entgegen (aus seinem Chastiement des Dames)

> Par le desir vient au penser, lors est il pris sans eschaper,
> qar tant li est plesanz et doux li pensers, et tant saverous,
> tant li agrée, tant li pleat, que toutes autres choses lest;
> boire, mengier, dormir, jouer, entrelesse por le penser.
> Li pensers li fet si grant aise, qu'il n'est chose qui tant li plaise;
> com plus pense, plus le debrise li pensers, et plus le combrise,
> qu'en pensant souspire sovent.

der im Allgemeinen diese Sänger am würdigsten und wahrsten verträte. Denn diesem Dichter sind wohl auch ihre Fehler eigen, man muß auch bei ihm in der Wüste nach grünen Oasen suchen, auch Er treibt uns in einem lustigen Gebiete herum, allein wo Er ein Gefühl der Wonne und des Glückes ausspricht, da reißt es hin, und seine Freude jauchzt wahrhaft, wie umgekehrt seine Schwermuth und sein Schmerz, weil sie öfter in einem faßlicheren Körper sichtbar auftreten, fesseln und rühren. Bei ihm und allen Besseren der ersten Zeit kann man die Innigkeit und Herzlichkeit nicht einen Augenblick verkennen, der diese Gedichten entsprossen sind; und wer für den reinsten unschuldigsten Ausdruck sanfter Gefühle einen Sinn, wer für die Feinheit und den lieblichen Reiz unserer alten Sprache Ohr und Verständniß hat, wer mit offener Seele sich seiner Jugendempfindungen erinnert und gerne nachempfindet, was er damals von Gram und Lust durchlebt hat, der wird einstimmen, daß dieser Minnegesang, voll der geheimsten Züge der Wahrheit, jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Beziehung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspricht, die nur künstlerisch von Petrark übertroffen ist, bei dem dagegen die innige Unschuld und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging; der wird einstimmen mit Gottfried von Strasburg, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten, und lobwürdig ihre süße Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem je nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust ins Gedächtniß riefe, die edele Herzen beseeligt; daß es f r e u n d l i c h e n Muth und i n n i g l i c h e G e d a n k e n weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt;" der wird gerne einmal aus dem Anspruch an männliche Gedanken und Gesinnungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauschen und den Ausdruck züchtiger, keuscher, empfindsamer, reiner Sinnesart; der wird, wo er nicht die Muse verehrt findet, den Altar der Minne um so reicher von Opfern gekränzt finden, der Göttin, von deren Allmacht und Gewalt diese Sänger so ehrfürchtig zu singen wußten, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die

überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist;" und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienst feiert, so ist es doch ein inniger, ein heiliger und frommer. Es ist eine Verehrung des weiblichen Geschlechtes mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutsamkeit dieses Gesanges in der moralischen Geschichte unserer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem edleren Geschlechte, dem Zucht und Sitte eigener sind, Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erste Freude in eine monotone Existenz und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein mißbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward, wodurch das süße Leid, von dem diese Lieder ewig klagen, eine so schöne Bedeutung gewinnt, was Alles in der angeführten Stelle aus Gottfried, bei dem all das Dunkle des Lebens und der Kunst jener Zeit zum hellsten Anschauen kommt, auf das vortrefflichste ausgedrückt ist. Selbst die ungeheure Verbreitung, die allgemeine Theilnahme an dem Verfertigen solcher Lieder, die ganz offenbar der künstlerischen Ausbildung derselben das größte Hinderniß und an ihrer schnellen Ausartung die vornehmste Ursache war (weßhalb wir uns zur größten Pflicht machen mußten, auszuscheiden, und weßhalb nach meinem Urtheil mit einer reinen Ausgabe der schönsten mit gesundem, kräftigem Geschmacke gewählten Lieder mehr Dank zu erndten wäre, als mit einer vollständigen Sammlung), selbst diese Verbreitung gewinnt von dieser Seite her betrachtet ganz ein anderes Licht. Der Ernst, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieser Gesänge stellte für die langen Jahrhunderte des Meistergesangs diese zierenden Eigenschaften als unverbrüchlisches Gesetz auf, und sosehr nachher unter den schlesischen Dichtern Fremdes und Frivoles von Außen sich eindrängte, so hielt das Volkslied, welches meist in dem alten Charakter fortdauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unsere Lyrik, auch wo sie in Uebermuth ausschweifte, die Zucht und die Würde der Kunst ganz aus den Augen. Wie sich in dieser Hinsicht die französische Lyrik zu dem Gesang der Troubadours verhält, so die unsere zu den Minnesingern; und auch

das wird sich hier vergleichen lassen, daß sich nie unsere Liederpoesie so in alle Lebensverhältnisse eingedrängt hat, wie die französische und wenn in dieser Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geschehen ist, so geschah dagegen in der neueren Zeit von den Franzosen darin zu viel. Die Kunst soll sich nicht auf ein vages Idealleben beschränken, wie damals in Deutschland geschah, sie soll sich aber auch nicht in den ganzen weiten gemeinen Lauf des gewöhnlichen Lebens eindrängen, wo sie sich niemals rein halten wird. Alles daher was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, als das was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kennt der Deutsche nicht, der nicht seine Herzensangelegenheiten der Reflexion und dem Scharfsinne unterwerfen will; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst, sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen kaum Rosen und Lilien aus ihren Wangen scheinen lassen." Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thaten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur tritt in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Productionen im Extrem deutlich dem Charakter unserer Nachbaren entgegen. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschließende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmäßige Ruhe die dies mit sich führt, steht der Aeußerlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe der Franzosen aufs entschiedenste hier gegenüber.

2. Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg.

Wir haben bis jetzt den Stamm heranwachsen und so ziemlich auch die einzelnen Zweige sich ausbreiten sehen, welche die Krone der epischen Dichtung tragen sollten, der wir nun unsere Aufmerksamkeit ungetheilt widmen dürfen. So lange noch in der epischen Erzählung nichts gesucht ward als Unterhaltung und Zeit-

[illegible]. So hielt man es in der Wahl der Gegenstände gerade wie im vorigen Jahrhundert nur mit der Neuheit des Stoffes und obwohl die subjectiven Einflüsse der jedesmaligen Richtung der Zeiten auch früher die Aufnahme oder Verschmähung dieses oder jenes Zweigs der Dichtkunst bedingte, so war man doch noch weit entfernt von dem Puncte, wo die einzelnen Dichter aus einem Begriffe von der Würde oder Bedeutung ihrer Kunst, von einem eigentlichen Kunstprinzipe aus, ihrer Dichtungen Materie gewählt und geformt hätten. Die Zeit ist aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines solchen Prinzips dämmert und wo man diesem unverstandenen Mangel oft unverständig abzuhelfen strebte. Es trat diese Zeit offenbar erst mit der ausgebreiteteren lyrischen Kunst ein, die, da sie die höfische Gesellschaft unmittelbar berührte, erst dem Sänger Ansehn und Würde zu geben anfing. Von dieser Zeit an, die gerade an das Ende des 12ten Jahrhunderts gelegt werden muß, sehen wir daher die geistlichen Dichter ganz verschwinden, die bisher noch ganz so wie in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts unter den Dichtern eine große Zahl ausmachten. Die größere Würde des Standes, der sich in Deutschland auch damals erst emporarbeiten mußte, wie neuerlich, der auch damals, wie Diez bemerkt hat, von unten herauf, von Bürgerlichen und vom niedrigen Adel ausging, während in Frankreich wie auch später die Fürsten den Ton angaben und daher auch dort ein Rangunterschied zwischen Troubadour und Jongleur allgemein wird, der in Deutschland nur in der Ferne sichtbar ist, diese größere Würde also, welche der Stand jetzt allmählig erhielt, lehrte die Sänger mehr auch auf die Würde der Kunst achten, so wie umgekehrt deren innige und edle Richtung auf das, was die Gemüther damals am heiligsten bewegte, ihnen zuerst den Zugang in die höhere Gesellschaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst die Einführung einer angemessenen Sprache, einer neuen Vers- und Reimkunst, an die Stelle der Volkssprache im alten Nationalepos und seiner vierzeiligen Strophe. Wie schnell und entschieden beides verlassen und abgelegt werden mußte, indem man vom Epos zur Lyrik, vom strengen einfachen Styl der Erzählung ferner Begebenheiten zum weichen mannichfaltigen Ausdruck gegenwärtiger Empfindungen überging, ist von selbst klar; dennoch blieben noch

der Einführung der kürzeren Verse und Reimpaare im Epos auch nach Veldegk noch bedeutende Fortschritte zu machen. Was Veldegk für Reinheit des Reims und der Sprache und Lampert für Sagenkritik angefangen hatten, das setzten nun die folgenden Dichter schon auf einer höheren Stufe fort. Bei Hartmann und Wirnt sieht man jedoch noch ganz deutlich, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten auch in diesen bedeutenderen Männern war und möchten doch das diejenigen recht überdenken, die allzufreigebig die Ehrentitel der größten Dichter an diese und Aehnliche verschwenden. Kann man ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht selbst allem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist? An das Größte zu rühren war in allen Fächern, in jeder Entwickelung jeder Geistesrichtung, zu jeder Zeit nur das glückliche Geschick ganz Weniger. Wie sollte aber ein Hartmann nach so hohen Ehren streben können, der, mag er noch so schöne Verdienste haben, doch in seinem Geschmacke etwas monotones verräth und der selbst noch seine dichterische Beschäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger Stunden ansah, in denen er nichts besseres zu thun wußte[228])? Diese Dichter haben alle noch ganz die furchtsame Bescheidenheit, von einiger Selbstgefälligkeit oft begleitet, welche wir auch in den Anfängern unserer neueren Dichtkunst gewahren; und was jeder neueren Kunst, im Gegensatze zu der älteren, schadete, es war nicht lebhafte Aufmunterung genug da, die dem Sänger zu einem freien Aufschwung die Flügel geliehen hätte. Bei Wirnt kann man es bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede ähnlich empfindet, wie unsere Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts, die mit vollem Vertrauen ihre Gedichte dem kritischen Ramler zur Feile zuschickten, wie er deshalb den Wolfram um seinen kühneren und kecken Flug beneidet, wie auch er, erfüllt von dem Gedanken, der jeden kräftigeren Rittersmann der damaligen Zeit, die so sehr der ritterlichen Thatkraft des 12ten Jahrhunderts zu ermangeln begann, bewegte, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Muße um

---

228) — swenner sine stunde niht baz bewenden kunde, daz er ouch tihtennes pflac —.

Ehre und Ruhm bringe[229]), wie er, sage ich, von diesem Gedanken voll, die Dichtkunst als Allotrien ansah und so natürlich zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und seinen ihm nicht genügenden Producten zweifelnd schwankte, auf die ihn seine Neigung hinwies, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ, ein Zug, der sich auch im wälschen Gast in einem Gespräch zwischen dem Dichter und seiner Feder nur etwas anders gefaßt findet, und der abermals im vorigen Jahrhunderte namentlich unter unseren theologischen Dichtern sich wieder zeigte. So las Wirnt einen Roman von Lifort Gawanides, der ihm zu sonderbar, zu wunderlich und schwierig dünkte, als daß er ihn mit seinen Dichtergaben zu bemeistern hoffen konnte, der ihm eine Aufgabe für die ganze Entfaltung eines ausgezeichneten Talentes schien, zu der er sich selbst zu schwach fühlte, zu deren Quelle er lieber einem tüchtigen Manne die Nachweisung geben will; und doch macht er es nur von der Aufnahme seines ersten Jugendgedichtes abhängig, ob er sich nicht dennoch an das schwere Problem wagen werde[230]). Wir werden es also begreifen, wenn man damals und in neuerer Zeit im Anfange sich auf dem betretenen Pfade hielt und vorsichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das schwerere Große wählte. Daher liegen denn die Stoffe der beiden Männer, von denen wir hier reden, und von denen der zweite des Ersten Nachahmer, jedoch bei sehr verschiedener Personalität, ist, nebeneinander und sind fast alle aus dem Kreise der britischen Dichtungen gewählt. Mir ist leider Hartmanns Gregor vom Steine nicht bekannt und von seinem Erec und Enite nichts, als das Wenige, was davon von Primisser bekannt gemacht ist[231]); lägen uns diese im Drucke vor, und hätte vielleicht Wirnt doch später jene wilde Mähre von Lifort Gawanides, dem Sohne des Wigalois, gedichtet und wäre diese erhalten, so würden wir vielleicht von dem Lanzelot des Ulrich von

---

229) Wigalois V. 2873.

Wande mit gemache niemen mac groze ere erwerben;
von rehte sol er verderben, der daheime sich verlit,
und sich flizzet zaller zit, daz sinem libe sanfte si;
wande böser gemach ist eren fri. Swer sich an eren wil erholen
der muz benamen kumber doln und under wilen arbeit.
es wirt vil selten hirz erjeit mit slafendem hunde.
träges wolfes munde, geschiht von spise selten gut.

230) Siehe den Schluß des Wigalois.

231) Wiener Jahrbücher. Band 16.

Zazichoven und Eilharts Tristan an bis auf Parzival und Gottfrieds Tristan die allmählichste Entwickelung und Veränderung dieser Dichtungen beobachten können. Was Form und Vortrag angeht, so soll sich Hartmanns Gregor noch der herben Art jener früher besprochenen Gedichte aus dieser Reihe nähern, und auch so ist von diesen bis auf die zarte weiche aber immer noch treue Behandlung des Iwein und von da zu Wirnts und Wolframs Manier ein einfacher Fortgang sichtbar. Dabei muß man namentlich beachten, wie noch Ulrich sein Auge ganz auf dem Buch hat, wie Hartmann leise und unmerklich, so weit man aus der Natur der französischen Romane im Allgemeinen und im Besonderen aus den bekanntgewordenen Auszügen aus dem Yvain des Chretien von Troyes, seiner Quelle, schließen darf, Zusätze und Aenderungen macht, wie Wirnt blos einer mündlichen Quelle in seinem Wigalois folgt[232]), und wie frei dann Gottfried und ohne Zweifel auch Wolfram seinen Parzival behandelt, wie auch Letzterer seiner mangelhaften Kenntniß der französischen Sprache selbst zu lachen scheint. Lägen uns ferner alle Quellen dieser Dichtungsreihe vor, was so gut wie mit keiner einzigen der Fall ist, so würden wir auch übersehen können, wie sich der Geschmack in Frankreich und England, wenn nicht absolut reiner jedoch kühner bildete, und wie sich dazu der deutsche verhält. Endlich ist es von besonderem Interesse, zu sehen, wie die Persönlichkeit der Dichter im Ulrich ganz von weitem hereintritt, im Hartmann stärker, aber in einer äußerst glücklichen Art so versteckt, daß man bei einer Vergleichung mit seiner Quelle ohne Zweifel finden wird, wie er seine Seele der Dichtung eingehaucht hat, wie dagegen Wirnt recht auffällig sich und seine Ansicht neben sein Gedicht stellt und jeden Augenblick recht arg den deutschen Dichter neben der fremden Sage hören läßt, deren Gang er beständig unterbricht, wie endlich im Wolfram und Tristan die Lebensansicht sich mit dem Sagenstoffe verschmilzt, dieser in Folge von jener sichtbar gewählt und durch sie in allen Beziehungen frei gestaltet wird.

In den beiden Werken Hartmanns, die wir hier kurz betrach-

---

232) Vers 11686.

Ich wil daz märe volenden hie, als michz ein knappe wizzen lie der mirz zu tihten gunde. Mit wân eines von sinem munde enpfie ich daz aventiure,

ten wollen, dem armen Heinrich[233]) und dem Iwein[234]), können wir noch einmal die Abwendung des Geschmackes von dem Einheimischen auf das Fremde beobachten, auf die ich so oft aufmerksam machte, und das Schädliche, was diese Wendung mit sich brachte. Niemand wird leugnen, daß der arme Heinrich, der eine schwäbische Volkslegende behandelt und der seiner einfacheren Diction, wie dem Geist der Dichtung nach zu urtheilen früher als Iwein fällt, in jeder Hinsicht, als etwa in der Vollendung des Vortrags, dem Iwein voransteht: jede Zeile spricht es aus, daß dem Dichter sein Gegenstand dort näher ans Herz geht als hier, daß er mit dem Ideenkreise dort vertrauter ist, als mit der Handlungsweise hier. Ich will mich nicht allzuweitläufig auf diese beiden Werke einlassen, indem durch vortreffliche Ausgaben und bei dem armen Heinrich auch durch Modernisirung für Verbreitung und Verständniß gesorgt ist, und da auch namentlich für das letztere Werkchen sich mehrere Stimmen so vortheilhaft ausgesprochen haben, daß man nur mit Scheu ein etwas mäßigeres Lob wird äußern dürfen. In der That, die Liebenswürdigkeit dieser Dichter hat jeden feinerfühlenden Leser der neueren Zeit so bestochen, daß man eine so gelinde Beurtheilung an ihre Werke legte, wie sie die frauenhafte Zartheit der Sänger selbst von jedem galanten Kritiker zu verlangen schien. Auf Frömmigkeit und Güte ist das Gemüth dieser sinnigen Menschen gerichtet und auch den Hauch des Falschen und des Bösen verträgt ihre reizbare Sinnesart nicht. Ergreifen sie die Feder zum Dichten, so kehren sie den Lästerern und Tadlern den Rücken, sie wenden sich mit ihrer Erzählung blos zu den Guten, die Gutes und Gutgemeintes gut aufnehmen, und ein Gottfried von Strasburg deutet das Böseste aufs möglichst Gute und will es allen Harmlosen und Biederen als das Beste empfehlen. Sie wollen den guten Willen wie die gute That betrachtet wissen, sie wollen an jedem zweifelhaften Thun die beste Seite herausgestellt haben, sie wollen das Böse verschwiegen, das Gute laut gepriesen haben, sie wehren sich gegen jede harte Weltansicht, gegen jedes witzige Wesen, und wer dergleichen nur mit Klarheit

233) Ausgabe von Grimm, oder in Lachmanns Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts. Berlin 1820. Uebersetzt von Simrock und früher von Büsching.

234) Ausgabe von Benecke und Lachmann.

auffassen, ihm ins Auge sehen sollte, der mußte schon ein Wolfram von Eschenbach sein. Die Einleitung des Tristan darf man als den Schlußstein und als die bewußteste Ausführung alles dessen ansehen, was seit Ulrich von Zazichoven jeder dieser Dichter, nur der kräftige Wolfram nicht, bald minder bald mehr deutlich im Eingange seiner Werke sagte, jeder von den Dichtern, die eine leichtere Weltansicht liebten, denen der Friede der Gesellschaft und der ungestörte Fluß des gewöhnlichen Lebens lieber war, als große Collisionen und enorme Begebenheiten. „Gedächte man ihrer nicht in Güte, sagt Gottfried, von denen der Welt Gutes geschieht, so wäre Alles was Gutes geschieht so gut wie nicht vorhanden. Wer was der Gute in guter Absicht der Welt zu Gute thut anders als in Güte aufnimmt, der thut Unrecht. Man tadelt wohl Vieles, was man doch gern mag, und bald ist einem das Wenige zu viel und bald will man was man nicht will; es ziemt aber das, dessen man doch bedürftig ist, zu loben und sich wohlgefallen zu lassen, was uns wohl gefallen soll. Theuer und werth ist der, der Gutes und Böses unterscheiden und jeden nach seinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterstützen die Kunst, die zu Lobe geschaffen ist, die, wo ihr Preis und Ermunterung zu Theil wird, mannichfach aufblüht. Wem Ehre und Lob nicht wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und seines Lobes nicht verlustig geht. Es sind aber deren so viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Uebeln gut zu deuten.“ Wenn wir vorher Gelegenheit hatten, in den Dichtungen dieser Zeiten etwas früher den frommen christlichen Glauben und religiösen Sinn zu bewundern, wenn wir dann die schönen und sanften Regungen in der Herzenswelt dieser Dichter beobachteten und lieb gewannen, so haben wir hier die weichsten und feinsten Gesinnungen in Bezug auf das gesellige Leben, auf den menschlichen, und, wenn man es sagen darf, auf den literarischen Verkehr. Nirgends sind diese Gesinnungen nach allen diesen Richtungen so innig, so warm und so unschuldig dargelegt, als in Hartmanns Werken, den ich überhaupt unter den epischen Kunstdichtern ebenso dem Morungen und den reinsten Minnesingern der besten Zeit vergleichen möchte, wie ich im Wirnt eine gewisse Verwandtschaft mit Walther erkenne. Hat nun dieser Dichter, mit dem kurzen Eingangsspruch seines Iwein zu reden, so sehr an rechte Güte sein

Gemüth gewendet, so wird ihm mit Fug das Glück zu Theil, daß er ehrende Anerkennung dafür findet. Und was eben seine Gesinnung angeht, wer würde sich da nicht angezogen fühlen von der außerordentlichen Sanftmuth, die über seinen Dichtungen liegt und der großen Innigkeit, die ihn auszeichnet? wer sollte sich nicht an der Tiefe erfreuen, mit der er im armen Heinrich „die üppige Krone weltlicher Freuden“ ohne Bitterkeit herabsetzt gegen die Krone des Himmels? wer nicht an der Züchtigkeit, die ihn im Iwein selbst an muthwilligen und schlüpfrigen Scenen still vorbeigehen, im Erek lockere Stellen des Originals, die vergleichmäßig noch unschuldig zu nennen sind, übergehen läßt? wer nicht an der Gutmüthigkeit, die ihn von aller Herbheit der Ansichten auch völlig frei hält, wie er denn z. B. den Wankelmuth der Weiber aus der Quelle ihrer allzugroßen Güte herleitet, ohne den Ausfall zu machen, der bei ähnlichen Entschuldigungen anderer Dichter den Männern gewöhnlich die Sündenschuld für die Fehler der Frauen aufbürdet? wer sollte sich nicht an der Lauterkeit weiden, die in diesen Dichtern gleichsam aus der ganzen Zeit spricht, an eben jenen schönen Gesetzen der Verträglichkeit, der friedfertigen Duldung, der Bescheidenheit, und jeder geselligen Tugend, die hier dictirt und beobachtet ist? und wer würde nicht fühlen, wie sich das ganze edle und schöne Naturell dieses Mannes in der ganzen Form seiner Werke abspiegelt, in seinem netten und reinen Vortrage, seinem bewundernswerthen Reime, in seiner gewandten, zierlichen, schlichten Sprache, was Alles der feine Gottfried so schön charakterisirt, wenn er die Klarheit der Hartmannischen Poesie und ihre zuthunliche und eindringende Wirkung auf natürliche Gemüther hervorhebt [235]), als die Eigenschaften die ihm den Kranz sichern, eben Er, der schon gleichsam vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte, als er noch die ungetrübte Reinheit dieser unschuldigen Zeit und Kunst festzuhalten suchte.

---

235) Tristan V. 4649.

Hartman der Ouwaere, ahi, wie der diu märe,
beidez uzen unde innen, mit worten und mit sinnen
durch vaerwet und durch zieret! wie er mit rede figieret
der aventure meine! wie luter und wie reine
sin kristallinin-wörtelin, beidiu, sint und immer mügen sin!
si koment den man mit siten an, si tunt sich nahe zu dem man,
und liebent rehtem mute.

Aber wenn man sich alles dies anzuerkennen mit Freuden bereit erklärt, würde nicht unser Hartmann selbst zufrieden und befriedigt sein? würde er seine Kunstwerke noch aus weiteren Gesichtspuncten angepriesen verlangen, aus Gesichtspuncten, die weder er selbst noch seine Zeit kannte oder berücksichtigte? oder sollen wir umgekehrt, nachdem wir aus dem Standpuncte jener Zeiten diesen Dichtungen ihr Recht widerfahren ließen, sie nicht auch aus unseren — weiteren oder engeren — ansehen dürfen, da doch jene Zeit und jenes Geschlecht verschwunden, da doch jene Dichtungen nur eben noch für uns und für die nach uns existiren, die sie ihrerseits wieder nach ihren Ansichten beurtheilen werden? Und hier werden wir eben bedauern müssen, daß alle diese und ähnliche Kunstwerke allzusehr die Producte einer abgeschlossenen Menschenklasse und einer beschränkten Zeit sind, als daß sie allgemeinen Werth und Reiz auch bei späteren Geschlechtern hätten haben können. Den Griechen war es gegeben, in ihren Dichterwerken einen Götterhimmel zu öffnen, der sich in den christlich-orthodoxesten Zeiten in der Kunst behauptete; sie stellten eine Weltansicht auf und lehrten eine Moral, die sogar den tüchtigsten Männern dieser ritterlichsten Zeiten und den wackersten Charakteren der Reformation imponirte, in Zeiten also, wo man gewiß in jener verschiedene Weltansichten, in dieser eine verschiedene herkömmliche Moral hatte. Allein wenn es uns heute schon schwer hält, jenes ascetische Christenthum selbst von religiöser Seite her nur zu begreifen, sollen wir es denn moralisch gut heißen oder gar ästhetisch bewundern? Wenn wir uns heute bestreben, endlich und endlich den Menschen wieder von all der Unnatur, die das Ceremoniel und Rang und Titel seit dem heidnischen und dem heiligen römischen Reiche in die Welt brachten, zu entkleiden und das Leben von all der Jämmerlichkeit zu befreien, die daran klebt, sollen wir da das schönste Hofleben, das immer auf nichts als auf Ceremoniel ruht, preisen, wo es uns gilt, endlich wieder die Handlungen der Menschen frei aus dem reinen Quell der Natur fließen und von Grundsätzen geleitet zu sehen, aber nicht von Regeln, die, ob sie auch noch so richtig und vor jedem Richterstuhle gültig sind, doch nur eingelernte Verhaltungsbefehle sind, denen im Inneren von zehn Menschen gegen Einen nichts entspricht! Jede Kunst, die bildende wie die redende, soll darauf ausgehen, den Menschen, oder was sie sich

sonst zum Vorwurfe wählt, von dem Zufälligen zu reinigen und ihn in seiner Urform darzustellen. Der Grieche ließ schon nicht die natürliche Hülle der Individualität zu stark über seinen dichterischen Gestalten, was würde er aber sagen, wenn er hier die paradoxen Eigenheiten des orthodoxen christlichen Glaubens und seine wunderthätigen Einflüsse auf die menschliche Seele in der Dichtung fände, wenn er die ohnehin so schwer zu ergründende Natur des Menschen hier mit der Decke der religiösen Schwärmerei oder des ritterlichen Hofgesetzes so verhängt fände, daß sie fast jeder Betrachtung ganz entzogen wird? Für unseren heutigen Verstand ist es (mit Ausnahme derjenigen, deren eigene innere Organisation sie mehr zu Menschen der vergangenen als der gegenwärtigen Zeiten macht) nichts als ein Wunder, wenn in dem armen Heinrich das kindliche Geschöpf, das mit seinem Blute seinen aussätzigen Herrn retten will, nicht sowohl aus Mitleid, oder aus einem natürlichen Gefühle oder Antheil, als vielmehr aus der Grille, daß dies Opfer zu seinem eigenen Seelenheile gereichen werde, sich zum Tode drängt, wenn es, nachdem es unter dem Schlachtmesser schon gewesen und wieder erhalten wird, über diese Rettung verzweifeln will, wenn es sich von den heiligsten Banden der Natur, von Vater und Mutter lossagt, deren Stütze es sein sollte, um des ewigen Lebens desto schneller theilhaftig zu werden, wenn es jede jugendliche Lebenslust auch nicht der Spur nach kennt, wenn es zum Tode wie zum Tanzsaale geht und indem es seine Eltern von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt, eine Beredsamkeit entwickelt, die ihm nur der heilige Geist eingeben konnte; für uns, sag ich, ist dies Alles nicht allein wunderbar, sondern Wunder; Wunder aber duldet die Poesie, wie die Geschichte, nur da, wo sie selbst nicht weiß was Poesie und Geschichte ist, und selbst das Wunderbare ist schwer erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet ist, die nicht gemeinsame Sympathien der Menschen anerkennen. Nicht, als ob ich die Legende so gar verwerflich fände; sie ist vielmehr eine so schöne Seite in der alten Volkssage, und Hartmann hat für sie einen so offenen Sinn, und trifft gerade den Geist dieser Sage von Häuslichkeit und Treue und Hingebung so schön mit dem idyllischen Ton seiner Erzählung, daß, wenn man einmal diesen Stoff als gegeben und als unantastbar betrachten müßte, man die sinnvolle Behandlung bewundern würde. Allein

der Dichter soll den Stoff an und für sich erst gestalten und wie man aus dem schlechtesten mit wahrer Kunst das Beste zu machen fähig ist, hat Gottfried in seinem Tristan bewiesen. Wie reine poetische Wirkung die Legende machen kann, haben so verständigsinnige Männer wie Göthe und Hans Sachs gezeigt, die aber gerade ihre Göttersöhne und Wunderthäter dann in die gewöhnlichsten Tagsgeschäfte und Begebenheiten versetzten. Die zu große Achtung vor dem Stoffe hat in dem Mittelalter aller Dichtung, und man möchte fast sagen bei uns der Kritik dieser Dichtungen geschadet. Und doch ist es eine ganz evidente Thatsache, daß je weiter unsere oben berührte Dichterreihe sich von ihrem Stoffe zu entfernen erlaubte, um so trefflicher ihre Werke wurden. Im armen Heinrich ist jedes Einzelne vortrefflich; mit einer Rückführung der wirkenden Motive auf menschliche Empfindungen, durch Vertauschung der miraculösen Entwickelung mit einer psychologischen, wäre vielleicht dem Gedichte als Ganzem aufzuhelfen gewesen, obgleich ich mich wohl erinnere, daß Göthe schon an dem ekeln Gegenstande des Miselsüchtigen und gewiß nicht mit Unrecht Anstoß genommen, was dem Geschmacke eines noch höfischeren Dichters gleich sieht, der diesem Lieblingsgegenstande damaliger Volkssage und Hofpoesie abgeneigt ist, der sich in so mancherlei Gestalt damals eindrängte, wie auch Reminiscenzen an Aussätzige, die mit Kinderblute geheilt wurden, in vielen Erzählungen sind, die bei Grimm und Simrock angezeigt findet, wer von dieser Seite unser Gedicht zu betrachten liebt.

Von einer anderen Seite drängen sich uns im Iwein ähnliche Bemerkungen auf. Was seinen Inhalt angeht, so will ich, da das Werk, wie es überhaupt in alle Welt und bis nach England, Schweden und Dänemark Zugang gefunden, auch bei uns in verschiedenen Drucken und zahlreichen Handschriften verbreitet ist und da es durchweg den Charakter der bereits besprochenen brittischen Dichtungen trägt, jede Analyse ersparen. Von epischer Anlage oder innerer Bedeutung ist darin nichts zu suchen, und wenn ich bei wiederholter Anerkennung der schönen Natur des Dichters und seines schönen Talentes wiederholt den poetischen Werth dieses seines jüngsten Werkes gering anschlage, so glaube ich, daß beides sich einfach aus der Art dieser Dichtungen herleitet, die, wie ich schon bei dem Minnelied bemerkte, mehr durch das Gemüthvolle

der Dichter als durch deren Kunstsinn wirken; täuscht mich nicht das Gedächtniß, so hat auch Grimm in kurzen Zwischenräumen ein ungünstiges und ein günstiges Urtheil über den Iwein gefällt, und nichts dünkt mir natürlicher, als dies bei den meisten Werken jener Dichter, zu denen man durchaus glücklich die rechte Stimmung mitbringen muß, da sie selbst nicht im Stande sind, in die bestimmte Stimmung zu versetzen, die sie verlangen. Dies liegt darin, daß neben der durchaus schwachen und matten Form zugleich der ähnliche Inhalt uns abstößt, der jene bedingte. Alles Große in Thaten, alles Hohe und Kräftige in Worten, alles Erhabene in Gesinnungen muß man in dieser Dichtungsreihe vergessen, wie sollte der beste Dichter hier etwas Gutes leisten? Alle gewaltsamen Eingriffe des Schicksals, jede Furchtbarkeit des Unglücks, alle Gefahr des Glücks, Alles was große Situationen, was interessante Wendepuncte, was bedeutende Charaktere, was merkwürdige Collisionen in der Poesie wie im Leben schafft, Alles ist hier ganz verschwunden, und Nichts bietet nicht allein dies Eine, sondern auch die ganze Masse dieser britischen Epen, was ein kräftiges Herz locken oder begeistern könnte. Eine Liebesintrigue, so matt, so leicht wie sie nur eine dürftige Romanenphantasie ersinnen kann, ist Alles; die Wunden der Liebe sind hier gefährlicher als die durch die Schwerter, und die Niederlage durch sie rühmlicher als der Sieg mit den Waffen. Und selbst hier ist wieder die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren dieser britischen Dichtungen abschreckend, die auch die Kunst des Chretien von Troyes und was Hartmanns Eigenthum dabei ist, nicht ganz verdecken konnte; und schon Dichter jener Zeiten haben sich bei seiner Entschuldigung des Wankelmuths der Laudine, die so schnell den Mörder ihres Mannes heirathet, nicht beruhigt, obwohl man zugeben muß, daß diese Stelle bei Hartmann durch die schalkhaft-gutmüthige Behandlung vortheilhaft vorsticht. Im übrigen aber bewegt sich das Gedicht ganz in dem Gleise, in dem wir seine Vorgänger gehen sahen. Es ist, als ob ein Ceremoniengesetz auch hier jeden Schritt der Abentheuer vorgeschrieben hätte; es darf nur eine Begebenheit anfangen, so weiß man auch schon das Ende; es darf nur ein Unglück hereinbrechen, so weiß man schon daß es sich in Glück auflösen, es darf eine Gefahr drohen, so weiß man, das sie überwunden wird; man nimmt daher weder an Glück noch an Unglück

Theil. Weder natürliche Leidenschaften im Menschen, noch natürliche Verwickelungen in den äußeren Verhältnissen sind hier die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Damen, die Grillen der Herrn, die Convenienz der Cirkel. Man würde diese Eintönigkeit oder den Geschmack der Menschen an dieser Eintönigkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es für Vielleser einen ganz eigenen Reiz hat, eine Romanintrigue zu errathen, so wie umgekehrt solche verirrende Compositionen, wie sie z. B. Hermes in neuerer Zeit gemacht hat, wirklich so unleidlich wie unnatürlich sind. Es paßte ganz zu dem Sinne jener friedlichen, mit wenigem vergnügten, stillen Menschen, daß sie an diesen gleichen und ruhigen Erzählungen ein mäßiges Gefallen lieber suchten, als sich von Fremdartigem (man sieht hier die Bedeutung von fremder, wilder Mähre) unangenehm berühren und leidenschaftlich aufregen zu lassen. Dieser von socialer Stille ausgehenden, auf ruhige gesellige Unterhaltung abzweckenden Dichtungsart ist es daher ganz anpassend, daß ihr z. B. in der Zeichnung von Charakteren nichts gelingt, als der des Friedenstörers und des Feindes der Gesellschaft. Es ist nichts interessanter, als sich von Zeit zu Zeit vergleichend nach den Figuren umzusehen, die in sämmtlichen mittelaltrigen Poesien vorkommen; hier gewahrt man am deutlichsten ihr gegenseitiges Verhältniß. Im alten Volksepos sehen wir überall ein böses Prinzip eingreifen; bei Griechen und Deutschen ist es das Schicksal, was den Samen der Zwietracht ausstreut, in den Nibelungen ist es Hagen der seinen Arm leihen muß; die Verhältnisse, seine Neigung, menschliche Schwäche, Diensttreue, das Verschiedenste greift zusammen, seine Handlungen zu bestimmen und die ganze Gestalt ist bekanntlich eine der bedeutendsten und trefflichst gehaltenen, die irgend eine Poesie aufzeigen kann. Wie gewaltig ist dieser Hagen noch gegen den Ganelon des französischen Epos! Und dennoch sahen wir, daß auch dieser noch in wahrer Heldennatur auftritt. Nun halte man aber die jämmerliche Figur des Keye dagegen: er hat weder die Tugend noch die Laster von jenen, aber er ist ganz eigentlich das böse Prinzip der guten Gesellschaft. Nichts charakterisirt die abgeschwächte Natur dieser britischen Dichtungen so genau. Im deutschen Epos ist es offener Verrath und Mord, der Völker gegeneinander aufregt und die eigene Rache des Verräthers adelt ihn gleichsam noch in seinem Verbre-

chen; im Ganelon ist schon heimtückische Verrätherei an der Stelle, aber immer noch große Verhältnisse; dieser Keye aber ist ein Prahler, ein Neider, der nur mit der Zunge Schaden übt, der von Ginevra vortrefflich bezeichnet wird, als der sich mit seinem Hasse gegen jeden Guten am meisten selbst schadet, der dadurch, daß er den Bösesten zum Besten, den Besten zum Bösesten macht, es dahin gebracht hat, daß sein Lob ein Tadel und sein Tadel ein Lob ward. Dazu ist dann dieser Keye schon ein stehender Charakter, wie auch alle Begebenheiten hier stehend sind. Wie wunderbar ist die Zeichnung des Hagen in der verschiedenen Fluctuation seiner moralischen Würde unter den Verhältnissen; Ganelon's Verrath wird zwar seiner Natur zugeschrieben, aber wie vortrefflich motivirt das äußerlich Bestimmende, daß diese Anlage zur Verrätherei zur That wird; allein in Keye giebts keine große That, für die eine bloße innere Anlage ohne äußere Triebfedern zu schwach wäre, sondern blos der gemeine Fehler der Klatscherei, der freilich keine andere Anregung bedarf, als den Impuls des giftigen Herzens[236].

Ich gehe zum Wigalois[237]) des Wirnt von Gravenberg über. Es wird mir erlaubt sein, in Bezug auf das Wenige, was wir von den Lebensumständen des Dichters wissen, was wir auf die Zeit der Abfassung des Werkes (um 1212) schließen können; in Bezug auf seine Quellen, Verbreitung und spätere deutsche Behandlungen auf die Einleitung des vortrefflichen Herausgebers zu verweisen. Ueber das Verhältniß der Bearbeitung des Wirnt zu älteren Quellen bemerke ich, was schon oben berührt ward, daß unser deutscher Wigalois von einem englischen Gedichte das über diesen Gegenstand existirt durch Umfang und Zusätze verschieden ist und daß wir hier das erste Beispiel haben, wie sich eine britische Sage mit Eigenheiten fränkischer oder antiker Dichtungen schmückt

---

236) Iwein Vers 190.

Ez ist unwirdich also gewant, daz iu daz niemen merken sol,
sprechet ir anders danne wol. Mir ist ein dinc wol kunt:
ez entsprichet niemens munt wan als in sin herze leret.
Swen iuwer zunge uneret, da ist daz herze schuldec an.
In der werlde ist manec man valsch und wandelbære,
der gerne biderbe wære, wan daz in sin herze enlat.
Swer iuch mit lere bestat, deist ein verlorn arbeit.
Irn sult iwer gewonheit durch nieman zebrechen.
Der humbel der sol stechen; ouch ist reht, daz der mist
stinke swa der ist; der hornuz sol diezen u. s. w.

237) ed. Benecke. Berlin 1819.

und wie das Kreuzwesen und die Sarazenenkriege in dem Schlusse, dem Kriege gegen König Lion zur Rache des Amire, Eingang finden. Eigen trifft dies mit der freieren und subjectiveren Behandlungsweise des Dichters zusammen, der nicht einmal einem Buche folgt, der sich von einem Knappen oder Pfaffen die Geschichte erzählen läßt, nach mündlicher Quelle also frei arbeitet, der auch, wo er von seiner Absicht redet den Roman vom Lifort Gawanides zu behandeln, äußert, er werde ihn mit seiner Zunge zerlegen und ganz neu herstellen, und der in Wigalois dem berühmten Grafen Hoyer von Mannsfeld, einem deutschen in Liedern berühmten Helden aus dem Anfange des 12ten Jahrhunderts, ein Denkmal setzte, indem er ihm in diesem Romane eine Rolle zu spielen giebt. Dazu kommt dann seine Manier, die Erzählung seiner Quelle mit steten Bemerkungen, wie sie ihm Menschenkenntniß, Sagen- und Dichterkenntniß und moralische Prinzipien eingeben, zu begleiten. Dieser Zug unterscheidet ihn von seinem Vorbilde Hartmann wesentlich, so wahr es ist, wenn ihn Benecke den treuesten Wiederschein desselben nennt, wenn er „dieselbe reine und richtige Sprache, dieselbe Klarheit, Einfalt und Anmuth," wie im Iwein auch hier findet, wenn er die Uebereinstimmung vieler einzelner Stellen und mehr noch im Ton des Ganzen hervorhebt, und kein „Paar zu nennen weiß unter unseren altdeutschen Gedichten, das uns mit einer solchen Familienähnlichkeit überraschte, wie der Iwein und der Wigalois." So enthält gleich sein Eingang, wie ich schon andeutete, eine Variation von dem Thema sämmtlicher Einleitungen in diese Gedichte, allein sogleich mit vielfachen Beziehungen auf dem Dichter selbst. Er wendet sich, wie seine Vorgänger, zu dem Guten und Reinen, und weg von dem Falschen. Sogleich aber geht er über auf seine Fähigkeiten und Bestrebungen. Es fehle ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er von früh auf nach der Gunst und dem Beifalle der Weisen gesucht; sein großes Unheil und seine geringen Geistesgaben hätten das gemacht. Dankend müsse man sein gutes Bestreben aufnehmen, der Gedanke habe ihn geködert, daß mancher Reiche seinen Schatz verschließe, und daß wenn er, der Arme, etwas Gutes leiste, man es darum um so mehr anerkennen werde. Auch Er will nicht „sein Gold vor die Schweine" werfen, er spricht zu denen, die gute Rede lieben; die ziehen daraus Gewinn für ihr

geistiges Heil; zu den Bösen will er nicht reden, die wohl die Ohren her- aber das Herz wegwenden, lieber will er seine Rede in den Wald schreien und sich am Echo ergötzen. Da alle diese Männer an Besserung der Bösen verzagen, so ist die einzige Aufgabe ihrer Kunstwerke, den Guten gute Lehre zu geben, und den Trauernden süße Linderung zu schaffen. Nicht einmal die Franzosen haben den Zweck ihrer Poesien so eingeschränkt; im Gerard de Roussillon leiht man den Romanen eben so die Wirkung auf Besserung der Schlimmen; und dies ist auch der Zweck der Griechen, wie ihn Aristophanes dem Aeschylos in den Mund legt, der die Poeten als die Lehrer der Erwachsenen ansieht, der sie strafen und ermahnen und auf Besserung der Menschen ausgehen läßt, und jede gute und weise Einrichtung und jede edle und schöne Tugend von ihnen und ihren Lehren herleitet; man sieht, es ist das duldende weibliche Prinzip in dieser Dichtkunst, was hier im Moralischen an jeder kräftigeren Wirkung verzweifelt und was die poetische Wirkung angeht, hier, wie bei Hartmann, aus dessen armen Heinrich jene letzten Worte des Wirnt entnommen sind, geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, versenkte, sinnige, beschauliche Stimmung vorzüglich berechnet nimmt.

Die Erzählung—ich will nämlich einen blos fragmentarischen Auszug geben, nur um zu zeigen, wie oft und vielseitig der Dichter seinen Stoff verläßt, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen — Die Erzählung beginnt mit dem Erscheinen eines Ritters an Artus Hofe, der die Ritter auffordert, ihm einen kostbaren Gürtel abzufechten. Er wirft Alle, auch den Gawein, den er gefangen mit sich führt. Auf seiner Burg findet der Gefangene guten Empfang von der Königin und des Siegers Schwesterkind, Florie, deren Schönheit und reicher Schmuck mit so vielem Aufwande beschrieben wird, daß sich Wirnt veranlaßt findet, ähnlich wie Gottfried zuweilen, über dies Herkömmliche in der poetischen Erzählung zu scherzen; man solle es ihm nicht übel deuten, daß er sie so schön kleide: es schade ja Niemanden, wenn er noch so viel Seide und Borden und Zierat auf sie häufe — mit Worten. Zwischen dieser Jungfrau und Gawein kommt, wie häufig schon da war, eine schnelle Heirath zu Stande, schnell aber auch wieder eine Trennung, denn einst reitet er weg ohne jenen Gürtel mitzunehmen, den ihm der Schwiegerohm geschenkt hatte und ohne den das wun-

derbare Land nicht zu finden ist, wo Florie wohnt. Diese erhält nachher einen Sohn, unsern Wigalois, den sie erzieht, und mit dem Gürtel aussendet. Er kommt an Artus Hof, empfiehlt sich gleich durch Bestehung einer Tugendprüfung und wird dem Gawein zu besonderer Pflege übergeben ohne daß ihn dieser kennt. Einmal erscheint eine Magd, die zu einem Abentheuer einen Ritter auffordert; Wigalois erbittet sich die Uebertragung, Jene aber verschmäht ihn wegen seiner Jugend. Er reitet ihr aber nach, legt ihr erst in Bekämpfung eines Ritters, dann in Befreiung einer Jungfrau von zwei Riesen Beweise von seiner Tapferkeit ab. Schon bei dieser Gelegenheit legt Wirnt seine zarte Bewunderung der Frauen an den Tag, „von denen uns alle Freuden kommen." Ein Hündchen läuft vor ihnen her, und da dergleichen eine Passion der britischen Heldinnen ist, so fängt es Wigalois und giebt es der Jungfrau, und ersticht sogleich einen Mann, der es in Anspruch nimmt und ihn ausfordert, wobei doch Wigalois einige Worte erst fallen läßt, daß man sich doch nicht um eine solche Kleinigkeit das Leben nehmen solle, ein Zug, der ohne Zweifel vom Wirnt herrührt, der an seiner Sage gerne rückt und stellt, der einmal selbst sagt, daß er mit dem Pfaffen, dessen Erzählung er sie verdanke, gehadert habe, ob sich dies oder jenes wirklich so verhielt. Wirnt preist die Treue jener Zeiten, wo der Eine besiegte Riese die Jungfrau unversehrt an Artus Hof bringt, wo Jungfrauen allein und ungefährdet durch das Land reisen konnten, ohne daß es auch ihrem Rufe geschadet hätte und blickt dabei scheel auf die Gegenwart, in der bei jedem Schritte der unbescholtensten Frau gleich Spötter und Verläumder wach werden. Der Dichter führt den Helden jetzt in das Abentheuer mit dem Grafen Hoyer dem Rothen, bei dem er gleich eine schöne Anmerkung hat über den Volksglauben an ein falsches Herz im Rothhaarigen, die neben anderen Stellen ihn, wie Walther, als einen Mann darstellen, der von Aberglauben frei ist. Von Hoyer ist auch die schon oben ausgehobene schöne Stelle über das Verliegen ausgesagt, an der er wie unzähligemal sonst eine sehr feine Menschenkenntniß verräth. Sieht man, wie überall da, wo diesen Dichtern Sätze aus eigener Lebenserfahrung aus der Feder fließen, die Darstellung frisch, der Ausdruck bezeichnend, der ganze Vortrag saftig und kräftig ist, so bedauert man stets neu, daß sie an so elende Stoffe gerathen

mußten. Nachdem endlich die Jungfrau dem Wigalois mittheilt, daß es sich darum handle, ihrer Herrin Gamanie und deren Tochter Larie ihr verlorenes Land von einem Heiden Roaz wieder zu gewinnen und wo der Held diese Larie zu Gesicht bekommt, sieht man, wie erfolgreich der Dichter die ekle Art verdeckt, mit der auch hier die beiden sich sogleich und ohne Weiteres im Original gewöhnt haben werden, und die feinen Bemerkungen, die er dabei macht, die ganze Ausstattung der Scene, die Sicherheit und Wahrheit der Ausführung nähert ihn mehr dem Gottfried. Nun zieht Wigalois zum Abentheuer auf Burg Korentin gegen den zauberischen Heiden, erhält vom Priester den Segen, nimmt Larions Herz mit sich und läßt das Seine bei ihr, eine kürzere und wirksamere Nachahmung einer Stelle in Hartmanns Iwein, wo sie in ein Gespräch zwischen der Minne und dem Dichter eingekleidet ist, eine Form, die hernach Wirnt in einer Erörterung (zwischen ihm und dem Sinne) über den Vorzug des Verstandes und des Reichthums anwendet. Hier berührt sich Wirnt wieder mit Walther, nur daß er nach einer anderen Stelle in Walthers strengere Ansicht nach jener biblischen Stelle (daß eher ein Tau durch ein Nadelöhr gehe u. s. w.) nicht ganz eingehen will. Eine klare und aufrichtige Seele leuchtet an Wirnt überall hervor und ein erleuchteter, heller Kopf, was beides ihn ungemein liebenswürdig macht. Es scheint, bei so vielen Reminiscenzen, bei seiner Bewunderung des Wolfram neben der Nachahmung des Hartmann, daß große Selbständigkeit, vielleicht seiner Jugend wegen, noch nicht sein Eigenthum war, allein seine Unbefangenheit und seine noble Gesinnung entschädigen dafür in aller Weise. Es mag ihm an einer strengen Richtung, wie Wolframs oder Gottfrieds, fehlen (wie auch sein Gedicht nichts von der Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit des Iwein, von der Herrlichkeit und Tiefe des Parzival noch von der Vollendung des Tristan hat), er mag nicht die consequente Lebensphilosophie des Einen noch des Andern besitzen, allein er erkennt das herkömmliche, volksthümliche Sittengesetz seiner so schön auf das Sittliche gerichteten Nation, die damals einen Schatz von Lebensweisheit schon besaß, aus dem für das reichste Gemüth noch Bereicherung zu schöpfen war. Es ist eine Neigung zu lehrhafter Betrachtung in Wirnt, aber sie kleidet ihn sehr gut: denn das Sittenrichterliche, das auch dem Walther, um von Thomasin zu

schweigen, eignet, ist damals das einzige, was in unserer Poesie neben dem Volksepos eigenthümlich ist und original, und bekanntlich zeichnet sich hier unsere Dichtkunst so sehr vortheilhaft aus. Wirnt hat daher auch schon Hartmanns Vergnüglichkeit nicht mehr, der noch keine Klage und keine finsteren Grillen kennt; mit dem Didaktischen tritt hier zugleich Mißmuth über die Gegenwart ein und der sehnende Rückblick in die alte Zeit. Noch ist es aber nicht eine so aufgebende und verzweifelnde Ansicht wie bei den späteren Dichtern, sondern das unter den Umständen angemessene Mißfallen an dem einreißenden Geiste des Interregnums. Noch theilt sich Walther und Wirnt und Thomasin zwischen Strenge und Milde der Beurtheilung und der letztere wie der Winsbeke tadelt das Finstersichtige und Herbe namentlich in der Verleumdung des geistlichen Standes und tadelt darum auch den Walther. Diese Männer berühren sich daher in ihren Ansichten beständig, und wo Wirnt klagt, daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß Beständigkeit nun zum Spotte wird, die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Habsucht eingerissen, das Recht verhöhnt, die Welt durch Reichthum und Ruhmsucht verändert ist, da erinnert sein Ton weit entschiedener an Walther als an Hartmann; und wo er, den Gawein seinem Sohne gute Lehren ertheilen läßt, redet er, wie auch in der schon angeführten Stelle über das Verliegen aus den Ansichten und sogar mit einzelnen Ausdrücken des Winsbeke. Ja eben das Ritterthum, das in diesem schönen Reste ritterlicher Moral gelehrt wird, scheint mir am meisten noch im Wigalois erkennbar. Es ist das Charakterlose der älteren britischen Romanhelden durch den deutschen Dichter oder irgend einen Vorgänger etwas vertilgt, es herrscht auf der anderen Seite weder die Frivolität und Weichlichkeit des Tristan, noch der mysteriöse Zug nach einem heiligen Ritterthume wie im Parzival. Der Winsbeke[238]) ist unstreitig einer der theuersten unter allen Resten unserer ritterlichen Poesie, weniger als poetisches Werk, denn als eine Reihe von Lebensregeln und Maximen, die dem schönsten, dem edelsten und allgemeingültigsten an die Seite gesetzt werden dürfen, was je über Moralität

238) In Beneckes Beiträgen. Band 2.

und würdiges Leben gesagt ist. Vielfach kommt die Sammlung weiser Sprüche der Lebensphilosophie im Mittelalter in diese Form der Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn gekleidet vor, eine Form, die vielleicht durch die Disciplin des Petrus Alfonsi und die Distichen des Dionysius Cato, die auch in Deutschland mehrfach bearbeitet oder vielmehr ganz ins Unkenntliche entstellt sind, Verbreitung fand. Die Franzosen haben ihre eigenen und entlehnten Chastiments, die Nordländer das Sonnenlied, die Italiener kennen das ähnliche in prosaischer Form, die Deutschen haben, außer dem schwächeren Seitenstück der Winsbekin, den Segen des Tobias, die Lehren des Königs Tyrol und mehrere Nachahmungen dieser Art z. B. in Ulrichs Alexander am Ende, in einem Gedichte der Tugendspiegel u. s. w. Nirgends aber traf ich auf ein so sinnvolle Behandlung wie die im Winsbeke, die sich so sehr zu wahrer Dichtung erhoben, die so tief den ganzen Menschen erfaßt, die das Gleichgültige der äußeren Sitte und Convenienz so verlassen und den Blick auf das Ewige gerichtet hätte. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich in dem sanftfeierlichen Tone dieser Ermahnungen, mit dem der greise Vater den Sohn ins Leben schickt; es redet der ehrwürdige Alte, der die Rechnung seines Lebens abgeschlossen hat, dessen ganze Freude und Hoffnung hinfort auf den Sohn gerichtet ist, der sein Leib, der sein Trost, dessen Leiden sein eigener Kummer ist, dem er, nachdem er selbst mit Ehren seines Hauses gewaltet, die Pflege desselben vertraut, mit herzlicher Innigkeit, mit edler Bescheidenheit ihm die Erfahrungen und das Beispiel seines eigenen Lebens vorhaltend, und ohne fürder eine andere Sorge zu haben, als daß es seinem Erben auf Erden und im Himmel nicht missegehe, ohne einen anderen Wunsch, als daß sein Name und seines Namens Ehre auch im Sohne erhalten werde. Jene höchste Religiosität spricht aus ihm, die der Welt Wandel gering achtet (die uns, wenn wir scheiden, nichts mitgiebt als ein linnenes Tuch unsere Blöße zu decken), ohne darum aber die irdische Laufbahn grollend zu verachten; es ist jene schöne und seltene Frömmigkeit, die herzliche und innige Liebe und Vertrauen auf Gott festhält, auch nachdem sie den Lauf der Welt hat kennen gelernt und die geheimsten Falten des sündigen Menschenherzens durchspäht, diese schöne Verbindung von tiefer Menschenkenntniß mit der Richtung auf das Ewige

und Innere, die stets zu Geringschätzung des alltäglichen Treibens der gewöhnlichen Menschen, aber nie zu Verachtung der Menschheit und des Lebens führt, die das Besondere und die falsche Richtung des Theiles erkennen, aber nie das Ganze und seine Bedeutung verkennen kann, die nie erlaubt, das Leben mit frivolem Leichtsinn zu vertändeln noch ihm mit bitterer Verhöhnung den Rücken zu kehren, die stets jene wechselnden Eindrücke von Vergänglichkeit der weltlichen Dinge und der Existenz ewiger Zwecke nährt, die dem vollkommneren Menschen gleichmäßig nicht fremd sein dürfen und die zusammen jenen Ernst des Lebens hervorrufen, der ein so edles und theures Eigenthum unseres Volkes ist. Am Gottesdienste, empfiehlt der weise Vater seinem Sohne, sollen ihn nicht die Werke der Priester irren; ihre Worte seien gut, auf die soll er achten und um ihre Thaten sich nicht kümmern. Im Frauendienste sollen ihn die Sitten der Vielen nicht stören, um des Geschlechtes willen soll er sie ehren, ihren Dienst ihnen weihen und nur Gutes von ihnen sprechen. Nirgends ist die Frauenliebe und die Verehrung dieses Geschlechtes schöner gefaßt, als hier: sie sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich dort Engel erschuf, uns hier zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt, die mit der Krone geschmückt sind, in die viel edle Steine mit Tugenden gesenkt sind, deren Liebe unsere Herzen hält, und reinigt und heiligt, vor der unser Gram und Kummer wie Thau vergeht. Dabei ist es hier klar ausgesprochen, was in allen ächtdeutschen Gedichten liegt, was der kerndeutsche Lamprecht im Alexander eben so klar sagt, daß die sinnige und heilige deutsche Frauenliebe jener Zeit auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen ist [230]), daß sie ihren Bezug auf das häusliche Glück nimmt, und nicht auf sinnliche oder gesellige Freude, wie bei Franzosen und allen Südländern. Hier ist auch einmal Ritterlichkeit und Waffenkampf und Verschmähen des guten Gemachs und des weichlichen Verliegens gepredigt, mit dem nicht Ruhm und Ehre zu gewinnen sei. Es sind nicht chimärische Tugenden, die der Vater dem Sohn

230) Sun wiltu zieren dinen lip
so daz er sige unsige gram,
so minne und ere gute wip,
ir tugent uns ie von sorgen nam,

sü sint der wunneberude stam
do von wir alle sint geborn;
es hat nit zucht noch rehter scham
wer daz nüt erkennet an in,
er mus der toren einer wesen,
und hette er salemons sin.

empfiehlt, sondern was das Leben fördert und Ehre des Hauses mit sich führt. Mit den Armen soll er sein Brot brechen, an Fremden und Reisenden gastliche Freigebigkeit üben, an Jedermann höfliche Sitte, Dienstfertigkeit an den Freunden, und am Feinde Großmuth. Den Hochgeborenen ohne Tugend soll er geringer achten als den Niederen der nach Ehre strebt, denn die Tugend mache den Adel, und Hochgeburt ohne sie sei wie das Korn in den Fluß gesäet. Hoffahrt und Habsucht soll er schwinden lassen; das Gut möge er lieben, aber sich nicht von ihm beherrschen lassen, denn Wahnsinn sei's, das Gut über Gott zu lieben und sich um beides zu bringen, ehe man das Eine aufgiebt. Den Zorn soll er zäumen, das Innere vom Gift der Untreue reinigen und in Maße leben; ehe er sich der Lüderlichkeit und dem Spiele ergäbe, liege er besser im Grabe. Sein Wort soll er in Ehren halten, seine Rede sei Ja und Nein. Vorsicht der Welt gegenüber wird mit feinen Vorschriften empfohlen: Nie soll er thun wie der Vogel, der fliegen will ehe er kann, und was zu schwer ist solle er liegen lassen. Aber frühe solle er die Kräfte regen, denn früh brenne was eine Nessel werden will und dreißig Jahre ein Thor bleibe für immer ein Narr. Er soll gutem Rathe folgen, auf Verleumder nicht horchen, „zu rechte schweigen, zu statten reden," nicht zudringlich sein, den Riegel vor die Zunge schießen, und der Rede Ausgang bewachen und nichts anderes sprechen als was den Weisen behage, und das Geheimniß soll er wahren, denn leicht sei Dreien zu eng was Zweien gerecht sei.

Das Alles, diese praktische Weisheit, diese milde und zugleich kräftige Gesinnung, theilt — um doch endlich auf unsern Wirnt und sein Gedicht zurückzukommen, dieser Dichter als Person, allein wie ist es doch Jammer und Schade, daß von diesem tüchtigen Geiste in die Gedichte dieser letzten Dichter nichts übergegangen, daß von einer so durchempfundenen Gesinnung so wenig aus dem Leben in die Poesie überging, daß wir sie nur eben in Lampert hervorscheinen und sogleich verschwinden, daß wir sie im Wigalois nur gleichsam außerhalb des Gedichts hingestellt sehen, um ihren Mangel in dem Gedichte selbst desto schmerzlicher zu empfinden. Wenn ja Wirnt seinem Wigalois grundsätzlich diesen edlen Frauendienst leiht, wo könnte er in diesen Stoffen Gelegenheit finden, ihn auch so zu charakterisiren, wie er ihn sich denken mochte? wenn

er ihm die fromme Ritterlichkeit leiht, die auch mit dem Gebete außer dem Schwerte Wunder verrichtet, wie sollte das nicht mitten in den Abgeschmacktheiten verloren gehen, in denen er die wunderlichen Abentheuer erzählt, die Wigalois auf Burg Korentin zu bestehen hat, bis er den Heiden Roaz erlegt und dessen Weib aus Herzensliebe oder Herzeleid über ihm gestorben ist? Wer würde je eine so totale Scheide zwischen dieser epischen und jener didactischen Kunst für möglich halten, wenn man nicht die Documente vor sich sähe? Wer würde selbst dann die Tatsache begreifen, wenn man nicht bedächte, daß die ganze Ritterwelt in ihren Thaten durch die Bücherwelt und das Reich der Phantasie gehemmt ward, daß von Stufe zu Stufe seit den alten Heroenzeiten die äußere Thätigkeit und Waffenmacht absank, daß mit dieser die ächtepische Poesie ihren Werth stets mehr verlor, daß man sich kaum in der Zeit der Hohenstaufen ein wenig wieder zusammenraffte, um sogleich die einen in Rohheit zu versinken, die anderen erschreckt sich auf sich selbst zurückzuziehen, daß man sich nun hinter Grundsätze flüchtete und diese desto reiner bei den Besseren ausgebildet erscheinen, je mehr sich Andere der Charakterlosigkeit, die herrschend war, frei überließen, daß dem entsprechend die Poesie nun keinerlei Bedeutung mehr in den Handlungen suchte, sondern blos in der Denkungsart und Gesinnung, wie z. B. im Parzival man den Helden im Hintergrunde Thaten verrichten hört, aber nicht sieht —, oder auf der Gegenseite blos in der Darstellung von Handlungen abgesehen geradezu von aller und jeder Gesinnung, sie sei gut oder schlecht, wie im Tristan der Held ein bloßer der Anrechnung unfähiger Spielball des Glückes wird. Diese Gegensätze scheinen sich damals in aller Welt ausgebildet zu haben, aber doch hat keine Nation zwei so merkwürdige Dichter aufzustellen, wie Wolfram und Gottfried, die jene so vollendete Oppositon bildeten, wie sie in allen Zeiten einer hohen Bildung sichtbar wird, zwischen der strengeren Lebensansicht, die im Sparen der Bedürfnisse, und der leichteren und gefälligern, die im Reichthum der Bedürfnisse und deren Befriedigung das Heil und Glück der Menschen sucht.

3. Wolfram von Eschenbach.

Je mehr nun der Sagenstoff in den Dichtungen unserer ritterlichen Sänger unter dem Hervortreten größerer Subjectivitäten

und einer strengern künstlerischen Behandlung unbedeutend wird, je freier man damit verfuhr und je mehr die dichterische Form über die Materie ihr Recht zu behaupten anfängt, desto schneller gehe ich über die Quellen der Sage des Parzival und Tristan, der zwei Hauptgegenstände die wir zunächst betrachten, so wie über die ausländischen Behandlungen hinweg. Daß ich auch auf das Biographische der Dichter wenig oder keine Rücksicht nehme, mag der Plan meiner Arbeit und das Mangelhafte der Notizen, die wir darüber besitzen, entschuldigen; ich verweise auf einen Aufsatz von Büsching über Wolfram[240]), wüßte aber in einer Arbeit, wie die meinige ist, nur dann von den Lebensgeschichten der Dichter einen Gebrauch zu machen, wenn sie einen deutlichen Einfluß auf die Werke derselben verriethen. Was die Quellen des Parzival angeht, den ich als das Hauptwerk Wolframs zum Mittelpuncte meiner Bemerkungen über diesen merkwürdigen Mann mache, so trifft es sich glücklich, daß die Ausgabe von Lachmann, der wir die eigentliche Wiederbelebung dieser Gedichte zu danken haben, die früher nur in völlig ungenießbaren Drucken existirten, zugleich in der Einleitung die nöthigen Ausweisungen darüber giebt. Es würde eine vergebliche Mühe sein, der Graalsage auf den Grund kommen zu wollen, denn nach meinem Urtheile hatte sie keinen anderen als die Phantasie eines wahrscheinlich südfranzösischen oder spanischen Poeten, der etwa eine kostbare Reliquie den ersten Anstoß gab. Wilken mochte vielleicht erwartet haben, daß er im Laufe seiner Untersuchungen über die Kreuzzüge Aufklärungen über diese Sage erhalten werde, weil er ein indirectes Versprechen gab, auf dieselbe zurückzukommen, was nicht geschehen ist und schwerlich geschehen konnte. Aller Bezug auf die Ritterorden und auf die smaragdene Schale von Cäsarea ist durchaus ins Mystische und Symbolische gezogen, und beruht auf nichts anderem, als auf der Einführung von neuen Zeiterscheinungen in alte Gedichte, die den Franzosen so eigen ist, wie den Deutschen die Anknüpfung alter Heroen an neue Namen. Nichts scheint klar, als daß das Gedicht einer früheren, gänzlich verlorenen Gestalt nach dem britischen Kreise und der britischen Manier angehört hat, wo der Parzival ganz eine solche Figur gespielt haben mag wie Lanzelot oder

240) Im altdeutschen Museum. Band 1.

Wigamur. Diese Sage aber möchte, wenn man aus dem Mittelpuncte des Locals, aus dem sacro catino, aus der Verehrung des Tempelordens, aus der Verherrlichung des Hauses Anjou und dergleichen mehr schließen sollte, eine begeisterte Aufnahme in dem ganzen Strich der hochfranzösischen Dialecte gefunden haben, wo alle diese Dinge angeknüpft wurden, die uns jetzt der Mittelpunct der Sache scheinen, und die wohl zuverlässig früher so wenig der Sage angehörten, wie der Graal der Tafelrunde Arturs, mit der man ihn später verband. Gewiß ist aber, daß diese Sage durch unendlich viele Hände muß gegangen und vielleicht ähnliche Schicksale muß gehabt haben, wie die Rolandsage in ihrer Ausbildung bis zu Ariost, in der man ebenso von der ältesten Grundlage entfernt ist, wie wir uns im Parzival von der muthmaßlichen britischen Urquelle entfernt sehen würden, wenn uns diese erhalten wäre. Ein ungeheurer Wust von Geschichten und Sagen muß darin zusammengetragen gewesen sein, wenn wirklich, wie es mehr als wahrscheinlich ist, Alles was wir jetzt im Parzival und Titurel getrennt lesen und vielleicht noch Mehreres dazu, in dem Werke des Kyot, Wolframs Quelle, beisammen lag, und mit Recht sagt Lachmann, daß schon unserem Dichter „das Ganze, wie uns, ein Gewirr unverständlicher schlecht verbundener Fabeln scheinen möchte" so daß er daraus die ansprechendere Episode des Parzival sich zu abgetrennter Behandlung herausnahm, die auch Chretien von Troyes, dessen Perzeval erhalten ist, und bei vielfacher Uebereinstimmung der Abentheuer doch Alles das entbehrt was den Wolfram'schen auszeichnet, allein bearbeitete, dessen Behandlung übrigens von Kyot, wie es Wolfram bezeugt, angegriffen ward [241]. Was übrigens das Werk vor Kyot und Chretien für Schicksale gehabt, ist nicht auszumitteln; der Dichter weist uns hier auf Quellen, die man wohl nicht für etwas anders als eine Fiction halten wird, indem er die heidnische Schrift eines Flegetanis in Toledo, wie es scheint, als die Verkünderin des Geheimnisses des Graals und, wie der Titurel, lateinische Chroniken von Britanien, Frankreich und Irland nennt, die Kyot nach der Geschichte von

241) Parzival 827, 1.

Ob von Troys meister Cristjân / disem mære hât unreht getân, / daz mac wol zürnen Kyôt, / der uns diu rehten mære enbôt.

den Graalpflegern durchsucht hätte, die er in Anjou gefunden habe [242]). Indeß wäre es immer möglich, daß irgend ein maurischer Astrolog eine solche Anregung gegeben haben könnte, und es ist Schade, daß das Werk des Kyot verloren ist, das hier vielleicht mehr Licht schaffte, als Wolfram thut. Wir kämen dann vielleicht auf mannichfaltige Spuren vielfacher Quellen, die es noch besser zeigen würden, daß man auch in diesem encyclischen Gedichte, wie im Ariost, die Sagen aller Welt benutzte, so daß man nun den Ursprung desselben bald aus Spanien, bald aus Frankreich, bald aus Arabien und Griechenland holt. Bei dieser Lage der Sachen kann ich nichts thun, als sie auf sich beruhen lassen und den neugierigen Leser auf Büschings Auszug der Graalgeschichte aus unseren beiden deutschen Gedichten [243]), dem Parzival und Titurel, oder auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweisen, mit welchen Aufsätzen, wie auch mit dem was Hammer und Andere geschrieben haben, ich für meine Zwecke gleicherweise nichts anzufangen weiß; wenn schon Wolfram selbst, so wenig wie sein Vorgänger, die geheime Bedeutung des Graals und den Zusammenhang der Sagen verstand, wie man annimmt, so mußte ihm ja für den Plan seines Gedichtes durchaus nichts darauf ankommen, und somit kommt mir für den Plan meiner Geschichte noch weniger darauf an.

Wenn ich in der Behauptung nicht irrte, daß vielfache Berührung verschiedenartiger Völker und ihrer Vorstellungen das Romantische nährten (wie auch in Persien zu sehen ist), so werden wir uns leicht erklären, warum gerade eine in diesen Gegenden gereifte Sage plötzlich einen ganz anderen Charakter, eine viel größere Pracht, einen viel bedeutenderen Aufwand, einen viel weiteren Umfang annimmt, als alle die britischen Romane, unter

242) Parzival 454, 17.
Flegetanis der heiden sach, davon er bescheidenliche sprach,
im [illegible] mit sinen ougen, verholenbaeriu tougen.
er jach, ez hiez ein dinc der gral: des namen las er sunder twal
inme gestirne, wie der hiez. „ein schar in uf der erden liez:
diu fuor uf über die sterne hoch. op die ir unschult wider zoch,
sit muoz sin pflege getoufriu fruht mit also kiuschlicher zuht:
diu menscheit ist immer wert, der zuo dem grale wirt gegert.“
Sus schreip dervon Flegetanis. Kyot der meister wis
diz maere begunde suochen in latinschen buochen,
wa gewesen waere ein volc da zuo gebaere,
daz ez des grales pflaege unt der kiusche sich bewaege u. s. w.

243) Im altdeutschen Museum I.

denen die erste Grundlage des Parzival eine Strecke eingenommen haben muß, oder denen er sehr getreu nachgebildet sein müßte. An diesen Ufern des mittelländischen Meeres hatten ja schon in Urzeiten jene Iberer gesessen, die schon in ihren phantastischen Mährchen, die Strabo erwähnt, ganz orientalischen Charakter verrathen; hier drängten sich zu Land und See neben ihnen Kelten, Phönicier, Ligurer, Phokäer, Tyrrhener, Karthager und Römer. Die Herrschaft der Gothen, der Mauren und Franken folgte einander und erhielt sich nebeneinander. Die Kriege mit den Sarazenen führten zu den engsten Verbindungen mit Mauren, mit Africa, Aegypten, Syrien und Griechenland; die Catalonier gehörten zu den frühesten See- und Kaufleuten, die alle Welt befuhren, die Kreuzkriege in Spanien führten zahllose Massen von Rittersleuten aus aller Welt unter die zahllosen kleinen Lehnsleute und Fürsten von Südfrankreich und Nordspanien. Was Wunder, wenn die Provence, deren eigenthümliche Lyrik wir schon kennen gelernt haben, keine britische Dichtung von jener Einförmigkeit vertragen konnte, die wir hier überall antrafen und die ja selbst in der Normandie und in England von den Trouveres gleich erweitert und verändert wurden, wo wir einen ähnlichen, nur nicht einen gleich glänzenden Conflux von Stämmen gewahrten, wie hier. Ueberall hin, wo eine solche Mischung der Nationen nicht Statt hatte, drang der Geschmack an dieser romantischen Kunst weniger, oder erst nachdem sie anfing in klassischere Form gebunden zu werden; und so behielt man in Norddeutschland scheints die Volkssage lieber und pflegte das fremde Epos nur im Süden, wo eine Grundlage von gallischen Stämmen und römischer Bildung und die Wirkung des lebhafteren Verkehrs in der ganzen Entwickelung dieses Theiles von Deutschland sichtbar bleibt. Diese Dichtungen, auf solchem Boden entstanden, wo kein ungemischter, altnationaler Stamm als Träger einer Sage da war, wo alle alte Sage eigentlich fehlte und nur neue Begebenheiten den Stoff hergaben, bilden daher den strengsten Gegensatz gegen alle eigentliche Volksepen, gegen Homer oder die Nibelungen. Was zuerst die Dichter angeht, die sich dieser Stoffe annahmen, so ist in ganz Europa damals ein einziger großer Rückgang von der Objectivität der alten Kunst zu der vollendetsten Subjectivität erkennbar. In den Nibelungen, oder noch mehr im Hildebrandliede und im Walther fährt

der Dichter, wie Homer, den Leser nur ein, dann läßt er ihn mitten unter seinen poetischen Gestalten allein, die sich von selbst vor ihm bewegen, deren Handlungen sich aus sich selbst entwickeln. Im französischen Epos gleitet die plastische Schilderung der sinnlichen Gestalten schon auf die der Charaktere über und der Dichter wird laut dabei. In den britischen Romanen ist weder das eine noch das andere, weder anschauliche, sinnliche Figuren noch psychologische Wahrheit der Charaktere. Wo also ein Geschlecht so sehr dem Leben entfremdeter, aller Wirklichkeit entfernt stehender, nur in der Welt des Gemüths lebender und von da aus ihre dichterischen Schöpfungen gestaltender Poeten, wie unsere Minnesinger, war, wie froh mußten diese nach einem Stoffe greifen, wo ihnen Raum gegeben war für Alles was sie nur ändern, weglassen oder einschieben wollten, wo keine Handlungen von solcher Größe waren, daß sie ihren tiefen Empfindungen imponirt hätten, wo keine festen Gestalten eines Nationalepos sie verscheuchten, sondern wo sie bloße Nebelfiguren trafen, denen sie jede beliebige Seele einhauchen konnten! Wir sehen daher Franzosen und Deutsche gleich wohlgemuth in diesen Gebieten wirthschaften und im Parzival und Tristan ists so weit gekommen, daß die deutschen Dichter ganz unverholen ihre eigne Weltansicht ihren Helden leihen, und im Dante hat dies Alles seine höchste Spitze, wo geradezu die Seelengeschichte des Dichters selbst den Stoff des Gedichts macht. Sein großes Werk bildet daher auch zu aller antiken Kunst den grellsten Gegensatz und wie sich die Extreme überall nahe liegen, so beginnt auch geradezu mit ihm selbst und mit Petrarch die Rückkehr zum Altklassischen in ähnlicher Stufenfolge, wie bis zu ihm die Entfernung davon zugenommen hatte.

So ists mit den Dichtern; mit den Gegenständen ists nicht anders. Wir rücken beständig aus der alten, historischen, wirklichen Welt in die neue, ideale Gemüthswelt; die alte Heldenzeit der Nibelungen, die alte Glaubenzeit des Kaiser Karl geht verloren; in den britischen Gedichten ist alle sinnliche Anschaulichkeit wie aller historische Boden verschwunden; im Tristan zieht durch Gottfrieds Kunst das getreuste Abbild des feinsten gegenwärtigen Lebens ein, in Wolfram das der größten gegenwärtigen Ideen; so wie Dante unverholener sich selbst zum Mittelpunct seines Gedichtes macht, als jene, so nahm er auch unverholener die Gegenwart auf und

schied aus einem epischen Gedichte das sinnliche Object, die Grundbedingung des epischen Gedichtes, geradezu aus oder behielt es nur in Episoden. Die Wahrheit in allen diesen Dichtungen ist hinfort nicht mehr jene gleichsam historische im Homer und wenn man will in unsern Nationalepos, die sich strenger an den Gang des gewöhnlichen, wirklichen Lebens hält und an dessen Gesetzen selbst im Gebrauch des Wunderbaren festhält, an jene Wahrheit, die gleich jedem gesunden Verstande verständlich und faßbar ist, sondern es tritt eine andere Wahrheit ein, die sich diese Männer, abgesondert von eben jener wirklichen Welt, vertieft in ihr Inneres, schufen, die erst historisch-psychologisch erforscht werden muß, durch Studium jener Zeit oder durch allgemeine Menschenkenntniß, die so ächt und groß sie sein mag, doch nie eine allgemeine, sondern nur getheilte Anerkennung finden kann, was diesen Gedichten, den Dante nicht ausgenommen, als Kunstwerken sowohl ihren Werth als ihre Verbreitung nothwendig schmälern mußte, so hoch das Interesse der Zeit und des historischen Forschers der Nachwelt immer daran war. Nur ein Geschlecht, das so allmählich und so gründlich von der äußeren Welt und jeder alten Erinnerung, die daran fesselte, sich entfernte bis zu seiner Umgebung und das sich selbst in dieser in Orden und Einigungen und Stände, und endlich jeder Einzelne in sich selbst verschloß, nur ein solches Geschlecht konnte zu solch einer totalen Entfernung von dem sinnlichen Elemente aller Kunst gelangen, und konnte wieder auf der anderen Seite seine neue Art von Kunst an den alten Stoffen unmöglich, sondern nur an jenen britischen Werken ausüben, die selbst ohne historische Wahrheit jede beliebige hineinzutragen gestatteten, die selbst von allen Ideen und Empfindungen wie entblößt jede beliebige aufnahmen, die als eine Reihe von zweck- und planlosen Begebenheiten die Veränderung derselben zu planmäßiger Handlung einer geübten Hand und einem glücklichen Kopfe möglich machten. Man kann nächst Lamprecht erst bei diesen zwei Dichtern Wolfram und Gottfried sagen, daß sie mit einem bestimmten Gedanken die Theile ihrer Gedichte zu einem Ganzen binden, und nur darum kann man ihren Gedichten den Namen eines Epos beilegen, den in den fremden Behandlungen weder Tristan noch Parzival erhalten können. Dort sind sie Novelle und Roman, und der Uebergang von Epopöe in Roman, wie von Roman in Epopöe ist überall klar. Vielleicht nur mit

Ausnahme der Ronewalschlacht tragen alle französischen und britischen Romane diesen Namen mit vollem Recht, sie sind auch eben darum alle in prosaischer Gestalt beliebter geworden, die dem Romane weit besser ansteht, als die poetische; die Trojaner- und Alexandersage war zum Roman geworden, Lampert aber gab ihr den Anspruch auf den Namen eines epischen Gedichtes, wenn auch eines unvollkommenen, wieder, und es ist das größte Zeichen von der genialen Tiefe unserer trefflichen Meister, daß sie der Sage von Tristan und Parzival eine solche Seite abzugewinnen wußten, von wo aus behandelt, sie als eine ganz eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden müssen. Wie wenige Anlage dazu in den Quellen unserer Dichter lag, können wir, was den Tristan angeht, an Eilharts Bearbeitung sehen, und was den Parzival angeht, so liegt das in unseres Wolframs Werke selbst klar am Tage.

Denn in seinen meisten Theilen finden wir all das Planlose der britischen Gedichte, scheint es, wieder. Alles was hier geschieht und vorfällt, scheint kein Ziel und kein Ende zu haben; Begebenheit reiht sich an Begebenheit ohne inneren Zusammenhang; wir sehen Menschen bald in diesem Zustande bald in jenem, sie benehmen sich in dieser Lage und in jener, ohne eine Tendenz, ohne bestimmte Motive. Eigentliche Charaktere giebt es hier nicht; die Menschen unterscheiden sich zwar durch Verhältnisse, Naturen und Ansichten, allein es fehlen die tausend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, im Aeußeren und Inneren, die eine Individualität erst zeichnen; es fehlt zwischen dem inneren und äußeren Leben der Helden und Heldinnen jener geistige Verknüpfungspunct, der jene griechischen Heroen zu so herrlichen Figuren macht, der jenen schönen weiblichen Gestalten die schönen Seelen einhaucht. Alles Handeln ist daher hier charakterlos, alles Gefühl ohne Wahrheit, Alles Thun fließt aus Launen, wie jede Begebenheit aus Zufall. Die Liebesempfindungen der Weiber entstehen und vergehen, man weiß nicht wie; jede einzelne ist eine Circe und Calypso, ohne als solche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäußerung der Männer, unmotivirt wie sie ist, ist darum weder geeignet, unsere Bewunderung als Tapferkeit, noch unseren Abscheu als Rohheit auf sich zu ziehen, so wenig wir ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt; es sind Automaten, deren Handlungen wir selten aus einem inneren Antriebe voraussehen

Augen entstehen sehen. Wie der Dichter mit seiner Erzählung, so prahlt der Held mit seiner Tapferkeit, die uns ganz gleichgültig läßt, weil wir die Quelle nirgends sehen aus der sie fließt, während im Homer bald die Rache, bald die Ehrsucht, bald die Noth die lebensfrohen Helden zur Todesverachtung treibt. Alle Fehler ferner, die uns an den britischen Romanen und an dem Meisten was das Mittelalter hervorgebracht hat, misfallen, stören uns auch hier. Ueberall treffen wir auf die stolze Beschränktheit des Standes, der diese Dichtungen pflegte. Die Staaten des Mittelalters waren überall auf Unterdrückung der Menge gegründet; diese Menge ward grausam verachtet, und so ward sie auch aus den Gedichten verdrängt. Die Griechen, die zwar auch die unteren Klassen drückten, aber in älterer Zeit das Sklavenwesen nicht so ausgebildet hatten wie später, lassen selbst den Sklaven und Knecht im Epos eine Rolle spielen und das Volk ist überall der Hintergrund im Gedichte. Wenn bei aller Ueberlegenheit an Poesie und Natur die Fabel der Ilias sich nur unter den Hauptfiguren herumdrehte, wenn wir alle Kämpfe der Heere, alle Heroen des zweiten und dritten Ranges, alle kleine Episoden, alle Stimmen der Völker, alle Klagen der Weiber wegdenken müßten, was würde uns übrig bleiben? Es würde mit dem Vortreten Einer ausschließlichen Kaste eine ähnliche kastenartige Dichtung verknüpft sein, die uns mishagen müßte, denn die Dichtung sehen wir am wenigsten gerne sich in Einen und demselben, und gar in einem so beschränkten Kreise bewegen. Dazu kommt dann, daß auch hier überall der Glanz und die Pracht, der Adel der Sitte, die Convenienz hervorscheint, während im Homer der ganze Anstrich des Lebens, das uns geschildert wird, auf Armuth, Naturzustand, kindliche Einfalt, große Unschuld und wenn man will selbst auf Rohheit hindeutet. Wenn wir im Homer durch die grade und einfache Natur der Helden hier und da die Stimme zarter Empfindung, durch ihre rohe Tapferkeit das Mitleid und die Schonung, durch ihre einfachen Mahle ein kostbares Gefäß, durch ihre ledernen Waffenstücke ein goldnes Rüstzeug durchblicken sehen, so finden wir uns überrascht, aber auch befriedigt, denn die Natur der Menschen und die Verhältnisse ihres Lebens erklären das Eine wie das Andere; bei Homer ist Armuth des Lebens, aber Reichthum des Geistes; hier aber öffnet sich durch die Prachtmahle, die herrlichen Feste, Waffen, Kleider, Edelsteine, die Aussicht auf

geistige Dürftigkeit; die äußere Erscheinung spannt stets die Erwartung, die immer getäuscht wird, während sie bei dem Griechen durch die industriellen, künstlerischen, intellectuellen Vollkommenheiten, die aus dem einfachen Naturstand hervortauchen, freudig überrascht wird. In diesem ärmlichen Stolze des Ranges und Standes, bei weniger Bildung, liegt ein Hauptgrund unseres Misfallens an diesen ritterlichen Erzählungen, und Cervantes konnte nicht meisterhafter den hohlen Dünkel dieser Klasse persifliren, als indem er die practische Realität recht derb daneben stellte. So günstig die Quellen dieser ritterlichen Dichter ihrer subjectiven Behandlugsart waren, so schroff hielt sie doch eben dies in einem Contraste mit ihrem Stoffe. In diesem herrscht die spärlichste Armuth, in ihnen selbst aber das Streben nach dem größten Glanz. Für sinnliche Erweiterung des Stoffes haben sie kein Geschick; für Einschränkung ihrer Prachtsucht, ihres lebhaften Antheils, ihrer hochtönenden Worte haben sie keinen Sinn; sie bleiben also mit ihren warmen Gefühlen, oft mit reicher Gedankenfülle und mit sprudelnder Redseligkeit dem trockenen und schalen Stoffe gegenüber stehen; sie wollen aufhelfen und können nicht; sie gehen immer mit einer Begeisterung dem Leser voran, die dieser nicht versteht, weil sie nicht in der Sache liegt, sondern blos in dem Dichter. Da diese nicht alte halbvergessne Zustände objectiv ausmalen, sondern neue allbekannte subjectiv andeuten, so fehlt die sinnliche Belebtheit und Vollständigkeit; wie in neueren Geschichtswerken wird stets etwas vorausgesetzt, und dies ist freilich in Werken der Phantasie noch viel weniger zu dulden, als in Werken des Verstandes. Der Dichter spricht zu Lesern, die halb errathen, was er ihnen nur immer zu sagen unternimmt: er leiht ihnen gleichsam nur Pinsel und Farbe und läßt sie selbst ausmalen. So liegt in Form und Fabel und Charakteren nichts als Zwiespalt und Widerspruch.

Dies träumerische Hinleben ohne Prinzip, dies dünkelhafte Wesen ohne Grund, diese tapferen Thaten ohne Zweck, dies Gewirr der Abentheuer ohne Ende, dies innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was Alles wir so stehend finden in diesen Romanen, ist also auch im Parzival zu treffen. Wie also sollte sich damit das Verdienst, das man dem Wolfram als Dichter einräumt, verbinden lassen? Sollte es nicht? Oder wäre nicht etwa auch, bei zwar größerer Bewegung, bei sinnlicherer Behandlung, dasselbe Ge-

wirr planloser Abentheuer und das Treiben principloser Helden im Ariost, der doch heutzutage für einen großen Dichter unbestritten gelten wird! Wie, wenn unser Dichter sich in einer ähnlichen Art wie Ariost, dieses ganzen Chaos bedient hätte, recht eigentlich mit der Absicht, dies Chaos beizubehalten, um das ganze vage, wilde, ungezähmte Getriebe dieser ritterlichen Welt eben zum Gegenstande seiner Muse zu machen? Bewundern wir eigentlich im Ariost etwas anderes, als daß er uns jene Ritterwelt eben mit all den tausend sich durchkreuzenden Launen der Geschicke wie der Menschen so meisterhaft schildert? Er, der mit dem Einen Fuße noch in diesen Zuständen weilte, indeß der andere schon in die neue Zeit der erfundenen Buchdruckerkunst, der Feuergewehre, der klassischen Gelehrsamkeit, der veränderten Kriegs- und Staatskunst, der entdeckten neuen Welt überschritt, Er konnte es unternehmen, von seinem höheren Standpuncte in Italien aus, das diesen Zuständen des Ritterthums ohnehin am frühesten entwuchs, der neuen Generation diese Welt der Contraste mit den kühnsten Strichen und hellsten Farben zu schildern, mit all ihrem Freud und Leid, mit ihren schönen und dunklen Seiten, in ihrer Schuld und Unschuld. Indem er auf die Materie gewandt ist, greift er mit erstaunlicher Sicherheit aus dem ungeheuren Meere der Sagen den charakteristischsten Stoff und trifft mit gleicher Gewandheit den rechten Ton für das Geschlecht, dem er sein Gedicht bietet und hinterläßt, dessen geheimste Empfindungen er mit meisterlicher Geschicklichkeit zugleich mit seiner Materie regiert und in Einem Zuge dahinreißt. Betäubt er uns mit der Pracht seiner Feenreiche, mit der üppigsten Sinnenlust, mit der tollsten Welt der Wunder, so leitet er uns winkend an, dies allegorisch zu deuten, falls wir nicht im Stande sind, uns in diesen fremden Räumen einzubürgern, und diesen Gestalten Leben und Wirklichkeit zuzuschreiben; breitet er recht das grellste Gemälde von Uebertreibungen, von Monstrositäten und Riesenkämpfen vor uns aus, daß auch der glühendste Leser aus der Mancha den Kopf schütteln müßte: plötzlich kreuzt er die Erzählung mit einem scharf überraschenden Zug des Witzes und des komischen Effects, wir brechen in Lachen aus und verzeihen ihm jede Tollheit; leiht er am kühnsten den Menschen und der Natur übernatürliche Gestalten und Kräfte, so läßt er ihnen innerliche Wahrheit und versöhnt eins mit dem andern; schlingt er seine

Abentheuer am beschwerlichsten in einander, dann eben muß man sich nur in die Ferne stellen und achten, wie er damit Licht und Schatten in seine Gemälde bringt; regt er Empfindungen und Gedanken mit seiner Materie in uns an, so schenkt er uns selten die Befriedigung, daß wir sie deutlich werden lassen und aussprechen können: ehe wir so weit gelangen, erschreckt er uns durch die magische Geschicklichkeit, mit der er uns die Gedanken und Gefühle aus dem Gemüthe und die Worte von der Zunge nimmt; wenn eben es scheint, als ob er mit gewaltsamem Effect die Phantasie aufrege, dann bricht er gewandt ab und leitet uns auf eine andere Empfindung, ohne uns wehe zu thun. So überlegen und so sicher lenkt er die Einbildungskraft des Lesers nach seinem Willen und hinterläßt ihr dafür am Ziel den schönsten und wahrsten Ueberblick über eine Welt die scheinbar und wirklich nur nicht ganz voll planlosen Gewirrs ist, mitten im dunklen Drang die höchsten Ideen nährt, mitten im Taumel der Sinne die schönsten und innigsten Empfindungen pflegt. So hoch über diese Welt konnte sich freilich ein deutscher Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts nicht stellen, der noch mitten darin befangen war; so sinnlich belebt und so mannigfaltig gestaltet, konnte er diese Welt nicht malen und bilden, die er wie den alltäglichen Lauf betrachtete und nicht aus so großen Zügen und langen leichtübersehbaren Erfahrungen, nicht aus so endlosen und schon zum Theil vortrefflichen Dichterwerken kannte wie Ariost. Allein er konnte sie, wenn er anders das Geschick dazu hatte, den Verhältnissen nach besser in seinem Gemüthe abgespiegelt zeigen, als Ariost, und damit freilich nicht einen so großen poetischen, aber doch immer historischen und psychologischen Werth erhalten, und es kam nun nur darauf an, ob dies Gemüth des Dichters reich genug und menschlich genug gestimmt war, um die ganze Fülle der Bestrebungen seiner Zeiten ihrem tiefsten Gehalte nach aufzunehmen: Es kam auch darauf an, ob er die wirkliche Welt treu aufzunehmen, sie mit seiner Kunst in das Reich der Ideale zu rücken verstand, und da sein Gemüth dabei einmal betheiligt sein sollte, ob er dazu eine Neigung in sich trug; oder ob er sich Ideale in sich gebildet hatte und diese in die wirkliche Welt tragen wollte, die ihm, wie sie war, misfiel; ob er sich also mit der Wirklichkeit in Harmonie oder in Opposition setzen, oder sie aus einem heiteren oder ernsteren Ge-

sichtspuncte, mehr für die Phantasie oder für den Geist und das Herz auffassen und darstellen wollte. Man wird errathen, daß der Erstere der liebenswürdigere Dichter, der andere der achtungswerthere Mensch sein wird, daß Jener eine lockendere, Dieser eine strengere Weltansicht darlegen werde. Wir haben in Deutschland an Gottfried von Strasburg und Wolfram von Eschenbach die schönsten poetischen Vertreter dieser beiden Lebensansichten, wie in neuerer Zeit, unter sehr bedeutenden Modifikationen natürlich, an neueren Dichtern.

Gottfrieds Tristan schwimmt mit der Welt, aber Wolframs Parzival steuert ihr entgegen. Dies Eine erlaubte jenem Dichter, die höchsten Reize zu versammlen, die schönsten Genüsse zu bereiten, die heiterste Umgebung aufs lachendste zu gestalten, dies Eine nöthigte diesen, mit allen Kräften des Geistes zugleich zu spähen, Kopf und Herz fast mehr zu beschäftigen, als die Phantasie, und angestrengter auf ein bestimmtes Ziel loszugehen, da ihm bei seiner Fahrt nicht ein natürliches von selbst verstandenes gegeben ist. In dem Parzival liegt denn auch viel deutlicher ein bestimmter Gedanke zu Grunde, als im Tristan; dadurch daß die Handlungen des Parzival aus einer einzigen Quelle fließen, in einem einzigen Zusammenhange stehen, mit dem Schicksale im Kampf liegen, wird dieser ein vollkommen epischer Charakter, wenn man auch im strengesten Sinne das Gedicht selbst nicht eine Epopöe nennen wollte (was es doch wenigstens so gut verdient wie Miltons und Klopstocks Dichtungen); im Tristan auf der anderen Seite ist der Charakter des Helden und die Materie überhaupt dem Begriffe eines Epos strict entgegen, es ist eine ausgedehnte Novelle, der aber durch die ungemein kühne Behandlung ächt episches Interesse verliehen ward. Die künstlerische Behandlung und der ästhetische Werth zeichnet auch den Tristan vor Allem aus, den Parzival aber die Tiefe des Plans und die Größe der Ideen. Ehe ich aber hier weiter gehe, will ich versuchen, diesen Plan darzulegen.

Ist es erlaubt, des Menschen Natur und Leben in Völkern so gut wie im Einzelnen in ihren allgemeinen Zügen gleichmäßig zu suchen, so würde ich wiederholen, was bereits angedeutet ward, die Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben ist ein solches, das den Regungen entspricht, welche sich in dem

Individuum bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einzustellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfniß über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äußere thatenreiche Leben unserer ritterlichen Welt in jener Zeit und auf der anderen ihr Gemütsleben zusammenhält, wer sich erst in ihren Sagen und in der wirklichen Geschichte umsieht und diese Männer bald egoistisch rauben, plündern und unterdrücken, bald in Selbstverleugnung für das allgemeinste Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich dann vertieft in ihr geistiges Leben und Weben, wo sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe bald freudig bald trauernd dahinträumen, der wird nicht verkennen, daß hier alle Kennzeichen und Symptome einer solchen Periode erscheinen. Gesetzt nun, der Parzival strebe in der Form und dem Plane, wie er uns von Eschenbach gegeben ist, die allgemeinste Seite der zwiespältigen Natur einer solchen Periode zu schildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit dem Egoismus der Knabenjahre und die Prosa des männlichen Alters mit den Idealen des Jünglings streiten, so gewöhnlich ist, gesetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch anzudeuten, der diesen Kampf darstelle, ihn vom Verhängniß so führen zu lassen, daß dieser Kampf zugleich groß und fesselnd würde, gesetzt, wir erhielten auf diesem Wege, wenn auch mehr durch die Einkleidung und den Entwurf, als durch die Ausführung und Darstellung, mehr durch das Verdienst des behandelnden Dichters als der behandelten Sage und wieder mehr durch die bloße Anlage der Dichtung als durch poetische Veranschaulichung ein treues Abbild der allgemeinen Natur jener Menschen und jener Zeiten, dies würde doch gewiß ein sehr großes Lob sein, das wir einem dichtenden Manne sprechen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem solchen Werke ehrfürchtig neigen müssen. Der Parzival aber scheint mir diese Aufgabe zu lösen, und Jedermann wird Lachmann gerne beistimmen, wenn er den epischen Plan dem deutschen Bearbeiter, und nicht dem

provenzalischen Dichter vindicirt, unter dem schwerlich der bekannte Guiot de Provins zu verstehen ist, der seiner Bibel nach ein Mann von ganz anderem Sinne war, oder wenn ja beide Werke von ihm selbst sollten, ein Mann von gewaltigen Eigenschaften sein müßte, wogegen freilich in jener Bibel nichts spricht. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit nun, ihrer ziellosen Thätigkeit, dem Egoismus, der Gewalt und Ueberlegenheit wird im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäß ist; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapfrer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe jener Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestüm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sänger erschießt. Das Größte, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott giebt, den sie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Ritterleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dies reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn

wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen, und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abentheuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Situationen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Contrastes der Einbildung in dem Jüngling mit der Realität immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Phantasie entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye abstößt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die Rathschläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenstand finden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigen. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgeschreckt verträumt er das Glück, das ihm auf der Graalburg bereitet war, und recht schnell wird ihm dies verlorne Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abentheuerer dem gewünschtesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstversenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorschriften, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der Kerour, das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe den Gesetzen nach des Graales bald würdig bald unwürdig machten, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihm so wenig günstig zeigen wollte, bewahrt aber seine treue und reine Liebe, verschmäht andere Schönheit, und als Cundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Castel Marveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken a. den Graal erneut, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf diesen ungebahnten Pfad, während Gawan nach Marveil auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem

Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so daß die lange anscheinende Episode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenstand des Gedichts ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Graal, den Parzival aber sein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrizent und hören die Geschichte seiner geistigen Reinigung und Zerknirschung; vor jenem thut sich die Welt voll Wunder auf, und voll lockender Abentheuer, den Parzival umgiebt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzivals Lehrer und Erlöser; er klärt ihn über den Graal auf und über sein eigenes Innere; er heißt ihn den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen Reroup bereuen heißt, er nimmt seine Sünden über sich[244]), wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Amfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Graals bestimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb seiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen beweisen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Hier also sehen wir den Helden des Gedichts nicht, wie sonst im Volksepos, umgeben von einer Masse gleichstrebender Menschen mit ihnen gesammt im Kampfe mit dem Schicksale, sondern wir sehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menschheit ist hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, sondern dieser einzelne Mensch zu dieser Welt, in der er gerade lebt. Dies macht ihn trotz der Subjectivität der Schilderung, die dies bedingt, so ganz episch, um dies zu wiederholen, falls auch das Ganze nicht streng episch scheinen sollte; er steht zwischen den steifen, bewegungslosen Figuren des Gedichtes mit einem seelenvollen Ausdruck, der so oft auch in altdeutschen Ge-

244) Parzival 502, 25.
Er sprach „gip mir die sünde her:
vor gote ich bin din wandels wer.
und leist als ich dir han gesagt:
belip des willen unverzagt.“

malden für die hölzernen Gruppen entschädigen muß; und wie man diese über jenem vergißt, so interessiren uns auch die Episoden im Parzival gegen seine Seelengeschichte fast gar nicht, und es ist nur Schade, daß diese zwar wahr aber nicht scharf und klar genug geschildert ist. Es ist hier zum erstenmal eine innere Charakterform geschildert, und sahen wir dazu zwar in allen jenen Helden britischer Romane eine Anlage, so fanden wir doch zugleich, daß weder die geringste Kunst in der Ausführung da war, noch auch daß die Charaktere irgend großartig so gefaßt waren, daß sie als Repräsentanten großer Bestrebungen in der Zeit gelten konnten. Von jetzt an sehen wir in den Epen und Romanen Gegensätze in den Charakteren häufiger werden, und wie die britischen immer nur Einen zum Mittelpuncte nehmen, so werden seit Garin le Loherain bis zu den Amadis und Don Quixote nun häufig zwei Helden, oft Brüder, und meist in scharfen Contrasten nebeneinander gestellt; und man kann es in der französisch-italienischen Romanenliteratur sehr deutlich lernen, wie erst ganz allgemach die romantische Kunst des Ariost zu solch einer Mannichfaltigkeit der Individuen gelangen konnte. Wenn man neben alle diese Charakterschilderungen in den britischen, französischen und italienischen Gedichten unsern Parzival hält, so wird man erstaunen, wie überlegen dieser ist. Dieser Jüngling der Tölpeljahre ist ein Thema oder eine Hauptfigur zahlloser Romane jener Zeit. Noch in Wolframs Willehalm ist jener Rennewart eine, aus einem anderen, aber nicht minder vortrefflichen Gesichtspuncte angelegte Gestalt dieser Art, und von den ersten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Rennewart abgeben kann, bis zu Ariosts Roland, der diese Reihe schließt, können wir in einer großen Masse für eine physiologische Schilderung der Menschheit diese kritische Periode ihres Jünglingsalters studiren. Ich behaupte geradezu, daß für diesen Zweck der Parzival bei weitem die bedeutendste und am tiefsten erfaßte Figur ist; nur kostet es Studium und Anstrengung, einer so eigenen uns fremdartigen Zeit Productionen von solchen Seiten her kennen zu lernen. Man erräth, daß ich dem, der auf poetischen Genuß ausgeht, den Parzival nicht so sehr empfehlen will, als dem, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun ist; für einen solchen ist die tiefsinnige Behandlung berechnet, nur ein solcher wird die Geduld haben, sich durch die vielen tausende von Versen und durch die

Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so daß die lange anscheinende Episode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenstand des Gedichts ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Graal, den Parzival aber sein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrizent und hören die Geschichte seiner geistigen Reinigung und Zerknirschung; vor jenem thut sich die Welt voll Wunder auf, und voll lockender Abentheuer, den Parzival umgiebt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzivals Lehrer und Erlöser; er klärt ihn über den Graal auf und über sein eigenes Innere; er heißt ihn den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen Reroup bereuen heißt, er nimmt seine Sünden über sich[244]), wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Amfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Graals bestimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb seiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen beweisen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Hier also sehen wir den Helden des Gedichts nicht, wie sonst im Volksepos, umgeben von einer Masse gleichstrebender Menschen mit ihnen gesammt im Kampfe mit dem Schicksale, sondern wir sehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menschheit ist hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, sondern dieser einzelne Mensch zu dieser Welt, in der er gerade lebt. Dies macht ihn trotz der Subjectivität der Schilderung, die dies bedingt, so ganz episch, um dies zu wiederholen, falls auch das Ganze nicht streng episch scheinen sollte; er steht zwischen den steifen, bewegungslosen Figuren des Gedichtes mit einem seelenvollen Ausdruck, der so oft auch in altdeutschen Ge-

---

244) Parzival 502, 25.

Er sprach „gip mir die sünde her:
vor gote ich bin din wandels wer.
und leist als ich dir han gesagt:
belip des willen unverzagt.“

mälden für die hölzernen Gruppen entschädigen muß; und wie man diese über jenem vergißt, so interessiren uns auch die Episoden im Parzival gegen seine Seelengeschichte fast gar nicht, und es ist nur Schade, daß diese zwar wahr aber nicht scharf und klar genug geschildert ist. Es ist hier zum erstenmal eine innere Charakterform geschildert, und sahen wir dazu zwar in allen jenen Helden britischer Romane eine Anlage, so fanden wir doch zugleich, daß weder die geringste Kunst in der Ausführung da war, noch auch daß die Charaktere irgend großartig so gefaßt waren, daß sie als Repräsentanten großer Bestrebungen in der Zeit gelten konnten. Von jetzt an sehen wir in den Epen und Romanen Gegensätze in den Charakteren häufiger werden, und wie die britischen immer nur Einen zum Mittelpuncte nehmen, so werden seit Garin le Loherain bis zu den Amadis und Don Quixote nun häufig zwei Helden, oft Brüder, und meist in scharfen Contrasten nebeneinander gestellt; und man kann es in der französisch-italienischen Romanenliteratur sehr deutlich lernen, wie erst ganz allgemach die romantische Kunst des Ariost zu solch einer Mannichfaltigkeit der Individuen gelangen konnte. Wenn man neben alle diese Charakterschilderungen in den britischen, französischen und italienischen Gedichten unsern Parzival hält, so wird man erstaunen, wie überlegen dieser ist. Dieser Jüngling der Tölpeljahre ist ein Thema oder eine Hauptfigur zahlloser Romane jener Zeit. Noch in Wolframs Willehalm ist jener Rennewart eine, aus einem anderen, aber nicht minder vortrefflichen Gesichtspuncte angelegte Gestalt dieser Art, und von den ersten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Rennewart abgeben kann, bis zu Ariosts Roland, der diese Reihe schließt, können wir in einer großen Masse für eine physiologische Schilderung der Menschheit diese kritische Periode ihres Jünglingsalters studiren. Ich behaupte geradezu, daß für diesen Zweck der Parzival bei weitem die bedeutendste und am tiefsten erfaßte Figur ist; nur kostet es Studium und Anstrengung, einer so eigenen uns fremdartigen Zeit Productionen von solchen Seiten her kennen zu lernen. Man erräth, daß ich dem, der auf poetischen Genuß ausgeht, den Parzival nicht so sehr empfehlen will, als dem, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun ist; für einen solchen ist die tiefsinnige Behandlung berechnet, nur ein solcher wird die Geduld haben, sich durch die vielen tausende von Versen und durch die

schwierige, aber jede neue Anstrengung neu belohnende Sprache hindurchzuarbeiten. Gerade dies mühevoll errungene Verständniß aber macht uns dann, weil es zugleich unsere moralische und intellectuelle Erkenntniß bereichert, Dichter wie diesen oder Dante so außerordentlich werth, und dies erklärt die ungemeine Wärme und Begeisterung der wenigen Kenner, neben der das grundlose Verschmähen der oberflächlichen Näscher nur ihre eigne Beschränktheit und Flachheit blosstellt, ohne daß ich damit den kunstsinnigeren Beurtheiler treffen wollte, der im Gedichte zuerst das Gedicht und erst dann Belehrung und Nahrung für den Geist sucht. Im Parzival geht auch jener nicht leer aus, doch ist dies sein kleinerer Vorzug. Es ist z. B. ganz überraschend, wie schön und wie entsprechend dem neueren Charakter der Dichtkunst, das Fatum im Parzival eingeführt ist. Der Held des Gedichtes trägt es in sich selbst mit sich; es liegt nicht außerhalb der Welt, in der er sich umtreibt. Dies ist der ganzen (damals so grellen) Ansicht der neueren Zeit höchst angemessen. Ganz vortrefflich ist dabei das scheinbar Zufällige in den äußeren Begebenheiten mit dem Nothwendigen in seiner inneren Entwickelung in Beziehung und Verknüpfung gesetzt, in der räthselhaften und geheimnißvollen Art, wie es dem Menschen so oft in der Wirklichkeit widerfährt.

Der Charakter, der dem Parzival geliehen ist, weist ihn von der wirklichen Welt mit einer eignen unbegreiflichen Sehnsucht, wie wir sehen, auf etwas außer dieser oder über dieser Gelegenes hin. Der Sitte und Gewohnheit nach gehört er noch ganz der Ritterwelt an, und bei den ersten Eröffnungen des Trevrizent freut er sich, daß die Graalpflege den Kampf nicht ausschließt[245]); dem Drang seines Inneren nach aber gehört er einer edleren höheren Richtung an: man möchte vergleichen, wie Wolfram selbst sein

---

245) 472, 1.

Mac riterschaft des libes pris unt doch der sele pardis
bejagen mit schilt und ouch mit sper, so was ie riterschaft min ger.
ich streit ie swa ich striten vant, so daz min werlichiu hant
sich nähert dem prise. ist got an strite wise,
der sol mich dar benennen, daz si mich da bekennen:
min hant da strites niht verbiet. Do sprach aber sin kiuscher wirt:
ir müest alda vor hochvart mit senften willen sin bewart
iuch verleit liht iwer jugent, daz ir der kiusche brächet tugent:
hochvart ie seic unde viel.

Schildesamt vor seinem Sängeramte preist[246]), ohne gewiß das größere Glück seines Lebens jenem zu danken, geschweige seinen Ruhm. Nicht allein liegt in dem Alter des Parzival die Erklärung zu diesem Wegwenden vom äußerlichen auf ein innerliches Bestreben, sondern auch in dem Zeitalter der Menschheit die Erklärung der Entstehung eines Gedichtes, wie dieses, das gleichsam das erste Beispiel des vollständigen Wegwendens von aller sinnlichen, physiologischen Dichtkunst der Alten zur geistigen, psychologischen der Neueren ist. Sobald die Dichter den inneren Menschen zu ihrem Gegenstande nahmen, mußten sie natürlich die äußeren Formen und die alte Plasticität verlassen. „Die Absonderung unseres Wesens und der Natur ist eine natürliche Folge der erhöhten Thätigkeit unseres Geistes, welche, die sinnlichen Formen verlassend, sich allein an den reinen Gedanken hält. Aber sie wird zugleich manchmal durch zufällige, nicht immer günstige Umstände veranlaßt. Eine minder helle, freundliche, glückliche Stimmung kann uns gleichsam gezwungen in uns selbst verschließen und diese beiden Gründe wirken nothwendig zusammen, sobald die Menschheit ihr erstes Jünglingsalter verläßt. Aus diesem Zustande nun entspringt die Empfindung und die Stimmung, die man im Gegensatze der naiven die sentimentale nennt, und hier ist es, wo der Charakter der Alten und Neueren von einander abweicht. Diese Trennung konnte nicht anders als auf die Kunst einen entschiedenen Einfluß ausüben; sie mußte einen modernen Charakter annehmen, wenn sie von modern gebildeten Individuen bearbeitet wurde[247]).“ Wie sehr aber dies letztre gerade in jener Zeit und wie ausschließlich es der Fall war, haben wir seit dem Absinken der antiken Stoffe in ritterlich-moderne Behandlung deutlich gesehen. Hier nehme ich also wieder das Verhältniß des Parzival zum Alexander des Lampert auf. Hat dieser dem antiken Sinne und der antiken Form gleichsam noch das letzte Denkmal gestiftet, so stiftet der Parzival das erste dem modernen Geschmack. Wir hatten dort noch in dem Helden und in dem Dichter die ächt alte Gesinnung. Allein so wie Dante den sterbenden Odysseus in der Hölle schmachten läßt,

---

246) 115, 11.

Schildes ambet ist min art, swa min ellen si gespart,
swelhiu mich minnet umbe sanc, so dunket mich ir witze kranc.

247) Aesthetische Versuche von W. v. Humboldt, p. 160.

weil nicht die Liebe zum Sohne, zum Vater, zur Gattin, Alles was innere heilige Bande knüpft, ihn abhalten konnte, die äußersten Grenzen der Welt zu durchforschen und der Menschen Tugenden und Laster zu ergründen, so nannte auch Lampert den Alexander in seinem unersättlichen äußerlichen Bestreben dem Schlunde der Hölle gleich. Allein dieser erlesene Held ward, wie wir sahen, auf der Höhe seines sündhaften Begehrens einer besonderen Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöste. Von nun an gibt er seinen weltlichen Sinn auf, er widmet sich dem inneren Wohl seines Volkes und dem Heil seiner Seele. Man sieht, wie dies nach einer Fortsetzung ringt. Wir fühlen, daß uns der Dichter einen tieferen Blick in die Natur dieser Veränderung, in ihre Quelle in dem Veränderten selbst hätte thun lassen sollen, er hätte uns zeigen müssen, wie sie vorgegangen sei, wie sie innerlichst in dem Menschen vorbereitet und nur durch jene Offenbarung vollendet war; denn in diesem so gezeichneten Helden wird uns der Uebergang vom Weltlichen zum Inneren allzuplötzlich und unerklärbar. Seit Lampert aber, sehen wir, änderte sich die Welt gewaltig; jenes innere Gähren nahm in der folgenden Generation so plötzlich überhand, daß wir nun so schnell einen großen Schritt weiter thun können. Der Parzival stellt also einen Jüngling auf, voll von dem äußerlichen Thatentrieb, voll von der Weltstürmerei der Heroenzeit, aber von seiner der Außenwelt entfremdeten Erziehung an lag in ihm der Keim zu einer ganz neuen Welt und zu ganz neuen Tendenzen. Es bricht sich daher in ihm dies Wesen; er giebt das Weltliche auf und opfert es einem höheren Streben; allein Schade, daß uns in ihm selbst dies streitende Wesen nicht genug versinnlicht ist. Der Dichter läßt uns seinen Helden in seinem ritterlichen Thun und Treiben nicht genug sehen, er rückt einen großen Theil seiner Thaten ganz außer unsern Gesichtskreis; gab Lampert die geheiligte Zeit des Alexander nur an, so deutet auch Wolfram auf die sündige des Parzival mehr mangelhaft hin, aber er läßt uns seine innere Reinigung und purgatorische Entsündigung sehen, indem ihm an der Menschwerdung Gottes und der Entsühnung des Menschengeschlechts die Hülfe Gottes, an der er verzweifelte, erläutert und der innere Sinn geöffnet wird. Dies macht ihn dann des Lohnes der Graalherrschaft werth. Aber hier stehen wir wieder, wie am Ende des Alexander. Wir wollen

nun wissen, welches war das Heil, das hier verhießen, das Glück das hier erlangt war? Wohin endlich führte dies mühselige Ringen den sinnigen Dulder? was gab ihm sein neues Leben zur Entschädigung für die Opfer die er brachte? Allein auf diese Frage, auf die Frage nach der Seligkeit des inneren Lebens konnte doch auch jene Zeit nicht antworten, die nur kaum anfing, den Geist und das Herz mehr zu beschäftigen. Allein Dante schloß diesen Kreis und erledigte diese letzte Frage. Erst ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetisch zu gestalten, diese schwierigste aller Aufgaben, die der neueren Poesie gegeben ward; er gibt dabei alles Objective ganz auf, macht sich, macht seine eigne Seelengeschichte zum Gegenstand. Man ahnt, daß die Theile seiner Comödie dieser Trilogie entsprechen. Lampert wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist das Thema der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunct des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunct des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt. Man ziehe auch den Eindruck auf die Leser zu Rathe: Man wird den Lampertschen Alexander wie die Hölle mit dem meisten Vergnügen lesen, weil beide noch, treuer den Forderungen der Kunst, mit sinnlichen Gegenständen, mit einer Darstellung und weniger mit Abstractionen und Ideen zu thun haben; man wird über dem Parzival wie über dem Purgatorium leicht ermüden, und in dem Himmel werden die Meisten die Spur des begeisterten Dichters verlieren, und nur die werden ihn begleiten, „die früh den Nacken nach dem Engelsbrode wandten, an dem man wohl auch hier sich laben, aber nicht sich sättigen kann.“ Diese Gedichte also bezeichnen den Uebergang von der alten plastischen Kunst zu der neuen geistigen, und von jetzt an war so ganz modernen Epopöen, wie dem Messias und dem verlorenen Paradies der Weg gebahnt, welche Gedichte wieder in einer ganz ähnlichen Beziehung unter sich liegen.

Aber sollte diese Zusammenstellung und Vergleichung vielleicht blos ein scheinender Gedanke ohne alle Realität sein? sollte nicht bloßer Zufall diese Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten hervorgebracht haben? Wohl schwerlich. Denn der Gedanke, daß äußerlicher und

irdischer Wandel zu Sünde und Unthat führt, aber Reue und innere Weihe wieder versöhnt, ist ein Gedanke, den ja jede bedeutende Dichtung jedes Volkes irgend einmal erfaßt und sich an seiner Behandlung versucht hat. In der Orestiade des Aeschylos liegt dieselbe Idee ihrem ganzen Umfange nach, nur poetischer, sinnlicher, plastischer gestaltet, während im Dante alles geistiger, verflüchtigter ist, weßhalb in der Orestiade Alles nach dem der Kunst viel günstigeren Anfange, im Dante Alles nach dem Ende drängt; das Handeln ist dort das Herrschende, wie es in aller epischen und dramatischen Kunst sein sollte, aber hier herrscht der Gedanke. Im Agamemnon ist die nämliche Herrschsucht, das Ueberheben der menschlichen Natur, die alle ihre Grenzen und ihre zartesten Bande überspringt und zerreißt; den kindermördrischen Habgierigen trifft dafür die Rache. Auch der Sohn verletzt die Bande der Natur im Muttermord, allein das Motiv gerechter Vergeltung und der Wiederbefreiung des Vaterlands, die ihn leiten, befähigt ihn zur Reinigung und er erhält Sühne und Lossprechung. Die alte Welt, die in ihrem ganzen Thun und Treiben und auch in ihrer Poesie von ruhiger Beobachtung ausging, kannte nichts von der Sehnsucht nach etwas Künftigem, sondern nur nach Erkenntniß des Jetzigen mittelst Erkenntniß des Vergangenen. Die Dichtung holte sich also aus der Vergangenheit ihre großen Ideen, fand sie dort begonnen und vollendet, und stellte sie vollendet dar. Allein gerade wie wir es im Volksepos fanden, wo sogar die Geschichte, die Fabel nach steter Erweiterung rang, so ist es auch hier noch viel erkennbarer mit der Idee in diesen Dichtungen. Wir verfolgen diese in ihrem Werden, von den Griechen besitzen wir nur das Fertige; dies stellt uns das Alterthum in ein so schönes Licht; die genauere Kenntniß der neueren Zeit, die uns Böses und Gutes aufdeckt, raubt dieser dagegen einen solchen Glanz; daher dort alles was mit der sinnlichen Erscheinung zusammenhängt so unendlich herrlich ist, und für den ästhetischen Genuß nur dort der schieste und würdigste Stoff gefunden wird, während umgekehrt für alles Erkennen und Forschen die neuere Zeit viel wichtiger bleibt, wenn auch zum letzten Zusammenfassen des Erforschten und Erkannten die Alten gewiß wieder viel bessere Anleitung geben. Ich wiederhole es hier auf einem anderen Gebiete, die Menschen nährten allerhand große Gedanken auch in den neueren Zeiten,

allein sie sind ihnen häufig nicht gewachsen, bis der Glückliche zur rechten Zeit kommt, der sie bemeistert. Wer die neue Geschichte mit leichtem Blicke zu messen versteht, wird ihren Gehalt nur darum minder bedeutend finden, weil er nicht so concentrirt ist, wie in der alten Geschichte. Wer heute von Tag zu Tag lebt und sich in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker ungestümen Wünschen preiß giebt, die die Zeit nur langsam befriedigen kann, nicht weil sie träger schleicht als sonst, sondern weil sie größere Räume durchlaufen muß, der kann leicht an der Menschheit verzweifeln und dies mag eine Hauptquelle der neueren Unlust am Leben sein. Aber wenn wir den größeren Gang der Begebenheiten überblicken, trösten wir uns an dem riesenmäßigen Umschwung, dessen Bewegung wir uns selbst überlassen nicht empfinden: und dies macht uns uneigennütziger und läßt uns mehr im Ganzen der Menschheit leben. Bis etwas der Zeit nach bei uns erreicht wird, kann einen glühenden Menschen die Ungeduld hinraffen, aber wenn er besonnen überblicken könnte, wie viel dabei auch im Raume bewirkt wird, würde er sich gerne beruhigen. So ists mit der Dichtung jener Zeiten. Betrachten wir diese drei verglichenen Gedichte einzeln, so werden wir sie kaum begreifen; im Zusammenhange bilden sie den schönsten Körper. Dazu stehen sie in keinerlei unmittelbarer Anlehnung zu einander: wir sehen also erstaunt, wie durch Jahrhunderte diese großen Gedanken in Europa verbreitet waren und sich fortbildeten. Ja sollten wir in unseren Tagen nicht das ganz Aehnliche erlebt haben? Oder wäre in Göthes Faust nicht derselbe Gedanke, nur von einer anderen Seite, aufgefaßt, und hätte der Dichter in seiner besten Zeit nicht, nachdem er den Helden seine höllische Laufbahn hatte durchgehen lassen, empfunden, daß die spätere reflectirende, in der er ihn aus dem Dunkel ans Licht führen wollte, keine Aufgabe für seine bildende, objective Kunst sei, und hat er nicht in seiner Fortsetzung bewiesen, daß diejenigen gar nicht so unverständig waren, die behaupteten, die Sache sei nicht fortzusetzen, nur daß sie freilich nicht oft wissen mochten, was sie eigentlich sagten.

Ueber die beiden anderen Bruchstücke, die wir noch von Wolfram besitzen, will ich kurz sein. Was den Titurel angeht, so werde ich nicht wiederholen, was Lachmann in der Einleitung über das Verhältniß dieser kleinen Fragmente zu dem jüngeren Titurel

gesagt hat, und wie er Docen und Schlegel zurechtgewiesen. Es gehörte die Sprach- und Sachkenntniß und der Scharfblick dieses Mannes dazu, um das Einfache und Wahre hier zu treffen, wie denn das Einfache und Wahre, je näher es liegt, immer am schwersten zu treffen ist, besonders wo alte Vorurtheile es umstellt haben. Nachdem es ausgesprochen ist, ist es nun wohl keinem mehr schwer sich zu überzeugen, daß nur Wolfram der Verfasser von diesen Fragmenten sein kann, und wahrscheinlich nur diese Bruchstücke und nichts weiter in diesem Stoffe arbeitete. Wie man, wenn man mit dem Parzival vertraut war, unserem Dichter an dem jüngeren Titurel, diesem horriblen, lichtlosen Monstrum, auch nur irgend einen weitern Theil zuschreiben konnte, ist allerdings schwerer zu begreifen, als daß man anfänglich über Alter und Verhältniß jener Fragmente irrte. Wunderbar, was Autoritäten nicht thun! Man sollte meinen, weil dieser Albrechtische Titurel am Ende ausruft, daß nichts so Würdevolles und Bedeutendes in deutscher Sprache jemals gedichtet sei, müsse nun jeder Kritiker, noch dazu in heiliger Scheu vor dem Mysteriösen des Inhalts, sich gefürchtet haben, anders als im Tone der tiefsten Ehrfurcht davon zu reden, wie das auch mit dem Wartburgkriege der Fall ist. Erklärlich ists übrigens, wie ein Fragment, wie der Titurel des Wolfram jenes spätere Gedicht hervorrufen konnte, wie denn überhaupt seine dunklere Sprache, seine tiefsinnigen Gedanken, seine ernstere Haltung die spätere Zeit häufiger anzog, wo die Dichtung mehr auf Gelehrsamkeit ausging, die schon seine Zeitgenossen an Wolfram rühmten und bewunderten [248]). So erhielten eine Menge späterer Dichtwerke Wolframs Namen und der jüngere Titurel brüstet sich recht auffallend damit und weiß wohl auch recht gut nachzuahmen, wie wir später sehen werden. Das Wolfram'sche Bruchstück ist unstreitig einer der herrlichsten, vielleicht der ausgezeichnetste Rest altdeutscher Dichtung. Ob man dasselbe behaupten würde, wenn Wolfram den ganzen Titurel behandelt hätte, zweifle ich sehr, selbst diese wenigen Strophen verrathen, daß dies im Ganzen ein steriler Stoff bleiben mußte. Es

---

248) — Her Wolfram, ein wise man von Eschenbach;
sin Herze ist ganzes sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.

Wirnt, Vers 6343 und dazu Benecke's Anmerkung.

scheint mir höchst merkwürdig und für Eschenbachs Genius ein großes Zeugniß, daß der Mann in diesen Resten die Auswüchse seiner früheren Manier beseitigte. Darf man aus Fragmenten überhaupt urtheilen, so möchte ich behaupten, daß dieser Gegenstand ihn aufrichtiger fesselte, daß er ihn lehrte, seine Person aus dem Gedichte zu entfernen, mit seiner Person zugleich seine ironische Behandlung und seine satyrische Bitterkeit; und selbst seine Bilder sind zwar noch so keck, aber nicht mehr so sonderbar, und wo noch sonderbar, möchte man meinen, dennoch schüchterner als sonst. Das Fragment entwickelt überall eine viel größere Objectivität, ja fast eine völlige Verleugnung des Dichters; seine Kunst zu charakterisiren ist unendlich vorgeschritten. Mit wenigen Worten, die die Anfangsstrophen dem alten Titurel in den Mund legen, welch ein Bild gibt er uns nicht von dem greisen Helden! Seine Sigune ist auch schon im Parzival so schön in ihrem Schmerze und ihrer Liebe geschildert, aber wie unaussprechlich zart ihre kindliche Jugendliebe hier. Man vergleiche nur diese Scenen mit ähnlichem in Flos und Blankflos, um zu sehen, mit wie feinem Sinne der Dichter vom Läppischen und Kindischen entfernt bleibt, in das hier so leicht zu verfallen war. An Wahrheit, an Innigkeit, an Empfindung, an wahrhaft dichtrischem Ausdruck der Empfindung kann sich mit jenem Geständniß der sehnsüchtigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unserer alten Literatur, auch nichts im Tristan vergleichen und nichts unter allen Minnesingern. Es ist hier ein Thema behandelt, das die Minnelieder manchmal berühren: man halte nur Alles dagegen was wir Aehnliches sonst besitzen, wie Alles zerstäuben wird vor dieser Kunst, die ahnende Angst und die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der fragenden Herzelaude zu schildern, und in dem geständigen Kinde die wundervolle Unschuld, und den bittern Schmerz, der ihr in die Augen tritt und das Antlitz entstellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflegerin, das verwirrte Bekenntniß und die quälende Unruhe, bei so voller überströmender Empfindung das Hervorblicken der Verständigkeit und des Anstands, was so wahrhaft weiblich ist, diesen schwermüthigen Blick auf den Verlust ihrer kindischen Freude und Harmlosigkeit gegen die peinvolle Angst, die sie nun fieberhaft durchglüht. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, so zarte Seelenzustände

so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen, und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort, und das rechte Zeitmaas der Periode zu treffen, was Alles wir in den alten, den menschlichen, den naturvollen Griechen so hoch bewundern. Wie Schade, daß uns gerade dieses Fragment nur zeigt, wie nothwendig es war, das hergebrachte Maaß der kurzen Verse zu sprengen, um dem genialen Schwung eines großen Dichters Raum zu schaffen; und daß man unter unseren Sängern gerade dann, wenn wir Gottfried hinzuziehen, größere und entscheidende Schritte, scheint es, in Vervollkommnung der poetischen Diction und Rückkehr zu objectiverer Behandlung machte, als die äußere Ermuthigung und Anregung bereits verschwand und vielleicht die beiden großen Sänger schon in hohen Jahren standen.

Im Wilhelm wählte Wolfram einen volksthümlichen französischen Stoff (denn bekanntlich ist der heilige Wilhelm von Narbonne schon früh der Gegenstand von Volksliedern gewesen), und obgleich er in seiner Mannier hier noch derselbe ist wie im Parzival, abgerechnet, daß die Ausführung, wie auch Lachmann bemerkt, feiner und gebildeter ist, so ist doch der Ton im Allgemeinen ein anderer und erinnert unmittelbar, nur auf einer anderen Stufe, an den Pfaffen Konrad und den Ton der französischen Volksromane überhaupt. Ich gehe auf den Willehalm um so mehr nicht näher ein, weil er unvollendet ist, indem nach dem was wir sahen, Plan und Anlage bei Wolfram die Hauptsache ist, die hier nicht übersehen werden kann. Zudem ist uns auch hier die unmittelbare Quelle, die Landgraf Hermann dem Dichter verschaffte[249]), verloren und aus den deutschen Fortsetzungen läßt sich natürlich nicht auf des Dichters Auffassung der Sage zurückschließen. Eschenbach hat nämlich auch hier, scheint es, seinem gesunden Sinne folgend, blos einen Theil der massenartigen Sage behandelt, so daß er deren Anfang mit Absicht ausschied[250]), das Ende aber liegen ließ. Ein Ulrich

249) Willehalm 3, 8.

Lantgraf von Düringen Herman | er ist en franzoys genant
tet mir diz maer von im bekant: | kuns Gwillams de Orangis.

250) Lachmann bemerkt Einleiung p. 40, daß Wolfram gewiß nicht wegen der Existenz eines älteren deutschen Gedichtes den Anfang des französischen Wilhelms übergangen habe, obgleich zwischen dem Pfaffen Konrad und ihm kärlingische Sagen in Deutschland bearbeitet wurden; so die Jugendgeschichte Karls, aus der ein Bruchstück erhalten ist, von dem Lachmann eine Probe mittheilt.

von dem Türlin hat nun zwischen 1252—1278 dem Willehalm den Dienst erzeugt, ihn von vorn zu ergänzen[251]); ein so elendes, kaltes und mit Schweiß und Mühe ausgekochtes Ding, wie man nur denken kann; und Ulrich von Türheim hat um 12[illegible] das Ende hinzugedichtet, zwei Arbeiten, auf die ich weiter keine Rücksicht nehme. Auch wenn wir sie ausscheiden, so bleibt doch der Willehalm in jener ungeheuren Breite uns beschwerlich, die den französischen Romanen eigen ist, und namentlich treffen wir hier auf jene Titurelschlachten, jenes Namen- und Völkergewirr, die immensesten Erweiterungen der Schlachtbeschreibung im Rolandsgedicht, zu dem sich dieser Willehalm und die romans de geste aus dieser Zeit des Anfangs des 13ten Jahrhunderts so verhalten, wie etwa der Rother zu den Nibelungen, so wie wieder die späteren Malagis und Ogier, die wir auch in Deutschland kennen, zu dem Romane des Hugo de Villeneuve und ähnlichen sich verhalten, wie der Wolfdietrich zu dem Rother. Außer Schlacht und Belagerung finden wir im Willehalm nichts, als das nicht sehr rühmliche, noch auch sehr fein gehaltene Verhältniß des Wilhelm zu Arabele, die Vater und Gatten und Kinder und Götter verlassen hatte, um dem Christenthum und dem christlichen Gatten anzugehören, ein Verhältniß, das unter Modificationen eben so ein stehender Artikel in den französischen Romanen dieser Klasse ist, wie wir überall in den späteren Gedichten aller Stämme, an denen die Erdichtung Theil hatte, Wiederholungen dieser Art fanden; das hier erwähnte hat für mich etwas beleidigendes, da die Entschuldigung solcher Schritte mit dem Christenthume nothwendig zu so sittenlosen und frechen Dichtungen, wie z. B. die Heidin ist[252]), führen mußte, obgleich sonst in dem Gedichte eine mildere Ansicht von dem Heidenthume herrscht, als in der Roncevalschlacht. In einem Fürstenrathe vor der Schlacht spricht Arabele zu den Rittern und ermahnt sie der Heiden zu schonen. Ein Heide sei der erste Mensch gewesen, und Elias und Enoch, Noah und Hiob, die Gott darum nicht verstoßen; von den drei Königen aus dem Morgenlande habe Gott an Mutterbrust seine ersten Gaben empfangen. Der allerbarmende Vater könne nicht seine Kinder zum ewigen Verderben

---

251) In Casparsons Ausgabe. Band 1.
252) Cod. [illegible] Nr. 353.

bestimmt haben; die Menschen seien durch Gott erlöst worden, weil ihr Sündenfall durch bösen Rath veranlaßt ward, nicht wie der der Engel durch eignen Anschlag. Sie sollen den Heiden gedenken, daß auch Gott seinen Mördern vergab, der für die Sündigen sein heiliges Leben dem Tode dargeboten, der Allmächtige, um dessen willen sie ihre Götter verlassen habe, deren Anbetern, ihren Angehörigen selbst, sie Haß trage: den Christen aber darum, weil sie wähnten, sie habe diesen Schritt um menschlicher Liebe willen gethan; sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis. Dies mag dem deutschen Dichter vielleicht mehr als dem französischen angehören; sonst finden wir alle Züge des alten Gedichtes von Roland wieder. Gepriesen wird, wer „um Gott sich in Noth läßt finden, denn ihm sind die himmlischen Sänger hold, deren Ton so hell erklingt." Dem Vivians erscheint ein Engel in seiner Todesstunde; Wilhelm trägt geweihtes Brod bei sich, von dem er dem Sterbenden mittheilt. Die Priester sind hier ganz verschwunden; wie im Parzival die Tempeleisen gottberufene Ritter sind, so macht dort der Laie Trevrizont den Priester, hier streben die Ritter nach dem Himmel und verheißen ihn, sie und die Frauen legen die Bibel aus, und Gyburg disputirt mit ihrem Vater Terramer über den rechten Glauben. Was das Königthum angeht, so sind die Verhältnisse geändert; der Marquis erscheint hier wie die späteren übermüthigen Vasallen, greift der Königin in die Haare im Zorn und zerbricht ihre Krone. Die feste Charakterzeichnung ist noch die alte. Dieser schwache König Ludwig, die liebliche Alyze, der stille, räthselhafte Rennewart sind mit Wenigem vortrefflich geschildert; auch die Wirkung, welche Arabele, diese christliche gerechtfertigte Helena auf die belagerten Helden mit ihrer bezaubernden Nähe ausübt, ist sehr fein beobachtet.

4. Gottfried von Strasburg.

Berühmt ist jene Stelle im Tristan, in der Gottfried von Strasburg mit einer Hindeutung auf die dunkle Einleitung in den Parzival dem Wolfram von Eschenbach gegenübertritt, ihm gegen Hartmann den dichterischen Ehrenkranz weigert, und sich

scharf gegen den barocken Vortrag und das Trockne und Dunkle der Eschenbachischen Manier erklärt [253]). Wie in den Fröschen des Aristophanes Euripides dem tiefsinnigen Aeschylus die Gewalt seiner Sprache und die ihm unverständlichen Bilder und Anspielungen vorwirft, so auch Gottfried dem Wolfram, dessen glühende Phantasie nichts von dem steten Feuer des Gottfried kannte, aber immer gewaltige Bilder entwarf, fernliegende Dinge in Gleichnisse band und für neue und fremde Gedanken eine neue und schwierige Sprache erschuf, statt daß Gottfried an den ächten Dichter verlangt, daß er in schlichter und einfacher Rede spreche, an der ein Mann mit schlichten geraden Sinnen nicht strauchle. Keine Forderung ist gerechter als diese; kein Fehler aber natürlicher und verzeihlicher, als der gerügte in einem Manne wie Eschenbach. Wenn wir uns den Dichter des Parzival ins Gedächtniß zurückrufen, dem der Widerspruch nicht entging, der zwischen der inneren träumerischen Welt des Gemüths und dem äußeren Leben ist, so werden wir sogleich begreifen, daß diese Einsicht sich irgendwie in seiner Darstellung nicht minder abspiegeln werde als in seinem Entwurfe. Je mehr sich die Zeiten über sich selbst aufklärten, je mehr man sich aus den alten Zuständen des reinen Ritterthums entfernte, desto klarer ward dieser Widerspruch und desto häufiger werden wir künftig auch von viel unbedeutenderen Dichtern Züge des Scherzes und der Contraste angewandt finden. Je heller die Späteren diese Welt überschauten, desto entschiedener wählten sie die ironische und launige Darstellung mit Absicht. So in verhältnißmäßiger Steigerung Ariost und Wieland. Bei Wieland ist die Absicht, lachen zu machen; Ariost will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne irgend Einen dieser Zwecke zu haben oder auch

253) Tristan 4663.

Vindäre wilder märe, dir märe wildenäre,
die mit den ketenen liegent unde stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen sachen den kinden kunnen machen,
unde uz der bühsen giezen stoubine mergerizen,
die berent uns mit dem stokke schate, niht mit dem grünen linden blate,
mit zwigen noch mit esten; ir schate der tut den gesten
vil selten in den ougen wol: op man der wahrheit jehen sol,
da ne gaht niht gutes mutes van, dane lit niht herze lustes an;
ir rede ist nihl also gevar, daz edel herze iht lache dar.
die selben wildenäre, si muzen tiutäre
mit ir märe lazen gan; wir mugen ir da nach niht verstan,
als man si höret unde siht: so en han wir ouch der muze niht,
daz wir die glose suchen in den swarzen buchen.

nur haben zu können, klar und einfach die Natur seines Vorwurfs auffaßt, macht durch eben diese treue Schilderung denselben Effect, den eine ruhige Beobachtung des jungen Menschen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwischen Lächeln und Rührung; und dis ist auch die Wirkung vieler Romane Jean Pauls, der eben darum eine so seltsame Erscheinung ist, weil er frühzeitig reif mit einem wunderbaren Bewußtsein dieses streitende Wesen der ersten Jünglingsjahre ins Auge faßte, ja zergliederte, und durch alle seine Werke fast hindurchspielen ließ, was uns in unserer Zeit weniger zusagen konnte. Es ist schon, eben weil die komische Seite mit dem ganzen Geschlechte jener Zeit und seiner Denkungsart besonders für uns, die wir unsere Subjectivität mit einmischen, ganz eng verknüpft ist, in der gewöhnlichen Schreibart theils jene rührende Einfalt und Unschuld sichtbar, theils, wie bei Gottfried, jene Heiterkeit verbreitet, theils, wie fast in allen Gleichnissen und Bildern, durch das Zusammenhalten des Sinnlichen und Uebersinnlichen, die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in sich widerspruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. Bilder und Vergleichungen sinnlicher und unsinnlicher Gegenstände sind in diesen Poesien, und in anderer Art in Jean Paul, eben so gewöhnlich, wie sie bei den Griechen unerhört sind. Bei Wolfram aber ist viel Komisches eigenthümlich, wie er denn z. B. das Jean Paulische „Ungleich" launig anwendet: „Ist etwas lichter als der Tag, dem glich nicht Belacane (die Mohrin)." Anwendung eines Besonderen statt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung steigert den komischen Effect; dergleichen findet sich mehrfach, wie wenn er von einem seiner Helden sagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mußte man ihn binden, oder er war dabei; nirgends ist der Rhein so breit, säh er am andern Gestade kämpfen, er würde das Bad nicht scheuen." Seine Uebertreibungen zielen bei ihm auf komische Wirkung; Gynover bringt es bei Artus dahin, daß Segramors mit Parzival kämpfen darf, „es fehlte nichts, als daß er vor Liebe zu ihr gestorben wäre." Wenn beim Homer Ajas mit einem Esel verglichen wird, denkt gewiß Niemand an Muthwillen des Dichters; aber ganz anders, wenn Wolfram Gesicht und Wuchs seiner Heldin mit Hasen und Ameisen vergleicht; oder die Arabel an Sanftheit mit einem jungen Gänseltin, das „an dem Angriff linde" ist. Wenn er den lächer-

lichen Contrast empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzivals physische Kraft in demselben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe steigt, als er über dem Anblick von drei Tropfen Gänseblut im Schnee seiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, und alle Seelenkraft dabei zu verlieren scheint, so hält er die Frau Minne an und fragt sie ernstlich, warum sie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth so „enschumpfire.“ Und endlich bekennt sich Wolfram selbst zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung spricht, mit denen sich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mußten[254]).

Wenn nun so weit diese humoristische Manier, die von seinem sonstigen Ernste oft hart absticht und einen unversöhnten Contrast bildet, was allerdings jede ruhige Wirkung zerstört, etwa entschuldigt werden möchte, so läßt sich das gewiß nicht auf andere Stellen ausdehnen, wo auf das allerunangenehmste und grellste oft das höchst Zarte mit dem Allerekelsten, das Innigste und Ergreifendste mit dem stärksten Bombast und schlechtesten Geschmacke, das Entfernteste mit dem Entferntesten verknüpft wird. Wo er im Willehalm die Alyze so liebenswürdig einführt, unterbricht die zarte Stelle ein widerliches Bild, das man nicht einmal gut anführen kann[255]). In die Klage des Wilhelm über Vivians Leiche, die aufs vortrefflichste ausgedrückt ist, mischt sich unter die ächtesten Empfindungen ein Bild wie dieses: solche Süße lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeschmack müßte ganz zuckermäßig sein, wenn einer deiner zehn darein würfe! Anderswo soll der Glanz des Heeres von Poydjus beschrieben werden, das unter seiner Pracht erliegen würde, wenn jeder all seinen Reichthum an-

---

254) Swaz da was spise für getragen,
belibên si da nach ungetwagen,
daz enschadet in an den ougen niht,
als man fischegen handen giht.
Ich wil für mich gebeizen,
man möhte mit mir beizen,
waer ich für vederspil erkant,
ich swunge al gerude von der hant,
bi selhen kröpfelinen
taete ich fliegen schinen!
— Wes sparte ich der getrûwen diet?
min alt unfuoge mir daz riet.

255) Man möhte uf eine wunden ir kinsche han gebunden,
da daz ungenande wäre bi: belibe diu niht vor schaden vri,
si waere enkelten wunders...

gelegt hätte, das möchte der Dichter vergleichen mit dem Antvogel der an den Bodensee zu trinken komme „trünkern gar, daz taet im we."

Wer nur wenige Seiten im Tristan zur Vergleichung mit dieser Wolfram'schen Manier gelesen hat, schon der wird begreifen, woher die feindselige Stimmung dieses klaren geschmackvollen Mannes rührt. Man darf nur sehen, wie weit er von der Unbeholfenheit in der Darstellung, die in allen Dichtern dieser Zeit nicht zu leugnen ist, entfernt steht, mit welcher beneidenswerthen Leichtigkeit er seine eintönigen Verse und Reime ineinanderschlingt und mit seinen künstlich und kühn zugleich gebauten Perioden und leichten Reimen das Beschwerliche dieser Versart fast vertilgt, welcher ungehemmte Fluß der Gedanken ihm mit welcher Fülle und doch Regelmäßigkeit entströmt, und wie wenig er von dem Zwang, der Aengstlichkeit, dem erkünstelten Schwung der übrigen hat, wie im Gegentheil die größte und leichteste Redseligkeit und Weichheit, die an und für sich gerade auch nicht zu loben ist, gleichsam durch seinen Plan und Gegenstand ebenso gerechtfertigt wird, wie die planlosen Abentheuer im Parzival. Allein sein Vortrag wäre offenbar das Geringste, wenn nicht hinzukäme, daß dieser Gottfried offenbar der ganzen herkömmlichen Poetenmanier geradezu entgegenträte und überall oft den pikantesten Spott gerade über die herrschendsten Eigenheiten jedes ritterlichen Romanes ausgösse, die auch im Parzival noch so vielfältig begegnen. Bekanntlich ist die Art der beschreibenden Dichtkunst, die prächtige Gegenstände, oder glänzende Anzüge und Waffen, oder die schöne Körperbildung eines Menschen mit Aufzählung der einzelnen Theile derselben zu schildern sucht, eine Manier, die durchaus jede Wirkung verfehlt, und der ein Homer, wie Lessing im Laocoon so vortrefflich gezeigt hat, auf die poëtischste Weise mit merkwürdiger Consequenz aus dem Wege geht. Diese Manier herrscht in allen ritterlichen Dichtern in der übertriebensten Weise. Gottfried ist der erste und letzte, der dies fühlte, ja einsah, obwohl die Uebertreibungen dieser Art auch schon Wolfram aufgefallen waren. Wo er seinen Tristan und Rual zur Schwertleite kleiden und festlich schmücken will, war die bequemste Gelegenheit, dergleichen anzubringen, allein er umgeht das Herkommen und setzt eine Allegorie an die Stelle, indem er den geistigen Schmuck und den Zierat der Seele seines

Helden zeichnet. Dabei läßt er mit der ihm eigenen Milde den Dichtern die Gerechtigkeit widerfahren, daß man überall von weltlicher Zierde so schön gesungen habe und von reichem Geräthe, daß er mit zwölffachem Talente nicht beikommen, mit zwölf Zungen nicht erreichen werde, was man Herrliches gesagt. Dies schwankt zwischen Spott und Anerkennung und kann beides zugleich sein sollen, weil in der That an solche Stellen oft der schönste Fleiß der besten Dichter verschwendet ist. Der Dichter bahnt sich daher einen ganz neuen Weg zur Verherrlichung seines Festes, indem er gleichsam die berühmtesten Dichter seiner Zeit in die Gesellschaft lädt, in jener berühmten auch von anderen nachgeahmten Stelle, der wir so manche schöne Notiz verdanken, die wir der außerordentlichen Feinheit und Bestimmtheit der Charakteristiken wegen so sehr bewunden, so daß wir z. B. aus seiner Schilderung von dem duftigen und harmonischen Gedichte des Blikker von Steinach (dem Umbhang) mit Gewißheit schließen dürfen, unsere Literatur würde eine ganz neue Bereicherung erhalten, sollte dies je noch aufgefunden werden[256]). Wenn er alsdann den geladenen Kreis durchlaufen und uns mit den großen Sängern seiner Zeit bekannt gemacht hat, so nimmt er die Wendung, daß ihm in der Nähe so redereicher Männer das Wort im Munde gar erlösche und er nicht wisse wie er seinen Tristan zur Schwertleite bereiten solle. Er sendet dann sein Gebet zu dem Helicon, dem neunfältigen Thron, von dem der Quell rauscht, aus dem die Gabe der Worte und der Sinne fließen. Apoll und die Camönen würden ihm, da sie ihre Gaben so reichlich jetzt vertheilten, ihm doch einen Tropfen nicht versagen. Gesetzt aber, diese seine Bitte sei ihm gewährt

---

256) Vers 4696.

Er hat den wunsch von worten;
sinen sin den reinen, ich wäne daz in feinen
ze wunder haben gespunnen, unde haben in in ir brunnen
gelütert und gereinet; er ist binamen gefeinet;
sin zunge diu die harpfe treit, si hat zwo volle sälekeit,
daz sint diu wort, daz ist der sin; diu zwei diu harpfent under in.
ir märe in fremdem prise. der selbe wort wise,
nemt war, wie der hier under an dem umbehange wunder
mit späher rede entwirfet, wie er diu mezzer wirfet
mit behendeklichen rimen: wie kan er rime limen,
als op si da gewahsen sin! ez ist noch der geloube min,
daz er buch und buchstabe für vedern angebunden habe;
wan, wellet ir sin nemen war,
sin wort diu sweiment als der ar.

und reichlich besäße er die Gabe, alle Ohren zu entzücken, jedes Gemüth sanft zu stimmen, seine Rede von keinem Stäubchen hemmen und nur auf Klee und lichten Blumen einhergehen zu lassen, dennoch würde er sich nicht bestimmen lassen, sich an dem zu versuchen, woran sich so mancher versucht hat: denn gäbe er sich alle Mühe, wie so Mancher gethan, und erzähle wie Vulcan dem Tristan die Waffen und Kassandra den Kleiderschmuck bereitet, so hätte dies Alles doch keine andere Kraft, als die Gesellschaft die Er bereitet habe. Man wird finden, welch ein selbständiger Kunstsinn und welche feine Begriffe von den Wirkungen der Poesie hier durchblicken, die es erklären, wenn er blos auf die Forderungen der Kunst gerichtet absieht von allem Moralischen und allem Hergebrachten, was man damals in den Werken der Dichtung zu finden und zu suchen gewohnt war. Ganz so wie an dieser Stelle die Festbeschreibung, so schiebt er sogleich auch die Beschreibung des Turniers bei Seite; wie viele Speere sie zerbrochen hätten, das sollen die Knappen sagen, die sie zusammentrugen. So will er sich auch nicht mit dem Preis von Morolts Stärke befassen, indem er, ohne es zu sagen, auf die gewöhnlichen Uebertreibungen der Körperkraft der Romanhelden, und im besonderen auf die des Morolt, dem die alte Sage, der er opponirt, mehrfache Manneskraft beilegt, stichelt und ausdrücklich beifügt, daß er seine Kunst nicht an dergleichen vergeuden will. Daß der Dichter, wo die Gelegenheit es will, nicht vor der Schilderung großes Schmerzes und inniger Klage scheut, hat er in der ganz vortrefflichen Zeichnung von Blancheflours versteinerndem Schmerz über Riwalins Tod gezeigt, die ihres Gleichen nicht in der mittelaltrigen Poesie hat, allein darum verschmäht er doch, die hergebrachte Todtenklage in ewigen Wiederholungen wiederzubringen, und als Morolt fällt, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram seiner Leute zu machen — was hülfe es? wer möchte Aller Leid beklagen? — Wenn er hernach von der Heilung Tristans redet, so wäre für einen Wolfram'schen Sinn die schönste Gelegenheit gewesen, mit Gelehrsamkeit und wunderlichen Worten über die Meisterschaft der Isold und die Zauberkraft ihrer Arzeneien zu prunken, allein er will nie ein Wort reden, das den Ohren mißfalle, dem Herzen widerstehe, und will lieber kurz von solchen Dingen sprechen, ehe er die Erzählung widerlich mit unhöfischer Rede mache. Aus allen diesen

Stellen leuchtet die bewussteste Richtung auf Seelenschilderung vor, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in enger Beziehung steht, einzugehen verschmäht. Seine Kunst, innere Charakterformen zu zeichnen, ist, wie wir noch näher sehen wollen, im höchsten Grade ausgezeichnet, ja er streift an die Kunst der Griechen, an der äußeren Gestalt die innere erkennen zu lassen und es ist meisterhaft, wie er in allen Gebärden und in jedem Zuge den jungen Tristan, als er in Marke's Jagdgesellschaft und dann an dessen Hof kommt, vortrefflich charakterisirt. Man darf ihn aber auch nur von den Musen und von Helena und Aehnlichem reden hören, um zu sehen, wie bekannt er wenigstens mit dem ächten Virgil war, wie viel Sinn er für die plastischen Figuren der Alten hat, wie lebendig diese vor seinen Augen stehen, wie richtig er ihre Grazie auffaßt, für was Alles keiner seiner Mitsänger vor und nach ihm ein Sinn zeigte.

Die Zierlichkeit und Lieblichkeit dieses Dichters, sein weicher aber reiner Geschmack, die reizvolle Form seines Werkes, die mit der Härte und der Strenge des Wolfram so gewaltig contrastiren, ruht auf der Lebensansicht des Dichters, die von der des Eschenbach eben so scharf absticht, und deren Verschiedenheit die Wahl des Stoffes ihrer beiden Hauptgedichte und ihre abweichende Darstellungsart bedingt. Je diametraler sich diese Weltansicht beider Dichter entgegensteht, je tiefer beide in der menschlichen Natur begründet sind, je totaler jede einzelne in jedem der beiden Dichter hervortritt und Alles durchdringt, je mehr uns Alles Ganze und von Halbheit Entfernte anzuziehen pflegt, desto erklärlicher wird das verschiedene Urtheil, das man über Beide fällen hört, denn der Zwiespalt über den Werth solcher Werke und solcher Dichter wird so lange dauern, als Menschen Menschen bleiben. So lange es Menschen geben wird, die das Leben mehr von der ernsten Seite, und Andere, die es mehr von der heiteren zu betrachten lieben, so lange das Ebenmaß zwischen moralischer und ästhetischer Bildung der Seele nur in so Wenigen bestehend gefunden wird, so lange werden sich die Urtheile über diese und ähnliche Dichter trennen, je nachdem der Beurtheiler Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es giebt eine gewisse Trilogie künstlerischer Form, die darum sich in den Literaturgeschichten der Völker mehrfach wiederholt, weil sie

eine natürliche ist und den Menschen gemeinsam. Die Dichtkunst erscheint anfänglich, den großen Bestrebungen und Gedanken der Völker angemessen, in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck, und sucht mehr die Sache als die Darstellung; dieser erhabnere Charakter sinkt mit der Zeit zu seinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet; der bequeme dichterische Genuß steigt, die moralische Befriedigung und Erhebung fällt oft weg. Zwischen diesen beiden Extremen, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Strengen und Weichen steht das eigentlich Schöne inne, erscheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch scheint in Aeschylus, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommensten ausgedrückt. Aehnlich würde ich Wolfram, Hartmann und Gottfried nebeneinander stellen, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme ausschließt als positiv in sich harmonisch verbindet. Es ist daher natürlich, wenn diese Mitte zwar von keiner Parthei je absolut verworfen, aber auch selten sehr leidenschaftlich bewundert wird, und wenn Aristophanes in seinen Fröschen zwischen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunst den nicht erscheinenden Sophokles in stiller Entfernung emporhebt, so ist das etwas, was unser inneres Gefühl mit eben der überraschenden Wahrheit trifft, wie wenn Göthe erzählt, daß er sich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphaels gestritten; man habe sich nie verständigen können, aber am Ende habe man sich zum Lobe Lionardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylus zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann von der Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylus gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, moralischen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daß sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit hier und da wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläßt, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Lindenblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „Vindere wilder mere" von sich weist. Suchen wir aber im Dichter den ganzen

Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der Erstern, und verfechten mit Aeschylus, daß der Dichter, der Lehrer der Erwachsenen, das Gute nur lehren und das Unedle verbergen, daß er nur würdigen und großen Stoff behandlen solle. Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann gerade erscheint ihr ernster Kampf mit dem ernsten Leben als der Ausspruch der ganzen Größe ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung, dann ersetzen wir uns die mangelnde Gluth und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem consistenten und stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Fluß der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Um aber auf Einen Blick die ungeheure Kluft zu überschauen, die unsere beiden Dichter voneinander trennt, will ich so kurz als thunlich dem Tristan und seiner inneren Structur folgen, und der Leser möge meine Analyse dann nur mit der des Parzival vergleichen. Ich sehe hierbei noch mehr, als irgendwo sonst von den Quellen ab, weil in einem Gedichte wie dieses auf die Entlehnung des Stoffes gar nichts ankommt und weil dies geradezu als ein so originaldeutsches Product angesehen werden darf, als ob dem Dichter selbst der Stoff eigen sei. Die Geschichte der Sage kann in der Dichtungsgeschichte nur als Stoff der Poesie interessiren und daher nur ein untergeordnetes Interesse haben; sie wird um so wichtiger, je unbedeutender die eigentliche Kunst noch ist; sie wird stets unbrauchbarer, je bedeutender die dichterische Thätigkeit der Individuen wird. Mein Vorsatz ist in dem einen wie im anderen dasjenige aushebend zu verfolgen, was sich aus dem Ganzen der Nationalgeschichte erläutern und herleiten läßt; die zufälligen Schicksale der Stoffe, wie die gleichgültigen Eigenthümlichkeiten der Dichter lasse ich bei Seite. Es ist ein mäßiges Interesse, was ich an dem geschichtlichen Stoffe von Göthes Werther nehme; die Stimmung im Volke, die ihn hervorbrachte und ihm seine Wirkung schaffte, ist dem Geschichtschreiber die Hauptsache; so ists auch mit den Werken eines Wolfram oder Gottfried. Ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß der Dichter die höchste Bewunderung verdient, wenn man sieht, welch ein bedeutungsvolles Gedicht er

aus einer Materie bereitet, die noch in dem Tristan des Eilhart von Hobergen so wüst und ekel daliegt und in sich von aller Größe und Würde vollkommen entblößt ist, die nichts ist als eine bloße Novelle, ein britisches Fabliau, wie denn auch z. B. in den armoricanischen Lais im Ywonec die Elemente des Tristan, ein Ehebruch, ein treuer Tod der Ehebrecherin über dem Geliebten, und in einem anderen auch ein einzelnes Abentheuer im Tristan vorkommt, indem Gottfried überhaupt mehrere allgemein verbreitete Lieblingsstücke der Art hat, die noch im Eilhart fehlen. Aus einer so niederen Sphäre, in der die Fabel des Tristan zu einem unterhaltenden leichtsinnigen Geschichtchen gemacht ist, rückte sie Gottfried in eine wunderbare Höhe, mit einer wahrhaft genialen Kunst. Wenn wir uns im Parzival in das Gedankenleben jener Zeit versetzt sahen, so versetzt uns Gottfried in die Mitte des Gemüthslebens der Ritter- und Hofwelt. Wenn sich Parzival mit dem äußerlichen, planlosen und wirren Wesen der handelnden Welt in Opposition setzte und uns gleichsam die vorher fast unverständlichen, weil eben so planlosen, Romane eröffnete und erklärte, so setzt sich Tristan mit dem inneren Gefühlsleben jener Zeit in Einklang und erklärt uns den Minnegesang und was Alles dabei uns fremd blieb, so lange wir mittelmäßige Gedichte mittelmäßiger Sänger unvollkommen davon singen und sagen hörten. Wir werden hier in die Erziehung und das Leben eines solchen höfischen Ritters eingeführt, der im Gegensatze zu dem einsam und menschlich emporgewachsenen Parzival mit feinen Manieren, mit liberalem Unterricht, mit weltmännischen Sitten aufgezogen wird; der Dichter will ihn uns von jener Einen Empfindung der Liebe beherrscht zeigen, von jenem so räthselhaften und für uns fremden Gefühle, das so manches unter sich Streitende versöhnt, so manches Heterogene verknüpft, das hier Treue und treulosen Verrath, Dienstpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtsinn und Innigkeit in Einem und demselben Herzen vereinigt. Glücklich, daß dieser Dichter mit fast unbegreiflicher Ueberlegenheit einen so schwierigen Vorwurf zu bemeistern das Geschick hat, uns würde die ganze Zeit ohne sein Gedicht viel unbegreiflicher sein. Er zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, wunderbaren, zauberisch wirkenden Regungen der ersten Liebe, er zeigt diese, mittelst des Zaubertranks, in ihrer unwiderstehlichen Stärke, er zeigt, wie sie den Todhaß

zweier Seelen versöhnt, und an seine Stelle Treue bis zum Tode setzt, wie sie auf der anderen Seite den schönen Bund zweier Verwandten trennt und zu schmählichem Verrathe verleitet, wie sie den reinsten Charakter verdirbt, wie sie den thatenlustigen, umgeirrten Tristan, den Retter seines Oheims, den Eroberer seines eigenen Landes, den Schlangentödter, plötzlich der Welt entzieht, wie nun alle Thaten aufhören, alle Handlungen stille stehen, nur die kleinen Machinationen nicht, die ihm sein neues Bündniß mit Isolt eingiebt. Die geheime Kraft der Heiligkeit der Empfindungen dieser Jahre pflegt mit der Nichtachtung aller geselligen Bande gepaart zu sein und versöhnt oft das Schmählichste mit dem Erhabensten und Edelsten. Dies ist ein Zug vollkommener Naturwahrheit, den die Geschichte jedes innerlichen Menschen bestätigt. Der Dichter führt das liebende Paar zuletzt aus aller Welt ganz zurück in die Einsamkeit, wo er mit ariostischer Laune sogar meint, sie hätten in ihrem Glücke nicht einmal mehr der Nahrung bedurft. Wie aber auch auf dieser Spitze des Glücks das an Täuschungen und Betrug gewöhnte Paar noch die Außenwelt zu täuschen sucht, bewirkt eben dies ihre Rückberufung in die Welt, zieht ihre Trennung nach sich, bewirkt die ärgere Entartung der Sitten; die Sofistik der Liebe treibt den Helden sogar zur Untreue und jetzt trifft ihn die Sofistik des Schicksals mit rächender Vergeltung. Das Ende des Gedichtes, wenn es erhalten wäre, hätte uns sagen können, ob der Dichter wirklich die Absicht gehabt hatte, seinen Helden als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft, als die Frucht und als das Opfer des Leichtsinns und der Eigenheit jener Zeit zu zeichnen, die eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundsatzes emporhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß. Sollte das Alles auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, worauf gar nichts ankommt, so liegt es in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende moralische Wendung vermieden ist, die wir gern dabei unterschieben möchten.

Doch den Dichter macht nicht sowohl der Plan, als die Ausführung; wir wollen daher noch einen Schritt näher treten, um auch hier seine unvergleichliche Dichtergabe kennen zu lernen. Die heitere Weltbetrachtung des Dichters spricht sich gleich im Eingang mit der Totalität aus, mit der sie das ganze Werk bis in die

kleinsten Theile aufs innigste durchdringt. Er spricht sein Lied zu den Liebenden, auch Er singt von Freud und Leid, aber er singt davon nicht in dem Tone Wolframs, „daß Jammer unser Beginnen sei und daß wir mit Jammer ins Grab kommen," sondern er kennt nur das Leid der Liebe als eine Süßigkeit und als eine Würze der Freude. Sein Held wird geboren von einem Verführer und von einer Verführten, sein Vater fällt vor seiner Geburt, seine Mutter stirbt aus treuer Liebe zu dem Gatten bei seiner Geburt, Dies ist das Vorspiel zu seinem eigenen Schicksal und der Keim seiner Natur. Die erste Schule aber vollendet sogleich den Charakter. Ein treuer Diener des getödteten Rivalin erzieht den Tristan als seinen eigenen Sohn, und wendet alle Sorge für eine liberale Erziehung an ihn, die von aller verhätschelnden Zärtlichkeit eines treuen Dienstmannes begleitet ist. Er reist in fremde Lande, lernt fremde Sprachen und was Alles zu der Bildung eines höfischen Edlen oder im heutigen Ausdruck zu einem Gentleman oder Routinier gehörte. Das war, sagt der Dichter, das erste Opfer seiner Freiheit und er trat in den Jugendjahren, wo alle seine Freude und Wonne erstehen sollte, in peinliche Sorgen und sein bestes Leben war mit des Lebens Beginne hin; „da er mit Freuden zu blühen begann, fiel ihn der Reif der Sorge an, der so mancher Jugend schadet und er verdorrte ihm die Blüthe seiner Freuden." Dies war die Folge der Bücherbeschäftigung, an die er gleichwohl Fleiß und Mühe kehrte. Welche richtige, tiefe Bemerkungen, die heute in unserer Welt der Prosa nicht scharf genug und oft genug gemacht und wiederholt werden können, die aber in dem Munde eines Mannes jener Zeit eigen lauten und mehr wie die leichtsinnige Klage unserer schwachen Väter und Mütter über die Strenge der Schule, auch wo keine Ursache zur Klage ist. So erscheint nun dieser Tristan mit jener Welttournure, mit jener glänzenden Außenseite, mit all den liebenswürdigen Schwächen, welche — wer kennt das nicht? — die Welt, wie sie nun ist, immer am bereitwilligsten tolerirt, die Jedermann und besonders die weibliche Gesellschaft einnehmen und gewinnen, wenn auch nicht innerlich fesseln, die Jeden der sie besitzt zum Liebling Aller, wenn auch nicht grade zum Gegenstand der Achtung machen. Die Zeichnung dieses Charakters sucht in aller Welt ihres Gleichen; die Art, wie er das redselige, gewandte, flinke, in jeder Lage gleich gerechte Bürschchen

an Markes Hof einführt, ist ganz vortrefflich. Der Zug des guten Benehmens, der geselligen Toleranz und Bescheidenheit ist überall ins Licht gestellt; es ist ein allgemeiner Satz, den auch die Strengsten der damaligen Dichter und Moralisten loben, daß den Mantel nach dem Winde hängen, aus dem Walde wiederrufen wie man hineinruft, recht ist, daß man mit dem Frohen froh, mit dem Traurigen traurig, dem Treuen treu, dem Falschen rund sein solle, eine Maxime, die nur ein Ascet und Einsiedler geradezu verdammen kann, die aber doch ihre sehr festen innerlichen Prinzipien verlangt, wo sie nicht zum Laster werden soll. Allein Gottfried sieht das für ein Glück an, das Gott gegeben, daß sein Tristan mit Allen zu leben wußte, mit Allen zu tollen, zu singen, zu lachen, und mit den Wölfen zu heulen, und Alles mitzumachen was einer anhub, wie es die Jugend solle. Jugend hat nicht Tugend, ist seine Predigt; auch das ist recht; es ist ein Satz, dem ein gesunkenes, schwächliches, für seine Kinder ängstlich besorgtes Geschlecht wie das unsere so gern seine Wahrheit nähme, allein auch dies ist eine Einsicht, die in einem Zeitalter der Unbildung und roherer Kraft, wie jenes, auf einer gefährlichen Höhe steht, obgleich sie bei Gottfried durchaus rein ist, da er nicht so weit geht, daß er auch der Bösen Lied singen lehre, vielmehr den Haß der Bösen als nothwendige Bürde des Guten, den Neid als das Kind der Würde darstellt. Die Heldenthaten des Tristan, die Wiedereroberung seines Landes, sein Sieg über Morolt und über den Drachen in Irland zeigen ihn noch als einen Jüngling, in dem noch keine innere Regung laut geworden. Er sieht jene Isolt zum erstenmal kalt, er räth selbst dem Marke um sie zu werben, er selbst übernimmt die gefährliche Werbung bei dem ihm tödlich befeindeten Weibe, er richtet sie treulich aus. Der Zaubertrank, der in der Sage mitspielte, überhob den Dichter freilich der Mühe, uns die allmählig erwachende Leidenschaft in dem feindlichen Paare auf der Meerfahrt zu schildern, allein er holt nach dem Tranke nach, was nicht vorherzugehen brauchte und versinnlicht das Plötzliche eines solchen Uebergangs von n o t h w e n d i g e r ä u ß e r e r Versöhnung zu freiwilliger Hingebung und Liebe durch eben jenes Symbol vortrefflich. Seine Kunst der Seelenmalerei beginnt hier. Der Ausbruch der Gefühle in Isolt ist ganz vortrefflich; die Kenntniß der Natur der Geschlechter, die dabei entwickelt wird, ist zum Erstaunen. Das

Weib wallt zuerst über von ihrer Empfindung, sie hat volle Augen, sie läßt das Haupt auf Tristan sinken und sagt ihm ein Räthsel als halbes Bekenntniß, und der Mann, den gleiche Gefühle bestürmen, hat jetzt, seines Sieges sicher, noch die Kälte, die Umarmung zurückzuhalten, sie mit absichtlicher falscher Auslegung ihrer Worte zu quälen, sie zum vollen Geständniß zu zwingen. Was von nun an folgt, ist nicht geeignet, etwas anderes als unseren Abscheu zu wecken, obgleich es in der menschlichen Natur nur zu begründet sein mag, daß, wenn nun einmal namentlich im Weibe nach einem solchen Kampfe Schaam und Zucht überwunden ist, dann keinerlei Hoffnung zur Heilung und Rückkehr übrig bleibt. Eine Reihe von Betrügen, Täuschungen und Vexationen des armen Ehemannes und Oheims Marke werden uns in ermüdender Menge und Ausführlichkeit vorgeführt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch hier das ganze Talent des Dichters sich entfaltet. So ist die reine liebe gute kindliche Isolt denn gleich, nachdem sie den Trank der Schuld gekostet, dazu gereift, dem neuen Eheherrn zum trauten Empfang den schmählichsten Betrug zu bereiten, und leichthin wird der schauderhafte Satz ausgesprochen, daß sie begann Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten, was denn als Einleitung zu dem grausigen Anschlag dient, den sie gegen ihre treue Dienerin, die Helferin bei jenem Betruge, faßt. Sie fängt nun an, in den Künsten der Schlangenlist und des Betrugs die raschesten Fortschritte zu machen; bald macht sie eine Thorheit, die sie noch in alter Unbefangenheit beging, mit zehn abgefeimten Streichen gut. Sie läßt die Kunst der Weiber spielen, wie der Dichter sagt, daß sie weinen können ohne Anlaß und Ernst, so oft sie es gut dünkt. Bald bedarf sie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen, schnell weiß sie mit eigner Kunst die Lauscher zu täuschen, (in Scenen die des Pinsels der Cervantes oder Boccaz, oder wer sonst hierin Meister ist, vollkommen würdig sind) und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in Meisterschaft den Mann und die Freundin. Sie weiß mit Winken und Lächeln, mit Achselzucken und Seufzen den ängstlich schwankenden armen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer anzuspielen und doch jeder Frage auszuweichen. Sie konnte den Marke, als sie ihm bei ihrer Zusammenkunft mit Tristan im Garten das Lauschen auf dem Baume ablauschte, mit der

Wahrheit kirren, ihm die Scene eröffnen, die sie da mit Tristan zu seiner Täuschung spielte: nein, sie nicht; sie sagt ihm nur die leichte Lüge, daß Tristan das, was er ihr vor Markes Ohren selbst gesagt, zu Brangäne gesagt hätte, und reservirt sich also ihm gegenüber das Recht der Heimlichkeit vor dem Gatten. Es geht so weit, daß selbst das Gottesgericht und der Eid auf eine frevelhafte Art verhöhnt wird, mit einer listigen Erfindung der Isolt, die ihr in Noth und Gebet und Fasten der gnädige Christ eingegeben hat! sie richtet die List zu, sie betet dann in „göttlicher Andacht", sie schwört dann den Eid, sie hält das glühende Eisen: da ward es offenbar, „daß der heilige Christ windschaffen wie ein Aermel ist!" Man sieht wohl, daß ein aufgeklärter Mann mit Heilthümern und Gottesgericht hier seinen Spott treibt und dies würde man am Ende heute so gut hingehen lassen, wie Friedrichs II. freigeistige Scherze über das gelobte Land[257]); aber wie ist doch auch die Ansicht von dem ganzen Verhältniß die sonst durchgeht! Wenn er von den untreuen Hausgenossen redet, die Honig im Munde und Haß im Herzen tragen, so sollte man Wunder meinen, welche treffliche Anwendung werde gemacht werden: am Ende sind die Hofleute gemeint, die es mit Marke gut und ehrlich meinen. Wenn man Gottfried von der Liebe reden hört, von der Kraft und hohen Wirkung die sie übt, von dem Verfall der ächten Liebe in der Zeit, und wie nur noch das zertriebene Wort, aber nicht die Sache übrig sei, so denkt man, die herrlichste Schilderung reiner und heiliger Gefühle solle das Alles bewähren, wo gleich hernach die schandbarsten Anschläge folgen, wo kurz vorher der Verrath an Marke begonnen war, und wo nun dies ganze Verhältniß als ein Ideal liebender Treue aufgestellt wird, weil auch freilich die Isolt an dem Gegenstande ihrer sündigen Liebe mit all der Hingebung treu hängt, die sich sogar jede andere Freude versagt, ja zerstört. Als der betrogene Gatte mit Meineid und Allem getäuscht war, täuscht ihn doch sein eigenes gesundes Auge nicht länger, der gute Mann kann es nicht weiter mit ansehn, läßt die beiden Liebenden von seinem

257) Da wart wol geoffenbäret unde al der werlt bewäret,
daz der vil tugenthafte Krist wintschaffen als ein ermel ist:
er füget unde suchet an, do man'z an in gesuchen kan,
als gefüge und alse wol, als er von allem rehte sol.
er ist allen herzen bereit, ze durhnehte unt ze trugeheit!
ist ez ernest, ist ez spil, er ist ie, swie man wil.

Hofe gehen und überläßt sie sich selbst. In der Schilderung ihres Zusammenlebens im Walde wandelt den Gottfried ariostische Laune und Uebermuth an und er überläßt sich dem höchsten Schwung seines Genius. Die sinnige allegorische Deutung von der Höhle der Liebenden, das launige Mitspielen des Dichters, die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags, der hier mit dem reizendsten Schmucke bekleidet ist, Alles befähigt diese Stelle mit dem Höchsten der romantischen Poesie zu wetteifern. Man reiße dies einsame Leben der Liebenden heraus, betrachte es für sich und nur von Seite der poetischen Kunst, ob dies an Naturleben, an Innigkeit, an bezauberndem Colorit hinter Medor und Angelica zurück — ja ob es nicht vielmehr voransteht; oder man nenne uns irgend ein Schäfergedicht oder eine idyllische Episode der Spanier und Italiener, in der ein so zarter Duft ungekünstelter Unschuld weht, über die so frische, gesunde Freude an dem Leben in der Natur und ein so reiner Hauch der Naivetät gebreitet ist. In diesem Leben der Wonne stört sie Marke wieder. Dieser arme Mann ist von dem Dichter vortrefflich gezeichnet; ein Gemälde menschlicher Schwachheit und Leidenschaft, das trostlos schön entworfen ist. Jetzt bereut er seine Großmuth; er fährt im Walde herum, und als das die Liebenden merken, wollen sie auch jetzt den Schein der Treue gegen ihn retten und legen zwischen sich ein nacktes Schwert als Symbol ihrer Unschuld. So ein kleiner Strahl von Hoffnung richtet den von Trauer und Einsamkeit gequälten Marke wieder auf und er nimmt sie wieder an den Hof; geblendet von Liebe wußte er zwar, wie es um sie stand, aber wollte es nicht wissen. Das braucht nun der Dichter zur Entschuldigung. Wem soll man, fragt er, die Schuld an dem ehrlosen Leben der Beiden geben, da Begierde und Lust den Marke so blendeten, daß er Alles vergessen wollte, was sie ihm thaten? er wirft ihm den Fehler vor, daß er ihnen nun wieder ihr Spiel verderben will und sie damit nur um so mehr reizt; er wirft ihm das Hüten des Weibes vor, was in jedem Falle verloren sei, da man die Böse nicht hüten könne, die Gute nicht dürfe; sie hüte sich selber; jeder andere Hüter sei ihr verhaßt; und wenn gute Gesinnung auf diese Weise zum Uebeln gebracht werde, so trage sie noch üblere Früchte, als die stets übel gewesen ist. Die Liebe erzwingen, sei ja nicht möglich, man lösche die Liebe mit dem Versuche; man müsse nichts verbieten, denn

manches geschähe durch Verbot, was außerdem nicht geschehen wäre: dies sei den Weibern angeboren, deren Urahnfrau gebrochen was ihr Gott verbot, und es gewiß nicht gethan hätte, wäre es ihr nicht verboten gewesen. Mit bloßem Verbieten könne man noch heute die Even zu hunderten machen, die sich selbst und Gott verlören. Das Weib, das aus dieser Art schlägt, und die gerne Lob und Ehre bewahrt, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; an ein Weib dieser Art verschwendet er nun sein größtes Lob; nun sollte man meinen, dem Gedankengange zufolge müsse zwischen diesem Ideale der Weiblichkeit und der Isolt geschieden werden, allein im Gegentheil, diese Isolt wird als ein solches Muster geradezu aufgestellt. Vor einer solchen Logik des Frauendienstes jener Zeit muß die unsere natürlich die Segel streichen. Und man darf sich nur in dem welschen Gaste umsehen, um zu finden, daß diese Denkart damals die würdigsten Männer durchdrang. — Im Verfolge der Geschichte wird dann Tristan aufs neue überführt und macht sich nun vom Hofe fort. Er kommt zu der zweiten Isolt. Leichter in seiner Leidenschaft als das Weib, wird der Mann von der Schönheit dieser angeregt, daß er sogleich beginnt, mit seinem Herzen zu spielen, sich sofistisch hinter den Namen zu verkriechen, um seine Treue ein wenig zu betäuben. Als er sieht, daß es in ihr Ernst wird, kommt er wieder zur Besinnung und nun hält er, ein eben so vortrefflicher dem Schwächling abgelauschter Zug, zurück; er sieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt ihn das Mitleid, sie mit Anderem, mit Gesang und allem Möglichen zu entschädigen. Dennoch bringt ihn ihre entschiedner werdende Liebe zum Wanken; dreimal zieht ihn seine Treue ab, aber dreimal zieht die Lust, die ihm alle Stunden lachend unter den Augen lag und Aug und Sinn blendete, sein Herzen wieder an. Ferner Liebe thut sich der Mann eher ab, sagt der Dichter, als er sich der nahen enthält. Mitleid und halbe Liebe kreuzt sich mit der Stimme der Treue in ihm bis zur völligen Unklarheit über das, was er thut. Er singt zweideutig seine Lieder einer Isolt. Durch das ewige Nahen und Entfernen von der neuen Isolt ward die alte starke Minne allmählig abgeleitet. Indem Tristan diese Entdeckung in sich macht, so macht er nun gleich seine Qual und Trauer um die frühere Isolt als Entschuldigung geltend, die, meint er, sich jetzt wohl nur mäßig nach ihm sehne,

obgleich er noch im vorigen Augenblicke von ihrer unwandelbaren Treue fest überzeugt war; er ruft sogar die Eifersucht gegen Marke in sich hervor; er klagt sie sogar an daß sie ihm keine Botschaft von sich gesandt habe — aber da ertappt er sich wieder: denn er besinnt sich doch noch, daß sie ja nicht weiß wo er ist — und doch, er lauscht seiner neuen Leidenschaft nur noch ein wenig und wird sogleich mit dem Unsinn vertraut, ihr zuzumuthen, sie hätte in Gottes Namen die ganze Welt nach ihm sollen durchsuchen lassen.

Hier endet Göttfried, wo er uns gerade in dem Theil der Sage, welcher der allerschwierigste ist, mit neuer unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunst des Menschen Inneres zu durchforschen, überrascht, die man nicht in jenen Zeiten suchen würde. Seine beiden Fortsetzer verstanden nicht im entferntesten ihm zu folgen und ich will nicht erst den Leser mit Belegen für diese Behauptung aufhalten, die keinen Widerspruch finden kann. Soll ich zum Schlusse ein Urtheil über Gottfrieds Tristan beifügen, so weiß ich kein anderes über dieses Gedicht, als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern. Ob dies Gedicht bei den damaligen Ansichten von Moral und Gesellschaft wohl verwerflicher erschien, als Werther in unsern Zeiten? ob nicht die Stimme eines so strengen Sittenrichters wie Thomasius, der den Tristan als ein Muster gerade von Seite seiner weltmännischen Gewandtheit aufstellt, für die damalige Ansicht von außerordentlichem Gewicht ist? ob nicht die Aufnahme den Dichter rechtfertigte, die sprüchwörtlich Tristan und Isolde als Beispiele einer zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamik und Asra oder Jusuf und Suleika, und wie die neuere Zeit den Werther, der so viele Anfechtung zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunstwerk keine Forderungen der Moral zu stellen? Dies sind Fragen, die wohl immer von verschiedenen Menschen verschieden werden beantwortet werden.

Wir haben im Parzival und Tristan unsere damalige Kunst auf ihrer höchsten Höhe gesehen. Die Nation und ihre Dichtung ist aus dem Zustande des Gemeingefühls und der Unbewußtheit herausgetreten, dies setzte an die Stelle des Charakters des alten Volksepos einen geradezu entgegenstehenden. Statt daß früher die

Menschen ihre moralischen Gesinnungen wie ihre poetischen Productionen ohne Befragung des Verstandes nach dem bloßen Triebe der Natur hegten und pflegten, so lernen sie sich jetzt erkennen und vergleichen und schaffen sich Grundsätze und Regeln. Allein bei dem ersten Verlassen der Natur und dem Uebergange zur Bildung, bei dem Verlust der früheren Stärke des Instincts und dem Aufsuchen von Prinzipien, geräth der Mensch immer auf Abwege, traut auf die Eingebungen des einseitigen, erst thätig werdenden Verstandes und verläßt die Einfachheit der natürlichen Empfindung, bis erst allmählig und spät sich die neu aufgehende Erkenntniß so ausbildet und erweitert, daß sie sich mit der ursprünglichen Natur und Einfalt wieder ausgleicht oder zu ihr zurückkehrt. Jene Uebergangszeit liegt in unseren beiden Gedichten aufs treueste und wahrste ausgeprägt; allein so wie wir diese Lebensperiode und den ihr eigenen Kampf auch im einzelnen Menschen nie ohne die Sorge betrachten, ob er sich auch zum Guten lösen werde, so hat auch diese ganze Zeit und ihre Literatur etwas Spannendes und Beängstigendes für uns, weil uns diese Uebergangsepoche in einer Art von Beharrungszustand hier vorliegt. Erst wir, die wir auf diese Zeiten zurückblicken, nachdem sich dieser Kampf der Menschheit nach furchtbaren Umwälzungen wirklich löste, können diese Dichtungen in ihrem rechten Werthe erkennen. Unser Gefallen daran und unsere Bewunderung dafür ist aber nur zum Theil die Frucht des poetischen Genusses und mehr die des historischen Studiums.

Wenn man sehen will auf welcher gefährlichen Spitze damals die poetische Kunst stand, so darf man nur den Roman von Flore und Blancheflar[258]) neben Tristan halten. Auf den ersten Blick erkennt man zwei einfache Novellenstoffe, eine Gattung, die wir jetzt neben den Legenden wiederkehren sehen werden, wie wir oben davon ausgingen, so wie sich überhaupt nun Alles anfängt zu wiederholen. Wie geschickt Gottfried seiner einfachen Erzählung ein großes Interesse zu geben wußte, haben wir so eben gesehen; dem Konrad Flecke, dem gemüthlichen Dichter oder Uebersetzer des genannten Romans gelang das nicht. Und doch ist sein Gedicht eine so liebliche Erscheinung, wie wir deren wenige haben, so freundlich erzählt, so mild gehalten, wie man nur immer einen

258) In der Sammlung von Müller.

solchen Gegenstand behandelt sehen möchte. Es macht den Deutschen (und dies muß man bei diesen aus der Fremde stammenden Dichtungen besonders hervorheben) außerordentlich viel Ehre und zeigt auf Einen Blick, von welcher Ueberlegenheit Sinn und Geschmack bei uns war, wenn man Reinhart Fuchs, Alexander, Parzival, Tristan, und Alles wo es nur möglich ist, mit den fremden Bearbeitungen vergleicht, und findet, daß wir stets mit erstaunlichem Tacte das Beste griffen und das Einfachste feststellten oder herstellten, was meistens bei den Nationen selbst, aus denen wir schöpften, verloren ging. Den französischen Quellen unserer besten Gedichte konnte man nicht auf die Spur kommen. So hat dieser vielbehandelte Roman von Flore und Blanscheflur, der den Boccaz beschäftigte, der in alle Sprachen, sogar ins Neugriechische übersetzt ist, und in Deutschland in mehreren Dialecten und in neueren und neuesten Prosen und Versen existirt[259]), nirgends eine schönere, einfachere, reinere Gestalt als bei unserem Flecke; der spanische und französische Roman, nach dem Tressan seine Bearbeitung machte, ist dagegen ein ganz schales Machwerk, viel abentheuerlicher, wunderlicher und anspruchvoller, und eben dadurch weit hinter der schmucklosen Darstellung des Deutschen zurück, der übrigens auch einer französischen Quelle, Ruprecht von Orbent, folgt. So vortrefflich nun dieses Gedicht oder dieser gereimte Roman ist, so vortheilhaft die große Verbreitung für ihn spricht, die der Zeit nach vielleicht noch größer ist als wir wissen, indem es troz den vielen Nachforschungen noch nicht gelungen ist, Zeit und Ort seines Ursprungs auszumitteln, so ist doch sein Werth ein weit eingeschränkterer, als der des Tristan, dessen Helden der Dichter zu einem Repräsentanten der Zeit, zu einem epischen Charakter zu bilden wußte. Allein Flore und Blanscheflur ist eine jener Dichtungen, die, wer weiß wie lange und wie oft und in wie unzähligen Umarbeitungen die Lesewelt unterhalten, aber auch nichts weiter als unterhalten haben, und sie trägt daher auch schon eine Einkleidung, die diesem ganz angemessen ist. Stoffe wie diese, wie die Erzäh-

---

259) Siehe in Bruns Altplattdeutschen Gedichten; im Buch der Liebe; die Bearbeitung von Sophie von Knorring. Ueber die Verbreitung in fremden Sprachen. Altd. Museum II, 330. 349 sqq. Eschenburg Denkmäler. Ellis specimens 1. 3. p. 105 u. A.

lungen von Genoveva und Melusine, werden in jeder blühenden Dichtungsperiode einmal wieder aufgegriffen und zubereitet werden; sie und ähnliche sind es, die auch bei uns in Tiecks Bearbeitungen das meiste Interesse unter allem erregten, was wir aus dem Mittelalter reproducirten: mit Recht; denn nichts hat das Mittelalter reizender gekleidet, als eben solche Novellen, die eine Art Gemeingut, die dem wirklichen Leben nicht so entfremdet waren, und eben daher wieder das größeste und nur nicht eben das tiefrste Publicum fanden. Sobald die damalige Gesellschaft durch die großen und vielfältigen poetischen Erzeugnisse aller Art, die nun herumliefen, mehr Geschmack am Lesen und größeres Bedürfniß nach poetischen Genüssen erhielt, so war das mehr eine Aufforderung zur Production von Vielem und Anmuthigem, als von Tiefsinnigem und Erhabenem. Ich habe es schon oben gesagt und muß es hier wiederholen, das poetische Leben, die allgemeine Theilnahme an den Dichtern und an den Dichtungen ist niemals dem Werthe der Producte günstig. Es mag ein schönes Leben in Weimar gewesen sein, als sich dort die ersten Männer Deutschlands versammelten; allein der Besten beste Zeit war damals schon vorbei und wir verdanken diesem Leben nichts so unmittelbar als die Thätigkeit Kotzebues und Aehnlicher, deren Stücke für unser schaulustiges Publicum eben das waren, was diese kleineren und leichteren Erzählungen für das hör- und leselustige der damaligen Zeit. Ich glaube nicht, daß eine Geschichte der Literatur auf solche Leistungen große Rücksicht nehmen kann; sie sind für den Augenblick geschrieben, regeneriren sich immer wieder, um unter der jedesmaligen Gestalt der jedesmaligen Gegenwart zu dienen, während sich an den Meisterwerken Niemand versucht, weil, wer im Stande wäre, die Nibelungen oder Gudrun oder den Reineke Fuchs zu bearbeiten, schon ein Dichter von ungemeinen Anlagen sein müßte. An die Geschichte der Dichtung kann aber billig nur verlangt werden, bei solchen Werken die Veränderungen im Geschmack und in der Bildung anzugeben, unter denen sie entstanden; ein bleibenderes Denkmal kann sie ihnen schwerlich setzen. Ich gehe daher auf den Inhalt von Blume und Weißblume nicht weiter ein: es ist die einfache Geschichte von dem Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder, die dann getrennt und nach einem gefahrvollen Abentheuer wieder verbunden werden, mit vielem Schmuckwerk griechischer

Romane, mit vielen tautologischen Begebenheiten, wie in allen diesen Romanen, mit vielen Schildereien und Beschreibungen, mit manchen Eigenthümlichkeiten spanisches Geschmacks, mit manchen Beziehungen auf den Verkehr von Christen und Heiden, so daß man sieht, die Provence oder Spanien muß die Pflegerin des Gedichtes gewesen sein. Der Dichter steht ganz unter jenen sinnigen, wohlwollenden, harmlosen und edelgesinnten Männern, die achtlos auf der Welt Beifall und den Ruhm der Erde aufs Gute, auf Tugend und Herzenseinfalt gerichtet sind, allein der Geist seiner Dichtung trägt auch ganz das Gepräge jener Schwächlichkeit, die schon im Tristan mißfällt. Man vergleiche nur, wohin es schon mit aller kräftigeren Ansicht des Lebens gekommen war. In der Jugendgeschichte der beiden Kinder, die wahrscheinlich ein Eigenthum des Deutschen ist, die man immer als das Gelungenste im Buche ausgezeichnet und die der Weichlichste und Verwöhnteste stets am vortrefflichsten gefunden hat, ist die verhätschelnde, conventionelle Erziehungsart, die die Kinder zu Puppen statt zu Menschen macht, doch aufs allerweiteste getrieben. Die artigen Kinder gehen Hand in Hand miteinander in die Schule, verstehen sich — man denke — schon im fünften Jahre sehr wohl untereinander, herzen sich und küssen sich, lesen der Minne Bücher zusammen, und lernen altklug der Liebe Art kennen, wie sie dem Menschen wechselnd nach Kummer Wonne giebt, nach Mißmuth Fröhlichkeit, Freude nach Trauer, wie der Liebende jetzt friert und dann flammt wie brennendes Stroh; aus der Schule gekommen, unterhalten sie sich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten, dichteten und lasen zusammen, schrieben auf Täflein von Elfenbein mit Griffeln von Golde von den Blumen, wie sie aufgingen, von den Vögeln, wie sie sangen, von Minne viel und von Anderem nichts. Als sie nachher getrennt werden sollen, geräth der Knabe in Verzweiflung, fällt in Ohnmacht, und weiß nicht ob es Tag oder Nacht ist; das Mädchen gar will sich mit ihrem Griffel erstechen. Sind dies Scenen die im Leben nur einiges Vorbild hatten, wohin führte da so schnell dieser Frauendienst, der im Anfange so schöne Früchte getragen haben mochte. Man vergleiche nur damit die Liebe des Schionatulander und der Sigune, um zu sehen, wie schnell jene Einfalt und Unschuld in Kinderei und Weichlichkeit übergleiten konnte, und bald steht Rudolf von Ems schon dem

Walther von der Vogelweide gerade entgegen, der noch sang daß Kindheit und Minne sich fremd einander wären. Was wir also bei den letztbesprochenen Gedichten und Dichtern von Werth fanden, ihre moralische Kraft, ihre ästhetische Höhe, ihre sinnliche Schärfe oder ihre intellectuelle Tiefe, vermissen wir hier und behalten nur die Kunst der leichten gewandten Darstellung übrig, die wir überhaupt in diesen Zeiten — und nichts ist natürlicher — eben so allgemeiner werden sehen, wie neuerlich nach Schiller und Göthe, ohne daß dadurch der Ruin der Kunst irgend wäre aufgehalten worden.

VIII.

Reproduction früherer Dichtungen. Erste Spuren des bürgerlichen Elements.

1. Didactische Poesien.

Schon Lessing hatte zu der didactischen Poesie unserer Vorfahren eine so große Vorliebe, daß er dagegen ihre übrigen Dichtungen in Schatten stellte. Dies kam nun wohl schwerlich aus einem anderen Grunde, als weil er von diesen übrigen wenig oder nichts kannte. Indessen wenn wir überlegen, daß schon im Walther ein sehr lehrhaftes Element erschien, das sich bei einem so weltkundigen Mann nur mehr als Satyre darstellte, wenn wir uns erinnern, daß der erste Dichter, der in seiner Ueberarbeitung eines fremden Romans seine eigne Weisheit einmischte, eine starke Neigung zum Moralisiren verräth, wenn wir an die Trefflichkeit des Winsbecke zurückdenken, wenn wir im Wolfram den Uebergang von moralischer zu mehr intellectueller Weisheit in Spuren fanden, so wird man schwerlich leugnen können, daß gerade die nationalsten und tüchtigsten Dichter schon damals allerdings einige Vorliebe für das lehrmäßige erkennen lassen. Jeder Tiefere mochte das Ungenügende in den schalen britischen Romanen empfinden und jeder älter werdende Mann mußte zu Ansichten, zu Bedürf-

nissen, zu Einsichten kommen, denen die Romanlectüre keine hinreichende Nahrung und Befriedigung gab. Sobald sich einmal die Poesie den inneren Menschen ausdrücklich zur Aufgabe nahm, psychologische Probleme gleichsam zu lösen anfing, lag der Uebergang zum Nachdenken über menschliche Natur, über Beruf und Pflichten des Menschen nur gar zu nahe. Sobald ferner neben allen Zweigen geistiger Thätigkeit auch die Philosophie jetzt die lateinischen Schulen und den Clerus, denen sie bisher ausschließlich gehörte, verließ und in die Hände der Laien kam, so war es ganz natürlich, daß sich mancher unter diesen, der sich vielleicht zum Lateinlesen aber nicht zum Lateinschreiben fähig fühlte, oder der es auf die Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten absah, entschloß die Muttersprache zur Hülfe zu nehmen, um seine Weisheit durch sie zu verbreiten, und da er hier keine Prosa, wohl aber die vollendetste Vers- und Reimkunst vorfand, so war es nicht minder natürlich, daß er dieser Weisheit ein poetisches Gewand gab. Von diesem Gesichtspuncte aus, also von einem ganz anderen als von dem man andere didactische Poesien ansehen muß, betrachte ich den welschen Gast[260]), eines der bedeutendsten Werke, die uns aus jenen besten Zeiten, den zwei ersten Jahrzehnten des 13ten Jahrhunderts (und dieses zwar in vielen und guten Handschriften), übrig geblieben sind, und das leider noch nicht gedruckt ist, während wir so manches andere Entbehrlichere erhielten. Dieses Gedicht überhebt uns der Mühe, zu manchem, was uns in dem Geiste unserer ritterlichen Dichtungen bisher noch dunkel und räthselhaft und höchstens zu errathen war, die Erklärung weither in anderen, namentlich philosophischen Fächern zu suchen; indem es uns in den verschiedensten Puncten ein überraschend helles Licht anzündet, giebt es uns zugleich wie kein anderes Document aus jenen Zeiten einen Aufschluß über die Beurtheilungsart der Ritterromane in jener Zeit ihrer schönsten Blüthe selbst, die, wenn sie nicht allgemeingültig ist, doch immer die Ansicht einer gewissen Klasse von Lesern ausspricht, die mir keineswegs eine verächtliche scheint. Der Dichter ist Thomasin Zirkler, oder wie der Name sonst zu schreiben ist, aus Friaul gebürtig; er schrieb in wälscher Sprache ein Werk über höfische Sitte, was nicht, wie Eschenburg meinte, das nämliche

---

260) Cod. Pal. Nr. 389.

mit unserm deutschen Gedichte ist, sondern woraus nur einiges in dieses auch aufgenommen ward[261]) und dies spätre deutsche Werk, das er, noch nicht dreißig Jahre alt, im Laufe des Jahres 1216 (10 Bücher in 10 Monaten schrieb), benannte er seiner Geburt nach den welschen Gast und bittet auch um Nachsicht für seine Sprache[262]). Eschenburg ist sehr irre[263]), wenn er meinte, es seien keine Spuren zu finden, daß er der Sprache minder kundig wäre, als andre seiner dichtenden Zeitgenossen in Deutschland, und wenn er deßhalb die ganze Wendung sich für einen Fremden auszugeben für erdichtet nimmt. Vielmehr ist aus seinen historischen und localen Kenntnissen ganz klar, daß er in der Lombardei wie zu Hause ist, und was die Sprache angeht, so würde es einem Kenner nicht schwer fallen, die Eigenthümlichkeiten des Fremden aufzufinden, ja, hätte Eschenburg das Ganze gelesen, so würde er geradezu gefunden haben, daß dem Dichter deutsche Worte und Benennungen für entlegnere Gegenstände fehlen. Der Dichter giebt gleich im Eingange das Verhältniß seines Werkes zu den Dichtungen seiner Zeit an: nachdem er lange den poetischen Preis edler und schöner Thaten gehört, so wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Mährchen und Abentheuer der ritterlichen Poeten sind ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Phantasie schulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzulänglich sind. Von diesem Gesichtspuncte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem anderen bösen Vorbild, und empfiehlt stets das Beste zu lesen; die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Oenoe von Galien und Blancheflur, die Jungherren aber sollen an Erek und Iwain, an Gawan und Karl, an Alexander und Tristan Beispiel nehmen. Wenn man hier vernimmt, daß diese Dichtungen durchaus blos vom moralischen Standpuncte aus aufgefaßt werden, so erinnert man sich sogleich, wie fast jeder einzelne Dichter, der sich über dergleichen ausließ, auch von keinem anderen gefaßt zu werden verlangte, wenn man Gottfried ausnimmt, der

---

261) Fol. 19. Also ih han vorgesait an meinem buch von der hufschait.
daz ich welhischen han gemachet —.

262) Fol. 2. — wan ich vil gar ein walich bin,
man wirt es an miner teusch in.

263) Denkmäler p. 121 sqq.

unstreitig über diesen engeren Beruf der Kunst hinaus war. Sobald man sich ferner erinnert, wie oft nur junge Leute auf gutes Glück hin sich im Dichten versuchten, wie leicht es mit diesem Berufe genommen ward, so wird man auch die weiteren Ansichten Thomasins ganz folgerecht finden und schwerlich als die Einzelmeinung eines trockenen Moralisten ansehen, die wenig verfangen könne. Alles was von jenen Helden gesungen und gesagt ist, scheint ihm blos für die Jugend gedichtet. Also wäre merkwürdigerweise die ganze Dichtung jener Zeit, wie sie dem Jünglingsalter der Menschheit entsprang, sich um das Jünglingsalter der Romanhelden fast ausschließlich dreht, von Jünglingen hauptsächlich gepflegt worden zu sein scheint, so auch nur für die Jugend zur Lectüre bestimmt gewesen! Wer zu Verstand gekommen ist, sagt Thomasin, der wird billig in anderer Weise belehrt, als die Kinder; er muß die unwahren Mährchen, mit denen man diese erzog, verlassen. Er tadle darum keinen Dichter von Abentheuern, denn sie seien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig; doch nicht auch für ein reiferes Geschlecht. Der Bauer, das Kind freue sich an den Bildern im Buche, wenn es nicht lesen könne; der Pfaffe aber sieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht fassen könne; der solle die Abentheuer lesen und sich daran vergnügen, denn er fände auch hierin was ihn geistig bessere. Wer aber Schwieriges zu verstehen vermöge, der solle nicht seine Tage mit Mähren verlieren; er soll sich der Bildung von Herz und Kopf widmen. Die Abentheuer seien mit Lügen geschmückt; darum schelte er sie nicht eben, denn sie hätten „Bezeichnung der Zucht und Wahrheit;" ein hölzernes Bild sei kein Mann, jeder aber wisse, daß es einen Mann bedeuten solle; so bezeichnen auch die Abentheuer was jeder thun solle. Dankbar also nimmt er die Uebersetzungen aus dem Welschen an, wollte aber doch noch dankbarer sein, wenn man gedichtet hätte, was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt. Man sieht wohl, daß Thomasin den Bearbeitern der fremden Sage aus einem ganz anderen Gesichtspuncte gerade das vorwirft, was die lateinischen Geschichtschreiber dem deutschen Nationalepos; wir werden aber bald noch das viel Auffallendere finden, daß sogar in Dichtern, die sich in ihrer Jugend leidenschaftlich mit Dichtung

von Mähren abgaben, später dieselbe Ansicht erwacht von der Unwahrheit und Lügenhaftigkeit dieser Romane, daß sie wie eine mahnende Stimme des Gewissens zu ihnen spricht und sie auf ihr früheres Treiben wie auf ein Sünderleben zurückblicken läßt. Schärfer könnte man wohl nirgends den nothwendigen Fortgang der Geistesbildung damaliger Zeit angegeben finden: der verständig gereifte Thomasin begnügt sich nicht mehr mit den Phantasiebildern, die seinem Jugendalter und seinen kindischen Vorstellungen genügt hatten, er sucht das Wesen der Dinge und den Menschen zu ergründen; er trifft dabei auf die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift sie in ihrem Kern an. Er sah, daß die ganze Zeit leidenschaftlich fortgestürmt würde von Einem zum Andern, und daß nirgends ein sittlicher Halt war. Hätten wir Nachrichten von den Lebensschicksalen unserer Dichter, wir würden wahrscheinlich auch aus ihnen lernen, was sich in der neueren Periode unserer Literatur so deutlich darstellt: religiöse, moralische, ästhetische, philosophische, politische Tendenzen durchkreuzten sich so arg, daß es die größten und tiefsten Charaktere am meisten irrte und oft erschütterte, und daß nur ein leichteres Talent, wie Wieland, über alle und durch alle die Veränderungen sorglos hinschwebte. Dazu kam, daß damals in Empfindungen und Affecten das Mittel zur Sittigung gesucht ward, und dies war eben, was das Uebel vermehrte. Denn die Liebe, sagt Thomasin, ist von Natur so beschaffen, daß sie den Weisen wohl weiser, aber den Thoren auch thörichter noch macht, und wie die Sporen das zaumlose Roß durch die Bäume treiben, so führt auch die Liebe den Mann über den Baum, der mit ihr zu spielen meint ohne sie mit dem Zaum der Vernunft zu zügeln. Dem also tritt dieser Mann entgegen, und indem er mit Wolfram zusammentrifft, an dessen Gedichte er auch große Freude zu haben scheint, sieht er in Zweifel und Schwanken die Klippe, an der die Sitte zu scheitern droht. Den Mittelpunct seines Werkes bildet daher die Lehre von der Stete, um die sich Alles andere herumlegt. Im Anfange, wo er Vieles aus seinem Werke über höfische Sitte entlehnt, sieht man, daß er noch dunkel befangen in der Vorstellung jeder aristokratischen Welt ist, wie im höfischen Manne der Vorzug des Standes mit dem Adel der Seele Hand in Hand gehe, und daß, wie noch heute in England, die positive Regel des Anstands so viel Geltung habe als das ewige Sitten-

gesetz, das in des Menschen Brust gepflanzt ist. Hier also sucht er noch mit einigen Sätzen über äußere Sitte zu wirken und dieser Art war ohne Zweifel der ganze Inhalt seines wälschen Buchs; in diesem deutschen aber legt er das Vorurtheil allgemach ab. Hier erklärt er geradehin, daß der thöricht wäre, der sich durch seinen Adel groß dünke; edel sei nur der, der sein Herz und Gemüth an das Gute wende. Ist ein Mann edel geboren, und giebt seiner Seele Adel Preis, der schändet seine Geburt. Vaters halben ist jeder edel, wenn man's recht versteht: denn Gott ist unser Vater, und wer ihn verläßt, verwirkt seinen Adel, denn edel heißt nur wer recht thut; höfisch ist nur, wer in dieser Weise wahrhaft edel ist; Rechtthun ist Höfischkeit. Wie in einer ähnlichen Zeit Ulrich von Hutten die Vorurtheile des Adels ablegt, wie das vorige Jahrhundert dagegen ankämpfte unter gleichen Zuständen, so auch jeder Tüchtige jener Zeit, und wenn Thomasin dem Herren vorschreibt, im Diener den Menschen zu ehren, weil er nicht wissen könne, ob der, den er hier mit dem Fuße tritt, nicht einst höher in unseres Herrn Hause sitzen werde, als er, so stimmt er da mit Walther zusammen, den der milde und ruhige Mann sonst wegen seines Eifers gegen die päbstliche Kirche tadelt; denn auch Walther sagte schon: „wir wachsen ze gelichem dinge; wer kan den herren von dem knechte scheiden, swa er ir gebeine blozez fände?" Wenn Sokrates heute erschiene, sagt Thomasin, so würde er manchen Freien als Sclaven der Laster finden. Mit dem Alterthume, mit den großen Mustern der alten Geschichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechischen Philosophen bekannt, ist er wie Hans Sachs bei seinem ersten Bekanntwerden mit diesen reizenden Anecdoten, die auch für die moralische Bildung jedes Knaben ein viel untrüglicheres Mittel sind als die Sprüche des Katechismus, ist er wie der energische und kräftige Satyriker Guyot erregt von dem Geiste der sich hier kund thut, erstaunt über die Energie die er hier findet, betroffen von der grundsätzlichen Tugend, die hier so einheimisch zu sein scheint, als er sie in seiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Diese grundsätzliche Tugend zu lehren, ist darum Thomasins eigentliche Aufgabe, mit ihr sucht er dem Wechsel der Welt gegenüber dem Menschen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er sich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud wie ein Spielball soll werfen lassen,

sondern im Unglück Fassung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stete und Unstete, ist nichts anders als eine Lehre von sittlichem Grundsatz. Ich will ihr einen Augenblick folgen, sie führt auf dem geradesten Weg in den Kern seines Buches.

An Stetigkeit, lehrt er, soll sich der Mensch vor Allem kehren, ohne sie sind alle Tugenden nichts. Zuerst will er von der Unstete sprechen, denn wer eine Brücke bauen will, der bricht erst die schlechte alte hinweg und dann erst baut er die neue. Was ist Unstete? Stetigkeit an bösen Dingen. An seine Definitionen wollen wir uns aber wenig kehren, obgleich später bei seiner Erklärung von der Stete klar wird, daß er damit nichts anders meint, als Tugend aus Grundsatz, indem er Stete die Erfüllung alles Guten in stets gleicher Gesinnung nennt, und die Tugend nicht in einzelnen guten Handlungen, sondern in dauernder Uebung findet 264) Die Unstetigkeit, fährt er fort, ist nicht frei, sondern der Untugend Sclav; jede Untugend pflegt sich auf Einen eigenthümlichen Gegenstand zu richten, die Unstetigkeit allein ist stets mit Allem zugleich beschäftigt; was sie heute thut, dünkt sie morgen schlecht; sie baut jetzt was sie dann zerbricht; sie verkehrt schnell das Viereck in einen Kreis; sie ist wie der Wolf, dem man eine Schelle anbindet und der herumrennt und nicht weiß, was ihn verfolgt. Der Gelehrte, der im Besitze von Büchern ist, halte sich an Eines, alle zugleich kann er nicht lesen. Wer aus Büchern Weisheitsgewinn ziehen will, der halte sich fest, wo er des Sinnes Ast ergreift. Wer ein gutes Wort hört, der bleibe nicht auswendig an der Thüre stehen, sondern er trete ein, bis er den Grund der Rede finde. Mit dieser Unstete bezeichnet er ferner, was wir das stete Thema des Gesangs fanden: sie ist mindestens in vier getheilt; ein Theil Freude, ein anderes Leid, das dritte Ja, das vierte Nein; sie ist zerbrochen, und zerbricht; wer ihr folget schilt den, den er dann loben muß und wer ihm heute lästig fällt, den ehrt er wieder morgen. Ueberall streift der weite Begriff von Unstetigkeit in Untreue und Falschheit, Unverlässigkeit und Doppel-

264) Fol. 69,

Dehain man ist tugenthaft, ern habe an stete chraft.
Der ist ain tugenthaft man, der stete an gute wesen chan.
Ob ein man deheinen wäse rehte tue, er hat tugenthaften mut
niht davon; ern sei stete, in hilfet chlain ain gut getäte,
ist aber er stete daran, er ist ein tugenthaft man.

züngigkeit über, und indem nun auf der Gegenseite jede Tugend gesucht wird, so liegt hier zugleich eine Erklärung, warum in den verlorenen Nibelungen der Treue trotz Mord und Frevel und im Tristan der Treue trotz Ehebruch und Schande der Himmel verheißen wird. Aller Laster Mutter ist die Unstete; vor Allen der Lüge, die zweigetheilt in der einen Hand Sorge, in der anderen Leid führt, mit der einen hilft, mit der anderen schlägt, zugleich streichelt und rauft, herzt und schlägt, gut verspricht und übel lohnt. Die Unstete geht durch alles Thun und Treiben des Menschen, sie ist der Fluch der seit Adams Fall auf uns ruht, während selbst die Elemente, die Natur, die Thiere ihren angewiesenen Lauf in steter Ausdauer vollenden. Vom Menschen auf bis zum Himmel sind die Planeten stets ihrer Natur treu geblieben, vom Menschen herab auf die Erde die Elemente eben so; nur der Mensch, weil er Willen und Vernunft, Einsicht und Wahl des Guten und Bösen hat, ändert und wechselt mit jedem Tage. Er zeigt es an der Unzufriedenheit der Stände (dergleichen Stellen hat Hans Sachs gerne aus dem wälschen Gaste entlehnt); er leitet das Sehnen der Menschen aus Einem Stande in den Andern aus Ungenügsamkeit her und er predigt Zufriedenheit und bescheidene Bedürfnisse. Armuth und Reichthum sei gleich zu ertragen. Das Gut sei ein Ding, das mit Unrecht so heiße; weiß mache doch weiß, und schwarz schwarz, aber das Gut mache nicht eben gut, und nur Tugend sei das rechte Gute. Vortrefflich schildert er hier den Armen, der schnell reich wird, wie wenig er in Glück übergegangen sei, wie er sich nun verschanze, sein Gut bewahre, wie er kämpfe des Nachts, ohne Feinde, mit seinen Geizgedanken, und unzufriedener lebe als vorher. Armer und Reicher könne daher in seiner Sphäre glücklich sein, Unterthan und Gebieter; ja jener hat vor diesem harmlose Zufriedenheit voraus. So sei auch Herrschaft kein Gut von Natur: sonst würde sie, wie das Feuer überall heiß macht, überall zum Herren machen, was sie doch nicht thue. Hohe Thürme fallen leicht, wenn sie nicht fest stehen; die Steine auf den Bergen rollen herab, die auf der Erde liegen sanft und ungestört; die alten Bäume bricht der Wind, nicht die jungen und schlanken. Er zeigt die Vergänglichkeit der Freuden eines Mächtigen, das Leere eines äußeren Vergnügens, dagegen das stille Vergnügen eines Bedürfnißlosen, den keine schwere Sorge mühet. Er zeigt an Alexander,

Cäsar, Hector, Troja und Hanibal, wie schnell die Herrlichkeit und Macht sich verkehrt, nirgends im Styl des moralischen Gemeinplatzes, sondern überall in dem eindringenden und überzeugenden Ton, der überall verräth, daß nicht halbverstandne Floskeln nachgeredet, sondern Erfahrungssätze aufgestellt werden, die eine tiefe und gesunde Beobachtung des eigenen Lebens wie der Zeitläufe, und das Studium der Geschichte eingegeben hat, und die auch durch die redliche Meinung und überführende Beredsamkeit, mit der sie vorgetragen werden, ihre Wahrheit und Trefflichkeit beglaubigen. Je öfter man diese anthropologische Weisheit, den Scharfblick in diesen Betrachtungen, die einfältige Natur und den schlichten Verstand in diesen Erfahrungen überdenkt, um so mehr muß man erstaunen, daß von allen diesen Gaben in den Gedichten jener Zeiten so weniges sichtbar wird und man kann nur sagen, daß der einreißende Geschmack am Fremden den Verlust dieser nationalen Richtung herbeiführte, denn das Volksgedicht, wenn es in die Hände kunstmäßiger Bearbeiter gekommen wäre, hätte überall diese Eigenschaften geweckt, genährt und in Anspruch genommen, während über dem britischen Roman aller Verstand stille stand, alle Natur unterging, alle Menschenkenntniß zum Spott ward. Man begreift daher leicht, wie recht man hat, das didactische Element in unserer altdeutschen Dichtung hervorzuheben, so wie sich auch auf dem Grunde dieser Beobachtung des inneren Menschen die ersten Gedichte von welthistorischer Wichtigkeit, eine göttliche Comödie, aufbaute, auf die unser Thomasin mit seinem Bestreben nach sittlicher Reinigung des Menschen, mit seiner Beurtheilung der Zeitereignisse, mit seinen Sinnbildnereien und Allegorien noch näher fast als Wolfram mit der Idee seines Parzival hindeutet, wie er mit seiner Heimat und Kenntniß des Italienischen und Deutschen, des Alten und Neuen selbst äußerlich gleichsam eine Brücke für diese Art Weisheit nach Italien baut.

Nachdem unser philosophischer Dichter oder dichtende Philosoph auch alle andere Laster, die aus der Unstetigkeit entspringen, die, wenn sie ihr nicht verwandt, doch verschwägert sind, durchgegangen, Habgier, Uebermuth, Wollust, Spiel u. s. w., so wendet er sich zu ihrem Gegentheile, der Stete, der grundsätzlichen Tugend und er schildert sie sogleich mit sokratischer Würde und Dialectik, ja sogar mit vollkommen sokratischen Ideen in ihren Wirkungen.

Dem bösen Manne, lehrt er, muß mißlingen was ihm geschieht, es geschehe ihm gleich wohl oder nicht; der Gute lebt selig, ihm geschehe lieb oder leid. Der Fromme hat im Glück und Unglück gleichen Muth, es ist eine Lüge, wenn man sagt, es gehe dem Bösen besser als dem Guten. Dem Bösen, dem es gut geht, ist nichts geschenkt; ehedem pflegte Gott die Sünder auf der frischen That zu strafen; so hat er oft gelesen, allein jetzt züchtigt er uns häufig hier nicht, allein um so schlimmer wird es uns dort ergehen. Auch ist Uebel dem bösen Manne gut, Glück aber nicht gut; wüßte der Böse jedesmal, wie wohl ihm eine Züchtigung kommt die ihn jetzt trifft, so wäre es ihm eine fröhliche Stunde. So oft der Böse nur in seinem Herzen an seine Thaten gedenkt, so ist er ein unseliger Mann; ja, bleibt er dann mit dem Bewußtsein seiner Unglückseligkeit ohne Furcht, so folgt ihm so und so Unheil. Wie also soll man sagen, daß ein Böser glücklicher sei als ein Guter? Der Gute hat Lohn von seinem Glück, und sein Unglück verheißt ihm eine andere Krone. Wer Unrecht thut ist unseliger als wer Unrecht leidet; setze, du sollest beider Richter sein, wem würdest du Buße zu tragen geben? dem Thuenden oder dem Leidenden? der Thuende lädt große Schuld auf sich und dies ist großes Unglück. Wenn auch der Gute vom Bösen leidet, es hilft diesem und schadet jenem nichts, denn Gott weiß zu vergelten. Was Gott verhängt ist Recht; was da geschieht, geschieht nach Recht und nach seinen Zeiten wohl. Nun sagt wohl einer, der mich nicht versteht: ist in der Welt Alles Recht, so ist auch mein Diebstahl, meine Gewaltthat u. s. w. recht? Dies ist unverständig! Gott sieht auf die Absicht und nicht auf die That. Eines Mannes That sei gut, so kann sie doch nach seiner Absicht schlecht sein. Es wird etwa ein Mann erschlagen, der, wenn er nach Recht erschlagen wäre, kein Mitleid gefunden hätte, so aber hat ihn ein Räuber um sein Gut erschlagen: hier mag man sehen, wie die Absicht Recht zu Unrecht machen kann. Dem Getödteten ist Recht geschehen, aber der Tödter hat nicht Recht gethan. So heißt Alles Recht was geschieht, und doch ergeht das Gericht über den, der nicht um des Guten willen thut, was er thut. Der Wille giebt dem Werke den Namen. Auch David geschah es Recht, daß Absalon gegen ihn aufstand, allein darum traf doch auch diesen gerechte Strafe. Des Teufels Gewalt ist gut, sagt der heilige

Gregor, aber nicht sein Wille. So mögen die Bösen auf der Welt Gewalt haben, sie mehren dem Guten das Gute; und es gibt manche Selige die es nicht wären, wenn es keine Bösen gegeben hätte. Ein Thörichter sagt vielleicht, es sollte dem Bösen übel, dem Guten gut ergehen. Allein beide sollen gleich stehen und gleiche Hoffnung und Furcht vor Gott haben. Den Guten aber würde stetes Glück der Liebe Gottes sicher machen, so ließ er es leicht, an Gott zu halten; so aber ist keiner so weise, daß er wisse, wie ihm dort geschehen solle. Dem Guten, dem es hier übel geht, wird so seine kleine Sünde, die doch jeder hat, abgebüßt, so hat er am Ende ungetrübtere Freude. So kann umgekehrt dem Bösen hier nicht so viel Glück geschehen, das ihm nicht gegen sein künftiges Weh wie nichts dünchte. Kein Böser ist auch so böse, daß er nicht einmal etwas Gutes thue, sein hiesiges Glück ist dafür seine kurze Belohnung. Also ist Glück und Unglück gleich gut dem Guten, denn was hilft ist gut. Unglück aber bessert den guten Mann, so ist's ihm gut; besserts ihn nicht, so geschieht es ihm recht, das Recht aber ist gut. Wir klagen nicht, wenn der Arzt schneidet, aber wir klagen über den, der die Seele heilen will. Er gibt Gut und Reichthum, wenn es heilsam ist; er heilt mit Leid und Freud, mit Glück und Unglück. Noch möchte einer einwerfen, daß Unglück den Guten vom Guten abbringen könne, aber dann wohnt seiner Tugend keine Stete bei; stete Tugend wich nie vor Lieb und Leid. Man nehme einem solchen sein Gut, so nimmt man ihm doch nicht seine tugendhafte Gesinnung; seinen Gewinn kann man ihm rauben aber nicht seinen Sinn, Tugend und Mannheit kann ihm Niemand als er selbst sich nehmen. Denn was innerlich ist, weicht niemals dem Aeußeren. So mag den Guten nichts erschüttern, nichts kann ihn irren, Krankheit lehrt ihn Duldung, die Verbannung muß ihm lassen was ihm das Theuerste ist, und in seiner Tugend ist er stets zu Hause; kein enger Kerker bringt ihn um das schöne Haus, das er in sich trägt, kein Dunkel des Gefängnisses löscht das Licht seiner Tugend. Er scheut auch den Tod nicht, welcherlei Art er auch sei, denn je schneller er kommt, je schneller erlöst er ihn aus der Noth. Du sprichst vielleicht, aber wenn man ihm die Ehre des Grabes nicht gönnt? Was ist's? den ein Stein decken soll, den deckt der Himmel eben so wohl. Wer da stirbt, fährt zur

Heimat. Wie lange er lebe, achtet der Gute nicht, sondern wie er lebe; jeder weiß daß er einst dahin muß, in allen Landen ist der Weg zu Himmel und Hölle: darum bereite sich jeder wohl.

Im fünften Buche versinnlicht er mit einem Bilde den Weg zum Himmel. Es gibt zweierlei Gut, ein oberstes, Gott, und ein zweites, Tugend, durch die man zu jenem kommt. So giebt es zweierlei Uebel, Teufel und Untugend. Dann giebt es ein gewisses fünftes, das weder gut noch übel ist, nämlich Adel, Macht, Lust, Namen, Reichthum und Herrschaft. Diese sechs Dinge, die dem Guten Mittel zum Bessern, dem Bösen Werkzeug zum Schlechten sind, nennt er die Bereitschaft und das Gezeug des Teufels, denn damit ziehe er die Bösen zu sich herab. Der Mensch hat nämlich die Wahl, auf der Leiter der Tugend zum Himmel oder auf der des Lasters zur Hölle zu steigen. Den Menschen beschweren seine Sünden und daher hat der Aufsteigende stets die beschwerlichere Aufgabe, denn das Schwere zieht nieder. Den Absteigenden reißt die schlüpfrige Sprosse der Höllenleiter und die Schwere seiner Sünden unaufhaltsam hinab. Jene sechs indifferenten Dinge nun braucht der Teufel als Haken, um die Aufsteigenden herabzureißen. Nur Tugenden bahnten dem Abraham, Moses und Jacob den Weg zum Himmel, Laster dem Nimrod und Kain zur Hölle. Niemand troze auf seinen Reichthum und denke mit Almosen Sünden gut zu machen; Gott bedarf seiner Gabe nicht, er ist kein Richter der um Gold Unrecht zu Recht macht. Von da folgt ein Blick auf die Zeit, was mehrfach der Fall ist. Warum sind heute nicht so viele Tgendhafte als sonst? Die Schuld liegt an den Herren; sie geben böses Beispiel und wohin das Steuer lenkt dahin folgt das Schiff. Hier wird man den Ton des Dante erkennen. Es solle nur ein Arthur wieder erscheinen, so werde er seinen Iwein und Erek wieder finden; die Frommen müssen sich jezt bergen und werden an den Höfen mißachtet und von den Bösen verfolgt. So stehts mit den Rittern, nicht besser mit den Pfaffen, sie folgen dem Beispiele ihres Herrn, der nur nach Untugend strebt, so lassen sie die Wissenschaft (chunst) und werfen sie hinter sich. Wo ist nun Aristoteles und Zeno und Parmenides? Wo Plato und Pythagoros und Anaxagoras? Ja wisset, mich dünkt, wenn heute Aristoteles lebte, er fände keinen Alexander der ihn ehrte. Denn heute sind die Weisen und Biederen ohne Preis; die Bösen sind im

Werthe, die Tannen sind in den Sumpf herabgestürzt, das Röhrgras ist auf die Berge gestiegen, die unedlen Steine sind in die Ringe gesprungen und haben die edlen daraus verdrängt, die Schemel sind auf die Bänke, die Bänke auf die Tische gestellt, der Unweise hat die Zunge des Weisen, der Junge drängt vor den Alten. Einst, da das Alles anders war, stand es um die Welt weit besser. Wie mochte es jenem Alexander mißlingen, der sich von Aristoteles zu allen großen Dingen anweisen ließ? Aber heute verschmähen die Herren weiser Leute Rath, und die Bischöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß sie seine Gebote und Gesetze vollziehen, wie erfüllen sie ihre Pflicht? Sie können selbst nicht predigen, und wo sie einen Mann wissen der es gerne lernte, dem helfen sie nicht! Wißt ihr warum dies geschieht? sie wollen, daß ihre Pfaffen gar ohne Wissen sind, wie sie selbst! das thut doch sonst kein Blinder, der sich doch wenigstens einen Sehenden zum Geleitsmann sucht! Die mit Gier nach Gewinn streben erhalten vom Bischof, was die, die sich auf der Schule in dürftigem Leben quälen, erhalten sollten. Kommt dann einer dieser Armen, die sich redlich um Kenntnisse mühten, an den Hof, so zieht man ihm das erste beste Rind vor; und darum, daß wir die Tugend unbelohnt sehen, wollen wir böse sein: doch wäre mein Rath, die Tugend nicht zu verlassen, wie wenig wir davon Nutzen haben, und nicht daran zu verzagen, zu dulden und zu kämpfen. Dieß führt er dann im sechsten Theile weiter aus, wo er den ächten Rittersmann mit den Tugenden zum Kampfe gegen die Laster waffnet, ähnlich wie in dem Gedichte vom geistlichen Streite[265]) und sonst oft geschieht; allein ich fürchte zu breit zu werden, wenn ich dies Alles weiter ausführen wollte.

So viel wird aus dem Ausgezogenen deutlich sein, daß Thomasin in der Geschichte der alten Philosophie eine wichtigere Rolle spielen müßte, als in der der Dichtkunst; denn er geht nicht wie Dante darauf aus, seiner Philosophie einen poetischen Körper zu verleihen, sondern umhüllt sie blos mit dem Gewande der dichtrischen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darstellung. Auch bin ich mehr darum so ausführlich über ihn, um aus dieser näher liegenden Quelle mehr als aus entfern-

265) Diutisca I, 2.

teren gleichsam noch einmal zu recapituliren, was den ganzen Geist jener Blüthezeit der Dichtung charakterisirt, und dafür ist Thomasin so wichtig, wie Kant für die neuere Dichtungsgeschichte, wie Sokrates für die der griechischen Bühnenstücke, für Tragödie und Comödie. Denn wenn man Kleines zu Großem vergleichen will, so erscheint er gerade wie jener und dieser, da sie die Philosophie aus der Schule auf den Menschen zogen und dem Gemüthe wie dem natürlichen Menschenverstande sein Recht wiedergaben. Ueberall geht er auf Belehrung der Laien hinaus, obgleich es ihm einmal nicht Recht scheint, daß der Pfaffe das Schwert des Laien und der Laie die Bücher des Pfaffen suche. Sonst aber ist er stets für allgemeine Verbreitung der Kenntnisse, aber nicht für schulmäßige, sondern lebendige Verbreitung. Dies spricht er nirgends naiver aus, als wenn er im 7ten Theile von den sieben freien Künsten spricht. Wer sich in diesen Gebieten nie umgesehen habe, sei, meint er, wie ein Bauer oder Gefangener, die nichts wissen von der Welt Länge und Breite; ihnen gleich ist der, der keine Kunst versteht, als Landrenten einnehmen: der weiß nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl daß er vollkommen sei. Wer recht lebt wie er soll, der erkennt Grammatica wohl, ob er auch nicht gut reden kann; wer an guten Dingen schlicht ist und nicht lügt und trügt, der kann Dialectica recht; und wohl versteht die Rhetorik, wer mit einfältiger Farbe seine Rede färbt. Wer nicht mehr und nicht minder thut als er soll, der ist der Geometrie wohl kundig; wer Arithmetik kennen will, soll an Zahl des Guten viel thun nach seiner Macht; wer seine Worte mit den Werken einhellig schön macht, der versteht Musik, und Astronomie, wer sich ziert mit dem Sterne der Tugend. Ist der Grammatiker ein Mann, der recht redet, so ist der ein besserer, der recht thut; der Dialecticus erkennt das Falsche und Aechte, ein besserer ist der stets wahr redet; ist der ein Rhetoriker, der seine Rede schön färbt, so ist der ein geschickterer, der sie einfarbig läßt; der weisere Geometer ist der, der ermißt was seinem Leben frommt; der bessere Arithmetiker, an dem man der Tugenden Schaar zählt; ein tieferer Musikus als der klangreiche Töne singt, der, der seine Gesinnung mit seiner That einhellig macht, ein größerer Astronom der, der Gott kennt, als der die Sterne. Zunächst wollte der Dichter dann auch noch von der Divinitas

und Physica reden, allein er fürchtet den Ungelehrten dunkel zu werden, und er hat sich fest das Ziel gesetzt, das der Laie erreichen kann. Wohl seien es nun Stunden für die Tage, daß die Laien gelehrt waren. Die Gelehrsamkeit ist nun unwerth geworden. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las, da stand es anders um die Welt. Noch heute redet man von Alexander und Ptolomäus und Nectanebus, von Salomo, den drei Königen aus Morgenland und Julius. Dann hält er die Gegenwart dagegen; er zeigt wie Künste und Wissenschaften zur Tugend führen. Viele werfen das Beispiel der Pfaffen ein: allein nicht jeder der lesen kann ist gelehrt; vielen Pfaffen geht es mit den Büchern, wie dem Bauern in der Kirche, der die Bilder betrachtet und nicht weiß was sie bedeuten. Gesetzt aber, der Pfaffe sei gelehrt, wie oft aber verbietet ein weiser Arzt ungesunde Speise, zu der wir uns doch durch Leckerheit verführen lassen! Niemand soll sich entschuldigen, Gottes Gesetz nicht zu wissen, Niemand sich mit seiner Laienschaft entschuldigen! durch die Thore der fünf Sinne geht in den Menschen ein Alles was er weiß. Wer mit den Augen nicht sehen kann, der mag mit den Ohren hören; wer die Künste nicht selber fassen kann, der soll einfältig glauben.

Gerne würde ich euch noch aus den letzten Büchern einige Züge mittheilen, wo er über Maaß und Unmaaß spricht, über Milde und Argheit, wo wir finden würden, daß er bis ans Ende immer die Hauptgebrechen im Auge behält, welche die Sittlichkeit jener Zeit verwüsteten und immer die entgegengesetzten Tugenden mit besonderem Eifer empfiehlt, wo wir durchgehend die gleiche Wärme, die gleiche Gesundheit der Ansicht, die gelinde Milde und Toleranz bei aller Schärfe, Bestimmtheit und Rücksichtslosigkeit antreffen würden; allein ich glaube zur Würdigung des ganzen Werkes genug gesagt zu haben und wünschte nur irgend einen unserer altdeutschen Philologen anzuregen, so bald als möglich den Druck des trefflichen Gedichtes zu besorgen, den es mehr wie irgend ein ungedrucktes Manuscript unserer alten Literatur verdient. Auch in diesem Manne sehen wir das freudige Annähern ächt deutscher Gesinnung (denn als recht deutsch gesinnt zeigt sich der Dichter überall, vorzugsweise in seinem Preise des deutschen Adels) an das Alterthum, das sich damals, wenn nicht im Kunstprinzip (wie=

wohl Gottfried etwas davon verräth), doch im Moralprinzip desto entschiedener ausdrückte.

Ist zwar Thomasin offenbar von den Lebensbeschreibungen, den Lehren und Schriften der alten Philosophen zu seinem Werke angeregt und in seinen moralischen Sätzen geleitet und bestimmt, so liegt doch in seiner Gesinnung so viel ächt Deutsches oder Modernes, in seiner Tendenz so viel Populäres, in seiner Darstellung so viel Bildliches und Gnomologisches aus der volksmäßigen Moral, daß man deutlich sieht, wie ein gleichmäßiges Studium des Alten und Neuen sich in ihm vereint, was wir genauer beurtheilen würden, wenn sein Buch von der Höfischkeit, der Gegensatz zu dem wälschen Gaste, erhalten wäre. Dort würden wir wohl alles das ausgeführt treffen, was der Winsbecke und Aehnliches andeutet, wir würden eine ritterliche Moral, eine aristokratische, der griechischen, rein menschlichen gegenüber sehen, wir würden deutlicher den Unterschied eines conventionellen und eines ganz humanen Sittengesetzes finden. Wenn wir uns aber nur den Winsbecke und seinen Inhalt zurückrufen, so werden wir uns noch des Eindrucks erinnern, daß trotz einiger Vorneigung zur Verächtung dieser Welt durchweg eine kräftige Lebensansicht und eine Achtung der menschlichen Selbständigkeit und Kraft hervorschien. Dies nun ist ein Zug unserer Nationalität, der sich mit der antiken Denkart berührt, im Mittelalter aber durch das Christenthum und die Entartung des Christenthums zu Zeiten bis aufs Unkenntliche verwischt ward. Wir finden daher diese Verwischung stufenmäßig im dem bisher durchlaufenen Zeitraume im Zunehmen; wir konnten sie in den Poesien beobachten; und können hier in den moralischen Gedichten das Aehnliche wahrnehmen, und dies ist um so wichtiger, je bedeutender die verschiedenen Einwirkungen dieser griechischen und christlichen Weltansichten auf die Dichtungen waren. Wir dürfen nur aus dem Freidank[298]) das volksthümliche Element, das rein Sprüchwörtliche, ausscheiden und mit dem, was noch unsre jetzt gebräuchlichen Sprüchwörter charakterisirt, zusammenhalten, so werden wir auf das Ursprüngliche dieser Art von Weisheit unserer Nation wohl schließen können. Wir würden dann finden,

298) In der Sammlung von Müller. Band 2. Wir haben aber eine Ausgabe von W. Grimm zu erwarten.

daß dies Ursprüngliche und Eigenthümliche unserer deutschen Spruchlehre, dem Wesen nach, in der verständigen Klugheitsregel liegt, die auf Menschenkenntniß vor Allem anderen hinarbeitet, während der Mittelpunct der griechischen Gnomologie Selbsterkenntniß ist und Maaß und Besonnenheit im Wandel, den Menschen und Göttern gegenüber [287]). Vergleichen wir die unter Salomons Namen gesammelten Proverbien der Hebräer, so haben wir einen anderen Gegensatz. Hier geht alles auf eine positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre hinaus, wo in dem sprüchwörtlichen Theile des Freidank oder in den deutschen Sprüchwörtern überhaupt nur Beobachtungen des Weltlaufs und darauf gestützte Aussprüche sich finden; es sind dort mehr Sprüche als Sprüchwörter, mehr Vorschriften als Erfahrungen. Der Lehrer spricht dort zum Unerzogenen, hier der Erfahrene zum Unerfahrenen; jener in bestimmten Lehrsätzen, dieser in Winken; jener mit Verweisung auf den Beifall Gottes, dieser mit warnender oder rathender Andeutung des bequemsten Wegs durch die Welt wie sie ist. Der Jude sieht auf die Menschen und auf eine bessere Menschheit gleichsam herab, sicher sie mit seinen Regeln zu bewältigen; die Aussicht ist genommen, mit Gott und sich in Frieden zu leben, der Deutsche aber steht mitten unter den Menschen und will sich blos durchschlagen. Die Tugend wird dort mehr generell gepredigt, als einzelne Tugenden, mehr die Weisheit als einzelne Klugheiten. Der Mensch lehrt mehr als die Sache, und wäre auch in der Lehre selbst Uebereinstimmung, so ist der Vortrag ungefähr im deutschen und hebräischen Sprüchwort eben so verschieden, wie in der orientalischen Thierfabel und im deutschen Thiermährchen. So schwierig es aber war, diese eben genannten volksmäßigen Stoffe, ihrer heimatlichen oder fremden Entstehung nach, zu scheiden, eben so schwierig und noch schwieriger ist's, die Sprüchwörter, das Volksmäßigste was es überhaupt nächst der Sprache selbst geben kann, in ihren Bestandtheilen zu trennen. Denn in Deutschland wurden schon so außerordentlich früh alt- und neutestamentliche Sprüche und Gleichnisse, griechische und lateinische Sentenzen aufgenommen; sie fanden im Volke Aufnahme, wenn auch nur durch die Predigten, deren älteste bei uns gerade in nichts bestehen,

---

287) Zell Ferienschriften. Band 1. Ueber die Sprüchwörter der Griechen.

als in einer Zusammenreihung solcher einzelnen leichtfaßlichen Sätze, die so leicht ins Sprüchwörtliche überstreifen konnten. Daher mischte sich denn wohl so früh zwischen jene feinsten und schlausten Beobachtungen und Lebensregeln, die ich, wie z. B. besonders die vielen eigenthümlichen Anwendungen der Eigenschaften von Pflanzen oder Thieren auf die Menschen, für national halte, eine Gattung von religiösen und moralischen Aussprüchen ein, die der Ausfluß einer ganz anderen Lebensbetrachtung sind, und deren strengere, düstere Farbe sich nun überall, wenn auch noch so innig, doch als ein Fremdes mit dem Alten und Einheimischen mischt, wie wir im Winsbecke und im Freidank sehr wohl bemerken können; und so war es mit Thierfabel und Mährchen. Was aber die Form unserer deutschen Sprüchwörter angeht, so zeigt sich auch hier wieder ein entsprechender Unterschied mit dem Fremden. Das Individualisiren der neuen Welt spricht sich hier in den endlosen Variationen eines und desselben Gedankens aus, in dem ewig erneuten Versuche, sich dem Begriffe mit den mannichfaltigsten Bildern zu nähern. Die Griechen suchten lieber diesen Gedanken in der einfachsten Form so prägnant als möglich auszudrücken, hielten dann daran fest und wollten sie ihn ja versinnlichen, so griffen sie nach den ihnen ganz eigenthümlichen, und ungemein charakteristischen historischen Sprüchwörtern, die wir in Deutschland so gut wie gar nicht kennen. So wie der Süden von Europa sich noch heute an der conventionellen Redensart festklammert, so freut er sich auch der eigentlichen formell feststehenden Sprüchwörter, und Italien und Spanien ist daher so ungemein reich daran und fruchtbar in deren Anwendung. In Deutschland aber gilt bis jetzt noch die Phrase in der Unterhaltung nichts; wir lieben den Ausdruck zu ändern, wir kennen daher auch das Verlachen eines in unserer Sprache stammelnden Fremden weniger, weil es uns nur um die Sache und nicht um die Form gilt; wir corrigiren den Fehlenden nicht um des Redeworts, sondern nur um des zweideutig ausgedrückten Begriffes willen. Ganz genau so ist auch das Sprüchwort im Ganzen nicht bei uns zu einer festen Form gediehen; wir bevorzugen für den Ausdruck dieses oder jenes Gedankens nicht dies Eine Sprüchwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen; wir begnügen uns an der sprüchwörtlichen Redensart und am figürlichen Ausdruck, schaffen deren noch jeden

Tag neue, wie andere Nationen oder Städte ihre Modewitze haben, und es ist vielleicht bezeichnend, daß wir jene Redensarten oft mit dem Sprüchworte selbst verwechseln. Sie mögen die noch ältere Quelle vieler ausgebildeten Sprüchwörter sein, und ziehen wir sie in Betrachtung, so hat wohl keine Nation der Welt einen solchen Schatz von bildlichen Ausdrücken, wie die Deutschen, von Sinnbildern und Tropen, tautologischen Formeln, paraphrastischen Redensarten und poetischen Figuren, und wie sich diese poetische Vorstellungs- und Ausdrucksweise aller Zweige des Lebens bemächtigte, ist schon an einzelnen Fällen geistreich gezeigt worden[268]). Was das Sprüchwort angeht, so darf man nur die bekannte Sammlung von Agricola[269]) aufschlagen, um mit einemmale zu übersehen, wie außerordentlich der Reichthum an solchen Varianten, wie productiv die Phantasie unseres Volkes in Erschaffung solcher Varianten war.

Eine rein practische Ansicht der Welt und der Menschen also wäre das älteste Element in unsern Sprüchwörtern, nach dieser Auseinandersetzung; eine rein religiöse mischte sich damit oder stand damit, je nach den Zeiten, in Opposition. Mir dünkt, in der Zeit wo der lateinische Reinhart sich gegen die Kirche setzte, hätte auch der sprüchwörtliche Theil des Salomon und Morolf in lateinischer Bearbeitung besondere Aufnahme finden müssen und vielleicht schon im 12ten Jahrhundert mag diese ins Deutsche übergegangen sein, da sie Freidank schon kennt[270]). Ich erwähne dieses Gedicht hier, obwohl weder das Lateinische noch das Deutsche[271]) in diese Zeit gehört, bei der wir eben stehen, weil auch hier volksmäßige Erweiterung wohl der Sache aber nur nicht der Chronologie nach gut nachzuweisen ist, und weil ich der Form nach darauf wenig Bedeutung legen kann. Von der günstigsten Seite ist dies Werk von Jacob Grimm beurtheilt[272]) und ich verweise daher auf seine Bemerkungen, die mit Recht den Gegensatz der volksmäßigen, derben, unanständigen, parodischen Spruchweisheit des

268) Siehe Grimms Aufsatz über Poesie im Recht.

269) Auslegung deutscher Sprüchwörter.

270) Vers 1281. Salmon Wisheit lerte,
Morolf daz verkerte.

271) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen.

272) In den Heidelb. Jahrb. 1809 über die Einleitung der Herausgeber.

Morolf gegen die des Salomo hervorheben. Ich würde darin eben jenen Unterschied des Besonderen und Allgemeinen, des Bildlichen und des Abstracten ins Auge fassen, der durch ein Neues, populäres Element dem alten hierarchischen gegenüber allerdings schon sehr früh in der Zeit griechischer Cultur in Asien entstehen konnte, wohin Grimm die Quelle unsers Gedichts zurückführen zu müssen glaubt. Wenn uns die Contradictio Salomonis, die Pabst Gelasius schon im 5ten Jahrhunderte als apocryphisch verwarf, erhalten wäre, so würden wir, vorausgesetzt, daß sie mit unserem Werke Gemeinschaft hat, über die nationale Ausbildung bei uns besser urtheilen können, die von der italienischen im Bertoldo so sehr verschieden ist und offenbar Zusätze erhalten hat, die der Sache ursprünglich ganz fremd sind, wie auch der französische Salomon und Marcoul nichts als Rede und Gegenrede der Sprecher enthält. Ich würde dann vielleicht mit mehr Gewißheit aussprechen dürfen, was mir jetzt nur der Spur nach so scheint, daß in der ganzen Gestalt unserer Gedichte von Salomon und Morolf vieles deutsche liegt und daß hier noch unversöhnt jene Weisheit von oben und diese practische Klugheit des Volks sich gegenüber stehen, die schon Freidank, der darum auch ein Gegner dieser Parodien ist, zu vereinen weiß.

Beherrschung der Welt mittelst Welt- und Menschenkenntniß, neben Verachtung der Welt vermöge Sehnsucht nach einem künftigen Leben, sähen wir denn demnach aus einer ursprünglich größeren Opposition sich mehr und mehr miteinander versöhnen und in einer andern Region begegnen wir also den früheren Gegensätzen der Vergnüglichkeit und der Trauer in den ritterlichen Dichtern wieder. Nicht allein der mehr sprüchwörtliche Theil des Freidank zeigt diese Eigenthümlichkeit, die wir auch schon im Winsbeke trafen, sondern auch der Theil, den der Dichter selbst mehr von seinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dasselbe nur auf einer anderen Stufe; eben wie auch Thomasin. Er mischt biblische Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte, religiöse Mystik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens, unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menschen, die schwärzeste Ansicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngsten Vergeltung, die auch Thomasin hereindrohen sieht, unter volksmäßige, allgemein gültige Weisheit die dogmatischen Sätze, die Vorstellungen aus der damali-

gen Glaubenslehre. Er beginnt also mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang sei, daß wer um dieses kurze Leben die ewige Freude gibt, sich selbst betrügt und auf den Regenbogen baut, daß wer die Seele bewahren wolle, sich selbst müsse fahren lassen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwissenheit, Glauben an seine Vorsehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen schreibt er dem Menschen vor, der, wie der Topf gegen den Meister, nicht gegen Gott sprechen soll und seine Gebote, der nicht verwegen an Gottes Wundern zweifeln soll, oder, an der Unsterblichkeit der Seele, denn jeder Ketzer der dies leugne, sähe doch täglich größere Wunder, sähe aus Asche Glas werden und begriffe es eben so wenig; und mehr Wunder sei, daß Gott Menschen schüfe, als daß er sie auferstehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit sucht er mit populären Bildern und Gleichnissen beizukommen und beruhigt sich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menschen trägt er die verbreiteten Vorstellungen vor, die auch im Thomasin vorkommen, die im Dante anklingen: daß alle Geschöpfe der Natur sich selbst treu geblieben, daß nur der Mensch seine Natur vermöge seiner freien Wahl verlassen habe, daß er wie das Feuer, das seinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es sich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, seine ursprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menschen seien gewesen, Adam, Eva und Christ. Der Eine wie der Andere sei unbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Christ aus der jungfräulichen Maria, und dieser sei für die ganze Menschheit wieder rein geworden. Der Glaube an diese Erlösung des Menschen ist zur Besserung des Menschen nothwendig; daher fand diese Lehre Eingang in den Parzival, an jener Stelle, wo durch Trevrizent die Reinigung des sündigen Menschen erfolgt, und solcherlei Vorstellungen, Deutungen, Symbole und Allegorien finden jetzt häufiger Eingang in die weltlichen Mähren, wie sie schon früher in die Naturgeschichte der Thiere, Pflanzen und Steine eingegangen waren. Wenn die Menschen sich gewöhnen könnten, im Hellen Licht zu suchen für das Dunkle, das sie aufklären wollen, so würden die Verfechter des mythischen Ursprungs der Sagen hier mit Leichtigkeit sich eines Besseren belehren können. Niemals wird einer so wenig hierüber, als über die Religionsgeschichte des Orients und der Griechen eine Stimme haben,

der nicht am Christenthum und seiner Geschichte die Gesetze der Entwickelung religiöser und mystischer Vorstellungen gelernt hat. Sie entwickeln sich wie die Sage und Geschichtserzählung für sich und beide verknüpfen sich nur zu Zeiten, und je nach der Neigung der Völker, loser oder enger; jeder Theil ist gleich ursprünglich und meist wird selbst wieder das Philosophem oder das Symbol, wie hier in der vorgetragenen Ansicht von der Menschenerlösung, auf Geschichte ruhen. Der Dichter des Parzival hätte nur weniger Deutsch, weniger verständig und einfach sein dürfen, so hätte er mit größter Bequemlichkeit seine Erzählung, indem er jene Vorstellungen ausdehnte und den Mittelpunct, den sie bilden, erweiterte, zur völligen Mythe machen können, in der die tiefsinnigen Deuter nichts als die Verkörperung einer uralten religiösen Vorstellung gefunden hätten. Der Freidank also nimmt diese Ansicht in seinen Lebensregeln auf, wie Andre Anders der Art, wie Wirnt manche dieser Lebensregeln selbst, in die Romane und Epen. Er geht von da auf die Besserung des sündhaften Menschen über, und empfiehlt Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlasse den theuer erkauften Menschen ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat sie selbst gemacht, wie so viele andere Minnesinger, die jetzt erst die mehr fromme Begeisterung für diese Züge erhalten, als schon die mehr kriegerische der Troubadours erlosch und als eben der Kreuzzug, der so viele unserer Sänger in seinen Heeren sah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit diesem frommen Eifer entsprach. Doch hier tritt der schlichte Verstand des Deutschen wieder herein. Reue ohne Werke ist nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig ist. Er eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Pabst von Sünden lösen, ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen, wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließ. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Christenheit, den Grimm gegen die schlechte Geistlichkeit, bei Anerkennung des Standes und der Würde [273]), den Zorn gegen die Hoffahrt des Adels, die Ansicht, daß nur der Tugend-

273) V. 117.
Die sunne schinet dem tufel an, und schadet sie doch niht von dan:
Als ist wol der priester begat, die reine messe besiat,
die kan nieman geswachen noch besser gemachen.

hafte edelgeboren ist, theilt er mit Thomasin. Er eifert wie dieser gegen die Fürsten, und ihre schlechten Rathgeber. Er nennt sie Menschen wie sich, die sich des Ungeziefers so wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomasin, auf die Verhältnisse des Lebens über und in den Ton der Satyre; das deutsche Land ist voll Raub, Gerichten, Vögten, Münzen und Zöllen, die ehedem zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut sagte würde getödtet werden. Nicht drei Fürsten wisse er, die nach Gottes Willen lebten; sollte Jeder nach seiner Tugend Gut besitzen, so wäre mancher Herr Knecht. Keiner befleißige sich des Guten, da man doch von Jugend auf von einer Tugend zur anderen steigen solle, so wie der Nagel das Eisen hält, das Eisen das Roß, das Roß den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus diesen Zügen sieht man, daß in der Gesinnung des Dichters wie in seinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, so wie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genauesten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Klassen steht. Daher sahen wir im Allgemeinen bis hierhin das Volksepos in stetem Absinken. Die ersten Spuren der epischen Zusammenfassung und Aufschreibung jener Thiersage, die das Volk mit besonderer Vorliebe mag gepflegt und gehegt haben, die wir in so engem Bezuge mit dem freien Bürgersinne sahen, fanden wir in den Niederlanden, ganz entsprechend der politischen Geschichte dieser Gegenden, wo unter der Sorgfalt der Grafen von Flandern und Artois die Städte früher als anderswo emporkamen und die Entstehung der Communalrechte schon im 10ten Jahrhundert zu suchen ist. Zugleich war dies die Zeit, wo die fränkischen Kaiser in Deutschland zum erstenmale eine entferntere Verbindung mit den Städten zu suchen anfingen, die hernach die Hohenstaufen ihrer eigenthümlichen Stellung zu Italien zufolge wieder aufgaben. Dennoch bildeten sich in Deutschland im Laufe des 12ten und 13ten Jahrhunderts, besonders unter der Fürsorge der Herzoge von Zähringen und unter den welfischen Kämpfen, immer mehr Gemeindeverfassungen, trotz der feindseligen Maasregeln der hohenstaufischen Kaiser und des Edicts Friedrichs II., das alle Communalräthe, Bürgermeister und Zünfte aufhob. Jetzt aber zur nämlichen Zeit, wo das Beispiel der italischen Städte im Großen in den Städtebünden, noch bei Lebzeiten des letzten Hohenstaufen,

emsig nachgeahmt zu werden, wo der bürgerliche Geist weiland anfing überhand zu nehmen, wo im 13ten Jahrhundert noch fast in jeder größeren Stadt in Deutschland die ersten revolutionären Bewegungen der Handwerker beginnen, obwohl zur Zeit noch ohne dauernden Erfolg, jetzt sehen wir auch diese didactische Poesie hervortreten, die immer ein Eigenthum und ein Lieblingsgegenstand der größeren Masse war, die in der Dichtung keine andere als moralische Belehrung kennt und sucht. Wie sich das Thierepos mit dem republicanischen Element fortentwickelte und daher auch jetzt in dieser Periode in Deutschland eine neue Bearbeitung, in Frankreich die größte Verbreitung, in den Niederlanden die größte Vollendung erhielt, so entwickelt sich auch diese didactische Poesie fortgehend und bekanntlich hat der Freidank mit dem steigenderen Bürgerthum stets steigendere Geltung und Ansehn erhalten, ward übersetzt und bearbeitet, und hat selbst den Sebastian Brandt beschäftigt[274]), und die ersten sichtbaren Anstöße und Anlässe zu den satyrischen Gedichten des 14ten und 15ten Jahrhunderts und den moralischen Gedichten des Hans Sachs liegen hier und im Thomasin.

Um aber auf unser Thema zurückzukommen, so bemerken wir hier schon spurweise, was in der Zeit der Reformation deutlich werden sollte, daß es nicht das geplagte Volk, sondern die habgierigen Priester und die Gewalthaber sind, die jene Ablässe, und jene Lehren von der göttlichen Gnade und der Macht der Reue und des Gebets in Schwung brachten. Es sind bürgerlich gesinnte Männer die sich hier zuerst entgegensetzen mit Maximen, die sie zum Theile dem Volke und dessen gesundem Verstande entlehnt haben; allein zur Zeit setzen sie sich noch ohne Erfolg entgegen. Die Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdiensten der Heiligen und Märtyrer, von der Fürsprache der Jungfrau Gottesmutter wurzelten in diesem Jahrhundert fester als je, stiegen mit der Sittenverderbniß und Sündenangst und schufen in der Poesie eine Klasse von Dichtungen oder riefen sie vielmehr wieder lebhafter hervor, die nicht mehr als Erzeugnisse eines lebendigen Dichtertriebs, sondern vielmehr als solche fromme Hand-

274) Um die Veränderungen des Freidank zu überblicken greift der Leser am kürzesten zu Nördens Lexicon, Artikel Freidank.

lungen bußfertiger Sänger zu betrachten sind, mit denen sie keinen weltlichen Ruhm, sondern ewiges Heil zu erwerben hofften. Ehe wir aber auf diese Legenden und Heiligengeschichten eingehen, wollen wir hier noch von einem mehr didaktischen Dichter reden, dem Stricker, der um die Zeit der Abfassung des Freidank (1230) oder wenig später gedichtet haben muß, und der einen vortrefflichen Uebergang zu jenen geistlichen Dichtungen macht, wo wir dann den Conrad von Würzburg und Rudolf von Ems mit jenem als die drei Hauptpoeten ausheben, an denen wir die völlige Umwendung oder Entartung des ästhetischen Geschmacks, der moralischen Gesinnung und der Kunstproducte werden anschaulich machen können.

Ich rede von Strickers Umarbeitung des Rolandsliedes vom Pfaffen Conrad 275), die durchaus werthlos neben dem Originale ist, nicht weiter, als daß ich darauf aufmerksam mache, wie der Zeitgeschmack, der die Legenden und Märtyrologien des 12ten Jahrhunderts wieder aufnahm, nicht anders konnte, als diese epische Hauptlegende und ritterliche Märtyrergeschichte erneut wünschen, da ihre alte strengere Form und Sprache eben wie auch Lamprechts Alexander dem verweichlichten Geschlechte gerade so zu mißhagen anfing, wie unserem in dem seichten Getändel der Romantiker und Novellisten verwöhnten Publicum die Schärfe eines Lessing, die Gedrungenheit eines Klopstock, die Gewalt eines Voß widersteht. Die Zeit fängt jetzt an, wie ich schon andeutete, Alles zu reproduciren, was die gute Periode, die nun unterging, hervorgebracht hatte; sie nahm erfolglos, wie auch in der politischen Geschichte zu sehen ist, die großen Plane der Vergangenheit auf und copirte ohne eignes Vermögen. Wo diese Reproduction wie im Rolandslied, im trojanischen Kriege, im Alexander oder gar in der Ueberarbeitung der Nibelungen nichts ist, als bloße Erneuerung alter Stoffe, denke ich mich nicht weiter dabei aufzuhalten; wo sie wie im Daniel von Blumenthal von Stricker, oder im Wigamur 276), der wohl in diese Zeit gehört, (indem eine Geläufigkeit der Sprache und poetische Routine darin wahrzunehmen ist, die an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts schon seltener wird), Aufnahme

---

275) In Schilters Thesaurus.

276) In der Sammlung von Büsching und v. d. Hagen.

ähnlicher Poesien ist, werde ich allerdings eher darauf eingehen und würde dies auch mit den beiden genannten Werken an dieser Stelle thun, wenn mir von dem Daniel mehr bekannt wäre, als was Nyerup davon drucken ließ[277]) und wenn Wigamur nur in irgend etwas von dem Charakter jener britischen Romane abwiche, über die ich oben weitläufig genug gewesen zu sein glaube. Ich darf mich also blos an die Arbeiten von Stricker halten, welche mich meine Bemerkungen über die didactischen Poesien dieser Zeit fortsetzen lassen. Ich finde es nun sehr charakteristisch, daß dieser Dichter, der sich der ritterlichen Poesie noch fest anschließt, der in seinen Fabeln selbst oft sehr naiv den Minnesinger verräth, und den Ritterorden noch hoch preist, sich auf eine eigene Weise eine milde Ansicht vom Leben bei aller Unbefriedigtheit zu erhalten sucht. Es wird jetzt Styl unter diesen Dichtern, vom Verfall der Kunst und der Sitte heftig zu klagen. Die alten Schützer der Kunst gingen aus; ehedem, sagt unser Dichter, hätten seine Herren, die Fürsten von Oestreich so um Ehre geworben, daß man alle Kunst nach Oestreich zu tragen begann, daß dort Alle kunstreichen Männer zusammenströmten[278]) Er entwirft ein ähnliches Bild von ihnen, wie Andre von Hermanns Hof in Eisenach; jetzt aber sei Alles dahin; unreine, ungezogene Unterhaltung sei geschätzter als die gute; Ritter und Frauen mögen es klagen, daß Singen, Sagen und Saitenspiel zerging; man sieht an den Höfen Niemanden mehr, als die da sein müssen, und wer sich die alte

277) Symbol. ad lit. teut. antiq.

278) Cod. Pal. 341, der mehr als ähnliche Sammlungen im Kloster Mölk und sonst vom Stricker enthält: Fol. 333.

— Die herren zu osterriche,
die wurben hievor umbe ere, der geluste si so sere,
daz si des douchte durch ir gust, ob mer, erde unde luft
ir lop niht mochte getragen, sine wolten ir dennoch me beiagen;
des gewunnen si so groze gunst, daz man in alle die kunst
dar ze osterriche brachte, der ie dehein man gedachte;
die gulten si ane maze. Do geschah in als dem vraze,
der az unz in der hunger lie, und im mitalle ze gie.
Swer ir genaden ruchte, der vant da swaz er suchte,
daz triben si unz an die stunde, daz ir so vil begunde
nach gute ze osterriche streben, durch daz unmezliche geben,
daz si sich heten an genommen, dez begonde ir dar so vil kommen,
heten si alle der krichen gut, sine mochten alle der gernden mut
mit gabe nit erfullet han; daz si unmaze muzzen lan,
des wart verkert ir leben, so daz in vreude und geben
so ungefuge widerstunt, daz si des da nu minner tuut,
denne man in andern landen tu.

Tugend der Milde und Freigebigkeit bewahrte, der hat mehr Lob als zwölfe in den Jahren, da sie alle mild waren, da Milde eine Landsitte war. Wenn er Ritterschaft und Ritterleben nach der alten Weise erhebt, so sieht man doch in einem ungedruckten Gespräche von ihm zwischen zwei Knechten, wie etwas gepriesen wird, was sich durch Ausartung jedes Preises unwerth gemacht hat, wie gleichsam die alte Herrlichkeit ausgeläutet wird. Dasselbe ist der Fall in seinem Gedichte Frauenehre[279]). Der Dichter fühlt, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen ist, er verräth überhaupt denselben Mißmuth über alles Dichten überhaupt, den jede solche absinkende Zeit den halben Talenten mittheilt, die sie nur noch hervorbringt. Er streitet im Eingange mit seinem Herzen: er wolle das Dichten ganz lassen; die Würdigen seien hin, die je nach großer Freude gerungen, und hätten alle Freude mit sich genommen; nun hätte er nicht ein so begabtes Talent, daß er denen Freude geben könne, die freudenlos leben wollten. Er klagt, daß keiner mehr eine Mähre zwei oder dreimal hören wolle. Sein Herz antwortet ihm, er solle das tragen; keinem anderen Dichter sei es anders gegangen; daß man das Neue und stets das Neue begehre, solle ihn vielmehr beruhigen, so entgehe er der Vergleichung mit den trefflichen Alten. Er solle denn wie die anderen neue Mähren für den Tag hin dichten. Er läßt sich zureden: dennoch will er versuchen, etwas zu entwerfen, was für die Dauer sein möchte. Dabei aber fühlt er, daß das Thema der Frauenehre ihm nicht zukäme; wäre er weise, so würde er die Frauen gar nicht nennen; sein Leben und Frauenpreis hätten nie miteinander zu schaffen gehabt; ein Pferd, ein altes Gewand stünde besser in seinem Lobe. Mehrmals kommt er im Gedichte selbst darauf zurück, daß er der Aufgabe nicht beikomme; auch erhebt er sich nirgends über die Gewöhnlichkeiten, die man über diesen Gegenstand sagte; und selbst zu diesen zwingt er sich ordentlich. Desto mehr geht ihm sein Gedicht, die Klage[280]), von Herzen; es ist ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einst die schöne Zeit des Gesangs, des Frauen- und Hofdienstes auszeichnete, sieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er

279) Cod. Pal. Nr. 341. Fol. 283.
280) Ibid. Fol. 226.

den belebenden Mittelpunct jener Zeit, die nun verloren ist, an deren Statt die Unfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen stehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und seine Gebete vergessen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen wie so üblen Dienst bot, daß die Herren nach Gewalt streben, den Kaiser machtlos machen um vor ihm sicher zu sein, daß vom Hofe die Stühle der Weisen, der Alten und Armen verdrängt sind und nur die Reichen noch Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten versäumen, daß die Herren sich lügen, und an Jagd und Beize, an Saitenspiel und Gesang, an Frauenliebe, Turnier und Tanz, an Kronen und Kränzen, an Gut und Land, an Adel, Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß sie der Wald und das Feld, und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Lust waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgesang. Wie er alsdann auf den zeitigen Frauendienst zu reden kommt und das Laster eingerissen schildert, um das einst Sodom und Gomorra zerstört wurden, sieht man freilich, wohin es mit der höfischen Gesellschaft gekommen war und findet bestätigt, was man auch ohne Zeugnisse von dem üppigen Zusammenleben der höheren Cirkel bald erwarten mußte. Bei dieser Einsicht nun in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterschaft, die Welt nicht mit schwarzen Augen anzusehen; bedauert aber, daß, wenn man einmal die irdische Freude aufgeben wollte, man nicht wenigstens die himmlische dafür einzutauschen suche. Er tröstet sich aber mit dem Christenthume; Buße, Reue, Beichte sind das Thema einer Menge seiner kleinen moralischen Gedichte, am deutlichsten in dem von drei rathgebenden Freunden, in denen jene Dinge allegorisirt sind; er hat die festeste Zuversicht und Aussicht auf Rettung und Heil; da ja jener Schächer am Kreuze für die kürzeste Reue der ewigen Gnade theilhaftig ward, wie sollte Gott nicht diese Gnade auch an anderen üben! wenn auch die menschliche Besserung fehlt, die christliche Barmherzigkeit wird schon durchhelfen; „wenn das Herz auch trocken ist und wer eignes Wasser der Reue nicht kennt, dem kann diesen Mangel das Gedächtniß an jenes Wasser ersetzen, das Christus in seinem Schweiße und Blute oder in seinen Thränen

vergoß!" Man sieht, diese Denkart bildet den schönsten Uebergang zu der unmäßigen Heiligenverehrung, die in diesem Jahrhunderte zu einem neuen Schwung kam, und neben jener berühmten goldenen Legende auch die zahllosen deutschen Heiligenleben und Märtyrergeschichten in der Poesie aufbrachte, die wir zunächst auf einen Augenblick betrachten müssen. Der Stricker übrigens kennt von Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürsprache für uns noch nichts oder wenig, sein Vertrauen steht noch direct auf Gott. Die Gedichte, die er in ein Sammelwerk, die Welt, vereinigt hat und in denen er diese und ähnliche Weisheit niedergelegt, bilden einen großen Kreis von Beispielen (denn ich weiß keinen bezeichnenderen Namen, als diesen in der alten Sprache selbst gerechtfertigten), unter denen aber das Unähnlichste begriffen wird. „Eine kurze Erzählung, ein einfaches Bild oder Beispiel gibt den Stoff oder die Veranlassung zu einer umständlichen Ausführung über irgend einen Gegenstand der allgemeinen, durch die Lehren des Christianismus modificirten Ansicht der sittlichen Natur; eine höchst einfache Form, man möchte sagen, ein kurzer Sermon in Versen [281])." Dies trifft aber nur einen kleinen Theil dieser Gedichte; viele erinnern an die Gleichnisse des neuen Testaments, und diese stehen solchen Sermonen am nächsten; viele sind bloße Allegorien und diese tragen dann ganz das Gepräge, daß sie die Fabel nachahmen sollen; oft ists eine bloße Anecdote, eine Erzählung, der eine Moral abgewonnen wird; mehrmals sind es Stücke, welche Stände und Klassen charakterisiren und diese leiten dann die spätern Satyren im Renner und Narrenschiffe ein; die Ehe, das Haus, die kleineren, niedern Verhältnisse sind der Mittelpunct mancher schwankartigen Erzählung (die aber immer eine moralische Lehre trägt, denn eigentliche Schwänke, wie den Pfaffen Amis [282]), scheint er sonst nur sehr wenige kleinere gemacht zu haben); endlich sind es Mährchen zu Fabeln, oder Fabeln zu Mährchen geworden. Alle diese Gattungen bindet nur die moralische Nutzanwendung zusammen, die nirgends fehlt; und einmal sagt er selbst, man ließe die Erzählung der Mähren besser ganz, wenn man nicht das Gleichniß dazu sagte. Die Stücke sind von dem ungleichsten Werthe.

281) Docen Misc. II, 209.
282) In Beneckens Beiträgen Band II.

Alles was feierlicher, christlicher, ernster sein soll, wird matt und eintönig, und nicht leicht hat das Mittelalter in dieser Zeit dann etwas so farb- und glanzloses als diese Lehrgedichte. Aber wo er sich seinem Humor freier überläßt, wie im Pfaffen Amis, mehr aber noch in seinen Fabeln, wie auch Lachmann urtheilte, zeigt sich sein Talent am schönsten. Nicht in allen, muß man bemerken; Grimm hat in den mitgetheilten eine sehr gute Wahl getroffen[283]) und es dürfte unnöthig sein, mehrere zu drucken. Wie sich hier das einheimische Mährchen mit der fremden Fabel kreuzt, ist höchst merkwürdig und trägt nicht wenig zur richtigen Ansicht von dem Unterschiede zwischen beiden bei, ja es ist vielleicht das Merkwürdigste, um dessen willen die Geschichte der Dichtung den Stricker nennen muß. Entweder er entlehnt Fabel und Moral, dann ist er, je nach seiner Laune, bald ganz kurz äsopisch, bald dehnt er seinen Stoff in einen weiten Vortrag aus; er entlehnt die Fabel und macht eine neue Nutzanwendung, dann paßt sie nicht, ist bald zu eng oder zu weit, oder wenigstens steckt sie voll Naivetäten, wie denn bei ihm die Anwendungen auf die Minne so charakteristisch sind, wie bei Lessing die auf die Kritik; er nimmt auch oft irgendwo eine Moral her und will dazu eine Fabel erfinden, dann verschwimmt ihm die Erzählung in eine Allegorie oder sie paßt nur halb auf die Moral. Am originellsten sind hier, wie auch Grimm bemerkte, die Mährchen oder mährchenartigen Fabeln, wie das vom Turken oder von dem Könige mit dem Katzenauge, die es zeigen, wie selten hier mit Moral beizukommen war, oder wie überhaupt eine Erzählung, die schon ganz in sich selbst ihren Werth und in sich selbst ihre ganze Bedeutung hat, nur schwer eine weitere Beziehung duldet.

2. Legenden.

In den Ansichten des Thomasin, des Freidank und des Stricker ist also ein steter Fort- oder Rückgang von dem Derben, Gesunden, Menschlichen der Volksmoral und der ähnlichen des Alterthums zu der christlichen und frommen, von der handelnden Tugend zur leidenden, vom Vertrauen auf eigne Kräfte zur Hoffnung

283) In den altdeutschen Wäldern. Band 3.

auf überirdische Mächte. Dem Wolfram schon dünkte für die Bekehrung seines Helden die göttliche Gnade nöthig; das würde der Winsbecke und Thomasin vielleicht noch nicht zugegeben haben. Dieser Glaube, diese moralische Unselbständigkeit, die ihm zu Grunde liegt, verbunden mit der Heiligenverehrung, war schon seit Jahrhunderten im Gange, hatte aber innerhalb der Geistlichkeit selbst allerhand Schicksale gehabt und war seither während der Blüthe des Rittergesangs unter Waffen und freierer Lebensansicht eigentlich nur auf geraume Zeit und nur in diesem Stande in den Hintergrund getreten. Sobald das eigenthümliche Sittengesetz dieser Klasse seine Gültigkeit und sein Ansehen verlor, der Waffendienst vom Gotteskampf zu Raub und Mord, der Frauendienst von sinniger Veredlung der Sitten nach dem Beispiele des sittigeren Geschlechtes zu Ehebruch und jeder Gemeinheit, der Hofdienst von geistigem Verkehr und Kunsteifer zu unschicklicher Unterhaltung ausgeartet war, so war es natürlich, daß auch der Gottesdienst mit dieser allgemeinen Verderbniß verderbt ward; und daß alsdann die Poesien, die sich auf diesen bezogen, die Lieder die dem Frauendienste gewidmet waren, die Romane, welche das ritterliche Treiben abspiegelten, in ähnlichem Verhältnisse sanken, ist nicht anders zu erwarten. Was nun diesen Gottesdienst zunächst angeht, so schien es, als ob die Zeit, die jetzt anfing, die mächtigen, gewaltigen Regenten auf den weltlichen Thronen nicht mehr dulden zu wollen, und die sich nach unmächtigen Häuptern umsah, mit denen eher auszukommen war, auch im Himmel die furchtbare Majestät Gottes zu brechen gesucht hätte. Jenes zwölfte Jahrhundert, das sich noch an dem autokratischen Gotteshelden Karl freute, das seine Gewalt im Friedrich Barbarossa mit seiner Herrlichkeit wiederkehren sah, und beider Reich mit dem der altjüdischen Könige verglich, jenes Jahrhundert sah auch noch seinen Gott in der Erhabenheit des strengen Jehova und überall spielen die alttestamentlichen Vorstellungen in die Gedichte jener Zeit herüber. Allmählig tritt in der dreieinigen Gottheit alsdann der Sohn in den Vordergrund, und dies war seiner zwischen Gott und Menschheit vermittelnden Eigenschaft ganz gemäß. Geistreich hat man ferner bemerkt[284],

284) In einem Aufsatze „Zur Geschichte der Verehrung der heiligen Jungfrau" im deutschen Mercur 1796, 2. und 1797, 1.

daß, sobald die Vorstellung von der Identität Gottes des Sohnes und des Vaters allgemeiner ward, eine neue Vermittlung zwischen der gerechten Gottheit und dem sündhaften Menschengeschlechte, oder zwischen dem unbegreiflichen Wesen des Lenkers der Dinge und dem schwachen Verstande der Sterblichen nöthig ward. Dieser unserer Sündhaftigkeit und Begriffsschwäche griffen dann die Heiligen unter die Arme und die Märtyrer mit ihren unergründlichen Verdiensten. Wir sehen also in dieser Zeit, indem wir ganz in dieselbe Periode gleichsam zurückversetzt werden, in der wir die Kaiserchronik entstehen sahen, die poetischen Bearbeitungen der Legenden nicht allein häufiger, wenigstens kunstmäßiger und feierlicher betrieben werden, als je, sondern auch der ganze Anstrich des äußeren Lebens erhielt eine heilige Färbung. Wir stehen in den Zeiten, wo die Canonisationen anfangen viel häufiger zu werden, wo Castilien, Frankreich, England heilige oder fromme Könige auf ihren Thronen sahen und wollen wir in Deutschland an einem Beispiele sehen, wie sich das Leben mit der Poesie, die Poesie mit dem Leben ändert, so wüßte ich kein auffallenderes anzuführen, als den Hof von Thüringen. Ich will dazu die Züge aus dem Leben der Elisabeth wählen[285], einem Gedichte, das zwar etwas später fällt, das ich aber als Kunstwerk keiner weiteren Beachtung werth halte, als historisches Document dagegen hier ganz brauchbar finde. Wir werden dort an den alten Hofhalt des Landgrafen Hermann erinnert; an das große Ingesinde das sich an seinem Hofe drängte, wo die Herren und Ritter, die aus aller Welt, aus Ungarn, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark sich zur Kurzweile hier zusammenfanden, und Ritterspiel oder Saitenspiel, Turnier oder Gesang suchten. Und von diesem Bilde und der Erinnerung an die Zeit, wo die sechs ruhmvollen Sänger auf Wartburg in Kriegsweise wetteiferten mit Gesang, wo diese mit altgermanischer Wagniß und Geringschätzung des Lebens den Kopf an den Preis ihrer Fürsten setzten, von diesem Gemälde einer tollen Wirthschaft an einem zu liberalen Hofe, von einem schlagfertigen ritterlichen Regenten werden wir dann herübergeführt zu seinem Nachfolger, dem frommen Ludwig dem Heiligen und bald zu seinem bigotten Bruder, dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe, von der Beschützerin

285) Manuscript in Darmstadt; auszüglich in der [illegible]

des Ofterdingen zu ihrer Schwiegertochter, der frommen Elisabeth der Heiligen, von den lüderlichen Gästen am Hermanns Hofe zu dem ascetischen Pfaffen und Ketzerverfolger Konrad von Marburg, und der Dichter führt selbst an, wie das selbstquälende und beschauliche Leben des jungen heiligen Paares und ihres Beichtigers von dem alten Hofe verlacht ward. Und bis zu welchem Ekel geht nicht dies Heiligenleben, dies Armenspeisen und Tränken und Waschen, dies Krankenpflegen, Almosengeben, Kasteien und Fasten, diese sophistische Frömmigkeit oder fromme Schlauheit, diese Kirchenwunder und was Alles diese Chronik oder Legende, oder das Leben der armen Frau ausfüllt, die denn auch ganz bald nach ihrem Tode in die Zahl der Heiligen eintritt. Eine solche Zeit, die aufs neue solche Heilige kannte, die die letzte Begeisterung für die Kreuzzüge krampfhaft empfand, mußte nothwendig die alten Geschichten der alten Märtyrer und Asceten hervorsuchen; wo also ein Fürst oder Protector noch einen Reinbot zum Dichten auffordert, gibt er ihm eine Legende in die Hand; wo ein Legendendichter, wie Hugo von Langenstein, sein Talent bezweifelt, giebt ihm die Heiligkeit des Gegenstandes und das Verdienstliche der Sache den fehlenden Muth, denn schon das Lesen solcher christlicher Gedichte gab Seelenheil und Frieden, wie verdienstlich mußte nicht erst das Dichten sein. Obgleich nun aber damals durch so außerordentliche Verdienste solcher moderner Heiligen der Schatz der Versöhnungsmittel zwischen Gott und dem sündigen Menschen angehäuft war, so schien das leider immer nicht genug, um die noch mehr angehäuften Sünden aufzuwiegen. Denn die damalige Zeit hat dicht neben solchen frommen Menschen zugleich viele neue Greuel, Gewaltthaten, Landfriedensbruch und Selbsthülfe eigen, wie wir selbst schon aus den Andeutungen des Stricker vernahmen und aus der Geschichte sonst wissen. Ein weiterer Vermittler ward nöthig und diesen suchte man jetzt mehr als je in der Jungfrau Maria, von der im 13ten Jahrhundert eine Erzählung ging, daß sie gut und mächtig genug war, im Jahre 1216 als Christus die Absicht hatte die Weltkugel ihrer sündigen Bewohner halben in Stücke zu zerschmettern (wovon Thomasin etwas gespürt haben muß, der in eben diesem Jahre den Untergang der Welt weissagte), dem gewaltigen Arm des Rächers Einhalt zu thun. Man brauchte einen milderen, mitleidigeren Fürsprecher in dem himmlischen Hofe

und auf wen sollte die Zeit eher verfallen! Wenn doch damals die innere Reinigung im Menschen durch irdische Frauen geleitet ward, wie sollte nicht die himmlische für die Läuterung zum Himmel behülflich sein? Die galante Zeit fühlte sich der Göttin näher, als Gott, und bevorzugte sie in ihren Liedern und Gebeten, und setzte sie in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn. Sah man die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zum Vater und Bräutigam zugleich, so sah man Beide in einem minniglichen Verhältniß[286]), und was war dann billiger, als daß der Liebende ihr die Verehrung zollte, die jeder Liebende der Geliebten! Sah man sie in ihrem Verhältniß zum Sohne, was war dann billiger, als daß der Erzeugte die Wünsche der Mutter erfüllte, und man hätte sehr lustige Geschichten davon, wie sie ihn mit mütterlichen Vorwürfen auf seine Lehren in der Bibel verwieß, daß man Vater und Mutter ehren solle, als er einmal Miene machte, ihren häufigen Fürbitten Einhalt thun zu wollen, mit denen sie die Hölle entvölkerte und dem Teufel (ein deutscher Dichter fügt sehr naiv hinzu: leider) vielen Schaden that. Das elendeste, matteste und weichlichste Geschlecht macht sich nun gerne — wem muß man selbst heute noch diese Erfahrung erst zeigen, als etwa denen, an welchen sie gemacht wird? — macht sich am leichtsten so vortheilhafte Vorstellungen zu Nutz und fällt so leicht in eine Andächtelei, mit der man die Gottheit bestechen will. Wenn man sich nun damals hinter die gutmüthige Himmelsdame steckte, die sich noch mit einer krankhaften Andächtelei, mit Worten ohne Sinn, mit Lippengebet und Augendrehen kirren ließ, die Mutter Gottes, die mit dem Sohne so gut umzuspringen, ihn so gut ihres Sinnes zu machen wußte, war das nicht sehr klug ausgedacht, da man doch weiß, wie auch der mürrischste Hausherr und Vater vor solchen vereinigten Waffen weichen muß? Bald geschah durch sie, „was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist;“ ihr Erbarmen hatte durchaus keine Grenze; Räuber und Mörder durften sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung des

---

286) Cod. Pal. 341. Fol. 8.

> Durch minne wart der alte iunc, der ie was alt an ende,
> von himel tet er einen sprunc, herab an diz ellende,
> ein got unde dri genende enphinc von einer meide iugent:
> daz geschach durch minne.

Himmels sicher zu sein; das Gedicht vom Theophilus, was in diesen und späteren Zeiten in deutsche Reime gebracht ist[287]), beweist es, daß man ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und dem Teufel sich verschreiben kann, wenn man nur die Jungfrau nicht verleugnet hatte; sie rettete Diebe vom Galgen, sie tilgt für ein ave Maria alle Jugendsünden aus, sie gestattet jedem Hauptverbrecher gerne eine Galgenfrist zur Besserung, sie unterstützt eine Wette liederlicher Buben, wer das beste Kleinod von seiner Geliebten vorweisen könne, indem sie Einem ihrer Anbeter der sich in der Gesellschaft findet und mitreißen läßt, ein solches gewährt; und ein Staar, der ave Maria sprechen gelernt hat, reißt sich damit aus den Klauen eines Habichts, wie sich die sündige Menschenseele damit aus den Krallen des Teufels erlöst. Dies Alles, beim Himmel, geht doch — ich weiß nicht soll ich sagen über den Scherz oder über den Ernst! Dies Alles aber sind Züge, die meist undeutschen Poesien entlehnt sind. Hier sieht man deutlich wie Legende, Novelle, Schwank auf Einer Linie liegt; und man muß nur das anerkennen, daß diese Berührung der Extreme doch in Deutschland noch unendlich weit weniger Statt hatte, als in Frankreich, wo eine Masse von solchen legendenartigen Anecdoten und schwankartigen Heiligengeschichtchen (contes devots) existiren, in welchen die frivolsten Späße und die unflätigsten Zoten eine Stelle finden. Zu diesen Erzählungen nun bilden die ernsten, größeren, in frommer Begeisterung, in andächtiger Beklemmung, in Sündenangst und christlicher Demuth geschriebenen oder — wenn es den Heiligen gefällt — gedichteten Legenden einen solchen Gegensatz, wie die neckischen und leichten weltlichen Schwänke zu den feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Es kann unmöglich meine Absicht sein, bei diesen Dingen mich lange aufzuhalten oder irgend vollständig zu sein; ich hebe an dieser Stelle das Bedeutendste aus dieser Gattung hervor, weil von der Mitte des 13ten Jahrhunderts bis zu dessen Ende die meisten und vorzüglichsten Legenden gedichtet wurden, die dann im Laufe des 14ten Jahrhunderts wiederholt, ins Niederdeutsche umgesetzt, mit neuen vermehrt wurden, worauf ich dann kaum mehr zurückzukom-

287) Im Cod. Pal. 341 hochdeutsch; in Bruns altplattdeutschen Gedichten niederdeutsch.

men denke, da diese Gattung nun in dieser Zeit eine geschichtliche Bedeutung und einen wenigstens relativen poetischen Werth hat. Wir treffen hier sogleich auf zwei der namhaften Dichter, die ich oben aushob; Konrad von Würzburg dichtete, außer dem Alexius, den heiligen Sylvester, der dem Stoffe nach schon in der Kaiserchronik vorkommt und wie die heilige Crescentia[288]) jetzt eine neue Behandlung erhält. Er enthält aber, so viel ich aus dem daraus bekannt gewordenen[289]) urtheilen kann, nichts, was ihm hier eine weitere Erörterung verdienen könnte. Rudolf von Ems hat einen St. Eustachius gedichtet, der aber, wie sein guter Gerhard, nicht bekannt ist. Dagegen besitzen wir von ihm den Barlaam und Josaphat[290]), ein Gedicht, das in Deutschland Bewunderer gefunden hat, die davon in großer Emphase behaupteten, ein Jeder müsse sich hingerissen fühlen durch die Schönheit und lebendige Darstellung des Ganzen, und dergleichen mehr. Ich fühle mich nicht berufen, in diese und weitere Urtheile einzustimmen, vielmehr vermisse ich selbst in diesem Barlaam, was den heiligen Georg oder die Martina auszeichnet, eine gewisse religiöse Begeisterung. Rudolf schrieb zwar seine Legende schon in der Zeit, als er sehr verächtlich auf die Welt und ihren Wechsel herab sah[291]) und als er seine weltlichen Dichtungen schon als Lug und Betrug ansah, den zu büßen er denn diese heilige Geschichte schreibt, bei deren Lectüre der Leser sich des armen dichtenden Sünders erinnern

288) Im Colocz. Codex altd. Gedichte.
289) In der Diutisca. Band 2.
290) ed. Köpke. Königsberg 1818.
291) 115, 24.

Du welt solhe gehazzet sin,
des were si binamen wert, wan si ze stete nihtes gert;
daz nu ist, daz ist niht zehant, nu ja, nu niht, deist ir bekant;
hute wesen, morne entwesen, nu stören, nu zesamene lesen,
den brucken, diesen ufen, dort swenden hort, hie hufen,
nu liep, nu leit, nu leben, nu tot, nu groz gemach nu leides not,
hute vreude unde richez gut, morgen leit unde armut;
si ist frunde vient; morgen lute schrient,
die hute sere lachent, in leide morgen erwachent,
die hinaht slafen giengen, mit vreude ir slaf enphiengen.
Swer sich uf si slafen leit, den wecket si mit arbeit;
swer ir getruwez herze hat, mit untruwen si in lat.
Si kan die tumben reizen mit valschen gebeizen,
biz daz ir tumbes herzen mut ir lere, ir willen gerne tut.
Swen si fur an sich bringet unde der zir helfen dinget,
den lat si liegen in der not; ir endes lon ist, er ist tot.

solle[292]), der hier nichts aufgenommen habe, als was Apostel und Propheten verbürgen; so daß sein Gedicht als in Opposition mit der weltlichen Kunst angesehen werden muß[293]; allein, wenn hieran recht sichtbar wird, wie aller poetische Trieb nun selbst in den Männern ausstirbt, welche sich früher mit Freude in der Dichtung von Aventiuren gefielen, so kann man doch auf der andern Seite von diesem Rudolf nicht einmal sagen, daß ein ächter frommer Trieb in ihm den poetischen hier ersetze; ja selbst was die Dichter dieser Zeit sonst auszeichnet, Gewandtheit der Diction und eine gewisse poetische Uebung, selbst dies findet sich bei ihm nur in mäßigem Grade, und eigentlich ist er eine recht prosaische Natur, die Docen dem in den Höhen schweben den Konrad von Würzburg in einer interessanten Parallele hätte gegenüberstellen können, um zu zeigen, wie verschiedene Wirkungen das Aussterben der poetischen Stimmung in der Nation auf die verschiedenen Spätlinge dieser Dichterzeit ausübte, statt daß er jetzt diesen ganz werthlosen Poeten dicht neben Gottfried von Straßburg zu rücken nicht üble Lust zeigt[294]. Den Barlaam zeichnet vor dem Gewöhnlichsten dieser Art nichts aus, als die größere Breite und ein künstliches gezwungenes Bestreben alles Dagewesene zu überbieten, womit gerade alle Wirkung verloren geht. Wer sollte an solchen Stoffen Gefallen finden, wenn Barlaam hier den jungen Josaphat im Christenthum unterrichtet, ihm dabei einen Auszug aus dem alten und neuen Testamente erzählt, ein Misch von trockener Geschichte, von erzwungener Begeisterung, von knapper Erzählung und dürren Namen, von Allegorien, Weissagungen, Erfüllungen und Wundern, durch die es dem schwankenden Jüngling vollkommen hätte schwindlich werden müssen! Oder an einem anderen Haupttheile des Gedichts, der Disputation zwischen den heidnischen Lehrern und dem Pseudobarlaam Nachor, die nichts von der Einfalt des Aehnlichen in der

---

292) 5, 8. Ich han daher in minen tagen leider dicke gelogen,
unde di lute betrogen mit trugelichen mären.
Ze trost uns sundären wil ich diz märe tihten
durch Got, in mich berihten, und bitte, swer diz märe lese,
daz er sich bezzerende wese, mit stete an dem gelouben sin,
unde durch Got gedenke min vil armes sundäres.

293) 400, 21.
Diz märe ist niht von ritterschaft, noch von minne diu mit kraft
an zwein gelieben geschiht; ez ist von aventiuren niht,
noch von der lieben sumerzit; ez ist der werlte widerstrit u. s. w.

294) Altdeutsches Museum. Band 1. Gallerie altdeutscher Dichter.

Kaiserchronik, noch von dem Schwunge im St. Georg hat. Oder an der Bekehrungsgeschichte des Josaphat, die wohl ein Drittel des Ganzen einnimmt; wo uns erzählt wird, wie die wunderlichsten Geschichten, die ihm vorgetragen werden, die Sonderbarkeit seiner Lehrer, ihre halbklaren Gleichnisse und Beispiele, eine Menge von unbegreiflichen Versicherungen und Glaubensartikel eine Veränderung in seinem Herzen hervorbringen, von der wir am Ende weder ihr Entstehen begreifen, noch ihre Art einsehen. Was haben wir gelesen und gelernt? Ist der Christ besser geworden als der Heide? er war schon vorher gut; ist er weiser geworden? er hat nichts gehört als Subtilitäten und elende Materie fürs Gedächtniß. Die Veränderung besteht in einer neuen Hülle, die seinem suchenden Geiste übergeworfen wird; sie beruht auf willkührlichem Vorgeben und Einbildungen; ein Interesse an der Sache könnte blos der Dünkel der bekehrenden Parthei eingeben.

Mehr Berücksichtigung scheint mir dagegen der heilige Georg von Reinbot von Dorn[295]) zu verdienen, der auf Aufforderung Ottos des Erlauchten von Baiern (regierte von 1231—53) von dem Dichter vielleicht nach einem französischen Originale bearbeitet ward. Wenn Konrad und Rudolf in ihren Ansichten Bewunderung für Gottfried aussprechen und seinem Vorgange folgen selbst in ihren heiligen Gedichten, so schließt sich dagegen Reinbot eng an Wolfram von Eschenbach an, und nicht in blos äußerlichem Nachahmen von einzelnen Stellen[296]), sondern in wirklicher Fortbildung der ganzen Manier, so daß er eine interessante Mitte bildet zwischen Parzival und Titurel, auf dessen Ton man im St. Georg vortrefflich vorbereitet wird. Ich will hinsichtlich der Quellen der Legende auf die Einleitung der Herausgeber verweisen, so wie für den Barlaam etwa auf Dunlop[297]), und halte es dagegen für der Mühe werth, dem Gedichte etwas genauer zu folgen, um doch wenigstens an Einem Beispiele den Charakter dieser Dichtungsart etwas näher darzulegen. Der Dichter versichert die ächte

---

295) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen. Band 1.

296) Zur Vergleichung eine Stelle, zu der die ähnliche aus dem Parzival in diesem Werke citirt ist. Er spottet ärmlich lebender Leute; dann:

We, was spotte ich thummer man, als der affe tut des slatis;
ich han doch soliches ratis daheime niht in mime wesen,
man mochte ouch vor mime spotte genesen u. s. w.

297) history of Fiction. Tom. 3.

Legende mittheilen zu wollen, ohne das Buch mit Lügen zu schmükken; er wolle der Wahrheit folgen, damit sein Werk über alles deutsche Land von Tyrol bis Bremen, von Preßburg bis Metz bekannt werden möge. Er ruft den Heiligen selbst um seinen Beistand an, wie die Ritter selbst, deren Schutzpatron er ist, im Kampfe thun, denn kein Christenmann band je den Helm und Eisenhut auf, ohne mit Herz und Mund an ihn den ersten Ruf ergehen zu lassen. Ein Markgraf Georius von Palästina läßt drei Söhne zurück, Theodor, Demetrius und Georg, die sich früh in den Kämpfen mit den Sarazenen auszeichnen, besonders aber der jüngste, Georg, dessen Preis so strahlend ist, daß sich seine beiden Brüder neidlos vereinigen, ihr Land ihm zu überlassen, an dem sich die Welt und alle ihre Geschöpfe, die Engel und Gott und seine Mutter freut. Sie gehen nach Spanien in den Kampf gegen die Heiden, Georg aber streitet ruhmvoll in Cappadocien. Die Kaiser Diocletian und Maximian rüsten gegen ihn und verfolgen alle Christen; auf das Gerücht davon eilen beide Brüder aus Spanien zurück. Das Wiedersehen, die Mittheilung Georgs an seine Brüder, daß er entschlossen sei an den kaiserlichen Hof zu gehen (in der Absicht, die Märtyrerkrone zu verdienen), wird mit einem gewaltigen Schwulst beschrieben. Demetrius empfindet darüber einen Jammer, der nicht zergehen werde, „ehe einer einen Blitz oder den Phönix fange, oder einen Thurm bis zum Himmel aufbaue, oder die Sterne und den Sand zählend durch die Hand laufen lasse“ und dergleichen mehr. Die besorgten Brüder kokettiren mit dem jüngern, hätscheln ihn wie eine Puppe, nennen ihn stets Buhlen, versichern ihn, daß sie sich umbringen würden, wenn ihm ein Leid geschähe, daß sie sich wundern, daß nur ihr Herz noch diesen Kummer aushielte: denn wäre es so groß wie wenn Olivet und dazu von Stahl, es müsse davon zerbrechen; lüde man diesen Jammer auf tausend Schiffe, er werde sie alle in den Grund drücken; ihr Herz solle ein Leid tragen, dem keinerlei Ding gewachsen sei, nicht Fels, Wasser, Berg und Thal, vor dem sich das Grüne in Haide verwandle und die Vögel ihren Sang verlören; das Kind im Mutterleibe beweine seinen Entschluß zu dieser Fahrt. Man bemerkt wohl die Reminiscenzen an Wolframs Art, und sieht wohin der Mißbrauch poetischer Licenz bald führen mußte. Nun mahlt ihnen tröstend ihr Bruder die Seligkeit, die Freude und

Wonne des Himmels, nach dem der Weise strebt, des Sitzes aller Lust, des Sitzes der hehren Frau und Magd, der Tochter, Mutter und Braut zugleich, die mit Christ, dem Degen, wahrer Minne pflegt, von deren Liebe die Engel in hohem Brautliede singen, das zu hören, wie jene zu sehen der Heilige sich sehnt; hier erkennen wir uns ganz in der Zeit und in den Vorstellungen, von denen wir zunächst reden. Des heiligen Geistes Kraft, der aus ihm spricht, verwandelt die Bilder; sie sehen ein, daß hier auf Erden nichts zu holen ist, als heute Freud und morgen Klagen, und daß Kampf und Gesang, Tanz und Frauen doch nichtiges Vergnügen sind; dabei tritt schon dicht neben eine fließende schöne Gabe der Schilderung eine Geschmacklosigkeit in einzelnen Zügen [298]), die bereits jetzt einleitet, was wir nachher fast einzig charakteristisch werden sehen, und der apocalyptische Ton des Titurel oder des Wartburgkriegs (dessen Räthsel auch in ähnlichem Geschmacke schon im Barlaam vorkommen) klingt hier an neben der freundlichsten Erzählung in schmeichelnder Leichtigkeit, oder neben so flammender Beredsamkeit, mit der z. B. Georg seinen Brüdern seine Eroberung von Cappadocien schildert, über deren Lebhaftigkeit und Gewicht man selbst die Uebertreibung vergißt und die es bedauern läßt, daß nicht frühere ächtere Poeten der Sprache in ähnlicher Weise mächtig waren, oder dieser und seine Zeitgenossen in eine bessere Epoche fallen konnten. Der Heilige geht nun nach Constantinopel und dort beginnen nun seine Leiden und seine Wunder. Auf den Ruf davon macht ihm der Kaiser Dacian Versprechungen, allein er hat sich dem ergeben, der auf dem Esel ritt und ein hoch hispanisch Roß verschmähte und sich zur Demuth hielt. Die Kaiserin leiht dem Wundermanne ihr Ohr; er hat mit ihr ein Gespräch über Gott; er sucht ihr zu erklären wie der Allmächtige, das A und das O, Altissimus Vater und Kind, die drei Naturen, Kraft, Weisheit und Güte in sich vereinigt, wie er geboren ist von der Magd, die er selbst geschaffen, und wir begegnen wieder jener Vorstellung, die dies Wunder der Geburt Gottes mit der

---

298) Es spricht der wise Salomon einen jemerlichen spruch,
der ist geheissen Ach und Uch, darzu me We und Och,
daz niemant ist uf erden doch, daz he si von tode fri.
Die funf vocales sint hiebi, und ouch mit jamer vorbracht,
dem wisen herzen das ist vordacht.

Jungfrau Erde vergleicht, die Samen trug als noch kein Pflug sie durchschnitt und den Adam gebar, dessen Weib, aus seiner Rippe gemacht, zugleich seine Tochter und seine Gattin war; jener Vorstellung, die wir, wenn wir nicht Sonnen- und Mondgötter in Christ und Maria finden können, als den Mittelpunct ansehen, um die sich alle poetischen Lobpreisungen der Jungfrau herumdrehen. Das Gebet, das der Dichter den Heiligen an die Jungfrau richten läßt um Bekehrung der Kaiserin, ist vollkommen in dem Geschmack aller dieser Lobpreisungen, die wir gleich nachher mit wenigem werden kennen lernen. Wirklich gelingt die Rettung der Fürstin, der heilige Geist läßt sich auf sie nieder und sie begehrt von Georg die Taufe. Sage, ruft sich der Dichter an, lieber Reinbot, wer ward da Gevatter, als Alexandrina die Taufe empfing? wer segnete das Wasser? das that, der der Sonne ihren Weg, ihren Gang und Kreislauf zeigt. Wer sagte ihr den Glauben? das that, der die Taube aus der Arche sandte, der Moses Gebet vernahm, da er doch nicht sprach; der starke Löwe vom Himmel, das sanfte Lamm von Nazaret war ihr Pathe. Bei dem nächsten Wunder erklärt sich die Kaiserin öffentlich. Der Heilige wird aufs Rad geflochten, allein noch war seine Stunde nicht gekommen; Engel hüten ihn da und er schläft sanft und ersteht wieder, erklärend, dies seien die Zeichen deß, der sich nicht im Kalbsgestalt anbeten lasse, der von Vater her des Himmels Sippe, Mutterhalb von der Erde sei, der das Wort zu der Jungfrau sandte, von dem sie den Sohn empfing, der aller Dinge mächtig ist, die vier Elemente und ihre vier Urgeschöpfe (den Häring, Salamander, Maulwurf und Kamäleon die ausschließlich in und von Wasser, Feuer, Erde und Luft leben) bewahrt und sie speiset, der den Lauf der Gestirne vorschreibt, des Himmels Tiefe und Höhe, Länge und Breite gemessen, und den Mittelpunct der Erde geschaffen, an dem das Erdreich festhängt wie das Eisen am Magnet, und der den Erdball, wie tief er mit seiner Schwere niederstrebt, aufwärts hebt zum Firmament. Groß ist die Gewalt dieses Gottes: wäre aller Sand gezählt, der bei dem Wasser liegt und wäre das Alles Pergament und jeder Stern ein Schreiber, sie möchten seine Kraft nicht vollschreiben. Er wohnt im Lichte im Himmel, wo man Ave singt; zwischen ihm und der finsteren Hölle, in der das Oweh tönt, schwebt die Erde mit ihrem Wechsel

von Tag und Nacht, von Freude und Trauer. Solche Stellen, die mit innerem Feuer geschrieben sind, kennt der Barlaam, kennen die meisten Legenden durchaus nicht. Schade, daß sie nicht in anderem Verbande stehen. Ich kann unmöglich in die Herzählung der Martern und Wunder des Heiligen eingehen, die mit einer peinlichen Wirkung jede Erinnerung an das Schönere des Gedichts rein vertilgen. Wer wird gerne auch in der Malerei jene Greuel der Christenschlächterei abgebildet sehen, die, um so wahrer sie sind, je mehr anwidern. Wenn man hier hören muß, wie die Kaiserin an den Brüsten aufgehängt, wie Georg bald gerädert, bald zersägt und in Pfützen geworfen wird, wie ihm die Nägel abgehauen und die Wunden vergiftet werden, wer wendet sich da nicht mit Abscheu und Ekel von einer Kunst, ja von einem Religionsglauben weg, die an Erzählung und Schilderung solcher Scheußlichkeiten sich erfreuen oder erbauen konnten. Und was namentlich den Gebrauch von Wundern angeht, so sprach ich schon oben darüber meine Ansicht aus; hier gar wiederholen sie sich unzähligemal, und hören dadurch sogar auf, der Neuheit zu entbehren, die ihnen das einzige Interesse giebt und sie eigentlich nur zu Wundern macht.

Anders wieder muß man die heilige Martina von Hugo von Langenstein[299]) betrachten, die, wie die bisherigen in der bloßen Erzählung und dem heiligen Stoffe ihr Verdienst suchen, mit Allegorie und moralischer Lehre zu wirken sucht und daher einen Zusammenhang dieser Gattung mit der didactischen Poesie öffnet. Diese Wendung ist durchaus eigenthümlich und ein Gedanke, der ganz glücklich zu nennen ist, wenn mich nicht etwa zu diesem Ausspruche die vortreffliche Ausführung durch den Dichter verführt der ein wahres Talent hat, so beschriden er auch von sich spricht, der in noch reinerer Begeisterung flammt als Reinbot, der sich nicht in eine Wärme für seine Materie zwängen, noch auf eine Höhe in seiner Darstellung schrauben muß, sondern den der Enthusiasmus voll und reich an Gedanken und Bildern macht, dem er eine sprudelnde Beredsamkeit mittheilt, die sich nur, wie bei Gottfried, durch ihre Ueberlegenheit hier und da, wie in seiner Schilderung von dem Gaukelspiele der Welt und dem irdischen Treiben der Menschen, zu Spielereien verleiten läßt. Sein Vor-

---

299) Auszüglich in Diutisca, Band 2.

ig ist, obgleich das Gedicht erst in das Jahr 1293 fällt, der blühendsten Periode einer Dichtung werth, er ist ganz und gar nach Gottfried gebildet, er hält sich dabei in einer solchen Reinheit, Natürlichkeit und doch schmuckvollen Breite und Gewandheit, daß dagegen weder die Weichheit und der Schwulst des Konrad von Würzburg, noch die matte Rede des Rudolf aufkommen könnte, obgleich Hugo auch den Barlaam des Letzteren wenigstens in sofern als Muster vor sich gehabt hat, daß er ihm die Ansicht von dem Werth der weltlichen und geistlichen Dichtung fast wörtlich abnimmt[300]). Wie ich von dem Eindrucke des Ganzen urtheilen würde, wenn Graff statt des Auszugs Alles, auch die Martern, den nothwendigerweise langweiligeren Theil des Gedichtes hätte drucken lassen, weiß ich freilich nicht; allein das Mitgetheilte ist durchweg voll Reiz und Vortrefflichkeit. Die Redseligkeit, die in diesen Auszügen gefällt, möchte in dem Ganzen vielleicht lästiger fallen, doch hört man den Fluß seiner Rede mit Wohlgefallen. Es scheint, dieser Dichter bildet sich nicht ein, mit Erzählung von Leidensgeschichten fesseln zu können, er sucht zu interessiren mit Lehre, mit Schilderung, mit episodischen Einflechtungen von allerhand Art; sein Bilderreichthum ist groß, seine Gelehrsamkeit in Blumen-, Stein- und Thierkenntniß trägt er zu Tage (und dies wird jetzt sehr häufig und beweist neben den Reimchroniken, daß die Thätigkeit der Phantasie bereits der Forschung des Verstandes im Reiche der Natur und Geschichte weichen muß); Neuheit verräth der Dichter selbst in so abgedroschenen Themen wie der Schilderung der Sommer- und Winterzeit; seine Allegorien, die in Graffs Mittheilungen mit Recht den Mittelpunct bilden, sind ganz Bestimmtheit und Schärfe. Er kleidet (wie es scheint, gab hierin auch Gottfried das Vorbild) seine heilige Christusbraut in die Gewänder der Tugenden und preist dabei eben jene Idealtugenden der Zeit, wie die Theologie und Scholastik die christlichen theologalen Tugenden anpreisen, die Dante zu ähnlichem Schmucke gebraucht: sie trägt den Mantel der Geduld mit dem Futter der Scham, dem

300) Diutisca 2. p. 163.
Ez (daz buch) ist niht von ritterschaft, noch fleischelicher minne craft,
diu der tumben welte kint an gottes dienste machet blint,
und in dez himmelriches stec abwirfet und der selden wec,
noch von der welte aventiure, diu mit sünticher stiure
den liuten kurzwile git; ez ist der welte widerstrit ꝛc.

Gürtel der Wittigkeit und dem Kranze, der aus den sechs Blumen der Demuth, Treue, Maaße, Barmherzigkeit, Gehorsam und Weisheit geflochten ist. So sinnreich und feurig ist dies Alles ausgeführt, daß man wohl einsieht, wie selbst auch ein widerstrebender Gegenstand einem großen Talente sich fügen und neue Seiten der Behandlung darbieten kann.

Etwas kürzer will ich mich über die Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau fassen. Sie sind von zweierlei Gattung, entweder lyrisch und psalmenartig oder episch und hymnenartig. Diese letzteren sind die älteren und fließen ihrer Quelle nach aus den Kirchenvätern. Die Jungfrau war bekanntlich schon so früh in großer Verehrung, daß Justinian ihr schon Tempel baute, daß schon damals ihre Wunder begonnen hatten, und Bonifaz IV. im 7ten Jahrhundert ihr das Pantheon weihte, wo sie schon ganz allgemein als die Fürsprecherin der Menschen galt und als solche den Sterblichen näher stand als Gott, so wie auch die jungfräuliche Pallas den Griechen die nähere Helferin war, während sich Zeus nie zu unmittelbarer Hülfleistung herabließ und selbst die Theilnahme der Göttin (mehr als Rathgeberin für die Rüstigen und Thätigen) von der der Jungfrau Maria (als Trösterin gläubiger und schwacher Sünder) so eigen verschieden ist, wie die alte Religion und Moral von der mittelaltrigen. Sehr früh nun schrieb man auf dem Grunde der wenigen Notizen der Bibel prosaische und poetische Lebensbeschreibungen der Maria, gerade so wie jene poetischen Urgeschichten, die auf die Trümmer alter Traditionen gebaut sind, und eben so fliegen diese in stets größerer Ausdehnung. Das Leben der Maria vom Pfaffen Wernher ist nach dem Lateinischen des Hieronymus, und es existirten davon im 12ten Jahrhundert schon zwei verschiedene Bearbeitungen, deren jüngere ganz, die muthmaßlich ältere nur in einem Fragmente erhalten ist[301]). Es bauten sich nachher die vielfachen späteren poetischen Biographien auf diese Grundlage so auf, und die beiden, die mir bekannt sind (nämlich die dem Bruder Philipp zugeschriebene[302]) und eine noch weitläufigere spätere[303]), die dem Latein des Dionysius folgt und

301) Jene herausgegeben von Oetter. Nürnberg und Altdorf 1802, dieses Fragment in Docens Miscell. II. p. 104 sqq.
302) Cod. Pal. Nr. 394 Auszüglich in Docens Miscell. II. p. 66 sqq.
303) Cod. Pal. Nr. 372

die Notizen aller Heiligen und Kirchenväter benützt) verhalten sich dazu etwa ganz so, wie Rudolfs und Eschenbachs Alexander zu Lampert; ganz so ist der Stoff ausgedehnt, und die alte Quelle verlassen und eine weitere oder schlechtere an die Stelle gesetzt; dem Philipp war der Text des Wernher bekannt, wie dem Rudolf der Lampert, es ist aber merkwürdig, wie Alles Schöne und Treffliche verwischt oder entstellt ist. Die Frömmigkeit, die aus dem Philipp spricht, steht gegen die Heiligkeit des Wernherschen Gedichts eben so zurück, wie etwa Rudolfs Barlaam gegen die Kaiserchronik, und wieder sogar vor dem späteren Leben der Maria, wie Rudolf gegen manche Gedichte späterer Jahrzehnte. Alles was die priesterlichen Dichter des 12ten Jahrhunderts überhaupt auszeichnet, Wissen, Sprachkenntniß, Bildung in Ton und Sprache, schlichte Einfalt, in der Gesinnung patriarchalischer Geist, in der poetischen Ausführung Fülle, Behaglichkeit, ausgemalte Bilder, wie sie die späteren Dichter nicht kennen, in der gesammten Auffassung und Behandlung jene Würde und Wärme, jene Gemüthlichkeit und Kraft, jener herzliche Ton bei gesunder Verständigkeit, der aus dem Herzen quillt und nicht dem Buche nachspricht, empfiehlt den Wernher, wie alle Dichter der Zeit, da noch die deutsche Natur nicht von französischer schaler, trockener und tändelnden Lectüre verdorben war. Wäre nur mehr Maaß gehalten, und nicht durch Länge und Langweiligkeit der Eindruck geschwächt, so würde sich dies Gedicht vortheilhaft auszeichnen und einen lesbaren christlichen Hymnus darbieten, den weder die Sonderbarkeiten der späteren Vorstellungen entstellen, noch die Fehler der lyrischen Form, die gerade Lobpreisung und Anrufung, die ein Mann wie Manso nicht in den griechischen Hymnus hätte hineinwünschen, am wenigsten aber den Wunsch einem Griechen in den Mund legen sollen. Noch bleibt in diesem Wernherschen Gedichte jene Vorstellung von Marias Verhältniß zur jungfräulichen Erde und der Menschenerlösung in einem solchen Hintergrunde, wie es in einem epischen Liede billig ist[304]), die Ansicht von ihrer Fürsprache im Himmel

304) p. 19,

Michel gnade diu was da,
wand von in (Joachim und Anna) der wucher bequam,
der frouen even schulde benam, und si die maget scolten gebren
die got selbe nien mag entweren deheiner bete, dir sie an in getut.
Nu dingen ir gnaden, daz ist uns guot.

trägt noch nichts so Mißbräuchliches in sich, wie später; die lyrischen Erhebungen stehen am rechten Orte; die Gleichnisse sind weder so wunderlich noch so überladen, wie in den meisten anderen Gedichten, und nicht selten eigenthümlich und nicht einmal in Wiederholungen der späteren Zeit zu finden. Das Gedicht des Philipp sticht dagegen durch prosaischen Ton und trockenen Gang der Erzählung ab; in dem noch späteren Gedichte liegen zwei Seiten nebeneinander, welche die meisten Werke des äußersten 13ten und des 14ten Jahrhunderts zeigen, daß nämlich ein gewisser Schwung der Rede nicht selten mit einigem Erfolge gesucht wird[305]), während das Ganze im Styl der Chronik ermüdend hinschleicht; daß eine Heiligkeit und Größe des Gegenstandes empfunden, damit aber eine Herabwürdigung in der Darstellung verbunden wird, die nichts scheut und allen Anstand mit Füßen tritt. Dies werden wir finden, ist in allen jenen Ritterromanen dieser Zeiten sichtbar, und hier ist es ganz original, mit welcher Rohheit und Naivetät man hier mit allen Menschlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Hülflosigkeit des Kindes in den Windeln bekannt wird, Unschicklichkeiten die Wernher noch verabscheut haben würde. Aber freilich seitdem der Streit der Stercoranisten geführt war, seit Ratbert und Ratram über die Entbindung der Maria gestritten, seit Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Acts der Empfängniß besprochen hatte und der Kampf über die reine Empfängniß der Maria gefochten war, wie sollten nach diesen Vorgängen dieser heiligen christlichen Physiologie nicht alle Physiologica auch im Gedichte erörtert werden können! Die gemeinsten, oft ganz zuchtlosen Vergleichungen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau drängten sich auch in die Oden oder lyrischen Preisgedichte an die Jungfrau ein: da ja das Erhabenste selbst noch Gottes unwürdig ist, so ist in sofern zwischen dem Erhabensten und Unwürdigsten kein Unterschied und damit entschuldigt Guibert von Nogent diese unanständigen Gleichnisse, die schon in den Psalmen und Propheten vorkommen. An jenen lyrischen

---

305) Hier klingt manchmal das lateinische Kirchenlied an, in solchen Stellen wie diese:

> Moyses und Abraham mit Davide singent
> und ir süßes seitenspil wunneclich erklinget,
> da die edeln cherubim tanzent unde springent
> mit gesang in jubilo ir flügel erschwingent.

Gedichten sehen wir die ähnliche Ausartung, die ich in den epischen bezeichnete; in drei Stücken dreier ausgezeichneter Dichter; ich meine den Leich des Walther von der Vogelweide, das Loblied Gottfrieds von Strasburg [306]) und die goldene Schmiede des Konrad von Würzburg [307]). Der Preis der Jungfrau steigert sich hier in Umfang, in Glut und Ueberladung. An Walthers Leich wird sich jeder, wer auch nicht Freude an dergleichen hat, von der wahrhaften Religiosität und von der feurigen Innigkeit des Dichters ergriffen fühlen und selbst dem künstlerischen Beurtheiler wird der Wechsel des Tons, die stete Frische der Gedanken und Bilder, und das rechte Maaß genugthun, das hier bewahrt ist. In Gottfrieds Lied ist schon die peinigendste Häufung von Benennungen und Vergleichungen, in deren Fülle, Seltsamkeit und Neuheit der Werth des Gedichtes gesetzt wird; die Künstelei im Vortrage zeigt, daß das Herz hier nichts mehr zu thun hat, und die Wortspielereien, die man sich im Tristan etwa gefallen läßt, widern hier an. Selbst dieser Mann scheut sich schon nicht mehr, die vulgarsten Benennungen für Gott zu brauchen, an seine Allmacht die spielendsten Gleichnisse zu legen, mit ihm zu tändeln, wie mit der Jungfrau zu liebeln. Alles dies nun ist in der goldenen Schmiede zum Extrem getrieben, die ausdrücklich von dem Gottfriedischen Gedichte eingegeben oder angeregt scheint [308]) und die es nun bestätigt, daß diese Dichter dieser Zeit in nichts so sehr ihren Ruhm suchen, als am Ueberladen und Ueberbieten der früheren. Jeder ernstere Mann muß sich hier abwenden, wenn er ewig nichts hört, als endlose Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man den geheimnißvollen und wunderbaren Eigenschaften und Verrichtungen der Jungfrau sich zu nähern sucht. Dies dauernde Umbrechen und Umwenden in einerlei Vorstellungen, dies süßliche Versüßen süßer

306) In der Ausgabe seiner Werke von van der Hagen.

307) In den altdeutschen Wäldern. Band 2. Ich übergehe das ältere Loblied auf Maria in Bragur Band VI. Die Legende vom heiligen Ulrich von Albertus, noch aus dem 12ten Jahrhundert kenne ich nicht, und das noch ältere Bruchstück von St. Georg schob ich schon oben bei Seite. Auf andere Legenden, die dieser Zeit nahe liegen, komme ich aus anderen Gesichtspuncten anderswo noch zurück.

308) Ibid. Vers 94.

> Ich sitze nicht uf grünem kle von süzer rede touwes-naz,
> do wirdeclichen uf saz von Straßburg meister Gotefrit,
> der als ein weher houpt-smit guldin getichte worchte:
> der hat an alle vorchte dich, vil reines tugent-väz
> gerümet und geprisel baz, denn ich künne dich getun.

und schmachtender Umarmungen, dies „Schauen von einem Lob zum Andern," dies ewige Hetzen eines Namens mit dem anderen könnte etwa einem Muselmanne gefallen, der die hundert Kugeln seines Rosenkranzes abbetet; auch hier kann nur Jemand Geschmack finden, der gedankenlose Lectüre und klingende Reime liebt; denn wenn man gelesen hat, so hat kein Bild geschaftet, kein Gedanke beschäftigt, keine Empfindung angeklungen, und nicht einmal war der zuckersüße Vers oder die Worte voll Honigseim im Stande in eine ernste oder feierliche Stimmung zu bringen, welche die centnerschweren Worte und das bombastische Gewicht der Oden eines Cramer schon eher bewirkt, das man übrigens mit nicht minderem Rechte eben so verwerflich gefunden hat. „Ein Bild, sagt Grimm, drängt sich auf das andere, in der Hoffnung, deutlicher zu sein und mehr auszusagen, und da jedes seiner Natur nach für sich besteht und von vorne anhebt, so kann unter ihnen weiter kein äußerlicher Zusammenhang sein." Es sei also nichts als eine Sammlung solcher Gleichnisse, ein Versammeln der üblichen Bilder in ein Schatzkästlein, ein Aneinanderreihen dieser Edelsteine zu einem goldenen Geschmeide; ganz recht, ein Rosenkranz, den man nur abrollen und absingen kann. In einem Gedichte von Maria's Grüßen [309]) wird dies recht sonnenklar, daß die Gedichte zu ihren Ehren gleichsam in einer Beziehung zu dem ihr geweihten Rosenkranze stehen. Da sind fünfzig Grüße hinter einander eingefädelt, von denen man zum Ueberflusse belehrt wird, daß man sie mit 50 Venien sprechen solle, damit die himmlische Frau uns nach unserem Tode im Himmelreich wieder begrüße; dann 50 Freuden, die man eben so hersagt, damit uns die Jungfrau wieder erfreue, und dann 50 Hülfen, bei deren zehnter man jedesmal in Kreuzgestalt auf die Erde fallen soll. Was man verdrossen ist in der Kirchenhistorie lesen zu müssen, den Unsinn der Cyrillischen Gebete, muß man hier als Poesien empfangen. Ich will zum Schlusse die Aussprüche milderer Beurtheiler hersetzen. „Das Gedicht, sagt Docen [310]), jagt den Leser unaufhörlich durch tausend mit einander in keiner Verbindung stehende biblische Allegorien und Bezeichnungen, wofür man sich in unseren Zeiten zu wenig

309) Cod. Pal. 341. Fol. 16.
310) Altdeutsches Museum. I. p. 43.

interessirt, wenn gleich einige sich den Anschein geben, als ob sie von dergleichen mystischen Mysterien ganz durchdrungen wären." Auch Grimm sagt, daß es jetzt allgemeinem Eindrucke fremd sei. „Daß es aber zu seiner Zeit Eindruck gemacht und als vorzüglich betrachtet wurde, läßt sich schon aus der Nachahmung des Hermann von Sachsenheim im goldenen Tempel schließen, so wie aus den späteren Bearbeitung. Das Sylbenmaaß schadet vielleicht durch Eintönigkeit und in einer von den vielen überreichen damals üblichen Formen würde es wohl prächtiger geläutet haben, aber der Dichter zeigt auch hier seine Gewandheit und Sprachfülle, womit er vor andern begabt war. Schwerfällig, trocken und gar nicht zu vergleichen ist das Gedicht des Zeichners von der Empfängniß der Jungfrau [311])."

3. Reinhart Fuchs.

Oben haben wir gehört, daß in der Mitte des 12ten Jahrhunderts, eben als die Kaiserchronik mit ihrem geistlichen Stoffe entstand, auch der lateinische Reinardus, der gegen das Heiligenwesen, gegen Kreuzzüge und Mönchthum so heftig eiferte und einen so eigenen Gegensatz bildete, in den Niederlanden mehrfache Pflege erfuhr. Ist es nun nicht zufällig, daß jetzt, wo man von der Poesie in die Prosa wieder herabfällt, sich Alles das wiederholte, was jene Zeit des Uebergangs von Prosa zur Poesie hervorbrachte, so muß sich neben den geistlichen Schwänken und Legenden, die wir auf einer höheren Stufe, kunstmäßiger in diesem 13ten Jahrhundert sich reproduciren sehen, ihr natürlicher Gegensatz, der weltliche Schwank und die Thiersage auf einer eben solchen gesteigerten Höhe regenerirt haben, und dies geschah in der That; nur daß sich das Thierepos jetzt zugleich dem heroischen Romane des Ritterstandes entgegensetzt, der sich indeß zu einer eben solchen Höhe hinaufgeschraubt hatte, auf der man früher die Geistlichkeit noch allein sah. Schon im 12ten Jahrhundert war eine hochdeutsche Bearbeitung von Heinrich dem Glichesere bekannt, die wir aber nur (wie so vieles) in einer Bearbeitung des 13ten Jahrhunderts ken-

311) Altdeutsche Wälder. II. p. 194.

nen, welche aus dem Koloczaer Codex [312]) schon früher erschienen war und nun von Grimm nach einer Vergleichung der Heidelberger Handschrift wieder herausgegeben ist, der es versuchte, bei allgemeiner Festhaltung des Tons der Umarbeitung Einzelheiten des alten Verfassers herzustellen. Dieser ältere Dichter, den Grimm [313]) für einen Schwaben hält, hatte wieder eine französische Quelle vor sich und in Frankreich waren Erzählungen vom Fuchs und Wolf [314]) schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts so verbreitet, „daß man einem wildaussehenden Menschen spöttisch den Namen Isengrim beilegen und Jedermann im Volke die Anspielung fassen konnte." Der deutsche Reinhart Fuchs enthält auch außer dem Abentheuer von der Ursache der Krankheit des Löwen und von seiner Vergiftung nichts, was nicht in dem französischen Renart irgendwo wieder erschiene, und wenn es uns nicht darauf ankommt, die einzelnen Verschiedenheiten in dem Ton und Geist des Renart und Reinhart ausdrücklich hervorzuheben, so dürfen wir sagen, daß das hochdeutsche Gedicht bei scheints größerer Zucht, Naivetät und Anspruchslosigkeit und bei größerer Kürze im Allgemeinen den Styl der französischen Branchen hält und mit dem Renart in Eine Linie gesetzt werden kann.

Wie die kleinen Legenden oder Contes devots, so berühren sich wieder dieser deutsche Reinhart und die französischen Branchen des Renart mit dem Fabliau und Schwank, die gleichsam wieder auf die Bänkelsänger zurückführen und ihre niedrigeren Stoffe, von deren Verachtung der ritterliche Roman ausgegangen war. Ich werde nicht anders als mit den allgemeinsten Winken auf diese Gattung eingehen, die erst in den bürgerlicheren Zeiten der Reformation ihre rechte Verbreitung und Pflege fand, wo wir im Hans Sachs vielfältig an Stricker und an Alles was diese ersten Zeiten der bürgerlichen Kunst producirten, werden erinnert werden. In diesem 13ten Jahrhundert scheint dergleichen zuerst häufiger geschrieben worden zu sein; mancherlei (obwohl gegen den Reichthum der Franzosen nur weniges) existirt davon in Handschriften; und in dem Koloczaer Codex, in der Müllerschen Sammlung, in Laßbergs

312) Koloczaer Codex altd. Gedicht. Pesth 1817.
313) Reinhart Fuchs. p. CX.
314) Siehe Raynouard im Journ. des Savans 1826. p. 339. und Grimm cap. 10.

Liedersaal, in den altdeutschen Wäldern, im Bragur und sonst ist hinreichender Stoff dieser Art gedruckt worden; der Amis des Stricker ist eine der am häufigsten gelesenen Erzählungen der schnurrigen Art. Diese kleinen Stücke sind von dem verschiedensten Inhalte: es sind Tenzonen, Allegorien, Novellen- oder Romanstoffe ins Kurze gezogen, kitzliche Rechtsfälle, sophistische Probleme, Streiche der Einfalt, der Schlauheit, der Schalkheit und des Betrugs; Mährchen, Lieblingsanekdoten, oft moralisch gewendet in Regeln und Satyren; in nichts sind sie muthwilliger, als wenn es über die Ehe hergeht; in nichts schelmischer, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt; in nichts erfinderischer, als in Diebsnücken, und in der Kunst diese recht behaglich auszumalen, haben selbst die hierin reichen Franzosen auch in Deutschland an Johann von Friberg, Dietrich von der Glezze und in manchen anonymen Stücken Nebenbuhler. Gerne heben sie die Kehrseite der Welt heraus, und was am meisten an dieser Stelle ihre Erwähnung nothwendig macht, sie stellen das niedere, bürgerliche Leben häufiger dar, als die höheren Regionen; die Ritterwelt tritt selten mehr auf; man fängt an aus den Weltenden in die Heimat, in Stadt und Dorf, in Kloster und Haus, unter Menschen unseres Fleisches und Blutes versetzt zu werden; alle engeren Verhältnisse, alle Häuslichkeiten werden uns geöffnet. Aus der Unnatur der Ritterromane treffen wir wieder auf gesunde Beobachter der wirklichen Welt. Das Verdienst heiterer Erzählung und lebendigerer Darstellung theilen daher diese kleineren Gedichte mit dem Reinhart des Glichezer und den französischen Fabliaux vom Renart.

Grimm scheint von dem französischen Renart vortheilhafter zu denken, als mir billig dünkt. Seine Verbreitung in Frankreich, die Ausdehnung, welche die Thiersage hier erhielt, ist allerdings bedeutender, als irgendwo sonst; die deutschen und niederländischen Bearbeitungen lassen auf französische Quellen schließen, die nicht einmal mehr existiren und außer den beinahe 42,000 Versen, welche der von Meon herausgegebene Roman du Renart enthält, hat der obscöne Renart contrefait aus dem 14ten Jahrhundert, der nicht darin aufgenommen ist, aber noch in zwei Handschriften existirt, einen ähnlichen Umfang. Eine solche Masse hat freilich Niemand entgegenzusetzen, obgleich es, schon was die Masse angeht, billig scheint, die bloßen Nachahmungen der späteren Jahrhunderten nicht

mitzuzählen. Doch, wollen wir Alles zusammenfassen, was in Frankreich und in deutschen Landen aus der Verbreitung der Sage auf ihre Wirkung und auf die Freude des Volks an ihr geschlossen werden darf, so müssen wir in Anschlag bringen, daß in Frankreich die alten Dichtungen unstreitig viel besser zusammengehalten und weit nicht so viel davon verloren wurde wie in Deutschland, wo die Dichtung eine größere und fühlbarere Unterbrechung erlitt als irgendwo sonst; daß ferner die Franzosen den Renart später ganz fallen ließen, während in Deutschland der blos in einem Dialekte erschienene Reineke eine Verbreitung erhielt, die es beweist, daß Deutschlands größeres Interesse nur später kam als Frankreichs, und daß es sich, wie es dem Charakter der gründlichen Nation ganz angemessen ist, auf Eine einzige aber vortreffliche Bearbeitung, die überhaupt den ganzen Cyclus abschloß, beschränkte, während die Franzosen oberflächlich und flüchtig ewig nach neuem trachteten, von einem zum andern flatterten, schale Wiederholungen und platte Varianten schufen, außer der leichtesten Unterhaltung nichts vermißten, und so zu einem festen Epos und zu einer ästhetischen Vollendung dieses Romanes nicht gelangten. So charakteristisch ist diese Ansicht der Franzosen, daß sie auch für die Ausgabe von Méon ein ganz entsprechendes Verfahren an die Hand gab, das unsere deutschen Kritiker entsetzen würde: aus zwölf Handschriften hat er seine 32 Branchen zusammengetragen und ihnen eine willkührliche Ordnung gegeben, so daß ein einziger Faden die verschiedenen Zweige verbände, die aus ganz verschiedenen Zeiten, in sehr abweichendem Geschmacke und von dem ungleichsten Werthe sind. Wenn ja nur die Lectüre bequem gemacht war, was lag weiter an kritischer Behandlung und an historischer Folge! Indeß hat auch dies Alles in der That nicht so viel auf sich, denn nirgends hat sich der Renart zu einem episch geschlossenen Ganzen gebildet, wie selbst der deutsche Reinhart (so unvollkommen er sein mag), außer etwa in Br. 20 bei Méon, wo ein Fortsetzer des Pierres de St. Cloot, den man für den ältesten und Hauptbearbeiter des Renart hält, den ungefähren Inhalt des Reinaert, jedoch mit allerhand schlechten Abweichungen erzählt [315]). Auch diesen Dichter

315) Er beginnt mit Recht mit den Worten Vers 9649.

Perrot, qui son engin et s'art
mist en vers fere de Renart
et d'Isengrin son chier compere,
lessa le miex de sa matere
quant il entr' oblia les plus
et le jugement qui fu fez
en la cort Noble le Lion.

hat wieder eine ältere Quelle vor sich, die, wenn sie erhalten wäre, vielleicht näher auf Wilhelms führen würde[316]. Doch, wie gesagt, auch diese etwas geschlossene Branche trägt den Charakter des Fablian, und das thun alle Branchen der drei ersten Bände bei Méon. Wenn Grimm[317] meint, die nordfranzösischen Gedichte seien der Thiersage ergiebigste Ader, so mag das in einem gewissen Sinne zugegeben werden; nennt er sie aber ihre lauterste Quelle, so fürchte ich, geht er zu weit. Die lauterste Quelle würde ich immer den Reinaert nennen, dort ist Alles Aechte und erweislich Nationale ungetrübt, diese Reinheit mag sich auch nach der Verpflanzung der fränkischen Sage auf gallischen Boden lange erhalten haben, einzelne, gewiß ächte deutsche Thiermährchen finden sich auch offenbar in den noch erhaltenen Branchen, allein im Ganzen sind sie nicht allein mit dem Stoffe äsopischer oder avienischer Fabeln überladen und nehmen oft eine lehrhafte Wendung, sondern nochmehr haben sie von der Manier der Fabliaux und Contes gelitten. Sie konnten sich in Ton und Farbe den Schwänken ihrem inneren Wesen nach ungefährdet anschließen. Ich bemerkte oben, daß ein offenbarer Gegensatz gegen die Idealität und Vornehmheit des Ritterlebens und überhaupt der höheren Stände sich von selbst in diesem volksmäßigen Thierepos herausstellen mußte, und es dürfte in Deutschland wohl daher rühren, daß man es in keinem der höfischen Dichter erwähnt findet, aber sogleich im Thomasin, der sich aus den höfischen Aventiuren so viel nicht macht. Diesem Leben, dieser preciösen Abgeschlossenheit steht nun auch, sahen wir, das Fabliau überall gegenüber, so wie der ganze ungeheure Schatz der kleineren Erzählungen und Novellen im Mittelalter überall. Hier ist gar nichts von einer Bewußtheit, weil der Gegensatz hier fast lediglich ein ästhetischer war. Was nämlich gewandte Sprache und Darstellung, Effect und lebendige Auffassung angeht, so steht überall das was in die genannte Klasse fällt so weit über dem höfischen Epos, als die Gegenstände, welche sich dieser Zweig der niederen Kunst wählte, und die Manier in der man sie schilderte, der Natur und der Wirklichkeit näher stand.

---

316) Vers 9659. Ce dist l'estoire es premiers vers, que jà estoit passez yvers, et l'aube-espine florissoit etc.

317) p. CXVI.

und diesen Vorzug theilt der Renart, wenigstens in einzelnen, wahrscheinlich den aus älteren Zeiten herstammenden Branchen (denn überarbeitet und aus dem 13ten Jahrhundert sind auch die ältesten die wir haben), mit den Fabliaux; denn hier und dort haben die Franzosen ein anerkanntes Talent der heiteren, leichten, freien, oft frivolen Erzählung bewährt, gegen das der Renaert und Reineke, wenn sie daneben bestehen wollen, andere Verdienste geltend machen müssen. Dennoch kann man behaupten, auch in diesen Gedichten herrsche, verglichen zu den deutschen Ritterepen, eine ähnliche Kunst, und jener ästhetische Gegensatz bleibt auch hier als eine Eigenthümlichkeit des Thierepos sichtbar. Durchaus finden wir in jedem Zweig dieser Dichtung, in welcher Sprache er auch behandelt sei, gegen den großen Styl der Kunst in dem Ritterepos die kleine, minutiöse, detaillirte Manier der Niederländer; gegen die allgemeinste, weiteste und unbestimmteste Bühne dort, wo man bestimmte Sitze erwarten sollte, steht hier, wo man jede Unbestimmtheit gelten lassen würde, oft die festeste Localität und der engste Schauplatz; gegen bedeutungsvolle Namen hier dort ganz individuelle; gegen die schale Flachheit der Charaktere jener Helden diese scharfgezeichneten Thierindividuen (da ja, wie das Mittelalter in zahllosen Sprichwörtern und in häufigen Reflexionen aussprach, das Thier wie die gesammte Natur, im Gegensatz zu dem schwankenden Menschen, seinem ursprünglich ihm angewiesenen Wege treu bleibt); dem pomphaften Wesen jener Ritterwelt und der Höhe ihrer Bestrebungen gegenüber diese alltägliche Gemeinheit; statt dem hohen Kothurn der niedrige Soccus; statt der träumerischen Sehnsucht dort das vergnüglichste Behagen hier; wo dort Alles Wunder und Ueberraschung ist, fließt hier Alles in der plansten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbstruhm dort, desto mehr Schlechtigkeit und Selbstruhm hier; je höher dort die Idee der Kreuzzüge gesteigert ward, desto unverschämter und abscheulicher verspottet man sie hier[318]); dort kennt man das gemeine Bedürfniß nicht, hier dreht sich Alles um dies Eine; dort ist die Liebe ätherisch und subtil, hier ist viehische Unzucht; und als ob sich Alles vereinigen wolle, gegen jenes so oft mühselige Stammeln der guten ritterlichen Poeten, hier diese gelöste Zunge, diese Kraft der Dar-

318) Br. 20. Vers 11250 sqq.

stellung, diese reizende Leichtigkeit, diese stets dauernde Energie, wo dort oft über der langen und langweiligen Materie die Frische ausgeht, die Sprache stockt und der Reim lahmt und Lücken füllt; und in Deutschland, wo der Gegensatz sich am vollkommensten herausstellen sollte, mußte sich als Schlußstein des ganzen Gebäudes eine Uebersetzung oder Bearbeitung in einem Dialecte geltend machen, der wie eine weitere Besonderheit gegen das Allgemeine der höheren Dichtkunst erscheint, ein Dialect, der, so wenig er sich sonst hervorgethan hatte, so ganz für diese Art der Dichtung geschaffen schien, daß man die späteren Umarbeitungn, selbst die von Göthe, damit vergleichend, nichts wahreres sagen kann als was Lauremberg vor Zeiten schon gesagt hat[319].

Der französische Renart nun excellirt, wie die französischen Fabliaux überhaupt, in dieser Kunst der heiteren Darstellung gegen die trockenen ritterlichen Epen der Trouveres gehalten noch mehr, als das Aehnliche gegen das Aehnliche gehalten in Deutschland; sie übertreffen das größere Epos wie die Gellertschen und ähnliche Erzählungen und Fabeln den Schönaich; sie verhalten sich aber zu der reinen Thiersage wie Lafontaine und seine Nachahmer zu der reinen äsopischen oder der sich ihr wieder nähernden Lessingischen. Ob nun dies dem Charakter dieser Dichtungen angemessen ist, ergiebt sich sehr leicht von selbst: tausend Züge finden sich in dem französischen Reinaert, die wenn man an den Reinaert oder Reineke gewöhnt ist, so lästig fallen, wie Lafontaine, wenn man die äsopische Fabel kennt. Ich will nur Einiges anführen. In der äsopischen Fabel, wo die Erzählung, wie Lessing vortrefflich gezeigt hat, so wenig Zweck ist, daß sie jede erzählte Begebenheit, sobald die Moral deutlich ist, fallen läßt, ohne ihr Ende herbeizuführen, konnte Alles dienen, wenn nur der Zweck erreicht ward; Thiere, Töpfe, Pflanzen, Menschen, Götter, Alles konnte in der schönsten Gleichheit mit einander conversiren, auch menschliche Einsicht durfte der Dichter den Thieren leihen, so weit er mochte. Das Thier-

319) Man hefft sick twar thomartert dat boek tho bringen
in hochdüdsche Sprack, men ydt wil gantz nicht klingen,
Idt klappet yegen dat Original tho recken,
als wenn man plecht ein Stücke vul holt tho brecken,
edder schmitt einen olden Pott gigen de Wand;
Dat maket, dewyl yuw ys unbekand
de natürlicke Eigenschop derfülven Rede
welcke de angebahrne Zierlichkeit bringt mede ꝛc.

epos, das in seinem Stoffe schon materiell dem Dichter eine ganze von unserer wirklichen verschiedene Welt an die Hand gab, machte es nöthig, daß der Dichter dieses fremde Geschlecht in seinen Handlungen und seinem geistigen und moralischen Treiben der wirklichen, menschlichen Welt nahe stellte, und je näher er darin die gemeine Wahrheit traf, desto besser war es: kein Dichter, der eine solche auf bloßen Imaginationen ruhende Welt verkörpern will, kann anders; wenn er vom Olymp, vom christlichen Himmel, von Petrus oder Mephistopheles singt, so muß er recht unverholen die Menschheit in jene Zustände oder Charaktere übertragen; dies wird immer durch den Contrast etwas komisches hervorbringen, aber es scheint, dies Komische macht Homers Olymp und Göthes Mephistopheles, so verschieden es in beiden auch ist, allein erträglich. Auch hier zeigt sich wieder der natürliche Gegensatz, in dem diese Thierdichtung mit jeder andern steht: der Dichter geht sonst gewöhnlich dem Stoffe nach von der Wirklichkeit aus, und sucht seine poetische Welt zu schaffen, indem er die Handlungen und das moralische Treiben seiner Charaktere aus der Gewöhnlichkeit unseres Lebens entfernt: umgekehrt war es hier, wie wir sahen. Hier also würde ich die beiden nothwendigen Bedingungen der Thiersage suchen, daß sie auf der einen Seite die Thierwelt in allen ihren äußeren Beziehungen der Wahrheit gemäß schildert, und ihr nur menschliche Fähigkeiten (ich wähle noch den unbestimmten Ausdruck mit Fleiß) beilege, um uns ihr inneres Getriebe zu erklären, und nur wo dieser letzte Zweck hier und da ein Herausgehen aus seinen wirklichen äußeren Zuständen verlangt, nur da darf man zugeben, daß es geschieht, zumal da dadurch, wenn es mit Vorsicht geschieht, eine Steigerung des komischen Effects hervorgebracht wird, die hier zwar nicht absichtlich gesucht werden darf, aber darum nicht kleinlich geflohen zu werden braucht, weil die ganze Grundfarbe des Thierepos ironisch ist. Die ironische Schilderung hat es eigen, daß sie eine gleichmäßige Heiterkeit hervorbringt, die aber immer an Ernst grenzen und lieber in satyrischen Eifer oder in tiefe Gedanken überstreifen wird, als in frivolen Leichtsinn und in oberflächliche und thörichte Späße. Zu dem ersteren wird sie zum Theil im Reinardus, zum Theil im Reineke gezwungen, zu dem letzteren im Renart auf Weg und Steg, der Reinaert im ersten Theile steht mitten inne. Wenn gleich im Eingange zu

dem französischen Meister der Unglauben rege gemacht, und auf die Thorheit der Annahme einer vernünftigen Thierwelt gleich mit Fingern gedeutet wird, indem man sich auf Bileams Esel, indem man sich spaßhaft auf die Autorität der Bücher beruft, wenn gleich den Thiercharakteren ihre moralischen Bedeutungen gegeben, im Wolf und Fuchs Gierigkeit und Untreue personificirt vorgeführt werden, so ist sogleich aller Eindruck weg und die bestimmteste Hindeutung auf moralische Lehre am Schluß des Reineke ist gegen dies so wenig störend, daß im Gegentheile Manche darin erst eine Beruhigung finden werden. Hier stellt sich der Dichter sogleich über seinen Gegenstand, theilt uns seine Weisheit mit und unser episches Interesse ist auf der Stelle aus; er sucht uns wie der Lateiner mit seiner sophistischen Redekunst, so er mit seiner feinen Erzählung zu interessiren, mit Ausmalung obscöner Situationen, mit Erfindung und Anlegung von Intriguen, und es ist schon selten, wo die oft reizende, anschauliche, lebendige Erzählung den gleichmäßigen Grundton der Schelmerei festhält, der hier meist durchgeht, ganz verschieden von dem niederländischen und sächsischen Gedicht. Wenn die Thiere hier auch mit Menschen conversiren, Menschen betrügen so gut wie ihres Gleichen, Menschen mishandeln, so finden wir darin einen Misbrauch und eine Verletzung der allerersten Bedingung, die durchaus ein ganzes Mißverständniß der Sage verräth, die auch nur aus dem Hang floß, Neues und Niegehörtes zu sagen. Das Haschen nach kleiner Ausführlichkeit in der Erzählung ist hier so unleidlich, wie im lateinischen Gedichte die Witzeleien; gleich sind auch die endlosen Reden, welche die raschesten Handlungen unterbrechen, hinhalten und stören und diese üble Eigenschaft wird auch ausdrücklich bemerkt [320]). Es muß ferner jene Grundbedingungen nothwendig verletzen, wenn hier auf der einen Seite ganz ohne alle Veranlassung die Thiere mit Prügeln, in menschlicher Kleidung, mit menschlichen Waffen, mit Schwert, mit Pferd, mit Sporen eingeführt werden, meist scheint es ohne daß man anders als figürlich davon redet, und auf der anderen wieder in allen ihren feinsten thierischen Eigenthümlichkeiten er-

320) Vers 5468. Voir dist li vilain ce me semble, Qui dist qu'entre bouche et cuillier Avient sovent grant encombrier: Or en sui bien certains et fiz. Sages fu Catons et recuiz, qui ensseigna son filz petit, Q'à son mengier parlast petit, Mès ne l'ai pas bien retenu, Bien voi que mal m'est avenu; de trop parler a ceste foitz.

scheinen, der Hahn singend mit Einem geschlossenen Auge, mit gespreiztem Flügel den er mit den Füßen tritt, die Katze mit ihrem Schwanze spielend und um sich selbst im Kreise drehend, und dergl. Es ist schwer und geht mich hier nicht an, Gesetze zu geben und Grenzen zu ziehen zwischen dem Lächerlichen und Abgeschmackten, zwischen dem Gemeinen was die Thiersage schildert und dem nutzlos Lästerlichen, wozu sie hier übergleitet, aber doch frage ich, ist die Branche 7, wo die Katze zwei Priester, welche sie fangen wollen, heimschickt, nicht so läppisch, wie man nur was haben kann? Ist in Nr. 9 das Auffressen der Hostien durch den Fuchs und der Kirchenraub, sammt anderen begleitenden Umständen nicht so nutzlos frivol als möglich? Ist die Nr. 14, deren Titel man heutzutage nicht einmal altfranzösisch hersetzen kann, wie so manche franz. Fabliaux in ihrer nackten Unflätigkeit werth, daß so viel Gabe der Darstellung daran verschwendet ist, eben wie auch in Nr. 21. und 27.? Ist in Nr. 20. die Profanirung der Wallfahrtinsignien grade nothwendig, um den Misbrauch der Wallfahrten mit Spott zu strafen? Gibt es irgend ein Beispiel, wo das übertriebene Uebertragen menschlich-äußerer Verhältnisse auf die Thierwelt so in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheint, als in eben dieser Branche in der Belagerung von Maupertuis? Ist die Häufung kindischer Erfindungen, Neuerungen und Erweiterungen irgendwo deutlicher und ekler als am Ende eben dieser Branche, oder in der Neigung, die hier sehr allgemein ist, den Fuchs von allerhand Thieren überlisten und betrügen zu lassen? Kurz, überall fast sieht man diese Dichtungen der Franzosen nichts als die flachste Unterhaltung bezweckend und im Allgemeinen verhalten sie sich auch ihrem Werthe nach nicht anders zu dem niederländischen und niedersächsischen Epos, als eine Reihe von Fabliaux von schöner Oberfläche zu einem epischen Gedichte, das in sich geschlossen und innerlichst von Einem Geiste belebt, den reinsten und tiefsten dauernden Eindruck zu machen im Stande ist, weil es nur Einen totalen Eindruck zu machen sucht, wie jedes ächte Gedicht thun soll, das nicht bloß auf Zerstreuung und flüchtige Vergnügung berechnet ist. Kein Wunder dann, daß auf diesem Grunde sich nachher im 13ten und 14ten Jahrhundert nichts aufbauen konnte, als (um von dem nicht werthlosen couronnemens Renart von Marie de France zu schweigen) ein Renart le nouvel von Jaquemars

Gielee (ca. 1290), der schon Thierkriege behandelt und in ein Feld überstreift, das wieder an eine ganz andere Art von Thiererzählung gränzt, und dann ein renart le contrefait (um die Mitte des 14. Jahrhunderts vollendet), der noch elender seyn muß, als das elendeste, was gedruckt ist, wenn man nach den Auszügen bei Legrand d'Aussy urtheilen soll. Wie ganz anders dagegen der niederländische Reinaert! Auf diesem mehr deutschen Boden, wo gleich unter den Händen der lateinischen Dichter diese Thiersage eine feste epische Abrundung erhielt, kam scheints keine andere Form auf; und diese Arbeit von Willem die Matok, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, der übrigens auch nach einer französischen Quelle gearbeitet zu haben versichert, hängt in sich so fest zusammen, gibt eine so vollkommene Befriedigung, hat einen so entschiedenen, bei jeder wiederholten Lectüre stets deutlicher hervortretenden Werth, erschöpft so sehr den Grundgedanken dieser sämmtlichen Thierdichtungen, daß nur Ein doch nicht ganz geistloser Nachahmer vielleicht hundert Jahre später auf den Gedanken kam, dies ursprüngliche Gedicht Willems in einer Fortsetzung mehr zu wiederholen als weiter zu führen. Von da an ward dieses vereinte Werk, das man nach Grimms Bemerkung bald als aus Einer Feder geflossen ansah, erst in eine Prosa umgewandelt, „die großen Beifall erlangte und ihre Quelle, die älteren Gedichte, in Kurzem ganz vergessen machte; — die sich sehr getreu an die Worte der Dichter hält und allenthalben eine Menge Reime aus ihnen hat stehen lassen.“ Eben so genau hielt sich wieder an diese Prosa eine englische Uebersetzung, die schon zwei Jahre, nach dem jene 1479 in Gouda bei Gheraert Leu zum erstemale gedruckt worden war, erschien. Nur die aus beiden geflossenen holländischen und englischen Volksbücher haben verkürzt und entstellt. Sonst scheint sich jede Bearbeitung treu und redlich an ihr Vorbild angeschlossen zu haben; was war auch hier zu ändern oder zu bessern, oder welcher Ruhm mit Aenderung oder Besserung einzuerndten? So entstand aus dem flandrischen Reinaert der niedersächsische Reineke, dies Buch, dessen räthselhafte Entstehung so viele Federn früher in Bewegung gesetzt hatte, und auch jetzt noch eine Aufnahme der Untersuchungen durch Grimm im 8ten Capitel veranlaßt hat, auf welche der neue Herausgeber des Reineke verwies und auch mir zu verweisen erlaubt seyn wird. Dieß Gedicht ist unmittelbar

aus dem niederländischen Gedichte geflossen, nicht weil der Prolog, schon weil sehr oft die gleichen Reime beibehalten sind; die Zusätze, Auslassungen oder sonstigen Verschiedenheiten sind, was den Stoff angeht, kaum anzuschlagen. Diese niedersächsische Uebersetzung ist, wie schon gesagt, der Schlußstein des Ganzen geblieben; in Deutschland erlebte sie bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen, seit den letzten zehn Jahren ist die oben angeführte von Hoffmann von Fallersleben die Dritte; hochdeutsche Uebertragungen, und wieder aus ihnen geflossene lateinische Uebersetzungen wetteiferten, so sehr das Gedicht darin verlor; wo sich noch Jemand erlaubte, sich bedeutender von dem typisch gewordenen Texte zu entfernen, rächte sich das Unterfangen von selbst; aus dem niederdeutschen ging es ins dänische, aus dem dänischen ins schwedische, aus schwedischen Versen in Prosa über, und es soll in isländischer Uebersetzung existiren. Ins Unendliche vervielfachte sich dieses Eine von Willam ausgegangene Gedicht! der kühnste poetische Schöpfer der neuern Zeit hat es seiner Muse nicht unwerth geachtet, ihm neuhochdeutsche Sprache und klassische Form zu geben, und er wagte es nicht, sich nur auf Schritte zu entfernen. An diesem alle Jahrhunderte und allen Zeit- und Nationalgeschmack überdauernden innern Werth zeigt der Reinart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geschmack seiner Landsleute die späteren matten Nachäffungen verdrängen konnte; neben der eindringenden und umfassenden Verbreitung dieses Werkes in zahllosen Drucken, neben seiner jeder Veränderung trotzenden Kraft können die hunderttausend Verse der Franzosen in keinen Betracht kommen.

Aber welch ein Werk ist auch dieser Reinaert gegen den Renart! Hier ist wirklich jene Thierwelt eine poetisch abgeschlossene Welt, in welche vor Allem keine Thierfabeln sich einmischen. Ueberall wo dies in den französischen Branchen, in der Fortsetzung des Willam und wo sonst geschehen ist, da ist der innere Gang gestört, denn diese Dinge sind alle zu vereinzelt und haben in sich zu wenig epische Anlage, als daß sie sich je ohne Zwang hätten einfügen lassen; dazu trugen sie überall in den Dichter, der sie aufnahm, einen Hang zum Moralisiren oder Allegorisiren über. Nichts der Art ist hier. Es ist das ächte Thiermährchen, und zwar das Thiermährchen, das in seiner rhapsodischen Gestalt in sich nach Ergänzung und Erweiterung rang. Indem der Dichter streng

den Kreis der äußeren Zustände der Thiere festhält, bringt er keine Menschen ins Spiel, als wo sie, wie in der Wirklichkeit, ihre Feinde, die Raubthiere, verfolgen; sie spielen im Gegentheil wie halb räthselhafte Wesen nur in der Ferne mit, und es ist nicht daran zu denken, daß sie mit in den Vordergrund träten, oder mit den Bestien sich unterhielten, Händel mit ihnen abschlössen und dergleichen, wie im Renart geschieht, und wie selbst in dem lateinischen Gedichte nur dann vorkommt, wenn die offensive Satyre auf die Mönche bezweckt wird. Der Tact des Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinsichtlich dieses letzteren Punctes sogar seinen Nachfolger und Fortsetzer entschieden bestimmt. Doch scheint mir diese Reinigung des Terrains bei weitem nicht die tiefste Seite des Gedichtes oder das größte Verdienst des Dichters (womit ich geradezu den Willem meine, denn nie glaube ich, daß ein Franzose etwas der Art machen könne). In der Fabel und Parabel bemerkten wir, daß auf Wahrscheinlichkeit, daß selbst auf einen Grad der Wahrscheinlichkeit nicht geachtet zu werden braucht, wenn man den Thieren Tugenden und Einsichten beilegt. Die höchsten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere selbst in den Mund gelegt werden; das Schaf mag sich voll christlicher Selbstverleugnung zum Opfer darbieten. Das konnte in einer handelnden Welt nicht geschehen, hier trennen sich die Gesetze einer epischen, zusammenhängenden Erzählung und eines fragmentarischen didactischen Gedichtes. Hier ward auch überall, was das Handeln selbst angeht, das rechte Maaß beobachtet, wie wir sahen. Die Thiere aus einem niederen Kreise von Bestrebungen heraustreten zu lassen, fiel keinem Dichter ein, selbst die französischen und lateinischen haben keinem ihrer Geschöpfe edlere Handlungen geliehen und höhere Motive untergelegt. Nicht so, was das Intellectuelle angeht. Wie sollte man es auch einem Conteur und Fablianerzähler zumuthen, daß, wo er einmal einen theuren Witz hatte, er ihn nicht ausbieten solle; wie konnte man also billigerweise verlangen, daß er seine Thiere nicht jederlei Gedanken solle aussprechen lassen, die sein eigenes Hirn erzeugte; oder wie sollte gar ein mönchischer zierlicher Latinist dem Geist der Thiersage zu Gefallen seine schönsten Wortspiele zurückhalten, um deren Anbringung es ihm vielleicht einzig zu thun war! Allein

nun liegen auch ihre Producte da, und werden früh vergessen, denn dazu lag die Aufforderung in den Producten selbst, die kein besseres Schicksal verdienten. Es ist überhaupt eine sehr bequeme Sache, verlorene Schätze der Literatur zu beklagen, und die Vernachlässigung Anderer zu bedauern: allein den Verlust und die Vernachlässigung zu erklären, ist wohl sehr häufig eine mögliche, und nur nicht oft versuchte Sache. Dieser Willam hat es über sich vermocht, sich nach dem Eingange zu dem Gedichte aus der Erzählung zu entfernen; nirgends tritt er im Geringsten hervor und indem er allein mit dem Gange seiner Begebenheiten und dem Treiben seiner Helden die Phantasie fesselt, verschmäht er mit sinnbildernder, moralischer oder gelehrter Weisheit seinen Leser zu behelligen, und mit dieser verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Wesen der Thiersage in sich aufnehmen und mit dem trefflichsten Genius die rechte Form mit dem rechten Geiste beleben. Er leiht seinen Thieren all die menschliche Einsicht, die zu eben jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden sollte; eine Einsicht, welche Routine, Gewohnheit, angeborner Instinct von selbst an die Hand geben. Er hütet sich, seinen Thieren zu ihren Handlungen bestimmte Motive zu geben: gab er ihnen die viehischen, welche der Verfasser des Reinardus ihnen beilegte, so fiel er ins abschreckend-Gemeine; gab er ihnen zufällige, äußere, so fiel er in das Willkührliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzosen; gab er ihnen grundsätzlich bewußte Schlechtigkeit, so war die wilde Ironie kaum festzuhalten. Er ließ ihnen daher die thierischen, angeborenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menschen die Quelle des Schlechten und Guten sind; der Fuchs geht hier nicht aus Feindschaft gegen den Wolf, auf dessen Unglück, sondern ohne andere Ursache als den Drang seiner schadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umständen ist er ein beichtender Sünder, unter Umständen ein sündiger Beichtender; er scheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann ist er ein leichtsinniger Gatte und Sohn, der unter Umständen sein Weib vergißt (obwohl jene bekannte Scene hier nicht einmal vorkommt, wohl aber erwähnt wird) und die Gebeine seines Vaters lästert; er nimmt einen Vortheil mit wo er kann, aber er übt seine losen Streiche nicht nur des Vortheils willen, sondern aus Leichtsinn, selbst wo sie seine Gefahr vermehren.

Ich weiß nicht, ob man mirs übel nehmen wird, aber dies scheint mir das wahre Bild des gemeinen Menschen, der keine inneren Prinzipien kennt, und nicht einmal des gemeinen schlechten Menschen, sondern des Menschen wie er gemeinhin sein würde, wenn man ihm, was Verborgenheit und der Firniß der Welt und was die Schule oder Predigt von schönen Worten an ihm hängen ließ, abstreifen könnte. Der Fuchs erscheint dabei mit der Ueberlegenheit seines sanguinischen Temperaments und seiner Gewandtheit mehr nach dem Schlechten geneigt, und ist das active Prinzip in diesem Kreise, der Wolf und die Anderen erscheinen dann mit ihrer Beschränktheit und Passivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles ist in der Welt der Menschen leider nicht anders, und wenn das meine Leser auf den ersten Augenblick nicht zugeben wollen, indem sie der Eingebung ihrer Gefühle Gehör gaben, so wünschte ich, daß sie beachten, ob sie sich nicht von Folgendem irre leiten lassen. In der wirklichen Welt erscheint einmal alle Verderbtheit in einem viel milderen Lichte, weil namentlich das Christenthum die Kunst allzugut verstehen machte, die Blößen zu bedecken, und weil überhaupt das neuere getheilte Leben und die große Bevölkerung eine Oeffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich machte wie im Alterthume; und dann indignirt alles Schlechte, das wir von Menschen an Menschen verübt sehen, uns als Mensch wieder, selbst wenn wir gerne fähig wären unter Umständen das Aehnliche zu thun, und in unserer Leidenschaft dünken wir uns dann besser als wir sind; nicht ganz mit Unrecht: denn das Mitleid ist in der That eine reiche Quelle unserer schönsten Handlungen. Allein hier in dieser poetischen Thierwelt wird, wie Lessing in Bezug auf die Fabel sehr schön gesagt hat, unsere Leidenschaft gar nicht oder wenig erregt, unser Mitleid kommt nicht ins Spiel, unser Abscheu auch nicht; denn Jeder wird sich ertappen, daß er für den Bösewicht Reinhart Parthei nimmt. Ja in der Geschichte geht es uns leicht so, daß wir für überlegene kräftige Charaktere uns interessiren, die wir in der Gegenwart, wenn uns ihre Grausamkeit näher treffen könnte, verabscheuen würden; unser Gefallen an kühnen Räubern und dergleichen fließt aus dieser Quelle der Bewunderung des Starken, Ueberlegenen und Klugen, wenn es auch oft das Schlechte ist. Wir treffen also in unserem Inneren den Grund, auf den dieses ganze Gemälde gezogen ist; wir nehmen den Cha-

druck, den es macht oder zu machen fähig ist, darum ganz aus; wir nehmen ihn ganz ungetrübt auf, weil keine vereinzelte Empfindung gewaltsam rege gemacht wird, weil die Schicksale der Handelnden unser Gemüth nicht so berühren, als wenn wir handelnde Menschen in diesen Zuständen sähen; und hier tritt wieder von einer anderen Seite die Thorheit heraus, die in dem Einführen von Menschen als mitagirenden Personen in die Thiersage liegt. Indem nun der Dichter überall mit einer Mäßigung und einem Tacte, der ganz unvergleichlich ist, diese Geschöpfe ohne Prinzipien immer nur so handeln läßt, wie sie nach ihren Trieben handeln können, indem er sie nur in solche Situationen bringt, die dem angemessen sind, so mußte er nothwendig auch ihre Intelligenz limitiren und dem Ausdrucke und der Sprache einen passenden Charakter geben. Natürlich also fiel alles Raisonniren, all das subtile, sophistische Geschwätz bei Lateinern und Franzosen ganz weg; alles planmäßige Entwerfen, aller größere Ueberblick, alle Gründlichkeit und dergleichen konnte nicht dienen; nicht einmal den Witz durfte er ihnen in dem Maße wie die früheren Bearbeiter leihen. Es ist daher ganz vortrefflich, daß die Thiere hier stets blos im treuesten Tone der täglichen Unterhaltung reden, aber stets dabei jene Wichtigkeit auf das Trivialste legen, welche auch der kleinbürgerliche Wirthshausgänger nie ablegt; wo sie sich über Hunger und Durst erheben, da sind es Gemeinplätze, die sie reden; und die Bedeutung derselben hat man immer gefühlt, wenn auch nicht verstanden, denn man hat sie ausgezogen, mit gesperrten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des Buches gesucht. Während jene Thiere der französischen Gedichte häufig in ihrer Thierheit tölpelhaft sich anstellen, mehr als es die ihnen verliehene Weisheit in Worten und noch öfter in Werken gestattet, so reden sie hier, — und ist das nicht wieder bei neun Zehntel der gewöhnlichen Menschen der Fall? — immer viel gescheidter, als sie sind und wissen. Es liegt über dem Richtigsten und Wahrsten, was sie sagen (mit einer bewundernswerthen Kunst ist dies erreicht) ein — ich weiß nicht was von dummtreuer Philisterei, die nicht feiner geschildert werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität seiner Geschöpfe ziehen mußte, waren gefährlich, leicht konnte die unerträglichste Langweiligkeit daraus folgen; allein er wußte sich vortrefflich zu helfen, indem er ihnen

eben jene Klugheit lieh und jenen Mutterwitz, der sich so gut mit diesen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren versehen. Der Dichter des Reinaert würde seinem Helden nie die Beichte in den Mund gegeben haben, welche der zweite Theil im Reineke enthält, so vortrefflich sie an und für sich ist, weil sie viel zu sehr auf völligen [illegible] im Handeln und Denken deutet; obwohl man sonst bekennen muß, daß der Reineke schon darum ein vortreffliches Stück ist, weil er den Geist des Reinaert so treu festzuhalten verstand. Göthe hat es darin versehen, daß er diesen Fehler im Reineke noch weiter treibt, eben in jener Beichte redet zuweilen auch seinem Fuchs eine vornehme, achselzuckende Weisheit, die [illegible] nach auf etwas tieferes und geheimgehaltenes schließen läßt. Auch hier aber muß man zugeben, daß der ursprüngliche Ton im Allgemeinen auch von Göthe bewahrt ward, was in seiner Zeit und in seiner Sprache gewiß sehr schwer war. Denn das dürfen wir nicht vergessen, daß namentlich für den ans Hochdeutsche Gewöhnten die niederländische und niedersächsische Sprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Conversation hervorzubringen, so wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angesehen werden darf, daß sich der niederdeutsche, sonst in aller Dichtkunst ganz obscure Dialect, dieses Gegenstandes gerade mit so vieler Ueberlegenheit bemächtigte. Durch diese Auffassung und Behandlung der Sage nun tritt hier wieder von einer anderen Seite hervor, wie durchaus diese Dichtung den übrigen Dichtungen jener Zeiten und dem ganzen Treiben der oberen Regionen in der damaligen menschlichen Gesellschaft entgegengesetzt ist. In allen ritterlichen Epen in Deutschland und Frankreich finden wir, ganz entsprechend jenen Zeiten um das 13te Jahrhundert und ihrer Geschichte überhaupt, jenen Grund der völligen Prinziplosigkeit im Handeln. Wo dies in den Poesien vorherrscht, da bedingt es die völlige Werthlosigkeit derselben. Allein in den besten epischen Gedichten ringt der Dichter oder sein Held meist nach Grundsätzen und kann sich dabei meist nicht zurechtfinden; daher jener ewige Zug des [illegible] in allen Werken der Hofdichter, der uns [illegible] fällt, wenn ein [illegible], indem er zu einem Prinzip der Kunst [illegible] einsieht, daß er dem Charakter jener Stoffe nach seinen Helden [illegible] Prinzip [illegible] annimmt und ihn als Spielball von Geschick, Zufall und Leidenschaft schildert und

auf diese Weise mit ihm zu interessiren sucht. Jene Gedichte zeigen
also ein mühsames, schweres, meist fruchtloses Ringen aus dem
Gemeinen ins Hohe und Ideale, nach höheren leitenden Grund-
sätzen, dieses Thierepos aber vergräbt sich recht in den Mangel
derselben und weiß und ahnt deren keine; dort ist ewiger Wechsel
von Lieb und Leid, und in das schönste Glück, das man da kennt,
ist Bitterkeit von der Natur schon niedergelegt, aber hier geht Alles
aufs lustigste her, und das Unglück, das man hier leidet, wird
nicht so ernst empfunden; man trifft dort auf die Plagen und in-
neren Leiden, welche das größere höhere Streben im Menschen
immer mit sich führt, hier nur auf die ungestörte Lust, welche die
niederen Stände trotz ihrer äußeren Geplagtheit immer besitzen.
Indem dort der Dichter das Schwanken seines Helden natürlich
selbst theilt, schwächt dies den Eindruck, den sein Gedicht macht:
hier ist die unverwüstliche Festigkeit eines Volksgedichtes, das von
dem für Natur und Einfalt empfänglichen Dichter unverletzt dar-
gestellt und wahrscheinlich vielmehr zur alten ursprünglichen Ein-
fachheit hergestellt ward, und das in seiner Wirkung auf das Ge-
müth des Lesers durchaus total und vollkommen ist. Von jenen
Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel, hier fühlen
wir uns innerlichst erquickt, wir fühlen uns in unserer edleren
Menschlichkeit, die feine Ironie der Dichtung, die wir hingerissen
von dem epischen Interesse der Erzählung während des Lesens oder
Hörens nur ganz im Hintergrunde zu vernehmen im Stande wa-
ren, die uns also im Genusse des Einzelnen nirgends störte, tritt,
so wie wir das Buch schließen, aufs lebhafteste hervor; sobald wir
das Detail des Gemäldes in der Nähe uns verständlich gemacht
haben, treten wir zurück um Alles auf einmal zu übersehen und
sogleich lehrt uns jener Farbenton, in welchem Lichte wir das
Ganze zu betrachten haben. Wir gehen edler und gehobener von
dem Gedichte weg und dies ist die größte Wirkung und die äch-
teste, die je ein Kunstwerk machen kann. Der Reinhart Fuchs
dieses Willam steht gegen die ritterlichen Epen und Romane in
demselben absoluten Gegensatze, wie Aristophanes gegen die grie-
chischen Tragiker. Wie dieser dem ernsten Manne und seinen
heroischen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit all ihrer
Gesunkenheit im schneidendsten Contraste entgegenstellt, so dieses
Gedicht ein gemein menschliches Treiben dem sublimen der epischen

Heroen. Die Erhabenheit des alten Dramas zwang Alles, was sich ihr entgegensetzen wollte, ins Komische; anders war es hier, wo in den Romanen keinerlei Erhabenheit zu finden ist, weil immer die Gegenwart selbst ihr Boden ist, die sie nur in einen übermenschlichen Glanz stellen. Das Thierepos entzog daher dieser nämlichen Gegenwart selbst noch das Menschliche, um sie eben so eine große Stufe herabzusetzen, wie sie jene hinaufgerückt hatten. Ein mit so außerordentlichem Glück gewonnenes Terrain, ein darauf so fest und sicher gegründetes Gebäude mußte sich von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweisen, wie die unsterblichen Werke des athenischen Komikers.

4. Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems.

Während wir bisher so Vielerlei betrachteten, was der Blüthezeit des Rittergesangs fremder war, was jetzt anfing den Geschmack zu beherrschen und die ritterlichen Romane und lyrischen Lieder wenn nicht ganz zu stürzen doch umgestalten zu wollen schien, so müssen wir jetzt noch mit kurzen Worten dasjenige betrachten, was sich unter diesem Eindrange neuer Tendenzen noch möglichst auf dem alten Wege zu halten suchte. Hier werden wir am entschiedensten sehen, daß die letzte Stunde der guten Zeit geschlagen hatte. Was zuerst den lyrischen Gesang angeht, so ist dies bekanntlich ein Theil der Dichtkunst, der in jeden Zeiten einmal von einem schönen Talente im Feuer der Jugend leidlich versucht werden kann, an dem am wenigsten schnell sich die Ausartung einer Poesie kund thut. So hat die neuere Zeit nach Schiller noch manches schöne lyrische Poem entstehen sehen, ohne daß ich darum behaupten wollte, daß dem schärferen Blicke nicht auch hier die Verschlimmerung, und vielleicht in feineren Symptomen als bei anderen Zweigen, einleuchte. Auch in der damaligen Zeit und noch bis ins 14te Jahrhundert blühte der Minnegesang unter der Pflege mancher wackeren Männer fort; hier aber, zunächst für diese Uebergangszeit, will ich nur zwei Repräsentanten ausheben, welche auch in der Lyrik ausweisen sollen, was wir in anderen Gattungen bereits fanden oder noch finden werden. Der Eine ist Reimar von Zweter, gebürtig vom Rhein, aber in Oestreich erwachsen und in Böhmen wohnhaft[321]). Bei ihm ist vor Allem die Verehrung

321) Maness. Samml. II, 122—155.

der Jungfrau auffallend, und so hervorstechend, daß ich ihn ebenso füglich oben, als ich von den Liedern zu ihrer Ehre sprach, hätte erwähnen können. Auch andere gleichzeitige und spätere Meister, wie Eberhard von Sax, der von Suonenburg, Rumsland, Boppo und Andere beschäftigen sich vielfach und gerne mit ihrem Preise; ich begnüge mich aber, dies blos bemerkt zu haben. In Reinmars Weisen überwiegt der „unminnigliche" Stoff vor dem Liebesgesang, wie bei Walther, den er überhaupt zum Vorbild hat, in vielen Einzelheiten copirt und im Ganzen gleichsam wiederholt. Noch hat er zwar von der sittlichen Gewalt der Liebe und der Hoheit und Würde der Frauen große Begriffe, er weiß seine Ansichten auch schön auszusprechen, aber weniger in Liedern, als in Sprüchen und im Lehrton; er erinnert dabei an den Zwang in Strickers Frauenehre, und wie bei diesem fängt die Ehe an gepriesen zu werden. Er wendet seine Liebe mehr nach der himmlischen Frau; und dem der nach Liebesfreuden sich sehne, will er ein freudenreiches Lager angeben: der lege sich auf seine Knie und rufe die Jungfrau an, die könne ihn beseeligen, ihre Güte würde ihm Matraze und Decke sein. Er grübelt über die Bedeutung des Namens Maria; das Geheimniß der Menschwerdung beschäftigt ihn vielfach. Die Mehrzahl seiner Lieder zeigt uns in anderer Form die ähnliche Richtung wie die des Stricker und der Moralisten; häufiger streift er in Bitterkeit und Satyre. Er rüstet sich gegen alles Falsche und Böse; er schleift seiner Zunge Dorn, der Muth im Herzen ist ihm geschwollen und da dem nicht mit Salben abzuhelfen ist, so muß er seine Brust räumen durch den Mund. Bald ist er es selbst, den er in Reue und Zerknirschung anklagt; bald ruft er sein Pfui der Verachtung über die Welt, nicht selten mit jenem Mangel an feinem Sinne für anständigen Ausdruck, der jetzt überall in die Gedichte der höfischen Poeten von ferne hereinspielt, um bald sich weiter auszudehnen. Er hat die uns schon bekannte Ansicht, daß nicht das Geschlecht, sondern die Tugend den Adel mache; er zieht über die Ritterschaft los und das Turnierwesen, das ehedem ritterlich gewesen, jetzt aber rinderlich sei. Verbunden damit ist die größere, dem Walther abgelernte Heftigkeit und oft Bitterkeit gegen den Pabst und Rom, und dessen Töchter, Köln und Mainz, gegen die Feilheit der Kirche und des Reichs, das den Fürsten Preis gegeben wird, die den

Kaiser nicht als des Reiches Herrn, sondern als dessen Vogt betrachten und absetzen sollen, wenn er schuldhaft sei; und über die Falschheit der Welt klagt er, über Hofmönche und Klosterritter, die nicht Fisch und Fleisch sind. Auch im häufigen Gebrauche der Gnomen, der Beispiele, der Allegorien und der Räthsel, deren er einige sehr schöne hat, schließt er sich an die didactischen Poeten an.

Wie ich nun den Walther den übrigen Minnesängern, einem Nifen, Rotungen, Reinmar dem Alten entgegensetzte, so will ich hier vorerst nur den Ulrich von Lichtenstein neben den von Zweter stellen, um an ihm zu sehen, nicht wie sich die Lyrik vom Minnesingen entfernt, sondern wie der Minnegesang seine alte Bedeutung verloren hat, wie Sinn und Gefühl daraus schwinden und aller Geschmack mit diesem. Er hat nach 1246 aus seinem Ritterleben und Minnedienst eine Art Roman unter dem Titel Frauendienst geschrieben, und hat darin alle seine Lieder [322]) verwebt, als ob sich die Minnepoesie zuletzt eben so zur epischen Form umbilden wollte, wie der Roman immer mehr lyrische Elemente in sich aufnahm. Wie in dieser Zeit schon Alles anfängt, herzlose Nachbeterei zu werden, so ist das auch schon hier der Fall; wenige seiner Lieder haben in sich einen Werth, Viele zeichnen sich durch Gewandtheit und Uebung aus, Keines durch wahrhaftes Gefühl, das die Kälte der Künstelei überböte. Die Gewöhnlichkeit und Armuth in diesem Buche sind über die Maaße; in seiner Prosa übersetzt er die Verse, in seinen Versen reimt er seine Prosa; die Langeweile in der Beschreibung seiner Ritterschaft und seiner Tioste wetteifert mit der in der Geschichte seiner Liebe; und dazu kommt die eingebildete Freude über seine Poesien, die ihm manchmal in Wort und Weise unverbesserlich dünken, während wir zugleich ein Beispiel finden, wie kleine Dinge, wenn sie nur neu sind, in diesen Liedern angenehm berührten [323]). Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gewahrt sind, jetzt mit den rohen, indelicaten Zügen des neuen Geschmackes hier zusammenstoßen, zeigt ein Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt. Ein Mann, dem Gemüth und Gut, reine Weiber, gutes Essen und Trinken und

322) [illegible]. Von der prosaischen Erzählung liegt jetzt nun die Bearbeitung von Tieck vor. Stuttgart 1825.

323) Frauendienst ed. Tieck, p. 219.

schöne Waffen, Kleider und Zierat zum Leben unentbehrlich scheinen, macht uns bekannt mit seiner Herzensgeschichte, oder daß ich wahrer sage, mit der Art, wie ein Mann jener Zeit der ritterlichen Sitte und Regel nachzukommen strebt. Früh als schmachtender Knabe schon hat er der Alten Rede von Frauendienst und seiner Beglückung mit gespannter Achtsamkeit gehört und also das Gift der rücksichtslosen Unterhaltung der Erwachsenen eingesogen, das auch an unserer Jugend von früh auf die schönsten inneren Blüthen anfrißt. Früh nimmt er sich denn nach dem Beispiele Aller eine Herrin, der er seinen Dienst widmet, weil es so Mode war. Er bezieht hinfort Alles was er thut auf sie, er sieht sie als seinen Trost in jedem Unfall und als die Quelle alles seines Glückes an, er bildet sich auf seine Ausdauer mehr ein als auf Heldenthaten, er trägt von ihr Alles was ihr einfällt mit Geduld, er wird zum Kopfhänger und Mundstillen, er trinkt ihr Waschwasser, er läßt sich ihr zu gefallen eine Ueberlippe operiren, er schlägt sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger ab und schickt ihn ihr und sie bewahrt ihn gerührt auf und betrachtet ihn alle Tage. Dann macht er verkleidet als Venus eine stumme Landfahrt ihr zu Ehren und tiostirt als solche mit allen Rittern durch 29 Tage; man sieht, daß die Freude am Allegorischen jetzt sogar in die Handlungen eingeht, und die Liebesquälerei eben so. Noch aber prüft ihn seine Frau und zweifelt an seiner Treue, worüber ihm Thränen und Blut ausbricht. Dann erhält er endlich Erlaubniß, sie zu besuchen; er erscheint erst als Aussätziger verkleidet, mit einer Wurzel im Mund, die bleich und geschwollen macht. Als er am Ziel seiner Werbung zu sein meint, nimmt die ganze bisher bitter ernsthafte Erzählung eine gemein komische Wendung, ein possenhafter Fall bringt den Ritter um die Frucht seiner Dienste, er will sich ertränken, allein ein Kissen das ihm ein Knappe von seiner Frau bringt, heilt ihn noch ein wenig von seiner Tollheit. Von da an verläßt er sie jedoch und widmet sich einer Anderen. Ein solches Gedicht oder ein solcher Roman (oder wie soll man das Zwitterding nennen) konnte bei uns Lobpreisungen erndten! ein Liebespaar, wo auf der Seite des Weibes nichts ist als eine höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin schwur, und auf der Seite des Mannes nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrlichen

Natur und Streben nach nichts als rohem Genuß. Dazu kommen dann die ekelhaften Opfer in diesem sauberen Dienste und die Wunderlichkeiten des ascetischen Minneceremoniels der Zeit, was dies Kunstwerk vollends aufs häßlichste entstellt. Ein solches Herzensleben ist nur dann anzuhören, wenn es auf Herzensreinigung hinausgeht, wie in Dantes neuem Leben, wenn nicht die Abentheuer eines routinirten Weiberjägers, sonder die sinnigen Träume eines unschuldigen Knaben der Gegenstand der Erzählung sind; und selbst dann, wenn alle jene heiligen Gefühle und träumerischen Regungen, alle Feierlichkeit mit denen man sie pflegt, alle Selbsttäuschung mit der man sich quält, alles Bedeutungsvolle, was man in jeden seiner Schritte und jeden seiner Gedanken legt, geschildert werden soll, muß „Vernunft bei der Liebe schon in solcher Jugend, und sie muß Meisterin der Leidenschaft [324])" sein.

Dicht hier neben stelle ich den Wilhelm von Orleans des Rudolf von Ems [325]), der nicht allein seinem Inhalte nach hierher gehört, sondern auch das ähnliche Glück der Ueberschätzung gehabt hat, indem man ihn wohl über den Willehalm des Eschenbach gesetzt oder gefunden hat, daß er sich „untet allen übrigen Aventiuren am nächsten dem Tristan anschließe," daß man ihn eines der schönsten Denkmäler der altdeutschen Poesie und was weiß ich Alles genannt hat. Es ist vielleicht das früheste Werk des Dichters und kündigt sich auch in Allem als eine ganz unreife Arbeit an. Wir dürfen wieder, obwohl hier nur stellenweise, die zierliche Diction rühmen, die dem Gottfried nachgeahmt, und dessen Ton oft selbst in Nachbildung seiner kühnen verschlungenen Perioden wohl getroffen ist; was aber die Mähre selbst angeht, die zwar nach einem durch die Vermittelung eines Johannes von Ravensburg erhaltenen französischen Gedichte übersetzt ward, das unstreitig völlige Erfindung eines matten Poeten ist, so hat der Deutsche doch darin so viel plump und ungeschickt von Gottfried Entlehntes, daß man aus diesem seinem Eigenthume die Hülflosigkeit seines dichterischen Genius wohl kann erkennen lernen. Zuerst ist (um von jener Einladung der alten Poeten und Aehnlichem zu schweigen) der Tod der Blancheflur in dem der Alie copirt. Sie hört von

324) Vita nuova. Pesaro 1829. p. 4.
325) Cod. Pal. Nr. 323.

dem Tode ihres Mannes mit großer Gefaßtheit, sie geht ohne Weinen und Schmerz zu verrathen, im Gegentheil fröhlich zu seiner Leiche, erhebt eine Klage und stirbt. Das versteinerte Herz der Blanchefiur bleibt hier unglücklicherweise bis zum Tode beredt und geschwätzig; oder der Tod der Getreuen fließt unbegreiflicherweise aus Hoffnung und Standhaftigkeit. Wir wollen ein anderes Beispiel nehmen. Der junge Wilhelm von Orleans kommt an den englischen Hof und wird mit der jungen Amelye erzogen. Sie erzählen sich gegenseitig von Puppen und Jagdspiel, und die Weichlichkeit des Tristan und Flore begegnet uns wieder. Als das Mädchen noch kindlich und harmlos blieb, wollte ihr der Knabe seine Liebe entdecken. Sie fragt ihn einst um die Ursache seiner Trauer und begreift, als er ihr nun seine Eröffnungen macht, seine Sehnsucht und die Art seiner Liebe nicht: eine jener beliebten naiven Scenen wird eingeleitet: er spricht von Wunden, die sie ihm schlage, aber, sagt sie, sie habe ja keine Waffen; sie liege ihm an seinem Herzen, beschwört er; aber sie säße ja da und er dort, wirft sie ihm ein. Allein der naive Ton des Veldegk ist weg; und diese Scene verhält sich zu dem Gespräche der Lavinia und ihrer Mutter, wie der Tod der Ylie zu Blanchefiurs. Der Dichter zehrt, wie alle Dichter dieser Zeit, vom Dagewesenen, ohne im Stande zu sein, es zu erreichen; es schreibt ein Poet, der einigen offenen Sinn, große Vorbilder, kleines productives Talent hat. Jene Scene des Veldegk erregt ein innerliches Wohlgefühl und man zweifelt, soll man den Dichter oder seine Geschöpfe liebenswürdiger finden, aber hier fehlt dem Dichter die Empfindung, und mit der Empfindung der Ausdruck und man sieht ihm das Nachdenken auf der Stirne, wo man im Veldegk das lachende Herz erkennt. Bei diesem quält sich die alte wohlerfahrene Mutter vergebens ab, der unbefangenen Tochter einen Begriff von der Minne beizubringen und bis zum Unmuth empfindet sie die Schwierigkeit, solch ein luftiges Wesen in ein Bild zu bringen, allein hier ist die Zeit schon merklich fortgerückt, dem vierzehnjährigen Knaben gelingt das schon besser, und wie Amelye gar nicht verstehen will, wie sie ihn lieben soll, so erklärt ers ihr aufs practischste: sie solle ihn zum Manne nehmen! Man sieht wohl, wie leise hier die Poesie in Prosa hinabgleitet und dies ist dann wie im Ulrich von Lichtenstein weiter in den Sonderbarkeiten der Fall, in den Turnierfahr-

ten, die der Liebende zu Ehren der Geliebten macht, in dem Gelübde sich mit Hunger ums Leben zu bringen, als Amelye ihn nicht erhören will, und dergleichen mehr. Zeigt sich nun das prosaische Gemüth des Dichters schon in solchen Zügen, so zeigt es sich in der Wahl des ganzen Gegenstandes noch mehr. Dieser Roman fängt eine neue Klasse an: er dreht sich um ganz moderne Personen, um ganz neu ritterliche Sitte, um die persönlichen, häuslichen Verhältnisse, um das Mein und Dein, um Lehnsitte, Erbfolge, Vermögensverwaltung und Verzinsung; und wenn der Held reist, so zieht er nicht mehr als Irrender, sondern mit einer Hofdienerschaft, er nimmt Geld mit und gute Lehren, mit diesem Gelde hübsch sparsam zu sein; Alles geht natürlich und einfach und ziemlich ordinair zu. Dies hängt mit der Quelle dieses Gedichtes zusammen, die offenbar in Flandern oder Brabant zu suchen ist und wo der ritterlichen Poesie stets eben so gut das Spießbürgerliche anhaften blieb, wie den mythologischen Gemälden der Rubens das Caricaturartige der niederländischen Kunst. Genau so verhält es sich mit Konrads Schwanritter[326]). Auch da herrscht neben der Abentheuerlichkeit des Stoffes, über dessen Quelle ich auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweise, der Ton des gemeinen Lebens und die trivialen Verhältnisse der Gegenwart, und im Lohengrin selbst ist dies ganz der gleiche Fall. Statt daß sonst die wirkliche Welt in das Reich der Wunder hinübergerückt war, so treten hier nur noch einzelne Wunderlichkeiten in die wirkliche Welt herein.

Daß es auch allen Dichtern dieser Periode nur noch halber Ernst ums Dichten war, bezeugt außer dem Stricker, dessen Zweifel wir schon kennen gelernt, auch dieser Rudolf mit ausdrücklichen Worten. Auch ihm sind häufig die Gedanken gekommen, ob er nicht lieber das Dichten aufgäbe[327]). Oben sahen wir schon, daß

326) In den altdeutschen Wäldern. Band 3.

327) Wilhelm von Orleans Cod. 323. Fol. 183: Er dachte oft:

la varen die getichte, man hat es zu nichte;
ich mir dis gedencke, ze hant ich wider wencke
und dencke in dem sinne min: nu, wer sol dir lieber sin,
denne du dir selber bist? Was, ob ze tegelicher frist
dir ein danck noch widervert, dovon dir leichte wirt beschert
ere, selde, würdikeit? so liebet mir die erbeit
und tichte aber fürbas. Uf den gedingen tun ich das,
das ich in deste werder si, den seliche fuge wonet bi,
das ich in durch minen sin, lichte deste werder bin u. s. w.

er im Barlaam bereuend auf seinen Wilhelm von Orleans zurückblickte. Dasselbe geschieht in seiner Weltchronik nach Gottfried von Viterbo. Wenn irgend ein Buch die Rückkehr zu allen jenen Eigenthümlichkeiten der Zeit, in welcher die Kaiserchronik entstand, darlegt, so ist es dieses. In einem größeren Maaßstabe treffen wir die Züge, welche jenes poetische Geschichtswerk charakterisiren, in diesem wieder. Ich bemerke gleich hier, daß es jetzt stets sichtbarer wird, wie man von den Werken der Phantasie zu denen des beobachtenden Verstandes, zu Naturkunde und Geschichte übergeht. Alle eigentlich poetischen Werke fangen nun an, Gelehrsamkeit in diesen Fächern auszukramen; während auf der anderen Seite Werke in diesen Fächern, namentlich die Chroniken, poetische Form annehmen. Diese letztere Gattung glaube ich nur bezeichnen, aber nicht weiter erörtern zu dürfen: wo, wie gleich von den in diesen und den nächsten Zeiten entstandenen Werken der Enikel, Hornek, Hagen und Anderen das historische Element Zweck und Hauptsache ist, gehören diese Werke natürlich der Geschichte der Historiographie an, indem sie offenbar die poetische Form blos tragen, weil noch keine Prosa gebildet war, obwohl sie auf der anderen Seite nicht minder ein Beweis davon sind, daß man jetzt die Würde und das Wesen der Poesie ganz aus den Augen verlor. Wenn aber dies am Uebergange gezeigt ist, so hat der Geschichtschreiber der Dichtung seine Pflicht gethan. So wenig ich nun auf eine etwaige historischere Quelle der Kaiserchronik nähere Rücksicht würde genommen haben, so wenig auf die Reimchroniken, die nach Rudolfs Weltchronik folgten; beide diese Zwitterwerke selbst aber durfte ich nicht übergehen. Unser dichtrischer Historiker legte nämlich mit seinem ungeheuren Werke den Grund zu den bekanntlich höchst zahlreichen Reimchroniken späterer Zeit; sein Opus selbst ist vielfach fortgesetzt und variirt und interpolirt worden, und wer in irgend einem Handbuche der Literatur[328]) der Zahl und der Beschaffenheit der Handschriften, die uns erhalten sind, nachspäht, der wird leicht finden, welch ein beliebter Gegenstand diese historischen Verse damals gewesen sein müssen, wie wohl Rudolf die Zeit verstand und wie richtig er den Geschmack derselben traf. Es wird uns dann nicht wundern, ihn ganz in

328) Grundriß von Büsching. p. 225 sqq.

dem übermüthigen, weisedünkligen Ton der Kaiserchronik von seinem Werke sprechen zu hören wie er die beste Rede beginne, die je ein deutscher Mann gedichtet habe[329]), und wie er vollkommen so wie jene seinen Stoff den lügenhaften Mähren entgegensetzt, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm gedichtet habe mit sündhaftem Munde, so daß er nun mit diesem Gedichte die alte Schuld zu tilgen hoffe[330]). Sobald man aus solchen Gesichtspuncten solche Gegenstände behandelte, so war es kein Wunder, daß man von der lustigsten Höhe der früheren Poeten auf das Materiellste herabsank; am Ende bildeten sich die Dichter schon auf die Masse und den Umfang ihrer schon durch die Mühe verdienstlichen Poesien mehr ein als auf irgend eine andere Eigenschaft. Kein Wunder ferner, daß auf diesem Wege eine solche Fruchtbarkeit möglich ward. Dieser Rudolf hat außer den zahllosen Versen seiner Chronik und dem übrigen bereits Angeführten, theils Erhaltenen, theils Unbekannten, auch noch einen Alexander[331]) nach Walther von Castiglione gedichtet, der eben so dem Umfange nach den Lambert übertrifft, wie seit jenen Zeiten der Umfang aller und jeder Gedichte in regelmäßigem Steigen war, und außerdem auch noch einen trojanischen Krieg, der wohl auch nicht von kleinem Maaße gewesen sein mag[332]). Ueber allen diesen Dingen will ich mich so wenig aufhalten, als über dem trojanischen Kriege des Conrad von Würzburg[333]), der als ein solches koloſ-

329) Weltchronik. Cod. Pal. 146. Fol. 1c.

> Ich wil — der besten rede beginnen,
> der sich vor mir ie tutscher man getichtent solt genemen an;
> der besten? ia, daz sprich ich vol,
> daz ich wol also sprechen sol; an starken sinnen gewarn
> an mären und unwandelbarn ist si diu beste, dez gih ich.

330) Fol. 3d.

> Hett ich des gedingen niht zu got und solche zuversicht,
> daz mir die genade sin mit weiser lere würde schin,
> und daz mir diz getihte nicht ander schulden slihte,
> die mit suntlicher mizzetat min munt ofte gedienet hat
> an luglichen mären gen got wandelbären,
> der ich leiht etliches han getihtet uf den vil lieben wan,
> daz ich durch diu märe vil deste werden wäre
> den leuten die si horen lesen, und sol es dabi alzo wesen,
> daz mir miner arbait von dem niht würd daneh gesait,
> fürderlichen und alzo, daz ich es mit eren würde fro,
> durch den ich diz pnch tihten wil: so wär der arbait alzevil u. s. w.

331) Hs. in München.

332) Lachmanns Auswahl. p. IV.

333) Ein Theil gedruckt in der Sammlung von Müller. Band. 3.

sales Riesenwerk neben alle diese Erscheinungen gehört, wie es der Dichter selbst mit einem Flusse vergleicht, in dem wohl ein Berg versänke, oder mit einem bodenlosen Meere von Sagen, in das sich viele Mähren ergießen, wie die Ströme in den Ocean. Alle diese Werke, wie sie mit ihrem äußeren Umfang alles Vorige überflügeln wollen, haben kein anderes Charakterische, als daß sie auch der Schilderung nach copiren, wie dem Stoffe nach, und auch dort wie hier zu überbieten suchen. Wir fanden das schon oben in anderen Werken; man darf nur den trojanischen Krieg aufschlagen, um an der Beschreibung des Kampfes zwischen Hector und Peleus, oder der Liebesintriguen zwischen Jason und Medea, zwischen Achill und Deidamia zu sehen, wie alles ähnliche, was der Art früher gedichtet ward, übertroffen werden soll und eben dadurch weit dahinter zurückbleibt. Hat es Konrad, wie er überhaupt von viel poetischerer Natur ist, auf diese Ueberlegenheit in der Darstellung abgesehen, so galt es dem Rudolf um die Materie; und wie die Kaiserchronik in den Rahmen der Kaisergeschichte ihren frommen Stoff einfügt, so dient auch dem Rudolf sein Gottfried von Viterbo zu nichts, als um alles mögliche einzuschalten, was ihm allerhand Gelehrsamkeit an die Hand giebt. Sein Reimwerk verhält sich zu Gottfried, wie die wälschen Trojanersagen zu Dictys und Dares. Statt des theologischen Raisonnements des Presbyters setzt er die Facten der Bibel, wie jene die ächten Sagen irgendwo auftrieben und in die schwülstigen Verse des Dares hineintrugen. Durchweg tritt an die Stelle von Gottfrieds Gelehrsamkeit eine ganz andere, und wie in der Kaiserchronik durch die Wunder, so wird hier die wahrhaftige Geschichte entstellt durch geographische und naturhistorische Fabeln, durch Mythologie und Sagenhistorie, ja durch die Aufnahme eigentlicher poetischer Stoffe. Das Verhältniß der Bearbeitung zur Quelle ist daher eigentlich ein blos scheinbares; man erkennt die letztere aus der ersteren kaum wieder. Wenn in dem Original ein Priester, ein Gelehrter, ein Philosoph, der nicht weiß wo er seine confuse und disparate Gelehrsamkeit, seine subtilen Gedanken und seine Zeit hinbringen soll, in Einem Zuge seine Belesenheit in der Bibel wohlgefällig auskramt, wenn er seine Verse mit der Prosa wechseln läßt, in der Hoffnung, damit die Langeweile seiner Leser zu tödten, wenn er in seinen Versen allen scholastischen Witz und alle poetische Reim-

und Wortspielerei springen läßt, freudig über die Leichtigkeit mit der er sich in seiner Dialectik und seine Dialectik sich in seinen Versen bewegt, wenn er mit seinen Geschichten aus dem neuen und alten Testamente, aus lateinischen und barbarischen, aus christlichen und heidnischen Historikern, mit der Abwechselung in platonischer und hebräischer Philosophie zu unterhalten sucht, wenn er mit wirklicher Gelehrsamkeit bald polemisirt, bald referirt, bald selbst statuirt und dabei überall die innere Befriedigung eines selbstgefälligen Pedanten an den Tag legt, so ist das Alles trostlos genug, aber man begreift doch am Ende, aus welchen Quellen all das fließt, und kann wenigstens die Leser nachweisen, für die das berechnet war. Allein sich einen geduldigen Deutschen und seine Langeweile vorzustellen, die er mit diesem langweiligen Geschichtspoem vertreiben will, zusammt der Langeweile, die es dem Dichter dictirte, ist wohl nur möglich, wenn man einmal selbst eine Langeweile erfahren hat, in der einem das Schlechteste zur Unterhaltung gut genug gewesen wäre. Hier wird dem Lateiner seine Belesenheit abgeborgt, allein für Alles was ihm Hauptsache sein würde, hat der gute Rudolf keine Worte; die Einbildung des lateinischen Verfassers fließt mit in den demüthigen Deutschen über der seine Unfähigkeit selbst kennt; die subtilsten Sätze im übermüthigsten Latein werden ersetzt durch ein trocknes unbestimmtes Geschwätz; die poetische Prosa des Gottfried wird zur prosaischsten Poesie; an die Stelle des Redewechsels, der scharfsinnigen Gegensätze und der Mannichfaltigkeit, die das lateinische Werk anstrebt, tritt ein ewiges endloses Unisono in Form und Vortrag; an die Stelle des Behagens und des Gelehrtendünkels nichts als Lamentationen über die Kunstlosigkeit des Dichters; wo dort hochtrabender Witz und Grübeleien der Scholastik stehen, finden sich hier zuweilen die Tändeleien der Minnesinger; für eine philosophische Erörterung ein Gebet; statt einer theologischen Paraphrase der biblischen Geschichte die Erzählung der Geschichte selbst. Wir müssen uns begnügen, die fromme Entäußerung anzuerkennen, die dies Werk erschuf; wir müssen dies Extrem der Prosa neben dem hochfliegenden poetischen Dünkel des Konrad ansehen, wie die sonderbare Vereinigung von Kasteiung und Selbstquälerei mit der möglichsten Schwäche und der frömmelnden Passivität in der Religion; und beides berührt sich auch viel natürlicher, als man glauben sollte.

Denn man gehe nur einmal dem gerühmten Künstlergenius des Konrad von Würzburg auf den Grund, um zu finden, wie auch Er mit dem Einen Fuße schon in all der prosaischen Plattheit steht, die jetzt neben dem hochpoetischsten Schwulst allgemein wird, wie ja auch immer die ärgste Prosa im Geschmacke einer Zeit nur das Ueberladenste für Poesie hält. Die Einleitung in den trojanischen Krieg ist in einer ähnlichen Art als das Werk eines ächt dichterischen Geistes bewundert worden, wie man z. B. die des Diodor als eine Musteransicht von Geschichte gepriesen hat. Beides konnte nur die Oberflächlichkeit aussprechen und sie konnte damit nur die Oberflächlichkeit irre leiten. Der Dichter beginnt mit der Klage über die schwindende Kunst, wie er auch ein eignes Gedicht über diesen Gegenstand verfertigt hat[334]), über die wenige Pflege die sie noch findet, über die Seltenheit ächter Meister. Er klagt über die Theilnahmlosigkeit, mit der sich nun Alles von Rede und Gesang abwende; doch wolle er darum nicht sein Singen lassen und seiner Zunge ihr Amt verbieten, sondern nur in sich selbst die Befriedigung suchen, die die Welt der Kunst jetzt versage[335]). Eine solche Bescheidenheit und Genügsamkeit möchte vielleicht den Philosophen und überhaupt jeden Mann zieren, der sich vor Allem über sich und die Welt aufklären will, wer aber irgend wie mit den Kräften seines Geistes wuchern, wer producirend wirken, wer dichtend auftreten will, der drängt sich doch besser, wie jener, „dem die Muse das machtvollste Geschoß gewaltig pflegte" in den Kreis der siegreichen Könige und sucht seine Weisheit in der Welt leuchten zu lassen. Daher reimte denn unser Konrad vor sich hin und bedachte nicht, daß sich mit solchen Ansichten der blühende Ton des Anfangs und die erste Begeisterung

334) Altdeutsches Museum. Band I.

335) Vers 140.

Dur was verbere ich die vernunft, die dicke und ofte fröwet mich?
ob nieman lepte mer denne ich, doch seite ich und sunge,
dur das mir selben clunge min rede und miner stimme schal;
ich tete alsam die nahtegal, diu mit ir sanges döne
ir selben dicke schöne die lange stunden kurzet;
swenne über si gesturzet wirt ein gezelt von loube,
so wirt von ir das tonde gefilde lute erschellet,
ir don ir wol gesellet dur das er truren störet,
ob si da niemant höret, das ist ir als mere
als ob ieman da wäre, der si vernemen künde vol,
seht also wil ich und sol dur das nihte lassen minen list,
das ir so rehte wenic ist, die min getihte wol vernemen u. s. w.

nicht bis auf die zehnte Seite werde fortführen lassen. Und wenn auch jene weitere Ansicht unseres Dichters, daß die Dichtkunst unter allen Künsten die einzige ist, die nicht gelehrt und gelernt werden kann[336]), von einem höhern Begriffe der Kunst in ihm zeugt, so wie er auch sonst den angebornen Genius von dem gemeinen Talente sehr schön zu unterscheiden weiß, den von Natur Weisen vom Gelehrten[337]), so ist dies nur ein Beweis von einem offnen Kopfe, von einem passiven Vermögen des Geistes, das man mit Recht auch an unserer neueren romantischen Schule als bezeichnend gefunden hat, mit der diese letzten Dichter überhaupt außer vielen Aehnlichkeiten besonders die schlagenden haben, daß sie sich der Dichtung oder der mangelnden Liebe für die Dichtung überdrüssig, davon abwenden und auf ernstere Fächer und Beschäftigung des Verstandes übergleiten, wie wir an manchen unserer jüngsten Dichter erlebten. Von einem poetischen Sinne aber zu einem Poeten ist noch ein sehr weiter Schritt. Und wenn man von irgend einer Dichtkunst sagen kann, sie ist gelehrt und gelernt, so ist es ganz gewiß die des Konrad. Von der unlernbaren Kunst der Menschenkenntniß, der Seelenbeobachtung, der lebendigen und wahren Darstellung hat er seinem Gottfried von Strasburg nichts abgesehen, aber wo es aufs Ausschmücken, aufs Verschwenden großer Kräfte an kleine Dinge ankommt, da hat er den Meister zu erreichen gesucht, und hat diese Künste sogar in allerhand Beschreibungen und Malereien angewandt, die Gottfried verschmähte, er hat also nicht einmal überall mit Geist und dichtrischem Sinne abgelernt. Daß auch trotz aller Anstrengung, sich auf der idealen Höhe der alten Sänger zu halten, Konrad in das Platte und Prosaische überstreifte, in dem sich Rudolf schon breit niederließ, sahen wir oben schon an seinem Schwanritter und man sehe nur einmal im trojanischen Kriege die Stelle an, die sich mit den alten Göttern beschäftigt, welch eine trockne Ansicht das Ganze darstellt, und

---

336) Vers 74. — sin (des Dichters) fuoge und sin kunst,
nach vollechlichen eren mag nieman in geleren,
wan gottes kunst alleine. Kein mensch lebt so reine
dem got der selden gunde, das er gelernen kunde
wort und wise tichten.

337) Vers 6453.
Lere und meisterschaft sint guot, swer aber sinnereichen muot
von angeborner tugent hat, des witze get vür allen rat,
der von meisterschaft kumet.

mit welchem Ungeschmack er im Rathe der Unsterblichen den Apoll mit seiner Apotheke und Latwergbüchse auftreten läßt. Auch seine kleinen Erzählungen, wie Engelhart und Engeltrut[338]), das Herz[339]) und Andere, die vielleicht noch das empfehlendste sind, was er hinterlassen hat, stehen mit seinem größeren Werke in einem eigenen Gegensatze; sein Otto mit dem Barte[340]) dazu, der besonders schön erzählt ist, hat schon etwas von der Vasallenrohheit, welche die anarchische Zeit darstellt, die den späteren Dichtungen bald herrschende Züge zu liefern anfängt.

Noch hätte ich einige Dichter aus dieser Zeit der Ritter des 13ten Jahrhunderts anzuführen, allein ich glaube, es ist genug geschehen, um dieselbe zu charakterisiren. Mit den poetischen und idealen Bestrebungen der hohenstaufischen Kaiser sank auch die Poesie herab; sie sucht bald, eben wie die Kaiser an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts noch einmal zu den alten Planen der Hohenstaufen zurückkehren, noch einmal mit der alten Kunst zu wetteifern, allein in beiden Fällen bleibt es beim erfolglosen Nachahmen. Mit der materielleren politischen Richtung der Kaiser seit Rudolf steht die ähnliche poetische der gleichen Zeit in genauer Parallele. Man hatte früher in Kunst wie im Staate das Nahe versäumt über dem Entfernten und jetzt fängt man das Umgekehrte an. Ehe wir diese letzte neue Richtung verfolgen konnten, mußte ich die Dichter besonders betrachten, in denen sich der Zwiespalt zu erkennen gab, der auf diese Erscheinung vorbereitete. Dies ist zuletzt geschehen. Ich hätte, wie ich bemerkte, noch die vielen Fortsetzer, namentlich Turlin, Türheim, Wriberg und Andere hier nennen sollen, deren Beschäftigungen selbst am besten ausweisen, wie diese noch versuchten, auf dem alten Wege fortzugehen. Allein ich finde sie alle zu werthlos, als daß ich mich weiter dabei aufhalten möchte; es scheint mir, als ob die Leser vorbereitet genug wären, die nächsten Erscheinungen, zu denen wir nun übergehen, sich vollkommen zu erklären.

---

338) Ein Auszug davon in Eschenburgs Denkmälern.
339) Cod. Pal. 341. Fol. 346.
340) Ibid. Fol. 241.

Inhalt.

Historische

Schriften

von

G. G. Gervinus.

Dritter Band.

Geschichte der deutschen Dichtung II.

Leipzig.

Historische Schriften

von

G. G. Gervinus.

Dritter Band.

Geschichte der deutschen Dichtung II.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1836.

Geschichte
der poetischen
National-Literatur
der
Deutschen

von

G. G. Gervinus.

Zweiter Theil.

Vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis zur Reformation.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1836.

Geschichte

der poetischen

National-Literatur

der

Deutschen

von

G. G. Gervinus.

Zweiter Theil.

Vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis zur Reformation.

Leipzig,

185[illegible]

Inhalt.

Zu verbessern:

Seite 150 ist die Note 190 dahin zu ändern, daß sich die Manuscripte in Gießen nicht vorfanden.

Geschichte
der
deutschen Dichtung.



IX.

Verfall der ritterlichen Dichtung.

1. Ueberblick der Erscheinungen der nächsten Zeit.

Ich habe die Erzählung am Schlusse des ersten Bandes an einer Stelle und in einer Periode unterbrochen, wo in der Entwicklung ein bestimmterer Zusammenhang, und wo noch dazu dieser Zusammenhang durch die Fülle der Producte, die uns aus den Zeiten des Uebergangs vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert erhalten sind, nachweisbarer ist, als vielleicht irgendwo sonst in der Literargeschichte des deutschen Mittelalters. Ich that es, um auch in der äußeren Structur meines Werkes klar zu machen, daß objectiv keine Perioden in der Geschichte bestimmbar sind, sondern daß diese von der Veränderung des wirkenden Geistes in den Menschen abhängen. Daher ist in jedem mit Sinne und Verständniß angelegten Geschichtswerke die ängstlich genaue Wahrung der Zeitrechnung eine Unmöglichkeit, weil überall, wo selbst schon geänderte Erscheinungen einen vollkommenen Uebergang von einer früheren zu einer späteren Richtung kund geben, doch noch einzelne Geister auf dem alten Wege fortzugehen pflegen, und umgekehrt, weil, wo auch jener Wechsel der Erscheinungen noch nicht so allgemein sichtbar eintrat, immer schon einzelne vorgerückte Köpfe die künftige Veränderung andeuten. Ich habe daher in dem ersten Theile hier und da vorgegriffen und werde in diesem hier und da zurückgreifen und an bereits Vorübergegangenes wenigstens erinnern müssen. Ich habe eine Reihe von Werken die sich unter einem sehr natürlichen Gesichtspuncte hätten zusammen ordnen lassen, getrennt, um desto schärfer auf den inneren Wendepunct hinzulenken. Und diesen deutete ich in den letztbesprochenen Dichtern bereits an.

Ich machte die Scheide da, wo die ausgezeichneteren Individualitäten unter unseren Dichtern jener Zeit aufhörten, denn

nach Conrad und Rudolf werden wir wenigstens unter den epischen Poeten vergebens nach einem bedeutenden Namen weiter suchen, und selbst dieser letzte wird schon, wie Lachmann sagte, nicht leicht von Jemanden weiter genannt, als von sich selbst. In beiden fanden wir die Symptome einer großen Krisis hart neben einander: Selbstruhm und Selbsterniedrigung, pathetischen Schwung und ein furchtsames Hinkriechen am Boden, große Unternehmungen bei kleinen Kräften, unter einem Schwall von poetischen Worten prosaischen Sinn. Diese nämliche Erscheinung verfolgen wir zunächst im Großen an einer Masse von Romanen und erzählenden Gedichten. Wir werden sehen, wie sich bald die tiefste Bescheidenheit an die umfassendsten Gegenstände wagt, bald der schamloseste Dünkel den flachsten und erbärmlichsten Stoff zum Höchsten und Besten gemacht zu haben sich anstellt; wir werden uns betäubt finden von einem hochtrabenden poetischen Bombast und ermattet unter der vergeblichen Anstrengung, unter so vielen und gewichtigen Worten auch nur einen kleinen und leichten Gewinn für die Seele oder den Geist zu haschen; wir werden uns überschüttet sehen von Versen und Reimen, zahllos und unendlich, aber keine neue Empfindung, keinen neuen Gedanken, kaum eine neue poetische Situation gelingts uns zu entdecken; und während diese Zeiten mit der frechsten Selbstvergnüglichkeit ihre kleinen Dichterlinge, und diese sich selbst hart neben die großen Namen der schönen hohenstaufischen Zeit stellen, so treten doch in den größeren Werken die Persönlichkeiten und Namen zurück, und im Titurel, im Wolfdietrich, im Lohengrin, im Laurin möchte man uns aufbinden, diese Gedichte rührten von Männern, wie Wolfram oder Heinrich von Ofterdingen her.

Ueberall herrscht noch Anfangs unter der dauernden großen Thätigkeit jenes Bestreben, das wir der Zeit der epischen Dichtung eigenthümlich fanden, zerstreute Stoffe in ein Ganzes zu versammeln. Wir werden nämlich für die nächste Folge als Faden der Geschichte eine Anzahl von gleichsam encyclischen Werken entdecken, die zwar nicht bloße Materialsammlungen sind, aber doch immer als Sammelwerke charakterisirt werden müssen, insofern ihr ursprünglicher Stoff stets mit allerhand zusammengetragener Weisheit erweitert wird und auch in der ganzen Behandlung überall alte Muster vorstehen. Während aber in ihrer guten

Zeit die Epopöe überall von dem Dichter durch Ideen gebunden war, so verschwindet jetzt auch selbst der Versuch hierzu, wie schon in Conrads trojanischem Kriege der Fall ist; der eigentliche Roman also tritt wieder an die Stelle der Epopöe. Bei Lambert, bei Wolfram und Gottfried war es ein Hauptbestreben, das Gleichgültige aus den Sagen auszuscheiden und wegzulassen, was dem Geiste der Dichtung Eintrag that: jetzt aber sucht man das zuvor Verschmähte wieder auf, begierig nach jeder Erweiterung des Stoffs, unbekümmert um den Gehalt, geschmacklos in der Wahl dieses neuen Zuwachses. Das ganze Verfahren der älteren Dichter ging auf eine Concentration nach dem Hauptcharakter ihrer Dichtungen aus; was Lambert und Wolfram im Alexander und Parzival abtrennten und verwarfen, diente ihre Helden mehr ins Licht zu stellen; die zugefügte erste Hälfte der Nibelungen half die zwei Hauptcharaktere der letzten Hälfte beleuchten; jetzt aber will man nur Namen und Sachen; vor neuen Facten und Personen verliert man in den spätern Alexandriaden den Alexander fast aus den Augen, der Titurel ist gleichsam nur eine Ausfüllung des Parzival und es gibt darin eigentlich gar keinen Helden, und die französischen und deutschen Sagen entfernen sich von Karl und Dietrich oder Etzel und gehen auf ihre Vasallen über, wie die britische Artussage schon längst gethan hatte. Alle jene großen äußeren Verhältnisse, oder alle jene inneren Tendenzen, die ein Epos oder einen epischen Character bilden, hören auf, und vereinzelte Abentheuer und characterlose Helden treten an die Stelle; man kehrt also zu jenem Stande der Dinge, wie er vor der Blüthezeit der Poesie Statt hatte, zurück. Die Auflösung aber geht mit der Zeit noch viel weiter; die epische Geschlossenheit, also das Epos selbst, hört ganz auf, die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmählig emporwachsen sahen, kehren im Siegfried und durch ein günstiges Schicksal noch deutlicher im Hildebrandliede im 15. Jahrhunderte wieder und die letzten Reste unseres Epos sind in dieser Periode eben so von historischen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir die Entstehung des Volksepos aus Rhapsodien suchten.

Dieser Gegensatz der poetischen Werke, die wir zunächst betrachten, gegen die früheren, diese Spaltung des früher Verbundenen, dieses Zertheilen des Vereinten, dieses Absinken von dem

einen Puncte, der die Höhe der poetischen Bestrebungen bildete, zu den vielfältigen Abstürzen in die weite Tiefe, ist aus den mannigfaltigsten Gesichtspuncten anschaulich zu machen. Das Zarte und Weibliche jener Zeit richtete die Gemüther auf die Seele und ließ sie vor diesem Einen alles Andere vergessen. Allein jetzt fällt die Nation rasch in den gegentheiligen Character des Männlichen und Rohen und vertauscht alles Leidende jener Zeit mit der unruhigsten Rührigkeit, das Ideale mit dem derbsten Materialismus, die größte Feinheit mit der rohsten Gewaltthätigkeit, den Frauendienst mit der Kampf- und Erwerblust, den Aufenthalt am Hof mit Hinterhalten und Raubzügen, die Treue gegen den Lehnsherrn mit Eigenwillen und Faustrecht. Vorher ward doch noch von den hohenstaufischen Kaisern versucht, wenn auch nur temporär und erfolglos, die deutschen Kräfte auf ein einziges Ziel zu lenken, allein jetzt fällt Alles auseinander, jeder sucht sich zu helfen so gut er kann, jeder sucht sich selbst zu befriedigen, unbesorgt wie es dem Ganzen dabei gehe und den Anderen gefalle. Dieß hat das deutsche Reich wie die deutsche Dichtung jener Zeit zerstört. Seitdem es Conrad von Würzburg deutlich ausgesprochen hatte, dichtete jeder vor sich hin nach Lust und Liebe, gleichgültig ob er der Welt nütze oder schade, ob er ihr angenehm oder lästig sei, und jede Spur verschwindet von dem Gedanken an ein Zusammenwirken für eine Gestaltung deutscher Kunst zugleich mit der würdigen Stellung des Sängerordens und mit der großartigen Bekämpfung einzelner Glieder desselben nach höheren Prinzipien. Vielmehr trat, gerade wie in der politischen Welt, an die Stelle der großartigsten inneren Reibungen, das kleine persönliche Befehden um elende Interessen auch in die Dichterwelt, wie wir später finden werden, ohne daß ein inneres Moment diese Kämpfe erklären könnte. Denn sehr bald schwindet auch jeder Begriff von einer Kunst, oder er gleitet ganz allgemein auf jederlei Art von Wissen und Kenntniß über, und im funfzehnten Jahrhundert theilt sich der Stamm der Poesie allmählig in zwei große Zweige, indem auf der einen Seite die alten poetischen Stoffe in prosaischer Rede auftreten, auf der anderen neue geschichtliche, wissenschaftliche und allerhand sonstige prosaische Stoffe in poetische Sprache gezwängt werden, die sich aller Auffassung durch die Einbildungskraft geradezu widersetzen.

Diese Herabwürdigung der Dichter und der Dichtung durch Zertheilung und Erschöpfung der Kräfte, hängt ferner mit den Veränderungen zusammen, die in dem Publicum vorgingen, für welches die Dichter schrieben. Auch hier wird dieselbe Zersplitterung des Interesses sichtbar, und sonderbar genug stehen die Protectoren und Schützer des Gesangs in ganz genauem Verhältniß zu den Personalitäten, die in den Romanen auftreten. So lange der Volksgesang blüht, kümmern sich alle Klassen der Nation um die Dichtung und die Dichtung umfaßt dagegen wieder alle Klassen des Volks und dreht sich in allen Verhältnissen des Lebens herum. Als Friedrich I. und Heinrich der Löwe die Kunst förderten, waren Alexander und Carl die Haupthelden des Gesangs. Später, da die edlen Reichsvasallen, ein Leopold von Oestreich und Hermann von Thüringen, die Poesie an ihre Höfe zogen, blühten die britischen Sagen von den friedlichen Tafelrundern an Artus Hof, deren Kreis sich ebenso erweitert und deren Bedeutung ebenso verflacht, wie nach den genannten Fürsten die Protectoren der Dichter stets zahlreicher werden, aber nun schon unter bloßen Grafen und Herren gesucht werden müssen. Man sieht auch sogleich, wie nothwendig diese Uebereinstimmung ist, die auf den ersten Blick etwas Auffallendes hat. Die ganze Kunst in Deutschland hatte ja damals nichts mit der Nation im Ganzen, sondern nur mit den Höfen und dem Adel gemein, sie war von oben herab gehegt, nicht von unten herauf gewachsen, sie war ein geimpftes Reis, wie sie Gottfried schon nannte, und sie hatte es in ihrer Gewalt, auf unsern Boden zu verpflanzen, was unsern Zuständen unter Adel und Höfen zusagte. Den umgekehrten Gang nahm daher die neuere Kunst der Deutschen. Sie gieng, nachdem das aristokratische Protectorat derselben bis auf die patricischen Bürger herabgekommen war, einen langsamen Gang mit der bürgerlichen Entwickelung der gesammten Nation, und in der Reformation war sie das Eigenthum Aller, wie in keiner anderen europäischen Nation dieser Zeiten; sie fiel zwar dann wieder in Zünfte, Gesellschaften und Schulen zurück, bahnte sich aber im vorigen Jahrhunderte wieder den Zugang zu allen Klassen und wußte sich eine Theilnahme zu verschaffen, die gleicherweise an Umfang und Wärme in neueren Zeiten und Völkern ihres Gleichen nicht hat.

Zuletzt will ich zu den Merkmalen von der Auflösung der Poesie des Ritterthums, die ich aus der Kunst selbst und aus dem schreibenden und lesenden Publicum hernahm, noch ein anderes hinzufügen, das aus der Localität genommen ist. Bisher hatten mehrere Dynastien nach einander dem Reiche vorgestanden, deren Erblande immer in dem Mittelpuncte von Deutschland gelegen waren; auch die Dichtung hatte diesen Sitz getheilt, und ihre Bestrebungen gingen wie die der Politik dieser Dynastien immer auf Vereinigung der deutschen Kräfte. Seitdem aber dieß mit Rudolf von Habsburg eine andere Wendung nahm, seitdem die Kaiserwürde schwankend an einen schweizerischen Grafen, an Oestreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Baiern kam, geht auch mit der Poesie das Aehnliche vor. Ich muthmaßte oben schon, daß es Zeiten gab, wo sich die Poesie von den Extremitäten Deutschlands erst allmählig einen Weg in das Innere bahnte, jetzt flüchtet sie wieder nach diesen Gränzlanden hin. Wir begegnen kaum mehr einigen fränkischen Dichtern in den nächsten Zeiten, aber einer Menge von Oestreichern und Oberbaiern; die Schweizer werden wieder häufiger, in Tyrol und Böhmen finden deutsche Dichter Zufluchtsstätten, die niederländische Grenze und Preußen nimmt Antheil an der deutschen Literatur und im 14. Jahrhundert werden die niederdeutschen Uebersetzungen häufig. Auch hier also sehen wir dieselbe Zersplitterung, und auch hier kehren wir in die Zustände der Zeiten vor der Dichtungsblüthe zurück. Zugleich breitet sich auch in den Ständen die Theilnahme an poetischer Production aus; und während wir bisher fast nur Ritter und Herren die Kunst hatten üben sehen, so treten nun Bürgerliche, Fürsten, Kapläne, Mönche, Schulmeister, Doctoren, Handwerker und Juden allmählig hervor und dieß setzt sich bis zu der Zeit der Reformation, der Periode der höchsten Ausbreitung poetischer Hervorbringung, regelmäßig fort, wo vom Kaiser bis zum Landsknecht und Handwerksburschen Jeder nach seinen Kräften Verse und Reime machte.

Wir wollen nun nach dieser allgemeinen Ansicht die einzelnen Producte der Zeiten an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts kennen lernen, die in so gewaltigen und fast unbezwingbaren Massen da liegen, daß es Manchen Mühe kosten wird, sich sogar durch die bloße historische Darstellung durchzuschlagen,

und dieß aus dem einfachen Grunde, weil trotz der ungeheuren Anstrengung kein geistiger Fortschritt, sondern nur ein unschlüssiges Schwanken zwischen Altem und Neuem sichtbar ist, mit der Hinneigung zum Verharren in jenem. Wenn auch die historische Muse hier den Styl etwas sinken läßt, so liegt das in der Natur der Sache, denn so selbstthätig sie auch ihren Griffel führt, so läßt sie sich doch immer von den Begebenheiten dictiren.

2. Chroniken und Chronikartiges.

Die Zeit des Rudolf von Habsburg ist die, welche wie im Politischen so auch im Poetischen diese großen Veränderungen nicht vorbereitete oder veranlaßte, sondern ans Licht brachte: vorbereitet waren sie in beiden Gebieten schon längst. Die großen Gedanken und Bestrebungen, deren die Zeiten des 13. Jahrhunderts fähig waren, waren in die Dichtung übergetreten und in vortrefflichen Werken verkörpert worden; man hatte sich erschöpft und gefiel sich fortan im steten Nachahmen und Wiederholen. Eine solche Kunst konnte nicht wohl weiter einen gerechten Anspruch an einen solchen Schutz und solche Pflege an den Höfen machen, wie die frühern, und daß das Interesse daran unter den größeren Fürsten in Deutschland seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aufhört, ist aus fast jedem einzelnen Dichter der nachfolgenden Zeit deutlich zu machen. Wir haben oben schon die Klagen des Stricker gehört; im Jenaischen Codex von Meistersängern darf man unter jedem Namen den Jammer über den Verfall des höfischen Gesangs, des Hoflebens, der fürstlichen Milde und Freigebigkeit suchen. Wie war es aber auch nur äußerlich möglich, daß bei stets wachsender Anzahl der Theilhaber am poetischen Produciren die Liberalität des Fürsten sich erhalten konnte? Schon an Hermanns Hofe war solch ein bedenklicher Zudrang, und nach der Stelle des Stricker, die ich im ersten Bande schon anführte[1]), wären die östreichischen Fürsten ganz eigentlich mit ihrer Freigebigkeit gegen die Sänger bankerut geworden. Nun aber wurde die Anzahl dieser Sänger stets größer, ärmere Talente drängten herzu, nicht die Dienst-

1) P. 490.

leute allein machten Ansprüche auf Unterstützung, natürlich mußten da die kleineren Herrn in Deutschland sich in die Sorge für die vielen Poeten theilen. Dieß aber genügte wieder dem Ehrgeiz nicht, und bekanntlich wächst dieser mit dem Sinken des wirklichen Verdienstes; daher werden auch die Dichter dieser Zeiten stets arroganter, je schlechter sie werden, und in dem Maaße wie die Aufmunterung des Publicums schweigt, wird das Selbstlob dieser Poeten laut, in dem Maaße wie ihre Unterstützung durch die Großen der Welt aufhört, wird ihr innerer Abschluß, und mit dem Schulmäßigen und Gewerbmäßigen ihre Selbstgefälligkeit bedeutender; ja man kann sagen, daß mit den häufigeren Exclamationen über die höhere Würde der Kunst zugleich der Verfall der Würde der Künstler eintritt. Denn welch ein anderes Gemälde entwirft schon der sogenannte Ottokar[2]) von Horneck von dem Getriebe der Meister, der Fiedler und Geiger in Manfreds Gefolge, als jene früheren Dichter von dem Gewirre an den thüringischen und östreichischen Höfen! Es ist daher kein Wunder, wenn ein Fürst wie Rudolf, der dazu andere Dinge zu thun und seiner ganzen Natur nach wohl nur wenig Freude an Minneliedern, Spruchgedichten und Romanen hatte, sich von einem solchen Gewühle frei zu halten suchte. Und ihn wollte ich daher hier allein ausheben, um an ihm zu zeigen, wie sich der Eifer der dürftigen und hülflosen Dichter gegen ihn und seine

2) Ottokar v. Hornecks Reimchronik, in Pez scriptt. III. p. 18. Nachdem er eine Reihe von Sängern genannt hat, und darunter auch seinen Meister Conrad von Rotenberg, so fährt er fort:

Was ich ir nu han genant, an die was die er gewant,
das sy maister waren; sold ich ir namen varen,
die noch vidler hiezzen, das mocht euch wol verdriezzen,
ir was ot mer dan genug, und triben solchen unfug,
das ym die stet wurden gram, davon er grozzen schaden nam;
auch wo der chunig lag ze veld, da haten wägen und gezelt
yr yegleicher besunder, des nam vil dikch wunder
vil manigen chomenden gast, daz ym der sinne so gebrast,
das er nicht tag noch nacht dagegen tracht und gedacht,
daz er des über wäre, daz sein land und yn verpäre
paybe laster und schaden. Wen der pabst hett geladen
den Charloten mit seiner chron, wolt er den sold und den lon
des pabstes übervarn, da scholt er sich zuwarn,
ich wän, da gehör nicht geygen zu u. s. w.

Achtlosigkeit auf die Dichtung ausläßt. Meister Stolle, der Unverzagte und der Schulmeister von Esselingen sind die drei, die es hauptsächlich gegen ihn angelegt haben, der letzte unstreitig mit der größten Energie und Schärfe. Auf eine ganz vortreffliche Weise geißelt er die Erwerbsucht des armen Königs[3]): Nichts auf der Erde erwehre sich vor dem Könige, St. Peter möge wohl die Himmelspforte hüten und Gott auf sein Reich Acht haben, daß er es nicht im wehrlosen Zustande überfalle; gewänne er den Himmel zu der Erde, er gäbe Niemand nichts und wir wären hier und dort übel berathen. Dann fingirt er eine wirkliche Kriegserklärung des übervortheilten Königs gegen Gott; der Dichter aber hat den Streit zu scheiden, und heißt den König sich mit dem, was hier unten ist, begnügen, hier Gott zu sein und den Alten dort walten zu lassen. Nun aber will der König den Teufel aus der Hölle stoßen: wer schlimmer sei, der solle Podesta in der Hölle sein. Will man auch diesen Streit dem Dichter zu scheiden überlassen, so will er dießmal dem Könige einen besseren Spruch fällen: sprach er ihm vorher das Himmelreich ab, so will er ihm von der Hölle desto mehr zutheilen. Dazu muß man dann die in der Manessischen Sammlung auf dieß Gedicht folgende Strophe lesen, worin aus der ersten Zeile „Wohlab, der König der gibt auch nichts" das Wohlab in jedem Verse voll Bitterkeit wiederholt wird, was eine so treffliche satyrische Wirkung thut, daß auch Meister Stolle diese Form für dieses selbe Thema gebraucht[4]), nur daß er feiner neben sein jedesmaliges „Er gibt nichts" ein Lob des Königs stellt und so den Tadel seiner Illiberalität durch Anerkennung der sonstigen Größe des Fürsten noch erhöht; und sein Lied scheint wieder in ähnlicher Form von dem Unverzagten nachgeahmt[5]).

Wichtiger ist uns Rudolf noch dadurch, daß sich unter ihm trotz des neuen Flors, den Oestreich durch ihn unmittelbar nach

---

3) Daß ihn A. W. Schlegel im deutschen Mus. I. p. 309 sq. so herabsetzt, darüber darf man sich billig wundern; oder geschah es aus Wohldienerei gegen das Habsb. Haus, so darf man das billig verachten.

4) Bei Müller hinter Tristan p. 147. Seine Strophe schließt:
Erne git auch nicht der kunig Rodolf, swaz ieman von im singet oder geseit.

5) Ib. I. hinter Freidank p. 35.

dem unter den Babenbergern und Ottokar erhielt, hier das Leben und mit diesem die Kunst nicht in dem vorigen Schwunge hielt, so daß man die Veränderungen der Dichtung in diesem Theile von Deutschland besser als anderswo beobachten kann. Jene Gemüthlichkeit und jenes Wohlbehagen, verbunden mit einer laxen und toleranten Ansicht des Lebens, die das Burleske und Obscöne leicht begünstigt, jener Character, den das eigentliche Oestreich und seine Hauptstadt auch in der neuen Literatur in seinen Producten und in der Richtung seines Geschmacks behauptete, tritt auch in der damaligen Zeit ganz deutlich hervor, und die derberen, gröberen, bürgerlichen und oft bäurischen Züge, die in den Liedern und größern Werken der östreichischen Dichter unter den Babenbergern gewöhnlich sind, erinnern an einen wohllebenden Mittelstand, der auch in Wien in diesen Zeiten sehr emporzukommen anfing. Dieß war hier schon lange vorher im Werden, nur daß die Manier eines Nithart im Anfang dieses Jahrhunderts auffallen konnte, die um die Mitte desselben eine herrschende wird. Die Wiener Meerfahrt erwähnte ich zu einem anderen Zwecke schon oben; sie gehört wie der Weinschwelg chronologisch erst an das Ende des 13. Jahrhunderts und bahnt uns bequem einen Weg zu einer neuen Erscheinung. Nicht allein das Derbkomische der Behandlung stellt dieß Gedicht hierher, sondern auch der Gegenstand des Gelags, das darin geschildert ist. Offenbar nämlich sind Oestreich, Oberbaiern, Tyrol und die südlichen Theile von Deutschland bis in die Schweiz, die Gegenden, wo man jetzt auch wagt, Wein, Tanz und Gesang neben den Weibern zu Gegenständen der lyrischen Dichtung zu machen. Der Tanhuser[6]) (um 1250), der noch an dem babenbergischen Hofe von Wien lebte, mag als einer derjenigen Dichter gelten, bei dem dieß am klarsten ist. Der Stricker hatte sich noch, wie wir sehen, mühselig im Ton der alten ritterlichen Dichter gehalten, hier aber gleitet dieser Ton ganz unvermerkt in eine andere Sphäre über. Wenn der Tanhuser oder Steinmar[7]) (um 1276), der eine ganz verschwisterte Natur ist und den wir in eben diesen Gegenden wohnhaft denken dürfen, Ge-

---

6) Man. Samml. II. p. 58.
7) Ebend. p. 105.

lage und Mahle preisen, so erheben sie dabei im Gegensatze zu den früheren Minnesingern den Herbst und den Winter mit diesen ihnen eigenthümlichen Freuden, und dieß geschieht dann leicht mit einem Uebermaaß, das ekelhaft wird[8]). Zu Beiden dürfen wir Hadloub[9]) stellen, denn wie auch in der neueren Zeit Zusammenhang in Geschmack und Production zwischen der Schweiz und Oestreich war, ist bekannt genug. Auch er liefert uns, wie jene, Zech- und Schmauslieder, gemein und plump, wie nur möglich, und man sieht wohl, daß die Klage des Suonenburgers einen Grund hat, daß nämlich jetzt Zucht und höfischer Sang der jungen Welt lästig und daß ihnen Schelten auf die Weiber beim Wein angenehmer sei. Alle solche Lieder haben durchweg die Farbe des Burlesken und der Parodie und stellen sich in sofern, wie so manches Andere, was wir theils schon vorübergehen sahen, theils noch sehen werden, gegen den alten feierlichen Ton der Ritterdichter; und diesen Ton theilen im Allgemeinen auch andere unbedeutendere Meister, wie der von Scharpfenberg, Goeli[10]) und Gedrut[11]). In den Tanzliedern, die bei diesen Dichtern sehr gewöhnlich sind und zu denen wohl die Musik gleich vortrefflich gewesen sein wird, zeigt sich ihr Talent mit am schönsten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere und schönere gemacht, als der Tanhuser und der bewährte Ruhm der Tyroler und Wiener im Fache der Tanzmusik wird sich als lange verdient und sehr alt herausstellen lassen. Ueberall tragen diese Tanzlieder jene behagliche Sinnlichkeit, jene leichtsinnige Frivolität und Ueppigkeit, jene gutmüthige Obscönität an sich, die den Anspruch macht nicht verargt zu werden, und die auch von den meisten Menschen nicht verargt wird. Dabei ist die ganze Manier im schärfsten Contrast gegen die ernste Minnepoesie; hier wimmelt z. B. alles von Frauennamen, die dort so vorsichtig vermieden werden. Alles was sich mit dem Tanzliede berührt, trägt dieselbe Art. Hadloub in seinen losen

---

8) Ebend. p. 185.
9) Ebend. I, 194. und II, 57.
10) S. z. B. das Lied von Steinmar, Man. Samml. II. p. 105.: „Herbst nu höre an min leben."
11) Cod. Pal. N. 357. Fol. 24.[b]

Erndteliedern [12]), die wie die Festivität selbst einen ganz freien Charakter haben, in seiner Hirtentenzone, die wie ein knorriger und wilder Nebenschößling der französisch-italienischen Idylle und Schäferpoesie sich ganz sonderbar ausnimmt, in seinen Liebschaften zwischen Knechten und Mägden; Steinmar in einem ungemein rohen Tagliede [13]), wo des Hirten Ruf einen Knecht bei seiner Dirne weckt; Tanhuser in seiner parodischen Anwendung französischer Wörter [14]), Alles arbeitet, wie in neuer Zeit Blumauer, auf das Herabziehen pathetisch behandelter Gegenstände in's Gemeine und Burleske, und wahrscheinlich würde ich hier den Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre, auch einem Oestreicher, anführen dürfen, wenn er mir bekannt wäre [15]). Das eigentliche Minnewesen kommt bei diesen Männern nicht besser weg. Zwar werden die Minnelieder grade dieser Dichter nicht so flach, wie bei Anderen, doch aber bringt die Gedankenlosigkeit oft auch schon bei Hadloub jene prosaische Versmacherei, jenes Zusammenreihen von Worten und Reimen hervor, die ganz ohne rhythmischen Sinn in höchst unmusicalische Töne gebracht sind. Eigenthümlich ist aber dieser durch einen gewissen Körper, den seine Liebeslieder tragen: es ist hier ein eigentlicher Liebesverkehr, es gibt hier poetische Situationen, die uns theilweise ansprechen, das ganze Lied verliert das Unbestimmte und Nebelhafte und wird materieller, ein Zug, den ich ganz dem ähnlichen im Malagis und Reinald in Bezug auf das Epos vergleiche, wo häufig das Abentheuer wie hier die Sentimentalität unserm Geschmacke näher tritt, und wo übrigens das Grobe

---

12) Mann. Samml. II, 193[a]. Bekannt ist, wie selbst in dem Character des festliebenden Herzogs Otto des Fröhlichen sich dieß idyllische Wesen ausspricht.

13) Ebend. II, 107.

14) Ebend. II, 61[a].

> Ir persone diu was smal, wol geschaffen uberal,
> ein luzel grande was sie da, wol geschaffen anderswa,
> an ir ist niht vergessen. Lindiu diehel, slehtiu bein,
> ir Fuesse wol gemessen, schoner Forme ich nie gesach,
> diu min Cor hat besessen. An ir ist alliu volle,
> do ich di werde erest sach, da huob sich min parolle.

15) Handschriftlich in Wien, zwischen 1339—46 gedichtet.

und Schmutzige im Geschmack genau so vorherrscht wie hier[16]). Bei Steinmar ist der Minnedienst ganz in's Bäurische herabgezogen, man wirbt hier um gemeine Dirnen mit Geschenken von Schuhen und Linnen und dergleichen. Dieselbe Wirkung des Verspottens des wüsten Frauendienstes erreicht der Tanhuser mit dem Umgekehrten: er möchte seiner Geliebten einen Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam gesessen, als einen allerhöchsten Liebesdienst; sie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Graal und Paris Apfel, Venus Mantel und Noahs Arche. Aehnlich wird auch bei Boppo und Steinmar der Uebermuth der Frauen und das Gelübdenwesen verspottet und man erkennt sogleich, wie nur ein ganz kleiner Schritt von der hochtrabenden Manier des dienstfertigen, eß= und trinklustigen Ulrich von Lichtenstein, der ebenfalls diesen Gegenden angehört, zu dem spaßhaften dieser Dichter zu machen war. Anderswo spricht sich diese Richtung gegen die Feierlichkeit des Romans bei dem Tanhuser darin aus, daß er mit großer Belesenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen oder geträumten Ländern und Localitäten der Romane anführt, die er gegen seine Tänzerinnen, gegen seine wohllebige Gegenwart verschmäht. Und eben dahin zielt seine Poesie des Unsinns[17]), die Lügenmährchen, die doch wohl offenbar eine Parodie des Unglaublichen sind, dessen die Modedichtung so vieles bisher gebracht hatte, oder auch nach einer Stelle des Marners ein Spott auf verbreitete Lügensagen und Mährchen in der wirklichen Welt[18]).

Dieser babenbergischen Zeit und diesem Geschmacke gehört auch noch Enenkel an (um 1250) ein Wiener Bürger, der ein

---

16) Ganz gewöhnlich werden bei diesen solche Bilder wie dieses: „Als ein swin in einem sacke, vert min Herze hin und dar“.

17) Tanhusers Lieder schließen mit einem Stücke dieser Art. Wackernagel hat ein Lügenmährchen herausgegeben. Volksmäßig existirt dergleichen Poesie einer verrückten oder verkehrten Welt aus dem Mittelalter sehr vieles; diese Zeiten zeigen dergleichen zuerst.

18) Mann. Samml. II. p. 172ᵃ. beginnt er ein solches Geschichtchen mit den Worten:

Maniger saget mere von Rome diu er nie gesach,
also wil auch ich iuch ein mere sagen ꝛc.

Fürstenbuch von Oestreich und eine Weltchronik reimte[19]). Beide gehören noch dem poetischen Gebiete mehr an, als dem historischen; das Fürstenbuch ist für die locale Sagengeschichte von Oestreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; sie ist voll von angenehmen Geschichtchen, Anecdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung, zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue ab, sondern sie führt das Gegebene mit so viel poetischer Licenz aus, wie dieß irgend ein Romandichter thun konnte. Dasselbe ist auch der Fall mit seiner Weltchronik, die sich mehr objectiv der Kaiserchronik vergleicht, während Rudolf von Ems mehr subjectiv mit dem Dichter derselben und dessen Ansicht von Dichtung, Sage und Geschichte übereinkommt. Beide Weltchroniken interessiren uns hier, wie von nun an wieder vieles andere, mehr dem Stoffe nach: bei Rudolf hob ich oben nur den Gesichtspunct und die Absicht des Dichters heraus. Ich will mit diesen Reimchroniken auf die ich übrigens, wie ich schon andeutete, nicht näher eingehe, die Reihe jener encyclischen Dichtungen eröffnen, auf die ich vorhin schon hinwies, und stelle sie deßhalb voran, weil sie nebenbei ganz vortrefflich dienen, die Localveränderung der Dichtung sogleich auf Einen Blick anschaulich zu machen. So wie schon der erste Entwurf der Weltchronik des Rudolf von Ems aus den lateinischen Werken des Gottfried von Viterbo und des Petrus Comestor zusammenfloß, so begnügt sich die des Enenkel nicht mehr mit dem biblischen Stoffe allein, sondern sie verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten des Alexander und die Sagen, die sich zum Theile in der Kaiserchronik finden. Das Sammelartige beider Werke wird aber erst recht in der Folge sichtbar, wo sich in das des Rudolf, dessen bekannter Fortsetzer Heinrich von München ist, allmählig Theile der Enenkelschen Chronik, des trojanischen Kriegs von Konrad und weiterhin gar ganze Massen der französischen Sagen

19) Jenes ist gedruckt in Rauchs scriptt. I.; diese benutze ich in der Heidelberger Handschrift N. 386. Der Name des Dichters ist mir im ersten Bande p. 468. an einer Stelle entschlüpft, wo er gar nicht hingehört.

von Karl und Wilhelm von Oranse einschalten, wie sie von Stricker, von Wolfram und seinen Fortsetzern bearbeitet waren [20]). Der Behandlung nach steht aber Enenkel mit diesem Werke ganz in der Reihe der vorher erwähnten lyrischen Dichter, und man darf nur die Szenen zwischen Achill und Deidamia und die damit verbundene Geschichte von der Schwangerschaft ihres Vaters lesen, um die plumpen und zotigen Schnurren des Bauernschwanks darin zu erkennen, und um neben jenen Lyrikern den Enenkel ganz genau in demselben Verhältniß zu sehen, wie oben den Herbort von Fritzlar neben Nithart.

Hierneben nun halte man das Werk des Ottokar aus Steiermark. Auch er hat vor seiner im Druck bekannt gewordenen Reimchronik von Oestreich [21]) eine Weltchronik geschrieben bis auf Friedrich II [22]); wäre sie uns bekannt, so würden wir zuverlässig in ihr schon einen Gegensatz zu Enenkels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht so schroff wie in seinem spätern und bekanntren Werke (Anf. des 14. Jahrh.). Hier geht Alles auf die Zwecke der Geschichte hinaus; wie Schade, daß Ottokar keine Prosa vorfand; bei seinem Talente und seiner Richtung, seiner Erfahrung und seiner scharfen politischen Farbe hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geschichtswerk von ihm erhalten hätten, welches wir den Vulgargeschichten der Italiener und Franzosen doch einigermaßen hätten vergleichen dürfen und wenigstens mit mehr Recht, als das, was das 14. Jahrhundert dieser Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war es ein Unglück, das unsere deutsche Poesie durch ihre ganze Dauer verfolgte, daß nur selten im rechten Maas die Sprache der Prosa und die der

20) S. im Grundriß von Büsching über die Handschriften von Gleinik, Kremsmünster und Wolfenbüttel.

21) In Pez scriptt. 3.

22) In der Vorrede:

Von meiner chlainen chunst nam ich mich an zu suchen
aus alten puchen chayser, zahl und pfacht,
und han das ze licht pracht ze teutsch von latein,
als verr der sin mein mocht gezewgen.
So han ich sunder lewgen irn chain hin lazzen,
die an dem gewalt sazzen des ersten in Assyria,
Ze Griechen und in Persia, danoch in romischen reichen
uncz an den chaiser Friderichen.

Poesie ausgebildet und von einander geschieden ward, und dieß fand Wilhelm von Humboldt mit Recht selbst noch in Göthischen Dichtungen zu tadeln. So sehen wir denn hier Verse und Reime an eine unverträgliche Materie verschwendet; nur ist in dem guten Ottokar auf der andern Seite sehr wenig Anlage, seinen Vortrag poetisch zu heben. Die freiere Bewegung und das Behagen des Enenkel sind ganz verschwunden, kein Zug fast erinnert mehr an die Behandlungsart der eben besprochenen Dichter. Wenn er bei Ottokars Tod über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anstellt, wenn er den Verlust von Ptolemais und den Untergang so vieler frommen Christen beklagt, so versucht er auf dem Cothurn der epischen Dichter zu schreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem sich selbst andere Chronikendichter bei solchen moralischen oder frommen Ergießungen erheben. Er behauptet zwar die subjective Manier der ritterlichen Romantiker, er vergleicht, er citirt ihre Abentheuer, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt sie in Kampf- und Prachtschilderei nach, er nimmt die jetzt stehenden Themata der Minnedichter auf (wie wenn z. B. um die Allmacht der Liebe zu schildern die historischen Beispiele des Salomo und Samson angeführt werden, was jetzt in jedem Dichter einmal vorkommen muß); allein man lese nur seine Liebesscenen[23]), seine minniglichen Gespräche und Spiele, seine Unterredung mit der Minne (auch dieß also ahmt er nach), ob man nicht sogleich an den plumpen Lautenspieler und Liebkoser der Fabel wird erinnert werden.

Das Verfassen solcher Reimchroniken nun, in diesem neuen Geschmacke, mit der Richtung auf das historische wird am Ende des 13. und am Anfang des 14. Jahrhunderts an den Grenzen von Deutschland und in deutschen Dialecten ganz gewöhnlich. Nur ganz im Fluge will ich die hauptsächlichsten berühren und ihre Ordnung lieber geographisch als chronologisch nehmen, um nach den Niederlanden übergeführt zu werden, wo ich dann wieder wie bei Oestreich etwas ausführlicher werden darf. Zuerst führe ich hier die Livländische Chronik an, von der Bergmann ein Fragment aus einer lückenhaften Handschrift heraus-

23) Cap. 174 sqq.

gegeben hat[24]), die 1296 von Ditleb von Alnpeke zu Reval geschrieben oder verfaßt ist. — Das Werk ist in Heidelberg vollständig[25]); und so sehr es unter die strengern historischen Chroniken gehört, so trägt es doch weit nicht den prosaischen Anstrich des Ottokarischen Gedichtes, es hält vielmehr einen gleichmäßigen, blühenderen Vortrag mit so viel Geschick fest, als nur bei einem solchen Gegenstande zu erwarten ist. Darin und in dem Festhalten Eines Zieles steht es sogar über der Chronik des deutschen Ordens vom Nicolaus von Jeroschin[26]) (geht bis auf 1326), die nach dem Lateinischen des Peter von Duisburg bearbeitet ist, wie wir jetzt überhaupt häufiger zu lateinischen Quellen zurückkehren. Auch dieses Werk hat wieder neben Ottokar und Enenkel seine besondere Eigenthümlichkeit. Es ist aus dem Sinne des Rudolf von Ems geschrieben, der seine Begriffe von Geschichte aus der Bibel holte und daher sogleich von mystischen und religiösen Beziehungen voll ist. Auch Jeroschin gibt sich gewissenhaft an sein Geschäft wie ein Prediger[27]), mit bedächtiger Ueberzeugung, er widmet sein Werk der Maria und erwartet von ihr Befähigung und Unterstützung für seine Arbeit, die er zu seinem Seelenheile und zu Gottes größerem Lobe und Ehre dichtet, um dessen Wunder an dem deutschen Orden zu zeigen. Von dergleichen hielt sich Ottokar ganz frei und dieß eben hätte ihn zu einem tauglichern Geschichtenschreiber gemacht, wenn er nur nicht hätte reimen wollen; dieß macht seine Erzählung viel glaubwürdiger, während hier Alles von Wundern, Vorzeichen und allerhand frommen Episoden wimmelt, überall der Pfaffe und Caplan hervorsieht, sowohl in dem Anführen der Sprüche und Moral der Kirchenväter, als in dem lehrhaften Vortrage überhaupt und jenen mystischen Deutungen und Ver-

24) Fragment einer Urkunde der ältesten livländischen Geschichte ꝛc. Riga 1817.

25) Cod. 367. von Fol. 199 an.

26) Cod. Pal. No. 367. f. I. sqq.

27) Wol bescheiden an begunst ist bej buches halbe kunst,
und davon wer da tichte, der hebe des vlizes pflichte,
daz her von dem begynne dy materie besynne,
da syn wille sich ustreyt, und mit entscheidenheit
sy teilende zu litte nach predigeres sitte,
der syn rede in stücke schicht e her von her materie icht
endehaftes spreche.

gleichungen geistlicher und weltlicher Dinge, so wie in dem Bestreben, in den Historien überall einen geistlichen Sinn verborgen zu sehen und sie auf testamentliche Stellen oder diese auf jene zu beziehen, was Alles wir in den Lehrgedichten und Heiligengeschichten werden wiederkommen sehen. Gegen dergleichen apocalyptische Ekstasen sticht alsdann der trockene Chronikenstyl in dem streng geschichtlichen Theile grell ab und diese enge Berührung des Platten mit dem Bombastischen wird in allen den frommen und tiefsinnigen Gedichten dieser Zeit, die sich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, so wie auch überhaupt die poetische Farbe dieses Werkes an den Titurel und Aehnliches erinnert. Denn wie aufmerksam jetzt die deutsche Poesie in diesen entfernten Gegenden betrachtet wird, zeigt eben unser Jeroschin, der nicht einmal des Deutschen ganz Meister zu sein versichert, in seiner metrischen Kritik[28]), die fast gegen Ottokars kurze Verse gerichtet scheinen könnte, die gegen die ganze herkömmliche Manier kämpft, den Schluß des Sinnes von dem des Verses und Reimes zu trennen, und nach der er auch wirklich in der Art des Lehrgedichtes und der Bonerschen Fabel das Entgegengesetzte durchführt.

Nur eben der Erwähnung werth finde ich die aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard[29]), die in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt und in langen Versen geschrieben ist. Sie, wie die Chronik der Fürsten von Braunschweig[30]), wie sie bei Leibnitz heißt, die aus

---

28) Cod. 367. f. 2c.

Ouch dez tichters czunge
an der materien straze, sol dy rechte maze
behalden an den rymen, glich czu glichem lymen,
an lenge, synne, luyte, daz ich alsus beduyte:
vil wort man gliche schribet, der luyt ungliche sich tribet,
sulch rymen sol man miden, den syn ouch nicht versniden;
dy lenge helt der silben zal, darunder ouch man merken sal,
daz vunf silben sint czu kurcz, czene han czu langen schurcz;
czwischen den zwen enden rymen dy behenden,
dy buchir pflegen tichten, und dar noch sal ich richten
mich an dis getichtis vart u. s. w.

29) In Leibnitz scriptt. 3.

30) Ibid. und in der Ausgabe von Scheller: De Kronika fan Sassen. Brunswyk., 1826.

allerhand Quellen von dem Verfasser aufgetrieben ist und bis auf Albert I. (†1279) reicht, nenne ich nur des niederdeutschen Dialects wegen, in dem sie gedichtet sind; auch sie sind aus dem gewöhnlichen Gesichtspuncte geschrieben, dem wir nun so oft begegneten, Heil für die Seele damit zu erlangen, und dieser Gesichtspunct brachte dann freilich weder der historischen Aechtheit viel Segen, noch dem poetischen Bestreben; und nur die tüchtige Gesinnung ist in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geschichte ist die nun auch gedruckte Reimchronik von Cölln von Meister Gottfried Hagen[31]), welche die Zeiten zwischen 1250—70 besonders behandelt, wo dort die ersten Regungen der Stadt und Bürgerschaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Bischöffe Statt hatten. Die bloße Anzahl dieser historischen Gedichte im platten Dialecte macht uns schon aufmerksam auf den Mangel eigentlicher Werke der Phantasie und die Seltenheit poetischer Talente im deutschen Norden, und auf die größere Befähigung für eigentliche Verstandesproductionen, weßhalb wir denn auch gleich unter den didaktischen Lyrikern die Norddeutschen häufiger finden. Es ist gewiß nicht zufällig, daß um diese Zeiten so viele niederländische Reimchroniken entstehen, von Melis Stocke, von Ludwig von Belthem, Niklaes de Klerk und die großen Werke von Maerlant u. A. Dieser Umstand und dieses Local führt uns dann auf zwei Werke, welche uns in ganz verschiedener Weise den Uebergang von diesen historischen Gedichten zu den Romanen wieder bahnen sollen, auf den Loheugrin und den Alexander des Ulrich von Eschenbach; ja zu diesem letztern weist uns sogar der Name des letztgenannten niederländischen Dichters, dem, wie wir schon früher hörten, auch ein Alexander nach dem Latein des Walter von Castiglione zugeschrieben wird. In beiden genannten Werken begegnen wir solchen Elementen, die die Ritterpoesie, indem sie ihr vielleicht gerade einen neuen Werth geben sollen, auf eine andere Weise untergraben, als die komische Manier der Oestreichischen Poeten, die wir vorher betrachteten, und als die ironische Thiersage, die wir an diesem anderen Grenzlande bereits in besonderer Pflege sahen. Während in beiden Gegenden diese komischen Dichtungs-

31) Ed. Groote 1834.

gleichungen geistlicher und weltlicher Dinge, so wie in dem Bestreben, in den Historien überall einen geistlichen Sinn verborgen zu sehen und sie auf testamentliche Stellen oder diese auf jene zu beziehen, was Alles wir in den Lehrgedichten und Heiligengeschichten werden wiederkommen sehen. Gegen dergleichen apocalyptische Ekstasen sticht alsdann der trockene Chronikenstyl in dem streng geschichtlichen Theile grell ab und diese enge Berührung des Platten mit dem Bombastischen wird in allen den frommen und tiefsinnigen Gedichten dieser Zeit, die sich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, so wie auch überhaupt die poetische Farbe dieses Werkes an den Titurel und Aehnliches erinnert. Denn wie aufmerksam jetzt die deutsche Poesie in diesen entfernten Gegenden betrachtet wird, zeigt eben unser Jeroschin, der nicht einmal des Deutschen ganz Meister zu sein versichert, in seiner metrischen Kritik[28]), die fast gegen Ottokars kurze Verse gerichtet scheinen könnte, die gegen die ganze herkömmliche Manier kämpft, den Schluß des Sinnes von dem des Verses und Reimes zu trennen, und nach der er auch wirklich in der Art des Lehrgedichtes und der Bonerschen Fabel das Entgegengesetzte durchführt.

Nur eben der Erwähnung werth finde ich die aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard[29]), die in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt und in langen Versen geschrieben ist. Sie, wie die Chronik der Fürsten von Braunschweig[30]), wie sie bei Leibnitz heißt, die aus

28) Cod. 367. f. 2c.
Ouch dez tichters czunge
an der materien straze, sol dy rechte maze
behalden an den rymen, glich czu glichem lymen,
an lenge, synne, luyte, daz ich alsus beduyte:
vil wort man gliche schribet, der luyt ungliche sich tribet,
sulch rymen sol man miden, den syn ouch nicht versniden;
dy lenge helt der silben zal, darunder ouch man merken sal,
daz vunf silben sint czu kurcz, czene han czu langen schurcz;
czwischen den zwen enden rymen dy behenden,
dy buchir pflegen tichten, und dar noch sal ich richten
mich an dis getichtis vart u. s. w.

29) In Leibnitz scriptt. 3.

30) Ibid. und in der Ausgabe von Scheller: De Kronika fan Sassen. Brunswyk., 1826.

allerhand Quellen von dem Verfasser aufgetrieben ist und bis auf Albert I. (†1279) reicht, nenne ich nur des niederdeutschen Dialects wegen, in dem sie gedichtet sind; auch sie sind aus dem gewöhnlichen Gesichtspuncte geschrieben, dem wir nun so oft begegneten, Heil für die Seele damit zu erlangen, und dieser Gesichtspunct brachte dann freilich weder der historischen Aechtheit viel Segen, noch dem poetischen Bestreben; und nur die tüchtige Gesinnung ist in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geschichte ist die nun auch gedruckte Reimchronik von Cölln von Meister Gottfried Hagen[31]), welche die Zeiten zwischen 1250—70 besonders behandelt, wo dort die ersten Regungen der Stadt und Bürgerschaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Bischöffe Statt hatten. Die bloße Anzahl dieser historischen Gedichte im platten Dialecte macht uns schon aufmerksam auf den Mangel eigentlicher Werke der Phantasie und die Seltenheit poetischer Talente im deutschen Norden, und auf die größere Befähigung für eigentliche Verstandesproductionen, weßhalb wir denn auch gleich unter den didaktischen Lyrikern die Norddeutschen häufiger finden. Es ist gewiß nicht zufällig, daß um diese Zeiten so viele niederländische Reimchroniken entstehen, von Melis Stocke, von Ludwig von Velthem, Niklaes de Klerk und die großen Werke von Maerlant u. A. Dieser Umstand und dieses Local führt uns dann auf zwei Werke, welche uns in ganz verschiedener Weise den Uebergang von diesen historischen Gedichten zu den Romanen wieder bahnen sollen, auf den Loheugrin und den Alexander des Ulrich von Eschenbach; ja zu diesem letztern weist uns sogar der Name des letztgenannten niederländischen Dichters, dem, wie wir schon früher hörten, auch ein Alexander nach dem Latein des Walter von Castiglione zugeschrieben wird. In beiden genannten Werken begegnen wir solchen Elementen, die die Ritterpoesie, indem sie ihr vielleicht gerade einen neuen Werth geben sollen, auf eine andere Weise untergraben, als die komische Manier der Oestrreichischen Poeten, die wir vorher betrachteten, und als die ironische Thiersage, die wir an diesem anderen Grenzlande bereits in besonderer Pflege sahen. Während in beiden Gegenden diese komischen Dichtungs-

---

31) Ed. Groote 1834.

gleichungen geistlicher und weltlicher Dinge, so wie in dem Bestreben, in den Historien überall einen geistlichen Sinn verborgen zu sehen und sie auf testamentliche Stellen oder diese auf jene zu beziehen, was Alles wir in den Lehrgedichten und Heiligengeschichten werden wiederkommen sehen. Gegen dergleichen apocalyptische Ekstasen sticht alsdann der trockene Chronikenstyl in dem streng geschichtlichen Theile grell ab und diese enge Berührung des Platten mit dem Bombastischen wird in allen den frommen und tiefsinnigen Gedichten dieser Zeit, die sich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, so wie auch überhaupt die poetische Farbe dieses Werkes an den Titurel und Aehnliches erinnert. Denn wie aufmerksam jetzt die deutsche Poesie in diesen entfernten Gegenden betrachtet wird, zeigt eben unser Jeroschin, der nicht einmal des Deutschen ganz Meister zu sein versichert, in seiner metrischen Kritik[28]), die fast gegen Ottokars kurze Verse gerichtet scheinen könnte, die gegen die ganze herkömmliche Manier kämpft, den Schluß des Sinnes von dem des Verses und Reimes zu trennen, und nach der er auch wirklich in der Art des Lehrgedichtes und der Bonerschen Fabel das Entgegengesetzte durchführt.

Nur eben der Erwähnung werth finde ich die aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard[29]), die in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt und in langen Versen geschrieben ist. Sie, wie die Chronik der Fürsten von Braunschweig[30]), wie sie bei Leibnitz heißt, die aus

---

28) Cod. 367. f. 2c.

Ouch dez tichters czunge
an der materien straze, sol dy rechte maze
behalden an den rymen, glich czu glichem lymen,
an lenge, synne, luyte, daz ich alsus beduyte:
vil wort man gliche schribet, der luyt ungliche sich tribet,
sulch rymen sol man miden, den syn ouch nicht versniden;
dy lenge helt der silben zal, darunder ouch man merken sal,
daz vunf silben sint czu kurcz, czene han czu langen schurcz;
czwischen den zwen enden rymen dy behenden,
dy buchir pflegen tichten, und dar noch sal ich richten
mich an dis getichtis vart u. s. w.

29) In Leibnitz scriptt. 3.

30) Ibid. und in der Ausgabe von Scheller: De Kronika fan Sassen. Brunswyk., 1826.

allerhand Quellen von dem Verfasser aufgetrieben ist und bis auf Albert I. (†1279) reicht, nenne ich nur des niederdeutschen Dialects wegen, in dem sie gedichtet sind; auch sie sind aus dem gewöhnlichen Gesichtspuncte geschrieben, dem wir nun so oft begegneten, Heil für die Seele damit zu erlangen, und dieser Gesichtspunct brachte dann freilich weder der historischen Aechtheit viel Segen, noch dem poetischen Bestreben; und nur die tüchtige Gesinnung ist in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geschichte ist die nun auch gedruckte Reimchronik von Cölln von Meister Gottfried Hagen[31]), welche die Zeiten zwischen 1250—70 besonders behandelt, wo dort die ersten Regungen der Stadt und Bürgerschaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Bischöffe Statt hatten. Die bloße Anzahl dieser historischen Gedichte im platten Dialecte macht uns schon aufmerksam auf den Mangel eigentlicher Werke der Phantasie und die Seltenheit poetischer Talente im deutschen Norden, und auf die größere Befähigung für eigentliche Verstandesproductionen, weßhalb wir denn auch gleich unter den didaktischen Lyrikern die Norddeutschen häufiger finden. Es ist gewiß nicht zufällig, daß um diese Zeiten so viele niederländische Reimchroniken entstehen, von Melis Stocke, von Ludwig von Velthem, Niklaes de Klerk und die großen Werke von Maerlant u. A. Dieser Umstand und dieses Local führt uns dann auf zwei Werke, welche uns in ganz verschiedener Weise den Uebergang von diesen historischen Gedichten zu den Romanen wieder bahnen sollen, auf den Lohengrin und den Alexander des Ulrich von Eschenbach; ja zu diesem letztern weist uns sogar der Name des letztgenannten niederländischen Dichters, dem, wie wir schon früher hörten, auch ein Alexander nach dem Latein des Walter von Castiglione zugeschrieben wird. In beiden genannten Werken begegnen wir solchen Elementen, die die Ritterpoesie, indem sie ihr vielleicht gerade einen neuen Werth geben sollen, auf eine andere Weise untergraben, als die komische Manier der Oestreichischen Poeten, die wir vorher betrachteten, und als die ironische Thiersage, die wir an diesem anderen Grenzlande bereits in besonderer Pflege sahen. Während in beiden Gegenden diese komischen Dichtungs-

31) Ed. Groote 1834.

gattungen die ritterliche Romantik herabzuziehen suchen, suchen diese Werke, scheint es, mit ernsteren, historischen und anderen Zugaben den Werth der Romane und Epen zu erhöhen, machen sie aber dadurch zu einer Zwittergattung, die sich gar nicht halten konnte.

Wir kehren nämlich in diesem Alexander zu der ungeschickten Verschmelzung der heterogensten Dinge, zu der modernen Erweiterung alter Stoffe zurück, die wir im 12. Jahrh. allgemein verbreitet sahen, aus welcher Zeit die lateinische Hauptquelle dieses Werkes ist. Hat Walther in den Kurtius, dessen Büchereintheilung auch noch aus unserm Alexander des Ulrich von Eschenbach[32]) (nach 1270) hindurchsieht, alle möglichen Fabeln, die vor ihm über diesen Helden gangbar waren, eingeschaltet, und von seiner eigenen Gelehrsamkeit und poetischen Belesenheit an Schmuck hinzugethan, was ihm gut dünkte, so folgt Ulrich noch seinem Beispiele und fügt auch seinerseits bei, was er hört und liest, und dieß ist außer einem ausdrücklichen Zeugnisse[33]) an nichts besser zu zeigen, als an dem Schlusse, wo eine höchst läppische Allegorie von einer Belagerung der Stadt Trithonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künsten der Alchymie, Astronomie und Nigromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben) durch Alexander, beigefügt wird, weil sie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte und daher nicht einflechten konnte. Nirgends ist besser zu lernen, als hier, worin eigentlich das Verdienst unserer guten Dichter der hohenstaufischen Zeit bestand, und daß es in der That im Abwerfen des Wustes in den poetischen Sagen vor Allen gelegen war, und in der Gestaltung der Materie nach einem leitenden Gedanken. Es ist kaum zu verkennen, daß dem Pfaffen Lambert oder seinem nächsten Vorbilde alle die Geschichtchen, die in dieß ungeheuer ange-

32) Cod. Pal. N. 333.

33) Ebendas. f. 147.

Ouch hat manic werder man mir suze rede dazu getan,
di dirre abentiure git weder helfe noch stiure,
den ich der warheit zihe, von Walchen der edle vrie,
der furstlich hielt sinen hof, von Salzburch der edel bischof,
schreip mir dise rede her, der warn zwen ritter wer,
daz ich dez nieman truge, di sint dez bede gezuge,
und ander gute lute, di zu Prage wesen hute u. s. w.

wachsene Gedichte aufgenommen sind, bekannt waren, denn fast auf jedes einzelne deutet irgend eine Stelle seines Werkes hin; allein wie er sie zum Theile ausdrücklich verachtete, hörten wir schon oben, und daß er sie zum anderen Theile stillschweigend fallen ließ, ist nach dem Inhalte dieses Walther kaum zu bezweifeln. Ulrich von Eschenbach, der sich nach verschiedenen Stellen seiner Alexandreide in Salzburg, Schwaben und Böhmen umtrieb, folgt wie bei weitem die meisten Dichter dieser Zeiten, der Manier des Wolfram[34]). Er bezieht sich vielfach auf seine Werke, er bedient sich seiner barocken Bilder und Witze, er affectirt seinen Tiefsinn und ahmt im Eingang und sonst jenen feierlichen und mysteriösen Ton nach, der im Titurel und aus dem Titurel später aufs vielfachste sich wiederfindet, er schmückt sich mit Walthers oder mit seiner eignen Gelehrsamkeit, er spielt häufig in dem Gedichte seine Persönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr sind. Diese Richtung nun vertrug es sehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten, welche die Alexandersage aufzuweisen hat, ganz gewiß eben so gesucht und begierig aufgenommen wurden, wie von Lambert verschmäht, und dieß war um so leichter, da das Meiste schon in der lateinischen Quelle beisammen lag. Hier treffen wir also die schmutzige Geschichte von der Olympias Umgang mit dem Zauberer Nectanebus; die Sagen von des Darius Geschenken an Alexander treten zweimal in Varianten an verschiedenen Stellen auf; bei Gelegenheit der Eroberung von Theben ist die Anekdote von der Verschonung von Pindars Haus in die Begnadigung eines lebenden Dichters Clyades umgewandelt, und alle Urgeschichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben erscheinen in größter Ausführlichkeit und wir erfahren gelegentlich, woher jene beliebten Heldennamen Parthenopeus, Ypomedon u. A. in den Ritterromanen stammen; so wird auch bei Berührung von Troja manches von dessen Geschichte erwähnt. Länder- und Heldennamen in unge-

34) In der heidelb. Hs. heißt er sogar Wolfrát von Eschenbach; und schon Seyfried hält sein Gedicht für ein Werk von Wolfram. Cod. Pal. 844. f. 45b.

Das ich sagt von der diet, und wie viel schar iglicher hiet,
und wie sich iglicher hat bereit, und auch wie sich igliche schar leit,
als Wolfram that von Eschenbach.

heurer Masse, gefabelte zu ächten, höchst phantastische zu histo-
risch wahren werden untereinander geworfen, zu den wirklichen
Generalen Alexanders deutsche und französische Ritter, zu den
Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den alt-
asiatischen Ländern die Fabelreiche der Romantik; die größte
Verwirrung herrscht in den Namen und die größte Mischung in
allen Verhältnissen: Sardin wird mit Gordium zusammengewor-
fen und liegt an einem Meere Ellespontificum; Alexander wird
vom Aristoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, er erscheint
halb als Kreuzheld und dann wird seine Gottheit berührt; jeden
Augenblick spielen christliche Gesinnungen und biblische Geschichten
herein und dann wieder die Fortuna nach älteren Vorstellungen;
hier und da ist ein ganz ächter antiker Zug wie verirrt stehen
geblieben zwischen hundert anderen ganz verwischten; hier und
da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer
abgelesen, zwischen der eintönigen Erzählung, und unter den farb-
losesten Erdichtungen gelegentlich eine Episode, die an irgend eine
bedeutende Szene im Homer, an Hektors Abschied, an Glaucus
u. A. erinnert (so der Zweikampf Alexanders mit dem tyrischen
Burggrafen, und die Begegnung des Eumenes und Mazäus in
der Schlacht bei Arbela); das Grab der Gattin des Darius wird
von Apelles mit sämmtlichen Geschichten aus den historischen und
prophetischen Schriften des alten Testamentes ausgemalt; Riesen,
Figuren aus den fränkischen Romanen, wie Rennewart, oder Zwerge
wie Spiet im Malagis, spielen mit; und wo es vollends gegen
das Ende geht, wo der Held in die Schrecknisse der Weltenden
geführt wird, ist alles billige Maas in dem Häufen von Gräß-
lichem und Ungeheuerm überschritten. Wie elend ist dieser Wust
gegen das sinnvolle Gedicht des Lambert! Wie vortheilhaft
nehmen sich dessen halbwahre Naturwunder aus neben diesen
lächerlichen Ungethümen! Wie reizend seine Scenen bei der Candace,
an deren Stelle mit einer Variation hier das beliebte und viel
erzählte Geschichtchen steht, wie sie den Aristander (sonst Aristo-
teles) zu Pferdediensten bringt! Wie sinnvoll seine einfache Ge-
schichte von Alexanders Zug nach dem Paradies, gegen diese ab-
geschmackte Fahrt in der Taucherglocke nach dem Reiche der Fische,
und im Greifenwagen ins Reich der Vögel, und gegen den be-
absichtigten Zug wider Leviathan und die Hölle, wo kaum einmal

etwas von dem Sinne der Alexandersage durchleuchtet[35]), in dem sie Lambert durchgehend darstellte.

Wenn in der vorhergehenden Periode mir nichts, dem inneren Geiste nach, eine engere Verwandtschaft mit Lamberts Alexander zu haben schien, als der Parzival, so wüßte ich auch jetzt nichts, der ganzen Erscheinung nach, näher neben den Alexander des Ulrich zu stellen, als den Titurel, der aus der Graalsage allen den von Wolfram verworfenen Quark ebenso zusammenträgt, wie dieser Ulrich aus der Alexandersage, und der überdieß auch im Ton und Vortrag die meiste Aehnlichkeit damit hat. Ich muß jedoch vorher außer der ganzen gnomischen Dichtung noch an dieser Stelle besonders einige Bemerkungen über den Lohengrin[36]) einschieben, weil dieser seiner Quelle nach auch, wie der Alexander, auf die Niederlande hinweist, und uns überdieß den Weg zu einigen anderen Andeutungen öffnet, nach denen wir schon besser vorbereitet auf dieß eigne und viel besprochene Gedicht zurückkommen können. Wenn ich den Alexander unter die encyclischen Romane, die ich zum Faden der nächsten Erörterungen machen wollte, in der Eigenschaft rechnete, daß er eine Menge zerstreuter, einzelner, von früheren Dichtern versäumter Sagen aus einem und demselben Kreise in ein Ganzes verband, so stellt dagegen gerade umgekehrt der Lohengrin (wiewohl auch er ein Theil der Graalsage ist, den Wolfram liegen ließ) nicht allein den Stoff, sondern auch die herkömmliche Behandlungsart von verschiedenen Sagenzweigen in der merkwürdigsten Lockerheit nebeneinander, und schon oben verglich ich dieß der losen Verknüpfung zweier ganz getrennter und heterogener Gegenstände im Herzog Ernst, dessen Dichter in den Gegenden lebte, die wohl unstreitig die Heimat der Sage von dem Schwanritter und die des Dichters des Lohengrin waren. Die Lappen aber, die hier wie in eine Mustercharte zusammengetragen sind, erscheinen nur noch vielfältiger. Die einfache, in Austrasien

35) F. 135c.
Wer wider di natur sundet,
und wer wider di ordnunge strebt, daz der wider got lebt,
der mac nit gedihen wol. Ein liut menschlich gern sol,
ist daz er uz der maze gert, er blibet liht ungewert,
und mac verliezen me damit, volget er niht dem rehten sit.

36) ed. Görres.

gewiß uralte, in Volksliedern noch heute existirende und gesungene Sage vom Schwanritter ist hier an den Graal und die Tafelrunde angeknüpft, im Namen des Helden dem Lande Lothringen ein Denkmal gesetzt, wie im Titurel der Dauphinee, Graisivaudan und dem Haus Anjou; die engere Szene ist nach Brabant gelegt, die weitere greift über das ganze römische Reich; eine historische Chronik ist eingeflochten und in sie wieder eine jener schlecht erfundenen vagen Romanschlachten eingewoben; Alles zusammen ist mit einem Stücke aus dem Wartburgkriege eröffnet und dem Wolfram von Eschenbach in den Mund gelegt, obwohl am Schlusse der Schein aufgegeben wird, als ob das Gedicht von diesem herrühre[37]). Aus der ganz tollen Verschmelzung so contrastirender Dinge konnte natürlich kein gefälliges Ganze hervorgehen, und spräche irgend einen Leser dieß Gedicht dennoch an, so kann das nur eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers sein, der in ächt niederländischem Geschmacke alle jene verschiedenen Dinge in Einem Gemälde zu behandeln unternimmt, jedem seinen Charakter lassen möchte und jedes unvermuthet mit seiner schnurrigen Manier entstellt. Das Gedicht beginnt mit dem Räthselstreite des Wolfram mit Klinsor, der dann zur Erzählung des eigentlichen Gegenstandes unseres Werkes aus des ersteren Munde überführt, welche mehrfach unterbrochen und wieder angeknüpft wird, so daß die Form der Tenzone, die wir nachher unter einzelnen lyrischen Meistern im Anfang des 14. Jahrhunderts bekleidet finden, hier gleichsam in den Roman eingeht. Zuerst nun sucht der Dichter, nachdem ihn diese Einkleidung zu seiner Materie selbst geführt hat, den dunkeln, schwebenden und hohen Ton dieses Wartburgkrieges zu behaupten; es ist aber sehr sichtbar, wie mühsam er sich dazu zwingt und wie schnell er in einen helleren, freundlichern Vortrag überspringt, in dem er sich dann oft nicht unge-

37) p. 192.

Hat er gehabt nicht kunste hort,
daz er hab die wort verschroten und verbort,
daz si durch grop ihr meisters kunst verhelze,
und niht zu reiche noch zu swach
sin in daz gedöne, als der von Eschenbach,
sie schon floriert mit richer wiz gesmelze,
wenn er in der kunste es sie worhte nach siner luste.

schichte bewegt, wo er nur den Gedanken aufgibt, mit Räthselhaftem und Ungewöhnlichem prunken zu wollen. Jener feierliche Ton, der durch den ganzen Titurel festzuhalten gesucht wird, würde jenen nur allzugroßen Antheil des Dichters an seinem Gedichte, jenes lyrische Mitempfinden aller Schicksale der Helden bedingen, allein der Verfasser des Lohengrin legt mit jenem Tone auch diese Theilnahme ab, leicht geht er über seine Materie hin, und viel auffallender, als das in den fränkischen Vasallensagen der Fall ist, scheint er oft mit seinen Geschichten ein muthwilliges Spiel zu treiben. Dieß liegt aber durchaus nicht in seiner Absicht, sondern nur in seiner burlesken niederländischen Darstellungsart. Hundertmal wird man daher hier in Ausdrücken und Wendungen an den Reineke Fuchs erinnert, in der ganzen Farbe der Erzählung, in der feindseligen Stimmung gegen die Geistlichkeit[38], in der reineren, toleranten Ansicht von dem Heidenthume und dem allein seligmachenden Christenglauben[39]. Es ist nur eine Ausnahme, wenn gelegentlich dem Dichter unter seiner heiteren Rede die Vergänglichkeit der irdischen Dinge einfällt, und er dann von diesem Gaukelspiele das Gemüth wegweist auf die Trinität „die so gezimmert ist, daß sie kein Ende hat;" es klingt dieß bei seiner sonstigen durchaus weltlichen Art ganz komisch. Denn überall sonst hören wir einen gesunden, in sich vergnügten, tüchtigen Meister, der für die Sublimitäten der Ritterromane wenig Sinn hat; bei seinen Festivitäten geht es ohne fantastischen Prunk ab, man befindet sich nicht weiter unter Recken und Riesen,

---

38) p. 1[illegible].

Weich ein orden
pist du werde ritterschaft! vil herter denne franzisse,
und aller grawer orden si
Benedic, Dominic, Augustin da bi.

Und anderswo, als der Kaiser vor dem Pabste niederfällt:

— wenig, wie ein kaiser vallen scholde,
danne der pabst schol und muz
die kron im reichen, ob erz halt niht wolde u. s. w.

39) p. 180.

Nu clage ich, daz so werdet lip (der Heiden) gehellet
schol sin, der von kindes jugent was also ufgewahsen,
daz im kein ander geloube was kunt,
reht als wenic wir werden irs gelouben grunt
bescheiden hie von einem wilden Sahsen.

sondern in Gesellschaft von Bischöffen, Aebten, Hofmeistern und Schenken; man unterhält sich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und Basen; man nährt sich da ordentlich mit Speise und Trank; wenn man reist, so nimmt man Geld mit und läßt sich die Sparsamkeit empfohlen sein, was uns Züge aus Rudolfs Wilhelm von Orleans zurückruft; am brabantischen Hofe selbst herrscht ein ganz cordialer Ton, man empfängt da einen Besuch recht in der Ordnung, man denkt auf Spaß und Unterhaltung für ihn, die Fürstin begrüßt ihn nach der ersten Nacht in dem gastlichen Bette, wie er geschlafen und geruht, und ob ihn ihr Oheim nicht zu früh geweckt, denn der alte Herr erlaube sich manchmal im Scherze ein wenig Uebermuth. So kommen auch bei der Vermählung der zwei Hauptpersonen des Gedichtes ziemlich derbe Braut- und Hochzeitspäße vor; so geht beim Zweikampf alles in gerichtlichen Formen her; so beräth sich die Fürstin in politischen Angelegenheiten in landesmütterlicher Herablassung mit Adel, Städten und Landschaft. Ein ganz anderer Ton tritt dann wieder ein, nachdem die eigentliche Sage vom Schwanritter zu Ende ist. Es kommt eine ganz hagere Chronik an die Stelle der früheren Liederquelle; eine Geschichte der sächsischen Kaiserdynastie, zum Theil nach Siegbert von Gemblours, wird uns vorgeführt, mit ganz so originellen Verschmelzungen der Personalitäten, wie wir sie gleichfalls im Herzog Ernst gewahrten. Noch einmal werden wir auch aus diesem trockenen Stoffe und Tone herausgerissen in der großen Schlacht gegen die Africaner, die unter Pabst Johann Rom bedrohen, die ganz in dem langweiligen Styl der großen Alexander- und Titurelschlachten beschrieben ist, wo dann auch einmal der Held Lohengrin, den man in den langen deutschen Geschichten kaum mit dem Namen nennen hörte, wieder eine Rolle zu spielen bekommt.

3. Gnomische Dichtungen.

Wenn die verschiedenartigen Züge dieses Gedichtes unter sich gar keine innere Gemeinschaft haben, sondern vielmehr die grellsten Gegensätze bilden, so arbeiten sie doch einhellig darauf mit gleichmäßiger Wirksamkeit hin, den ernsten Ritterroman herabzuwürdigen. Die tiefsinnige und mystische Gelehrsamkeit in dem

einem Theile, die historische in dem anderen, die bürgerliche Betrachtungsart in dem dritten, die übertreibende Nachahmung des Alten in dem vierten, Alles konnte zu nichts anderem, als zu Verfall und Entstellung dienen: man würde vergleichen, wie im Politischen die bewaffnete Aristokratie durch den gelehrten Adel und zugleich durch das Bürgerthum allmählig von seiner Höhe herabgedrängt ward, so sehr sich beide letzteren Stände im Anfange auch gegenüberstanden.

Der Eingang der Gelehrsamkeit in die Ritterpoesie, der unter den erzählenden Gedichten im Titurel am sichtbarsten ist, so wie er im Parzival zuerst begonnen hatte, beschäftigt uns nothwendig zunächst, und weist uns zuerst auf die gnomischen Dichter dieser Zeiten. Und auf diese an dieser Stelle gerade einzugehen, wünsche ich auch aus dem äußeren Grunde, weil sie uns auf unserem geographischen Gange rund um die Peripherie von Deutschland zunächst am Oberrheine begegnen. Dort wenigstens hatten sie ihren Hauptsitz; dort war Reimar gebürtig, der zwar an das Ostende von Deutschland auswanderte, dorthin zog sich Frauenlob, Regenbogen suchte dort die vortrefflichsten Sänger auf[40]), und den Misner preist Conrad darum, daß er die Sänger am Rhein bezwungen habe[41]). Die Gelehrsamkeit nun konnte wohl nur in solchen Zeiten Eingang in die Kunst der ritterlichen Sänger finden, wo sich diese Klasse in engere Gesellschaften formeller abschloß, und in diesen Zeiten stehen wir eben jetzt. Bisher hatte es nur einen einzigen großen Ritterorden, d. h. Ritterstand gegeben, den nur nationale Unterschiede trennten. Die großen Orden, welche die Kreuzzüge ausschieden, machen den Uebergang zu den unzähligen Ritterbündnissen und Gesellschaften, die seit

---

40) Altd. Muf. II, p. 186.
umb singens willen wolt ich ziehen an den Ryn,
mir wart geseit, wie hie die besten senger sin.

41) Man. Samml. II, 207.
Der Missener hat sanges hort in sines herzen schrine,
sin don ob allen resen doenen vert in eren schine,
damit er bi Rine die singer leit in sin getwanc.
In fuorten ubers leber mer der wilden greifen zwene,
da lerte in underwegen doene singen ein syrene;
er doenet vor uns allen sam diu nachtegal vor giren.

Dieß hat van der Hagen sehr mit Unrecht als Satyre genommen.

dem 14. Jahrhundert in Deutschland, wie überall, vorübergehend aufkamen. Ganz so gab es bisher einen einzigen deutschen Sängerorden; ein allgemeines Band, wie es die gleiche Beschäftigung mit sich führte, umschlang die Dichter der Nation; der Gleichgesinnte etwa schloß sich zum Gleichgesinnten etwas näher an, der Jüngere an den Aelteren, der Schüler zum Meister; einzelne Fürstenhöfe vereinten auch wohl auf eine Zeit lang die Meister aller Farben und Gegenden, doch war dieß vorübergehend. Nachdem mit den Hohenstaufen das Gemeinleben in Deutschland hinschwand, scheint das massenweise Wandern und Zusammentreffen der Sänger aufgehört zu haben, und es hielten nun die Dichter, mehr auf die engere Heimat gewiesen, auch mehr den verschiedenen Stämmen nach zusammen. Das Wandern einzelner Sänger dauert indessen fort; viele der Dichter dieser Zeiten haben ihre Heimat mit einem andern Wohnorte vertauscht: diese suchen dann wohl eine ehrbare Stelle an fremden Höfen; andere aber reisen, um sich und ihre Kunst zu produciren und zu vervollkommnen, und solche suchten dann statt der Höfe die Meistergesellschaften in den größeren Städten auf. Daß es dergleichen schon damals gab, läßt sich nach so vielen Stellen, nach welchen irgend ein fremder Meister empfangen wird und sich hören läßt in Freundschaft oder in Feindschaft, nach so vielen Stellen, die von Merkern u. dergl. reden, nicht wohl bezweifeln. Nichts ist wohl auch natürlicher, als daß die Sangestage, die schon Walther erwähnt, die Tage, an welchen vor Fürsten und Großen die Sänger zusammenkamen zu Gesang und Spiel, auch in der Zeit, wo zwar die Protection der Fürsten aufhörte, aber doch noch die Dichtkunst in ganz Deutschland Ausüber und Verehrer fand, in der geänderten Weise werden fortbestanden haben, daß sich die Meister unter sich versammelten, da sie ja jetzt ohnehin, misgestimmt gegen die geizigen Höfe, ihre Kunst mehr für sich selbst trieben. Solche Vereine, wie sie sich in jenen Zeiten des 13. u. 14. Jahrhunderts denken lassen, möchte ich eher den Dichterorden der schlesischen Zeit, die sehr viele Eigenheiten von dieser Periode trägt, vergleichen, als den Singschulen der Handwerker im 15. und 16. Jahrh., die, so lange keine älteren Tabulaturen gefunden werden, nicht ohne Willkühr höher hinaufgerückt werden können, als diese selbst. Auch werden wir unten sehen, daß sich so streng

formelle Institute nur im Gegensatze zu dem zuchtlosesten Volksgesange ausbilden konnten. Mir scheint daher van der Hagen Recht zu haben, wenn er in diesen Zeiten nichts als eine Vorbereitung zu den späteren Singschulen findet und nur unter den ungezwungensten Verhältnissen das Entstehen eines gewissen formellen Princips in den oberrheinischen Städten zugibt. Solche Meisterschulen unter dem Sängergeschlechte zu suchen, von dem ich hier rede, würde derselbe Fehler sein, wie wenn man die patricischen Clubbs der Städte mit den Gilden und Zünften in Eine Reihe stellte, wozu trotz aller Aehnlichkeit nichts berechtigt. Nachdem nun aber solche freiere Vereinigungen der Meister hier und da Statt zu haben anfingen, war es nicht anders zu erwarten, als daß, ebenso wie die Vernachlässigung der Kunst an den Höfen und unter den Laien einen Anstoß zu dem Abschließen der Künstler unter sich gab, so nun umgekehrt dieses Abschließen wieder darauf hinwirkte, der Kunst einen Character zu geben, der sie den Laien, wenn nicht unangenehmer, doch wenigstens unzugänglicher machte. Es bedingte ja doch wohl natürlich einen Unterschied des Gesanges, wenn man früher sang, um den Rittern und Frauen zu gefallen, und jetzt, um den Meistern genug zu thun; welch einen verschiedenen Maasstab, welch eine verschiedene Kritik mußten nicht beide Tribunale an die Vorträge der Dichter anlegen! Welch ein verschiedener Wetteifer mußte nothwendig da und dort rege werden! Wie verschieden mußte das Amt der Merker in so verschiedener Lage sein! Bisher haben wir nur rein kunstmäßige Kämpfe innerhalb des Gebietes der Dichtung kennen gelernt, so großartig und weit, wie alle Verhältnisse, in denen sich die Geschichte Deutschlands überhaupt unter den Hohenstaufen bewegt. Der höfische Ritterroman kämpfte mit dem Volksepos; und unter den höfischen Sängern selbst kämpfte ein Lebensprinzip oder ein Kunstprinzip gegen das andere. Jetzt aber erloschen mit der Würde des Ritterstandes, mit welchem diese Prinzipien ganz enge verwachsen waren, und mit der feinen Frauenverehrung, die auf Kunst und Leben von so großem Einfluß war, diese Prinzipien selbst. Nur in einzelnen Theilen von Deutschland, wie wir vorhin an dem Beispiel von Oestreich sahen, ging der lyrische Gesang auf den gemeinen Frauenverkehr ein, der nun herrschend ward; die epische Erzählung dagegen, die über-

all mit dem wirklichen Leben in viel zu naher Beziehung steht, konnte dem Eindrang der unreinen Liebesszenen und der ritterlichen Rohheit und Brutalität nicht widerstehen, wie wir nun immer deutlicher sehen werden. Der lyrische Gesang dagegen, der den Verkehr mit der Welt nicht so nöthig hat wie das Epos, der aus dem inneren Menschen aus reinerer Quelle strömt, empfand im Allgemeinen die moralische Gesunkenheit der Zeit so bitter, daß er sich mit voller Macht dagegen auflehnte und daher von nun an der größeren Masse nach, sich so entschieden an das Lehrgedicht anschließt, als er in jener blühenderen Zeit sich wie wir sahen an das Kunstepos angeschlossen hatte. Zwei Wege schlug er, wie das die menschlichen Bestrebungen nach einem besseren moralischen Zustande immer thun, in Verbindung mit dem Lehrgedichte und der Moral und Religion überhaupt ein, um gegen jene Verderbtheit anzugehen; er suchte entweder die alten Prinzipien zu halten oder neue an deren Stelle zu setzen. Die bisher herrschende Menschenklasse hing treuer an jenem Weg, die aufstrebende Bürgerschaft schlug sich mehr auf diesen, nicht so jedoch daß diese Grenze nicht aufs vielfältigste wäre durchbrochen worden; auf jenem ersten Wege ging die Zeit, in der wir jetzt stehen, vorzugsweise, meist ohne ihren Vortheil recht zu verstehen und oft unter den größten Fehltritten; jenen anderen öffnete die Reformation mit dem entschiedensten Erfolge für den größten Theil der Nation. Auf diesem letzteren gelangte die Kunst allmählig, und auch hier nicht ohne ganz übel verstandene Schritte von Seiten der begünstigenden Menschenklasse selbst, zu der Volksmäßigkeit zurück, welche das 15. und 16. Jahrhundert characterisirt, auf jenem versuchte sie sich in enge Kreise abzuschließen und die Reinheit des Lebens für eine bevorzugte Klasse zu reserviren. Auch jetzt also blieb noch dieser Zeit und der Kunst dieser Zeit ein Streitpunct übrig zur Uebung des Wetteifers, der großartig genug war. Leider aber waren die Ideen der früheren Zeit schon so gesunken, weil sie auch an sich, wie wir ja sahen, bei aller Größe zu sehr von erkünstelter Art waren, als daß sie lange hätten ausdauern können, und auf der anderen Seite waren die neu aufkeimenden Ideen noch so sehr im Werden und hatten mit so vielen Hindernissen zu kämpfen, daß auf beiden Theilen die Waffen gar zu stumpf waren, und das Bewußtsein von dem,

wofür gekämpft werden sollte, gar zu schwach, als daß dabei irgend etwas Ersprießliches hätte herauskommen sollen.

Denn um diesen letzten Satz erst im Allgemeinen zu erhärten, ehe ich auf das Nähere eingehe[42]), so erinnere ich nur daran, wie wir auf der Einen Seite bereits jene östreichischen Dichter zu denen rechnen dürfen, welche gegen die bisherigen aristokratischen Lebens- und Kunstprinzipien gerichtet sind, welche die Convenienz und die Frauenmoral verspotten und verhöhnen, und mache darauf aufmerksam, daß diese nichts an die Stelle rücken, was das Untergehende ersetzen könnte, als etwa die frische frohe Lust des Volks, aus welcher übrigens allerdings eine neue moralische Kraft weit eher sich entwickeln konnte, als aus dem trübseligen Jammer nach der anderen zukünftigen Welt[43]), in den jetzt die Anhänger des Alten immer mehr versinken. Diesen bürgerlichen Dichtern, deren Sang, wie wir sahen, in jenen derben Liebesromanzen, in jenen üppigen Tanz- und Mailiedern, in jenen neuen Trink- und Schmausgesängen jetzt anfängt auf das Volkslied der späteren Zeiten überzuführen, stellen sich dann einzelne höher gestellte Dichter mit etwas noblerer Gesinnung an die Seite, wie ja auch in jedem anderen Verhältnisse unsere souverän werdende Aristokratie das bürgerliche Element erst recht nährte und förderte. Dahin gehören die einzelnen, zum Theile ganz vortrefflichen Lieder der Herzoge Heinrich von Breslau (1266—94), Otto von Brandenburg († 1298) und Johann von Brabant († 1294), welche am Anfange der Manessischen Sammlung stehen. Allein dieser Volkston in den Liedern dieser Zeit ist seltener, er verliert sich wieder, um erst später neben vielen anderen solcher vorübergehender Erscheinungen dieser

---

42) Ich muß meine Leser bitten, hier sich nicht die Mühe verdrießen zu lassen, auf den Gang der Darstellung etwas schärfer zu merken. Es hätte sich leicht mit etwas mehr Systematik Alles durchsichtiger darstellen lassen, allein es kommt in der Geschichte darauf an, daß man die Sache selbst auch im Vortrage treu abbildet; und man versuche nur, die ungeheure Masse und den dunklen Wirrwarr der Dichtungen dieser Zeit selbst zu bewältigen: so schöne Ordnung darin ist, so schwer wird mans finden sie zu durchschauen.

43) Wir sin bezzer vro, so wir nach tugenden ringen,
denne ein trurecliches leben.

Rinne im Cod. pal. N. 357.

Jahre, gediegener und dauernder wieder hervorzutreten. Gegen diesen einzelnen Dichtern stehen nun andere gleichfalls mehr vereinzelte über, welche das alte Minnelied ganz in der alten Weise zu halten suchten. Dieß war nun noch viel vergeblicher. Den Hauptrepräsentanten dieser Art lernten wir schon in Ulrich von Lichtenstein kennen. Als gleichzeitige oder zum Theil auch noch etwas ältere dieses Characters hätte ich noch den Schenk Ulrich von Winterstetten, den Walther von Metz, der auch durch sein französisches Gedicht Mappemonde (1245) bekannt ist, den von Singenberg, den tugendhaften Schreiber u. A. nennen können. Aus diesen späteren Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts läßt sich nicht leicht einer dieser Art anführen, bei dem nicht der Gesang aus der Minnepoesie entweder in die schalkhafte Art der Tanhuser und der ähnlichen, oder in die ernste und gnomologische der Reimar von Zweter überstreifte. Jener Art würde ich den Rubin und den Kanzler nennen, dieser Art aber den Niune und Lutolt von Seven, am reinsten von beiden Eigenschaften bewahrt am besten den alten Ton der Minnelieder Conrad Schenk von Landegge († 1270). Der letztere ist eine frohe heitere Natur; bei ihm und dem Canzler finden sich zuerst am auffallendsten jene leichteren, einfacheren, minder verschlungenen Töne, die uns Neueren so viel näher stehen als die schwierigen Strophen der älteren Minnesänger, und die an sehr viel ähnliches in der schlesischen Zeit erinnern, während Andere wieder jene alten schon genug gekünstelten Töne (so besonders Conrad von Würzburg) mit allen erdenkbaren Mitteln noch mehr verkünsteln, so daß diese gegen jene gefälligen einfachen Maaße einen sonderbaren Gegensatz machen. Am nächsten liegen diese Gegensätze eben in des Kanzlers Minneliedern nebeneinander, der überhaupt bei weitem einer der vielseitigsten Dichter dieser Zeit ist. Er hat neben jenem gewandten und leichten Strophenbau zugleich die verschlungneren Töne, die kürzeren Verse und den Reimreichthum, den man sich jetzt so gerne als eine freiwillige Kette anlegt, weil leider jetzt auf den Sinn nichts mehr ankommt; allein bei ihm geht der Sinn darüber doch seltner verloren, weil er sich nicht so kraus wie bei anderen durch Cäsuren und Reime schlingt, daß man entweder den Rhythmus oder den Gedanken nothwendig aufgeben muß, sondern er weiß

mit sehr viel sprachlicher Gewandtheit ein geschicktes Ebenmaaß zwischen Sinn und Form zu bewahren, das uns beides festhalten läßt. Wenn nicht überall, so geht er doch in den meisten Fällen über diese selbstgemachten Hindernisse und Erschwerungen mit mehr Geschicklichkeit und Zwanglosigkeit weg, als mir bei irgend einem anderen aufgefallen wäre. Den meisten Dichtern aber, die sich in dem alten Thema des Minnegesangs behaupten wollen, geht trotz der Verskünstelei aller lyrische Sinn ab, und trotz der Unverholenheit, mit der sie Gedanken, Ausdrücke, stationär gewordene Gefühle und Sentiments von ihren Vorgängern borgen und stehlen, entbehren sie jeder innigen Empfindung und jedes Gedankens, der an dem Leser festhaften könnte. Man würde diese flache Nachahmerei ohne alle Eigenthümlichkeit weit besser einsehen und weit leichter nachweisen können, wenn diese Lieder nur besser dazu gemacht wären, sich dem Gedächtnisse einzuprägen; doch wäre auf dergleichen aufmerksam zu machen, eine ehrenvolle Aufgabe für den Herausgeber. Bei Walther von Metz und Rubin fiel mir unter diesen das Entlehnen (namentlich von Walther von der Vogelweide) am lebhaftesten auf; unter den gnomologischen Dichtern (so bei Walther von Prisach, Günther von dem Forste, dem Teschler u. A.) ist es viel leichter nachweislich. Das Beste, was diese späteren Minnelieder enthalten, darf man nur mit dem älteren eines Morungen oder Johannsdorf vergleichen, um zu finden, wie hier auch bei der Körperlosigkeit die sie mit jenen theilen, doch Seele und Leben ist, was dort ganz anfängt zu mangeln.

Diese Lyrik also, sage ich, die sich so ganz entschieden an dem Alten halten wollte, ohne ein neues Element zuzulassen, konnte sich nicht mehr behaupten, wie jene andere, die ich ihr entgegenstellte, welche das Alte geradezu verstieß, sich noch nicht halten konnte, weil sie räumlich weit mehr ausgebreitet, innerlich weit mehr gesittigt sein mußte, um mit Erfolg zu polemisiren. Es ist daher merkwürdig genug, daß alle und sämmtliche Dichter von allen und sämmtlichen Farben immer mehr oder weniger in in das Lehrhafte und Gnomische fallen, weil die ganze Zeit offenbar in Deutschland in einem großen Zuge jetzt mit der Emporhebung des Bürgerstandes zugleich auf die Emporhebung einer neuen moralischen Kraft mit der politischen ausgeht, und dabei

die Dichtung wie alles Andere mit in diesen Zug hinein reißt. Denn dieß ist ja der große Gegensatz, der Deutschland in seiner Geschichte seit dem Falle der Hohenstaufen den romanischen Nationen gegenüber auszeichnet, daß es mit seiner bürgerlichen Entwicklung eine volksthümliche, kraftvolle Moral und Religiosität entfaltete, welche dem sittlichen Gesetze der Menschheit über das conventionelle und standesmäßige der Geistlichkeit und des Adels einen großen Sieg errang, während in jenen Theilen von Europa die aristokratische und hierarchische Bildung über die Regungen des Volks die Oberhand behielt. Während daher in Italien die nächsten Jahrhunderte auf die kunstmäßige Vollendung der christlich=ritterlichen Poesie mit den glänzendsten Erfolgen ausgehen, läßt Deutschland eben diese Poesie ganz in demselben Verhältnisse in's allertiefste herabsinken: dafür aber begann Deutschlands sittliche Größe, als die von Italien für lange Jahrhunderte verfiel und versank. Daher kommt es denn auch, daß Deutschland sogleich das kunstmäßig reinere Bestreben eines Gottfried von Strasburg, das uns bei weiterer Ausbildung weit über Ariost geführt haben würde, gänzlich fallen ließ und die ganzen folgenden Jahrhunderte sehen den Wolfram von Eschenbach als ihren Herrn und Meister an, folgen seiner Manier, legen ihm jedes größere Gedicht bei, und während Gottfried lange vergessen oder bei Seite geschoben ist, steht er und Walther als die allein unerschütterten in der Mitte von allen Meistern, deren sich je einmal ein späterer Sänger erinnert oder welche die Sage je in der heiligen Zwölfzahl aufführt, in die man nun gerne die Erzväter des Gesanges zusammenstellt, während die übrigen leichter variiren. Sein Ansehen war durch nichts zu verringern oder zurückzuschieben, als durch die Poesie und Moral der alten Welt, womit es schon Thomasin zu frühe gegen sämmtliche Ritterromane versuchte, weil jene ein reineres Sittengesetz durchdrang, als das, welches die Ritterzeit kannte. Für die ganze Periode aber, welche an den Ordnungen dieser Ritterzeit festzuhalten strebte, ist er gleichsam wie der Mittelpunct zu betrachten, um den sich alles andere versammelt. Was wenigstens als das Höchste im Epischen in dieser Zeit gilt, wie der Titurel, bemüht sich ganz aus seiner Seele und mit seiner Zunge zu reden und diesen Titurel wieder betrachtet alsdann jeder Ernstere der fol-

genden Jahrhunderte wie ein Heiligthum[44]) während die gnomologischen Dichter sich auf Walther und Freidank so lehnen, wie die epischen Erzähler noch tief im 15. Jahrhundert aller Reminiscenzen an Parzival und Titurel voll sind.

Dieß Alles aber ist auch gar kein Wunder; denn bei dem allgemeinen Suchen nach einem moralischen Haltpunkt konnte man freilich weder einen Hartmann noch einen Gottfried gebrauchen, und man mußte wohl auf Wolfram verweilen, oder auf Walther. Bei beiden aber begegnen wir, schon in älterer Zeit also, den zwei verschiedenen Richtungen, die uns vorhin schon auffielen, der vornehmeren, abgeschlosseneren, nach dem Alten hinneigenden, die dort in der guten aristokratischen Zeit gar noch ein hierarchisches Element zu erhalten suchte, eine verborgene Weisheit begünstigte, und ein geheimnißvolles ganz individuelles Glück der Seele predigte, und dann jene volksthümlichere, hellere, gesündere, die in religiösen Dogmen nicht die Moral sucht, die aus den Vorurtheilen des kirchlichen und adligen Ceremoniels herausstrebt, die es wagt mit Schnödigkeit gegen die Erzengel zu fechten und die mit dem rührenden Zweifel eines reinen, menschlichen Herzens über das übermenschliche Gebot der Feindesliebe nachdenkt. Beide Richtungen sind in unserer Nation seit diesen beiden Männern in ewiger Reibung unter einander. Zur Zeit Wolframs und Walthers mochten sich die Menschen gleich darunter theilen; im Freidank, sahen wir, lag die religiös-dogmatische mit der volksthümlich-moralischen nebeneinander; dasselbe ist der Fall im Renner mit einiger Vorliebe im Dichter für das Erstere, wozu die Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts überhaupt jetzt eine große Neigung hat; in der Reformation siegt diese volksthümliche Moral völlig, nur jedoch um gleich darauf wieder Frömmelei und mystischen Unsinn her-

44) Noch Püterich sagt:
Ich hab den Titurel,
das haupt ab teutschen puechen;
wer mich das widerpell,
der findet kampf, ob er den ruecht ze suechen,
das nie sein gleich war funden in allen sachen,
mit ticht so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolframb von Eschenbache.

vorzurufen; im vorigen Jahrhundert stehen die Rabener, Gellert, Pfeffel und alle ähnlichen den Seraphischen Dichtern ebenso gegenüber, bis diese später auf eine Zeit lang beseitigt worden, nicht ohne daß sich in unseren Tagen wieder Spuren einer Hinneigung für dieses heute ganz bedeutungsleere Wesen zeigten. In der Zeit in welcher wir stehen bildet der Titurel mit seinem Anhange zu den Romanen der fränkischen und deutschen Sage einen Gegensatz, der aus diesen getheilten Ansichten der Zeit zu erklären ist; unter den lyrischen Dichtern sind Frauenlob und Regenbogen diejenigen, in welche beide Richtungen am schroffsten sich feindlich begegnen. Ueberall aber erscheinen schon damals die Verehrer jener heiligen, mysteriösen Dichtung mit sich selbst zerfallen, überall auf der anderen Seite die Anhänger der Volksmoral noch zu befangen in jenen alten Vorstellungen, so daß denn in den gnomischen Dichtern und im Renner beide Seiten wie schon im Freidank, fast ganz unlösbar verbunden sind, und vorzugsweise wird diese Unklarheit in den Tendenzen fast aller dieser Dichter sichtbar in ihren Befehdungen unter einander; jeder einzelne hat es mit irgend einem Gegner zu thun; man merkt wie bitterer Ernst es den Kämpfern ist; daß aber ihr Kampf ein höheres, inneres, wesentliches Interesse beträfe, kann man kaum bei den zwei letztgenannten Dichtern ahnen, denn sonst erscheinen alle unter sich und in ihren Gesinnungen nicht allein ähnlich sondern gleich; und häufig, wenn sie ganze Strophen voll Heftigkeit gereimt haben, weiß man selbst nicht einmal einen kleinen Anlaß herauszufinden, und findet man ihn ja, so darf man sicher sein, daß es eben ein sehr kleiner, ein kindischer Anlaß war, und meist daß es sich um einen gelehrten Kram dreht.

Aber freilich dieser gelehrter Kram, über dessen große Einfalt wir heute bequem lachen, war den wackeren Meistern damals keine solche Kleinigkeit. Es ist gewiß nichts schwerer, als sich in den Ideenkreis solcher Menschen und solcher Zeiten zu setzen, die ihre eigenen Ideen sich klar zu machen oder gar faßlich auszusprechen, oder vollends deutlich in schwierige Reimstrophen zu bringen gar keine Anlagen und kein Geschick haben; und wollte ich nicht bequem vorübergehend die gnomische und didactische Poesie dieser Jahrzehnte unerklärt liegen lassen, so mußte ich schon meinen Lesern die Unbequemlichkeit machen, sie auf einigen Umwe-

gen, die das Verhältniß dieser Jahrzehnte zu den vorausgegangenen und zu den nachfolgenden Zeiten im Großen faßten, nun allmählig wieder zu den einzelnen und kleineren Erscheinungen zurückzuführen. Nachdem ich also oben davon ausgegangen war, von dem Eingange der Gelehrsamkeit in die Dichtungen zu reden, bedurfte es der Darlegung der allgemeineren Lage der Zeit, um deutlich zu machen, warum denn auf diese Gelehrsamkeit, so unsäglich klein und bescheiden sie war, ein so großer und übertriebener Werth von den Meistern selbst gelegt ward, und warum sie sogar in Romane und größere erzählende Gedichte einging, wohin sie so wenig paßte. Wir werden uns diese immerhin auffallende Erscheinung leichter erklären, sobald wir bedenken, daß es vorzugsweise jene Anhänger am Alten waren, die sich dieser Gelehrsamkeit hingaben. Sie fühlten alle, daß jenen früheren Ideen der Blüthezeit des Ritterthums der Boden genommen war, auf dem sie gediehen. Wenn jene Frauenliebe, wenn jene Vasallentreue, wenn jener heilige christliche Kampf- und Wallfahrtseifer die alten Früchte tragen sollte, so gehörten auch jene sinnigen Menschen, jene patriotischen Unterthanen, jene frommen Dienstleute dazu, die nun dahin waren, es gehörten dazu auch die reinen Frauen, die kräftigen, edlen und begeisterten Fürsten, die jetzt verschwunden waren. Sollten die alten christlichen Dogmen ferner geglaubt werden, so verlangte das die alte Einfalt und gute schlichte Bildungslosigkeit in dem frühern Geschlechte zurück. Gerade wie auch in der Theologie selbst die Scholastiker nicht die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der herrschenden Lehrbegriffe frei prüften und neu begründeten, sondern die gegebenen nur mit neuen Mitteln verfechten wollten, so machte man auch hier von dem nämlichen neuen Wissen den nämlichen Gebrauch in der Poesie. Man wollte ein untergrabenes, ein morsches Gebäude stützen, und wer weiß nicht, daß man in solchen Lagen im heiligen Rettungseifer auch nach morschen Stützen greift. Zudem war bereits, wie wir oben schon hörten, die Kunst auf die Meister selbst zurückgezogen; der Rücksicht auf Laien bedurfte es nicht mehr: war daher früher die reine Sängerkunst oder die Hofregel, die Frauensitte oder die Standeswürde und dergleichen das Criterium, nach dem des Gesanges Werth und Unwerth bestimmt, der Kranz gegeben oder verweigert ward, so hatte jetzt

der Werker im geschlossenen Kreise der Meister auf die Weisheit und Gelehrsamkeit des Dichters vor allem zu achten. In jener Zeit der Subjectivität trug in dem Kreise der Hörer jeder einzelne Rittersmann, jede einzelne der Frauen das Gesetz im Herzen, nach welchem der „gute Edelsang" bemessen und beurtheilt werden sollte. Allein diese schöne Zeit war vorüber. Es waren die Tugenden der Liebe, der Ehre, der Treue, der Stetigkeit, des Glaubens an den dreieinigen Gott, an die Menschenerlösung, an Christs Wundergeburt und dergleichen im Worte an den nachfolgenden Geschlechtern hängen geblieben, allein in ihrem Handeln und Wirken entsprach dem nichts. Zu den verwilderten Gemüthern zu reden, in dem räuberisch gewordenen Rittervolke das alte Ehrgefühl, die alte Ritterwürde, den alten gottes- und frauendienstlichen Sinn aufrufen zu wollen, konnte nur Predigern und Schulmeistern einfallen, und diese werden wir auch noch hier und da in diesen Ton einstimmen sehen. Die Sänger dagegen suchten nun alle diese Tugenden objectiv zu begründen, und mit äußeren Ueberzeugungsmitteln die Menschen dafür zu gewinnen. Diese Mittel holten sie aus dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens, das ihnen offen stand, aus Mineralogie, Pflanzen- und Thierkunde, Geschichte, Physik, Astronomie, Geometrie, Astrologie, Bibelkunde und Nigromantie. Das Beispiel, die disparate und unverdaute Gelehrsamkeit eines Albert des Großen, scheint hier von einem unseeligen Einflusse gewesen zu sein; wie denn überhaupt die Scholastiker zur Erklärung dieser Gedichte fleißig benutzt werden müssen. Die Kenntniß sämmtlicher freier Künste wird von nun an als nothwendiges Requisit in einem Meister vorausgesetzt[45]). Was noch Thomasin in scherzhafte Allegorie zog, das wird jetzt schon ganz ernsthaft gelehrt, daß Tugend, Milde,

45) Ein Lied von Regenbogen schließt so:

> Umb singens willen heng ich uf ein rosenkrantz;
> die silben, rymen machen ym die bletter ganz,
> wer singet wyse wort und ouch der töne schantz,
> und mir den crantz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
> Philosophy das krentzellyn tut machen,
> die musica und ouch die kunst jeomatry,
> rhetorica die wont dem edlen sange by,
> die loyca und ouch die hoch astronomy:
> belybet mir myn Rosenkrantz, von freuden wil ich lachen.

Seeligkeit, rechtes Maaß nur aus den sieben Künsten zu lernen sei, daß die Grammatik gute Zucht, die Astronomie Treue und Bescheidenheit, die Rhetorik Muth zur Tugend verleihe und gewähre. Soll fernerhin eine Tugend empfohlen werden, so zählt man in endlosen Versen mit steter Wiederholung des Wortes, das sie bezeichnet, alle ihre Eigenschaften, ihre Wirkungen und Vortheile auf: nur freilich auf dem Gebiete der Psychologie und Lebenserfahrung ist das Wissen dieser Meister gerade am geringsten. Soll die Macht einer Leidenschaft geschildert werden, so werden aus den alten biblischen Geschichten und aus Gedichten und Sagen Beispiele geholt, um dieß zu bewerkstelligen. Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, in Geschichte oder im Leben, so fängt man an, Parallelen mit dem alten Testamente zu ziehen, und nahm das Muster dazu von den Theologen, unter denen besonders Robert von Deutz und Richard von St. Victor angefangen hatten, das ganze alte Testament in Geschichte und Gesetz auf die christliche Kirchen- und Völkergeschichte zu deuten. Auf diesem Grunde ferner ruhen jene unzähligen Gedichte des Reimar von Zweter, des Myoners, Marners, Rumslant und so vieler anderer, welche allerhand Geschöpfe und Producte der äußeren Natur auf die moralische Natur des Menschen anwenden, in Steinen, Thieren, Pflanzen und Naturerscheinungen Beziehungen auf die menschliche Seele und ihre Eigenschaften, auf Tugenden und Laster der Menschen finden, die nicht selten sogar dogmatische Sätze der christlichen Lehre erhärten sollen, (was seit den frühesten Kirchenvätern einen ganz eigenen Zweig christlich-physiologischer Gelehrsamkeit bildet)[46]), wie auch jene geheimnißvollen und wunderbaren Räthsel und Aufgaben dieser Art, die oft ihre Sprache und Form aus der Apocalypse entnehmen und leider die Apocalypse noch an Tiefsinn und Dunkel überbieten. Den Reimar von Zweter stellte ich oben als den Führer dieser großen Schaar voran; in Lupolt Hornburgs Gedicht von allen Singern[47]), worin er, ganz von dieser neuen Kunstgattung erfüllt, als die zwölf Hauptmeister lauter solche gnomische Dichter dieser Zeit nennt[48]), führt er daher den Reihen

---

46) Hoffmanns Fundgruben I, p. 16.
47) Altd. Mus. II, p. 22.
48) Reimar von Zweter, Walther von der Vogelweide, Nithart, Wolfram

und Alles was dort über ihn gesagt wird, characterisirt ihn und zugleich die Ansicht des Beurtheilers vortrefflich. Aus einem faulen Holze, sagt Hornburg, aus argem Bein, aus trübem Pfuhle, d. h. aus jedem noch so gemeinen Gegenstande hätte Reimar bessere Anwendung zu dergleichen moralischen Deutungen zu machen gewußt, als ein Anderer aus Gold, aus der edelsten Materie; er hebt dann die Vielseitigkeit hervor, mit der er seine Sprüche über alle möglichen Dinge in der Welt ausgegossen hat; er vergleicht dann seinen Gesang zu Christs Lob mit eines Apostels Lehre; er preist ihn endlich geradezu als den ersten und besten. In der That folgten alle die Späteren seiner Manier, sie mögen sich als Gegner oder Freunde anstellen. Die Seite seiner Lieder hervorzuheben, von der ich hier rede, habe ich daher oben verschoben. Alle die zuletzt genannten Dichter, zu denen man eine Menge andere hinzufügen könnte, dazu die größeren lehrhaften und sogar fast alle erzählenden Gedichte haben jene Gleichnisse und Beziehungen als eine Lieblingsmaterie behandelt. Wir müssen dabei im Auge haben, daß großartigere Gedanken dieser Art auch schon viel früher in die Poesie eingegangen waren; ich erinnere nur an jene Vorstellung von der Jungfrau Erde und Maria, die beide selbst unbefleckt, die einzigen reinen Menschen geboren haben; oder an jene häufige weise Mahnung, daß der Mensch über seinem edelsten Gute, seinem freien Willen, nicht die treue Befolgung des Wegs, den ihm Natur und Instinct anweist, aufgeben solle, auf dem alle Geschöpfe und Thiere und alle Elemente gehorsam beharren, was das einzige Thier in Menschenhaut nicht thut. Einzelne dieser Vorstellungen sind voll Anschaulichkeit und für Gemüth und Phantasie von reicher Fülle; allein allzuoft mangelt die Schärfe der Vergleichung und die populäre Begreiflichkeit, die bei aller Sinnbildnerei das erste Requisit ist. Dieser späteren Zeit besonders eigenthümlich finden wir sowohl kleinere, als willkührlichere Bilder, so wie denn schon das übelste bei der Sache ist, daß meistens weniger Geschöpfe der Natur als der Phantasie zu diesen Gleichnissen genommen werden. Erst leiht man den Steinen wunderbare Kräfte, den Pflanzen und Thieren un-

---

Conrad von Würzburg, Boppo, Marner, Regenbogen, Frauenlob, Suonenburg, Ehrenbot und Bruder Wernher.

mögliche Eigenschaften, nimmt eingebildete Thiere und Producte, und diese geben dann erst die Anwendung auf die sittliche Menschennatur. Viele der unzähligen kleinlichen Bilder, mit denen man die unbegreifliche Empfängniß der Maria oder die Dreieinigkeit begreiflich machen will, sind dieser Art. Dergleichen konnte dann natürlich nicht die Dauer und den Werth haben, wie z. B. so viele ähnliche Sprüchwörter, die ganz auf richtigen Erfahrungen und nicht auf einer poetischen Naturgeschichte und willkührlichen Vorstellungen beruhen. Wenn hier z. B. von Reimar verlangt wird, ein rechter Mann soll Straußenaugen, einen Kranichhals, Schweinsohren, ein Löwenherz, die Hände des Aaren und Greifen, die Füße des Bären haben, so würden wir uns bei der letzten Forderung etwa vorstellen, es solle ein Heimtücker, bei der vorletzten, es solle ein Dieb u. s. w. sinnbildlich geschildert werden. Daher kommt es denn, daß über die Deutungen der Eigenschaften der Thiere, und über diese Eigenschaften selbst so leicht Streit unter diesen Sängern ist, und daß dann mit einem Unsinn gegen den anderen gestritten wird, und dieß mit desto größerer Wichtigkeit, je unwichtiger die Sache ist. Es kommt aus dieser Unklarheit und Willkühr und aus dieser unverstandenen und unverständigen Nachäfferei der Apocalypse, einer Manier, die das Dunkle der dunkleren Scholastiker, wie eines Duns Scotus, schon der Kürze der Behandlung wegen überbieten mußte, daß jene tiefsinnigen und unlösbaren Räthsel aufgestellt werden, wie sie im Wartburgkriege, wie sie in den Tenzonen anderer Dichter vorkommen, die gleichfalls auf solchen Vergleichungen sinnlicher und übersinnlicher Dinge beruhen, und die zu lösen die genaueste Bekanntschaft mit der naturhistorischen und symbolischen Fiction jener Zeiten nöthig wäre, wie man sie aus den zerstreuten Brocken, die uns diese Dichter hinwerfen, nicht erlangen kann, oder der Scharfsinn eines Orientalen, obgleich man auch dann über manchem, wie die 30 Männer von Thinmath an dem Räthsel ihres Gesellen Simson, und aus dem nämlichen Grunde wie diese, verzweifeln würde. Nimmt man noch gar hinzu, wie unvollkommen die Kenntnisse unserer Meister in Mathematik, Astronomie und Physik und wie wunderlich ihre nigromantischen Vorstellungen waren, von welchen Doctrinen doch der Kanzler, Sigeher u. A. Anwendungen in ihren Sprüchen machen, so sieht man wohl leicht ein, um

welche hohle Dinge es sich hier handelte und mit welchen Scheinwaffen darum gestritten ward.

Es ist aber allbekannt, daß man nichts höher hält, als ein kleines Wissen, was man vor anderen voraushat oder zu haben meint; daß Niemand dünkelhafter zu sein pflegt, als ein kleinlicher Gelehrter auf seine kleinliche Gelehrsamkeit; daß Niemand auf irgend einem auch großen Gegenstande leicht mit solchem Eigensinne und Selbstgenügsamkeit haftet, wie solche Leute grade auf ihren kleinsten Quisquilien und wie sie dergleichen bis auf's Blut vertheidigen und um keinen Preis der Erde aufgeben. Nichts kann daher besser über den Charakter dieser Dichter, nichts besser über den Werth oder die Werthlosigkeit ihrer Spruchgedichte aufklären, als ein Blick in ihre Streitigkeiten. Ich habe schon oben bemerkt, daß alle ihre unzähligen Reibereien ein wesentliches Moment nicht betreffen, sondern entweder Aeußerlichkeiten ihrer Gedichte oder Personalitäten. Ein eigentliches Urtheil kommt keinem zu, jeder preist den, dem er gerade nahe steht, oder der zufällig auch mit keiner Kleinigkeit Anstoß bei ihm erregte, als den besten. Es ist daher gar kein Wunder, und hängt mit der naiven Selbstgefälligkeit und Reizbarkeit dieser Leute zusammen, wenn jeder Einzelne gar nicht übel Lust zeigt, sich über alle Andere wegzusetzen. So warnt Rumslant den Marner, sich nicht wegen seiner Gelehrsamkeit über die Laien zu erheben[49]; so spricht der Misner im höchsten Selbstgefühl über seine Leistungen[50]; so will Regenbogen sehen, wer ihm sein Kränzlein abgewinnen soll, der sonst seinem Widersacher Frauenlob gegenüber mehr den Eindruck eines Bescheidenen macht: und dieser, den man besser Selbstlob genannt hätte, und den Regenbogen in ironischer Sicherheit doch nicht gegen sich will aufkommen lassen[51], spricht es im höchsten Dünkel von sich aus, daß was auch Reimar, Walther und Wolfram je gesungen, e r noch ihren Gesang übergolde; sie hätten den Schaum geschöpft, aber seine Kunst gehe aus Kessels Grunde; sie seien den schmalen Steig neben der kunstreichen Straße gegangen, seines Gesanges Schrein soll man reichlich krönen, er sei

---

49) Bei Müller unter Meister Rumslant N. CCCXIII.

50) Ibid. unter dem Mysner N. DXC.

51) Altd. Mus. II. p. 194.

ihrer Aller Meister[52]). Daher kommt es denn auch, daß schon in Hamburgs Gedicht als die 12 größten Meister fast lauter Dichter dieses Schlags und dieser Zeit gestellt werden.

Unter diesen setzt er, sahen wir, den Reinmar von Zwetter oben an, und so läuft nach des Renners Urtheil der Marner, der gleicherweise in deutsch und latein zu dichten weiß[53]), allen anderen vor; auch Rumslant preist diesen, jedoch nicht ohne Klauseln; Andere bestaunen den Frauenlob vor den übrigen und diese Ansicht ging besonders auf die Folgezeit über; die Gelehrten, die Kunstsinnigeren, hielten den Conrad von Würzburg fortwährend für ihren Meister; ihn und den Misner nennt Herman Damen nach des Marners Tod als die besten; Conrad wieder den Misner; und Reimar der Fideler scheint den Lutolt von Seven als Sieger über alle Gleichzeitigen zu erheben[54]). In der That, auch in unseren Tagen, wo wir doch von Partheilichkeit frei sein können, würde es Jedem schwer fallen, irgend einen dieser Männer vor dem anderen auszuzeichnen, wenn ihn nicht irgend eine unwesentlichere Ursache bestimmte. Denn sie verhalten sich in ihren Lehrsprüchen zu einem Walther oder Thomasin, wie die Masse der Minnesänger zu Tristan. Nur dieser verstand uns die Natur der Minne kund zu thun, woran sich die anderen stammelnd und vergebens versuchten; nur jene beiden lassen einen bestimmten sittlichen Grundsatz durch ihre Sätze durchblicken, und Walther versteht die Kunst, oder er hat die Klarheit der moralischen Einsicht und die scharfe Uebereinstimmung des Inneren mit dem Aeußeren, nach welcher auch aus einem vereinzelten Spruche ein sicherer Schluß auf das ganze sittliche Wesen des Mannes gemacht werden darf,

---

52) Man. Samml. II. p. 213.

53) In der Man. Samml. ist eine lateinische Strophe von ihm; man hat auch ein anderes lat. Lobgedicht auf einen Geistlichen von ihm, gedr. im N. lit. Anz. 1807. p. 247.

54) Cod. Pal. 357. f. 3.

Wir muzen wol alle stille swigen
da her lutolt sprechen wil,
ez darf mit sange nieman güden wider in;
er singt alse ho ob allen meisteren hin,
ern werde noch, die nu da leben, den brichet er das zil.

Ich weiß zwar nicht, ob man das mit Docen nicht für Satyre nehmen muß.

wie das fast in jedem Fragmente der griechischen Gnomologen der Fall ist. Allein nur mit Zwang werden wir nach dem aufrichtigsten Studium der Sinnbilder, der Räthsel, der Lamentationen und Predigten dieser Dichter uns darüber deutlich Rechenschaft zu geben suchen, ob sie überhaupt ein moralisches Prinzip kannten, und welcherlei Art dieses gewesen wäre; und nur mit der größten Aufmerksamkeit entdeckt man durch ihre Kleinigkeitskrämereien, daß sie ohne klares Bewußtsein das alte conventionelle Gesetz der Ritterwelt und die alten Dogmen des Christenthums halten, und eben mit diesen Kleinigkeitskrämereien halten wollen. Wie dieß aber geschehen solle, steht ihnen nur völlig unklar vor; daher denn ihre lächerliche Polemik. Bald scheinen sie die Gelehrsamkeit für wesentlich zu halten, legen den höchsten Werth darauf, unterscheiden sich in ihrer Anwendung nicht im geringsten von den anderen, und dennoch tadeln sie sie an anderen: das thut Hugo von Trimberg an Conrad[55]) und Rumsland an dem Marner; sie sprechen wohl dem Walther die Verachtung über die Grübler nach, die da wissen wollen was dem Menschensinne zu weit ist, aber sie zerquälen sich selbst an dergleichen Problemen aufs erbärmlichste. Nichts ist in die Augen fallender, als daß jene zweierlei Elemente, ein volksthümlicheres und verständlicheres mit einem mysterischen, schulmäßigen, gelehrten und geheimnißvollen zusammentreffen, allein nicht so, daß sie getrennt in verschiedenen Dichtern lägen und so ihre etwaige Feindschaft erklärten, sondern in jedem einzelnen liegen sie unversöhnt neben einander. Ich mache nur auf zwei Gattungen aufmerksam. Von jenen apocalyptischen Räthseln des Frauenlob und des Wartburgkrieges unterscheiden sich höchst scharf und bestimmt die volksmäßigen und errathbaren des Reimar, und mancher anderer; eine Mitte zwischen beiden halten wieder andere des Boppo, Wizlau, Kelyn u. A. Gleichwohl berührt sich die

55) Renner ed. Bamberg 1833. V. 1233.
Meister Cunrad ist an worten schone,
die er gar verre hat gewechselt, und von latin also gedrechselt,
daz lutzel leyen sie vernement, an teutschen buchen die niht zement,
swer tihten wil der tihte also, daz weder ze nieder noch ze hoh
sines sinnes fliege daz mittel halten, so wirt er wert beide iungen und alten;
swaz der mensch niht verstet, trege ez im in die oren geht,
dez höre ich mangen toren vernihten Meister Cunrades meisterlichez tihten,
ich hor aber sin getihte selten wol gelerte pfaffen schelten.

Manier aller dieser Dichter aufs entschiedenste, und so wieder mit ihnen der Misner, der sich sonst aufs derbste über dieß Räthselwesen lustig macht, indem er an einer Stelle[56]) die verschiedenen Bedeutungen der Worte Rat, Leit, Arn, Stat, Wider in einen räthselartigen Unsinn zusammenstellt, und an einer anderen, wo er den Namen des Marner in ein Räthsel bringt, den kräftigsten Spott über diese Gattung ausdrückt[57]). Auch das ältere Volksräthsel und selbst das neuere noch, hat oft theils des Bildlichen, theils des Verirrenden wegen, das hineingelegt wird, die Eigenschaft der Unerrathbarkeit, allein mit Recht hat Grimm in seinen Bemerkungen zu dem Tragemundliede[58]) gesagt, daß eben darin der größere Reiz liegt, daß wenn die Auflösung auch gegeben ist, der Satz dennoch dauernd seinen Werth behält, während „man die jetzigen hohlen Räthsel, sobald das Wort heraus ist, unausbleiblich satt wird." Man muß an solchen Räthseln, wie sie unser Salomon und Morolf hat, an dem von den Buchstaben das in des Knaben Wunderhorn gedruckt ist, an dem welches Grimm an dem angeführten Orte beispielsweise mittheilt[59]), die Phantasie des Aufgebenden bewundern, selbst wenn er die Auflösung hinzufügt, die dem Errathenden schwer zu finden war, weil hier noch, wie schon Aristoteles sagte, das Wesen des Räthsels in der Aussage eines Wahren unter Zusammenstellung von scheinbaren Unmöglichkeiten gesucht wird. Warum soll auch blos beim Räthsel

---

56) Bei Müller unter dem Misner N. DLXXXI.

57) Ib. DXXV.

Alecte bat kungen dem eyn vriunt gab hechte.
in krecken lant man nam of pant quam rechte.
schalkes tat vur rposer ym tzu selbe sprach.
diz liet aller buche buchstabe besliuzet,
sliuz uf din sin, din kunst der wol geniuzet.
paris, patouwe, salerne e desselben iach,
in disem lidhe suchet lere.
Ein wiser man der hat vurloren sinen namen,
marn waz sin vleisch, groz waz sin ere.
swer mir den nennet, der ne darf sich des niht schamen,
ein izlich kunster rate in disem liede.

58) Altd. Wälder II. p. 19.

59) l. l. p. 21. „Es flog ein Vogel federlos auf einen Baum laublos, da kam eine Frau mundlos und aß den Vogel federlos." (Sonne und Schnee).

der Scharfsinn des Errathenden bewundert werden? Jenes allein macht das Räthsel poetisch. Bei unseren damaligen Poeten aber und in ihren Haftliedern wird die dunkle Aufgabe dunkel gelöst; sehr häufig ist das Räthsel wie die Lösung dem Verstande wie der Phantasie unergreiflich, und selbst, wo wir, wie in dem ersten Haft des Wartburgkrieges, die Lösung und ihr Verhältniß zu der Aufgabe verstehen, bleibt die Phantasie und der Verstand gleichmäßig ohne Befriedigung, denn hier verschwimmt das Räthsel in eine ganz vage Allegorie[60]), wie wir anderwärts die Fabel zum Mährchen werden sahen. Dasselbe Verhältniß nun, das zwischen diesen tiefsinnigen Räthseln und den volksmäßigen besteht, treffen wir zwischen den gelehrten, sinnbildnerischen, dunkeln gnomischen Sprüchen dieser Meister und einzelner von einem faßlicheren Charakter, die ich besonders bei dem Canzler, obwohl auch da unter vielen von der entgegengesetzten, schwülstigen und sonderbaren Art, finde, und die ich der Priamel vergleiche, die wie das Räthsel so deutschvolksthümlicher Natur ist, daß sich beides im Scandinavischen schon sehr Frühe so ausgebildet findet, wie wir es noch spät in Deutschland treffen. Ich fasse mich über diese Gattung kurz, weil wir weniges davon besitzen und vortreffliche Beurtheiler darüber ausführlich waren[61]); und bemerke nur, daß wir diese kleinen madrigal- oder epigrammenartigen Gedichte in demselben Bezuge zu den späteren großen satyrischen Gedichten oder schon zu dem Renner ansehen dürfen, wie die entgegenstehenden moralischen Nutzanwendungen der Eigenschaften von Naturgegenständen zu den eigenen gelehrten Werken oder Gedichten von den Kräften der Steine, der Bedeutung der Blumen und Blätter, und dergleichen anderen Werken über die äußere Natur. Denn gerade wie jene satyrischen Gedichte wollen diese Priameln oft nur mit einer neuen frappanten Einkleidung einer allbekannten Erfahrung wirken; gerne führen sie das Thörichte des menschlichen Treibens im Allgemeinen oder der einzelnen Stände vor, sie zählen die gemeinen Lebensverhältnisse oder die Eigenheiten der Stände in einer solchen Ordnung und in solcher Art her, daß die satyrische Wendung wenigstens an die

60) Dergleichen hat der Cod. Pal. N. 392 mehreres.

61) Ich verweise auf Lessing und Eschenburg; vgl. Bragur II. und Herder im deutschen Mercur 1782 p. 169.

Hand gegeben ist; oft sind sie gar nichts, als eine anspruchslose Reihe von Sprüchwörtern und Erfahrungssätzen, die bald bildlich bald unbildlich alle dasselbe besagen und von vielen Seiten Einen und denselben Satz deutlich machen wollen, und dieser Art die sich auch bei Aelteren, wie Spervogel, findet, sind z. B. manche Sprüche des Kanzler. Allein, wie ich sagte, auch er beharrt nicht bei dieser einfacheren Art, sondern verfällt jeden Augenblick in die entgegengesetzte. Begriffe von einer Form, einem Unterschiede der Form und von der Wichtigkeit derselben lassen sich in ihnen allen nicht entdecken. Und so ist's grade mit der Materie auch. Sie streiten, man weiß nicht um was; sie reden um's dritte Wort von der Logica, und keiner kann einen logischen Gedanken festhalten[62]); der Marner wirft dem Reimar das Borgen vor (neben anderen Untugenden, die diesen Sängern gemein sind,) und dann gesteht er wieder von sich, daß er selbst aus dem Borgen und Entlehnen ein ordentliches Geschäft mache[63])! Den Marner bekämpft wieder der Misner und dieß wirft wieder Gervelyn dem Misner vor als Misgunst. Wir wollen an einem helleren Beispiele sehen, was dieser Kämpfe Gegenstände sind. Wer da sang, sagt der Misner mit Bezug auf den Marner, daß der Strauß drei Tage an seinen Eiern brüte, der sang unrecht; wer da sang, daß sich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, dessen Sang ist ungeheuer; wer da sang, daß der Pelikan seine Kinder tödte, der hat gelogen, der lese die Bücher besser. An falschem Gesange strafe er Lügners Mund. Wer falsch singe, der sei an Kunst blind, und dem geschehe der Spott der Meister

---

62) Ganz recht heißt es in einem Lied Cod. Pal. N. 392. f. 37.
So dichtet manger frü und spat, was siben kunst bedeutten,
und der der minsten nit verstat; der solt ie billich reutten
die steck aus vor dem pflug, so wirt er nit der leutte spot,
wo man die maister briset.

63) Man. S. II, 169.
„Du niuwest mangen alten vunt"
womit man vergleiche auf p. 175.
lihte vinde ich einen vunt,
den si vunden hant die vor mir sint geworfen,
ich muos us ir garten und ir spruchen bluomen lesen.
In der ersten Stelle wirft er ihm auch, wie Gervelyn dem Misner, das Entlehnen von fremden Tönen vor, was für eine Art von Schimpf zu gelten scheint, so häufig es geschieht.

recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entscheiden; mit wahrem Gesange wolle er den Lügensang den Menschen verleiden; ein Meisterarzt könne ja Kranke wohl gesund machen. Der Straus also scharrt im August seine Eier in den Sand und vergißt sie da; die Sonnenhitze brütet sie da aus. Von dem Phönir auch wolle er die Wahrheit sagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — so verbrennt er sich und wird zu Asche und aus der Asche wird ein anderer! Mit dem Pelikan verhält es sich so. Er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm seine Kinder. Nun wälzt sich der Pelikan im Kothe und läßt ihn an sich dürre werden, um sich dadurch gegen die Schlange zu schützen. Dann belebt er im Neste wieder seine Kinder mit seinem Blute. Nun will er dieß aber besser auslegen: Der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir sind die Kinder, die er fing. Darum mußte Gottes Sohn sich mit dem Koth der Erde bestreichen[64])!! Die gelehrte Kritik dieses Gelichters gab dann Gelegenheit zu einer Art von Tenzone, einer Gedichtgattung, die wir in solchen einzelnen Aufgaben, Fragen und Räthseln vorbereitet, und dann in Deutschland auf eine ganz unvollkommene Weise ausgebildet sehen; und dieß berührt sich genau mit den scholastischen Streitigkeiten und Kämpfen, ja wir haben ausdrückliche Beispiele, wie gewisse theologische Streitfragen auch poetisch behandelt wurden[65]).

Als eine solche Tenzone bezeichne ich den **Wartburgkrieg**[66]), über den ich leider in den Enthusiasmus nicht gerathen kann, mit dem ihn unsere Literarhistoriker gewöhnlich behandeln. Ich habe über ihn eigentlich nur aus dem bisher über den Charakter der gnomischen Dichtung dieser Zeit Vorgetragenen einiges zu recapituliren, was wohl ausreichen wird, über den Werth des Gedichtes und über die Gesichtspuncte, aus denen es betrach-

---

64) Bei Müller unter dem Misner. p. 42.

65) So in einem Gedichte des Heinzelin von Costanz (Altd. Mus. II, 34.) der Streit über den Vorzug der beiden Johannes, ein Thema, das die Pariser Meister durchkämpften, was Bruder Berthold einen nützlichen und leutseligen Krieg nennt.

66) Ed. Ettmüller. Vgl. was bei Grimm in seinem Werkchen über den Meistergesang und gelegentlich über das Gedicht im Altd. Mus. und in den Miscellaneen gesagt ist.

tet werden muß, aufzuklären, wenn ich nur erst weniges über das Sagenartige beigefügt habe. Was dem Factum historisch zu Grunde liegt, läßt sich, da kein rein geschichtliches Zeugniß existirt, nicht wohl bestimmen. Daß an Hermanns Hof in Eisenach einmal eine heftigere Begegnung der fremden Sänger Statt gehabt haben mochte, nichts ist möglicher als dieß; daß sie so weit gegangen wäre, daß auf die Niederlage in einer Streitsache, über die unmöglich ein Richter zu bestellen war, ein schimpflicher Tod als Strafe gesetzt wurde, ist ein Zug, der unter der feinen Gesellschaft der ersten Jahrzehente des 13. Jahrhunderts nicht wohl vorkommen konnte, und der die Erdichtung in einem brutalen und rohen Geschlechte verräth, wo auch solche Verwettungen des Lebens beim Schachspiele u. dgl. im Reinold und daraus wiederholt in andern Romanen des fränkischen Kreises vorkommen. Der zweifache Bestandtheil des Gedichtes, dessen erster Theil sich um den Kampf von dem Vorzuge der Fürsten von Oestreich oder Thüringen dreht, während der zweite in die wunderliche Art von Räthseln überspringt, die nur, wie in dem Gedichte selbst angedeutet scheint, durch die Kunst des Teufels gestellt und durch die Gunst der Engel gelöst werden können, spricht für die Entstehung in mehreren Zeitabschnitten; jenes ist ein Gegenstand des Streites, der im Anfang des 13. Jahrhunderts denkbar ist, die letzte Hälfte kann schwerlich vor dem Ende desselben entstanden sein, wo wir diesen Geist herrschend finden. Daß die Meister Eschenbach und Klinsor hier in einer poetischen Sage erscheinen, ist unstreitig das Interessanteste an dem Gedichte. Ich will nicht entscheiden, ob der Letztere ein wirklicher deutscher Meister oder blos eine mythische Figur ist; für jenes spricht die kahle Erwähnung, die Herman Damen[67]) von ihm thut, für dieses, daß dieser Mann im Parzival in Verbindung gesetzt ist mit dem Zauberdichter Virgil, dessen in Neapel volksmäßige Wunderverrichtungen durch die **Otia imperialia** des Gervasius und dann in deutschen Versen durch Enenkel weitläufig in Deutschland bekannt wurden, und daß dann dieser alte Zauberer Klinsor, von dem der jüngere im Lohengrin[68]) (offenbar ein scherzhafter Zug) sagt, daß

67) Bei Müller hinter Iwein p. 62. obgleich dies immer nichts beweist.
68) Ed. Görres. p. 58.

seines Ahns Urahn sein Schreiber gewesen wäre, eben so später zum Meisterdichter gemacht sein könnte, wie in dem spätern Gedichte von der Minneburg sogar der Aegyptische Zauberer Nectanebus dazu gemacht ward[69]); wobei denn gerade die Versetzung nach Ungerland für das Historische der Person nicht günstig ist. Sonst ist allerdings das Hinzutreten der Sage zu der Persönlichkeit großer Dichter nichts Seltenes, und hätte unsere poetische Literatur nach diesen Zeiten des 13. Jahrhunderts fortgeblüht, so würden wir unstreitig eine weitgebreitete poetische Dichtersage erhalten haben. Eine Zeit von so vieler Selbstgefälligkeit, und die zum erstenmale die Meister enger als geschlossenen Orden zusammentreten, die Kunst, die bei Eschenbach und den besten ritterlichen Dichtern für Nebensache gehalten ward, sich zu einem für sich bestehenden, in sich befriedigenden Geschäfte erheben sah; die bald von ihr in der gemüthlichsten und treuherzigsten Innigkeit sang, daß Gott selbst die Sänger auserkoren habe, selbst auf der Künste Stuhl sitze und die Engel in hoher Schule um sich versammelt habe, während wenige Jahrzehnte vorher und wenige Jahrzehnte nachher wieder das Dichten von scrupulösen Seelen für eine Sünde gehalten wurde; eine solche Zeit mußte wohl anfangen, ihre Kunst, so unbedeutend sie in der Gegenwart war, in einen höhern Glanz zu rücken, ihre Dichter, so wenig sie jetzt noch werth waren, in ein wunderbares Licht zu stellen, ihre Gelehrsamkeit und Weisheit, so geringfügig und kindisch sie war, aus übernatürlichen Quellen herzuleiten. Anderwärts nun, wo die Sänger nichts von dem tiefsinnigen, aufs Innere gekehrten Bestreben der Deutschen haben, trug sich die Sage von ihnen mit Novellen und Geschichten, und so sind auch in Deutschland von Ulrich von Lichtenstein in seiner eigenen Geschichte Züge aus Schwänken und aus Erzählungen von provenzalischen Dichtern aufgenommen worden; so erzählte man von Reinman von Brennenberg, was sonst von dem Anbeter der Dame von Fayel oder

69) Das Gedicht ist im Cod. Pal. 358. Die Einkleidung ist die, daß der Dichter einen kundigen Meister bedarf, der ihm die allegorischen Räthsel der Minneburg deuten soll; er findet in Padua, Paris, Salerno und Toledo keinen, der es vermöchte, bis ihn seine Fahrt nach Aegypten zu Nectanerus führt, wie er hier heißt.

dem Ritter in einer deutschen Novelle von der Minne[70]) erzählt ward, und dahin darf man die vielfache Beschäftigung der Poesie und der Volkssage mit Nithart, dem Tanhuser und Frauenlob rechnen, wenn man des Letzten berühmtes Begräbniß durch Frauen (1317 in Mainz) nicht als historisch gelten lassen will. Sonst aber ist es in Deutschland charakteristisch, daß sich die Sage so gern weniger an die Personalität, als an die Intellectualität des Dichters hing, so daß, während es bei Conrad v. Würzburg noch Bild und Allegorie ist, wenn er des Misners große Sängergabe von dem unmittelbaren Unterricht der Sirenen herleitet, schon von einem Litold von Regensburg erzählt ward, daß er in nächtlicher Weise von einem günstigen Geiste geheime Weisheit erlangt habe[71]). In diesen Sängersagen nun spielt der Wartburgkrieg offenbar die wichtigste Rolle und es kommen gegen ihn nicht einmal die bedeutungsleeren Sagen von der Entstehung der Kunst durch die vier Meister in Betracht, von denen die vier gekrönten Töne des meisterlichen Horts herrühren, und von der Vertheidigung ihrer Würde und Reinheit gegen die Kirche unter dem Beisitz der zwölf Hauptmeister[72]), die uns in spätern rohen Meistergesängen aufbehalten sind[73]). Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der *Kunst* und der *Wissenschaft*, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, so daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an sie setzen möchte, steht aus dieser Dichtung, wie aus den gutgemeinten Liedern späterer Meistersänger hervor, und pflanzt sich durch unsere ganze Literargeschichte fort bis auf die neueste Zeit. Diesen würdevollen Begriff von Kunst darf man in den vorher besprochenen Dichtern überall suchen, und Schade, daß er auf die trefflichen ältern Dichter, die in großen Zeiten große Ideen nährten, nicht traf, sondern erst auf diese kleineren Geister, die der schon

70) Bei Müller hinter dem armen Heinrich.

71) Die Stelle ist schon oben citirt.

72) Daß von der Hagen diese Zwölfzahl, die übrigens an tausend andere Dinge erinnert, nicht mit Unrecht mit den 12 Kämpfern im Rosengarten in Verbindung setzt, beweist ein Meistergesang im Cod. Pal. 680. f. 42, wo das Bild von dem Gefechte der alten Meister im Rosengarten der Kunst mit deutlichen Beziehungen auf jenes Gedicht durchgeführt ist.

73) Bei Wagenseil p. 504. und 550.

hinsterbenden Dichtung der Ritterzeit das kaum aufathmende Leben einer kindischen Gelehrsamkeit einhauchen wollten. Wir finden darum auch in dem Wartburgkriege, wenn wir nachfragen, was denn diese Dichter, die von ihrer Kunst so begeistert urtheilen, auszeichne, keine andere Antwort, als bei allen übrigen. Zuerst wird die Streitfrage über den Vorzug der Fürsten, bei der der Ueberwundene sich „in Diebes Weise gefangen geben soll," in jenem gemeinen Tone des Schimpfens geführt, der sich nachher in den Tenzonen des Frauenlob und Regenbogen, und in den Aufforderungen wandernder Meister fortsetzt. Ist es hier wenigstens noch ein gelehrtes Schimpfen (wenn sich die Streiter untereinander Katzen und Fröschen vergleichen, spielen sie auf Fabeln an), so fällt doch in spätern Ausfällen der Art, die ihr Vorbild in diesem Wartburgkriege und Aehnlichem haben, auch selbst dieß — soll ich es Verdienst nennen — hinweg[74]). Dieser selbe Streit ferner wird alsdann nach einer dogmatischen Sophistik oder einem sophistischen Dogma entschieden. Walther nämlich fängt den Ofterdingen, indem er ihn fragt: Sag an, wer ist es, der vor allen Fürsten der Sonne gleicht? Der Herr von Oestreich, ruft Ofterdingen, und sogleich faßt ihn Walther: Nun denn, mehr Preises hat der Tag, als die Sonne, das müssen Pfaffen und Laien sagen. Ich berufe mich auf alle Meister, die in der Bibel und in der Chronik bewandert sind. Der Thüringer ist unser Tag.— Auf dieses vortreffliche Kunststück soll dann Ofterdingen gerichtet werden, er appellirt aber an Klinsors Entscheidung. Man sieht wohl, dieß ist eine Kinderei, die jenem Streitthema des Misner ähnlich genug sieht, so wie der nun folgende Kampf zwischen Eschenbach

74) So ruft in einer solchen Herausforderung ein Meister dem andern zu (Cod. Pal. No. 392. f. 39.), er solle sich seinen Hals mit Rindermist schmieren, das werde seine Stimme hell erklingen machen. Und anderswo fährt einer seinen Gegner an, er habe die sieben Künste viert-halb gelernt von weisen Eseln, er habe der Künste Stuhl besessen, das habe er von einem Kalbe vernommen, das ihm den Preis gegeben; er sei voll Kunst wie eine bodenlose Kiste; er solle gehn und Esel und Geisen melken; er möge wohl in eine Schule gegangen sein, in der man Narren lehre; er sei wie trunken, er girre wie ein Wagenrad, er brumme wie ein Bär, er krähe wie ein Hahn, er solle sich fortmachen und den Katzen mausen oder im Spital den alten Weibern lausen helfen!!

und Klinsor, die Litanei, die der Teufel Nasion dem Klinsor ins Ohr sagt, der Mischmasch von dunkeln und hellen Bezügen auf Geschichte und Roman in dem Räthselspiel und die ganze apocalyptische Grundsuppe dieser Räthsel, die noch ihres Oedipus harren, ihres Gleichen übergenug in den einzelnen Gedichten der Zeitgenossen haben. Es mag wohl sein, daß vielleicht noch einmal eine größere äußere Ordnung durch Auffindung eines bessern Manuscripts, in dies Chaos kann gebracht werden, daß aber Licht und Zusammenhang je hineinkomme, daran glaube ich nach der Unfähigkeit und Gedankenwirre der Dichter dieser Zeit verzweifeln zu müssen.

Ich will noch einen unreifen Gedanken wagen, weil es doch dem Wartburgkriege gilt, über den schon so viele unreife Gedanken umgehen, zwischen denen dieser wohl mitlaufen darf. Man könnte ganz in der Ferne zwischen dem in einer eigenen Befangenheit und Unschuld erscheinenden Eschenbach und Klinsor einen Gegensatz der alten ungelehrten Kunst der Ritter mit der weisedünkligen und nigromantischen dieser Zeiten entdecken[75]). Dies würde ich denn auf der andern Seite den Tenzonen des Doctors Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob und des Schmieds Regenbogen entgegen halten, in denen ein Gegensatz dieser gelehrten Zeit mit der folgenden schlicht bürgerlichen, gleichsam wie in dem Stande der Dichter erkennbar ist, obgleich auch Regenbogen die mystische und scholastische Weisheit auskramt und sich so viel darauf einbildet, wie jener, nur daß er, scheint es, blos wenn er den Frauenlob bekämpft, das Gedunsene und Schwülstige, die Bickelworte des Eschenbach, wie sie Gottfried nannte, nachahmt, da der ganze Eindruck seiner Lieder ein viel wohlthuenderer und gesunderer ist, als der der Frauenlobischen[76]). Welch

75) Es könnte dieß schon grade in der bekannten Stelle liegen, wo Klinsor's Geist zu Eschenbach kommt und ihm sagt:

Du bist ein leige snippfensnav, diu liet will ich hie schriben;

wo sich denn dieser vor ihm bekreuzigt und Nasion hierauf den Klinsor warnt, sich mit diesem ängstlichen Manne nicht einzulassen, er sei so klug, es müße ihm mit ihm mißlingen, obgleich Wolfram eingestanden hatte, daß ihm seine Wunder zu hoch und unbekannt seien.

76) Ich kenne außer dem in der Man. Samml., in dem Altd. Mus. und den Miscellaneen und sonst Gedruckten, noch einige Tenzonen und Gedichte von Beiden aus dem Cod. Pal. 392.

ein Unstern mußte diese guten Naturen auf das Hohelied und die Schriften des Johannes führen, die sie nachahmen, die sie interpretiren, die sie paraphrasiren wollen! An diesen Dingen versuchen sich diese harten Köpfe, an denen die schärfsten Geister der aufgeklärtesten Zeiten sich meist vergebens abgemüht haben! Was mußte, ich will nicht sagen aus der Poesie, was mußte auch aus der Religion werden, wenn man sie zum Spiele mit hohlen Worten mißbrauchte, wenn man Andacht und Erbauung in solchen Werken suchte[77]), die dem gewöhnlichen Leser nichts sein können, als tönendes Erz und klingende Schelle, die dem Unverständigen allein tiefe Weisheit scheinen, dem Denkenden aber wie der wahnwitzige Eifer eines Mannes vorkommen mußten, der mit bleiernem Bohrer eine harte Materie zu durchgraben strebt. Es ist daher kein Wunder, wenn ein Mann mit schlichterem, einfältigem Sinn, wie Regenbogen, an dieser überschwenglichen Manier einen Anstoß nahm, der, wenn er auch Anfangs vielleicht sich in der Ruhe und Freundlichkeit äußerte, die diesem Manne eigen scheinen[78]), doch dem dummen Dünkel des Doctors, den wir schon oben kennen lernten, gegenüber sich zu einer solchen bittern Feindseligkeit steigern mußte, wie sie sich in einzelnen seiner Tenzonen ausspricht, die ihn dann wieder in die subtilen Grübeleien über den Vorzug des Namens Weib oder Frau[79]),

---

77) Bekanntlich erwähnet schon Albert von Strasburg, der auch die Geschichte von Frauenlobs Beerdigung erzählt, seine Paraphras. des Hohenliebs. Cantica canticorum dictavit teutonice quae vulgariter dicuntur unser Frauwen Lied, et multa alia bona.

78) Altd. Mus. I, 186.

Syt irs, der meister, den man nemmet Frauwenlob?
mit uwer kunst so lagt ir mangem senger ob,
ich vorcht das myn gesang dem uren sy zu grob,
deß solt ir mich geniessen lan durch zarter frawen güte.
umb singens willen wolt ich ziehn in ungerlant,
so hant ir mich der wytten reyß hie wyder want,
ja Gott hat uch doch selber her zu mir gesant,
das ich uch hie befunden han, deß frent sich min gemüte.

79) Es ist bekannt, daß Frauenlob deswegen diesen Beinamen trägt, weil er zuerst das Wort Frau vor dem Weib pries (unter andern weil blos jenes der Maria beigelegt werde), worin er nicht nur von Walther, sondern auch vom Misner abweicht.

über die Erschaffenheit oder Unerschaffenheit Gottes und was Alles sonst die Gegenstände ihrer Kämpfe waren, hineinriß, in denen er offenbar nicht auf seinem Felde ist, über denen er den bescheidenen und innigen, herzlichen Ton seiner Rede verliert, zu dem er übrigens, auch Frauenlob gegenüber, so wie er Anfangs davon ausging, zuletzt auch wieder in einem Schwanengesang zurückkehrt, wo er, erschüttert wie Walther von der Vogelweide, auf sein Ende denkt und seinen sündigen Lebenslauf überblickt, wo er versöhnt vielleicht das einzige Zerwürfniß in seinem Leben betrachtet, in Frauenlobs Tone singt[80]), was er sonst für einen Schimpf gehalten haben würde, wo er die Jungfrau anruft, ihm zum Himmelreich zu helfen, „da fände er Meister Frauenlob, und an der Stätte auch viel andere liebe Gäste." Und diesen biedersinnigen Ton, diese herzliche Einfalt verräth er in jedem Gedichte, wo er sich selbst überlassen ist, und sein inniges und warmes Gemüth prägt sich so schön und klar in seinen Versen ab, daß ich es gar nicht begreife, wie man von der Hagen es nachsagen konnte, daß man ihnen die mühselige Arbeit gleichsam des Zusammenschweißens ansehe; ich wenigstens höre von dem Hammertakte darin nichts, und meine nicht eben ganz harthörig zu sein. Vielmehr ist er fast der einzige Dichter dieser Zeiten, der in ungezwungener Form spricht und von einem innern Berufe erfüllt ist[81]), der ihn die einfachen Worte für seine einfachen Gedanken und Empfindungen leichter finden läßt, als manchen andern der Zeit. Dies sage ich natürlich nur Alles vergleichsweise; die Kleinlichkeit und Ungelenkigkeit der ganzen Zeit

80) Cod. Pal. N. 392. f. 132.
Her frawenlop ich sing in eürem tone,
mit urlab ich es sprechen wil; got an dem creuz so frone,
er hat erlitten also vil, ich furcht so ser den starken himmelfursten u. s. w.

81) Altd. Mus. II, p. 190.
Ich Regenbog ich was ein smyt, uff hertem aneboß
gewan gar kümerlich myn brot, armut hat mich besessen.
Es wart nit lenger uffgezogen, darnach gar schier,
griff ich ein anders an: nach sanges pris so fur ich wytz —
Es hat mich dick und vil geruwen, das ich han getan,
mir zym auch baß zwey händlin wyß, dazu ein müssig leben:
ydoch so laß ich nit davon,
sit sich myn herz in sölich kunst hat geben.

abzulegen, war gewiß der dürftige Handwerksmann am wenigsten berufen; allein die selbstgenügliche Eitelkeit, die damals Gemeingut war, ist gewiß eben diesem Handwerksmann am leichtesten zu gute zu halten, der einer der ersten war, der in diese Region der bürgerlichen Gesellschaft mit der Dichtung eine neue Ehre, einen neuen Reiz herabführte. Ich urtheile also von diesem Regenbogen, im Vergleiche zu seinem besprochenen Genossen, ganz anders, als es herkömmlich ist; es ist zu wenig von ihm bekannt, um dieß ausführlich zu erhärten, allein genug, dünkt mir, um daraus zu sehen, daß ihm in großem Maaße alle die schönen Eigenschaften des Herzens angehören, die uns allein mit dem gelehrten und meisterlichen Sange dieser und der folgenden Zeiten aussöhnen können.

4. Sagenkreise des Graals und der Tafelrunde.

Nun endlich wollen wir auf die epische oder Romanliteratur zurückkommen und diese nun in Einem Zuge verfolgen. Kaum werden wir hier einen neuen Charakterzug treffen; man kann nur zeigen, wie sich das Eigenthümliche, das uns das bisher Besprochene darbot, an dem erzählenden Gedichte äußerte. Um doch wenigstens einige Ordnung in die großen Massen zu bringen, die chronologisch namentlich in die deutschen Sagen nicht gut zu bringen ist, und innerlich, weil Alles bloße Nachahmung ist, nicht existirt, wähle ich dießmal die Eintheilung nach den Sagenkreisen, die ich bisher kaum dem Namen nach erwähnte, weil die Geschichte kein System und Fachwerk kennt, die aber hier nicht allein entschuldigt, sondern gewissermaßen geboten ist, da jetzt das encyclische Versammeln der Sagen, jede um ihren Mittelpunkt, allgemeines Bestreben wird. Wenn Wilhelm Grimm Recht hätte, indem er die Entstehung der Vilkinasage schon an das Ende des 13. Jahrhunderts rückt, so würde dieses Sammelwerk dafür der schlagendste Beweis sein, doch wage ich es nicht, ihm darin unbedingt beizustimmen, weil mir die Gegenmeinung Müller's, der sie hundert Jahre später setzt, von triftigeren Gründen unterstützt scheint. Das formelle Sammeln beginnt allerdings in Deutschland schon in diesen Zeiten, allein es ging vom Kleinsten und zugleich vom Nothwendigsten, vom Sammeln der

leicht verlierbaren Lieder aus, wie außer den verschiedenen Handschriften von Minneliedern auch das bekannte Zeugniß des Hadloub beweist[82]). Die größeren Werke sammelte man materiell erst seit dem 14. und 15. Jahrhundert, d. h. man sammelte die Minnelieder wie die Romane erst dann, nachdem die Zeit der Production aufgehört hatte. Ein innerer Sammelgeist aber, sehen wir, zeigte sich in allen gnomischen Dichtern, was der Marner in einer oben angezogenen Stelle deutlich genug sagt, zeigte sich in den Reimchronisten, zeigt sich nun auch in den Romanen, wo man alle versäumten Helden und vernachlässigte Thaten nachträglich behandelt, und wird sich auch in der Legende und im didaktischen Gedichte zeigen. Alle Production ist noch nicht aufgegeben, nur jener edleren Selbstthätigkeit, die keines Vorbildes bedarf, als des Lebens und des Menschen, begegnen wir in diesen Zeiten gar nicht mehr; selten genug war sie schon in der frühern Periode.

Auch in dem Sagenkreis der Tafelrunde sieht man diesen Sammelgeist sehr deutlich. Schon daß man im Lohengrin und sonst die Tafelrunde zum Hüter des Graals macht, zeigt sogar ein Zusammenschieben von Zweigen, die eigentlich getrennt lagen, wie denn im Parzival König Artur mit seinen Rittern einen weltlichen Gegensatz gegen die Tempeleisen bildet. Wäre uns des Gottfried von Hohenlohe Gedicht von allen Rittern des Artur erhalten[83]), so würden wir aus dem britischen Sagenkreise, wie dieser überhaupt am frühesten vollendet war, auch schon aus früher Zeit ein solches Sammelwerk besitzen, und zwar eines, das

---

82) Man. Samml. II, 187.

Ma vunde man so manig liet,
man vunde ir niet
in dem kunigriche,
als in Zurich an buochen stat.
Das priuvet man dicke da meister sang,
der Manesse rank
darnach endeliche,
daz er din lieder buoch nu hat, u. s. w.

83) Rudolf von Ems erwähnt ihn:

Di werden ritter überal, die bi Artuses waren.
an sinem hove waren für die werdesten erkant,
die hat uns wislich genant ein Gotfrit von Hohenloch. :c.

wahrscheinlich um Artur, wie die Wilkinasage um Dietrich, die verschiedenen berühmten Helden des Sagenkreises zu gruppiren suchte. Da aber dieses Werk verloren ist, so müssen wir uns mit der kurzen Erwähnung von Heinrich von dem Turlin's Gedichte der Abentheuer Krone begnügen, das mehr, wie Wolfdietrich oder Malagis in dem deutschen und fränkischen Cyclus, darauf ausgeht, bekannte Szenen und Abentheuer, als Helden und Abentheurer zusammenstellen. Diesem Werke, das wohl über 30000 Verse stark ist, und sich in sofern ganz würdig an den fortgesetzten Willehalm und den trojanischen Krieg anreiht, würde ich in der Reihe der erzählenden Gedichte die Stelle anweisen, die ich oben den wenigen lyrischen Dichtern gab, welche noch den alten Ton des Minneliedes festzuhalten suchten. Auch hier begegnet uns nichts, als was wir aus den frühern Romanen dieser Gattung schon längst wissen, und in der Behandlung steht Alles um mehrere Stufen tiefer. Der Zeit nach ist es mit das früheste unter allen noch zu nennenden Werken dieser Art. Heinrich kennt noch keinen der vorhin behandelten lyrischen Dichter, er beklagt als Gestorbene lauter Namen, die spätstens in die Zeit Friedrichs II. gehören[84]); auch ist seine Manier mehr die des Rudolf von Ems. Von Gelehrsamkeit ist noch geringe Spur, am wenigsten von einer Absicht, damit zu prunken; er lehnt sich dicht an die sämmtlichen ältern Bearbeiter der Artursage, ist von der ganzen Art der Wolframisten frei, preist den Wirnt und gebraucht seine Absätze, die mit drei gleichen Reimen schließen, und hat den Hartmann und Reimar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang er auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt[85]). Alles erin-

84) Cod. Pal. N. 374. f. 39.

Auch mus ich clagen den von Eyste, den guten Dietmaren,
und die anderen die da waren, ir sule und ir bruch,
Heinrich von Ruch, und von Husen Friederich,
von Gutenburg Ulrich, und der reyn Hug von Salza.

85) Ib. f. 40.

Sie haben ine vorgetragen tugend bilde und werde lere,
wer wibes lob und ir ere so meret als sie taden,
der ist unverraden von mir widder wibes namen,
sie kunden stillen und zamen, was von wibes valscheit flog,
wo man wibes güte belog, da stunden dirse zwene zu wehr
widder der valschäre her. Wibesgüte dir ist geschehen;

nert an die Nachahmer des Gottfried. Wie Conrad freut er sich der französischen Worte, der griechischen Mythologie, freuet sich der Prachthäufung und übertriebenen Beschreibung, wie er zwingt er sich zu einer Lebendigkeit, einer Fülle, einem Glanze und zu allem Möglichen, was sich nicht erzwingen läßt. Nicht ganz hat er den pathetischeren Ernst des Conrad; es scheint, er strebt zu Gottfrieds Heiterkeit zurück, er will in seine leichte Manier eingehen, allein er weiß dabei Gottfrieds Würde nicht zu halten, so wie umgekehrt die Wolframisten die Feierlichkeit und den Ernst ihres Meisters festhalten, aber darüber den ironischen Hauch fallen lassen, oder auch wieder andererseits seine komischen Situationen nachahmen und darüber seinen Ernst vergessen und gemein werden. Wo Heinrich von seiner Erzählung in Betrachtungen übergeht, ist es nicht um die dunkele Weisheit des Titurel zur Schau zu tragen, sondern dem Charakter der Artursage angemessen, bleibt er bei der Umgangsregel oder bei der Klage über den Verfall des Frauenverkehrs, die nur hie und da, wo sie ins grobe Schimpfen ausartet, verräth, daß wir merklich in eine derbere Zeit fortrücken; überhaupt aber bleibt er trocken bei seiner Erzählung und läßt sich nicht viel in anderweitige Bemerkungen ein[86]). Nach allem diesem gehörte dieß Werk, als dessen Quelle Chretien von Troyes ohne Zweifel mit Unrecht angegeben wird[87]), neben Conrad und Rudolf, nur die Art des Stoffes stellt es hierher und die völlige Bedeutungslosigkeit des Dichters. Das Ganze ist ein

---

kuntestu es zu recht gespehen, das dir nie grôßer schad geschach,
din lob wir vale und swach, wann sie valbent liblos,
an den die freude ir recht verlos, und wîbes lob aller meist.

86) Ib. f. 364.
Ob ich nu wolte pfrengen und dise rede lengen
von adelichen sprûchen als ich kan, so wûrde mir villeicht daran
von etelichen undank gesagt, ob ich ûch zu lang
die rede von niht machte, und min kunst swachte,
die zu iglichem ist bereit, das sie von kurtzen meren seit
ein lang rede und gantzen sin, und luter machet als ein zin,
wie lang ein aventûre schin.

87) Ib. f. 377.
— anders sol ich sie nicht verswigen wann in frantzoys
ir meister Cristian von Troys sie har mit lobe priset —
Vergl. f. 393.

kaum durchdringlicher Schwall von Abenteuern, als deren Mittelpunct Gawan zu betrachten ist, ein elend zusammengestoppelter Haufen jener ordinären Situationen und Begebenheiten der Irrenden, wie wir sie aus Wigalois, Lanzelot, aus den Abenteuern des Gawan im Parzival bereits kennen; manche einzelne sind sogar in diesem Werke selbst mit leichten Variationen zwei, dreimal wiederholt; alle Plan- und Zwecklosigkeit dieses Zweiges der Romanliteratur, alle seine Absurditäten und Gemeinheiten, alle seine Uebertreibungen und Extravaganzen kehren hier wieder, aber alles das um ein Bedeutendes noch einmal übertrieben, noch einmal breit getreten, obgleich dabei jeden Augenblick behauptet wird, der Dichter vermeide alle Unmaaße und Breite; so wie denn kein naiveres Geständniß von herzloser Zusammenreimerei gemacht werden kann, als dieser Heinrich an einer Stelle thut, wo er es ablehnt, die Klage der Weiber um einen Gestorbenen auszuführen, — weil schon andere Weiber andere Todte in seinem Werke mehrfach beklagt haben[88])!

Ist etwas in diesem im Allgemeinen ganz dem alten Geschmack noch angehörigen Gedichte, was leise in einen neuen Geschmack überführt, so ist es die unverholenere Art, mit der hier schlüpfrige Stellen, über welche die frühere Zeit mit Schalkheit und Kürze wegzugehen pflegte, ausgemalt, aufs üppigste zugerichtet und bis ins Gemeine und Ekle getrieben werden, um die stumpfer gewordenen Sinne der Romanleser zu reizen. Solche Stellen werden jetzt in allen Romanen fast aufgenommen; solch eine Stelle ist die Kußszene zwischen dem Schwanritter und der Jungfrau in der Barke, besonders aber die freche Schilderung von Gasozins Angriff auf die entführte Ginevra, die an das Stärkste streift, was das Mittelalter dieser Art hervorgebracht hat. In Enenkel sind wir schon der verfänglichen Szene zwischen Achill und Deidamia begegnet. Ganz besonders frappant ist, wie im Titu-

88) Ib. f. 385.
Ich möhte üch wol michel wunder sagen, von heimlichem süfzen und clagen,
das von den frawen ergie; was töhte das, wann das sie
davon würde gelenget? die rede des nit enhenget
dirre aventüre lang sage, und das ich dieselb clage
und das gemeine frawen leit davor e han geseit.

rel dergleichen durchdringt. Der Dichter, der dort so heftig gegen Ovidius loszieht[89]), der einen so andächtigen Ton annimmt, so subtil fromm thut, seine ganze poetische Welt so heilig stellt, daß er aussagt, die Zucht jener Zeiten und Menschen sei so gewesen, daß solche Dinge selbst den bloßen Worten nach verborgener gewesen wären, als nun in Werken am Abend und Morgen, so daß denn die liebe Unschuld der Longus'schen Idyllen noch unter den Geschlechtern geherrscht habe, dieser Dichter bringt doch mehrfach eine sehr lüsterne Szene, in der sein reiner Held Schionatulander sich zum Abschiede eine ganz raffinirt-unschuldig ausgedachte Gunst von seiner Geliebten ausbittet und von der reinen Sigune sie auch erhält. Aehnlicher Art ist das Gedicht von der Heidin (oder Wittich von Jordan)[90]), das ich oben gelegentlich erwähnte und auch hier, wo es der Zeit nach hingehört, nur gelegentlicher Erwähnung werth halte, und dessen eigentlicher Mittelpunkt solch eine lüsterne Obscönität bildet. Im Wolfdietrich ist das Abenteuer des Helden mit der Heidin Marpalia ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten in der Abenteuer Krone, und diese Dinge sind nur mit dem ärgsten in Boccaz und Ariost zu vergleichen. Ganz besonders werden wir auch im Malagis sehen können, wie der Geschmack an Liebesgeschichten allmählig sich vergröbert, wie dort im Gegensatz von den kindischen Neigungen in Flor und Blancheflur und Schionatulander und Sigune die Helden mit Frauen verbunden werden, die sehr füglich ihre Mütter sein könnten; im Gedichte von Dietrichs Flucht wird geradezu an den alten Zeiten gepriesen, daß man damals vor dem dreißigsten Jahre nicht liebte und daß darin die Kraft jener Zeiten ihre Quelle hatte; und von da aus sinkt dieß in den fränkischen und deutschen Sagen bis zum völligen Verschwinden der Liebe in den Romanen, so daß wir also auch hier stufenmäßig

89) Cod. Pal. N. 383. f. 8.
und daz sich nieman kere an Ovidium den lecker,
der nam den frawen ere und gab in meil, daz lebart nie so schecker
wart, danne er die frawen hat gemeilet,
ich zel ims gen unprise, und hazz in, wer im pris darumb erteilet.

90) Nach Püterich ist es von Rüdiger von Hinbihofen verfaßt. Gedruckt ist jetzt ein Auszug in Jacobs und Ukert's Beiträgen zur älteren Literatur.

dahin zurückkehren, von wo aus wir früher bis zur Blüthezeit der Epopöe aufstiegen.

Und nun müssen wir vom Titurel[91]) des Albrecht reden, den wir als den Mittelpunkt der ganzen Poesie dieser reproducirenden Zeiten ansehen müssen, wie wir Wolfram und Gottfried als die Pole der Dichtung am Anfange des 13. Jahrhunderts ansahen. Dies Gedicht erwarb sich, fest angelehnt an Wolfram und den Parziwal und gleichsam unlösbar damit verflochten, sowohl durch die dunkle und wie absichtlich räthselhaft gemachte Art der Entstehung, die auf wenigstens drei verschiedene Hände hinweist[92]), wenn man den Wolfram als den Dichter der schon oben berührten und in dieß größere Gedicht mit allerhand Veränderungen eingegangenen Titurelfragmente hinzurechnet, als auch durch die Verflechtung und stete Beziehung der Abentheuer des einen Gedichtes mit dem des andern, dieß Gedicht, sag ich, erwarb sich durch diese Anlehnung an Wolfram durch Jahrhunderte den Credit, als ob es aus dieses Dichters Feder seinem wesentlichsten Gehalte nach herstammte, genoß mit dem Dichter den höchsten Ruhm, überstrahlte die andern Werke dieses Dichters sogar, ward bis ins 17. Jahrhundert gelesen und galt in unbestrittenem Ansehen für das Haupt aller deutschen Ritterbücher[93]). Kaum war im 18. Jahrhundert das historische Studium unserer alten Poesie erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dieß Gedicht von neuem begann; wenige hatten es bei der Seltenheit der Drucke und Handschriften gesehen, wenigere hatten es ganz gelesen, Alle, auch die es wirklich gelesen hatten, ahnten irgend eine große Bedeutung dahinter und versuchten nun, mehr tastend und spähend den Kern der bittern Frucht zu enucleiren, als daß sie gewagt hätten, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erst zu zersplittern. Schlegel war einer der Angeber dieses Verfahrens; er meinte,

---

91) Ich gebrauche den Cod. Pal. N. 383.

92) Ich verweise auf Lachmann's Vorrede zum Wolfram, da ich die Sache nicht weiter zu bringen wüßte als er.

93) Das Gedicht schließt:
Von deutscher zunge uf erden nie getiht wart so werdes ruches
daz lip und sele so hoch gein wirde wiset,
alle die ez horen, lesen oder schriben, der sele müzze werden geparadiset.

der Druck des Titurel müßte nächst den Nibelungen das wichtigste sein; wie diese für den deutschen Homer, so sollte jener durchaus für den deutschen Dante erklärt werden, und wie auch unsere bildenden Künstler im Unverstand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunst, statt ihres eigenen Unvermögens, anklagen, so sollte die Reformation auch in Schlegels Ansicht eine Sünde begangen haben, indem sie der Begeisterung für den Titurel ein Ende gemacht, so sehr es einem andern scheinen könnte, als sei dem ganz sein Recht geschehen und als habe die Reformation im Laufe der Zeit doch etwas Besseres an die Stelle zu setzen gewußt. So wird auch jeder Kenner urtheilen, der Druck des Titurel sei etwas sehr entbehrliches, so wie ich denn Niemanden, der poetische Genüsse sucht, aus diesem ganzen Abschnitte irgend etwas zur Lectüre empfohlen haben will; und so wird jeder, dem das historische Studium der Poesie etwas geglückt ist, übereinkommen, daß das Zusammenstellen des Titurel mit Dante auch gar nichts in sich hat, was es rechtfertigen oder auch nur erklären könnte, wie wir etwa bei dem Parzival den Fall fanden.

Doch aber muß man eingestehen (und für den Historiker namentlich ist jede Wirkung, die irgend eine Production oder eine Handlung ausübt, zu lehrreich und zu wichtig, als daß gerade er sich diesem Eingeständniß entziehen dürfte), daß eine solche hartnäckige Ausdauer, eine so große Geltung und Ansehen, in dem sich dies Gedicht behauptete, unmöglich die Folge eines Zufalls sein kann, daß also irgend etwas Bedeutendes dieser bedeutenden Wirkung als Ursache unterliegen muß. Und wirklich springt es in die Augen, daß auch der Titurel, oder daß die provenzalische Graalsage, wie wir sie denken müssen, wenn die einfachen Stoffe des Parzival, Titurel und Lohengrin, ohne die Zugaben der deutschen Dichter, die in beiden letztern Gedichten unstreitig von ungemeiner Masse sind, rein für sich gedacht werden, daß alsdann auch diese Graalsage mit einer großen Idee, wie so vieles Andere im Mittelalter gerungen hat, ohne sie bezwingen, ohne sie formell gestalten zu können.

Wir haben schon ganz im Anfange dieses Werkes gesehen, wie schon sehr frühe in allen den Theilen von Europa, die eine keltische Unterlage der Bevölkerung und Cultur haben, dunkle Spuren von hierarchischem Cultus, Sage und Geschichte übrig

geblieben waren. Diese Traditionen, die ursprünglich ohne allen Zweifel ganz so körperlos waren, wie alle asiatischen hierarchischen Traditionen, weil Priesterstaaten keine deutliche Geschichte haben und keine deutliche Geschichte überliefern, erhielten mit der Zeit diesen mangelnden Körper durch patriotische und gälische Gelehrte in Opposition gegen die Sagen der Eroberer und Feinde, mit denen diese Völker in Collision kamen, und denen sie mit ihrem alten Ruhm und ihrer Weisheit imponiren wollten, da sie es mit den Waffen nicht konnten. So entstanden die persischen Alexandersagen, so die ägyptischen Priestergeschichtchen, so die sämmtlichen orientalischen Werke der Manetho, Berosus und Anderer und so die unzähligen spanischen, belgischen und brittischen Urgeschichten, die ganz in einer Linie stehen. Bei der größern Aehnlichkeit der keltischen und orientalischen Cultur ist es nicht nöthig, wechselseitige Einflüsse anzunehmen, um die große Aehnlichkeit solcher Sagenwerke zu erklären. Dennoch sind Spuren da, daß diese Einflüsse außerordentlich frühe begannen, und ich wiederhole, daß eine gründliche Geschichte der Legende und hierarchischen Geschichtschreibung dieß unstreitig ins Licht setzen würde. Auch in der Graalsage sind in der Anknüpfung jener asiatischen Districte, wo die Märtyrerlegende am frühesten spielt, wo am frühesten die Bedrückung ganzer christlicher Völker begann, an die Gegenden, wo dies im Abendlande der Fall war und von wo aus man diesen heidnischen Druck zuerst wieder abzuschütteln begann, Spuren übrig von solchen wechselseitigen Beziehungen zwischen Orient und Occident. Die Genealogie der Graalhüter trägt ganz das hierarchische, patriarchalische Gepräge aller ähnlichen Stammtafeln in Asien und unter den Celten. So wie aber nun anderwärts solche Stoffe zu Geschichte gemacht und an wirkliche Geschichte angeknüpft wurden, so ward hier dieser legendenartige Stoff zur Dichtung und an andere, an britische Dichtungen, angeknüpft. Das Anreihen des Fremden zum Fremden muß uns nicht irren, das gerade herrscht hier überall, wenn nur im Allgemeinen Verwandtschaft nicht fehlt. So sind die gallischen Sagen aus Livius an die britische Geschichte geknüpft, so die Geschichten der jüdischen Aegyptenfahrer an die ägyptische, so ist das Medisch-Persische und das Assyrisch-Babylonische fast unscheidbar in einander geworfen. Gerade durch diese großen Ge-

rührungen und Entlehnungen häuften sich verschiedene Elemente so zusammen, daß so kolossale und gemischte Werke, wie auch die Gralsage, entstehen konnten. Die Zeit nun, wo das hierarchische Ritterthum an dem Orte seines Hauptflors auch dem Wesen nach auf der höchsten Spitze stand, brachte dieß ungeheure Werk in der Provence hervor und stellte es als ein Denkmal der christlichen Hingebung der Ritterschaft und ihres gottesdienstlichen Eifers hin, das zu den heiligsten Ideen die wunderbarsten Thaten der alten Ritter in einem unendlichen und riesenförmigen Kreise sammeln sollte. Dies geschah in einer Zeit, wo materiell nichts Bedeutendes über ritterliche Thaten in der Dichtung existirte, als die britischen Romane, diese also mußten neben der knappen Legende den großen Körper des Werkes abgeben; unglücklicherweise waren sie zur Zeit auch noch das einzige Muster in der poetischen Form und daher konnte auch diese nur von ihnen entlehnt werden. Daß gerade die Provence ein solches encyclisches von einer mächtigen Idee zusammengehaltenes Gedicht entwarf, da doch die Masse der Dichtungen in England und Nord-Frankreich hervorkam, hat eben darin seinen Grund, daß man sich innerhalb der Massen selbst nicht leicht zur Bewältigung derselben emporarbeitet, sondern daß dieß dem außerhalb Stehenden besser gelingt. Von der Provence aus war der erste Impuls zur französischen Dichtung gegeben, das Interesse und eine gewisse Meisterschaft verlor sich da auch dann nicht, als sich Nord-Frankreich lebhafter der Romandichtung annahm, und der Süden wußte besser zusammenzufassen, was der Norden in größerer Menge vorbereitete. So war das Verhältniß der Thiersage in Flandern und Frankreich ein ganz ähnliches; was in deutschen Stämmen angeregt war, ward in romanisirten ausgebreitet und dann wieder in deutscher Sprache vollendet. So war der deutsche Volksgesang ohne Zweifel nach der Erschöpfung durch die Völkerwanderung zuerst im Norden im nachhaltigsten Leben; obgleich der Süden dann den Kreis der Dichtungen von Dietrich ausarbeitete, so faßte sie der Norden erst wieder in seiner Sprache in der Wilkinasage zusammen. So endlich ists mit Ariost. Der ganze unendliche Stoff der karolingischen Sage liegt in Frankreich ohne Gestalt, Italien mußte ihn erst in seiner Sprache ordnen.

Wie sich nun das Gedicht des Ariost auf der sinkenden fran-

kischen Ritterzeit aufbaute und ein treues Abbild des haltlosen Treibens der Ritterschaft entwirft, die sich auf allen Räumen der Erde wie auf allen moralischen Höhen und Tiefen und ähnlich auch im Reiche des Wissens irrend, herumtrieb, so steht die Graalsage auf der keltisch-hierarchischen Zeit von Europa, ausgebildet in jenen Tagen, wo die geistlichen Ritterorden noch zum letztenmale eine priesterlich-weltliche Macht entfalteten; und sie lehnte sich daher so an die britischen Dichtungen an, wie Ariost seinen Standpunct mitten in Frankreich nahm, wo die Quelle alles ächten Ritterthums war. Ist diese Ansicht, daß in verschiedenen Völkerstämmen diese verschiedenen Dichtungszweige ihre Wurzeln geschlagen haben, richtig, so erklärt sich auch sehr deutlich, warum trotz der verwandten gottesdienstlichen Ritterschaft der Helden Karls diese so ganz außer aller Verbindung mit den Tempeleisen der Graalsage geblieben sind. Die sämmtlichen Verhältnisse dieses Gedichtes liegen übrigens in ganz deutlicher Beziehung mit den Verhältnissen des obscuren, thatenleeren, geistesarmen, prunk- und prahlsüchtigen, eine dunkle uralte Weise, eine Gemeinschaft mit dem heiligen Osten affectirenden Volksstammes, der genau so eine Basis der neueuropäischen Gesellschaft ist, wie seine Poesien eine Grundlage der neuern Dichtung. Seelen- und Charakterschilderung sahen wir oben als den Lieblingsgegenstand auch der rohsten britischen Romane; das innere Leben mußte also auch wohl in einem Werke, welches das ganze Ergebniß der dunkeln Bestrebungen eines nur durch geistige Waffen geltenden Stammes in sich fassen wollte, die Hauptsache sein; dieß ist in der That so in der Graalsage; und nehmen wir den sämmtlichen Stoff des Titurel, Parzival und Lohengrin als den Umfang des Einen Gedichtes des Kyot an, so sehen wir, mit wie feinem Takte Wolfram in seinem Parzivale gerade nur das Wesentliche herausgehoben, alles Bedeutungslose liegen gelassen hat, und es wird auch uns, wie Lachmann, wahrscheinlich werden, daß er außer jenen Fragmenten vom Titurel nichts dichtete, außer welchen ein sinniger Mann auch kaum etwas Dichtenswerthes im Titurel finden konnte. In diesem selben Verhältnisse liegen die höchsten oder umfassendsten Gestaltungen aller andern Sagenkreise zu den einzelnen vorbereitenden Werken, aus denen sie sich aufbauten. Die Thiersage bildete den Geschmack der niedern Kunst

zur Vollendung und opponirte dem hohen Style; die Wilkinasage faßt die großen Völkerverhältnisse, in denen das deutsche Epos sich bewegte und hat ihr Verdienst und ihren Schaden, wie das deutsche Nationalepos überhaupt, in jener Formlosigkeit, in der sie die geschichtliche Gestaltung besser kennen lehrt, als die Poesieen der anderen Völker; im Ariost ist die Fülle und das Charakteristische der Thatsachen, das Novellenartige und die Erzählung das Große, und dieß ist mit sämmtlichen fränkischen Romanen der Fall.

In wie weit nun der Provenzale Kyot den Ruhm eines älteren Ariost verdient, könnte man nur sagen, wenn sein Gedicht erhalten wäre. Aus den drei deutschen Werken, die aus seinem Einen entstanden sein mögen, läßt sich nichts schließen, denn so treu vielleicht Wolfram seiner Quelle blieb, so willkührlich verfährt offenbar Albrecht im Titurel, und noch weit willkührlicher der Dichter des Lohengrin. Der Ton des Ganzen wird von den Theilen des Parzival, die freier von Wolframs Manier sind, wenig verschieden gewesen sein; dieser erkennt sich aber in den beiden anderen Gedichten nicht wieder. So außerordentlich aber auch die Persönlichkeit des deutschen Dichters im Titurel hervortrat und so deutlich er seine ganze Zeit in seine Bearbeitung hineintrug, so unleugbar ist es doch, daß selbst so noch die ursprüngliche Bedeutung des Gedichtes durchscheint, und daß der Deutsche eben jene Eigenthümlichkeiten der Cultur seiner Zeit und seines Volkes in einer so weiten und umfassenden Art und mit so viel Pomp und Feierlichkeit hineintrug, daß es dem universalen Charakter des ursprünglichen Werkes angemessen erscheint.

Den factischen Inhalt des Gedichtes lasse ich unerörtert. Wir kennen nun schon das Inhaltlose dieser Liebschaften, dieser Heereszüge und Schlachten, was Alles hier im Uebermaaße, wie irgendwo sonst, vorliegt, so daß man zweifelt, ob die tödtlichere Langeweile dort ist, wo der Dichter verschmäht, seine Schlachten im besondern auszumalen, oder da, wo wie im Alexander unzählige wunderliche Namen von Helden und Beschreibungen von Zweikämpfen vorkommen, in lächerlicher Nachäffung des Virgil oder gar Homer, von dessen Kunst mit zwei, drei Zügen für jeden Nebenhelden — auch abgesehen von der historischen Festigkeit seiner Figuren — zu interessiren, unter diesen Poeten auch nicht

die kleinste Spur ist. Selbst auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feste von Floritschanz, die sämmtlichen aus andern Romanen bekannten Helden der Tafelrunde in unübersehbarer Anzahl und mit einer merkwürdigen Kenntniß der poetischen Sage versammelt, selbst da fühlt man sich nicht unter Bekannten, wie bei Homer, wo er noch so viele neue und geringe Figuren vorführt. Die Leblosigkeit und Flachheit, die in allen Erzählungen der britischen Dichtungen ruht, die Unfaßbarkeit des Factischen ist hier durch die Ausdehnung im Vortrage noch unendlich gesteigert. Selbst die berühmte Strophe, die durch Einführung von Mittelreimen in die vierzeilige Strophe der Wolfram'schen Fragmente die vortreffliche Wirkung derselben wieder ganz aufhob, macht aufmerksam, ob für solche bewegungslose Stoffe nicht ein feinerer Sinn die kurzen beweglichen Reimpaare wählte; denn in diesem Maaße schleicht der Vortrag höchst beschwerlich wie im Predigerton in einer gewissen Mitte zwischen den kurzen Versen und der Strophe des deutschen Volksepos. Es kam dadurch eine Ruhe hinein, die für die didactischen Theile geeignet und durch das Vorherrschen derselben auch wohl erfordert war; in die erzählenden aber eine peinliche Mühseligkeit und gleichsam eine langsame Hast, mit der die Begebenheiten im angestrengten Schneckengange sich fortbewegen, so daß auch der Dichter jeden Augenblick mit Klagen und Seufzen auf den traurigen Ausgang seiner eingeleiteten Geschichten spannt, und dennoch an anderen Stellen die Ungeduld des Lesers abweist, der im Voraus von langer Weile gequält nach dem Ende schaut, ehe die Erzählung vollbracht ist[94]). Im Zwang zu einer gleichmäßigen Erhabenheit in dieser entsetzlichen Weitschweifigkeit reibt sich der Poet in einer stillen Glut auf, sinkt jeden Augenblick zusammen, stärkt sich dann an geborgter Weisheit, ruft die alten bessern Sänger zu Hülfe, tröstet sich, daß ihm die Bücher den mangelnden Witz leihen würden und ermattet von neuem, um, stets lahmer geworden, sich in stets größere Räume hinein zu wagen. Wie anders, wenn man gegen den ewigen Jammer dieser Dichter über ihre Unfähigkeit, den Homer Einmal in der Fülle und [illegible] der Thaten den Griffel unter dem Ausrufe entsinken sieht, er könne das Alles nicht wie ein

94) Fol. 88a.

Gott bewältigen, wo er vorher und nachher seinen kühnsten Genius eben gerade mit göttlicher Ueberlegenheit walten ließ.

Der eigenthümliche, mysteriöse, gedunsene Styl, der alle Eigenheiten hat, die man an der Redekunst aller keltischen Nationen von ältester bis auf die neueste Zeit charakteristisch gefunden hat, ist am natürlichsten angewandt in jenem pathetischen Eingang, einem Gebete oder einem Preise auf Gottes Macht und Wesen, in dessen Fortgange dann die dunkle Einleitung des Parzival so paraphrasirt wird, daß man das Einzelne wohl versteht, ohne jedoch im Ganzen klüger zu werden. Ueberall sonst, wo der Pfaffe und der Christ redet, ist derselbe Fall. Von hierarchischem Dünkel aber, der sich nur mit dem gelehrten Dünkel etwa streitet, ist das ganze Werk voll, und dieß eben ist sein entschiedenster Charakter, daß Priesterschaft und Gelehrtenthum in Glanz und Höhe gerückt werden sollen. Ganz verschwunden ist Wolframs tolerante Ansicht des Heidenthums, der wir vorhin auch im Lohengrin wieder begegneten, der Dichter verräth zwischen seiner dogmatischen Gelehrsamkeit den gehässigsten Zelotismus gegen die Mauren und gegen die alten Griechen [95]), und was noch in der Abentheuer Krone, was in vielen Dichtern dieser Zeit und bei Dante beliebte Aufnahme gefunden, die Herrschaft der Fortuna auf der Erde, das Einzige, was diese Dichter neben Venus und Amor der griechischen Mythologie abnahmen, das findet bei ihm Tadel und Opposition [96]). Das Thema

95) F. 24c.

So siht man ouch die kriechen in menschlicher hiute
zu menschlicher wisheit stechen, si beten an daz vihe und an die liute,
und an manige tier die wilde loufent,
die liste sibe meister, nu seht, wie sich mit torheit die verkoufent;
aller liste sibende in kriechen sint erfunden,
und leben doch mit sünde, da von sint liste und witze underbunden rc.

96) F. 123c.

Gelucke und selden lune leit an got aleine,
heil und ouh fortune, sterne, würze, wort und ouch gesteine,
die habent crefte niht wan von des crefte,
der craft an allen dingen was gebende da ers beschuf mit geschefte.
— hie mit sint underscheiden die heiden und die cristen,
fortune zu got die heiden hant sunder waren got in valschen listen,
si wunschen wir geluckes selden unde heiles,
wan ez got selbe ist gebende, ob got da niht benennet wirt des teiles.

die kleinste Spur ist [illegible] ...schheit, die hier schon dem Feste vo[illegible] Ziel die Verbreitung edler nen bekannt [illegible] Der Held, der dem Werke und mit [illegible] wie in der patriarchalischen Gesammelt, [illegible] ...ne, erst spät aus einer lange un- Homer, [illegible] göttlicher Verheißung geboren; früh wird Die Le[illegible] Keuschheit und reiner Ritterschaft erzogen und für tischer [illegible] Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth durc[illegible] Reichthum und Geduld in der Armuth wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die christlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehre guter Pfaffheit" auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung des Abraham, mit der er seinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn diesem der Erwerb der Graalherrschaft leichter, als dem sündigen Parzival; ihm wird ein patriarchalisches Alter gewährt, ja den Graal in Reinheit anschauend, ist er vor dem Tode sicher. Obzwar er ein Priesterkönig ist, so ist ihm doch gestattet zu heirathen, was den andern Priestern nicht gegeben ist, da ihr Weib die Kirche ist. Alle Priester sind von Gott geborene Könige, sie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige. Man sieht wohl, der wilde Rittergeist des fränkischen Epos, der ganze Charakter des Gottesdienstes im Karl, der im Laufe der Zeiten zu dem Geist der Hohenstaufen führen mußte, paßte nicht zu diesen Tendenzen. Daher ist es denn auch sehr bezeichnend, in welcher Zahmheit das Rittergeschlecht in der Graalsage auftritt, wie wenig blutig es da überall hergeht, wie hoch der sanfte Held Parzival über seine roheren Gesellen gehoben wird, und man darf auch auf jenen Inhalt des verhängnißvollen Brackenseils im Titurel merken, wo ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten wird, die einen ganz friedlichen, weiblichen und passiven Charakter tragen. Diese Rittertugenden sind: Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe. Eine Nonne, eine Betschwester könnte wohl kaum noch ein Blümlein zu diesem auserwählten Kranze hinzuthun, und wenn sie ihn auch für ihres Gleichen zu binden hätte.

Diesem pfäffischen Wesen, das in dem ursprünglichen Gedichte wohl — wenn auch nicht gerade in dieser Weise — gelegen haben muß, steht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die national deutsche Farbe der gelehrten Dichtung jener Zeit trägt. Die Gelehrsamkeit, der Prunk mit Gelehrsamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrscht das ganze endlose Werk, sie überdeckt und verschleiert den ganzen erzählenden Theil; will man's recht überlegen, so ist eigentlich der gelehrte Dichter der Held seines Gedichtes. Ueberall schiebt er sich mit seinen Anmerkungen und seiner Weisheit vor, überall hebt er seinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunst Meisterschaft giebt die höchste Würde, die Buchgelehrten stehen an Rang unter den Menschen oben an[97]), erst dann kommen die Edelgeborenen, so wie die Greise vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar ist, daß man sucht, eine alte Zeit sammt ihren Bestrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, so sieht man dieß hier, wo man in dem Object der Dichtung die ganze ritterliche Herrlichkeit mit der ganzen priesterlichen Herrlichkeit zusammengerückt findet, und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That ist diese Gelehrsamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmasse und Romanenliteratur steht dem Dichter zu Gebote, sogar britische Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutschen behandelt wurden, kennt er und fügt sie vielleicht erst seiner französischen Quelle zu[98]). Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geschichten der Juden und Grie-

97) F. 136[b].
98) F. 121[c].
Der hohsten gar beroubet wer die cristenheit gemeine,
niht danne drier houbet, von rome Lucius und der edel reine
Anfortas und Artus der gehiure,
den Lucius seit heime sucht, des nam er totlich schumpfentiure.
Wie lutzel mans doch sagende ist in deutscher schrifte,
so pflag er unverzagende, mit ellenthaftem mute er wunder stifte,
ein romisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen daran hat Artus ware wirde erworben.
Der die buch der hugede lesen wil latine,
der hetz für kein getrugede, die sagent war vil manig wirde sine,
kronica zu britani und zu kornvale u. s. w.

seines Gesanges ist die Reinheit und Keuschheit, die hier schon ein irdisches Paradies bereitet, und sein Ziel die Verbreitung edler Tugend in alle Ferne und Weite. Der Held, der dem Werke den Namen gegeben hat, wird, wie in der patriarchalischen Geschichte so mancher Gotteserkorene, erst spät aus einer lange unfruchtbaren Ehe nach göttlicher Verheißung geboren; früh wird er zu lauterer Keuschheit und reiner Ritterschaft erzogen und für den Dienst Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth im Reichthum und Geduld in der Armuth wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die christlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehre guter Pfaffheit" auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung des Abraham, mit der er seinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn diesem der Erwerb der Graalherrschaft leichter, als dem sündigen Parzival; ihm wird ein patriarchalisches Alter gewährt, ja den Graal in Reinheit anschauend, ist er vor dem Tode sicher. Obzwar er ein Priesterkönig ist, so ist ihm doch gestattet zu heirathen, was den andern Priestern nicht gegeben ist, da ihr Weib die Kirche ist. Alle Priester sind von Gott geborene Könige, sie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige. Man sieht wohl, der wilde Rittergeist des fränkischen Epos, der ganze Charakter des Gottesdienstes im Karl, der im Laufe der Zeiten zu dem Geist der Hohenstaufen führen mußte, paßte nicht zu diesen Tendenzen. Daher ist es denn auch sehr bezeichnend, in welcher Zahmheit das Rittergeschlecht in der Graalsage auftritt, wie wenig blutig es da überall hergeht, wie hoch der sanfte Held Parzival über seine roheren Gesellen gehoben wird, und man darf auch auf jenen Inhalt des verhängnißvollen Brackenseils im Titurel merken, wo ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten wird, die einen ganz friedlichen, weiblichen und passiven Charakter tragen. Diese Rittertugenden sind: Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe. Eine Nonne, eine Betschwester könnte wohl kaum noch ein Blümlein zu diesem auserwählten Kranze hinzuthun, und wenn sie ihn auch für ihres Gleichen zu binden hätte.

Diesem pfäffischen Wesen, das in dem ursprünglichen Gedichte wohl — wenn auch nicht gerade in dieser Weise — gelegen haben muß, steht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die national deutsche Farbe der gelehrten Dichtung jener Zeit trägt. Die Gelehrsamkeit, der Prunk mit Gelehrsamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrscht das ganze endlose Werk, sie überdeckt und verschleiert den ganzen erzählenden Theil; will man's recht überlegen, so ist eigentlich der gelehrte Dichter der Held seines Gedichtes. Ueberall schiebt er sich mit seinen Anmerkungen und seiner Weisheit vor, überall hebt er seinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunst Meisterschaft giebt die höchste Würde, die Buchgelehrten stehen an Rang unter den Menschen oben an[97]), erst dann kommen die Edelgebornen, so wie die Greise vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar ist, daß man sucht, eine alte Zeit sammt ihren Bestrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, so sieht man dieß hier, wo man in dem Object der Dichtung die ganze ritterliche Herrlichkeit mit der ganzen priesterlichen Herrlichkeit zusammengerückt findet, und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That ist diese Gelehrsamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmasse und Romanenliteratur steht dem Dichter zu Gebote, sogar britische Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutschen behandelt wurden, kennt er und fügt sie vielleicht erst seiner französischen Quelle zu[98]). Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geschichten der Juden und Grie-

---

97) F. 156[b].

98) F. 121[c].

Der hohsten gar beroubet wer die cristenheit gemeine,
niht danne drier houbet, von rome Lucius und der edel reine
Anfortas und Artus der gehiure,
den Lucius seit heime sucht, des nam er totlich schumpfentiure.
Wie lutzel mans doch sagende ist in deutscher schrifte,
so pflag er unverzagende, mit ellenthaftem mute er wunder stifte,
ein romisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen daran hat Artus ware wirde erworben.
Der die buch der hugede lesen wil latine,
der hetz für kein getrugede, die sagent war vil manig wirde sine,
Kronica zu britani und zu kornvale u. s. w.

chen zeigt und in jener Zusammenstellung der heiligen Könige und in andern Stellen ausgebreiteten Ueberblick über neuere Geschichte; genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateinischer Dichter und des Homer darf man mit Bestimmtheit bei ihm annehmen; eine Menge Züge aus fremden Sagen des britischen und des antiken Kreises haben Eingang gefunden, die zum Theile schwerlich in dem Original liegen konnten; alles was die gnomischen Dichter zerstreut von Naturgeschichte wissen, bringt er im Vereine, und kramt namentlich seine Kunde von den Bäumen und Kräutern und den geheimen Kräften der Steine bei der Beschreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der salomonische Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantinische oder gothische Bauart Vorbild war, und auf die er eine außerordentliche Pracht und sinnbildernde Weisheit gespart hat. Von den Meinungen griechischer Philosophen, von Pythagoras Sphärenmusik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraclit von Sicyon, Meister Armaichus und Avicenna hat er wenigstens reden gehört; scholastische Sophismen, alle physikalischen und geographischen Träumereien und astrologische Weisheit ist ihm geläufig. Wenn diese Gelehrsamkeit und ihre häufige Anwendung dem Werke als erzählendem Gedichte seinen ohnehin geringen Werth schmälern mußte, so gaben ihm wohl in den Augen des Mittelalters einen großen Werth die Reminiscenzen an ältere bessere Dichter, die so häufig sind, daß man wohl auf jedem Blatte irgend einem alten Bekannten begegnet. Kein anderer erzählender Dichter hat sich so unverschämt mit fremden Federn geschmückt, und übrigens auch so gut verstanden sich damit zu schmücken. Die Gegenwart seines Gedächtnisses, die lebendige Vertrautheit mit allen alten Dichtungen giebt dem Dichter stellenweise eine gewisse Virtuosität und Gewandtheit im Schreiben, eine gewisse Sicherheit im Urtheilen und im Aussprechen der herrschenden Vorstellungen eine Klarheit und Präcision, die man häufig bei den gnomischen Dichtern vergeblich sucht. Wenn daher Wolfram und Gottfried gewisse Tendenzen ihrer Zeit, die bei anderen Dichtern unklar vorlagen, zum Bewußtsein und zur Anschauung brachten, so kann man auch von dem Titurel, wenn man ihn in der Mitte dieser gelehrten Lyriker sieht, behaupten, daß er eine Menge von dunkeln Beziehungen in den Dichtungen dieser Zeit aufklärt und

namentlich, daß er jenes feste Anlehnen an das Alte und das Anpreisen und Nützen des Alten deutlicher beurkundet, als die zerstreuten Einzelheiten der gnomischen und anderer epischer Dichter. Wo man so, wie es hier geschieht, sich auf alte Sitten beruft, eine alte Lebensweise fortpflanzt, alte Vorstellungen erneut, frühere Vorbilder benutzt und Sprache und Manier nachahmt, da gesteht man die eigene Schwäche ein, wenn man sich auch noch so vielen Anschein der Originalität und Neuheit giebt, man bekennt die Abhängigkeit und die Verschuldung an Andere, trotz der großen Selbstgenüglichkeit und der Art von vornehmer moralischer Kritik, die mit unterläuft. Wie Ariost benutzt er jede beliebte Situation, jeden angenehmen, stehenden Witz, jedes Neue und Alte von irgend einem Reize. Gleichgültig greift er jeden Gedanken, der ihm gefällt, aus jedem ältern Dichter, ohne Vorliebe für den oder jenen: mit Walther spricht er von dem Honig der Welt, der mit Galle vergeben ist, mit Walther von dem Verderb der Weiber durch die Schuld der Männer, mit Zweter eifert er zelotisch für die Reinigung der Minne und für inneres geistliches Leben, und ähnlich wie er, gebraucht er jene moralischen Deutungen naturgeschichtlicher Gegenstände; jetzt borgt er von Hartmann das Anreden der Minne, und jetzt von Anderen das Gespräch zwischen Dichter und Aventiure; an Thomasin erinnert die Klage, daß der einst verachtete Keye heute noch ein Muster abgeben könnte; an den Winsbecke mahnt der Ton der Inschrift des Halsbandes; die Nibelungen klingen hier und da sogar durch; Nitharts allegorische Namen werden gebraucht, ein Witz Gottfrieds wird variirt, indem der Dichter denen, welche der Wappenröcke warten, überläßt, die Wappen und Devisen der Ritter zu melden; und er copirt selbst seine eigenen Gedanken, wo sie ihm einmal geglückt scheinen. Ueber das Ganze endlich ist die Manier des Wolfram gebreitet, wozu der genommene Anschein zwang, als ob das Gedicht von ihm herrühre. Oft nicht ohne Geschick ist seine Sprache behauptet, seine Figuren gebraucht, seine barocken Bilder, seine kecken Vergleichungen, seine unzarten und sonderbaren Späße[93]), seine gesuchten Wendungen nachgeahmt,

---

93) Zur Vergleichung mit einer gleich argen aus Wolfram angeführten Stelle, will ich folgende aus dem Titurel anführen. Der Dichter wirft seinem

und seine spitze Kritik. Nur wenn man da nachfragt, wo das Nachahmen nicht müßige Copie sein kann, sondern wo die Seele und das innere Verständniß nacheifern mußte, da sieht man plötzlich, wie klein der gute Albrecht neben Wolfram ist, und er steht dürftig und arm daneben, wie Conrad neben Gottfried. Die Art wie er die herrlichen Fragmente Wolframs verwässert hat, ist hierin statt aller weiterer Belege. Wo dort mit wahrhafter Genialität dem Läppischen und Kindischen entgangen und dafür die reinste Unschuld und Kindlichkeit gesetzt war, da fällt man hier wieder recht plump ins Läppische zurück, versteigt sich dann wieder in eine lächerliche Gelehrsamkeit und verliert sich in Weitschweifigkeit und Leere. Ein großer Gedanke erfüllte den Dichter des Parzival, als er seine große Episode aus der Graalsage heraushob; was er liegen ließ, hob der Dichter des Titurel auf, und mit einer unendlichen, langweiligen, hohlen, nichts enthaltenden Geschichte, die sich um eine unerklärbar eigensinnige Laune eines sonst vortrefflichen weiblichen Charakters dreht, dachte er wohl das Werk des edlen Dichters zu überflügeln, der den innersten Geist des provenzalischen Gedichtes erfaßt und wohl wußte, daß er nichts als Schale und Rinde davon abgeworfen hatte.

5. Karolingischer Sagenkreis.

Die summarische Gestaltung der verschiedenen Sagenkreise hatte der Zeit und dem Ort nach sehr verschiedenartig statt. Die Graal- und Artursage hatte ihre schönste Höhe und bedeutsamste Gestalt wohl ohne Zweifel in dem provenzalischen Original des letztbesprochenen Gedichtes empfangen, das nachher wieder in mehreren Sprachen in viele Theile aufgelöst und umgearbeitet verfiel, wie auch Ariost dieses Schicksal erfuhr. Dieser Kreis hatte sich so frühe seiner größten Vollendung genähert, daß die blos receptive deutsche Romantik ihn in größerm Umfange als jeden anderen, mit besserem Erfolge als jeden anderen, und nur deshalb

---

Helden Schionatulander vor, er habe doch Einen Fehler gehabt; er habe seine Schwester öffentlich beschlafen. Gott nämlich sei sein Vater und Gottes Tochter sei die Tugend, die er von Jugend auf gewinnet habe!! Die Abgeschmacktheit will ich nicht vergleichen, nur die Unzartheit im Bild.

scheinbar mit größerer Vorliebe in sich aufnahm. Anders war es mit der Karolingischen Sage. Jenen ernsten volksmäßig seit Karl dem Großen ausgebildeten Theil derselben, der sich mehr um Karl selbst dreht, theilt zwar Deutschland, wie wir oben sahen, mit Frankreich. Dieß Gedicht, wie die Nibelungen, bewies seine volksmäßige Natur in nichts herrlicher, als daß es der Lust dieser spätern Zeiten, zu ändern und zu erweitern, widerstand, und daß von ihm, wie von dem deutschen Volksepos, nichts als geringfügige Umarbeitungen im Deutschen existiren, wie wir oben hörten. Jene zweite kunstmäßigere Entwickelung der fränkischen Sage aber, welche stets erweiternd den Kreis der Vasallen Karls und seines Sohnes zum Gegenstande nahm, (eben wie der britische Sagenkreis, dessen erste volksmäßige Gestaltung, wo Artur Hauptobject war, man in Deutschland gar nicht kennt), und die wir bereits in Wolframs Willehalm kennen gelernt haben, war noch in diesen Zeiten erst im vollen Werden, und bildete sich allmählig und langsam, wie auch der entsprechende britische und deutsche Kreis, in unzähligen großen Romanen durch Jahrhunderte bis zu jener Höhe, auf der ihn Ariost umspannte, welcher sich zu allen diesen in großer Menge erhaltenen französischen Dichtungen verhält, wie die Nibelungen und die Rolandschlacht zu den verlorenen Volksgesängen, aus denen sie sich aufbauten. In diesem karolingischen Kreise also, wie in dem deutschen, treffen wir nicht in dem Sinne, wie im britischen, auf Sammelwerke. Wir treffen hier nur gleichsam wieder auf eine eigene Gattung von sehr großen Rhapsodien, unhistorischer, wenig volksmäßiger Art, die mit der nämlichen Willkühr, wie sie selbst entstanden waren, nachher auch wieder verarbeitet wurden. Wir begleiten auch diese beiden Kreise in Deutschland nicht einmal bis zu ihrer schließlicheren Gestaltung, wir überlassen den einen an Italien, ohne ihn anders als sehr spät erst übersetzt zu erhalten; den anderen an den Norden, ohne überhaupt viele andere als historische und kritische Rücksicht darauf zu nehmen, weil er auch keine andere verdient.

Drei oder vier Gedichte aber haben wir in Deutschland aus diesem karolingischen Kreise, die in der Reihe derer liegen, welche dem klassischen Schlusse dieser Sagen entweder im Stoffe oder in Farbe und Behandlung vorgearbeitet haben, den Malagis, Reinald, und zwei Ogier. Bei den zuletzt besprochenen Werken aus

dem britischen Cyclus durfte ich den Inhalt liegen lassen, weil uns die Gattung bekannt war; bei diesen muß ich näher darauf eingehen, und dieß aus mancherlei Ursachen. Zuerst nämlich ist uns der Geschmack dieser Romane bis jetzt nur aus Willehalm bekannt, den Wolfram selbst, scheint es, noch wie versuchsweise auf Deutschland verpflanzte, und in jener Zeit, wo dieß noch eine vereinzelte Erscheinung war, ging ich nur kurz darauf ein. Jetzt aber wird dieser Geschmack prädominirend. Die britischen Stoffe waren erschöpft, man fühlte das Leere ihres Inhalts, man griff nach den thatsächlichen fränkischen Vasallensagen, man hielt aber die herkömmliche Behandlungsart der britischen Romane, so weit sie passen wollte, fest, nahm gewisse öconomische Regeln und gewisse beliebte Szenen auf, machte sie bald in diesem sehr bereicherten Cyclus so stehend, wie sie in ihrem ursprünglichen waren, und variirte sie nur so, wie es dem Zeitgeschmacke gefiel. Wir treffen also irrende Ritter, nur nicht mehr so einsam; Erziehungsgeschichten, nur nicht mehr so eintönig; Tugendproben, nur noch komischer und derber. Die poetische Kunst hatte, indem jetzt diese fränkischen Sagen den Sieg über jene britischen gewannen, indem die Lanzelote u. A. in diesen Geschmack übergetragen wurden, einen Fortschritt gemacht. Sie empfand, daß es mit den Ideen, auf denen dort das Gewicht lag, nichts sei, wenn sie nicht poetisch verkörpert erschienen. Allein wie wenig dazu Anlage in jenen Romanen war, sahen wir genau; desto mehr aber fanden wir oben, hatte die fränkische Sage von Anfang an die Kunst scharfe Charaktere zu zeichnen, als eine Eigenthümlichkeit voraus; nur Schade, daß ihnen meistens Gemüth und Seele abging, ein Mangel, der selbst in Ariosts Charakteren noch fühlbar ist, und der uns aufmerksam machen kann, wie überlegen von dieser Seite betrachtet die Figuren unseres deutschen Epos sind, wie vielmehr sie die menschliche Natur total darstellen und nicht nach blos einzelnen Seiten. Jetzt nun erhält die romantische Kunst allmählig jenen poetischen Körper, den wir bisher ganz vermißten; Alles wird in den Charakteren fester und in den Begebenheiten mannichfaltiger, besonderer, anschaulicher, im Vortrag Alles lebendiger, natürlicher, wenn auch minder roher; die Diction fängt an, in der Erzählung gerade zu blühen, wo sie vorher dürre war, und in der Abstraction und Betrachtung dürftig zu werden, wo sie

vorher strotzte, so daß man selbst die Gebete u. dgl. alles Lyrische verließen und zu epischen Erzählungen von Christi Marter oder etwas Ähnlichem werden. Eine solche Veränderung in der romantischen Erzählung verdient genauer betrachtet zu werden, obzwar diese Werke uns schon in verdorbener Art vorliegen und sie uns höchst eigenthümlich den fortrückenden frühzeitigen Verfall der Romantik erklären helfen, während die französischen Originale ohne Zweifel in einem ganz anderen Lichte erscheinen würden, da selbst noch die französischen und deutschen Volksbücher, die aus diesen Gedichten hervorgegangen sind, sehr charakteristisch von einander verschieden sind. Schon dieser unserer Volksbücher wegen würden wir ferner den Inhalt dieser Dichtungen etwas näher betrachten müssen; denn wir würden den dort herrschenden Ton ohne diese nicht begreifen; und da sie sämmtlich nicht gedruckt sind, so mag dieß ein weiterer Grund für größere Ausführlichkeit sein. Endlich aber zeigen sie, gegen Willehalm gehalten, die sehr eigene Veränderung, die bei aller Aehnlichkeit in der ganzen Haltung, mit diesen Vasallensagen der Zeit und dem Ort nach vorging.

Was in Volksliedern und älteren Gedichten aus der karolingischen Zeit von Brutalität der Großen gegen die Könige uns überliefert worden, trat in der feinen Zeit der höfischen Poesie offenbar etwas zurück, wenn es auch nicht ganz verloren ging, wie wir im Willehalm sehen konnten; jetzt aber tritt, als im Laufe der Zeiten Anarchie und Raubsucht, Selbsthülfe und Verwirrung in den Reichen, und besonders in Deutschland wiederkehren, die alte Rohheit wieder hervor und wird mit neuen Farben aufgefrischt. Jene herkulischen oder simsonartigen Figuren, wie der Waltharius in der Chronika Novalese, erscheinen alle (wie Rennewart) in jenen Zeiten von der Liebe gebändigt; jetzt aber treten die Reinalde wieder heraus in all der plumpen Wildheit, die ihnen früher eigen sein mochte, und streifen die unnatürliche Empfindsamkeit wieder ab; dieß geschieht in der fränkischen und deutschen Sage. Die Gemeinheit, die hier in alle Liebeshändel hereinspielt, oder der Mangel an allen Liebeshändeln, die Charaktere der Frauen, die bis zu den rohesten keifenden Widerbellerinnen herabsinken, die unsauberen Minneregeln, die nun ertheilt werden, und soll ich auch einen schönen Zug hinzusetzen, die Rückkehr zum Vorherrschen der Mutterliebe im Reinald, all dieß

und ähnliches versetzt uns in die Zeiten vor der höfischen Kunst weit und weiter zurück [100]). Grausamkeit, Blutdurst, der barbarischste Stumpfsinn, eine Sympathie zwischen Mensch und Thier oder Held und Waffe, wie sie nur uralten Zeiten des Naturstands eignen, tauchen wieder hervor; Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und Fühllosigkeit gegen Marter und Schmerz, wie sie in den galanten Rittern der hohenstaufischen Zeit unmöglich gewesen wäre. Die heilige Scheu vor dem Ritterthume, der hohe Begriff von der hohen Würde dieses Ordens sinkt völlig herunter. Ueberall kehrt man in das volksmäßigere aus dem höfischeren zurück. Der Knappenstand liefert jetzt Lieblingshelden in den Romanen, die nicht selten sehr über die Herren hinwegstrahlen. Der Vortrag wird vollkommen volksmäßig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang, der Witz schlägt schon ganz in den Ton des Eulenspiegel [101]), der Geschmack am Gräßlichen (wie die Beschreibung des Todes der Rosa im Malagis durch wilde Thiere) verräth das erweiterte und geänderte Publicum, für welches diese Gedichte wieder berechnet waren, und im Malagis erscheint Oriande als Spielmann und führt eine förmliche Bänkelsängerszene auf. All dieß Herabsinken der ritterlichen Würde, des feinen Hoftons der Erzählung und Rede, ist aber gleicherweise durch die fortgerückte Zeit wie durch das veränderte Local zu erklären. Sämmtliche genannten Gedichte sind aus dem französischen zuerst ins flandrische übergegangen und von da erst ins Hochdeutsche (alle mit sehr argen Resten des platten Dialekts) übertragen worden, indem die worttreuen Uebersetzer ins Oberdeutsche überall sich auf eine deutsche (flandrische) Quelle beziehen, dazwischen aber die Berufungen ihres niederländischen Originals auf ein wälsches Gedicht

---

100) Es ist merkwürdig, wie weit die Reminiscenzen an das Aeltere in den Gedichten dieser Zeit geht. Verschwundene epische Verse (jenes beliebte „überlaut und stille,") vergessene Worte (Sarwat, joch u. a.), verlorene grammatische Eigenheiten (Mensch geschlechtlos, Sonne männlich gebraucht), all das kehrt wieder.

101) Ein Beispiel aus dem Malagis:

Und wie heißent ihr pilgerin? — Nach minem pätten, Frauwe!
und wie heißt der, Gott gebe uch ruwe! — Frauw, als er getaufft was.
und wie was das? bescheid mich bas. — Als der hieß, der ihn hieb.
Sie sprach eya böser diep, nu bin ich des werlich wiß,
daß ir es sint Malagis.

stehen-lassen[102]); von dem flandrischen Reinold sind auch Bruchstücke bekannt, und vom Malagis vorgefunden worden[103]). In diesen Gegenden nun haben diese Stoffe der Natur der Bevölkerung nach eine volksthümliche Verbreitung gefunden[104]), hier haben sie den Styl der niedern Kunst angenommen, der sie nachher so sehr befähigte, in Prosa und in Volksbücher überzugehen, hier haben sie die satyrischen Züge gegen das Ritterwesen erhalten, die dann auch in Deutschland, dessen bürgerliche Entwickelung jetzt eifrig beginnt, so viel Beifall fanden, und jene flandrischen Bearbeitungen fallen nothwendig an das Ende des 13. Jahrhund.[105]), wenn auch die oberdeutschen Uebersetzungen aus etwas späterer Zeit sein sollten. Wir treffen also wieder auf dieß bürgerliche Volk in einem anderen Zweige der Romanliteratur, wie es die alte Feierlichkeit und Höhe der Ritterpoesie herabzieht: im Lohengrin behielt der Dichter den Ernst und den Pomp bei, rückte aber die Heldenwelt in die platte Alltäglichkeit herab; im Malagis dagegen wird Begebenheit und Erzählung gleicherweise ins Komische gezogen; Alles fängt an menschlich zu werden; selbst die Wunder, die noch vorkommen, werden von Menschen verrichtet, die ungewöhnliche Kräfte in sich geübt haben; selbst die Feen verdanken ihre wunderbaren Eigenschaften nur menschlichem Fleiße und Studium; die Zwerge sind nur kleine geschickte Menschen, keine besondere Gattung von Wesen; und es scheint als ob sich schon hier das Wunder wieder aus der menschlichen Gesellschaft

102) Vgl. im Reinald f. 46. „Die welschen sagent das fur ware" und f. 95. „Das saget uns die history wol, fur ware in dutscher zale." und im Malagis beruft man sich gleichfalls auf wälsche Quelle neben folgendem charakteristischen Schlusse:

Nu thu ich uch bekant, als ich diß buch in flemisch fant
da must es mir gefallen, und das man davon wüste zu kallen
in dißer oberlendschen gramnyz, hab ich do rechter gauckelwiz
gebracht williclich darin, damit das auch der synn
uns groben Lontzen wurde wise; Lob hab ymmer Gott im paradise.

103) In den Bonner Bruchst. des Otfried von Hoffmann. Vgl. Fundgruben 1,207. Note.

104) Malagis f. 16.

Diß ist das kint, das siebet dant den stank von von der bitteren hellen,
da die menige in dutsch von zellen und dem man git so großen priß,
in dutsch heyßt man yn Malagiß.

105) Im Malag. f. 221 ist eine deutliche Beziehung auf Pabst Bonif. VIII.

weg in die Thierwelt herab und in die Geisterwelt hinauf hätte begeben wollen. Vielfach werden wir in Gesinnung, Rede und Form an den Reinhart Fuchs erinnert, ja man kann mit Recht darauf aufmerksam machen, wie sogar der ganze Geist dieser Dichtungen entsprechend ist, wie das Anarchische, das Thierische und Rohe, das Empfindungslose hier und dort sich sehr ähnlich sieht, wie die Hof- und Reichszustände dort und hier von einander entlehnt, wie sogar solche beliebte Szenen, wie die Rettungen vom Galgen weg und die Belagerungen und Verspottungen der Belagerer, entlehnt scheinen; und endlich ist im Malagis sehr deutlich und mit ausdrücklichen Worten die Lehre des Reineke gleichsam als der Gedanke des ganzen Gedichtes aufgestellt, daß Behendigkeit vor Stärke gehe und daß die Macht der Weisheit unterliege. Dieß liegt sehr klar in der Gegeneinanderstellung des Malagis und Vivien[106]).

Dieser Gedanke nun ist im Malagis[107]) nicht blos, wie in den britischen Romanen, neben das Gedicht unverbunden hingelegt; sondern er ist poetisch versinnlicht. Das ganze Werk repräsentirt gleichsam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten. Es führt ganz eigentlich die Geschichte unserer Poesie noch eine Stufe weiter, als der Titurel. Dort war der dichtende Gelehrte gleichsam der Held, hier ist der Held ein Gelehrter, ein Nigromant; dort lag die Gelehrsamkeit als Eigenthum des Dichters außerhalb der Handlungen im Gedichte, hier gestaltet sie die Handlungen und erscheint nur verkörpert in dem Helden. In dem folgenden Auszuge hebe ich, wie überall, das Cha-

106) Vivien beschwert sich über des Malagis Zaubereien (f. 277.), und meint, es sei dieß Gott geschmäht und ein Schimpf für Ritter. Malagis aber preist Witz und Weisheit vor Kraft. Er nennt dabei seinen Bruder geradezu einen Esel und beweist ihm das mit dem bekannten Kunststück der Sofisten: Ob er nicht ein Mensch sei, der von Gott Weisheit und Kunst empfangen? ob er nicht Gott dafür preisen solle den ganzen Tag? ob er dieß thue? Nein. Mit diesem Nein fange er sich; die Vögel dankten Gott den ganzen Tag für mindere Wohlthaten; ob das nicht von ihm also Eselei sei?

Vivian sprach: das ist war, und wol bewert by guten reden klar.
Bruder ich prise wicz vor macht, und thun alles das ir habt gedacht,
Esel han ich mich gebrubt, des ich sere bin betrubt.

107) Cod. Pal. N. 315.

rakteristische des Gedichtes hervor; die Verschlingung der Abentheuer habe ich etwas ermäßigt, um das Beschwerliche zu vermeiden, ohne das Bezeichnende zu versäumen.

Bueno von Egremont vermählt sich mit Druwane, der Schwester des Grafen von Montpellier. Am Hochzeittage geht sie im Geleite von Armen, Krüppeln und Bettlern zur Kirche, in Folge eines Gelübdes, das sie in der Zeit ihrer ersten Liebe zu Bueno gethan hatte; es geschehen Wunder, eine Stimme verkündet ihr den Lohn ihrer Tugend in ihrer Nachkommenschaft, eine Hand segnet sie, die Kranken werden gesund, die Glocken läuten von selbst, die zuvor ekeln Bettlerleiber verklären sich. Einst auf einem Turniere, wo sich die schwangere Druwane mit befand, brachen Sarazenen unter dem Grafen von Palermo, dessen Tochter Rosa gefangen an Bueno's Hof war, ins Land, im Tumulte des Ueberfalls gebiert Druwane Zwillingsknaben; sie selbst wird kaum von ihrem Gatten gerettet; der eine ihrer Söhne war von ihrer Schwester Ysane in Obhut genommen, diese aber mit ihm gefangen worden; mit dem anderen, der mit einem wunderkräftigen Ringe im Ohre bezeichnet war, war Rosa in den Wald geflohen. Ysane ward das Weib des Königs von Mayorka, der von ihr erhaltene Knabe aber ward an den Heidenkönig Yvorin von Montbrant verkauft; dieß ward Vivien, Haimons Vater. Rosa aber ward im Wald von Löwen zerrissen, das von ihr geflüchtete Kind aber kraft des Ringes erhalten und von der zauberkundigen Oriande gefunden und erzogen. Dieß ist Malagis.

Hier haben wir denn eine britische Verwaisungsgeschichte, aber gleich weit thatsächlicher; es folgen die gewöhnlichen Erziehungsgeschichten, aber gleich ganz eigenthümlich nach dem geänderten Geschmacke zugerichtet. Malagis wuchs bei Oriande auf und galt als Sohn ihres Bruders, des Nigromanten Baudri. Zufällig gerieth der Junge an seines Pflegevaters Bücher, und wird von Oriande in der geheimen Kunst so geschickt unterrichtet, daß er schon nach zwei Jahren den Baudri überflügelt, und dieß beweist er zuerst, als jener bei einem Mahle Hasen und Kaninchen auf den Tisch bringt, die Malagis von zwei Windspielen hetzen und tödten läßt. (Dergleichen jetzt so beliebte Szenen erinnern an das Gastmahl, das Albert der Große dem König Wilhelm 1254 in Köln gab und bei dem er seine magische Kunst gezeigt haben

soll.) Gleich bei dieser Gelegenheit nun macht Oriande ihrem Bruder grobe Vorwürfe, das Kind sei geschickt wie ein Wiesel, er aber dumm wie ein Esel, an dem man es oft sehe, daß er jung mit seinen Sprüngen die Leute belustige und dann stets fauler werde (dergleichen pflegt dann hier sehr ins natürliche ausgemalt zu werden); und zugleich veranlaßt es, daß sie dem Knaben seine wahre Herkunft sagt. Gleich bei demselben Mahle beginnt das Spiel wieder; Baudri läßt einen Kapaun vor Malagis lebendig werden, aber dieser zwingt ihn nieder, stellt ihn als Braten her und läßt siegreich ein gebratenes Huhn vor Baudri auffliegen. Wieder fährt Oriande ihren Bruder an: wäret ihr weise, Herr Affenschwanz, ihr bekenntet eure Eselei. Wirklich erkennt Baudri den Jungen als seinen Meister, doch zieht sich dieser bescheiden zurück und nennt den Baudri seinen Herrn. Das widerräth ihm Oriande; er solle sich ins Galgens Namen nicht wegwerfen, sie sei ins Teufels Ehre Frau im Lande, und Er sei Herr. In dieser Art begegnet auch später Oriande ihrem Bruder jedesmal, so oft er den Mund öffnet, spart kein Schimpfwort der gemeinsten Art, noch die schmutzigsten Zoten und Unflätigkeiten. In diesem Tone geht nachher sein Ritterschlag vor sich; Oriande schlägt ihn zum Ritter, indeß nur selten sonst Frauen in Romanen Ritter schlagen und schwerlich je in der Wirklichkeit; sie giebt ihm dabei einen Schlag auf den Nacken, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und unter dem Lachen der Anwesenden gesteht er, Gott solle es wissen, der Schlag sei ihm ins Herz geschrieben, er werde ihn nie vergessen. Nachher reisen beide Zauberkünstler nach Paris zu dem großen Meister Yvert, Malagis Ohm. Mit Hülfe des trefflichsten Buches dieses Meisters bringt es Malagis dahin, daß er alle Teufel der Hölle, selbst den Beelzebock, den seit Salomon Niemand bändigte, bezwingt. Unter den Meistern in Paris erregt Malagis das höchste Aufsehen, selbst König Karl will Proben seiner Kunst sehen, nimmt es aber nachher übel und läßt Malagis festsetzen. In Gestalt eines teuflischen Gespenstes bewegt er den König, ihn frei zu lassen; dann, aus dem Lande verbannt, schafft er eine Insel auf der Seine und trotzt dem König, den er Graubart und Erznarr schimpft, er gebe nicht eine Schlehe um sein Gebot; als Engel erscheint er dem König auch von da und vexirt ihn, und führt

später mit Yvert nach Baudris Heimat. Wie hier dem Christlichen und Ritterlichen arg mitgespielt wird, sieht man sogleich. Wie gleichgültig die Ritterthaten dem Dichter sind, sieht man an der Vorliebe und großen Freude, mit der die Zauberspäße des Helden ausgeführt werden, der zwar selbst seine Unkunde in der Astrologie bekennt, aber doch recht gut jene bekannte Sprache dieser Künste führt, die stets mit tiefen und hohen Worten um sich fährt, immer nach etwas klingt, ohne etwas zu sagen, immer etwas zu wissen scheint, ohne nur etwas zu ahnen; und die etwas erklären will, indem sie alles umnebelt.

Unterdessen wächst Vivien bei König Yvorin von Montbrant, erzogen von dessen Tochter Beaflur, heidnisch auf, und es entspinnt sich nachher (wie auch zwischen Oriande und Malagis) trotz des ungleichen Alters ein Liebesverhältniß. Ein Sultan von Persien verlangt Beaflur mit Heeresmacht zum Weibe, oder einen Wettkampf zwischen einem ihrer Ritter und seinem Riesen Brahsin. Als Vivien auszieht gegen diesen, erscheint ihm ein Engel und Christus selbst belehrt ihn über Gott und seine Eltern. Nach erlangtem Siege wird Beaflur heimlich sein Weib, ihr Vater aber, dem dieß verrathen wird, sendet ihn mit einem Uriasbriefe an den Grafen von Palermo, der ihn als den Sohn seines Feindes von Egermont in den Kerker wirft. Von da aber befreit er sich auf eine kühne, abentheuerliche und auch fast zauberhafte Art, und stößt dann auf einen Kriegszug des Königs Anthenor von Hispanien, der auszieht um Orianden zu rauben; Vivien nimmt Dienst bei ihm und gilt als des Heiden Yvorin Sohn. So landen sie vor Baudris Burg Roseflur, wo gerade Malagis abwesend ist, um das Roß Bayard zu gewinnen, und wo in seiner Abwesenheit Yvert von Vivien gefangen, Baudri verwundet und die Burg hart bedrängt ward.

Das berühmte Roß Bayard lag im Vulcan, von Sathans Bruder bewacht, von Schlangen gefüttert, mit mehr als menschlichem Verstande, aber nicht mit Sprache begabt, von übernatürlicher Größe und Kraft. Malagis hatte es mit ungeheuren Kämpfen erschienenem Drachen abzugewinnen, dann kostete es die größte Beschwer, das angekettete Roß selbst zu bändigen, bis es endlich Friede machte, Thränen in den Augen zeigte und sich ergab. Der kleine, flinke Diener der Oriande, Spiet, war dem

Malagis bei diesen Kämpfen behülflich gewesen, er war nachher mit der Bothschaft des Siegs zu Oriande gelaufen, sah wie sich dort in Rosesflur indeß die Sachen verändert hatten, und rannte mit dieser neuen Nachricht sogleich zu Malagis zurück, den er über Bayards Kopf herabgefallen findet, weil gleich der erste Satz des Rosses 40 Fuß weit war. Alles dieß ist mit einer großen Anschaulichkeit und mit einem Detail der Begebenheiten und kleinern Vorfälle erzählt, wie es nie in den britischen Romanen vorkommt. Malagis läßt nun den Bayard in Spiete Hut, der zwar bei dem Thiere nicht in großer Gunst steht, weil er dem Malagis abgerathen hatte, ihm vielen Wein zu geben; er selbst geht als kranker Bettler zu dem Belagerer Anthenor und heißt ihn abziehen im Namen Gottes, dessen Bote er sei, und Yvert freilassen. Anthenor läßt ihn mit Yvert an einen Pfahl binden, dort aber macht Malagis sich und Yvert los, senkt den König in einen Schlaf, bindet ihn nackt an ihre Stelle, setzt ihm einen Filzhut auf, giebt ihm eine Kerze in die Hand und läßt dann den nackten Chor seiner Ritter um ihn herum einen Tanz aufführen. Nach andern Vexationen der Belagerer und Kämpfen mit ihnen soll es zum entscheidenden Kampfe zwischen den Brüdern Vivien und Malagis kommen, allein Bayard bewegt sich nicht, denn er kennt den Vivien und kniet vor ihm nieder; Malagis kämpft mit einem andern Rosse, beide Brüder sind sich gleich an Kraft und erkennen sich zuletzt. Bis hierhin haben wir so ziemlich die neuen Situationen in diesem Werke alle kennen gelernt; von jetzt an krankt es an der ähnlichen Dürftigkeit der britischen Romane, es wiederholt sich selbst ohne Aufhören, und es ist z. B. im Reinald das Wiederholen ganzer Stellen mit denselben Worten bis auf fünf Male getrieben. Gleich hier werden dem Vivien von Malagis die alten Zauberspäße bei Tische vorgemacht; gleich nachher wiederholt sich der Kampf beider in dem des Anthenor und Malagis.

Von Rosesflur geht jetzt die Szene zu einer anderen Belagerung, zu der von Egermont. Dort nämlich war Viviens Weib Beaflur, dem weggesandten Gatten nachfolgend, hingelangt, war dort mit einem Knaben (Haimon) niedergekommen, und ward jetzt von ihrem Vater Yvorin dort gesucht. In der Burg aber ist Niemand als ihre Schwiegermutter Drubane; Bueno ihr Gatte

war nach Montpellier gegangen, um dort seinem Schwager beizustehen, der von König Karl ins 11te Jahr belagert ward, wo wir denn eine dritte Belagerung in Aussicht haben. Der kleine Spiet (die Krot heißt er immer) sollte nach Egermont die Ankunft der beiden wiedergefundenen Söhne der verwaisten Druwane ansagen, und findet genau wie früher, als er vom Vulcan nach Roseflur ging, die Belagerer, macht sich mit seiner Gabe sich unsichtbar zu machen über diese lustig, genau wie schon damals, und eilt zurück, um die Lage von Egermont den Helden anzusagen. Unterwegs aber findet er in dem Feenschlosse seiner Mutter einen unversehenen und unverschuldeten Aufenthalt, und so kommt es, daß Boten aus dem bedrängten Montpellier (wo auch Bueno selbst von Karl war gefangen worden) die Brüder bestimmen, dorthin ihre Hülfe zu wenden, ehe sie nach Egermont gingen. Sie werfen sich nach Montpellier, Malagis wirft den Roland, und den König, den Bayard wie eine Fischschuppe schüttelt, worüber sich nachher Roland lustig macht; bei einem Ausfalle nachher wiederholen sich diese Unfälle. Nachts einmal kommt Malagis mit Vivien ins Lager, sie tragen den schlaftrunkenen Roland und Karl fort, Vivien so mit Lachen, daß er erst den Roland und dann den König hinfallen läßt, so daß der stets ernste und pathetische Zauberer fürchtet, er werde ihnen die Hälse brechen. All das, was hier nun geschehen ist, träumt dem König, und erwacht erzählt er die ganze Geschichte noch einmal her, und solche ganz plumpe Wiederholungen, namentlich beim Werben von Bothschaften, kommen jetzt sehr häufig nicht allein in diesem, sondern auch in andern Gedichten, und machen durch ihre Weitschweifigkeit Langeweile, so gute epische Wirkung sie machen könnten bei wohlthätiger Kürze. Der gefangene König will nichts von Friede hören, und droht noch dazu; Malagis sagt ihm, er thue wie ein Hund, der bellt und nicht beißen kann; und Vivien, er solle seine Lunge schonen, er rede wie ein geborener Geck, nicht einen Hellerweck gebe er um ihn. Es folgt eine Episode, wo Malagis und der lachlustige Vivien nach Paris gehen und der Königin ähnliche Possen spielen, wie sie schon dagewesen waren. In Montpellier wird aber hernach Friede gemacht, so daß Malagis davon mit seinem eigenen Willen ausgeschlossen bleibt.

Jetzt kehren wir zur Belagerung von Egermont zurück. Der

junge Haimon hatte dort einen glücklichen Kampf mit einem Riesen aus dem Belagerungsheer bestanden, der ganz in dem alten spaßhaften und riesigen Geschmacke gehalten ist. Trotz seines Sieges aber will ihm Yvorin die Bedingungen nicht halten, sondern ihn fangen lassen; er schlägt sich herum und da gerade kommt Spiet, von der Feenburg seiner Mutter losgekommen, und hilft ihm unsichtbar mit seiner Keule. Haimon aber wird abgeschnitten und gefangen, Spiet gibt ihm seinen unsichtbar machenden Ring, so daß Haimon nach Egermont entkommt, dafür aber wird nun Spiet gefangen und soll gehängt werden. Zu rechter Zeit offenbaren sich nun auch an ihm Zauberkräfte, er löst mit einem der gewöhnlichen Zaubergebete seine Bande und bringt den König Yvorin auf einem Wagen nach Egermont, gerade wie Malagis den Karl nach Montpellier. Zwischen den Gefangenen und denen in Egermont gibts nun ganz jene nämlichen Szenen in Montpellier, Haimon hat Lust, seinem Großvater den Kopf zu spalten, Spiet macht die lustige Person wie dort Malagis. Nur im Fortgang wird Yvorin durch Verrätherei befreit, fängt nun seinerseits seine Gegner und will sie alle hängen lassen. Spiet rettet sich durch seine Künste, Haimon steht schon auf der Leiter des Galgens, da wird er gerettet durch die ankommenden Malagis und Vivien.

Nun hat der Dichter die Freude, Spiet und Malagis ihre Kunst gegen einander spielen zu lassen. Dießmal wird der Witz gröber. Ein Hirsch erscheint, der die Frau in der Gesellschaft bezeichnen soll, die Nachts unerlaubtes Minnespiel treibe, er deutet auf eine alte Amme von 80 Jahren; so bezeichnet er noch an einem Pfaffen eine Eigenschaft, welche die sittliche Censur heutzutage zu drucken verbietet, und mehreres der Art folgt. Spiet zeigt sich dabei eigentlich als der Ueberlegne, als der zum Lieblingshelden Gewordene.

Jetzt geht die Geschichte noch auf Druwanens Schwester Ysane über. Ihr Gatte, der König von Mayorca, mishandelt sie, weil sie Christin bleibt. Ein Heereszug geht also auf die Kunde davon hin. Auf dem Weg tödtet Spiet seinen Vater, ohne Gewissen, weil er ein Heide ist, und besiegt einen Oheim. Die Manieren sind dabei gut morolfisch oder eulenspieglisch. Wiedermacht dann Haimon und Spiet eine Pilgrimexpedition, ähnlich

der früheren des Malagis und Vivien nach Paris. Der Heldenkönig wird übrigens erschlagen und Yssane Spiets Frau, der aber bald nachher stirbt von Bayards Huf beim Wettlauf mit ihm getroffen; Vivien aber bleibt in einer Seeschlacht und Beaflur stirbt über seiner Leiche. Später wird auch noch der Friede zwischen Malagis und Karl hergestellt; „es wären aber Wolfshaare darin." Hier reiht sich das Gedicht an die Haimonskinder oder Reinald von Montalban an.

Noch ehe ich aber zu diesem übergehe, schiebe ich wenige Worte über Salomon und Morolf[108]) ein, auf dessen beide Theile ich nun schon häufig zu reden kam, weil auch sie in sich so mancherlei Bestandtheile vereinigt haben, daß dieß Werk neben Lohengrin, Wolfdietrich u. A. unstreitig am besten beweist, wie in diesen Zeiten, in welche es seiner jetzigen Gestalt nach gehört, sich die Sagenelemente aus allen Nationen und Welttheilen in der verschiedensten Weise durchdringen. In Lohengrin standen Manieren und Stoffe roh nebeneinander, hier ist Alles ins Unkenntliche verflossen. Wir hörten schon oben, daß man bald den orientalischen, bald den deutschen Ursprung des Romans von Morolf vertheidigt; wir sahen ferner schon bei Rother, wie das Deutsche sich äußerlich und innerlich an das Französische lehnte; bei allen diesen Romanen, von denen ich hier rede, ist in diesen in den Niederlanden zugerichteten Stücken beides, der französische und deutsche Ton und Geist ganz verschmolzen und wie auf der Einen Seite sich Malagis, wie der Auszug gezeigt haben wird, aufs vielfachste mit britischen Elementen mischt und sich ganz einfach an die walisischen Romane lehnt, so erinnert dagegen er und Reinald wieder ebenso gut bald an die Roheit der Manier in dem deutschen Sagenkreise, bald an die Abentheuer im Wolfdietrich, und in den Namen, wie Hayme (für Haimon) im Reinald und Suters im Ogier, ist überall Verbindung gesucht; der Roman von Salomon und Morolf aber, der auf der bereits besprochenen Contradiction emporgewachsen ist, erinnert an all

108) In der Sammlung von van der Hagen und Büsching. Das Gedicht weist schon auf eine ältere deutsche Quelle. Vgl. über das Gedicht die Herausgeber; Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809 und Eschenburg in Bragur III.

das auf einmal. Die Bibel lieferte mit dem Local und den Personen auch hier und da die Darstellungsart; der spätere Orient und der griechische Roman möchte einzelne Züge hinzugefügt haben; die Zeiten der rohsten Volkspoesie in Deutschland geben das Derbe und Schmutzige; die Zeiten der Vasallenanarchie das Brutale und Grausame; die Zeiten der Gelehrsamkeit und Zauberkunst bilden die überlegene Figur des Morolf aus. Mit keinem Gedichte hat dieses Werk in seiner Szenerie mehr Aehnlichkeit, als mit Malagis. Das Ganze dreht sich um wiederholten Weiberraub, hier wie dort. Die Rolle des Morolf hat mit der des Spiet alle Aehnlichkeit, oder wenn man will mit der des Malagis. Verkleidungen, Entdeckungen, Entwischungen, Verationen durch Zauberei, die nur hier nicht in unmittelbaren Teufelskünsten sondern noch in Zaubertränken und Zauberringen ruht, Gefährdungen und unverhoffte Rettungen, Täuschungen, ekle Entstellungen in Kranke, und endlich die rohe Wiederholung der Geschichte des Pharao in der des Princian, Alles erinnert in diesem Gedichte an jenes. Nur ist das Zotige und Schmutzige ärger, das Volksmäßige in der Darstellung und Einkleidung[109]) hervortretender, die Entfernung vom Ritterlichen ganz entschieden, und dabei wie in allen Werken des niederländischen Geschmacks das Christliche und Religiöse verspottet und verhöhnt[110]).

Wie Salomon und Morolf, so ist auch namentlich Reinold oder die Haimonskinder[111]) bei uns eines der beliebtesten Volksbücher geworden. Ich lasse hier sogleich einen gedrängten Auszug aus dem Gedichte folgen, wo ich nur das Charakteristische hervorhebe, das ich hier in dem Blutigen und aller zärteren Empfindung Entblößten, besonders im Charakter des Rei-

109) Der Dichter, als Leser gedacht, unterbricht oft seine Erzählung, und fordert einen Trunk.

110) V. 3103. Wir sindt den helden worden bekant,
Wir handt sie die cristenheit erkennen geleret,
die köpffe hant wir yn zu den ersen gekeret,
wir hant sy gedöifft in irem blut,
wir hant sy gefirmet, das es ir keime we dut,
wir hant sy gemartelt und zu helligen gemacht,
das möchte kein bischof so balde han erdacht.

111) Codd. Pall. 399 und 340.

noch finde, der uns ganz wieder, neben Ossian in der deutschen Sage, auf die älteren Zeiten zurückführt, wo der Minnedienst das Ritterthum noch nicht geheiligt und geläutert hatte, sondern wo Buße und Marter dem sündhaften Gewaltleben ein Ende machen. Ich übergehe jede andere Beziehung; in dem romantischen Epos würde Reinold mit Malegis, Madrian und der Eroberung von Trapezunt zeigen [112]), wie diese Romane überall rhapsodisch nach Verbindung strebten, allein für Deutschland hatte dieß jetzt keine Bedeutung mehr; hier im Gegentheil löst sich das Epos stets mehr in seine ursprünglichen Bestandtheile rückschreitend auf, während es im südwestlichen Europa in einer neuen Periode noch einmal in ungeheuren Massen nach encyclischer Zusammenfassung fortschreitend rang. Was aber die historische Anlehnung in diesem Namen und in Ogier angeht, so verweise ich auf die Legende und andere Nachweisungen [113]), weil dieß jetzt vollends kein Interesse mehr für uns hat, wo wir das Local und die Zeit der Behandlung so bedeutungsvoll sehen, daß auf den Stoff kaum mehr etwas ankommt; auch dünkt es mir so thöricht, in den alten Volksliedern von Ogier den Stoff zu dem Romane dieser Zeit zu suchen, wie wenn man in denen von Vidicula die Thaten des Witich in der Vilkinasage vermuthen wollte.

Auf einem Hoftage König Karls begehrt Hug von Dordone Lehen für seine Verwandten, Haimon, Emerich u. A. — Karl weigert sie, und auf Hugs Fluch schlägt er ihm ohne Weiteres den Kopf ab. Haimon erhebt darum Krieg und Raub im Lande, mit Goldgeräth der Kirchen beschuht er seiner Leute Pferde. Er erzwingt so einen für Karl beschimpfenden Frieden und erhält dessen Schwester Aya zum Weibe. Auf der Hochzeit bittet er Karl, mit ihm zu fahren, und da dieser es abschlägt, erzürnt sich Haimon so, daß er schwört, alle Verwandten Karls zu verfolgen und zu erschlagen. Aya glaubt daher ihre eigenen Söhne, deren sie ihm mit der Zeit vier (Adelhart, Ritsart, Writsart und Rei-

112) Schmidt, in den Wiener Jahrb. Bd. 31. p. 116.

113) Vergl. den eben citirten Aufsatz von Schmidt; wegen Reinold die Acta Sett. unter dem 7. Januar. Die Bruchstücke, die Bekker in der Ausg. des Fierabras aus quatre fils Aymon Cod. Pal. 7182 mitgetheilt hat, zeigen, daß dieß nicht das Original des niederländischen Bearbeiters ist.

nold, den letzten mit aufgebundenem Helm) gebiert, vor ihm verbergen zu müssen. Als einst Friedensboten von Karl kommen, und ihnen Aya den Wein des Willkommens schenkt, gibt ihr Haimon einen Schlag, bereut es aber, da ihn ihre sanfte Geduld rührt, und klagt, daß er mit ihr in 30 Jahren keine Kinder bekommen. Sie führt ihm dann seine vier Söhne vor. Als Haimon zum erstenmale am Hofe mit ihnen erscheint, spielt Reinold die Rolle des Rennewart; Köche und Truchsesse, die ihn nicht wohl bedienen, fahren übel an, er nimmt die Schüsseln aus der Küche, die man ihm weigert, er jagt die Gäste aus den Betten, die man ihm entzieht. Als er dann Karls Sohn Ludwig, der sich gleich Anfangs gehässig gegen Haimons Söhne benommen, im Steinwurfe besiegt, so verwickelt dieser, auf Ganelons Rath, den Adelhart in ein Schachspiel um den Preis des Lebens, verliert aber und schlägt im Zorn seinen Gegner blutig. Reinold trifft seinen verwundeten Bruder und fragt ihn, was ihm fehle; Adelhart belügt ihn zweimal, allein Reinold droht und ist auch wirklich drauf und dran, ihn zu erschlagen, wenn er ihm nicht die Wahrheit sage. Reinold schlägt darauf dem Ludwig das Haupt ab und wirft es an die Wand, daß Hirn und Blut den König bespritzt. Hierauf entspinnt sich ein Gefecht, aus dem kaum die vier Brüder auf dem Bayard entkommen, Haimon wird gefangen, soll erst mit Aya getödtet werden und schwört nachher gezwungen, seine eigenen verbannten Söhne verfolgen zu helfen. Nach einigen Abentheuern in der Fremde wollen die Brüder ihre Mutter wiedersehen; sie kommen als Pilger auf die väterliche Burg, die Mutter macht Reinold trunken und schlafend, sie küßt ihn so heftig, daß beide aus Mund und Nase bluten. An dieser Stelle ist auch in der Darstellung ganz klar, wie ältere geschlossenere Gedichte hier vorliegen und gleichsam sich auflösen und zerfallen. In beiden Handschriften ist die Szene gleich; sie ist voller Sprünge und Lücken, die Mutter hat offenbar die Söhne erkannt, allein es steht nichts davon da, man hört von keinem Wiedersehen. Ein Späher sagt dem alten Haimon, daß seine Söhne da seien und muthet ihm an, sie seinem Schwure gemäß zu fangen; Haimon erschlägt den Bothschafter, will aber dennoch sie fangen zu lassen, die Brüder aber vertheidigen sich und Reinold wollte erst seinen Vater erschlagen, dann aber begnügt er

sich, ihm Hände, Nase und Mund abzuschneiden und ihn so dem Karl zum Geschenk zu schicken! Welcher barbarische Stumpfsinn! Karl belagert darauf die Brüder, Reinold flieht, die drei anderen werden festgenommen, zur Häufung alles Unglücks wird auch noch Bayard gefangen. Allein jetzt trifft Reinold auf Malagis und mit seiner Zauberhülfe gewinnt er sein Roß wieder. Die drei Brüder sollen gehängt werden, es erhebt sich aber darüber Zwiespalt am Hofe. Turpin redet dawider, der König hebt die Hand gegen ihn, Turpin greift ihn an der Kehle, andere stoßen ihn. Nur Ein Franke von Paris ist auf Karls Seite, dem schlägt Ogier den Kopf ab. Man sieht, Alles aufgetragen und gräßlich, wie in den Wachstuchbildern und Erzählungen der Bänkelsänger; nur Wildheit, nur Blut und Köpfe. Die Befreiung der Brüder durch Malagis, die ähnliche Rettung des Ritsart vom Tode am Galgen, und Anderes, was dazwischen liegt, übergehe ich der großen Aehnlichkeit mit Malagis wegen. Es folgt zuletzt die Belagerung von Montalban, und der endliche Friede gegen die Uebergabe des gefährlichen Bayard. Der König läßt ihn mit einem Mühlsteine ersäufen, allein Bayard schlägt ihn entzwei. Reinold fällt in Ohnmacht, dennoch muß er sein treues Roß wieder fangen. Der Versuch mißglückt zum zweitenmale, Reinold fängt es wieder und soll jetzt nicht zusehen, denn von seinem Anblicke bekam das Roß Kraft und Muth. Er verspricht es, geht in den Wald und wirft sich schreiend zur Erde. Das sieht Bayard, und noch einmal hebt er sein belastetes Haupt mit großer Kraft aus dem Flusse, schreit nach seinem Herrn und sah ihn nachher nicht mehr. Wie auch nachher Clarades um das gute Roß jammert, ist selbst in der elenden Darstellung ergreifend. Reinold verschwört nun Rosse und Sporen und wird Eremit; er verrichtet dann mit Malagis im Oriente noch große Thaten, kehrt zurück und peinigt sich als Lastträger. Von seinen Gesellen wird er St. Peters Werkmann genannt. Aus Neid aber bringen ihn nachher einige derselben ums Leben.

Von den beiden Gedichten von Ogier[114]) will ich schweigen. Sie bezeichnen schon den äußersten Verfall, wo in der frostigsten Reimerei die elendesten Abentheuer in der ungeschicktesten Verbin-

114) Cod. Pal. 363., der erste Theil von f. 1—80.

dung aufs langweiligste hergezählt werden. Das eine kürzere, welches Ogiers Jugendgeschichte enthält, bezieht sich schon auf anderes[115]), und wieder das zweite längere auf diese Jugendgeschichte, und zwar so, als ob sie mehrfach im niederländischen behandelt wäre, so daß man wohl sieht, dieser Held war auch in jenen Gegenden eine Lieblingsfigur, und als solche ist er vielfach behandelt und in fremde Stoffe eingetragen worden.

6. Deutscher Sagenkreis[116]).

Im britischen Kreise haben wir also eine gewisse encyclische Vollendung beobachtet, von der auch Spuren nach Deutschland herüberkamen; im Fränkischen sahen wir jetzt die Gedichte des 13. Jahrhunderts entschiedener nach einer solchen hinarbeiten; im Deutschen dagegen löst sich Alles auf; und in seiner Auflösung verläßt auch er theilweise gleichsam sein Vaterland, wie jene andern Kreise in ihrer letzten Ausbildung. Im britischen Kreise interessirte uns die Form vor allen, weil er seine Form auch den fremden Sagen, sogar dem Ariost mittheilte. Im fränkischen interessirte uns vorzüglich der Stoff, weil er sich hier am reichsten gestaltete, aufnehmend anwuchs, mischte, änderte, verschob und aus kolossalen Massen zuletzt das Anziehende und Gefällige festhielt. Im deutschen Kreise interessirt uns hinfort weder die Form, die hier vergleichsweise trotz der großen Einwirkung von außen mit sonderbarem Eigensinn sich in ihrer Dürftigkeit behauptete, noch auch der Stoff, der, soviel er eigenthümlich ist, höchst arm, sonst aber überall entlehnt und keineswegs mit der Geschicklichkeit, wie in den fränkischen Romanen entlehnt erscheint, sondern hier ist im Ausgang wie im Anfang die geschichtliche Entwicke-

115) F. 1. Minstrele singen in iren gesang
wie Baldewin sin kint wart erslagen —
dise hystorie können wol minstrele in tutscher zale,
die sie wissent nit davon, wie es Broyfort gewan, (sein Roß)
und contynen das gut schwert, das mag er hören wer es begert,
uß dem welsch von wort zu wort, nit gemischt als ich es hort.

116) Ich kenne aus diesem Sagenkreise den Orendel nicht. Uebrigens hat das Gedicht, so weit ich weiß, weder einen bedeutenden Werth, noch eine Beziehung zu der deutschen Sage.

fung des Epos das, was am meisten fesselt und lehrreich ist. Die fremden Kreise verfielen, indem sie ins verfeinertste überbildet, ins riesenmäßigste erweitert und in Prosa aufgelöst wurden, der deutsche, indem er nach einer mäßigen Ausbildung in Rohheit zurückfiel, stufenmäßig verkürzt ward, die poetische Form bis ins Volkslied und Drama behauptete, und in prosaischer Gestalt fast nur auszüglich, und selbst da nur in der fremden Wilkinasage, auftritt. Den fremden Kreisen konnten wir demnach in ihrer Entwickelung nicht ausführlich folgen: der Anfang des britischen berührte die deutsche Dichtung noch nicht, das Ende des fränkischen, nicht mehr. Dem Deutschen allein folgen wir vom Anfang bis zum Ausgang. Wir finden ihn dabei überall von den fremden Dichtungen gedrängt, angegriffen, überschwemmt, entstellt oder in Schatten gerückt, nur in zwei großen Werken so eigenthümlich vorragend vor jenen, daß man eine Ueberlegenheit ahnt, die doch nicht gesiegt hat, einen Vorzug, der doch im Nachtheil erscheint. Dieß liegt darin, daß man in Deutschland eine volksmäßig fortgebildete schlichte Sage von größerem Alter plastisch und streng episch darstellen wollte in naturgemäßer Entwickelung, während ganz Europa neuere Thaten der Gegenwart anfing poetisch zu behandeln, die Zustände derselben in alte Sagen zu übertragen, ihre Ideen mit ganz fremden und widersprechenden Handlungsweisen zu mischen, wodurch man sich bald darauf hingewiesen sah, auf Zusammenraffung des Mannichfaltigsten, Heterogensten, Fernsten und Nächsten, Uebersinnlichsten und Materiellsten, Verstandenen und Unverstandenen zu denken. Diesem Geiste des Romantischen widerstrebte das deutsche Epos in seiner Einfachheit nicht ganz mit Erfolg, aber doch so, daß es ehrenvoll aus dem ungleichen Kampfe schied. Im Rother und Biterolf sahen wir bereits die fremden Einflüsse siegreich herrschen; in den Nibelungen und Gudrun, zur Zeit, als dichterische Einsicht mit einem gewissen Bewußtsein die Sagen kritisch verglich, stellte man die alte Reinheit bis auf einen gewissen Grad wieder her; jetzt aber, seit der Mitte des 13. Jahrhunders dringt das Ausländische wieder gewaltig herein und würde das Alte, Aechte und Volksthümliche in unserem Sagenkreise ganz vertilgt haben, wäre nicht eines mit dem anderen zu Grunde gegangen.

Wie unselbstständig die deutsche Sage neben der fremden in

diesen Zeiten erscheint, läßt sich an der ganzen Reihe von Dichtungen sehr leicht zeigen, die uns übrig sind. Wir folgen dem Geiste, den wir in den beiden vorherbesprochenen Kreisen beobachteten, in einer ähnlichen stumpfern Entwickelung. Ich will dabei nicht strenge Rücksicht auf die äußere Chronologie nehmen, sondern die Gedichte in der Ordnung aufführen, in welcher die Originale entstanden sind, von denen wir zum Theile nur spätere Ueberarbeitungen haben. Das Gedicht von Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen von Heinrich dem Vogler[117]) gehört gleich hierher. Man ist geneigt, es in das vierzehnte Jahrhundert zu setzen; wenn man aber die Darstellung und den Inhalt betrachtet, so gehört es unstreitig in die Zeiten, wo die Krone der Abentheuer oder der Titurel entstand, und auf ein früheres Werk weist es auch überall hin[118]). So ists fast mit allen folgenden Gedichten; ihr Ursprung liegt im 13. Jahrh. dann erscheinen sie im 14.; oder sie entstehen in diesem, so haben wir hauptsächlich die Bearbeitungen des 15. übrig; und genau so sahen wir früher im 13., daß wir überall spätern Recensionen früherer Werke des 12. Jahrhunderts begegneten. Der Dichter von Dietrichs Ahnen ist, wie er noch nach der Art der höfischen Dichter seinen Namen nennt, so auch seiner Manier nach ganz ihnen zugehörig. Er ahmt noch Verse des armen Heinrich nach, er scheint den Gottfried zum Vorbild zu haben, er urtheilt, schiebt sich überall vor, verharrt geschwätzig auf allen Gegenständen der Beschreibung, er blickt auf die Zeit, fährt heftig gegen die illiberalen Fürsten und die öden Höfe los, klagt über Unsitte, Unzucht und Schande, nirgends ist der Sinn für Feste, Turnier und Maizeit abgelegt, auch verräth der Dichter seine Kenntniß der höfischen Romane. Sein Werk reiht sich daher dicht an den Biterolf an; sagenmäßige Grundlage ist hier so

117) In der Sammlung von von der Hagen und Primisser. Der Dichter nennt sich V. 7977:

> Dise wernde swere
> die hat Heinrich der Vogelere
> gesprochen und getichtet.

118) V. 1837. Der uns das märe zusammen sloß,
der tut uns an dem puche kundt; daz weder nun noch bei der stundt
nie kein hochzeit so schon wart.

wenig wie dort anzunehmen, auch hat selbst W. Grimm hierin gezweifelt[119]), hat die ungeschickte Genealogie, so wie andere Widersprüche in der Stellung der Helden nachgewiesen, und nur die Helden Dietrichs für eigenmächtige Zusätze zu erklären, will er sich nicht entschließen, da sie auch in andern Gedichten dieser Periode erscheinen. Allein der Ton, den der Dichter im Anfang seiner Erzählung behauptet, so lange sie sich um Dietmars Werbung um König Lademers Tochter Mynne dreht, fällt, sobald er von da weiter schreitet, noch mehr als bei Conrad im trojanischen Kriege. Die Lebhaftigkeit und der Schwung hören im Fortgange auf und sinken in eine lahme, breite, langweilige, dürre Erzählung herunter. Dieß liegt am Stoffe; denn wir werden erst in eine patriarchalische Genealogie der Ahnen Dietrichs geführt, die alle mehrhundertjähriges Alter haben, wie die Graalhüter; und wie nachher Ermenrichs Anschläge gegen Dietrich beginnen, sieht man immer deutlicher, wie der knappere deutsche Styl den ritterlichen, höfischen des Anfangs verdrängt, wie das fremde Gewand abgestreift wird, wie des Dichters Kraft sich verliert. Nun gibt es aber auch im Gedichte weiter nichts mehr als ungeheure Schlachten ohne Detail, wie im Titurel, ohne Thatsachen, ohne Einzelkämpfe, mit einem ungeheuren Schwall unerhörter Namen, mit vielen herzbrechenden Klagen, obgleich der Mord nicht so arg ist; denn da der Dichter wegen anderer Sagen, auf die er mit seiner Erdichtung Rücksicht nimmt, seine Helden, die später noch vorkommen, nicht umbringen darf, so ist in all diesen Schlachten keine Waffe tödtlich, außer die Langeweile für den Leser.

Ganz verwandt ist das strophische Gedicht von der Ravenaschlacht[120]), nur weist es noch etwas näher auf die Manier des Titurel, obwohl in beiden Gedichten, in der Flucht noch entschiedener als hier, der apocalyptische, inbrünstige und schwülstige Ton vermieden ist. Auch dieß Werk ist in der Abfassung, in der wir es besitzen, dem 14. Jahrhundert angehörig, weist aber ebenfalls auf eine ältere Quelle, und verräth in dem Vortreten des Dichters, in seinen Klagen über die geschwundene Zucht, Milde und Ehre, über das herrschende Laster und die verderbte

119) Deutsche Heldensage S. 185.
120) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser.

Jugend das 13. Jahrh. Der Vortrag ist überall bei zwar entsetzlicher Leere und Gewöhnlichkeit prätensiös; der Dichter betrachtet seine Erzählung jeden Augenblick, es ist als ob er die Aufmerksamkeit spornen wollte, er warnt den Leser ausdrücklich, sich nicht von der Langenweile übermannen zu lassen, er zwingt sich zur Bewegung, und wenn er eine neue Wendung, einen neuen Reim oder Gedanken hat, so weiß er damit ganz eigen zu kokettiren, obwohl nicht leicht sonst so viel Gedankenarmuth und so viel Flickereien gefunden werden. Der Inhalt ist so gut wie keiner; eine einzige jener langweiligen Schlachten, die nun so beliebt sind, daß selbst in allegorischen didactischen Gedichten die Schlachtordnungen der Tugenden und Laster ganz in dieser Manier Eingang finden; eine dreimalige Aufzählung einer Masse von Namen, wie in der Flucht; und was den Geschmack des Vortrags dem Titurel wieder nähert, in der Hauptepisode von dem Tode der Söhne Etzels, Ort und Scharpf, ist durchaus auf Rührung hingearbeitet, aber mit jener ungeschickten, häufenden Manier, daß, wie bei dem Unglück des Schionatulander und der Sigune, keinerlei Wirkung statt hat, als Verdruß und Ermattung.

Beachten wir nur, wie merklich verschieden von den karolingischen Romanen sich hier die Masse auflöst und im Fortgang der Zeit von dem Kriege auf die Schlacht, von der Schlacht auf den Zweikampf, von dem Ganzen auf die Episode herabgegangen wird, während in den fremden Kreisen auf Einen Helden, Einen Mittelpunct alles außerhalb Gelegene zusammengehäuft wird. In Einer Linie könnte man daher mit beiden genannten Gedichten Alpharts Tod[121]) sehen, den ich nur aus van der Hagens Modernisirung kenne, obgleich ich nicht weiß, in welcher Zeit dieß ganz bedeutungslose Stück entstanden sein möchte, und obgleich es auch seinem Inhalte nach mit der Flucht und der Rabenschlacht in Widerspruch steht, und in der Form zu der vierzeiligen Strophe des Volksepos zurückkehrt. Doch ist seine Erwähnung an dieser Stelle darum nicht unpassend, weil W. Grimm ganz mit Recht das Gedicht für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich in der Ravennaschlacht hält[122]).

---

121) In dem Heldenbuch von van der Hagen.

122) Deutsche Heldensage. S. 355.

Denselben Gegensatz nun, welchen der an Factischem ärmere Titurel gegen die karolingischen Vasallensagen macht, die daran stets wachsen, machen die genannten deutschen Gedichte zu dem Otnit und Wolfdietrich[123]), die auch in sich wieder ähnliche und stärkere Neigung zu Malagis und Reinold oder Ogier haben, wie die Flucht und Rabenschlacht zum Titurel. Daß auch diese Gedichte an dem Ende des 13. Jahrhunderts, also gleichzeitig mit jenen entstanden sind, nimmt W. Grimm an, und läßt sich vielleicht aus dem Wolfdietrich an einer Zeitbestimmung errathen[124]). Deutsches, französisches und britisches mischt sich in diesen Werken ganz in derselben Art, wie in den karolingischen Romanen, nur ist es bemerkenswerth, wie nachgiebig sich in diesen die Form nach dem neuen Inhalte ändert, wie fest und schroff dagegen die deutschen Gedichte trotz der neuen unserm Volksgedichte ganz fremden, wechselnden, rasch vorübergehenden Abentheuer die eintönige, ungelenke vierzeilige Strophe, mit der ganzen Steifheit der alten Manier festhält und sich vergnüglich in einem Kreise von, wenns hoch kommt, vierzig oder funfzig Reimen herumtreibt. Im Otnit ist der Zwerg Alberich diejenige Figur, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Man hat seine Aehnlichkeit mit Oberon hervorgehoben; ich will nur seine Bedeutung im Allgemeinen berühren. Riesen und Zwerge sind eine der Eigenthümlichkeiten der deutsch-nordischen Mythe, und sie stehen sich feindlich im Kampf der Gewalt und der Klugheit gegeneinander über. Daß nun im Anfang die Riesen im Vortheile waren, ist die Ansicht der Vorrede des Heldenbuchs[125]), so wie auch in den Nibelungen

---

123) Der Otnit ist herausgegeben von Mone. Der Anfang des Wolfdietrich neuerlich von Dechsle. Ich benutze die Heidelb. Handschrift N. 365.

124) Wolfdietrich kommt nach Ackers in das deutsche Haus, wo gerade die Brüder 110 Mann verloren hatten. Dieß wäre doch wohl vor dem Verlust von Ptolemais gedichtet und deutete vielleicht auf die Eroberung der Burg Korain im Gebiete von Ptolemais, die den deutschen Rittern gehörte (1271).

125) Ed. Francof. 1590.: „Zum ersten ließ Gott die Zwerglein werden, umb deß willen, daß das Land und Gebürge gar wüst und ungebauwet war, und viel gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Berlin in den Bergen war. Darumb machte Gott die Gezwerg gar listig und weise, daß sie bös und gut gar wol erkannten, und worzu alle

noch die Zwerge den Helden dienstbar sind. Aber im Otnit ist Alberich der Schützer und sogar der Vater des Helden; die Geschichte dieser Zeugung scheint der Sage von Alexander und dem Zauberer Nectanebus (so wie auch im Hugdietrich die Geschichte des Achill und der Deidamia) nachgeahmt; und als ein Zauberer wie Spiet im Malagis, oder wie Malagis selbst, als der Helfer und Retter durch Kunst und Geschick, wo Gewalt und Kraft nicht aushilft, erscheint er in dem Gedichte überall. Man sieht also, daß die Ansicht und die Geschichte der ganzen Zeit, wo die gelehrte Ritterschaft die bewaffnete allmählig aussticht, sich auch in diesen passend hervorgesuchten oder neu erfundenen Stoffen geltend macht. Die Neckereien, die sich Alberich mit Otnit erlaubt, die Hülfe, die er ihm auf seinem Werbungszuge um die Tochter des Königs Nachaol von Jerusalem leistet, die Vexationen des armen Königs, den er unsichtbar mit Ohrfeigen und Raufen mishandelt, sein Erscheinen als Engel und dergleichen mehr sind lauter Züge, die an die Lieblingsszenen der fränkischen Sage erinnern, nur daß die spaßige Manier in der pathetischen Strophe weniger deutlich wird, und Farbe und Lebhaftigkeit in der Zeichnung des Alberich geringer ist, als in der des Spiet. Doch zeichnet sich die Szene, in der Alberich den Otnit hohnneckt und ihm endlich entdeckt, daß er sein Vater ist, gegen das übrige durch Verleugnung des strengen und ernsten Tones aus, der dann im Hug- und Wolfdietrich wieder so vorherrscht, wie etwa im Reinold gegen den Malagis. Im Wolfdietrich ist der Grundzug deutsch, jene Treue der Vasallen gegen ihre Lehnsherrn und die Anhänglichkeit des Lehnsherrn an seine Vasallen,

---

Dinge gut waren. Sie wußten auch, worzu die Gesteine gut waren — und darumb gab Gott den Zwergen Kunst und Weisheit. Darumb so bauweten sie hübsche hole Berg, und gab ihn Adel und daß sie König waren und Herren, als wol als die Helden, und gab ihn groß Reichthumb. Und da nun Gott die Rysen ließ werden, das war darumb, daß sie solten die wilden Thier und die großen Würm erschlagen, daß die Zwerg desto sicherer weren und die Land gebauwet möchten werden; darnach über wenig Jar, da wurden die Rysen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Rysen gar böß und untreu. Darnach beschuff Gott die starken Held, das war dazumal ein Mittelvolk unter den dryerhand Volk."

die hier in vereinzelten sehr schönen Zügen geschildert ist; auf der einen Seite in der rastlosen Thätigkeit Wolfdietrichs, trotz aller Hemmnisse und Gefahren seine armen gefangenen elf Dienstmannen zu befreien; auf der andern in der rührenden Treue des alten Berchtung, der in dem Kampfe Wolfdietrichs mit seinen Brüdern, die ihn aus seinem Reiche verdrängen, seine eigenen Söhne fallen sieht, und jedesmal, so oft einer fällt, den Wolfdietrich anblickt und lächelt, damit der junge Mann nicht verzage, ein Zug, der in der veränderten Erzählung in Wolfdietrich und Saben[126]) eine etwas andere Wendung erhalten hat. Außer diesem Grundzuge der Treue zwischen Herrn und Diener, den wir schon im Rother als Gegensatz gegen die fränkischen Vasallensagen bemerkten, ist alles in der Ausführung und Szenerie im Wolfdietrich fremd. Das rauhe Elsenweib, das ihn verirt, das ihm Schwert und Roß raubt, ihn in den Wald lockt und bethört, daß er unsinnig ein halbes Jahr lang herumirrt wie ein Thier; der Engel der sie dann ihn wieder heilen heißt; der zauberische Brunnen, in dem sie sich ihrer rauhen Hülle entledigt; die abentheuerlichen Linden und Brunnen; die Rettungen Bedrängter von Riesen und Drachen; die siegreichen Kämpfe mit überfallenden Schächern; der Zug nach dem gelobten Lande; das Abentheuer bei dem Heiden Bellian, der Messerwurf mit ihm, die Versuchungen mit seiner Tochter, die Zauber seiner Burg, die Linde mit künstlichen Vögeln, die durch Blasebälge in Gesang gebracht werden; der mit der Drachenzunge überführte arglistige Bewerber um die Siderat, endlich das Klosterleben des Wolfdietrich und seine Wunder — Alles dieses sind Züge, die bald an sämmtliche britische Romane zugleich, bald im besondern an Iwain, an Lanzelot, an Tristan, dann wieder an Ogier und Reinold erinnern, so wie die Hauptpersonen selbst, Wolfdietrich und Berchtung offenbar Nachbildungen des Dietrich und Hildebrand sind.

Wie sich nun jene Gedichte von der Flucht, Rabenschlacht und Alphart episodisch gleichsam auseinander schoben und ablösten, in ähnlichem Verhältnisse erscheinen die vereinzelten Riesen-

---

126) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser, im Abdrucke des Heldenbuchs von Caspar von der Roen.

und Zwergabentheuer im Laurin[127]), Sigenot[128]), Ecken Ausfahrt[129]) und Etzels Hofhalt oder dem Wunderer[130]). Grimm sieht in ihnen Volkssagen, die zu Grunde lägen, die nur „durch Umtausch der Namen und äußeren Verhältnisse gleichsam in eine andere Familie übergetreten seien," und diese Umwandelung sei dann im 14. Jahrhundert erfolgt, indem der Geist der Gedichte darauf hindeute und auch kein früheres Zeugniß dafür aufzufinden sei. Hierbei muß ich jedoch hinzufügen, daß Ecke, den Grimm nicht unter der Reihe der übrigen aufführt, ältere jedoch zweifelhafte Zeugnisse hat[131]), so wie auch Laurin im Wartburger Krieg, wo jedoch nichts von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich vorkommt. Ich halte dafür, daß höchstens im Laurin, den Grimm eine tirolische Zwergsage nennt, ältere Sagenelemente befindlich sind, und auch dieß schreibe ich mit Widerstreben. Die Nachahmung des Rosengartens ist so gar kindisch, und selbst der Rosengarten kann ja nicht wohl eine ältere Sage enthalten. Das Elfenwesen aber, der Uebermut der Zwerge, ihre neckische Sinnesart, ihre Stärke, ihre Zauber- und Wundergärten in den Bergen, all dieß scheint in Deutschland erst in diesen Zeiten des 13. bis 16. Jahrhunderts zu mehrerer Verbreitung gekommen zu sein, wo man mit der Emporbildung der untern Volksklassen gleichsam eine neue deutsche Geschichte beginnen kann und wo sich dann Alles, was in der germanischen Urzeit die Mythe von übermenschlichen Wesen wußte, in schwächerer Form wiederholt. Zudem trägt das Gedicht zu viel Spuren der höfischen Kunst noch an sich und es läßt sich erklären, warum man ihm im Heinrich von Ofterdingen einen Dichternamen geben wollte[132]); an einzelnen Stellen ist die Sprache blühend und nett, es ist häufiger von höfischen Sängern und höfischer Wür-

---

127) Ed. Ettmüller 1829.

128) Cod. Pal. 67. Von dem nach Roens Bearbeitung Gedruckten in der Sammlung von van der Hagen und Primisser wenig verschieden.

129) Ich kenne sie nur aus dem Abdruck der Roenschen Bearbeitung in der eben genannten Sammlung, die aber durch Einschaltungen aus andern in ältern Drucken existirenden Ausgaben entstellt ist.

130) Im Heldenbuch von Roen.

131) Es giebt Bruchstücke einer ältern Darstellung in Docens Misc. 2, 194.

132) V. 2929—40. Heinrich von Ofterdingen

digkeit die Rede. — Was den Sigenot und Ecke angeht, so verräth auch sie die Sagenkenntniß, der Bezug auf die übrigen Sagen, die zum Theil gelungene, zum Theil misglückte, stets aber offenbar absichtliche Einfügung in den Cyclus als Erdichtungen, und mehr als dieß noch die kindische künstlerische Anlage, die in beiden, in Ecke besonders im ersten Theile, sichtbar ist. Es ist in beiden eine einzige Hauptbegebenheit erzählt, mit vielen kleinen Episoden, die aber alle innerlich zusammenhängen, ohne Gleichgültiges und Ueberflüssiges, was bekanntlich sonst keine Eigenschaft der Episoden in den mittelaltrigen Romanen zu sein pflegt. So im Sigenot. Im Anfang unterhalten sich Dietrich und Hildebrand, wie einst Dietrich den Alten aus den Händen eines Riesenweibes gerettet habe: jetzt vergilt es ihm Hildebrand in ähnlicher Weise. Der gefährliche Kampf mit dem behaarten Riesen soll eben so den Dietrich abschrecken von dem noch weit stärkeren Sigenot, wie in Ecke der von Dietrich geschlagene Helfrich den Riesen. Und ähnlich zeigt auch die Anlage des Rosengartens eine einfache Absichtlichkeit und Berechnung. Das Aeußerste an Rohheit und Erbärmlichkeit ist Etzels Hofhaltung, nicht allein in Form und Vortrag, sondern auch in dem Inhalt, in dem man zu Menschenfressern, wie auch in dem Meerwunder in Kaspar von der Roens Heldenbuch und in Dietrichs Drachenkämpfen[133]), zurückkehrt. An Barbarei und Gesunkenheit kommt diesen Dingen, zu denen man auch noch eine Ueberarbeitung und Fortsetzung des Laurin rechnen darf[134]), nichts bei. Die Drachenkämpfe, wie Ecke und Sigenot in der Berner- oder Herzog Ernst-Strophe, können vielleicht als ein Beweis angesehen werden, wie wenig der deutsche Roman zu Ausdehnung und zu Erweiterung geschaffen war. Die langweiligen Wiederholungen sind zum Erschrecken, und ich gestehe, dieß ist das einzige Gedicht, das meine Geduld überwunden hat und das ich nicht zu Ende lesen konnte.

---

dises märe getichtet hat, das su sus meisterlichen stat.
des waren ime die fursten holt, si gaben ime silber unde golt,
dozuo pfenning und riche wat.

133) Cod. Pal. N. 324.

134) In Nyerups Symb.

Den Rosengarten[135]) würde ich in dieselbe Reihe setzen, wenn er sich nicht dadurch etwas von jenen andern Gedichten entfernte, daß er in der deutschen Strophe und in den handelnden Personen sich treuer an das ächte Epos, an die Nibelungen, anschließt, und keine fremden Elemente aufnahm. Auch liegt er seiner ersten Entstehung nach wenigstens früher als die roheren der zuletztgenannten Stücke. Charakteristisch verschieden ist er auch von allen übrigen Stücken der deutschen Sage dieser Zeit durch die Beabsichtigung des komischen Effects, und dieß vergleicht ihn dann den karolingischen Sagen mehr, und zeigt neben den Rohheiten, die er mit allen andern theilt, wie seine erste Entstehung in die Zeiten des ausgehenden 13. Jahrhunderts fällt. Dieses Komische und Derbe empfahl dann dieß Gedicht den spätern Zeiten des 15. Jahrh. und die mehrfachen Bearbeitungen, die davon existiren, verrathen bis zu denen des Heldenbuchs und bei Kaspar von der Roen einen steten Anwachs und eine größere Freude an solchen schnurrigen Zügen. Auch den sämmtlichen übrigen Gedichten sind diese Züge nicht fremd, doch sind sie überall vereinzelter. Ja nichts sind sie hervorstechender als in Uebertreibungen. Wenn der Riese Sigenot im Schlafe athmet, so beugen sich die Aeste der Bäume über ihm. Wenn er auf Dietrich mit ausgerissenen Bäumen losschlägt, so meint dieser, er sei doch der Ruthe entlaufen. So fegt Ecke mit seinem Schwerte in den Zweigen der Bäume und von dem Feuer seines Helms entzündet sich der Wald. Der ganze Zwerg- und Riesenkampf im Laurin zielt aufs Komische ab; und wo auch einmal diese Absicht weniger im Vortrag liegt, wie in den Riesen des Wolfdietrich und der Drachenkämpfe, und wie im Rosengarten, wenn dem Heime vier Ellenbogen zugeschrieben werden, so ist dieß nur um so merklicher. In andern Szenen erinnert man sich an die bürgerlichen und groben Züge, die wir in den östreichischen und niederländi- Dichtern fanden. Wo im Sigenot der alte Hildebrand von Frau Ute scheidet, macht sich Wolfhart über sie lustig: die Alte soll sich nicht kümmern um Hildebrands etwaigen Tod, sie solle sich

137) Die Texte der Heidelb. und Straßb. Handschr. sind vereint gedruckt in der Sammlung von van der Hagen und Primisser; bei weitem lesbarer ist der Text des Heldenb., und die kürzere Bearbeitung bei Roen.

dann einen Jungen nehmen; im Uebrigen, wenn sich Hildebrand des Abschiedskusses erinnere, so sei es um den Riesen geschehen. Frau Ute räth ihm, sich auch ein Weib zu nehmen; er antwortet, es möge ihn keine; spräche er ja eine an, so kehre sie ihm das Hintertheil. Im Ecke haben wir offenbar einen Dichter, der bei den Niederlanden zu Hause ist. Alles macht da im Anfang den Eindruck, den der Lohengrin in seinen heimatlichen Stellen macht. Man spricht ordentlich menschlich miteinander, überall ist Bedacht auf die Wahrscheinlichkeit genommen; den Riesen Ecke trägt kein Pferd, beim Eingehen in gewöhnlicher Menschen Häuser muß er sich hübsch bücken, die Leute sehen ihn auch für was besonders an, und laufen vor ihm weg oder gaffen ihm nach, er hat auch noch einiges Mitleid und menschliche Gefühle, er ist ein guter Christ, und wenn er zum Kampf mit Dietrich auszieht, so sucht er ihn in seiner Stadt auf, und läßt sich auf die Fährte weisen, während sonst einer nur auszuziehen braucht, um den gewünschten Gegner sogleich zu treffen. In dem Rosengarten nun ist das Hinarbeiten aufs Spaßhafte am meisten durchgeführt. Ich will einige Züge der verschiedenen Recensionen zusammenstellen. Der ganze Kern des Gedichts, das Ausreiten nach Rosen und Küssen mit Gefahr des Lebens wird sogleich von Dietrich und seinem Helden schnackisch und sonderbar gefunden, und so auch von seinem Schreiber, der ihm Kriemhiltens „Trutz- und Tratzbrief" liest. Burlesk ist die ganze Figur des Mönchs Ylsan, den sie als zwölften Gesellen aus dem Kloster abholen. Hildebrand begrüßt ihn mit einem Benedicite und erhält des Teufels Geleit zum Gegengruß. Sie kommen an den Rhein, wo ein schrecklicher Fährmann den Uebergang wehrt und einen blutigen Fahrsold verlangt; Wolfhart will ihn anflehen, wie einen Esel, der die Säcke nicht tragen will, mit guten Knitteln. Ylsan schlägt den Fährmann zu Boden: Nummer Dummer (in nomine domini), sagt der Verge, solche starke Teufel waren mir nie bekannt. In dem Zweikampfe des zufällig verwundeten Rienolt mit Sigestab verdenkt man es der Kriemhilt, daß sie mit ihren Spitalkranken hofft, die übermüthigen Hunnen zu zwingen; es sei, als ob der Wagen vor die Rinder gespannt wäre. Hildebrand, als ihm nach dem Siege Kriemhilt den bedungenen Kuß geben will, lehnt es ab, das Hurenwerk solle nicht sein, er wolle

das seiner Hausfrau behalten und keine ungetreue Magd küssen; und Siegfried beglückwünscht den Sieger: wer sich an alte Kessel reibe, der mache sich rußig. Ylsan aber spielt hier die Hauptrolle. Wie er in den Garten kommt, zertrit er die Rosen und wälzt sich darin. Der kluge Hildebrand spornt ihn mit Stichelreden, als er den Volcker in die Beichte nimmt, ihm Buße auflegt und mit seinem Predigerstab große Schläge ertheilt. Für 52 besiegte Gegner soll er ebenso viele Küsse von Kriemhilten erhalten; jedesmal reibt er sie mit seinem starken Barte, „das ward sie sehr verdrießen, doch dünkt es den Münch gut." Die gewonnenen dornigen Rosenkränze drückt er, als er heim kommt, den Mönchen, die ihm nicht wohlwollen, auf die Glatzen, daß ihnen das Blut über die Ohren rinnt, und die sich ungebärdig dabei anstellen, und ihn nicht in ihr Gebet nehmen wollen, knüpft er je zwei mit ihren Bärten zusammen und hängt sie über eine Stange. — Man sieht, wie dieß Alles jetzt, wo unritterliche Dichter die Sagen behandeln, wieder nach dem Geschmack des Waltharius neigt, der ebenfalls in einer gelehrten Zeit zugerichtet ward und von einem Gelehrten, der den heiligen Ernst und die Achtung vor dem Heldenwesen nicht kennt, welche die ritterlichen Sänger nicht leicht verleugneten.

In allen diesen Gedichten nun ist die Auflösung des deutschen Epos höchst deutlich erkennbar; wie einst einzelne volksmäßige Rhapsodien sich zu einem Ganzen emporgebildet hatten, so treten wir jetzt wieder unter lauter einzelne Rhapsodien zurück. Aber nicht allein in dem Charakter dieser Stücke unter einander läßt sich diese Auflösung zeigen, sondern auch äußerlich in dem Umfang der einzelnen und in deren allmähliger Entwickelung. Das Heldenbuch des Kaspar von der Roen[136]) kann als einer der äußersten Puncte dieser materiellen Auflösung gelten. Es ist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verfaßt, unglaublich geistlos und roh, wie auch W. Grimm urtheilte. Nur das eine könnte man ihm zum Verdienste anrechnen, daß die Natur der ursprünglichen Gedichte trotz aller Beschränktheit des Bearbeiters durchscheint, indem die sehr merkliche Verschiedenheit des Vortra-

136) Abgedruckt in der oftererwähnten Sammlung von van der Hagen und Primisser.

ges und Geistes im Rosengarten und in den Drachenkämpfen, und wieder von beiden im Ecke u. s. w. genau kennbar ist. Am merkwürdigsten aber ist Kaspar unstreitig durch seine Abkürzungen, denn daß diese nicht die bloße Laune eines für die alten Gedichte unempfänglichen Bänkelsängers waren, könnte schon aus der Zuversicht klar sein, mit der er sich diese Beschneidungen zur Ehre und seinen Bearbeitungen als einen Werth anrechnet, es ist aber auch daraus klar, daß schon in den Jahrhunderten vor ihm diese Gedichte offenbar in völliger Abnahme begriffen waren, und endlich daraus, daß seine Abkürzungen mit wirklicher Ueberlegung, ja es scheint, nicht ohne einen gewissen Geschmack gemacht sind. Von dem Rosengarten hat er doch wohl das schönste und beßte herausgegriffen; den Riesen Sigenot hat er fast ganz ungekürzt und unverändert aufgenommen; dagegen sein Gedicht von Wolfdietrich und Saben aus 700 Strophen auf 333 reducirt[137]), und die Drachenkämpfe (bei ihm Dietrich und seine Gesellen) aus 408 in 130[138]). Und dieses letzte Gedicht, das er nur in 408 Strophen kannte, mußte also nothwendig schon große Veränderungen erlitten haben vor ihm, denn die Handschrift, die uns bekannt ist, hat der Strophen wohl über tausend, und gewiß wird jeder zugeben, daß eben hier, wo die Beschneidung am stärksten ist, sie auch am angewendetsten war. Auch im Laurin sahen wir aus den verschiedenen erhaltenen Recensionen, daß die ganze Nation gleichmäßig sich von der Langweiligkeit der Rittergedichte abwand, und man darf nur an Fürterers Abkürzung der britischen Romane, an die Volksbücher und an die meistersängerischen Bearbeitungen der alten Sage denken, um zu überblicken, wie die thatenfrohe, rüstige Bürgerwelt, die sich jetzt emporschwingt, den matten inhaltleeren Romanen abgeneigt ist, überall das Wesentliche

---

137) Wolfdietr. Str. 334.

Wolfdietrich in altem dichte hat sieben hundert lied,
manck unnüz wort vernichte oft gmelt man als aus schib
drew hundert drei und dreißigk liet hat er hie behent,
das man auf einem sitzen blick mög hörn anfanck und ende.

138) Schluß der Drachenkämpfe:

Des alten vier hundert und echte ist,
bis hir hundert und dreissigke sein;
so vil unnützer wort man list.

und das Faßbare herausnimmt, den leeren Rest aber fallen läßt. So ist auch der Otnit verschiedene Perioden durchgegangen: In der Moneschen Ausgabe hat das Lied ohne Otnits Todesgeschichte 569 Gesätze; in Roens Vorbild mit dieser 587, in seiner Abkürzung 297. Selbst das mehr abgeschlossene, kunstmäßig behandelte Gedicht von Herzog Ernst mußte hier von seinen Abentheuern die meisten einbüßen und behielt nur das mit der Jungfrau und den Kranichen, das dem lachlustigem Sinne des funfzehnten Jahrhunderts zusagte.

Und endlich begegnen wir noch im 15. Jahrh. in dem Liede von dem hörnernen Siegfried[139]) jener kürzeren und zugleich lockern Gestalt der Gesänge, wo das Zusammenfügen einzelner Lieder wieder sichtlich wird, und wo man auch dem Geschmack nach wo möglich noch tiefer in den Geist der Urzeit zurückversetzt wird. Ja zuletzt treffen wir in diesen Zeiten wieder auf das einzige rhapsodische Lied, das uns ein Zufall aus dem achten Jahrhundert erhalten hat, auf das Hildebrandlied[140]), und können also geschichtlich in unserm Epos den vollkommensten Kreislauf beschreiben, den wir sogar noch weiter führen könnten, wenn es dessen bedürfte und hier nothwendig wäre, indem uns Aventins Beschäftigungen mit der Sagengeschichte die Nation wieder zu den Jornandes, die dänische Uebersetzung des Hildebrandliedes aber und die Vilkinasage nach Scandinavien zurückführen würde.

So wie wir oben in einer ähnlichen Periode des Verfalls der deutschen Sage, wie die an der Grenze des 13. Jahrhunderts, neben dem Rother und Biterolf den Herzog Ernst und Grafen Rudolf betrachteten, so könnte man auch aus diesen Zeiten wieder neben die erwähnten Stücke aus der Dietrich- und Siegfriedssage ganz entsprechende Werke stellen. Der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen[141]) ist eine Kreuzfahrergeschichte in Reimen, mit soviel Geschichtlich-prosaischem in der Dichtung wie vielleicht der Graf Rudolf Poetisches in einem ursprünglich historischen Stoffe enthielt. Das Gedicht ist aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, nicht vor 1301; Ludwig der Fromme und Hei-

139) In der Sammlung von van der Hagen.
140) In der Ausgabe des ältern Hildebrandliedes von Grimm.
141) Ausgezogen in Wilkens Gesch. der Kreuzzüge t. IV.

lige sind darin in eine Person verschmolzen, die heilige Elisabeth, des letztern Weib, ist hier die Frau des Erstern, und Heinrich Raspe sein Bruder. Es ist dieß dasselbe Gedicht, das früher stets unter dem Titel Gottfried von Bouillon ging, weil die Einleitung eine Geschichte von der ersten Eroberung des heiligen Landes enthält, und das irrthümlich dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben ward, weil man einige Verse misverstand, in denen dieser Dichter genannt wird[142]). Der Inhalt dreht sich um die Belagerung von Ptolemais unter König Veit, um die kleine Rolle, die der Landgraf von Thüringen dabei spielt, und um kleine leichte Kriegsthaten, an welche jedoch so große Lobeserhebungen verschwendet werden, wie in den Romanen an die gewaltigsten Riesenkämpfe. Im trockensten Ton der Reimchronick wird man mit jedem kleinen Vorfalle bekannt gemacht; es wird Belagerungszeug gemacht, Nachtwachen ausgestellt, Kanäle abgeleitet, Vorpostengefechte geliefert und kleine Fourageabentheuer bestanden, Gräben werden gegraben, Todte verbrannt, Lösgelder gegeben, man hört von Zufuhr, Futtermangel, Hinterhalt, Ueberfallen und Stürmen. Nur einmal sieht die Episode von Arfax und Saphis wie eine Erdichtung aus[143]).— Dem Herzog Ernst würde ich den Reinfried von Braunschweig[144]) mit seinen orientalischen Zügen und nach dem was mir sonst daraus bekannt ist, noch näher vergleichen dürfen, allein ich kenne das Gedicht nicht selbst und muß mich daher mit der Erwähnung begnügen. Auch Erzählungen anderer Art sind im 14. Jahrhundert an Namen deutscher Fürsten und Herren angeknüpft. Wenn mir auch von diesen vielleicht einige unbekannt geblieben sind, so ist es nach allem, was diese Zeiten noch geliefert haben, weder für mich noch für die Leser ein Verlust. Wilhelm von Oestreich[145]) (1314 von Johann von Würzburg) ist eines dieser Gedichte, das seinen Abentheuern und dem Geschmacke seines Dichters nach mit dem Wilhelm von Orleans des Rudolf von Ems in einer Classe, aber um mehrere

142) V. 959. — Ludwigs Bruder Hermann, des hochprisende tot
zu suzer rede bracht hat her Wolfram von Essenbach —

143) Seite 62.

144) Handschriftlich in Hannover.

145) Cod. Pal. 143.

Stufen tiefer liegt, etwa in dem Verhältniß, wie der Alexander des Seyfried[146]) zu dem des Ulrich von Eschenbach, und wie Tantarias und Flordibel[147]) zu Wigamur, oder wie Ogier zu Malagis. Wie in allen diesen Dingen die Abentheuer aufs aller ekelste entstellt oder aufs elendeste erfunden, wie bodenlos gesunken die Sprache, wie gedankenlos und planlos die Anlage, wie abscheulich die Monotonie der trockenen Erzählung ist, davon kann man sich keine Vorstellung machen ohne Autopsie, man müßte sich denn das Schlechteste, was wir bisher kennen gelernt haben, noch einmal entblößt von dem letzten Verdienste und Reize und dem kleinsten Reste der Eigenthümlichkeit denken, der etwa dem frühern noch geblieben war. Diesen extremsten Grad der Gesunkenheit nnd Verderbtheit theilen die verschiedenen kleineren Novellen oder legendenartigen Sagen, welche seit dem 14. Jahrhunderte und im 15ten in dem niederdeutschen Dialect eingingen; der überhaupt nur im niederländischen Zweige originelle Producte, im niedersächsischen fast nichts als Uebertragungen aufzuweisen hat; und von denen verschiedenes gedruckt ist[148]). Nur einzelne davon empfehlen sich durch eine gewisse Simplicität und Naivetät des Vortrages, die so leicht diesem Idiome anhängt, wohin ich die Erzählung von Flore und Blancheflur[149]) rechne; andere durch die Sage, die wir in älteren Behandlungen nicht kennen, was besonders mit Valentin und Namelos[150]) der Fall ist; wieder andere, durch die Rohheit des Inhaltes und der Darstellung, wovon ein Beispiel für alle die Abentheuer des heiligen Brandanus[151]) sind, in denen wir wie in einzelnen Zügen des Valentin und Namelos, wie in dem Meerwunder und Etzels Hofhalt in die größte Barbarei zurückversetzt werden. Die Thierheit des Namelos, die Menschenfresser in den beiden zuletzt genannten Gedichten, die Höllen- und Geisterwelt

146) Cod. Pal. 347.
147) Cod. Pal. 370.
148) In Brunz altplattdeutschen Gedichten, in Staphorsts Hamburgischer Kirchengeschichte, in Eschenburgs Denkmälern u. s. w.
149) Bei Bruns.
150) In Staphorst t. IV.
151) Bei Bruns.

im Brandan sind für den Geschmack dieser Zeiten bezeichnende Züge. Es ist die Periode gekommen, wo die romantische Kunst, nachdem sie die Wunder der fernen Welttheile, des Thierreichs, der geheimen Naturkräfte, der Zaubergewalt des menschlichen Geistes erschöpft hatte, sich nun in das Reich der Geister und der Hölle noch wagt, um von dorther alsdann in der Zeit der Reformation im schroffsten Gegensatze in Haus und Heimat und in den gewöhnlichen Kreis unserer Umgebungen zurückzukehren. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverschreibungen und Erscheinungen, Elfen- und Feengeschichten, die gleichsam wieder auf die uralten britischen Lieblingsfiguren zurückführen, Zwergsagen und dergleichen sind daher nun ein Lieblingsgegenstand der Novelle und Legende und des absinkenden Romans, und es erscheint dergleichen (so in der Sage von Friedrichs von Oestreich Gefangenschaft unter Ludwig dem Baiern) in der Geschichte. Die niederdeutsche Behandlung der Legende von Zeno gehört hierher, und ebenso die bekannte und verbreitete Geschichte von Theophilus[152]), die wir in dialogischer Form behandelt finden, was neben anderen Aehnlichkeiten an den Wartburgkrieg erinnert, an dessen Inhalt wir hier gleichfalls zurückdenken dürfen; bald werden wir zudem diese dialogische Form stets mehr anwachsen und in den allegorischen Stücken des 14. und 15. Jahrhunderts auf das dramatische vorbereiten sehen. Aus den oben bereits berührten Stücken gehört der Laurin eigentlich mehr hierher, und nur weil er an Dietrich geknüpft ward, erwähnte ich ihn oben. Sonst bemerkte Grimm ganz richtig, daß wir hier eine Art Elfensage haben; „herrliche mit Wunderdingen angefüllte Gärten in dem Inneren der Berge und Felsen,“ neckische Mädchenräuber, zugleich gutmüthig und boshaft, und rachsüchtig und hart in Bestrafung der Verletzung ihres Gebietes. Kämpfe mit unsichtbaren Geistern herrschen hier vor, und in der Fortsetzung des Laurin wird ein ganzer Kriegszug mit einem unsichtbaren Heere gemacht. Liebschaften mit unsichtbaren Schönheiten besingt der Ritter von Staufenberg, eine beliebte, in Drucken, in Umdichtungen namhafter Männer, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfensage, die wir in einer netten und gefälligen Bear-

152) Beide Gedichte gleichfalls in dieser letztgenannten Sammlung.

beitung (wahrscheinlich aus dem Anfang des 14. Jahrh.)[153]), was den Herausgeber verführte, den Hartmann zu ihrem Dichter machen zu wollen. Ganz verwandt mit dieser Fabel, die man mit Amor und Psyche verglichen hat, deren Hauptmotiv auch in dem jetzt französisch herausgegebenen Partenopeus von Blois, von dem auch eine deutsche Uebersetzung in Bruchstücken übrig ist[154]), vorkommt, ist Friedrich von Schwaben[155]), der in einer gewiß sehr späten Bearbeitung existirt, die an Werthlosigkeit und Verfall ganz dem Wilhelm von Oestreich und dieser Classe gleich steht, nur daß der Dichter ehrlicher seine Wortarmuth in seiner knappen Erzählung, seine Gedankenarmuth in seinen ewigen Widerholungen, Citationen und Copirung älterer Dichter zur Schau trägt, so arg, daß er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich spricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolframs Willehalm in den Mund legt. Daß man damals vielfach solche Geschichtchen an wirkliche historische Personen anknüpfte, scheint die Sage von Heinrichs VII. Abstamme von der schönen Melusine in des freilich späteren Conrad Vecerius Leben Heinrichs VII. zu beweisen; wo man auch sieht, daß nicht allein die Dichtung, sondern auch die Geschichte die Anknüpfung solcher britischen Feen und anderer Wunder an geschichtliche Figuren liebte und die Wahrheit solcher Fabeln zu glauben geneigt war[156]). Gedichte dieser Art erinnern dann an eine lange Reihe von allegorischen Minne- und Klagedichten, sinnbildlichen Abentheuern der Dichter, die sich durch das 14. und 15. Jahrhundert bis auf die Dichter der Reforma-

---

153) Edit. Engelhardt.

154) Grundriß von Hagen und Büsching S. 205.

155) Cod. Pal. N. 345. Ausgezogen in Bragur Bd. 6 u. 7.

156) Bei Urstisius scriptt. II., 63. Quamquam non me praeterit, circumferri jampridem libellum vernacula lingua conscriptum, de foeminae Melysinae praestigiis, altero quoque die pubetenus in anguem commutari solitae, quam inter majores Henrici VII. connumerare nituntur. Dann nach Erwähnung der fabelhaften Zeugung Alexanders u. A. Quia et in oceani Gallici insula quadam novem Gallicenas illas fuisse, tradunt auctores, cum aliis artibus praeditas, tum vertendi se in quas formas liberet. Quibus ex locis ortam fuisse Melysinam non est absurda conjectatio. Und zuletzt: — Adeo ut nisi aliis vitiis supradictum opusculum laboraret, quippe in quo parum verisimilia referuntur, interdum adversa, nonnunquam dissonantia, non difficile fidem mihi faceret.

tionszeit hinziehen, indem von den unsichtbaren Feen zu den allegorischen Figuren dieser neuen Gattung von Gedichten ein ziemlich natürlicher Uebergang ist und eine stete Verflüchtigung jedes plastischen Elements. Doch auf diese Dinge können wir erst später zurückkommen.

7. Legenden und didactische Poesien.

So entschieden in allem, was die erzählende Dichtung am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts noch aufweist, dasjenige nachgebildet ist, was ein Jahrhundert früher entstand, und so bestimmt man die alten Zustände, Sitten und Neigungen zu halten sucht, so überblicken wir doch nun auf einmal, wie Alles, was uns dort als eigenthümlich anzog, der ideale Gottes-, Ritter- und Frauendienst, in den sämmtlichen, zahlreichen, großen, mit oder ohne Prätension auftretenden Romanen aller Kreise fast ohne irgend eine Ausnahme bis aufs Unkenntliche versunken ist, und daß entweder die Gelehrsamkeit das Formelle dieser erzählenden Gedichte höchst unangenehm störte, oder daß der derbe Geschmack des Volkes den ernsten Inhalt und feierlichen Vortrag gewaltsam veränderte, indem er alle die Empfindungen, die der schlichtere, der Natur näherstehende, unverdorbene und einfältig-verständige Mann der mittleren Classen beim Lesen jener Romane und jener Darstellungen einer halbimaginirten Welt und des Treibens einer in menschlichen Thorheiten menschlich befangenen aber stets in übermenschlicher Serietät sich bewegenden Classe empfinden mußte, und indem er eine Menge von komischen Zügen hineintrug, die aus dem Contraste entsprangen, in dem sich der nichtritterliche Leser und Dichter, zu dem nun diese Dichtungen herabkamen, gegen den darin herrschenden, ihm ganz fremden Ideen- und Thatenkreis befand. Selbst in Werke, die sich ihrem Inhalte und dem Sinne ihrer Dichter nach am meisten gegen dieses neue Element sträubten, fand es wenigstens einen geringeren und unmerklicheren Eingang. Dieß kann man selbst von der Legende sagen, einer Gattung, über die ich oben im Allgemeinen weitläufig genug gewesen zu sein glaube, auf die mich nur an dieser Stelle, wo gerade einige der letzterwähnten Stücke darauf überleiten können, hauptsächlich noch Ein Werk

zurückführt, welches eben diesen letzten Satz auch an dieser Dichtungsart soll erläutern helfen. Ich halte es für unangemessen, den Verfall auch dieses Zweiges der poetischen Literatur näher zu verfolgen. Weniges, was gedruckt ist, könnte im Allgemeinen schon ein Bild geben: der heilige Alerius[157]), der so vielfach behandelt ward, das schon angeführte Leben der Elisabeth[158]), die im 15. Jahrhundert von Rote noch einmal bearbeitet ward und leider auch in unsern Tagen noch ascetische Historiker und andächtelnde Pädagogen beschäftigt hat, und die äußerst rohen niederdeutschen Stücke, die Staphorst in seiner Hamburgischen Kirchengeschichte abgedruckt hat[159]). Wir würden aber in allen diesen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die stumpfen Werke des 14. und 15. Jahrhunderts machen, die noch die alten Gegenstände in dem alten Ton behandeln wollen. Die verschiedenen gereimten Heiligenleben und Mariengeschichten, die seit dem Ende des 13. bis zum 15. und 16. Jahrhundert gedichtet oder in Dialecte umgesetzt wurden, haben ferner zum großen Theile eine blos locale Bedeutung, eine höchst eingeschränkte Verbreitung gehabt, und daher trifft man in vielen Bibliotheken Deutschlands von Königsberg bis Strasburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien, die man anderswo seltener wiederfindet (im 14. Jahrhundert scheinen besonders die weiblichen Heiligen, Barbara, Catharina, Margarethe, Veronica, Dorothea, Marina gerne behandelt worden zu sein, wie denn einige davon auch erst dem 14. Jahrhundert angehören, während im 13. mehr die männlichen), und auch in sofern würden sie in einer allgemeineren Geschichte der deutschen Literatur so unpassend stehen, wie die gereimten Specialchroniken und dergleichen.

Das einzige Werk aus dieser Classe, das ich noch erwähnen wollte, ist ein ungedrucktes umfangreiches Passional[160]), das

---

157) In der Samml. altd. Dichtungen von Meyer und Mooyer. 1833. In Graffs Diut. III. S. 269. Proben einer anderen Legende von ihm, die sich auch im Cod. Pal N. 417. vollständig findet.

158) Band I. S. 426.

159) Van der Bort Christi; van deme Holte des hilligen Krutzes u. s. w. Dazu die heilige Marina bei Bruns.

160) Cod. Pal. N. 382.

der Sprache und dem geschickten, leichten Vortrage, so wie der ganzen Tendenz des Dichters nach in die Zeit des Hugo von Langenstein gelegt werden muß, an dessen klare Auffassung und Behandlung dieser heiligen, so leicht in Unklarheit verleitenden Gegenstände, dieß Gedicht vielfach erinnert. Wer der Dichter ist und wer ihm die Anregung zu seiner Arbeit gegeben, verhehlt er selbst ausdrücklich[161]); einzelne Eigenheiten der Sprache verrathen einen Niederdeutschen, und mit Unrecht hoffte man einmal in Rudolf von Ems den Dichter dieses Werkes zu entdecken. Ich reihe sein Werk unmittelbar zu jenen Sammelgedichten, auf die seit dem Freidank und dem Striker Alles hinneigt. Wir haben oben lauter Legenden von Maria oder einzelnen Heiligen gefunden; hier haben wir, genau so wie auch die Malerei in diesen Zeiten von dem Abbilden der einzelnen Christus- und Mariafiguren nun allmählig zum Hereinziehen der Heiligen in die göttliche Familie übergeht, mit der Geschichte der Maria die der Apostel, des Johannes des Täufers, der Magdalena und der Engel vereinigt, was Alles zusammen in zwei Bücher geordnet ist[162]). Wie der Stoff selbst, so sind auch die Quellen, die der Dichter gebraucht

---

161) F. 230ª.
Durch got nu gedenket mein, in göttelicher innecheit,
daz mir got dieſe arbeit vor mine sunde seze
unde mich noch des ergeze, daz ich so maniges niden
muz ume daz buch liden und hinderwart bose wort,
die mir beide hie und dort min gut wort underbrechen.
Si solden billiche sprechen uf den, der mich hat gebeten,
daz ich zur arbeit bin getreten und lege daran minen vliz,
schentliche wort unde itwiz, hazen unde niden
mac er vil baz geliden, danne ich armer mensche kan,
wande er ist wol versuchet dran von sumelichen luten,
ine wil uch niht beduten, wer si sin oder wer ich bin,
sunder biddet got vur in, wende er ist schuldig daran,
daz ich des buches ie began.

162) F. 105.
Ordenliche in ein bant wil ich die alle richten
unde in ein buch berichten, daz sal der apostelen wesen;
zu deme buche wil ich lesen von den engelen als ich kan,
Johannen den vil guten man baptisten wil ich haben darin,
ouch wil ich nach dem willen min Marien Magdalenen leben
her in mit getichte geben.

ein weiteres Merkmal des Sammelartigen. Im ersten Buche, wo er das Leben der Maria erzählt, beruft er sich stets auf eine lateinische Quelle; im zweiten aber hat er die Apostelgeschichte vor sich und trägt da hinein, was ihm die Kirchenväter, die Geschichte, Josephus, die verschiedenen Wunder der Heiligen[163]), auch deutsche Quellen[164]) und sogar mündlicher Bericht mittheilten, woraus er dann nach einer vorgesetzten Ordnung, aber mit willkührlichen Einschaltungen das Buch von unseres Herren Boten dichten wollte. Die Einschaltungen bestehen in jenen unzähligen kleinen Legenden und Wundern, welche die Reliquien, die Gräber, die Erscheinungen und Bilder der Apostel noch nach ihrem Leben unter frommen Christen verrichtet haben, und dergleichen ist ohne Rücksicht auf Zeitordnung in das ganze Werk eingestreut. Schon in die Geschichte der Maria flicht er eine Anzahl von Erzählungen, die man auch in den weitläufigeren poetischen Lebensbeschreibungen von ihr nicht findet; Visionen von anderen Geistlichen treten ein; des Herodes ganze spätere Geschichte wird erzählt; die Legende von Veronica und Tiberius wird hereingebracht; zahlreiche Wunderanectoden von der Kraft der Marienverehrung, wie wir sie schon kennen gelernt, werden gelegentlich erwähnt, die Geschichte von dem Leichnam des Marcus wird berichtet. All dieß gibt dem Ganzen einen Reichthum an unterhaltendem Detail, was die Geschichte der Maria gegen Wernhers oder Philipps etwa so erscheinen läßt, wie Ulrichs Alexander gegen die älteren und was uns dieß Werk mit jenen französischen Romanen kann vergleichen lassen, wo ebenso eine größere Fülle der Facten gesucht ist; so wie das Hervortreten der Apostel und Heiligen um die Gestalten Christs und der Marie wieder dieselbe Erscheinung ist, wie die Erweiterungen der Sagen von Karl, Artus und Dietrich durch die der einzelnen Vasallen. Was die Behandlung angeht, so haben wir einen gesunden, verständigen Mann vor uns, der wie Hugo von Langenstein von seinem Gegenstande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit und einer manch-

---

163) F. 202. Man liset ouch albesunderen
in sumelichen wunderen
die von heiligen sie geschrieben.

164) F. 215. Man liset an einem buche,
dar uz ichz auch zu dute las rc.

mal ganz neuen Geschmeidigkeit mächtig, von dem weichlichen und süßlichen Ton der einen, wie von dem chronikartigen der andern, und dem schwülstigen und bombastischen der dritten gleich frei ist, und der selbst da, wo ihn einmal bei Gelegenheit der Geschichte des Evangelisten Johannes der apocalyptische Ton anwandelt, sich doch sogleich wieder besinnt und statt sich in hohle Paraphrasen zu verwirren, lieber gleich gesteht, daß jener Eingang: „Im Anfang war das Wort," der wie ein Donnerschlag die Welt durchfahren, seinem rechten Sinne nach unerklärbar sei, wie die Ursachen des Donners, und woher er komme und wohin er gehe. Seine Erzählung ist überaus leicht, fließend, nicht selten bei schwierigen Gegenständen (wie in der Beschreibung des von Octavian aufgelegten Census) elegant und zierlich, ohne Prätension und eigentlich fast ohne das Ermüdende, das ein solcher Stoff mit sich bringt; auf der Beschreibung der Flucht nach Aegypten liegt ein eigener romantischer Anstrich; einzelne Späßchen laufen sogar mitunter, und die Volksausrufe (Ennumenamen u. A.), die im Grunde das Kirchliche verspotten. Ueberall auch ist der Dichter blos auf die Laien bedacht; auf die Festtage der Heiligen ist steter Bezug genommen; seine ganze freiere Manier des Vortrages, die man in diesen Stoffen und in diesen Zeiten nicht begreifen würde, fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anschaulichkeit, und dieß gibt diesem Werke ein mehr populäres Ansehen, und an vielen Stellen wird man, der Gesinnung und der Materie sowohl, als auch den rhetorischen Kunstgriffen nach an die Bertholdischen Predigten erinnert. Wo er seine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeisterung[165]) diese fließen und wie er hierin dem Wernher weit näher steht, als dessen andere Nachfolger; und an den rechten Stellen ergießt sich des Dichters menschliche Empfindung in einem feurigen lyrischen Schwung. Als er Christus Gefangenschaft und Geißelung erzählt hat, ruft er aus: Merkt Wunder, die

165) Oft erkennt man ganz lebhaft die Action des hingerissenen Predigers, in solchen Stellen, wo er den Menschen anruft: „Thu auf, thu auf deinen Sinn; thu auf, thu auf dein Herz; sieh an den Märtyrer, sieh und sieh und aber sieh" — u. dgl.

Kraft ließ sich binden, die Gewalt sich beugen, die Herrschaft sich neigen, der Freie ward da zum Eigenen. Um wen hast du die Hammerschläge und das Schmieden auf deiner heiligen Menschheit gelitten? Seltsames Recht, daß du deinen Knecht befreitest um den Preiß deiner eigenen Knechtschaft, und deine göttliche Kraft beugtest unter dein Geschöpf. Beweine o Mensch die Nacht, da er gefangen ward, u. s. w. Dann versetzt er sich mit gleichem Feuer in die Gefühle der Gottesmutter, die sie damals durchdringen mochten, und in ihre Klage am Kreuz. Man kann tadeln, daß die Todesszenen zu ausgemalt sind, daß auf dieser schmerzvollen Szene zu sehr verweilt ist; allein es ist weniger die Absicht eines Dichters, die hier auf Rührung, Erhebung und Erschütterung ausgeht, als vielmehr die des Predigers; an den mündlichen, versinnlichenden Vortrag des Redners erinnert die Szene, in der er mit wahrer Glut eine Unterredung des Teufels mit der Hölle erzählt nach dem Tode des Erlösers, der nun kommen soll, des Satans Willkühr zu brechen; ebenso die Form, daß er in dem Lob unserer Frauen, wo er gleichfalls das sonst zerstreute über dieß Thema gleichsam zusammenfaßt, die Maria redend einführt, was auch schon früher geschieht, wo bei Christis Leiden am Kreuz der Dichter die Mutter fragt, wie ihr da zu Muthe gewesen, und dann ihr selbst eine lange Rede in den Mund legt. Diese Form berührt sich mit dem, was ich oben aus Friedrich von Schwaben anführte; sie erscheint in einem anderen Gedichte religiösen Inhalts, das einen Kampf der Tugenden und Laster[166]) allegorisirt und in diese Zeiten gehört, in einem Gespräche zwischen der Sünde und Lucifer, sie führt zu den Allegorien über, die wir bald als eine Lieblingsgattung werden kennen lernen, und hängt mit der katechetischen Manier der Volksprediger zusammen.

Mehr Antheil, als an diesem Passional, hat die Predigt offenbar an dem berühmten Werke des Hugo v. Trimberg, dem Renner[167]). Man darf nur die Predigtsammlung des berühm-

---

166) Cod. Pal. Nr. 367. Fol. 260b.

167) Neulich herausgeg. von dem historischen Verein zu Bamberg. (Das noch Fehlende ersetzt mir die Heidelb. Handschrift.) Ueber das Literarische dieses Werkes verweise ich auf die allbekannten Untersuchungen.

ten Franciscaners Berthold in Augsburg aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, die zum Theile neu von Kling herausgegeben ist, aufschlagen, um jeden Augenblick an den Renner erinnert zu werden, und dieß nicht etwa blos in dem Tone des Vortrags, der vielmehr häufiger an die kleinern gnomischen Dichter mahnt, die vor und um Hugo's Zeit lebten, sondern auch in gewissen Themen, die da und dort aus einem so gleichmäßigen Gesichtspuncte behandelt, so unmittelbar aus dem Leben entlehnt sind, daß man sich versucht fühlt, den Berthold in einem ähnlichen, aber der Zeit nach umgekehrten Verhältnisse zu betrachten, wie den Geiler von Kaisersberg zum Narrenschiff des Sebastian Brandt. Wenn man den Bruder Franziscaner über die Abtheilung der Stände, über die Unzufriedenheit der Stände, über die Betrügereien der Handwerker, über die Unehe, über die Ketzer, über die Tugend der Ritterschaft, das höfische „Werben und Gebaren," das vor Gott ein Gespötte sei, weil man so auch einen Hund abrichten könne, dann über die weltlichen Freuden, Turnier und Tanz, Singen und Springen, über die Eitelkeit und Hoffarth der Frauen, über das jämmerliche Leben der Schildknechte hört, oder wenn er das Lob des Friedens predigt, Geschichten des alten Testaments allegirt, in denen spätere Begebenheiten voraus angedeutet, moralische Erscheinungen bezeichnet und Handlungen der Menschen zu Lehre und Warnung vorgebildet sind, oder wenn er die Hauptgebrechen der Zeit aufspürt und dagegen eifert, überall erkennt man die Objecte und die Ansichten des Renner, die bald eine gemeinschaftliche Quelle in den Kirchenvätern, bald, sollte man meinen, eine viel engere Ursache der Uebereinstimmung haben, was auch bei dem ungeheuren Eindrucke, den Bertholds Predigten machten, ganz natürlich wäre. Der Verfasser des Renners nennt übrigens auch selbst sein Geschäft ein Predigen, sein Gedicht im Ganzen eine Predigt, oder in seinen Theilen Lehre und Rede und sich selbst, weil er nicht geistliches Leben und Gewand trüge, einen Gaukelprediger, dessen Herz tiefer Weisheit leer sei[168]).

Hugo von Trimberg war zwischen 1260—1309 Magister und Rector der Schulen am Kollegiatstift der Maria und Gan-

168) Ed. Bamb. p. 136.

golph in Bamberg in der Theuerstat. Er war ein eigentlicher Gelehrter, denn er rühmt sich einer Sammlung von zweihundert Büchern, die er besessen, und sieben deutscher und fünfthalb lateinischer, die er selbst verfertigt habe[169]). Poetische Werke sind diese offenbar nicht gewesen, da er im Eingang sagt, daß ihm bis zum funfzigsten Jahre Reimen und Dichten fremd gewesen sei; ja selbst der Sammler, den er 1266 begann, aber weil ein Theil davon verloren ging, nicht vollendete, wird demnach in Prosa geschrieben gewesen sein, obgleich er ausdrücklich als ein Vorläufer des Renners bezeichnet und sein Inhalt mit dem des Renners gleich genannt wird[170]), der 34 Jahre nachher, also 1300 gedichtet ist, doch so, daß bis um 1313 die Hand des Dichters selbst mit Zusätzen und Erweiterungen geschäftig geblieben zu sein scheint. Jenes verlorene oder nicht vollendete Werk wird also schon dem Titel nach, so gut wie dieses erhaltene, ein solches moralisches Sammelwerk gewesen sein, wie sie Freidanks Bescheidenheit und die Welt des Stricker schon einleiteten, die auch alle in ihren allgemeinen Titeln (wie auch Boners Edelstein) diesen Charakter schon verrathen. Auch die Benennung des Renners erläutert der Dichter in einer größern Stelle aus dem ungleichen, verschiedenartigen, planlosen Inhalte seines Buches, besser als die Eingangsverse, nach denen es so genannt sei, „weil es soll rennen durch die Lande.“ Er charakterisirt nämlich an einer anderen Stelle[171]) das Werk vortrefflich, wo er sagt, es ginge ihm wie einem Reiter, dem sein Roß durchgegangen sei; auch er unterbreche oft den Lauf seines Buches, wenn sein Ge-

169) V. 28. Vor het ich siben buchlin in teutsch gemacht, und in latin
funfthalbez daz ist war . . . . .

170) Cod. Pal. N. 98. f. 107.

Ich hett vor 33 iaren mein gesellen, die hei mir waren,
gemachnt ein kleines puchlein, daz sie darbei gedechten mein,
das was der samner genant. Ee denn es kom von meiner hant,
da wart sein ein quintern verloren, die selb verlust was mir zoren,
daß ich es nicht gar volbracht mit dem vleiß, als ich gedacht.
Wie vil sein aber was geschrieben, das ist hin und her beclieben
vnd daß dann ich mich versach; yenes lawffet vor, ditz rennet nach.
Wer yenes las, der merk dabei, daß ditz von yenem genomen sei,
und das ir baider sin sei geleich.

171) V. 13860 sqq.

dicht mit ihm davon renne und mit Gewalt ihn dahin reiße; richte er es nach dieser Seite, so trage es ihn auf eine andere, nach der sein Sinn nicht gestanden, bringe er es auf den alten Weg zurück, so laufe es häufig um vieles weiter, als sein Herz begehrte, und es trage ihn über Stock und Stein, Staub, Blumen und Lachen. Begegne ihm ein tiefer Graben, so strauchle es selber und werfe ihn ab, so sitze er wie in einem Traum, fange es dann wieder beim Zügel, und laufe mit ihm das Feld entlang, wie einer der nicht zu reiten versteht. Dieß ist in der That ein genaues Bild von der Gestalt des Werkes und dem Eindruck, den diese macht; ein höchst einfacher Riß liegt zu Grunde, der aber im Ausführen zu solch einem irregulären und ordnungslosen Gebäude geworden ist, daß die erste schlichte Anlage schwer zu erkennen bleibt. Der Dichter selbst scheint nach der ersten Vollendung noch spätere Einschaltungen gemacht zu haben; jeden Augenblick besinnt er sich über seinen Wiederholungen, seinen Abschweifungen und redseligen Excursen; häufig mangelt an einzelnen Stellen der verbindende Faden, der im Ganzen jedoch festgehalten ist. In dem Capitel von guter Dichter Sinne sagt er, daß er in seinem 20sten Jahre alles behielt, was er hörte und las; mit den Jahren sei ihm die Kraft des Gedächtnisses geschwunden, doch habe er im 40sten Jahre noch die Fähigkeit gehabt, 200 Verse, die er in deutsch oder latein gelesen, auf drei Tage zu behalten, jetzt aber müsse er Alles, was er nicht vergessen wolle, sogleich niederschreiben; und mit dieser seiner Gedächtnißschwäche solle man denn entschuldigen, wenn er manches drei- und mehrmal wiederhole, manches was ihm zu schwer ward, umgehe und wie die Schwalbe nach ihrer Speise in die Kreuz und Quere fahre nach mancherlei Gegenständen, die ihm seine Quellen darbieten, von denen er hier eine Reihe von Kirchenvätern und von alten Autoren nennt. Seine Belesenheit ist in der That für einen Mann jener Zeit sehr bedeutend; er kennt das alte und neue Testament durch und durch und bekennt selbst, daß der größte Schatz seiner Weisheit aus der Bibel gesammelt sei, daß er daraus Alles zusammengestoppelt habe, wie ein Mann, der kein eigenes Baufeld besäße. Diese Vorliebe für die Bibel erinnert an den von unserem Meister bewunderten Hugo von St. Victor, der einer der ersten Scholastiker war, der auf die Bibel

als auf die Quelle christlicher Weisheit hinwies. Die heilige Schrift ist unserem Hugo die Kaiserin aller Künste, und heftig beklagt er, daß man die Lehren der hohen Meister vernachlässige, welche die Seele fruchtbar zu machen bestimmt sind, daß Würmer und Schimmel die Bücher der Seele zernagen, daß die Welt nun aller Dinge verdrieße, die nicht dem Körper Genüsse geben. Diese Eine Weisheit, die nach dem Himmel führt, ist die Aufgabe seines Lebens und der stete Refrain seines Buchs. Nach vier und sechzigjährigem Studium versichert er von dieser Kunst nicht einmal das ABC zu verstehen; er meine damit nicht weltliche Weisheit; auch mit der habe er leider genug zu thun gehabt und so viele Spitzen darin gefunden, daß er nicht wisse, wie er sich darin niederlassen solle. Alle Kunst dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heiligen Schrift im Einklang ist. Manche Seelen wohl möchten die sieben freien Künste zu Gottes Gunst bringen, doch verkehrten sie das einfältige Leben und den schlichten Wandel, von dem uns die ersten Boten des Christenthums Muster und Vorbild gegeben. Schärfer also als Thomasin und schon im Sinne der Reformatoren eifert dieser gegen diese Studien; besorgt über die Zweifel und Scrupel, welche die Wissenschaft nährt, weist er auf den Glauben und die Worte der Schrift, räth dem, der seine Seele bewahren wolle, die Künste fahren zu lassen und dem Herrn fleißig und einfältig zu dienen, denn nichts nützten hochgültige Bücher, die nicht mit der Schrift stimmen, nichts ein großer Schatz von Ehre dem Manne, der ewigen Fluch damit auf seine Seele ziehe. So wie er an solchen Stellen überall die Bibel als den Mittelpunct aller und auch seiner Weisheit nennt, so vergleicht er sein Geschäft an anderen Orten mit dem der heiligen Bernhard und Gregor und anderer Glaubensmänner, Kirchenväter, Scholastiker und Schriftgelehrten, die er in weitem Umfang von den ältesten an bis auf Hugo von St. Victor und noch Spätere kennt und bewundert[172]) und auszieht, so daß man

---

172) Cod. 98. f. 167.

Von den (7) tugenden ist vil geschriben; in gott waren alle siben.
Hett ich nu so tieffe sinne, daß ich die tugent und auch die minne
mocht gedichten als ich wollte und als ich zu rechte solte,
so wer ich vil weiser dann meister Hewg des hertzen mann

es ihm nicht verargen dürfe, wenn er die Welt in seinem Buche strafe und geißle, ohne selbst weise zu sein; auch als Sammler habe er sein Verdienst, nütze ja doch der Esel mehr als die schönsingende Nachtigal. So fände man in seinem Buche viele fremde Lehren, die bisher in Deutschland wenig verbreitet gewesen[173]) und Honig und Honigseim sei in seinem Gedichte eingestreut aus den Lehren der heiligen Schrift. Ob er diese Belesenheit überall unmittelbar aus den sehr mannichfaltigen Quellenschriftstellern selbst nimmt, darf man bezweifeln, da solche Sammlungen, wie der Köcher des Bonaventura, der überhaupt vieles mit diesem deutschen Werke gemein hat, ihm das, was Er suchte, mühlos an die Hand gab, so wie dieses und ähnliche Werke auch den Mystikern des 14. Jahrhund. offenbar ihre Gelehrsamkeit und ihren Autoritätenreichthum gegeben haben. Auch die Alten, unter denen er viele lateinische Dichter und Prosaisten benutzt, haben nach ihm manches Verdienst, manchen Honig, doch nicht rein und frei vom Wachs. Gift ist jede Kunst, die nicht mit der heiligen Schrift recht stimmt. Juden und weise Heiden haben uns viele Dinge gelehrt, die uns nützlich und gut sind, dennoch sind sie in manchen Dingen blind, über die sie tief und doch erfolglos nachgedacht. Wer den Büchern der Plato und Aristoteles, der Seneca und Sokrates, Demosthenes und Diogenes, Tullius und Empedocles zu sehr nachfolge, der achte, wie es dem heiligen Hieronymus ging, als er die Bibel bei Seite legte und lieber die Bücher las, an denen nicht unseres Herrn Lob war; denn er ward im Schlafe dafür also geschlagen, daß er es wachend beklagen

---

so gar durchswungen hat die minn mit suessen worten außen und inn,
daß all die meister im mussen weichen, die nun leben in allen reichen.
Wann meister Hawg von sanct Victor furt gottes minn so hoch empor
mit lob, und rennet so ver vor, daß wenig iemant sein gespor
mit swacher kunst komen getar, des kom auch ich vil selten dar.

173) Ibid. f. 198.

Wo diß buch vert durch die lant, in swaben in duringen in bayern und franken,
da sullen dewtsche lewt danken meiner sele mit irem gepett,
mit almusen, mit ander guttett, daß ich vil fremder ler in han
in tewtscher zung kunt gethan, die mannig im war und dennoch hewr
in tewtscher sprach waren tewer.

muster[174]). Auf weltliche Lieder[175]), auf alles Gaukel-, Zauber- und Ketzerwesen wirft Hugo daher feindliche Blicke, und er ist übel zu sprechen, daß er wenige findet, die ihre Gabe zu dichten auf Gottes Preis und Ehre wenden[176]). Wer so streng nach dieser Seite gerichtet ist, von dem erwarten wir, daß er noch entschiedener als Thomasin sich gegen die Lectüre von Ritterromanen und weltlichem Lügenwerk abwendet, und daß es ihm ein Greuel ist, weltliches Lob vor Gottes Lob geachtet zu sehen und manche Frauen zu finden, die es mehr als unseres Herrn heilige Wunden beweinen, wenn sie lesen, wie Herr Dietrich focht mit Ecke und wie vordem die alten Helden um Frauen-Minne verhauen wurden; und obwohl er an anderen Stellen den Nutzen dieser Abentheuer etwa so anerkennt, wie auch Thomasin[177]), so klagt er doch anderswo um so deutlicher[178]), daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geschichten der Juden den Menschen weniger bekannt seien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol, die doch Lügen voll sind. Da aber ein Jeglicher mit Herz und Mund den ehren soll zu jeder Zeit, von dem er Leib und Seele hat, so dünkt es ihm eine Missethat, wenn einer etwas schreibt oder liest, woran unseres Herrn Lob nicht ist; und nach seiner Meinung habe mancher Mann an diesen Büchern Leib

---

174) V. 8300 sqq.

175) V. 11080 sqq.

176) Cod. 98. f. 149[b].

Wer lesen, tichten, schriben kan, teutsch, latein, der ist ein man,
dem ich wol gutes und eren gan. Der selbigen ich wenig vinden kan,
die mit den dreyen unsern Herren eren und nicht damit ir sunde meren.
Wer tichten kan, der nympt sich an vil mer dings, denn er kann;
wer teutsch und latein wol kan schreiben, der wil an ir statt nit bleiben,
wer wol kan lesen und singen, der wil uber hoh perg springen.

177) V. 1200.

Mit sunden er sin haubt taubt, swer tichtet, das man niht gelaubet;
swer noch der weisen lere behilte, manger untugent und witze er wilte.
Namhafter singer ist nu lützel; man siht etwenne, daz ein frisch stützel
lange einen dorn zaun ufhaltet, als ist auch dem swer noch behaltet
der vorgenannten singer döne, und ir getichte reine und schöne,
der vindet tugent, zucht und ere, hübschheit der werlde und auch die lere,
von der sie leben wird geneme und selten iemant wider zeme,
wanne sie den halten an zuhten wider, der von im selber viel schir nieder.

178) Cod. 98. f. 172[d].

und Seele, Gut und Ehre verloren, im thörichten Nachstreben nach der Tapferkeit der alten Helden. Daher preist er denn von den wenigen namhaften Dichtern, die er seiner Zeit nur noch zuschreibt, selbst vor dem Konrad von Würzburg, der ihm, wie wir schon oben hörten, zu gelehrt ist, den Marner, an dem das lehrhafte Element ihn anzog. Ganz wie Thomasin ist Hugo nämlich auf die Laien bedacht, und er hebt es in seiner Kritik des Konrad ausdrücklich hervor, daß an deutschen Gedichten nicht gezieme, was die Laien nicht verstünden; und obgleich er jenen poetischen, mystischen, allegorischen Gebrauch der Naturgeschichte für die Moral, jene Deutungen der Thiere und ihrer Eigenschaften auf Christus, auf Dogmen oder auf moralische Charaktere und Stände, jene Erklärungen der Prophezeihungen im alten Testamente, und was wir Alles dieser Art in den Gnomikern dieser Zeiten fanden, nicht verschmäht, so ist doch sein Werk im Allgemeinen davon frei, redet aus einem schlichten Verstande, der voll gesunder Erfahrungen, wenn auch oft von Befangenheit nicht frei ist, zum schlichten Verstande: und wie Freidank, den er vielfach und oft in längeren Stellen ausschreibt, den er an einer Stelle nennt, wo er sagt, obgleich es ihm oft geschehen, daß, wenn er allein sei, er sich weise dünke, als ob er sieben Männer Sinne hätte, so komme er sich doch wieder in Gesellschaft der Weisen dummer als ein Kind vor, wie dieser Freidank, sage ich, greift er überall in die lebendige Wirklichkeit ein, kennt das Volk und sein Treiben in allen Classen und Ständen, schildert und geißelt es mit Mitteln, die dem Volke gemäß sind, und nur nicht mit jener vortrefflichen Ruhe, die über dem Theile des Freidank liegt, wo der Dichter nicht selbst redet, sondern mit schulmeisterlicher Breite, Wichtigkeit, Lehrmiene und Eifer, eine Manier, die alles leicht schlimmer macht, was sie besser machen will. Wenn das Buch nur ein Drittel seines Umfanges hätte, wenn es nicht so ins Unendliche Reihen von tautologischen Wörtern, Schimpfnamen, Versen häufte, nicht so athemlos Jagd nach Eigenschaften machte, mit denen man einen Begriff festzusetzen sucht, nach Quellen, aus denen man ein Laster herleiten will, nach Bildern, mit denen man etwas zu versinnlichen strebt, wenn es nicht die schlechten Eigenschaften so mancher ähnlicher Werke der Scholastiker, wie des berühmten Spiegels des Vincenz von Beauvais, theilte, wie viel

vortrefflicher hätte das Werk nicht werden und wirken müssen. Zwar auch so gehört es seinen Wirkungen nach zu dem Bedeutendsten, was die altdeutsche Literatur enthält; nicht leicht wird ein anderes Werk so verbreitet gewesen sein; es litt wie alle Werke dieses Charakters die merklichsten Veränderungen, und bald sinkt sein Umfang in den Handschriften bis zum Auszug herab, bald wächst er über das Doppelte an, wie denn in der Frankfurter Ausgabe von 1549 etwa 24000 neue Verse hinzugekommen sind. Der Grund des Wohlgefallens an diesem Werke liegt, was das Innere angeht, an der Gesinnung, die treu und wahr dasjenige ausspricht, was nun schon lange anfing, in dem untern Volke zu gähren und was bis zur Reformation nicht aufhören sollte, die Nation zu beschäftigen und zu bewegen; und was das Aeußere angeht, an der populären Form, die der practischen Tendenz ganz angemessen ist.

Beides macht zu der entschiedenen Hinneigung des Verfassers zur Verachtung der Welt und zum Streben nach innerem Frieden denselben Gegensatz, den wir im Freidank gewahrten, denselben, den wir in der gläubigen Frömmigkeit und zugleich gesunden Verständigkeit der Reformatoren noch zwei Jahrhunderte nachher finden; nur überwiegt das Derb-practische hier das im Freidank etwa so sehr, wie das Narrenschiff wieder den Renner. Die Manier des Hugo möchte ich eine Vereinigung der beiden des Freidank und Stricker nennen. Das Sprüchwörtliche und Gnomische herrscht vor und verbindet jene verschiedensten einzelnen Formen, deren sich der Stricker bediente. Dem ganzen Werke liegt die Anlage einer Predigt zu Grunde, oder eines jener Gleichnisse, die aus der Bibel entlehnt auch der Stricker schon kannte. In ihrer Ausführung geräth er hie und da in förmliche Sermone über ein Thema der Bibel[179]. Doch ist dieß das seltnere; gefälliger, lebhafter ist er in dem, was dem Buche eigentlich erst den poetischen Körper gibt, in den unzähligen Beispielen, Gleichnissen, Parabeln, Geschichtchen, Anecdoten, Erzählungen, mit denen er seine Sätze erläutert und erklärt. Selbsterlebte Vorfälle, Zeitbegebenheiten, Beispiele aus der wirklichen Geschichte, die er in ziemli-

179) Z. B. in dem Kapitel von böser Gewohnheit über den Text: Es muß ja Aergerniß kommen u. s. w.

lichem Umfange kennt, Fabeln, Priameln, Recepte, alles dient ihm, sein Werk mannichfaltig in der Form wie im Inhalt zu machen, und dabei erinnert er noch wie Stricker sehr oft an die Anfänge dieser Gattungen, wie z. B. neben einigen vortrefflichen und ausgebildeten Fabeln andere gleichsam noch im Entstehen erscheinen; man darf nur die Thiergleichnisse, z. B. seine Vergleichungen des Geizigen mit einer Spinne, Maulwurf und Kröte lesen: die kleinste Mühe gehört dazu, sie zu neuen und guten Fabeln zu machen[180]); so wie wieder seine treffliche Fabel vom Maulthier, daß sich seines Vaters schämt, sich dem Thiermährchen nähert und sich weit und weiter von der Behandlung im Petrus Alfonsi und im Aesop entfernt. Jetzt legt er einem sterbenden Geizigen eine Rede in den Mund, jetzt einem Klosterpriester eine Klage über seinen Beruf, jetzt knüpft er seine Erörterungen über den Ursprung der Herrn und Knechte an ein Gespräch mit einem Haufen Bauern, unter die er gerathen sei, und hier wie in den schnurrigen Schwänken, die er gleichfalls einflicht, in den Geschichtchen vom Bauernwesen, wo er in die derben und rohen Verhältnisse des häuslichen Lebens der untern Stände blicken läßt, erinnert er überall an Hans Sachs, und keine Zeit hat auch den Renner so fleißig gelesen und geachtet, wie die Reformationszeit. In dem absoluten Gegensatze gegen die ritterliche Poesie, in der Entfernung von aller Abstraction, in der völligen Versetzung in die wirkliche Welt ist auch der Renner ein natürlicher Vorläufer der Brandt und Aehnlicher, und die Welt, die er zu bekämpfen hat, ist schon eine weit andere als die des Thomasin, es ist die materielle und rohe, der sich auch die edleren Reformatoren gegenüber sahen. Dieß kann der kürzeste Ueberblick über den Gang, den die moralischen Betrachtungen im Renner nehmen, aufs deutlichste lehren.

Der dichtende Sittenprediger legt seinem Werke ein Gleichniß zu Grunde von einem Birnbaum, dessen Stamm auf Adam und Eva, dessen Früchte auf die Menschen gedeutet werden. (Dabei ist die Erlösung in beliebten Bildern versinnlicht: Eva brachte uns in Sünde und Tod, Ave (der Gruß des Engels an Maria) brachte uns aus der Noth; der Baum im Paradiese stieß uns ins Verderben, von dem uns der Baum des Kreuzes rettete.) So

180) Ed. Bamb. p. 59. 60.

lange der Baum in Blüte war, ist Alles gut: so ist auch der Mensch in den Kinderjahren unschuldig. Dann aber kommt „Herr Virwitz“ zu den Mädchen und „Herr Gelphart“ zu den Jünglingen und bringt sie zu Fall; dieß vergleicht sich dem herbstlichen Fallen der Birnen. Einige fallen in den Dorn, andere in den Brunnen, andere in die Lachen, andere aber ins grüne Gras. Die in den Dorn fallen, sind die Hoffährtigen. In Hoffahrt sieht Hugo mit Berthold den Grund des Verderbens der Zeit. Hier werden wir erkennen, daß der wackere Schulmeister in seiner Zeit den Nagel gerade so auf den Kopf trift, wie Thomasin, als er der seinigen das Horoscop stellte. Thomasin sah sich nur einem Stande gegenüber, dessen Autorität und Herrschaft damals noch allgemeiner anerkannt war, der die Nation repräsentirte. In dieser Stellung durfte er in seiner Moral den Bezug auf den politischen Verkehr mehr aus den Augen setzen und sich ganz auf den inneren Menschen zurückziehen; dieß gab auch sein Verfahren an die Hand: er redet noch abstract und allgemein von Tugend und Laster, während Hugo beides mehr personificirt (so daß auch nun jene Stammbäume und Verwandtschaften der Tugenden und Laster aufkamen, zu denen Hugo von St. Victor den Hauptanstoß gab), und Brandt gar nur noch von den Thoren und Lasterhaften spricht. Den Thomasin führte nun seine Betrachtung über einen Stand, den er als Stand noch für den Inbegriff alles hohen und Großen ansieht, auf ein ganz innerliches Gebrechen, auf Prinziplosigkeit im Handeln; den Hugo aber die seine auf einen einzigen kolossalen Uebelstand in der äußeren Gesellschaft, in der er nicht mehr Einen Stand herrschen sieht, sondern mehrere im Kampfe, nicht mehr Einen Stand in einem gleichsam privilegirten moralischen Ansehn, sondern alle Stände gleichmäßig dem Grundfehler der Zeit verfallen, wovon selbst nicht das Geschlecht ausgenommen ist, das die galante Ritterzeit von allen Gebrechen lossprach und als die Pfleger aller Sittlichkeit ansah. Diesen Grundfehler sieht Hugo ungefähr in dem stricten Gegentheile von dem, was den Grundfehler der ritterlichen Zeit ausmachte. Dort war es in der That die Selbstvergnüglichkeit, auf der das gedankenlose Hinleben in der überkommenen Gewohnheit ruhte, hier ist es umgekehrt die allgemeine Unzufriedenheit jedes einzelnen Standes und jeder einzelnen Klasse mit dem, was sie

ist und hat. Wir sehen also sogleich, wie Hugo, wenn er unter den in den Dorn gefallenen Birnen die Hoffahrt, unter den in den Brunnen gefallenen Neid und Geiz, unter den in die Lachen gefallenen den Fraß (die Unmaaße) versinnlicht, in allen diesen Lastern im Grunde nur Eins und dasselbe meint, eben jene Unzufriedenheit mit dem, was man ist und hat, wie er denn auch in seinen weitschweifigen Definitionen und Bezeichnungen dieser Laster stets die für das eine auch für das andere gebraucht. Es ist aber auch ganz klar, daß diese ganze Stimmung der Zeit in dem Kampfe liegt, der sich zwischen den untern und obern Classen des Staats entspann, nachdem das Bewußtsein gekommen war über die Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die sich Geistlichkeit und Adel angemaßt hatten. Ueberall daher sind jene Laster, ganz wie im Dante und bei allen Italienern dieser Zeiten (superbia, invidia, avarizia), in dem weitesten Sinne genommen, in dem sie den politischen Druck der Großen auf die Geringen, der Reichen auf die Armen, der Herrscher auf die Unterthanen, des Adels auf seine Vasallen, der Kirche auf ihre Angehörigen, den Trotz der untern Stände, ihre Aufwiegelei und Neuerungssucht begreifen. Dieses selbe Thema der unruhigen Strebsamkeit, Erwerbsucht und Unzufriedenheit geht durch die ganze Geschichte, wie durch die poetische Literatur bis zur Reformation, wo es zur höchsten Verbreitung kommt, und daher erkläre man sich die Sympathie dieser letzteren Zeit mit solchen Gedichten wie der Renner ist.

Indem nun Hugo seine Lehre über die Hoffahrt verfolgt, zeigt er überall, wie auch trotz seiner großen Weitschweifigkeit und seiner häufigen Excurse der Grundgedanke seines Buchs so fest gewurzelt in ihm liegt, daß man darin zuletzt eine weit tiefere und innerlichere Ordnung entdeckt, als man anfangs vermuthen möchte. Er geht alle einzelnen Stände durch und zeigt an jedem einzelnen, wie sich diese Hoffahrt äußert. Wie Berthold geht er am heftigsten gegen die Weiber zu Felde: man sieht, wie sehr die Zeiten geändert sind. Jede Erinnerung an die Bedeutung des ehemaligen Geschlechtsverhältnisses, jede Achtung vor dem Weibe ist ganz verschwunden; und während ehedem die höfischen Dichter jede Schuld an Unzucht und böser Sitte auf sich nahmen, so gedenkt der Renner (in einer späteren Stelle) in langer Predigt

über die Unkeuschheit der Männer gar nicht, und schiebt, als ob sich das von selbst verstünde, alle Schuld allein auf die Weiber. Hier im Anfange des Gedichtes ist sein Eifer gegen die hoffährtige Empfindlichkeit der Mädchen gerichtet, denen kein Bewerber recht ist, die an Unzähligen unzählige Fehler und Mängel finden. Er geht auf die Fürsten, das Hofgesinde, den Adel über. Man hört sogleich, es spricht kein Angehöriger des Standes: es ist kein Unmuth mehr über die Verderbheit dieser Classe, sondern Aufgebung und Verzweiflung an allem Besserwerden; es ist kein Klagelied mehr wie früher, sondern Predigt, Wehruf, Satyre voll Bitterkeit, Drohworte und Strafreden; es ist der Niedere, der gegen den Höheren in heftigem Eifer redet, der diesen durchaus nur in seinen Verhältnissen zu den Armen und den Bürgern sieht und feurig wie Berthold gegen die Hartherzigkeit und Kargheit der Mächtigen gegen die Dürftigen predigt, die jenen den Himmel verschließt (sie ist „des Himmels venster schubel"). Gleich streift Hugo hier auf Neid und Geiz über, auf das Schinden der Armen und Unterthanen (das Abbrechen, wie es auch Berthold nennt). Es läßt sich denken, daß bei diesem Kapitel die Geistlichkeit nicht geschont wird; seitdem die Wahl den Pfaffen in die Hände fiel, heißt es, giebts keinen heiligen Bischoff mehr auf der Erde, die von Geiz, Gleißnerei und Simonie bedeckt ist. In den Klagen gegen den Pabst und die päbstliche Gewalt mahnt er wieder ganz an den Ton Bertholds, und in der Gesinnung an alle die Männer, die seit Walther bis auf Luther darüber aufgeklärt dachten und schrieben. Er blickt auf die Widersetzlichkeit der Unteren gegen die Oberen, auf die Reaction gegen den Druck der Gewaltigen, auf den Verderb des Landes und der Leute, auf den Krieg der auf die Kinder erben würde. Der Pfaffenkrieg habe das böse Beispiel gegeben, an dem die Cardinäle die erste Schuld hätten, die den Pabststuhl drei Jahre leer gelassen. Nachdem Hugo so die Hoffahrt der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geistlichkeit nach weltlichem Besitze berührte, geht er auf das trotzige Aufstreben der Bauern über, belehrt sie und tröstet sie über den Ursprung von Herr und Knecht, von Arm und Reich, spricht dann von den Halbrittern und ihrem ärmlichen Bauerndünkel und unadeligen Sitten, und von dem Armen der zum Vogt geworden ist und der wie der Rabe unter den Pfauen sich

vor Hochmuth nicht zu lassen weiß. Er geht zu der Hoffahrt der Bettler (der Bettelmönche) über, die ihm die unbilligste von allen scheint, da sie nach Gottes Gabe streben und doch nicht demüthig, wie ihnen gebühre, nach Gottes Willen leben. Dieß führt ihn auf die Geistlichen und auf ihre Hoffahrt, die sich in der Uebernahme von sieben und mehr Pfarreien äußert und in dem unersättlichen Begehren nach mehreren. Die Milde der Gesinnung gegen den Stand trotz der Verworfenheit der Individuen theilt er wieder mit Freidank. Die Klosterleute lassen alle Zucht schwinden, unzufrieden streben sie aus dem Convent, Muthwille, Unzucht, Eigenthums- und Erwerbsucht untergraben alles Klosterleben und unter Gottes Panier fährt die Schande von Land zu Land, und manche Unthat hüllt sich unter die Kapuze und den Nonnenschleier. Hier ist auch die Stelle, wo er einem Klostergeistlichen eine Klage und Reue in den Mund legt, daß er Mönch geworden, weil er es nicht zu den Würden gebracht, die er sich, als er noch im weltlichen Stande war, ausgedacht hatte.

Hierauf führt der Zusammenhang auf Geiz und Habgier über, und auf die verschwisterten Laster der Lüge und Untreue, die mit dem Bestreben nach Reichthum allgemein wurden, wie nie vorher. Unter vielem Vagen und Unbestimmten tritt Manches hervor, was den Geiz vortrefflich charakterisirt, der die Tugend des Fastens übt, aber nicht um Gott zu ehren, sondern um Brod zu sparen; der frei ist von Lüderlichkeit und Spiel, aber nicht um des Maaßes willen, der die Minne meidet, aber nicht um die Unkeuschheit zu meiden, sondern um nichts zu vergeuden. Er greift vor und streift auf die Unmäßigkeit und das Prassen an König Adolfs Hof über, kommt aber dann wieder zurück auf den Geizigen, auf den bösen Wirth, der seinem Gesinde nichts gönnt, nur bei fremder Kost und nicht bei seiner eigenen froh werden kann; auf die sauren und ernsten Mahle, bei denen man dem Gast die Bissen zählt. Mit dem unruhigen, gedankenvollen, rastlosen Streben nach Erwerb setzt er das Vernachlässigen aller geistigen Beschäftigung und aller geistlichen Lectüre in Verbindung, und ebenso die Sauerkeit der Zeit, über die er vortreffliche Bemerkungen macht. Er klagt, daß die großen Beispiele der Freundschaft unter Griechen und Juden dahin sind; ehedem, sagt er, gingen einfältige Menschen dahin, wo sie ihre lieben Freunde fanden

und umhalsten sie mit lachendem Munde und meinten das von Herzen, in süßer Treue einfältiglich, jetzt aber gebehrden wir uns ernstiglich, daß einer den anderen ansieht, als habe er ihm ein Leid gethan: und dieß kommt von jener unmenschlichen Sauerkeit, die Hoffahrt und Habsucht zu wege bringen. Er geht auf Diebe und Räuber über, mit denen er den Raubadel so bezeichnet, wie vorher mit den Bettlern die Bettelmönche; zweierlei Diebe stehlen, sagt er, welche die Schande unter dem Mantel der Ehre bergen, das sind frommer Leute Kinder (Edle) und Pfaffen. Raub, Sengen und Brennen ist heute unser Brandopfer zum Himmel; ehedem ließen sich Heiden und Juden oft von Liebe bethören in Noth und Tod zu gehen, aus Gottesminne litten die Märtyrer ihre Qualen, uns aber begeistert nur die Habsucht und großes Gut gilt für die beßte Weisheit. Er zeigt, wie Richter und Schöffen nur der Habsucht dienen; Sold, Bestechung, irdisches Gut verkehrt dem Richter das Urtheil; gerechte Richter sind nun seltener als schwarze Schwäne und weiße Raben. Heftig, bitter und launig geht er gegen die Advocaten, Juristen und Judisten zu Felde, die das Recht krumm drehen, bei der Nase herumziehen, wenn sie wollen die Muhme zur Base, die Base zur Muhme, den Daumen zum Finger und den Finger zum Daumen machen, die die Prozesse hinausziehen, bis Jemands Habe vom Roß bis zum Bettelstab kommt, und die die Richter selbst betrügen, so daß, wenn sie den Gewinn theilen, sie selbst Silber, diese aber Zinn erhalten. Hoffahrt und Geiz haben zu seinen Zeiten große Unbilden durch Albrecht an Adolf, durch einen Pabst an dem anderen verübt; mit größter Schärfe fährt Hugo hier gegen Rom los, die Stadt, wo alles feil, St. Peter selbst, zu dem man den St. Paul in Kauf gibt. Ob einer ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder sei, wenn er nur gibt, so spricht man ihn heilig; und so viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären sie mit Silber statt mit Blei behängt, keine Straße vor Mördern sicher sein würde. Zuletzt redet er von Zöllen und Laienzehnten, diesem Ungeld, dem Uebelsten aus der ganzen Schaar von Wörtern, die das Lasterblech Un entstellt.

In einem dritten Theile behandelt unser Moralist den Fraß, die Unmäßigkeit, und er weiß mit lebhafter und eindringender Beredsamkeit das unmäßige Leben, Trunkenheit, Lüderlichkeit und

Freßgierde mit all ihrem Gefolge von Widrigkeit und Krankheit ekel und lächerlich zu machen. Wir haben fünf Sinne: der Seh-, Hör- und Riechsinn haben jeder zwei Organe, der Schmecksinn nur den Einen Mund und doch pflegen wir diesen mehr als jene alle zusammen. Juden und Heiden halten mehr Maaß als wir, jeder arme Bauer mehr als der Pfaffe und Laie; der Mensch läßt sich zu Unersättlichkeit verführen, da doch das Thier nach der Natur lebt und sich begnügt. Man führe den Ochsen zum Getränke, er trinkt nicht mehr als er braucht; der Vogel weiß des Abends wo sein Nest ist, aber nicht der trunkene Mensch. Er geht auf üble Gewohnheit, Aergerniß und böses Beispiel, auf schlechten Zeitvertreib, Spiel und Unkeuschheit über. In diesen Theilen hört dann die größere Regelmäßigkeit und der genauere Zusammenhang auf; vielfach kehrt der Dichter hier auf die früher behandelten Gegenstände zurück und entschuldigt sich darüber mehrmals. Noch knüpft er hier vortreffliche Sätze über die Altklugheit der Jugend an, Worte, die selbst für uns kaum vortrefflicher zu sagen sind. In seiner Jugend, sagt er, merkte er wenig, womit die Alten umgingen; wenn seine Gesellen zu ihm kamen und mit ihm sangen und sprangen, so meinte er Alles zu haben, wessen er bedurfte; denn mancher Dinge achtete er damals nicht, was er nun von Kindern sehe. Manches Kind ist jetzt an den Augen ein Luchs und in dem Herzen ein listiger Fuchs; und wie soll das im Alter werden, was sich schon in der Jugend alt macht? Will einer seine Freude auf das Alter sparen, so hat er seiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt. Ihm graue, wenn er kleine Kinder sehe, die weise Worte reden und ernsthaft sind. — So redet er auch hernach, wenn er auf Bosheit zu sprechen kommt, von dem Uebermuth der Schüler in der Schule, die wenn sie zwei Argumentlein gelernt hätten, deren drei noch kein Ei gelten, schon des Meisters Meister sein wollten. Ich will aber diesen letzten Theilen des Werkes, wo sich der Dichter vielfach in Abschweifungen, in christliche Mysterien, theologische Streitfragen, Erörterungen über Dichter, Vaterland und Sprachen, in Jeremiaden über Gegenwart und Lobpreisungen der guten alten Zeit der Väter verliert, die nichts mehr mit der allgemeinen Anlage des Werkes zu schaffen haben, nicht weiter folgen.

Die Achtung vor dem beschaulichen Leben, verbunden mit

der gesunden Beherrschung aller practischen Verhältnisse des Lebe machte dieß Buch der deutschen Nation beliebt, und setzt es in Eine Reihe mit jenen Dichtern, die früher unter dem Adel zum erstenmale die Begriffe der Humanität ausbreiten wollten und mit den Reformern des 15. und 16. Jahrhunderts. Wie lieb mußte dem Volke dieser Renner werden, da es noch keine Bibel und keinen Katechismus besaß, den Thomasin weniger verstand, den Freidank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr seiner Gedanken und seiner Ansicht wie seiner Form fand! Denn wie gerne hat die Menge, aus der noch nicht aller gute Kern getilgt ist, etwas in der Hand, an dem sie das Gewissen regelt und übt! Wie außerordentlich mußten ferner die Wirkungen sein, mit denen solche Bücher wie dieses der Reformation verarbeiteten! Aus Urzeiten hatte sich der salomonische Spruch und einzelnes Gnomische aus der Bibel unter die unmittelbarste Weisheit des Volks, unter die nationalen Sprichwörter gemischt; jetzt treten Prediger in der Kirche und im Buche, in Prosa und in Versen auf, die die heiligen Schriften vollkommen beherrschen, und die der höfischen Sprache der bisherigen Dichter entfremdet, im Volkston und in derber Verständlichkeit reden, und in dieser eindringlichen Manier in tausend beliebten, der Menge faßlichen Formen die ganze Weisheit der Bibel austrugen und das ganze Reich der Moral nach ihrer Lehre gestalten: wie anders mußte da die Uebersetzung der Bibel in einer neubeseelten Sprache, die Verbreitung dieser Bibel in Deutschland wirken, wo sie nichts Neues brachte, sondern nur das Längstbekannte mit ihrer heiligen Autorität festigte und bestärkte, wie anders hier, als in den romanischen Ländern, wo man fortfuhr Romane, nichts als Romane zu lesen, die bei uns in einen Verfall gekommen waren, der unsere Poesie dieser Zeiten gegen die auswärtige ebenso in den tiefsten Schatten stellt, wie uns eben diese Werke eines Thomasin und Hugo, die zum Ruin dieser Romanenpoesie das ihrige redlich beitrugen, den Ruhm und den Segen fördern halfen, den diese Zeiten der Anarchie und der Auflösung aller politischen Bande und aller geistigen Cultur, durch die Festigung einer großen moralischen Kraft mit der Emancipation des Mittelstandes für die Zukunft der Nation im Stillen vorbereiteten.

X.

Uebergang von der Ritter- und Hofpoesie zur Volksdichtung in der Zeit der Reformation.

1. Mystisch- und Scholastisch-Theologisches und Philosophisches.

Ich hätte den Renner eben so füglich an die Spitze dieses zehnten Abschnittes, wie an das Ende des vorigen stellen können. Ich wählte das Letztere, weil er so unter den übrigen — wie ich sie nannte — Sammelwerken dieser Zeit steht, die doch noch einen eigenthümlichen Faden haben, an den dann die vereinzelten Bestandtheile angeknüpft werden; nachher werden wir im 14. Jahrhundert dergleichen Sammlungen von Fabeln, Anecdoten, Geschichten und Schwänken finden, in denen sich der Stoff immer mehr verkleinert und vereinzelt und der bindende Faden auflockert oder löst. Ehe wir damit fortfahren, schiebe ich eine kleine Episode über die mystische Periode der Dichtung ein, die, wie immer bisher, rein der jedesmaligen Zeit und ihren Influenzen diente, niemals oder nur versuchsweise auf eine kurze Zeit sie beherrschte. Wenn die zweite Periode der Ritterromane, die wir eben überblickten, die verfehlten Versuche, den Glanz der hohenstaufischen Zeit zu erneuern, etwa so darstellen, wie die Zeit und der Geist eines Heinrich VII. im politischen, so zeigt die mystische Dichtung seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts auf die Bedeutung hin, die sich die Minoriten an dem Hofe Ludwigs IV. gegen ihren gemeinsamen Gegner Johann XXII. zu verschaffen wußten. Bekannt genug aber ist, wie gerade diese Mönche und gerade dieser Monarch mit unter den Ersten eine entschiedene Opposition gegen die Päbste begannen, die sich dann unter Fürsten und Volk fortpflanzte bis zur Reformation, wo selbst Luther des berühmten Tauler Predigten mit so vieler Hochachtung las und empfahl. Mit Recht also erscheint diese Richtung der Theologie und theologischen Poesie an der Spitze, wenn von den ersten Versuchen zur Religions- und Sittenreform in Deutschland die Rede ist, indem hier zuerst von der gelehrten Theologie hinweg auf das reinere Evangelium hingewiesen, zuerst an die Stelle des Aristoteles und der traditionellen Lehrbegriffe die Bibel, gegen die scholastischen Phi-

losophen und ihre kalte Doctrin die Vorstellungen ausschweifender Phantasien gesetzt, zuerst, wenn auch in einer extravaganten Weise, die Einfachheit des patriarchalischen Lebens der ersten Christen und ihre aufopfernde Tugend gegen den anstößigen Prunk des Clerus gepredigt, zuerst von der dürren dialectischen Cultur des Verstandes auf die Reinigung der Seele übergeführt, zuerst statt zum Adel und den Gelehrten in fremder Sprache und Gelehrsamkeit, zum Volke und häufiger in des Volkes Sprache, mehr mit der Stimme des Herzens geredet wird. Wir haben bisher unter Geistlichen, Adel und Bürgern starke Stimmen gehört gegen Pabstthum und Kirchenzucht; allein es waren Einzelne und es blieb beim Reden: jetzt aber treten ganze Mönchsorden reformirend hervor, die Geistlichkeit selbst fing an sich zu revolutionären Bewegungen in Schrift, Lehre und Leben zu ordnen. Jene Einzelnen hatten sich zu sehr zu den höheren Klassen gewendet, und nur diese zu überzeugen gesucht, die sich zu sehr bei dem Uebelstande im Vortheil befanden, allein die Bettelmönche standen durch ihr Armuthsgelübde dem Volke nahe, lehnten sich auf dieses, lehrten es in seiner Sprache, in Prosa, in Predigt eine practische Religion, und kehrten dem Adel und den Gelehrten, sammt ihrer Weisheit und Poesie den Rücken. Wenn für die Religion und Volksmoral die endliche Frucht dieser neuen Regungen eine völlige Rückkehr zu einer gesunden einfachen Lehre war, die von Standesbegriffen und gelehrten Spitzfindigkeiten zur derben Ansicht des Volkes zurückbrachte, so führte die Poesie auf demselben Wege von der Ritterpoesie auf die Volksdichtnng über, so wenig das aus den anfänglichen Erscheinungen zu erwarten stand.

Die Nation hatte mit dem Abblühen der Cultur der Aristokratie eine große Periode ihrer Entwickelung vollendet; ein anderer Theil tritt allmählig in den Vordergrund, und schiebt mit der politischen Geltung der vornehmen Klassen, der Geistlichkeit und des Adels, zugleich ihre Art der Bildung und Verbildung bei Seite. In jeder Revolutionszeit sucht der fanatische Eifer von einem unerträglich gewordenen Uebermaaße verfeinerter oder verwickelter Verhältnisse auf einen einfachen Stand der Dinge zurückzuführen. Nie ist dies mit fanatischerem Eifer, nie aber auch für einen so theuren Gegenstand geschehen, als in den Bewegun-

gen, die die Reformation vorbereiteten und durchsetzten. Einerlei Drang, der aus dem Bestehenden hinwegwies auf einen anderen Zustand, den man damals nur kaum in der wirklichen Welt und dem socialen Verkehr für möglich hielt, rief die Sekten der Waldenser und anderer Ketzer, rief die Orden der Mönche und verschiedenen Doctrinen der Theologen hervor. Man wollte das Leben und die Zeit des ursprünglichen Christenthums zurückholen; und alle Symptome der geistlichen Cultur seit dem 13. Jahrhundert weisen auf diese Zeit und ihre Eigenthümlichkeiten carricaturartig zurück. Im heiligen Franziscus stand ein cynischer Christus auf; wie dieser im alten Testament, so war Er in einem der Engel in der Offenbarung Johannes vorbedeutet; er parodirte das Leben des Heilandes mit Erfolg, und am Ende des 14. Jahrhunderts schrieb Bartholomeus Albizzi sein Buch von den Aehnlichkeiten zwischen Franziscus und Christus, und bewies, daß sich jener diesem vollkommen gleich gemacht und ihn in einigem Wunderbaren noch überboten habe: was denn später eine treffliche Waffe in der Hand der Reformatoren ward, die das Buch den Baarfüßer Eulenspiegel nannten. Fand Christus an diesem seinen Vertreter, so fand ihn Johannes an dem Abte Joachim von Flora oder wer sonst der Verfasser des sogenannten ewigen Evangeliums ist; und dieser Prophet wirkte mit seinen Weissagungen so auf das 15. Jahrhundert fort, wie Franziscus mit seinen Wundern aufs 14te. Des Heiligen Lehre war, daß Armuth die Königin der Tugenden sei und der vornehmste Weg zum Himmel; und seine Apostel predigten das Leben der Märtyrer und ersten Glaubenshelden, als die Geistlichen mit dem Adel um die Wette das Räuberhandwerk trieben, und der letzte Grund ihrer Ermahnungen war jener Spruch des Erlösers, der den neuen Christus zuerst zu seiner Ordensstiftung bewogen haben soll, daß man von zwei Röcken den Einen dahin geben, und nach dem Streich auf Einen Backen, den andern zum zweiten hinreichen solle. Und dieß predigte man, als sich gerade die Stände theilten und haßten, Misgunst, Neid und Erwerbsucht allen Eigennutz steigerte und alle Sicherheit der Person und des Besitzes aufzuhören anfing. Auch die äußeren Verhältnisse gestalteten sich also in diesen Zeiten zu einem solchen Gegensatze zu den neuen oder aus den alten wieder aufgenommenen Evangelien, in dem bei ihrem ersten

Erscheinen diese selbst zu der Gesunkenheit der alten Welt standen. Die Gelehrsamkeit der Geistlichen, der Besitz der Reichen ward gleichmäßig von den neuen Förderern einer patriarchalischen Urzeit verschmäht. Doch zeigte sich schon bei Lebzeiten des Stifters dieses Strengsten der Bettelorden, daß weder jene Gelehrsamkeit zu verbannen, noch diese Armuth zu üben in solchen Zeiten leicht möglich war; und namentlich in Deutschland waren die üppigsten Auswüchse dieser Lehre nicht zu finden, wo schon im 13. Jahrhundert Bruder Berthold den Satz von dem Hingeben des Einen Rockes nicht allein verspottete, sondern sogar ausdrücklich als einen Hauptartikel ketzerischer Satzung nennt; und wo im 14ten bekanntlich um Ludwig IV. jene gelehrten Minoriten sich sammelten, deren Schriften dem päbstlichen Ansehen so gefährlich wurden. Fortwährend waren ja auch die Kämpfe der wildern Parthei der Franziscaner mit der strengern, den Spiritualen, die auf dem völligen Wegwenden von der äußern Welt bestanden, im Gange; im 14. Jahrhundert erhielten die letzteren wieder einen bedeutenden Anhang; im Hermann von Fritschelar wird es aufs neue verlangt, der Mensch solle kein Eigenthum besitzen; es sei denn jedem anderen ebenso bereit und gegönnt bei ihm, wie ihm selbst; er solle keinen Gewinn nehmen in Kauf und Verkauf, weder rechten noch unrechten; er solle kein Gut fordern, weder vor geistlichen noch weltlichen Gerichten; er solle sein eigenes Gut nicht vertheidigen, weder im Feld noch in Dörfern und Städten u. s. w.[181]). In einem Manne wie Kaiser Ludwig schien sich dieser Kampf abzuspiegeln, denn für sein Schwanken zwischen Demuth und Opposition gegen die Kirche, für seine Bereitwilligkeit, jetzt die irdische Krone der himmlischen, jetzt diese jener zu opfern, wird Mannert schwerlich den gewünschten Aufschluß in archivalischen Nachrichten finden, sondern nur in dem ganzen Geiste der Zeit. So mancherlei Spuren von größter Weltverachtung auch schon im Renner sich finden, so würde doch Hugo die Schwärmereien der Mystiker, wie sie bald nach ihm laut wurden, nicht gebilligt, er würde vielmehr wie sein Vorbild, Hugo von St. Victor, auf die affectirte Gottesliebe dieser Verzückten schief geblickt haben, die sich mit eingebildeter Uneigennützigkeit und

181) Cod. Pal. N. 114. f. 84.

Selbstverleugnung täuschten, und vor deren geistlicher Hoffahrt einzelne Verständige und Nüchterne schon damals warnten. Es verarge mir Niemand, wenn ich von diesen Männern und ihren Lehren mit einiger Geringschätzung rede; und Niemand lege mir es für Einseitigkeit aus. Wenn ich die Theosophen jener Zeiten den scholastischen Spitzfindigkeiten und Grübeleien, ihr reines gottseliges Bestreben und ihren ascetischen Wandel der Disputirfertigkeit der Aristoteliker, den fantasievollen Schwung ihrer Schriften und ihrer mühseligen Andacht und Frömmigkeit der kalten und unfruchtbaren Methode der gelehrten Theologen gegenüber sehe, so werde ich mich gerne auf ihre Seite stellen, da sie einer practischen Religiosität immer viel näher standen als die grübelnden Philosophen, da ihre Allegorien und Visionen doch noch die Phantasie und das Herz berührten, während die lächerlichen Untersuchungen über die Gründe der Menschwerdung Gottes und das Wesen der Dreieinigkeit nur den dürrsten Verstand beschäftigten, und da große und wahre Frömmigkeit, auch wenn man die Selbsttäuschung abstreift, immer zurückbleibt. Ja, wenn man einen Blick wirft auf den Zustand der äußeren Welt, die Ausartung des Clerus, den Aberglauben, die trostlose Stagnation in allen größern Verhältnissen des Staates, und im Kleinen auf den herrschenden Raub, Mord und Eigennutz, ohne daß Eine große Seite in der Geschichte entschädigte, ohne daß Eine Freude des Lebens übriggeblieben wäre, die in der noch herrschenden Classe schon seit dem Stricker gewichen war, und wenn man sich erinnert, welche viel ärgere Erscheinungen noch die Seuchen, die Erdbeben, die Heuschreckenzüge, die Hungersnöthe, mit denen der Himmel durch dieß 14. Jahrhundert die Menschheit heimsuchte, in diesen Zeiten hervorbrachte, wer wird da den kleinen Schritt von dieser unerfreulichen äußeren Welt weg auf das Innere und das Leben der Seele nicht begreiflich und verzeihlich finden, wo man sich jeder leidigen Berührung entziehen, und im unmittelbaren Verkehr mit dem Guten und Schönen verharren konnte; wer wird nicht selbst die Energie gern anerkennen, mit der ein Ruysbrock, ein Tauler, von aller Halbheit entfernt, dieser Welt den Rücken kehrten, mit der ein Thomas a Kempis sehr bezeichnend im Beten, Fasten und Wachen selbst eine größere Thätigkeit erblickt als im Handeln in der äußern Welt. Allein im Ue-

berspringen von Extrem zu Extrem habe ich nie etwas Großes erkennen können: und zu lange haben wir uns in der neuern Zeit hinreißen lassen von einem Rest jener Freude am Selbstquälen, an Zerrissenheit und Seelenkampf, von einem Stolz auf die nur scheinbare Kraft, die in jeder extremen Ansicht und Handelungsweise liegt, und unsere Jugend brütet immer noch lieber im Halbdunkel halbverstandener faustischer Grillen von innerem Unglück und Jammer, als daß sie nach Maaß und Ordnung für ihre verwirrten Seelenzustände suchte. Der Rückfall von Einer Extravaganz in die andere ist dann jedesmal unausbleiblich. Das ward auch damals deutlich: denn wer sollte es glauben, daß Anhänger der mystischen Schule, die im 14. Jahrhundert die Schmach des Backenstreichs lieber zweimal tragen als einmal rächen wollten, im Anfang des 15ten die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmords auf Kirchenversammlungen öffentlich vertheidigten und approbirten, oder wer sollte meinen, daß diese Menschen so voll heiliger Gottesliebe von so häßlichem Menschenhasse glühen konnten, mit dem sie andere geistliche Orden, abweichende Zweige ihres eigenen, Ketzer und Juden verfolgten! Denn freilich, wie sollten sie auch andere Menschen schonen, die sich selbst nicht schonten! Denn nur mit einer anderen Art Donquixonterie wollten sie, wie die Ritter um ihrer Frauen, so diese um ihres Gottes willen gerne Schlaf und Speise und Trank aufgeben, jede Stimme der Natur um der störungslosen Andacht willen unterdrücken, jede Stimme der Vernunft mit dem Glauben übertäuben. Wie dort in der Qual des Dienstes, im Gehorsam und Entbehren ein Verdienst gesucht wird, so hier im Opfer des Willens und des Begehrens, in Selbsterniedrigung und Flucht des geselligen Verkehrs. Zum Verwiesenen von der Erde soll man sich machen und in der Mönchstracht des Abgeschiedenen von der Welt den Menschen wie ein Narr erscheinen, man soll das beschauliche Thun der Maria vorziehen dem dienstfertigen der guten Magdalene, ein geistlich schauendes Leben soll in uns geweckt werden, das ein sterbendes Leben, ein lebendes Sterben sei, das uns befähigt, uns von allem Sichtbaren frei zu machen, in eine Ledigkeit und Müßigkeit die Seele zu versetzen, in der wir mit Gott zusammenfallen, in innerer Abstraction in seiner Vereinigung bleiben, uns in den Abgrund seines Wesens versen=

ken können. Der Körper soll abgetödtet werden, man nimmt zum Zwecke des Lebens den Tod, man verzückt den wachen Geist in Träume, und reißt den rührigen Körper zum Schlafe, um auch schon bei Lebzeit die kothige Wand des Leibes umzuwerfen, die uns allein hindert, schon hier den seligen Zustand der Engel zu erreichen. Jede Thatkraft und Lebenslust wird hier vernichtet, jeder gerade Gedanke überspannt, jede Empfindung überreizt, die Einbildung mit Bildern überladen, die Seele aufgeregt in üppigen Vorstellungen von einer beseligenden Hochzeit mit Gott, mit dem geistlichen Bräutigam. Alle Strenge eines heiligen Bernhard oder Augustin gegen das weltliche Gelüste kehrte wieder, von denen der Eine sagte, hätte je Maria nach einem ihrer Schuhe gesehen, wie er ihr stehe, so wäre sie nicht Gottes Mutter geworden, und der andere beichtete und bereute, daß er über die Beobachtung eines von Hunden verfolgten Hasen die Zeit verloren habe; und die Werke des Einen wie des Anderen sind auch neben Bonaventura Hauptquelle der mystischen Weisheit des 13. und 14. Jahrhunderts geworden. Wie soll man dergleichen in einer Zeit hervorheben, die marklos und thatenlos ohnehin genug ist, und so viele Neigung zur Rückkehr in dieses Unheil verrathen hat!

In die Poesie sind diese Vorstellungen vielfach übergegangen; die scholastische Seite haben wir in den Gnomikern schon kennen gelernt. Dante, indem er diese und die mystische, die sonst getrennt und feindlich liegen, versöhnte, hat in dieser Gattung eine dichterische Größe bewiesen, die eines bessern Objectes werth war. Was sich in Deutschland Aehnliches zeigte, steht hinter ihm so weit zurück, blieb so roh und unentwickelt und fiel so entschieden in Prosa herab, wie die Ritterromane dieser spätern Jahrhunderte gegen Ariost, oder auch wie die englischen und deutschen Mysterien hinter Calderon, in dessen merkwürdigen Autos diese Gattung eine Vollendung wie nirgends sonst erhalten hat. Das sinnliche Element, das zur Kunst unentbehrlich ist, entschwand den Dichtern, die sich in Deutschland an diesem und anderen Zweigen der allegorischen Poesie versuchten. Zwei Extreme also riefen in diesen Zeiten den Gebrauch der Prosa in der Schrift hervor. Indem man nämlich auf der Einen Seite den zu materiellen Stoff der Geschichte in Versen behandelte, glitt man bald von selbst auf

die schicklichere prosaische Erzählung im 14. Jahrhundert über, wo mehrere Chroniken in Vulgarsprache erschienen, und wo man daher nun bald umgekehrt jede Erzählung, die sich auch einer poetischen Behandlung gefügt hätte, in Prosa kleidet, wie wir nachher sehen werden; und gerade dieß nöthigt mich hier wenigstens im Vorübergehen einen Blick auf das Hervortreten der Prosa zu werfen, daß seit diesen Zeiten der verkehrten Anwendung gebundener Rede auf Gegenstände verständiger Betrachtung und der ungebundenen auf Gegenstände der Einbildungskraft diese Verirrungen eine autorisirtere Sitte selbst in Zeiten vorgerückter Kunstbildung geblieben sind, als im Alterthum. Daß die Prosa nämlich eine frühere Periode der Cultur schon in Deutschland gehabt, beweisen die wirklichen und vorgeblichen Schriften Notkers u. A., damals aber griff sie nicht ins Gebiet der Poesie über und interessirte uns daher nicht. Daß sie aber auch später neben der adligen Poesie in einer ähnlichen Vollendung existirt habe und nur für uns verloren sei, ist ganz gewiß nicht der Fall. Nicht umsonst führt die Prosa die Bezeichnung der pedestrischen Rede; sie ist ein Eigenthum des Volks, konnte nur vor und nach der aristokratischen Literatur aufkommen und blühen, ward nur ausnahmsweise vom Adel solcher Länder gepflegt, die überhaupt ihre ganze Bildung innerhalb der Aristokratie vollendeten, und legte selbst dann, (in allen ritterlichen Geschichten der Provenzalen und Spanier) die poetische Farbe und den pathetischen Ton des Romans nicht gegen die schlichte Einfalt jener Prosa ab, die vom Volke aus, in Predigt und Mährchen und Schwank sich heraufbildet, und die die einzige ächte Prosa ist. Die Vortrefflichkeit der Berthold'schen Predigten, die weit die Schriften Taulers übertrifft, möchte ich weit weniger dem bessern Zustande der Prosa in den Zeiten der bessern Dichtung zuschreiben, als dem angeborenen Talent des Mannes. Daß dieß ein ganz bewundernswerthes war, beweist jede seiner Predigten noch weit mehr dem rednerischen Instinct nach, als durch die Vorzüglichkeit der Sprache, und beweisen die großen Wirkungen, die er überall machte[182]); und daß an der Spitze jeder neuen Richtung

182) Siehe Jak. Grimms Recension von Klings Ausgabe des Berthold in den Wiener Jahrbüchern.

menschlicher Bildung gewöhnlich ein solcher offenbarender Genius steht, der mit der bloßen Gabe der Natur divinirend leistet, was spätere Zeiten in mühvollerem bewußten Bestreben, sagt uns die Geschichte überall. Auch war hier wie im Rechte das Bedürfniß weit unmittelbarer, als in der geschichtlichen Prosa, und der Ton des Lebens nicht wohl zu verfehlen im Rechtsbuch und in der Predigt, was ein ganz anderer Fall bei jedem wissenschaftlichen Stoffe war. Bruder Berthold hatte einen Stoff, der sich vorzugsweise für prosaische Beredsamkeit eignete, und diese ward um so reicher, je reicher an ächtem Gehalte der Redner war. Allein der spätern Prosa gebrach es an Stoff. Hätten die Königshofen und Gansbein große Materien gehabt, so hätten sie ihre Prosa darnach aufgebildet, oder sich nicht daran gewagt und größeren Talenten den Versuch anheim gegeben. Daß also der historische Styl sich im 14. Jahrhundert nicht ausbildete, scheint mir nur an dem elenden Stoffe zu liegen, nicht an dem gleichmäßigen Verfall der Poesie und Prosa; denn wie ungleich anders lesen sich die (ungedruckten) Gesta Romanorum, die vielleicht noch ihre Farbe aus diesem Jahrhundert tragen, wie anders der legendische Theil des Hermann von Fritschelar (1343.)[183]. Ganz verschieden dagegen jener andere Theil der Legendensammlung dieses Mannes, wo er auf die Lieblingsfragen und Untersuchungen der mystischen Theologen eingeht, wo das Helldunkel der eigenthümlichen Vorstellungen dieser Männer für die Sprache unfruchtbar bleibt, wie für den Geist. Denn um hier endlich den zweiten Punkt zu nennen, den ich oben dem zu materiellen Stoffe der Geschichte entgegensetzen wollte, an welchem die Poesie zur Prosa natürlich herabsank, so ist der übersinnliche und heilige Stoff der Mystiker eine ganz entgegengesetzte, aber eine noch bestimmter nachweisbare Ursache von dem Uebergang von gebundener zu ungebundener Rede[184]. Wo sich am Ende gar kein

---

183) Cod. Pal. N. 113. 114.

184) In dem Cod. 417. ist folgende interessante Stelle in der gereimten Vorrede zu einem ungereimten Tractat über den Leichnam Christi:
Auch han ich mut in meinem sin, daz ich diez chlain buchlin
welle on reimen machen, durch czweier hande sachen;
die erst daz ich dise heylichait mit durnechtiger warhait

bildliches Festhalten des speculativen Stoffes denken läßt, wie konnte da die Phantasie anders, als sie mußte dem denkenden Geiste ihr Recht abtreten, und dieser wieder fügt sich weder leicht einem Zwang der Rede, noch legt er auf Schönheit der Rede ein besonderes Gewicht. Nun ist aber das stete Verflüchtigen der poetischen Figuren, an denen sich bisher die Dichtung versuchte, wie an den Ritteromanen, so auch an der geistlichen Poesie vielleicht noch auffallender nachzuweisen. Wir haben früher gesehen, daß die Gottheit im 12. Jahrhundert unter der strengeren Persönlichkeit Gottes des Vaters gedacht ward, daß man allmählig mehr den Sohn, nachher die Jungfrau verehrte, in der schon alles Geschlechtliche verschwamm, die schon Mutter und Tochter und Weib und Jungfrau zugleich war. Aber nun ist die Zeit gekommen, wo die Herrschaft des heiligen Geistes beginnt. Das Zeitalter des heiligen Geistes war in dem sogenannten ewigen Evangelium (dem Buche Joachims) verkündet; es sollte durch die Bettelmönche an die Stelle des Zeitalters des Vaters und Sohnes treten; der Introductorius in das ewige Evangelium von Bruder Gerhard (c[a] 1250) wies sogar auf die ärmere griechische Kirche hin als auf die, über welche der heilige Geist so walte, wie der Vater über dem jüdischen Volke, der Sohn über dem römischen; der bekannte Colarienzi wollte diese Herrschaft des heiligen Geistes noch im 14. Jahrhundert befestigen helfen; und die Anhänglichkeit an die griechische Kirche brachte im 15ten die hussitischen Bewegungen hervor. Von den festeren Bestandtheilen der Dreieinigkeit rückt man also zu dem Uebersinnlichen fort. Sobald man auf diesem Aeußersten angelangt war, war für die Poesie hier nichts mehr zu erbeuten. Wie es mit der Zeugung Gottes herging, das war noch allenfalls für die Einbildungskraft in ein Bild zu bringen; wie aber

---

muge dester pas bewaren, da von han ich mut cze varen
der gemeinen red di strazzen, und alles reimen lazzen,
wann swelch getícht man reimet, wort cze worten leimet,
da irret oft der worter glancz, daz der sin nicht gar ist ganecz;
die andre sache man davon nimpt, daz mir noch niemant anders czimt,
cze reden von dirre heylichait mit gereimter chlucheit,
wan daz warlich pilleich ist, swa man singet oder list
von dirre fromen heilichait, daz man daz tu mit andechtichait.

das ewige Wort in die Seele geboren werde, ob die Seele in einem gemeinen Grade der Gnade gebären könne; was die Geburt Gottes in der Seele eigentlich ist, was das Wesen und Wirken der Gnade, was das Wirken des Worts im Geiste sei, auf diese und dergleichen dunkle Fragen dunkle Anworten zu geben, war leichter in Prosa als in Versen, wo sich mit ungewissen Bildern noch spielen läßt, aber nicht mit vagen Gedanken. Oder ich wollte wohl sehen, wer mir aus diesen folgenden Sätzen Reime machte, die nur natürlich nichts dazu und davon thun dürften: daß nämlich die Geburt Gottes in der Seele ein sonderliches Zuneigen Gottes zu der Seele, ein Offenbaren Gottes in der Seele, ein sonderliches Binden der Seele zu Gott, ein sonderliches Bekenntniß, Gefühl und Vertraulichkeit mit Gott sei; daß der Geist das ewige Wort gebären solle in sich selber in seinem Willen, so wie eine Güte in seine Vernunft, eine Wahrheit in sein Gedächtniß, wie ein Bild gottgeformter Gleichheit in sein Wesen, wie einen theuren Schatz seiner ewigen Erhaltung; und daß der Geist dann das Wort wieder in großer Dankbarkeit in den Vater tragen solle; daß die Gnade vollkommene Gleichheit und Theilhaftigkeit der göttlichen Natur als solcher sei; daß sie den Geist mit Gott vereine, den Engeln gleich mache und ihn forme als solchen als Wesen, während die Tugenden nicht den Geist, sondern blos die Kräfte formten; daß das Wort vier Stücke im Geiste wirke, nämlich darum, daß es in dem Vater ist, bewirkt es Einigkeit des Gemüths im Menschen und ledigt von allem Mannichfaltigen; daß es bei dem Vater ist, darum erhebt es den Geist in die göttliche Gegenwärtigkeit; daß es Gott selbst ist, darum stärkt es das Gemüth und treibt allen Kleinmuth von ihm, und daß es in dem Beginne bei Gott ist, darum ewigt es das Gemüth und macht, daß des Menschen Gedanken und Worte nur von ewigen Dingen sind. Dergleichen müßte wohl der Prosa überlassen bleiben, und bekannt ist, wie geschickt sich in diesen Formeln, die nichts mehr von der Präcision der lateinischen Schriften noch eines St. Bernhard haben, die Tauler, Suso, Heinrich von Nördlingen, Ekkart und so viele andere dieser beschaulichen Geistlichen herumbewegten[185]); obgleich man nicht überall, ja nicht einmal

185) Einen Hermann von Schildiz nennt Hermann von Fritzelar auch als einen neueren Meister I., 197.

so oft an Klarheit, wenigstens an Erfaßlichkeit der Gedanken zweifeln darf [186]).

---

186) Das Stück, dem Docen in den Miscellaneen 1,140 den Titel: „Von der wirklichen und möglichen Vernunft" gegeben hat, und das mit diesem Titel in lit. Handbücher eingetragen ist, ist eben diesem Titel nach zu urtheilen, von dem Herausgeber nicht verstanden worden. Folgendes scheint der Zusammenhang, den ich hier darum gerne mittheile, weil er in einigem das gleich zu analysirende Gedicht von den 7 Graden zu erläutern dient. Es ist eine Streitfrage, wie der Mensch selig sei. Einige sagen, die Seligkeit sei ein so großes Gut, daß Gott sie keinem Menschen von Natur mittheilen könne, sondern daß sie ihm durch übernatürliche Kraft, durch Gnade, durch das Licht der Glorie gegeben werde. Meister Eckart spricht: Seligkeit liege darin, daß man Gott leide oder sich mit ihm vereine, denn dieß sei eins: wo nämlich zwei Dinge sich vereinen, da muß das Eine das Andere leiden, wie Holz das Feuer. So nun leide der ledige, leidende Geist das vernünftigere Wirken Gottes: denn Gott ist ein vernünftiges Wirken, sein Wesen ist sein Wirken. Gegen dieß geht nun unser Theosoph zu Felde: Etwas, sagt er, sei in der Seele, dessen Wesen gleichfalls vernünftiges Wirken sei, und dieß sei selig von Natur (während jene bloße Seligkeit durch Gnade zugaben). Jedes vernünftige Wesen sei selig von Natur. Der vernünftige Mensch aber sei blos darum nicht selig von Natur, weil in seiner Seele noch eine andere Vernunft, die mögliche, leidende, nicht wirkende, sei, welche dem Geiste eigen ist, insofern er dem Zeitlichen angehört in dem Körper. Könnte sich die Vernunft einfach, ohne ein Medium zu der wirkenden Vernunft kehren, so wäre der Mensch hier schon selig wie dort: „denn das ist die Seligkeit des Menschen, daß er bekennet sein eigen Sein in der Weise der wirkenden Vernunft." Diese leidende Vernunft aber kann durch Gnade eben so selig werden, wie die wirkende von Natur ist; diese letztere bedarf der Gnade nicht (und darum ist Natur besser als Gnade), denn sie fließt aus Gott und kehrt dahin zurück, ihr eigenes Wirken ist natürlich, es ist ihr Wesen; ihr Wesen und Wirken aber besteht darin, daß sie Gott sieht und liebt ohne Medium, und darum ist sie selig von Natur. Die mögliche Vernunft aber kann durch Gnade werden, was diese durch Natur ist; sie muß also streben, dieser Gnade theilhaftig zu werden. Dieß wird sie dadurch, daß sie sich von dem Körperlichen ledig macht; denn ist sie dieß, so kann die wirkende Vernunft sie überformen, Eindrücke auf sie üben, so daß sie ihrer Ledigkeit los wird und des Wirkens theilhaft. Wie die oberste Vernunft es von Natur hat, daß sie selig sei, so hat es dann diese durch Gnade. In ihrem Gottschauen liegt dann ihre Seligkeit, und der Verdammten Hölle ist nichts, als daß sie sich durch Sünden dieser Ueberformung beraubt haben (denn alles Andere, was man von der Hölle sagt, sind nur Bilder für grobe Köpfe). —

Wer die Predigten Bertholds und das Passional, das wir oben erwähnten, mit Tauler und Herman von Fritzelar vergleicht, der hat sogleich den Eindruck der geänderten Zeit vollkommen aufgenommen, und ich darf nur weniges Poetisches zufügen, worin man sich doch auf diese gefährlichen Regionen wagte. Derselbe Mann, der die Abhandlung über das Abendmahl prosaisch schrieb, die ich in einer der letzten Noten erwähnte, hat doch auch einige andere Stücke gereimt und zwar mit nicht geringerer Fertigkeit, als er in seiner Prosa gezeigt hat. Das erste ist das Buch der sieben Grade[187]), dem Inhalte nach verwandt mit den fünf Graden der Liebe, die Dionysius statuirt, der Form nach an Vieles bei St. Bernhard, Bonaventura und Aehnlichen erinnernd. Der Dichter unternimmt sein Werk, obgleich er nichts von heiligen Dingen zu wissen gesteht, hofft aber, daß Gott, der Bileams Esel reden machte und wohl einen Stummen sprechen lehrt, auch wohl einen Dummen Weisheit lehren könne. Ezechiel, ist sein Text, sah in einem Gesichte einen Tempel, zu dem ein Thor mit sieben Stufen führte. Der Tempel bedeutet das Himmelreich, die sieben Stufen siebenerlei Gebete, in denen die reine Seele stufenmäßig hinauf in das Himmelreich geht. Die erste Stufe ist das Gebet, das von trockenem Herzen geht, zerstreute, andachtslose Worte, unter Störung der Andacht durch Aeußerlichkeiten. Die zweite ist Reue und Buße, Wachen und Beten, Peinigung und Kasteiung: auf dieser Stufe stand Magdalena. Auf der dritten Stufe lodert in dem Menschen eine neue Minne auf, welche die Furcht austreibt, die noch auf der zweiten manche Thräne vergoß; die Missethat schmilzt, Vertrauen und Hoffnung beleben sich, und Liebe zu Gott, die dem Menschen jedoch mehr zu schaffen giebt, als die Furcht vorher. Der vierte Grad gebiert die Gnade, wenn im Gebet die Seele mit Gottes Liebe übergossen wird, so daß die äußeren Sinne erstarren und die reine Seele in süßem Harren brennt, bis sie in diesem Feuer eine neue Gluth gewinnt, kraft der das Herz nun unseres Herrn selbst begehrt. Noch aber zeigt sich der Herr zornig gegen seine Traute, als ob er ihre Begier verschmähe, die doch er nur mittheilt, und lange läßt er sie schmachten, um sie mehr zu locken

187) Cod. Pal. N. 417. f. 65.

und zu reizen. Die Seele versenkt sich so in Minne, daß sie in der Trunkenheit die Gottheit und ihre Majestät vergißt und Gott ihren Trauten nennt. Er tadelt sie um ihre Verwegenheit und zieht sie abstoßend an. Im fünften Grade wird die stete Andacht zur natürlichen Gewohnheit und wäscht jede kleine Schuld ab; Gott scheint jetzt unter allen Creaturen allein auf diese Seele sein Auge gerichtet zu haben. Die Andacht tobt in ihr nun so, daß alle äußern Sinne ersterben und alle fleischliche Lust weicht, daß die offenen Augen nicht sehen, die offenen Ohren nicht hören, so daß der Mensch alsdann der Welt wie ein Thor erscheint. Die Sünden werden nun von Gottes Barmherzigkeit bedeckt; ja sie kommen der Seele zu Gute. Sie bildet sich nun nach Gottes Bild, dem sie zuvor durch Sünde ungleich geworden, sie schmilzt wie Wachs und wie dieses das Siegel, so nimmt sie rein Gottes Bild in sich auf. Wie in diesem Grade zwischen Gott und Seele Gleichung ward durch ihre Blicke, so wird im sechsten Grade Einigung zwischen ihnen, wie zwischen Gott, Vater und Sohn, nur daß diese Einigung eine natürliche und ewige ist, jene aber von der Gnade bewirkt. Die Seele ist hier in dem Zustande, wo sie nichts anders will und thut, als was Gott thut und will, wo sie ihn liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe, wo sie die Liebe empfindet, die Christ empfand als er Mensch ward, damit wir mit ihm Gott werden könnten. Sie begehrt nun zu leiden, was Gott für uns litt. Dieß ist der Grad, in dem die Heiligen auf der Erde stehen. Das siebente Gebet spricht die Seele schon vor Gott selbst, entledigt des Körpers, schauend das Geheimniß der Dreifaltigkeit. Von diesem Grade sagte Jesaias, daß kein Auge je diese Freude sah, kein Ohr sie hörte. Darum will der Dichter nicht seinen Athem verschwenden; denn wer könne sagen vom lichten Scheine in den die Engel gekleidet sind, ihre schöne Ordnung, den Harfenklang und süßen Gesang der Patriarchen, diese Freude ohne Trauer, diesen Frieden ohne Krieg, diese Wahrheit ohne Lug, diese Lust ohne Noth, dieß Leben ohne Tod.

Von allen Bildern und Vorstellungen der Mystiker nahm die Poesie am liebsten die von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott auf, und sie war auch die, welche noch am verträglichsten mit der poetischen Behandlung war. Der Grundge=

danke dazu fand sich in der Auslegung des hohen Liedes, das in Paraphrasen bekanntlich schon sehr früh ins Deutsche übergegangen war, auch im 13. Jahrh. durch Bron von Schonebecke[188]) und, wie wir schon hörten, durch Frauenlob, vielleicht erst im 14ten eine poetische Behandlung erfuhr. Die Seele, die sich nach Gott und seiner „Gemahlschaft" sehnt, heißt die Tochter von Syon, im Gegensatze auf der Einen Seite von der Tochter von Babylon, dem Weltkinde, auf der anderen Seite aber von der virgo Israhel, der Seele, die bereits auf dem Thron der Freuden sitzt. Von demselben Verfasser, von dem das vorige Stück ist, rührt auch der heilige Alexius, von dem Graff in der Diutisca den Anfang[189]), und die Tochter von Syon her, die er ganz mittheilt. Die sehnsüchtige Seele führt sich redend ein; allegorische Figuren treten dialogisch hinzu. Cogitatio quält sie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathlosigkeit; der Glaube tröstet sie, sie solle alle vergängliche Freude lassen, sich reuig an Jesus halten und über sich ins Himmelreich blicken. Die Zuversicht, in Gottes Küche die Küchenmeisterin, bestärkt sie in dieser Weltverachtung und weist sie an die Weisheit. Diese wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armuth, Barmherzigkeit, Gehorsam, und Keuschheit; sie solle verleugnen wer sie ist, hoch über sich empor fliegen durch alle Chöre zum obersten Chor: dann werde der Liebste ihr entgegen gehen und sie mit Armen umfangen, mit Gnade übergießen, sie in seine Trinität führen, ihr seine Majestät zeigen, sie bei der Hand führen ins Land der Engel, und sie da speculiren und sich selbst contempliren lassen, bis sie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne weist sie noch näher zu dieser Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio sei. Minne und Gebet führen sie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft; die Minne trift mit ihrem Geschosse den König auf seinem Thron, so daß er die Seele minniglich in seine Arme nimmt und sie sich vereint. Gemahl, spricht er, sei gewiß ich lasse dich nimmer mehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus. — Man sieht, wie weit dieß Thema führte. Nun kamen bald die

188) Bragur 1, 2. S. 326.

189) Das Ganze in eben dem genannten Cod. Pal. N. 417.

plumpen Meistersänger des folgenden Jahrhunderts an diese Liebkosung Gottes, und man findet dann schon im Beheim inbrünstige Ausrufungen der Seele zu Gott, wie diese: Nun muß ich dich erkennen, mein Erkenner, dich sehen Licht meiner Augen, dich liebhaben höchstes Heil, du süßer Herr und allmächtiger Gott, meine große Lust und Kurzweil, Altissimus, höchster Sabaot, nun muß ich dich umfahen, mein himmlischer Bräutigam, dich besitzen mitten in meinem Herzen, nun dich liebhaben mein Alterlein!

Unter dem nämlichen Titel der Tochter von Syon gibt es noch ein anderes größeres Gedicht, von einem Bruder Lamprecht v. Regensburg, das zu Ehren des Provinzials Gerhard, noch zu Ende des 13. Jahrh. gedichtet ist, und von dem das vorhergegangene eine etwas spätere, kürzere Variation ist. Da ich das Gedicht selbst nicht kenne[190]), offenbar aber nach dem Auszuge, den Welcker daraus mitgetheilt hat[191]) der *Inhalt* mit weniger Verschiedenheit und nur in größerer Ausführlichkeit derselbe ist mit dem unseres kleineren Stückes, so gebe ich um so weniger darauf ein, da ohnehin auch in dieser Sphäre die Gedankenarmuth gar zu groß ist. Sonst wäre vielleicht manche interessante Notiz aus dem Gedichte zu ziehen; wohin ich z. B. die Bemerkung des Bruders rechne, nach welcher jene Kunst, die die oberste Weisheit in Christ setzt, hauptsächlich in seinen Tagen unter den Weibern in Brabant und Baiern aufgestanden sei, weil im Weibe, wie der Minorit beifügt, wenn es zu Gott gut wird, ihr sanftes Herz und ihr leichter Muth in einfältigem Sinne schneller die Begierde entzündet, daß sie williger die Weisheit begreift, die vom Himmel schwebt, als ein harter Mann, der dazu ungelenk ist. Damit muß man denn die Briefe Heinrichs von Nördlingen an Margarete Ebner zusammenhalten; und das Leben der Adelheit Langenman, die so vielen in jenen Zeiten aus ihrem Kloster bei Nürnberg ein Trost war, die durch das Interdict, das unter Ludwig IV. auf dem Lande lag, rathlos waren. — Was auch sonst noch die deutsche Poe-

190) Ich wollte mir es aus der Gießner Bibliothek verschaffen, so wie auch den Orendel, man antwortete mir aber nicht.

191) Heidelb. Jahrb. 1816. S. 713. Vgl. Hoffmanns Fundgruben S. 307.

sie Aehnliches aufzuweisen hat, übergehe ich, theils weil die Handschriften zu wenig verbreitet und auch mir theilweise unbekannt sind, theils ihrer Bedeutungslosigkeit wegen.

Die christliche Literatur, in so weit sie sich der Dichtung hingab oder doch näherte, war im Anfange ausgegangen vom lateinischen Lied oder Psalm, und neben diesem existirten die heiligen Schriften in Prosa. Beides ging in deutsche Uebersetzungen über, nachher in poetische Paraphrasen. Als das Epos in der Dichtungsgeschichte herrschte, suchte die geistliche Poesie die epische legendische Form; wie sich hernach die Didactik hervorthat, so ward auch die Legende lehrhaft. Die Laien hielten eine Art von gemischter weltlich-geistlicher Predigt in gebundener Rede fest, die Geistlichen redeten in der Volkssprache und in Prosa, die sich jetzt auch in die Erbauungsschriften drängte. Nur der gelehrte und sinnbildende Theil der Lehre haftete etwas strenger in der Poesie: wir lernten oben die Gnomiker mit ihrer christlichen Symbolik kennen und mit ihrer weitläuftigen Gelehrsamkeit, wir hörten schon unter ihnen einzelne Stimmen, die sich gegen diese Gelehrsamkeit auflehnten, wir sahen den Renner nachfolgen, der ausdrücklich gegen Wissenschaft und Kunst anging, wir betrachteten endlich eben jetzt die Mystiker, die die Gelehrsamkeit verachteten. Dem Stoffe nach sehen wir auch hier ein stetes Rückschreiten vom Factischen, Sinnlichen zum Uebersinnlichen; der Form nach ebenso von Erzählung zum Beispiel, zur Lehre, zur Allegorie und Vision. Später werden wir finden, daß die Legende wieder kommt, und daß sofort der Kreislauf rückwärts führt bis zur Reformation, wo wie im anfänglichen Stande der Dinge die prosaische Schrift neben dem einfachen Kirchenliede erscheint, bis beides im Laufe der Zeiten hernach noch einmal versuchte, sich zum christlichen Epos und zum schöngeistigen Hymnus zu gestalten.

Der Kampf der Scholastik mit der Mystik hat sich in der Dichtung nicht sehr polemisch ausgedrückt. Die Gegensätze liegen aber schroff gegeneinander in den Gnomikern und in den letztgenannten Poesien; im 14. Jahrh. aber schien sich dieß so zu nähern, wie bekanntlich im 15ten in der Theologie selbst Mystik und Scholastik sich die Hand reichten. Ich würde sagen, daß Heinrich von Müglen der Manier und dem Stoffe nach sich

ganz zwischen Beides theilt. Er lebte unter Karl IV., hatte diesem in dem Buch der Maide ein Denkmal gesetzt, sonst aber, nach einer Stelle zu Anfang seiner ungarischen Chronik[192]), mit dem Namen des Herzogs Rudolf IV. von Oestreich alle seine Werke geziert. Seine kleineren Gedichte setzen die Manier der Gnomiker roher und übertriebener in diesen Zeiten fort. Ich kenne deren aus einer mangelhaften Heidelberger Handschrift[193]), hinter der man sonst ein zusammenhängendes Gedicht gesucht hat, dessen Verfasser unbekannt war. Es ist aber nichts, als eine Reihe von einzelnen Strophen des verschiedenartigsten Inhalts; und daß sie von Heinrich von Müglen sind, dessen Name allerdings nicht genannt ist, beweiset die zum Theil wörtliche Uebereinstimmung einzelner dieser Gedichte, die sich über die Künste verbreiten, mit dem gleichen Thema in dem Buch der Maide. Auch sieht man hier, daß von der Hagen[194]) mit Unrecht die Feindlichkeit zwischen Müglen und Regenbogen geleugnet hat, der ganz füglich weit ins 14. Jahrh. hineingelebt haben kann, obgleich auch die Eine Stelle, die in dieser Handschrift gegen Regenbogen gerichtet ist[195]), sich schon auf den Todten beziehen könnte. Sonst erklärt die Frauenlobische Manier dieser gnomischen Stücke die üble Stimmung gegen Regenbogen vollkommen; denn es ist ganz der scholastische, physikalische, astronomische, chemische, geomantische, medicinisch-astrologische und sibyllinische Unsinn der schlimmsten jener kunstvollen Sänger, der sich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Geschichten, Fabeln, christlichen Glaubensgeheimnissen und alter Mythologie ausläßt. Stellen nun diese Stücke den Dichter ganz zu Frauenlob, so ist auch sein Lobgedicht auf die Maria[196]) hierneben ganz zur Erwähnung geeignet, da es sich unmittelbar an die goldne Schmiede des Conrad von Würzburg anschließt, von dem Heinrich dieselben Lobsprüche gebraucht, die jener von Gottfried gebraucht

192) Cod. Pal. N. 5.

193) Cod. Pal. N. 693.

194) Alt. Mus. 2, 181.

195) Fol. 12.

196) Cod. Pal. 356. fol. 103b.

hatte[197]), und das er aus Lappen älterer Gedichte zusammenge= flickt hat, seiner Unfähigkeit geständig[198]). In der That ist hier nichts geschehen, als daß die alten wunderlichen Gleichnisse und Vorstellungen, und jene Reihen von wunderbarem Gepflänz, Ge= thier und Steinwerk, in neue barbarische Sprache und in rohe Reime und Strophen gebracht sind. Der Preis der Maria setzte sich bis ins 15. u. 16. Jahrhund. fort, und wie in der Wirklich= keit, so auch sank im Gedichte alle Würde herab. Im 15ten Jahrhundert begannen die Streitigkeiten über das Empfängniß der Maria von neuem und mit der alten Bigotterie; die ganze Vorliebe für ihren Cultus schien wieder aufzutauchen mit anderen neuen Heiligen und Wundern; alle alten Geschichten von ihr wur= den aufgefrischt und mit neuen vermehrt, sie erhielt neue Feste, ihr Ave ward das verbreitetste Gebet, die ihr gewidmete Vereh= rung ward angesehen als Gott oder Christus selbst erzeigt; und dieß trieb sich bis zu den bekannten Scandalen und schmählichen Betrügereien, die noch im 16. Jahrhundert die Dominicaner mit ihren Wundererscheinungen veranlaßten. In der Predigt erschien im 15. Jahrhundert jenes Uebermaaß von Unsinn in dem Mariale des Bernardin von Busti, wo Marias Gestalt beschrieben, ihre alten und zahllosen Benennungen erklärt, ihre Sitten und Tugen= den gepriesen, die Geschichten ihres Lebens und ihres Todes er= zählt, und darunter theologische Streitfragen und Spitzfindigkeiten gemischt wurden. Dieß Alles erscheint dann auch im Gedicht; und von diesem Müglen bis zu einem Conrad Harder von Würzburg, in dessen Lobgedichten auf Maria[199]) (nicht auf den heiligen Geist, wie Docen und Adelung sagen: denn dieser

---

197) Ibid. fol. 108.
Von Wirtzburg Conrat daß bolieret hot din lobes glaß,
der bluender sprach ein bildner was, ein former und ein hoptschmit,
wann ich gedichtes zwerg, von Muglin Heinrich sollich werk
nit mag florieren u. s. w.

198) Im Anfang:
Was e die maister han der kunsten wat geschnitten an,
die zeist ich wieder unde span daruß eins nuwen dichtes kleit.
Nit dann uff alte wat min sinn bißher geferbet hat.
Uff schmid ich manig flymmat, mit ungefuger arbeit.

199) Cod. Pal. 356. fol. 77. Cod. 392.

wird nur im Anfang zu Hülfe gerufen), der blos exclamatorische Bombast schon nicht mehr Gewicht genug in der deutschen Sprache findet, sondern schon lateinische Brocken dazwischen wirft, um die Feierlichkeit zu nähren, wofür dann andere einen andern Schwung in gehäuften Reimen suchen[200]), oder bis zu den sieben Freuden Maria's, von dem Suchenwirt, die gleichfalls von der goldenen Schmiede angeregt sind, oder bis zu dem goldenen Tempel des Hermann von Sachsenheim (1455), oder zu Michel Beheim, in dessen Mariengedichten die Sprache noch viel tiefer sinkt, und von da an zu den vielfachsten Stücken namenloser Meistersänger ist ein einziger Zug der jammervollsten Reimereien, die wohl jemals Jemanden zu Ehren gedichtet wurden und zu Schande und Schimpf des Dichters gereichten.

Mehr mit den Mystikern berührt sich Heinrich, wenigstens der Form und Einkleidung nach, in dem Buch der Maide[201]), das zu Ehren Karls IV. gedichtet ist, und das man auf bloße Ansicht des Anfangs oder des Endes mit anderen Titeln zu nennen pflegte. Die verschiedenen Künste (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt, woher auch der Titel kommt), treten vor den Kaiser um ihr Urtheil zu empfangen; Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik, Alchymie, Metaphysik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt sich an und gibt eine Probe ihres Wissens und Geschäftes[202]). Der Kaiser fragt seinen Rath, wem er den Preiß geben solle, dieser aber lehnt die Entscheidung ab. Der Kaiser befragt den Dichter[203]), aber auch Er überläßt es

200) Z. B. in einem anderen Mariengedichte in diesem Codex fol. 90.
Christo soltu bringen zu gedingen und mit gelingen;
ler uns darnach ringen, daz wir zwingen die hoffartswingen,
mach uns frolich dringen, do erklingen englisch singen,
daz wir frolich werden springen, als kunig David mit der slingen.

201) Cod. Pal. N. 14.

202) Z. B. die Physik:
Du kranker in mein schule kum, ich ler dich wie raubarbarum
mag vegen aller colera, und ist dem ersten stappen na,
in wurtzen dy da hitzig sein, der trank sy nutzet ane pein;
dy salbey behelt dy ander stuf, welch artzt ez weiz der ist dein luf,
uff der dritten stuffen auch wil stete wonen knobelauch u. s.

203) Fol. 23.:

der Einsicht des Regenten, der dann für die letzte entscheidet. Er schickt sie aber vorerst in das Land der Natur, um von ihr die Bestätigung seines Urtheils zu hören. Das Geleit giebt der Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die Schaar der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur bebesprochen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheidet so, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern ein Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt, und habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und dieß ist auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und der Tugend Kraft, und darum soll sich die Natur nicht vergleichen, da sie durch Tugend geschaffen, die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott war, so wie Gott die Tugend.

Sehr nahe mit diesem Gedichte berührt sich der Form nach wieder der Anticlaudianus des Alanus ab insulis (so genannt weil hier die Natur unter den Tugenden auftritt, wie umgekehrt beim Claudian die Furie unter den Lastern), die ein Wiener Arzt, Heinrich v. Neuenstadt, der auch den Apollonius von Tyrus bearbeitete, um 1400 unter dem Titel: Unseres Herrn Zukunft[204]) schrieb. Wie uns Heinrich von Müglen mit seiner Uebersetzung des Valerius Maximus zu der nächsten Abtheilung dieses Abschnittes überleitet, so steht der von Neuenstadt mit diesem Gedichte, so weit er es übersetzt hat, neben diesen Allegorikern und Visionsmännern, mit dem aber, was er eigenthümlich hinzugethan hat, neben den Sittenpredigern, die wir in einer weiterhinfolgenden Abtheilung betrachten werden, und er leitet zugleich unter den erstern den Uebergang der Kunst von mehr professionirten Sängern zu Geschäftsleuten und Gelehrten ein. Der Vortrag ist bei Neuenstadt weit besser als bei Müglen, außer

---

Der keyser sprach von Mugellin Heinrich, waz dunket dich gesin,
welch under in hab dy wirdicheit? Er sprach, mein sin zu enge schreit,
daz er dy wisheit my erlief; dein wirde hoch breit unde tief
dy sal von schulden daz verstan, welch under in sell dy wirde han.

204) Cod. Pal. N. 401.

der dunkleren Vorrede ist alles anschaulich und klar; derb satyrisch zum Theil, und kräftig und eindringend sind die Stellen, wo er gegen die Hoffarth der Welt, gegen Geiz, Unzucht, Fressen und Saufen, gegen Geistliche, Mönche und Nonnen, und die Laßheit im Gottesdienst, insbesondere in seiner Vaterstadt loszieht[105]). (Wir müssen nämlich im Auge haben, daß fortwährend die Literatur nur im Süden und Südosten zu Hause bleibt; und daß da, wo das deutsche Kaiserthum sich niederließ, sich auch die Kunst hervorthat, so daß die politische Bedeutung und die literarische Blüthe der einzelnen Theile von Deutschland Hand in Hand ging. Zur Zeit Heinrichs des Löwen und Friedrichs I. wetteiferte Nord und Süd; in dem anarchischen Wechsel, der bald folgt, ist die Blüthe allgemeiner; mit Rudolf tritt die Schweiz und Oestreich hervor; unter Heinrich VII. werden die niederländischen Dichtungen gesucht; unter Ludwig IV. ist Baiern Sitz der Minoriten und der mystischen Weiber; seit Karl IV. tritt Oestreich und Böhmen entschieden wieder in den Vorgrund. Alle Namen, die wir nun zu nennen haben, fallen der Geburt oder dem Aufenthalt der Dichter nach in jene Gegenden; Teichner, Suchenwirt, Müglen, Neuenstadt, Beheim u. A.) Der Inhalt des Werkes, so weit er dem Original folgt, ist etwa dieser: Alanus wird in ein fremdes Land versetzt, und findet da einen See mit vier Thürmen, die ihm d i e N a t u r auf die 4 Elemente deutet. Es kommt die Schaar der Tugenden, zu denen die Natur von dem trostlosen Zustand der Erde spricht; sie will einen vollkommenen Menschen schaffen und die Weisheit soll von Gott eine reine Seele für den Körper erbitten. Die sieben Künste schirren der Weisheit den Wagen, (ihre Charakteristik ist weit vor Müglens ausgezeichnet), wir folgen einer leichten Beschreibung der

105) Fol. 4.

Frazheit hat genommen über hant, und allermeist in Osterlant,
trunken vol und übersat ist manig man in wiener stat,
und eteliche frauwen auch allda, wie sie ez gewunne oder wa,
sie muz immer genug haben, gar frühe ir krankes hertze laben,
e sie dann zu der kirchen ge, sie drinkt licht ein engstel e,
und ißet auch villiht ein Hun, daz muz ir dann gar sanfte dun
in dem haubt und in dem magen, sie machent veizt iren kragen,
daz sie pnesten als die swein, damit wil sie dann heilig sein.

Fahrt in den Himmel. Die Weisheit wird ihrer Bitte gewährt, die Tugenden fahren in die erkohrene Maria. Sie sollte einen Menschen ohne Vater gebären, rein wie einst Adam, der ohne Vater und Mutter, und Eva, die ohne Mutter geboren war. Nun folgt die Verkündigung, eine Ankündiguug von Christs Wirken, Mariens Lob und Ruhm, Christs Verdienste und Leiden, Alles nicht erzählend, sondern lyrischer behandelt, oft zelotisch, untermischt zuweilen mit gemeinen Bildern, dann im Ton der Jeremiade, vielfach geziert mit lateinischen Sätzen und unterbrochen von Reden älterer Heiliger und Mystiker. Wie dann der Dichter an die Todes= und Auferstehungsgeschichte kommt, auf die Himmelfahrt und den Empfang im Himmel durch die Engel, wird die Erzählung vorherrschender. Auch hier also das Wohlgefallen am Ueberirdischen. Im dritten Buche stehen wir dann wieder dem Inhalte unserer mystischen Schriften näher. Unseres Herrn Zukunft (Ankunft) ist viererlei: Wie er vom Himmel kam; wie er in reine Herzen und Gedanken kommt; wie er seinen Tod für unsere Sünden bot, und wie er vom jüngsten Gerichte kommt. Von diesem Thema, vom jüngsten Tag und dem Endechrist redet er jetzt (und die vielfachen poetischen und sonstigen Verkündigungen und Weissagungen dieser Art hängen bekanntlich mit dem Mysticismus auch schon in viel älteren Jahrhunderten zusammen). Die Mythe sucht hier einen ähnlichen Zusammenhang des Weltendes mit Christus, wie vorher der Weltschöpfung. Vielfache Dichtungen über dieses Thema, über den Streit des Endechrists mit Elias und Enoch, über die Schreckenszeichen des jüngsten Tages, über den Krieg des Leibes und der Seele (der hier in eine elende Vision eines frommen Mannes gekleidet ist), gab es bekanntlich in ältern und in jenen späteren Zeiten in Menge[206]. In diesen letzten Theilen geht die ganze Behandlung aufs Grasse und Furchtbare aus, bis ins Ekle (z. B. in der Teufelsschilderung), und sie will zerknirschen, bußfertig machen und zahm durch Schreck=

206) Ich denke, diese Sachen, die man zum Theil im Grundriß von Hagen und Büsching verzeichnet findet und die übrigens fast alle nur handschriftlich existiren, nicht weiter zu berühren, da es mir ohnehin scheint, als bezöge ich mich für meinen Zweck schon zu viel auf ungedruckte, unverbreitete und unbedeutende Dinge.

niß und Drohung. Wie dieß auf der einen Seite mit der ascetischen Methode der Mystiker zusammenhängt, auf der andern Seite auf den Zelotismus des 15. Jahrhunderts vorbereitet, dieß liegt zu sehr am Tage, als daß man weiter darauf achtsam machen müßte. Diese ganze allegorische Manier aber ward schon früher, noch jetzt und noch später auch auf andere, minnigliche oder allgemein sittliche, Gegenstände angewandt und traf allmälig im 15. Jahrhundert mit dem entgegengesetztesten Geschmack zusammen, nach dem sich die Dichtung auf einmal an Gemälde und Holzschnitte anschloß und ins Plastische aus dem Uebersinnlichsten übersprang. Hierauf kommen wir später zurück.

2. Beispiele.

Es sieht wohl recht wie ein schroffer Gegensatz aus, wenn ich in dieser Abtheilung neben die kaum besprochenen tiefsinnigen Dichtungen aus dem Gebiete der Philosophie und Theologie eine Reihe von Sammelwerken, die sich um Novellen, Anecdoten und Schwänke drehen und meist aus dem Alterthum entlehnt sind oder sein sollen, erwähnen; und dennoch führen diese Dichtungen und ihre Dichter ganz natürlich zu diesen Gegenständen über. Wie nahe sich die Legenden und Wundergeschichten der Maria und aller Heiligen mit den Possen des weltlichen Schwanks berührten, haben wir bereits im 13. Jahrhundert gesehen, und die großen Massen von poetischen Erzählungen beiderlei Art, die dieses Jahrhundert hervorbrachte, sammelte das 14te in Collectivhandschriften wie denn die meisten Codices dieser Art in Heidelberg, Wien, Würzburg, Gotha und sonst in dieses Jahrhundert fallen. In diesem 14. Jahrhundert wandte sich der Geschmack, vielleicht gesättigt an den ritterlichen Schnurren und Lieblingsgeschichtchen und an den deutschen Thier= und andern Mährchen, deutlich der antikeren Form der Fabel, der moralischen und historischen Anecdote aus der alten Welt zu und wo er doch die gewöhnlichen und bekannten Ehehistörchen, Rechtsfälle u. dgl. festhielt, setzte er sie in Prosa um und suchte sie moralisch zu wenden. Das Zusammentreffen des Wohlgefallens an jenen Anecdoten aus dem Leben alter Philosophen und Helden mit der Freude an solchen mystischen Vorstellungen lag auch in der That gar nicht außer

der Natur der Sache. Wenn ja die Mystiker zum erstenmale bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die scholastische Erkenntniß mit ächter Religiosität und einer practischen Moral und Lebensweisheit gemein hatte, und wie verschwunden jeder Edelmuth, jede große begeisternde Tugend schien, wie leer die Zeit an Charakteren sowohl, wie an wahrer Bildung, so mußten sie sich wohl von so vieler Besonnenheit, Mäßigung, Tapferkeit und ächter Weisheit angezogen finden, die jede der zahllosen Geschichten im Diogenes Laertius, im Valerius Maximus und Aehnlichen ihnen darbot, und die sie unter jenen Helden wirklich und wirksam sahen, nicht in der Nähe unter den Christen. Es ist daher ganz natürlich, daß im 15. Jahrhundert ein Thomas a Kempis, in dem er die Agricola und Lange zur Reise nach Italien und zu humanistischen Studien spornt, eine der ersten Veranlassungen zur Aufnahme der Klassiker in Deutschland gab, und daß der beschauliche, der Einsamkeit frohe Petrarka, der so viel Sinn dafür hatte, den zögernden Mann der Visionen, den Reliquiensammler Karl IV. zum Zug und zur Besitznahme des harrenden Italiens und der Weltstadt Rom mit feuriger Beredsamkeit aufzumuntern, sich an der rüstigen Thatkraft der Alten freute, die feigen, frommen, gutmüthigen, ehr- und ruhmvergessenen Fürsten seiner Zeit verhöhnte und in seinem dem Valerius Maximus nachahmenden Werke von denkwürdigen Dingen eine Sammlung von Erzählungen der Meinungen und Thaten alter Männer verfaßte. Den nämlichen Valerius Maximus nun, den schon einzelne Dichter des 13. Jahrhunderts kannten und benutzten, übersetzte Heinrich von Müglen, also einer der Poeten, deren Geschmack in einer ganz andern Sphäre zu liegen schien, im Jahre 1369[207]), gut genug für sein offenbar überall höchst geringes Talent, aber ohne alle Kenntniß der lateinischen und Kunst in der deutschen Sprache, so daß sich auch gleich der nächste Uebersetzer dieses Autors, Peter Selbet (1535) veranlaßt fand, gegen diese ältere Version zu polemisiren.

Noch früher aber ward die Fabel unmittelbarer aus antikerer Quelle zu uns verpflanzt, obgleich wir uns weder damals, noch auch in dem nächsten Jahrhundert weit von den Producten

207) Ed. Augsb. 1489. fol.

der römischen Kaiserzeit entfernten, weder in diesem noch in irgend einem andern Zweige, den wir aus dem Alterthum aufnahmen. Ich rede vom Bonerius, der uns vielfach in seinen patriotischen Anklängen an das republicanische oder volksmäßige Prinzip erinnert, das wir jetzt stets mehr bei jeder Gelegenheit werden hervortauchen, und immer ein gewisses Verhältniß halten sehen mit der Zuneigung des gebildeten Theils der Nation zu dem Antiken. Gesinnung und Inhalt mahnt in Boners Buch vielfach an Hugo von Trimberg zurück.

Ganz denselben Sinn, der den Renner durchdringt, dieselbe Wegwendung von den weltlichen Trieben, denselben Hang zum „geistlichen," inneren Leben, bei vielleicht noch weit gründlicherer Menschen- und Weltkenntniß, denselben Haß gegen die Schule und Gelehrsamkeit, dasselbe Vorherrschen der Betrachtungen über Gewalt und Druck, über Arm und Reich, über den Krieg wegen Mein und Dein, der nun die Erde überzieht, dieselbe gleichmäßige Abneigung gegen den übermüthigen Mächtigen und den emporstrebenden übermüthigen Geringern, all dieß und mehrere Züge dieser Art auch in dem Edelsteine[208]) nachzuweisen, welchen Titel Boner seiner berühmten Fabelsammlung gab, die neben dem Renner mit am frühesten und am gewaltigsten den Eifer für unsere alte Literatur erweckte, würde eine leichte Arbeit sein. Daß sie einige Zeit nach Hugo von Trimberg (c^a 1330) entstand, haben neuere Entdeckungen herausgestellt[209]), nachdem man früher sie um ein halbes Jahrhundert zu jung, später um einen noch längeren Zeitraum zu alt machen wollte; die Reinheit des Vortrags konnte zu letzterem Irrthum leichter verführen, der ganze Geist der Moral aber und der Lebensansicht weist, mit vielen Eigenthümlichkeiten der Manier, auf die Zeiten des anfangenden 14. Jahrhunderts hin. Wie der Renner ist der Edelstein eines der verbreitetsten Bücher des deutschen Mittelalters; viele Abschriften haben sich erhalten; kaum nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward es 1461 in Bamberg gedruckt, was gewiß ein triftiger Beweis für seine Beliebtheit ist, da, wie Lessing sagte, die ersten Drucker nicht überall mit ihrer Wahl auf die besten,

---

208) Ed. Benecke.

209) Docen in den Wiener Jahrbüchern t. 16. S. 52.

aber doch gewiß auf die gangbarsten Bücher fielen; nachher bemühten sich Scherz, Bodmer, Eschenburg für die erneuerte Verbreitung dieser Fabeln und endlich erhielten sie eine nette Ausgabe von Benecke, die so vortrefflich für den Anfänger in unserer alten Sprache berechnet ist, eine Ehre, die dieses Buch unter allen Producten dieser Zeit allein erhalten und allein im vollem Maaße verdient hat. Es ist im Grunde die einzige erfreuliche Erscheinung in dieser ganzen Periode, denn nichts von dem stört hier, was noch im Renner abschreckt. Es herrscht hier in der Lehre, die auch dem Bonerius in der Fabel die Hauptsache ist[210]), eine Sicherheit, eine Präcision, eine Bestimmtheit, Klarheit und einleuchtende Ueberzeugung, daß nichts aus diesen Zeiten damit verglichen werden kann, und diese Helle der Einsicht leuchtet aus jeder Zeile, aus Sprache und Vortrag so schön heraus, daß man bei Vergleichung dieser Einfachheit und Perfection mit der embryonenartigen und trüben gelehrten Weisheit der Gnomiker nichts besseres sagen kann, als was der wackere Fabulist selbst davon empfindet. Schmucklos nennt er sein Buch, und einfältig und ungeziert seine Worte, doch enthielten sie einen Schatz von weisen Lehren. Die dürre Schale berge oft süßen Kern, ein kleiner Garten bringe heilsame Frucht. Einfache Worte und einfache Dichtung möge man nun nicht in der Welt; wer seine Worte künstlich zu flechten wisse, der dünke nun ein guter Fechter. Wer das Schwert wohl gebrauchen könne, dem sei es nütze, mancher aber trage Speer, Messer und Schwert, die in seiner Hand wenig frommten. Wem schlichte Worte nicht nütze seien, der ziehe auch keinen Nutzen von den gezierten. Mancher predige jetzt hohe Weisheit, der sich doch selber nicht verstehe. Man kann den Gegensatz des natürlichen Sittenpredigers gegen die verschrobenen Gnomologen kaum besser ausdrücken. Seine

---

210) Wer din bischaft merken will,
der setze sich uf des endes zil.
Der nutz lit an dem ende gar
der bischaft, wer sin nimet war.
Diu getat ist nicht also gewesen
der bischaft, als mans hort lesen.
Dar um list man ein bischaft gut,
das wiser ward des menschen mut.

Fabel ist im Vergleich mit der Strickerschen bedeutend vorgeschritten; selten treffen wir hier jene halbwahren, schwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit schiefer Spitze; fast niemals eine andere als eine moralische Beziehung, und nur zuweilen die speciellere Anwendung auf Zustände der näheren Umgebung. Dieß gerade ist ja der außerordentliche Werth der in der Fabel aller Zeiten vorherrschenden Moral, daß sie frei von jedem religiös-dogmatischen oder vaterländisch und national-beschränkten die allgemeingültigste Regel der Sitte und des Verkehrs aufstellt, und dieß Ausdauernde, was sich im äußersten Osten sowohl wie im äußersten Westen durch Jahrtausende berührt hat, muß man doch wohl das Wesen der Fabel nennen, während das poetische Kleid, in dem sie erscheint, vielfach die Farbe der Zeiten und Völker getragen und gewechselt hat, so daß auch wieder unter diesen mannichfaltigen Formen, doch diejenige wohl die ächteste ist, die das Allgemeingültige des Stoffes ebenso in dem Gewande ausdrücken will, die einfachste, die schmuckloseste also, so wie auch eben darum das Erfinden neuer Fabeln fast unmöglich ist, weil die Jahrtausende, welche die Fabel ausgebildet haben, wohl nur eine kleine Nachlese übrig ließen. In allem diesem ist die Fabel mit dem Sprüchwort so verwandt, daß man sie nur eine poetische Verkörperung desselben nennen möchte, und bekanntlich sind die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprüchwörter gewesen. So verhalten sich denn auch die Spruchsammlungen in den Lehren des Cato u. A., die unter der Form der Lehre eines Vaters oder Erziehers an seinen Sohn oder Schüler so beliebt waren, zu den ähnlich eingekleideten Fabel- und Beispielsammlungen im Alfonsus, den sieben weisen Meistern und Bidpai, ja im Aesop, der von Romulus für seinen Sohn Tiberius übersetzt sein sollte, ganz wie das einzelne Sprüchwort zur einzelnen Fabel. Dieser Verhalt war noch beim Stricker weniger erkennbar, denn dort war die Fabel noch zu viel mit der Erzählung, dem Schwank, der Anecdote verschwistert, die in Strickers Zeiten blühten und ihren Einfluß auf den erzählenden Theil der Fabel übten. Dieß ist auch noch in Bonerius sichtbar; unter seinen antikeren, einfachen, treuherzig und naiv erzählten Fabeln stehen einzelne (wie die vom liebkosenden Esel und so im Renner

die von der Elster und Taube), in denen das Geschickte der Schilderung fast zum Hauptzwecke wird, andere, (wie die vom Fieber und Floh, Nr. 48, von Vater, Sohn und Esel Nr. 52, von den drei Gesellen, Nr. 74, vom singenden Pfaffen, Nr. 82) wo der Muthwille des Schwankes vorscheint; allein dem allgemeinen Eindrucke nach, sind die Bonerschen Fabeln diesen Einflüssen entwachsen. Sie zeigen die Verbindung und Wechselbeziehung des Sprüchworts und der Fabel vielleicht deutlicher, als irgend andere Fabeln zwischen den altklassischen und Lessing, und mit Recht hat man sie darum mit zu den vorzüglichsten gezählt. Sie zeigen auch zugleich das Charakteristische des deutschen Sprüchworts, wie wir es beim Freidank fanden, den Boner vielfach benutzt: es ist nicht ein einziges, nicht eine einzelne Nutzanwendung, die er macht, sondern immer eine Reihe von Sprüchen, die häufig nicht die Hauptwahrheit der Erzählung allein ins Licht stellen, sondern mehrere oder so viele sie an die Hand gibt, die eben deßhalb auch häufig nicht an das Ende zusammengestellt sind, sondern ungeduldig die Geschichte unterbrechen und als Nutzanwendungen auf einzelne Züge und Handlungen in der Erzählung erscheinen. Auch ist das Verschwimmen des Sprüchworts und der Fabel an einigen Beispielen im Boner sehr anschaulich zu machen[211].

Etwas später als diese Fabelsammlung (um 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Konrad von Ammenhusen[212], eine freie Bearbeitung des lateinischen Werkes, das der Dominikaner Jacob von Cessoles in der Picardie (1290) unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium super ludo scaccorum schrieb. In Prosa ist dieß Werk fast in alle Sprachen übersetzt, auch ins Hoch-[213] und Niederdeutsche. So wörtlich diese prosaischen Uebersetzungen zu sein pflegen, so frei ist die poetische unseres Konrad, der sich übrigens einer deutschen prosaischen Bearbeitung anzuschließen scheint[214], indem nicht alle

211) So in Nr. 22, wo das im Anfang gegebene Sprüchwort: „Do der siech genas, do was er der er e ouch was" variirt wird in:

ein wolf was siech, da er genas,
er was ein wolf als er e was.

212) Cod. Pal. 398.

213) Ich kenne eine Strasb. Ausgabe von 1483.

214) So scheints wenigstens nach dem was Bruns in seinen Beiträgen rc. S. 68 sqq. beibringt.

die verschiedenen Drucke, die davon im 15. Jahrhundert veranstaltet wurden, aus Einer Quelle herrühren. Dieses Werk in seiner poetischen Form, die wir hier allein beachtenswerth finden, hat die verschiedenartigsten Beziehungen zu der Literatur und Cultur dieser Zeiten, obgleich es in sich ohne allen Werth ist. Bekanntlich war das Schachspiel einmal (1197—1208) von Odo von Paris den Mönchen verboten worden; Jacob von Cessoles aber wußte es durch seine moralischen Deutungen wieder zu empfehlen. Was empfahl sich auch nicht durch diese moralischen Deutungen! So schwärzte man ja die üppigsten Geschichten in die Gesta Romanorum ein unter dem schützenden Schild der mystischen Auslegung! So fuhr es denn unserm Konrad, als er das lateinische Buch las, durch den Sinn, er könne sich durch dessen Uebertragung ein besseres Verdienst erwerben, als manche mit ihren Schandmährchen und frivolen Erzählungen. Ihm also kam es nur auf den moralischen Gehalt an, und auch uns kann natürlich hier nicht interessiren, was aus dem Buche in Bezug auf die alte (von der unseren verschiedene) Art des Schachspielens, der Benennungen der Figuren u. dgl. zu lernen wäre[215]). Das Spiel und seine Figuren sind nur zu einem Rahmen genommen, um darin die Tausende von Anecdoten, geschichtlichen Zügen, Lehren, Sittenpredigten, mündlichen Sagen, kurz was man Alles unter der alten Bezeichnung eines Beispiels begriff, zu sammeln. Wohl an 20000 Verse hat der Dichter aus dem Buche gemacht mit Gottes Hülfe; denn über seine eigne Unfähigkeit hat wohl keiner der vielen auf sich selbst mistrauischen Dichter dieser Zeiten mit solcher Herzens- und Seelenangst und wahrer Beklemmung gejammert und sich von allen Seiten gegen jeden Vorwurf verschanzt, wie dieser im Anfang seiner Arbeit thut; mit der Zeit aber scheint ihm, je breiter sein Buch ward, der Muth gestiegen zu sein: und während er im Anfang schüchtern auf seine Zusätze aufmerksam macht, so werden diese Hindeutungen später, wie die Zusätze selbst viel häufiger und er wünscht zuletzt, die Abschreiber möchten doch das lateinische Original bei-

215) Siehe darüber die Auszüge Panzers und Nachtigalls in einer Abhandlung in der deutschen Monatschrift 1797. S. 104—110 aus der Prosaausgabe von 1477.

schreiben, damit man besser übersähe, was seine Zuthat sei; und während er im Anfang seinen Namen[216]) nicht nennen will, um weder Lob noch Tadel hören zu müssen, so besinnt er sich am Ende doch eines anderen und nennet sich in einem Acrostichon von unsinnigem Inhalte[217]). Man sieht in ihm schon den ungeduldigen Trieb des Lesens und Lernens, der zugleich mit dem Drang der Umarbeitung des Gelernten und Gelesenen verbunden ist, jenen Zug, der die producirlustigen Meistersänger so sehr charakterisirt und ihre ganze Literatur in einen eigenen Gegensatz zu der hohenstaufischen Zeit setzt, wo die Sitte der ängstlichen Uebertragung bei viel größeren Anlagen der Dichter unserer Literatur so schadete, wie das selbstverlässige Schaffen der geringeren Köpfe des 15. und 16. Jahrhunderts. Die größte Belesenheit scheint unserem Konrad eigen, wenn man nach der Reihe von Schriftstellern urtheilen sollte, die er citirt. Allein was ihm sein Original nicht an die Hand gab, das fand er in den mystischen Schriften dieser Zeiten, welche so viele historische Anecdoten aus der alten Welt schon aus Augustinus, Hieronymus, Ambrosius u. A. gesammelt hatten, im Valerius Maximus, den er lateinisch gelesen haben mag, in den Gestis Romanorum, wo so häufig die Quellen angegeben sind, und im Petrus Alfonsus beisammen. An die Mystiker erinnert er in einigen sinnbildlichen Deutungen alter biblischer Geschichten; in der Manier an den Renner, oder an die spätern Sittenprediger. Seine Blicke auf die Zeit sind zugleich das Originale und das Interessante in seinem Werke. Im ersten Buche, wo er von Erfindung und im letzten, wo er von den Regeln des Schachspiels handelt, hat er zu dergleichen am wenigsten Gelegenheit. Im zweiten dagegen, wo er von den Hauptfiguren, (= Landvögte) handelt, gibt ihm der Stoff Gelegenheit auf die Spaltungen zwischen Albrecht und Wolf, die er noch als Zeitgenossen von sich betrachtet, und die

216) F. 3b. Daz ich meinen namen verswigen habe,
daz ist beschehen umbe daz, ich wolde weder gunst noch haz
lop noch straffen darumbe gern, ich wil ir beider sammt enbern.

217) Dis buch tiht ich Cunrat
von Ammenhusen in der stat
ze Stein, da ich münich unde lütpriester was,
ich kunde es niht getihten bas.

zwischen Ludwig und Friedrich zu blicken, gegen Pabst und Pfaffen, gegen Geistliche und Richter, gegen die allgemeine Habgier vom Ersten bis zum letzten und gegen alle möglichen politischen Gebrechen zu predigen[218]). Am wichtigsten aber ist das dritte Buch, das von den Venden (Fanten; unseren Bauern) handelt, in denen er die Landleute und Handwerker darstellt. Hier sieht man deutlich den popular gesinnten Priester, der auf Erleichterung des Bauernstandes, z. B. auf Verpflichtung des Ritterstandes zur Zehntzahlung, und auf die Ehre des Handwerkstandes hinarbeitet. Indem er nachher die Briefboten der Landvögte, die Stadtpolizei, die Wirthe, Aerzte und Apotheker, Kaufleute und Wechsler, die Schreiber und alle möglichen Klassen der Handwerker einzeln vornimmt, sie satyrisch und oft launig um die Erbsünden ihrer jeseitigen Geschäfte straft, weniger neckisch und ernster als in Hans Sachs und Andern, so mahnt er überall an das Aehnliche in den Satyrikern und Zeitgenossen des Letztern und führt tiefer in das Besondere der Staatsklassen, in die natürlichen Abtheilungen der Betriebsmenschen ein, als der Renner, und nimmt eine Mitte zwischen diesem und dem Teichner ein. In diesen Regionen, sieht man klar, ist er weit heimischer zu Hause, als unter Königen und Adel; und dieß wollen wir hinfort immer im Auge haben, wie wir unter den Dichtern wie in dem Lieblingsstoffe ihrer Producte stets mehr die höheren Stände und ihre eigenthümlichen Lieblingsgattungen und Gegenstände verlassen.

Eine Quelle Konrads nannten wir die Gesta Romanorum; er führt sie selbst an und erzählt eine Menge darin wirklich enthaltener Geschichten unter seinen belehrenden Beispielen. Dieß könnte nun schwerlich die in vielfachen Drucken bekannte lateinische Sammlung mit den moralischen und mystischen Anwendungen sein[219]), die man dem Petrus Berchorius zuzuschreiben pflegt, wenn sie anders erst um das Jahr 1340 entstanden

218) Daß auch Er das Geschäft des Predigers versieht, oder die Gegenstände der Predigt abhandelt, deutet L. 72 an. „Ich möhte dis inderwegen lan, die brediger sagent sin degelich gnug."

219) Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis. 1488. Die erste Ausgabe ist von 1473.

sein sollte[220]). Bekanntlich aber wird auch in dieser Sammlung wieder ebenso auf andere Gesta Romanorum neben dem Macrob, Valerius, Alfonsus, Bidpai u. A. als Quelle hingewiesen, die man gewiß nicht mit Dunlop für römische Geschichtswerke überhaupt nehmen kann. Bei der vielfachen Berührung der Gesten mit der Kaiserchronik, die ja eben so wieder auf eine andere Quelle hinweist, ist nicht anders anzunehmen, als daß zwischen beiden Werken eine Menge anderer verschiedenartiger Bearbeitungen der römischen Legenden und Sagengeschichte aus der Kaiserzeit existirt habe und daß die ältere der beiden Sammlungen andere wird vor sich gehabt haben, wie die jüngere derselben in abweichenden prosaischen Sagengeschichten der Römer spätere nach sich hatte. Auch wird Niemand dieses lateinische Werk mit den theologischen Deutungen für Original halten mögen, denn die dieß thun, berufen sich, so viel ich weiß, auf eine Stelle beim Glassius[221]), die dem auch sonst durch seinen allegorischen Wust bekannten Benedictiner nichts als die mystischen und allegorischen Auslegungen zuschreibt. Ich habe weder das Material dazu, noch dünkt es mir auch in eine deutsche Dichtungsgeschichte gehörig, über die Entstehung dieser Novellen- oder Anecdotensammlung, die so viele Ausbreitung fand, Untersuchungen anzustellen. Sollten sie gründlich ausfallen, so forderte dieß ein immenses Studium der gesammten Novellenliteratur des Mittelalters und dieses wäre etwa einem Schreiber der italienischen Poesiegeschichte zuzumuthen, wo diese Gattung im Boccaccio und sonst eine so ungemeine Perfection erhielt, allein in Deutschlands Dichtung spielen diese Dinge eine viel zu untergeordnete Rolle, als daß hier zwischen dem Resultat und der Mühseligkeit der höchst weitläufigen hierzu nöthigen Studien ein Verhältniß sein könnte. Den Gesichtspunct von dem man bei einer solchen für die allgemeine Literatur- und Culturgeschichte immer höchst wichtigen Untersuchung ausgehen müßte, getraute ich mir wohl eher anzugeben. Der Forscher müßte auf die Quellen der ächten Kaisergeschichte zurückgehn, sobald er sich des Materials der bekanntesten Bearbeitungen der

220) Siehe den Abschnitt aus Dunlop hist. of fiction, oder auch die eigne Abhandlung Wartons über dieß Werk.

221) Bibl. sacra p. 440.

Gesten und der Kaiserchronick versichert hätte, und müßte zunächst dort und in der Cultur und dem moralischen Zustande der Kaiserzeiten einen Theil der vereinzelten Stoffe so gut suchen, wie einen kleinern Theil auch noch in der älteren Geschichte Roms. Er müßte dann besonders die Kirchenväter, die Legenden, die Schriftsteller der barbarischen Jahrhunderte, die sagenhaften Urgeschichten der südlichen Staaten in Europa, durchsuchen; und überhaupt Alles dieses für die Literaturgeschichte auszuziehen, könnte ein verdienstliches Werk für einen belesenen Literarhistoriker werden. Seine Untersuchung würde ihn bis auf die von Griechen redigirten Gesta oder Acta der Kaiserzeit, auf die Sammlungen anstößiger Anekdoten von dem Hofe zurückführen, denn daß diese Novellen sich bis dahin zurückverfolgen lassen und daher ihre volksmäßige Entstehung nachgewiesen werden muß, liegt theils sehr deutlich in dem Charakter der Erzählungen selbst. Denn auch in den spätesten Bearbeitungen hat sich Alles, was Bedeutendes in der römischen Menschheit dieser Zeiten vorging, gleichsam abgespiegelt erhalten. Oder wäre die Corruption des häuslichen und ehelichen Lebens, das unter der Regeneration der Welt durch die Barbaren mitregenerirt werden sollte, und der monarchische Zustand des sich auflösenden Reiches und die Rechtsbücher, die diesem abhelfen sollten, und die gesunkene moralische Kraft, welche die Märtyrer und Heiligen wieder zu beleben anfingen, wäre dieß Alles, sage ich, nicht die Hauptseite der Culturgeschichte des untergehenden Weltreichs, die dann wieder alle in die Kaiserchronik und die Gesten eingegangen sind, welche erstere noch den Umsturz des Reiches durch die Barbaren und den Uebergang des römischen Reichs an die Deutschen hinzugefügt? Denn man nehme nur einmal alle Legenden und alle wirklich historischen Anecdoten aus beiden Werken hinweg, man füge hinzu alle die Geschichten die sich um Gattentreue und Ehebruch, um verfolgte Kinder und Stiefmütter drehen, man scheide ferner die große Anzahl von Anecdoten aus, die sich mit Rechtsfällen beschäftigen, die von treuer Befolgung des Gesetzes, von treuer Handhabung des Gesetzes, von scharfer Entscheidung schwieriger Processe, von guten Verantwortungen und sophistischen Ausreden, von Belistungen, Betrügereien, Schalkstreichen und guter Umgehung der Gesetze erzählen, so wird man so gut wie nichts weiter übrig behalten;

obgleich ich damit nicht sagen will, daß die Urquellen aller dieser Geschichtchen in diesen Zeiten lägen, sondern nur, daß damals ältere neben neuentstandenen aufgefrischt und an neue Personen angeknüpft wurden, da ja manche dieser Novellen deutlicher oder undeutlicher auf die älteren griechischen Zeiten hinweisen. Diese Sagen also könnten, scheint es, ebenso dazu dienen, den trockenen Geschichten aus den Zeiten der Barbarenherrschaft einen solchen poetischen Hintergrund zu geben, wie Schlegel meinte, daß es unsere alten Volkspoesien, unserer Nationalgeschichte könnten. Dann müßten nur freilich die historischen Berührungen, die Uebereinstimmung der Sitten u. dgl. wenigstens eben so genau erforscht werden, als in der deutschen Geschichte und Sage. Das historische Studium dieser Werke könnte dann vielleicht von Nutzen werden; für die Poesie, für die deutsche namentlich, sind sie nicht sehr wichtig geworden, da überhaupt nur die kleinen Romane und Novellen bei uns ein längeres Interesse behalten haben, und dieß vergleichweise weit nicht so groß, als bei anderen Nationen, da bei uns auch die gewöhnliche Unterhaltung den Reiz der Erzählung nicht kennt, während bei den Italienern Schwänke und Schnurren, Kniffe und Betrügereien, Ehescandale und Rechtshändel noch heute tausendmal wiederholt, auch das tausendstemal noch angehört, so wie die Erinnerungen an berühmte historische Namen, ohne Kenntniß beim Redner und beim Hörer, ewig erneut werden. Es war schwerlich für die Moralität des Mittelalters ein Nutzen, daß diese Stoffe, die einer sybaritischen Zeit werth waren, wohl nur in solchen Zeiten entstanden, und in ähnlichen stets wieder aufgenommen sein können, gleich unter das rohe Geschlecht der erobernden Barbaren kamen, die sich deren ohne Zweifel sogleich bemächtigten, da eine Anzahl von sehr rauhen Sittenzügen (wie das Bluttrinken unter treuen Freunden u. dgl.) nachgewiesen werden kann.

Natürlich sind die mystischen Auslegungen, wie ich schon andeutete, erst in diesen Zeiten des 14. Jahrh. entstanden und empfahlen sich und die Erzählungen, denen sie beigefügt sind, eben dieser Zeit, daher wir von jetzt an einen so weitläuftigen Gebrauch davon gemacht sehen, daß wenn sie auch nicht in diesem Jahrhundert übersetzt worden wären, uns doch auch ihre lateinische Gestalt interessiren und wenigstens Erwähnung finden mußte.

Von Petrus Alfonsi an bis auf den Apiarius des Thomas Cantipratensis, das Speculum Exemplorum, das Promtuarium von Herolt (1418), den Formicarius des Johann Nyder zeigt eine lange Reihe von ähnlichen Werken dieselbe Neigung, Erzählungen aus der alten Welt und dem Oriente auf die Sittenlehre anzuwenden. Diese allegorischen Beigaben also setzen auch diesen so weltlichen und frivolen Stoff in Verbindung mit dem mystischen Geschmacke der Zeit; und bekanntlich sind die Erzählungen dieser Art, wie sie ursprünglich schon in die Kirchenväter eingingen, ausdrücklich für die Zwecke der geistlichen Redner gesammelt und von diesen (noch spät von Abraham a St. Clara), eben so wohl wie von den poetischen Laienpredigern benutzt worden. Wann nun diese Sammlung ins Deutsche übersetzt ward, weiß ich nicht genau auszumachen, da mir alle Hülfsmittel abgehen; so wenig wie ich angeben kann, in welchem Verhältnisse die deutschen Uebersetzungen zu den verschiedenen lateinischen Originalen stehen. Dunlop hat bemerkt, daß es eine englische Umarbeitung der Gesten gebe, die auch nur in England eine Verbreitung gefunden habe; allein auch nur die continentale Bearbeitung hat schon im lateinischen Veränderungen erlitten[222]); der einzige deutsche Druck[223]), den ich gerade vergleichen kann, stimmt in der Anordnung gar nicht, und auch nicht im Inhalte ganz mit den viel häufigeren lateinischen Drucken die man findet, überein; und dennoch zweifle ich nicht, daß es auch andere deutsche Uebersetzungen gibt, die mit diesem gewöhnlichen lateinischen Originale zusammentreffen. Weniger bekannt wird es vielleicht sein, daß es auch eine deutsche Bearbeitung ohne mystische Auslegungen gibt. Ich habe sie in einer Handschrift von 1470[224]) vor mir, obgleich ihre Entstehung natürlich älter ist, als diese Abschrift, so wie auch die der gedruckten Uebersetzungen mit den Auslegungen wenigstens etwas älter, als die Drucke sein mögen. So sehr es die Wahrscheinlichkeit für sich hätte, daß jene nackten Erzählun-

222) Die Regensb. Handschr. der lateinischen Gesten ist von den Drucken verschieden.

223) Das Buch Gesta Romanorum, von den geschichten oder geschehen Dingen der römer, geistlichen und weltlichen. Augsb. 1489. bei Hanns Schobser.

224) Cod. Pal. N. 101.

gen erst spät im 15. Jahrh. gemacht seien, wo man anfing, den allegorischen Unfug zu bekämpfen, wie ja auch Luther gethan hat; so ist doch der ganze Vortrag in dieser Behandlung viel zu rein und unschuldig, als daß man sie nicht bedeutend früher setzen möchte. Denn die Erzählung in dieser Sammlung, die wieder ihrerseits weder mit dem Latein noch mit den deutschen Drucken übereintrifft, ist weit vortrefflicher, treuherziger, noch mehr im kindlichen Mährchenton und erinnert mehr an den Styl des Hermanns von Fritzlar. Wo der Stoff mit der Einfalt der Erzählungsart stimmt, verfehlt beides nicht eine angenehme Wirkung; aber freilich wie viel unsinniges läuft mit unter! wie vieles, was noch ganz die größte Unkunde im Erfinden oder nur im Auffassen einer Ueberlieferung verräth, was ganz offenbar die erste Entstehung dieser Dinge in sehr rohe Zeiten hinaufrückt. Denn einzelne Stücke sind hier noch viel thörichter und haben eine gewisse noch unschuldigere und unsicherere Maschinerie[225]), als manche der Erzählungen in den sieben weisen Meistern, die gleich ihren neugriechischen Ursprung zur Schau tragen, oder doch eine Form haben, die vom griechischen Geschmacke unwohlthätig inficirt ist.

Der Inhalt der sieben weisen Meister ist in die Gesta Romanorum aufgenommen, bestand aber auch gesondert in metrischen deutschen Bearbeitungen vielleicht früher, als die deutschen Gesten. Ich verweise auch hier auf die Untersuchungen anderer Literarhistoriker, obgleich auch hier keiner bei der Zerstreutheit der Hülfsmittel im Stande war, so wenig wie über den Bidpai eine zusammenhängende und überzeugende Geschichte des Werkes zu geben. Nach Dunlop wäre dasselbe in seiner ältesten Gestalt in einer hebräischen Uebersetzung übrig[226]). Die griechi-

---

225) So in Nr. 36 dieser Sammlung. Ein Mann sucht drei Dinge, Freud ohne Trübsal, Genüge ohne Mangel, Licht ohne Finsterniß. Er findet sie nicht, bis er einst einen Alten trifft, der ihn zu einem Palaste sendet, wo er den Hütern sagen soll, der Herr des Stabs gebiete ihnen, ihn hereinzulassen; dann werde man ihm öffnen und er finden — was er begehre. — Auf ganz ähnliche Weise verhilft dieser selbe Alte in Nr. 31 einem Ritter zu einem schwarzen Rosse, Hunde und Falken, die Kaiser Commodus ihm abforderte, wenn er nicht um sein Gut kommen wolle, das an des Kaisers Besitzungen stößt und das dieser gern damit verbinden wollte u. s. w.

226) Vgl. Ellis specimens. T. 3. p. 5. Das Zusammenhängendste hat wohl

schen Versionen unterm Titel Syntipas berufen sich auf syrische und persische Originale[227]. Auf eine lateinische Uebersetzung, die aber eine andere sein müßte, als die im 15. Jahrh. in Cölln gedruckte, bezieht sich die französische metrische Uebersetzung, der Dolopatos; und wieder aus einer andern versificirten französischen Bearbeitung entstanden die französischen und englischen Prosen. Bei uns existirte das Buch in verschiedenen poetischen Behandlungen, deren Eine unmittelbar aus dem lateinischen[228]) übertragen ist, die andere nach einer deutschen Prosa. Ich kenne beide nur aus Anführungen und die letztere aus dem, was Wackernagel in seinem deutschen Lesebuche daraus mitgetheilt hat. Sonst ist es eigenthümlich, daß man in allen Abschriften und Drucken dieser Werke fast nirgends einen literarischen Wink erbeutet, aber diese letzterwähnte gereimte Bearbeitung (in einer Basler Handschrift) trägt den Namen des Dichters Hans von Bühel. Es ist derselbe, der um 1400 die Königstochter aus Frankreich[229]) bearbeitete, (gleiches Inhalts mit Mai und Beaflor aus dem 13. Jahrh. und dem Volksbuch von der geduldigen Helena) mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung, die wir in Einzelnem am Anfang des 15. Jahrhunderts häufiger finden. Auch die Probe aus den sieben weisen Meistern zeigt einen für diese Zeit gewandten Schreiber; sie sind im Jahre 1412 gedichtet. Eine prosaische Heidelberger Handschrift[230]) stimmt mit dieser Bearbeitung des Bühelers so, daß ich schließen möchte, ihre frühere sprachlich reinere Gestalt möchte das Vorbild des Poeten gewesen sein, dessen er erwähnt. In jedem Falle wissen wir, daß poetische und prosaische Bearbeitungen dieser Erzählungen im 14. Jahrh. bereits verbreitet waren und dieß hatte auch schon Goldast gewußt. Sind die Erzählungen bei dem Büheler durch-

---

Dacier in den Mém. de l'acad. des inscript. T. XLI. p. 545 beigebracht. Nach ihm ist es kein Zweifel, daß die deutschen Prosen und Poesien einerlei lateinische Quelle (die des Mönchs von Haute-Selve) haben mit dem Reimwerk des Hebers, und daß der Dolopatos überall mit unserm gewöhnlichen Volksbuche übereinstimmt.

227) Die des Michael Andreopulos, herausgeg. von Boissonade. 1828.

228) Grundriß S. 304.

229) Auszüglich von Elwert im D. Mus. 1784, Bd. 2. p. 256.

230) Cod. 149.

weg dieselben, wie sie in der erwähnten Handschrift, so stimmen beide Behandlungen dem Inhalte nach mit unseren Volksbüchern überein, nicht aber immer in der Form; wenigstens ist mir eine Gestalt des Volksbuches bekannt, die die widerliche Sentimentalität des 17. Jahrhunderts oder noch späterer Bearbeiter an sich trägt. Wie sich zu diesen übereinstimmenden Bearbeitungen die in den gedruckten Gesten verhält, hat Görres in den Volksbüchern auseinandergesetzt[231]) und ich will es daher hier nicht wiederholen. Dagegen will ich in der Note die wieder verschiedenen Abweichungen der oben erwähnten Handschrift der Gesten[232]) angeben, die mir auch hier von Wichtigkeit scheint, weil wir sehen können, daß mehrmals an der Stelle von britischen Wunder-

---

231) Görres Volksbücher S. 158 sqq.

232) Die erste Erzählung der Kaiserin fehlt. Die vierte Erzählung der Kaiserin im Volksbuch handelt von einem Kaiser, den sieben Meister bezaubert haben, daß er außerhalb seines Palastes stets blind ward. Der Knabe Merlin löst den Zauber. Statt dieser Geschichte erzählt sie hier von einem Gärtner, der sich einen Hasen erzog, welcher ihm den gepachteten Garten verdirbt, wofür der Pachtherr Aurelian den Gärtner hängen läßt. — Die Erzählung des vierten Meisters (im Volksbuch des fünften) von Hippocrates und Galen ist hier einfacher, abgekürzter, und ohne die geheimgelehrten Thorheiten. — Die fünfte Erzählung der Kaiserin hat im Volksb. allerhand Wunderthaten und Zaubereien des Virgil; hier handelt sichs von einem Sohne, dessen Vater ihm seinen Hang zum Diebstahl allzu sehr nachsieht; als nun der Dieb gehängt wird, beißt er dem nachlässigen Vater die Nase ab. — Statt der unsinnigen sechsten Geschichte der Kaiserin von dem aussätzigen Kaiser, der Peters und Pauls Leichnam in Rom holen will, ist hier eine Erzählung aus Bidpai, von sieben Meistern, die einem Könige mit Bezauberungen nach dem Leben stellen und die er auf Rath der Königin umbringen läßt. — Statt der des sechsten Meisters im Volksb. ist hier ein Mährchen von einem Ritter, der eine Natter vom Feuertode rettet und dafür von ihr die Vogelsprache gelehrt wird. Seine Frau will ihm seine geheime Kenntniß, die sie ihm abgelauscht, abzwingen und will sich zu Tode hungern; der Hahn aber verräth ihm, daß sie ihm heimlich jeden Tag zwei seiner Weiber ist und räth sie mit Prügeln zu heilen, welches probat gefunden wird. — Die siebente Erzählung der Kaiserin ist ganz einfach, von einem Sohn, der seinen Vater in einen Brunnen stürzt; und die des siebenten Meisters von dem preußischen Ritterzug eines Edlen und der Treulosigkeit seines Weibes. Gerade diese Erzählung verräth neuern Ursprung und steht an der Stelle der Matrone von Ephesus; im Gedanken aber ist sie ganz gleich.

geschichten und Zauberanecdoten, die den Geschmack des 12. oder 13. Jahrhunderts verrathen und die auch von Dacier geradezu als Aenderungen und Zugaben des lateinischen Verfassers des Dolopatos betrachtet werden, viel einfachere, rohere, nicht aber bessere Erzählungen stehen, die auf größere Aechtheit und Alter deuten, wie sie auch weit knapper, einfacher und hie und da schöner erzählt sind, wo ihnen die zu große Kürze nicht schadet; auch treffen sie überall weit näher zum Zwecke, und zeigen eine engere Verbindung mit der Einkleidung, als die des Volksbuchs, wo die Geschichten selbst schon so sehr Hauptsache sind, daß in der Einschaltung, in den gedruckten Gesten sogar diese Einkleidung fallen gelassen wird. Es scheint daher diese Gestalt eine eigene Mitte zwischen dem Dolopatos und den daraus geflossenen Bearbeitungen und dem griechischen Syntipas zu halten, dessen orientalischerem Charakter sie näher kommt, gleich dem sie einige der sonst gewöhnlichsten Erzählungen nicht kennt, obwohl sie auch wieder dessen Erzählungen hier und da vertauscht hat. Weiter auf diese Dinge einzugehen, halte ich nicht für angemessen, obgleich mir wohl bekannt ist, daß Andere einen unschätzbaren Werth in diesen Novellen gefunden haben und sich ordentlich freuten, daß ihre Verbreitung die aller Klassiker überträfe und zunächst derjenigen der Bibel gleichkäme. Wahr aber ist, daß ihre Wirkung und vielfache Benutzung in den nächsten Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts ganz ungemein bedeutend war.

Die Einkleidung der sieben weisen Meister ist bekannt genug. Ein Kaiser hat einen Sohn, den er von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Gestirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erscheint also und redet nicht. Seine Stiefmutter, erst in Liebe zu ihm entbrannt, dann verschmäht und wüthend, dringt auf seine Hinrichtung, bewegt den Kaiser jedesmal mit einer bezugvollen Geschichte, daß er den Tod seines Sohnes befiehlt, einer der Meister aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Frist. So vergehen 7 Tage, nach denen die Gefahr verschwunden ist, und nun entdeckt der Prinz die Schmach seiner Stiefmutter. Nur im griechischen Syntipas ist die Einkleidung im Anfang etwas anders und zwar geschickter, am Ende aber unvortheilhafter. In den verschiedenen alten und

neuen, einheimischen und fremden Bearbeitungen wechseln sowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meister, des Kaisers und des Prinzen. In den deutschen Behandlungen ist der Sohn Diocletian, der Vater bald Pontian, bald Domitian; sonst trägt jener auch die Namen Florentin, Erastus, Lucinian und der Vater die des Cyrus, Vespasian u. A.; und der Hauptерzieher ist bald Virgil, bald Syntipas, im Dolopatos und den deutschen Stücken fehlt dieser aber ganz. Dieser letzte Name nun weist auf die bekannte Fabelsammlung, die unter dem Namen des Bidpai geht, zurück; und diese angegebene Einkleidung nicht weniger, die bekanntlich auch die Disciplin des Petrus Alfonsi, dieses verwandte Werk, an sich trägt, das nicht vollständig ins Deutsche übersetzt ward, wohl aber in seinen vereinzelten Fabeln und Geschichten in die Gesten, in Boner, in Steinhöwel u. A. übergegangen ist[233]. Schon in der indischen Gestalt des berühmten Fabelwerkes, die unter dem Namen Hitopadesa auch in Europa bekannt ward, die aber wieder auf einem älteren Werke ruht, ist die Form der Belehrung fürstlicher Prinzen durch die Erzählungen ihres Erziehers, und dieser Erzieher heißt in den semitischen Bearbeitungen des indischen Buches Sandabar. Auch über die Geschichte dieses Buches ist überall nur mangelhafte Kenntniß[234], so daß selbst Grimm, obgleich ihn seine Untersuchungen über die Fabel natürlich auf dieß Werk hinwiesen, hier in einen Hauptirrthum fallen konnte (den er jedoch alsbald verbesserte), und daß, was noch auffallender ist, der Herausgeber des Hitopadesa, Wilkins, unsicher war, ob nur die verschiedenen orientalischen Geschichten von Kalila und Dimna den Hitopadesa wirklich zur Quelle hatten. Dieß nun ist selbst aus einer der entferntesten Bearbeitungen, die dieses ungemein verbreitete Werk erhalten hat, erkennbar. Im 15. Jahrh. nämlich ward das Buch aus dem Latein des Johann von Capua (zw. 1262—1278) ins Deutsche übersetzt[235], gewiß nicht von dem Herzog Eberhard von Wür-

---

233) S. die Anmerkungen in Schmidts Ausgabe des Alfonsus.

234) Am weitesten wird wohl de Sacy in seiner Ausgabe des Abdallah Ben Almokaffa die Sache gebracht haben; diese entgeht mir aber. Vgl. de Sacy's Artikel in den notices et extraits etc. tom. IX.

235) Ausgabe von 1483, dem Cod. Pal. 127. beigebunden. Uebrigens

temberg, dessen Name (Eberhart Grav zu Wirtemberg) in einem Acrostichon im Anfang genannt wird, was aber nur bedeuten kann, daß das Werk ihm zu Ehren, vielleicht auf seine Aufforderung übersetzt ist, indem er selbst bekanntlich kein Latein verstand[236]). Ich nenne dieß Werk gleich hier, weil durch die ganzen Zeiten des 14. und 15. Jahrhund. Ein und derselbe Sinn, ein gleicher Heißhunger nach Bekanntmachung des Wissenswerthesten, das man damals in Fabel und moralischem Beispiel vorzüglich suchte, diese Bücher unter die Deutschen verbreitete, und damit man mit Einemmale übersehe, wie in den drei letztgenannten Werken ein regelmäßiger Rückgang auf die Quellen dieser verschiedenen Sammlungen Statt hat: denn bekanntlich sind mehrere Stücke aus Bidpai noch in den deutschen Gesten wiederzufinden[237]). Ein einziger Blick nun in das deutsche Werk zeigt, daß die Herleitung der arabischen Fabeln unter dem Titel Kalila und Dimna aus dem Hitopadesa unstreitig ist. Denn noch in diesem deutschen Werke ist das vierte Capitel mit sehr wenigen Abweichungen dem Inhalte des ersten im Hitopadesa gleich; und das zweite Capitel, des indischen Werkes ist die Geschichte von dem Löwen, dem Ochsen (Sangjivaka) und den zwei Schakals (Karattaka und Damanaka), die dort vorangestellt und zum Titel des Werkes geworden ist, deren Ausgang (den Fall des Dimna) der Hitopadesa übrigens nicht kennt. Die beiden letzten Capitel des Hitopadesa sind viel abweichender von unserem Buche, das an Capitelzahl und an Fabeln viel reicher ist, dennoch aber finden sich die Bei-

---

sind in Heidelberg drei Handschriften (Nr. 84, 85, 466) davon, die im Catalog alle als Handschr. der sieben weisen Meister angeführt sind.

236) Wahrscheinlich hatte Schickardt bei der Vorrede, die der im J. 1636 in Tübingen gedruckten und von Ochsenbach verfertigten Uebersetzung des Gulistan von Sadi vorgesetzt ist, keinen anderen Grund, als dieß Acrostichon, daß er Eberharden zum Verfasser machte; und weil er vielleicht wußte, daß er kein Latein verstand, und Uebereinstimmung mit italienischen Uebersetzungen fand, so ließ er ihn das Buch aus dem italienischen übersetzen, obgleich die italienischen Bearbeitungen des Joh. von Capua jünger sind, als die deutschen.

237) So im Cod. Pal. 101. Nr. 6 vom Dieb und dem Mondschein. Nr. 52. von der glücklichen List einer überraschten Ehebrecherin. Nr. 57 von dem Brückenwärter, der das Recht hat von jedem körperlichen Gebrechen einen Pfennig zu erheben. Nr. 82. von der Natter im Hause u. A.

spiele des indischen Originals meist alle darunter. Das deutsche Buch nun ist eine Uebersetzung der in den Jahren 1470—80 im Druck bekannt gewordenen lateinischen Bearbeitung des Johann von Capua, der wieder eine hebräische Quelle hatte. Wie sich nun diese wieder zu den persischen und arabischen verhält, weiß ich nicht: denn diese sind, scheint es, doppelter Art. Es ist nämlich die Sage, daß Nuschirwan durch seinen Arzt Bezruïah das Buch der Weisheit, das königliche Buch (Homaiun Nameh), aus Indien habe holen und ins Altpersische übersetzen lassen; die arabische Uebersetzung hieraus ist durch de Sacy bekannt geworden; aus diesem Arabischen ging das Werk wieder ins Neupersische, und hier aus Prosa in Verse über, und wieder übersetzte es Abul Mala später unter dem Gazneviden Bahram Schah ins Neupersische unmittelbar aus dem Arabischen, und dieß soll der Text der französischen Uebersetzung (1769) sein, von der wieder Wilkins sagt, daß sie dem Hitopadesa am nächsten kommt. Ich zweifle kaum, daß sie auch mit der lateinischen und deutschen übereinstimmt, so daß dann nach der Einen Umgestaltung aus dem Indischen ins Persische dieß Werk, wie es auch dem Oriente gemäß scheinen möchte, keine so großen Veränderungen mehr erlitten hat, wie die sieben weisen Meister in Europa. Denn auch noch jene Sage von der Sendung des Arztes erkennt sich in dem deutschen Buche zu Anfang sogleich wieder und die Namen des Arztes Berosias und des Königs Anistras Caßri (Anuschirwan Chosru) sind leidlich erhalten. Die morgenländische Eigenthümlichkeit des Werkes leuchtet auch aus dem deutschen Buche noch ganz entschieden hervor, und wie diese drei Sammelwerke überhaupt wenig Zuthat und persönliche Einwirkung der jeweiligen Umarbeiter und kaum eine Spur der Zeit, in der sie umgearbeitet wurden, verrathen, so dieses offenbar am wenigsten, und es behauptete sogar den orientalischen Lehr= und Erzählton, neben dem factenlosen ganz didactischen Rahmen, der Häufung der Sentenzen und Gemeinplätze, und der beschwerlichen Einschachtelung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich in die Lehrsätze des Meisters. Auch dieß Werk übrigens empfahl sich in Deutschland noch durch die Art und Weise, wie hier der äußern Welt der Rücken gekehrt, wie des Menschen Größe in Abgeschiedenheit gesucht wird und in der Genügsamkeit an dem,

was Gott und Obrigkeit uns gegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübseligkeit des Irdischen und in Bereitung eines unfurchtsamen ruhigen Gemüthes.

3. Sittenprediger.

Zu Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts war in Deutschland ein Aufschwung und ein Bestreben in der Literatur, wie überhaupt in dem geistigen Treiben der Nation; es blieb aber beim Versuch. Man hätte denken sollen, die günstigen Verhältnisse in Italien, die verhältnißmäßige Ruhe in Deutschland hätte Karl IV. bewegen und auffordern müssen zu großen Handlungen, allein er hatte keinen Trieb zu Großem und kein Herz und keinen Sinn für Deutschland. Man hätte erwarten mögen, daß seine Verbindungen mit den tüchtigsten italienischen Gelehrten einen literarischen Verkehr hätte öffnen können; ein allgemeines Band bezeichnet auch der Novellengeschmack in beiden Ländern, der jedoch in Deutschland unausgebildet blieb; sonst aber war, was Karl für Wissenschaft und Kunst that, für die er so viel Interesse zeigte, seinen Böhmen allein vorbehalten, und seine Prager Universitätsstiftung war so gut, wie der Weinbau, den er der Stadt und Umgegend aufzwang und wie so manches andere seiner stürmischen Civilisation, nur eine unvorbereitete und unnatürlich übereilte Maasregel, da es noch kaum vorher in Böhmen an den nöthigsten Schulen gefehlt hatte. Wer es weiß, wie viel die niederländischen Schulmänner überhaupt die fortgerückte humanistische Bildung der Reformation vorarbeitete, der wird keinen nähern Aufschluß bedürfen über die Ursachen, warum in Böhmen weder Schule und Universität, noch die Hussische Reform der Kirche zu einem erfreulichen Ziele führten. Von den Höfen aus sollte weder die Staatskraft, noch von den Gelehrten und Scholastikern die Lehrbegriffe, noch von den Prälaten, Concilien und Cardinalcollegien die kirchlichen Gebräuche und Sittenzucht der Priester in Deutschland hergestellt werden. Von Höfen und ritterlichen Dienstleuten auch nicht die Poesie. Man sah wohl, es gährte im ganze Reiche hin und her; seitdem die großen und kleinen Fürsten ihren Schutz den Dichtern versagt hatten, so merkt man wohl, wie namentlich

die Sittenlehrer von Thomasin und Freidank an ihre Rede nicht weiter an die Höfe wenden und an die ritterliche Gesellschaft und Alles, was wir seit dem Renner von Poesie besprachen, hat mit Höfen und ritterlicher Gesellschaft auch nichts weiter zu thun. Vom nämlichen Augenblick aber an, wo in Böhmen und Oestreich durch die Universitäten wieder eine Aussicht für die Kunst, durch die glänzenden Herrscher ein glänzender Hofstaat geordnet war, zog sich auch die Poesie, so dürftig sie war, dorthin, und empfand bald, daß sie in die Hände von wissenschaftlichen Männern, von eigentlichen Gelehrten, Aerzten u. s. w. fallen und vielfach der trockensten Wissenschaft dienen sollte; es drängten sich auch wieder wie Carricaturen einige Dichter hervor, die zwar selbst aus dem Staube emporgekommen, sich mit höfischen Poesien an Höfe zu drängen versuchen und kläglich scheitern. Da schon die Poesie entschieden auf dem Wege zum Volke herab war, strebten die dürftigsten Talente sie wieder auf die Höhe, nach den Thronen, zurückzuleiten, und erst nachdem dieß auf die schlagendste Weise mislungen war, brachen dann alle Stände bis in die niederste Hefe des Volkes in das Gebiet der Dichtung herein und bemächtigte sich jeder, so gut es gehen wollte, seines größern oder kleinern Antheils. Denselben peinlichen Gegensatz nun, den die Kirchenreformversuche im 15. Jahrhundert, und die theologischen Zänkereien gegen die Reformation Luthers und Zwinglis und die glorreichen Kämpfe der Humanisten machen, machen die östreichischen Sittenprediger des 14. Jahrhunderts gegen Alkmar und Brant, und Michel Beheim gegen Hans Sachs. Ein gleiches edles Bestreben, den besten Willen, die schönsten menschlichen Anlagen theilen die frühern mit den spätern, und sie haben nur die begünstigenden Verhältnisse nicht und mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen; sie haben nicht die Energie des Volks, auf das sie sich stützen könnten, und ohne diese scheitern sie mit ihren vereinzelten Kräften.

Ich weiß nicht, ob ich dem Muscatblut hier seine gebührende Stelle gebe. Es ist mir zu wenig von ihm bekannt[238]), als das ich ihm mit Sicherheit den geeigneten Platz anzuweisen getraute. Er ist wohl einer der ausgezeichnetsten Dichter dieser

238) Außer dem wenigen Gedruckten verschiedene Lieder in Cod. Pal. 392.

Zeiten des endenden 14. Jahrhunderts und hat, wenn sich die Angaben des Michel Beheim[239]) auf etwas factisches gründen, noch mit Glück und Beifall an den Höfen der Herrn gesungen. Schon nach dem Wenigen, was ich kenne, scheint er sich in vielfachen Gegenständen, ja in sehr verschiedenen Arten des Vortrags zurecht zu finden. Es sind Minne- und Naturlieder von ihm gedruckt, die an Fluß und Frische an manches Gute der schlesischen Dichter erinnern; dann aber giebt es wieder Liebesgespräche in seinem eigenthümlichen Tone, die wieder von dem Hauche der freien Natur, der auch in Hugo von Montforts Liedern zuweilen anspricht, so fern liegen, wie sein künstlicher Ton von den kunstlosen Strophen dieses Hugo, so daß man, wie bei jedem Meistersänger, sieht, daß die vorgeschriebene schwierige Versart den Gedanken nach den Reimen modelt und daß je gezierter Vers und Reim, um so geringer die freie Bewegung und die Natürlichkeit ist. Es gibt Räthsel, ganz in der schlechten breiten Manier der frühern Gnomiker, ganz zur Allegorie verflüchtigt; dann wieder scherzt er ganz naiv und schelmisch über die Ehe der Alten mit jungen Mädchen und die Szenen, die sich daraus entwickeln. Recht gesund, ehrbar, kernig, wenn auch manchmal hart und unverdaulich, hört er sich an, wenn er über die Sünden der Zeit, Simonie und Ketzerei u. A., predigt, oder wenn er die Würde des Gesanges erhebt: und dieser ehrbare Ernst möchte ihn wohl am besten charakterisiren, denn selbst in komischeren Rathschlägen (an Jungfrauen, sich vor klaffenden Weibern zu hüten; an Mädchen und Frauen, die Mönche und Pfaffen zu meiden, an Männer, die wiederhaarigen Weiber mit Prügeln sich nach Wunsch zu ziehen u. s. w.) nimmt er doch den Ton der Neckerei kaum nur auf Augenblicke an. Der Form seiner Gedichte nach ist Muscatblut der beste Vermittler zwischen den Frauenlob und Regenbogen und den Meistersängern des 15. Jahrhunderts, und bei diesen letztern stand er auch in einem nicht geringen Ansehen. Noch Sebast. Brant benutzte ihn in kleinen Gedichten und für Michel Beheim schien es keine höhere Hoffnung zu geben, als dem Muscatblut beizukommen, obgleich er sich da weit verrechnete.

So wie Muscatblut in diesen Zeiten die letzten Gnomiker

239) Cod. Pal. 312. f. 252.

fortsetzt und ihre strophische Manier, und dabei mehr zu den älteren derselben zurückkehrt, die noch alle Gegenstände gleichmäßig, Lehre und Minne, umfaßten, so erinnert der Teichner (der bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lebte) an seine östreichischen Vorfahren, den Tanhuser und Aehnliche, im Verspotten des Ritterlebens, dem ganzen Eindruck seiner Reden nach aber an den Stricker; nur daß bei ihm die Hoffnung auf das Hofwesen und die Ritterzucht ganz geschwunden ist und in seinen einfachen Spruchgedichten, die ich den Priameln etwa so vergleichen möchte, wie die Stücke des Muscatblut den gelehrten strophischen Sprüchen der Gnomiker, die Lehre das Beispiel fast ganz verdrängt hat, so daß er nur seltener die Fabel oder Erzählung zu Hülfe nimmt. Daher ist er jenen farblosen, schwerfälligen Predigten des Stricker, die so alles Lichts und Schattens entbehren, am nächsten, und es kann dazu dienen, den Unterschied des Teichnerischen und des Vortrags des Suchenwirt zu charakterisiren, was dieser letztere von sich selbst sagt, und was ihm Hugo von Montfort mit seinen eigenen Worten nachrühmte, daß sich seine Dichtungen durch ihre Handgreiflichkeit auszeichneten. Von der knappen, oft abgebrochenen, oft verwischten und nebelhafteren Manier des Teichners und dem dunkleren Zusammenhang in vielen besonders seiner abstracteren Lehrgedichte, die fast alle in trochäischem Maaße abgefaßt sind, kann man das nicht sagen. Diese Manier hängt mit dem Charakter des Dichters zusammen. Er mag reich gewesen sein, er entsagte aber dem Gaukelspiele der Welt, er theilte sein Gut mit Spitälern, Kirchen und Armen, zog sich zu geistlichem Leben zurück und lebte ehelos und zufrieden bis an sein Ende[240]), in Mäßigkeit, in Zucht, entfernt von lohnsüchti-

240) Suchenwirts Rede vom Teichner; in der Ausgabe seiner Werke von Primisser S. 64.

Er hat mit cheusche seinen leib untz an sein end behalten;
geistlicher weishait walten begund er fur der welde spot,
im liebet in dem hertzen got für alle weltleich er;
sein rat, sein weise ler ist in der welde gartten
gesät mit worten tzarten der welt ze trost, got ze lob.
Mit gueten siten swebt er ob allen, die getichtes pflegen,
spil, lueder, lies er underwegen; swern, schelten, pose wort
wort nie chains von im gehort.

ger Wohldienerei und Schmeichelei gegen die Edlen, und, zwar ein Laie, beschäftigt mit dem Lesen der Schrift und mit Dichtung und Lehre von aufrichtiger Wahrheit[241]). Ob wohl der gute, friedliche, stille Mann, dessen sanfte Art sich so sehr in seinen leidenschaftlosen nur manchmal von behaglicher Ironie gefärbten Poesien ausspricht, je einen größeren Kummer gehabt hat, als da ihn nach einem Beinbruch seine Pflegerin auf versprochene Ehe anklagte und der Verdruß über diesen Makel, den man seiner unbefleckten Keuschheit anhängen wollte, ihm auf mehrere Wochen das Dichten ganz verleidete, dem er sonst täglich obzuliegen pflegte? Man begreift, daß ein Mann dieses Temperaments, der so sehr an die friedlichen und gemüthlichen östreichischen Herzoge dieses Jahrhunderts erinnert, den Lauf der Welt wohl mit gesundem Sinn aus der Ferne beobachten, nicht aus der Nähe lebendig aufgreifen und dichterisch darstellen, daß er die Gebrechen der Zeit kennen, aber die Verderber nicht hart angehen kann. Auf Hof und Ritterleben hat er jede Hoffnung aufgegeben; die Zeiten, wo der Hof eine Schule der Zucht war, sind ihm dahin[242]); das üppige Toben der Hofschranzen kann ihm nicht die Sitte der alten guten Ritter, das Turnieren und Stechen, das der Suchenwirt der eingerissenen Gefahrlosigkeit und Spielerei wegen verachtet (während Reimar von Zweter 100 Jahre vorher die Mordsucht dabei beklagte), kann ihm nicht die Tapferkeit der Parzivale ersetzen, und ein Turnierer, wenn er ihm auch vor Tänzern, Spielern und Säufern den Vorzug giebt, scheint ihm doch nicht eben sehr viel vor einem Wirthshauslieger vorauszuhaben. Nicht allein widersteht ihm der Friedensverkehr der Ritter, sondern auch ihre Nachahmerei der alten Heroen, die damals in den preußischen Kreuzzügen eben in jenen Gegenden besondere Nahrung fand. Die Ritterschaft, sagt er, ist zum Schutze der Waisen, Armen und Bevortheilten gesetzt, wie der

---

241) Ebend. B. 58—68.

242) In Schottkys Auszügen aus Teichners Werken in den Wiener Jahrbüchern T. I. im Anzeigeblatt S. 34.

Wer gut gepar — und tugent an sich nemen wil,
der sol gein hoff nicht vragen vil; daz waz e ein schul der tuget,
daz man chindel in der iuget dahin liezz in solchem mut,
daz sew zuchtig wurden und guet: daz ist laider nu dahin.

Arzt für den Kranken; und schlecht haben nach seiner Meinung sogar die alten Recken diesen ihren Beruf vor Augen gehabt, indem sie der Welt dienten, und nun in der Hölle der Welt Lohn dahin haben. So ziehen nun auch die heutigen Ritterslleute, keinem Weisen zur Freude, nach Preußen hin, angeblich um Marien willen, lassen aber schutzlos ihre Armen, und in Noth die Wittwen und Waisen zurück. Schützten sie die, so hätten sie so viel Ablaß, als für ihre Preußenzüge. Es taugt nicht, daß sie dahin fahren und schlechtes Gericht in ihrer Heimat wissen: tilgten sie was da Unrecht geschieht, so föchten sie um das Himmelreich; sagten sie in der Gerichtsstube die Wahrheit und würden darum in kurzer Zeit erschlagen, so würden sie Heilige und Märtyrer so gut wie auf der Kreuzfahrt. Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurückläßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags fastet und Freitags nicht. Nun findet man aber manchen Sänger, der die Herrn äfft mit Lobliedern, und sie hebt über alle Fürsten und zu Helden über alle Riesen macht[243]). Dieß könnte gegen einen Suchenwirt gerichtet scheinen, der gerade diese Preußenfahrten so vielfach besingt, der noch andere Ansichten vom Ritterleben hat, der solche Ehrenreden in Menge gedichtet hat, wie sie hier verworfen werden: nur trifft ihn gerade die nähere Bezeichnung nicht, die Teichner hinzugefügt, daß nämlich diese Panegyristen solche Loblieder sängen, die ohne Unterschied auf jeden Einzelnen gleich gut passen. Sonst aber spottet er der Wappensänger, in deren Klasse der Suchenwirt gehört, auch an andern Orten[244]); so wie er den Ritterdienst auch von anderen

243) Cod. Pal. 384. fol. 70.

244) Schottky a. a. O. S. 36.

Waz màn von dem wappen sait, daz ist nicht als diu warhait;
da ist vil gelognes an. Da man diu warhait ret der van,
waz ain pider ritter tuet, daz wär wol zu hören guet.
Aber daz man ez überleuget, daz ein ritter hab erzeuget,
daz allen reichen wär zu groz — daz ist gespotez hausgenoz.
Ich waiz nicht dar zu sprechen, daz ein ritter mag zuprechen
meniger sper pey seinen tagen, denn der swartzwalt mag getragen
zwey und est; der ist so prait, zwainczich mail, als man sait;
domit gicht er: menig sper hab der helt hin und her
geprochen, und zu hauffen pracht. Hurta her, wie er vacht,
als der wint in dem ror, yezunt hinten iezunt vor;

Seiten verlacht. Ein Ritter, erzählt er, zog auf seinen Fahrten im harten Dienst einer Frau umher; als er heimkam, fand er sie mit einem Mönche buhlerische Gemeinschaft treiben; und da er ihr Vorwürfe macht, so spottet sie seinen Ritterdienst aus, und meint, Minnesang und Ritterschaft wiege nun weit unter dem Pfennig[245]). Anderswo singt er von dem Thema, es sei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu essen habe. Im minniglichen Gespräche meint die Traute, ihr rother Mund müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen können; er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine gesetzten Nothpfänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu schätzen wisse; das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre[246]). Selten sind die allegorischen Stücke bei ihm, in denen noch ernsthafter von der Minne die Rede ist, wie bei vielen seiner Zeitgenossen; und dann ist Alles voll Klage über die neue Art zu lieben, über die neuen Trachten und unerhörten Moden und über der Frauen Hoffart, so daß der Dichter dann Veranlassung findet, sich gegen die guten Frauen (die er nicht meine) zu entschuldigen, wie der Büheler, indem er die sieben weisen Meister behandelte.

Von Hof- und Rittersitte erbaut ist also der Teichner nicht, allein, daß er irgend in den untern Ständen dafür einen Ersatz suchte, daran ist eben so wenig ein Gedanke. Ist er von dem Adel abgewandt, so ist er doch nicht dem Volke zugewandt; sein Spruchgedicht hat daher etwas Gelehrtes, nichts Populares an sich. Er ist zwar weit entfernt von jener fatalen Schulweisheit,

---

also treib erz auf und ab; er schutet läut in das grab,
hauffen weiz, recht als diu piren von dem paum her nieder rieren,
wann er überzeitig ist. Er hat gevochten manig-vrist,
daz ez in den pergen hal, als ein donner slueg zu tal. —
Wie mag daz diu warhait wesen? Diu warheit wär gut zu lesen!
Dem solt ein ritter gern geben, der sein ritterleichez leben
mit der warhait prächt zu schein. —

245) Cod Pal. 384. fol. 44.

246) Ebend. f. 52.

die z. B. in dem niederdeutschen Laiendoctrinal herrscht[247]), die ganz nur aus Belesenheit fließt, nur auf fremder Autorität ruht und jede Tugend nicht aus dem sittlichen Gefühl, jedes Recht nicht aus den natürlichen Verhältnissen, sondern beides nur aus der Schrift, aus der Empfehlung dieses oder jenes Heiligen und Kirchenvaters erläutert und wieder empfiehlt; allein wie weit steht er doch auch von einem Freidank ab, den er kennt und achtet[248]), wie weit von dessen Schärfe und innerem Halte, so ähnlich sich die Gesinnungen, so ähnlich der vielfache Gebrauch des Sprüchworts ist, das nicht selten, wie etwa später bei Murner, das Thema seiner Gedichte macht. Wie ganz anders spricht die kräftige Grundsätzlichkeit eines Walther oder Freidank zu dem Leser, wie ganz anders die natürliche Indignation des Brant, als der häufig flache Witz oder eine ironische, manchmal möchte man sagen sophistische Wendung des Teichner. Wer ein böses Weib hat, lehrt er, der schlage sie nicht, sondern er lobe die Guten vor ihr, so wird sie vor Zorn Gicht bekommen und sterben, denn sie wollen lieber ihren Vater erschlagen wissen, als andere Weiber gelobt. Nichts schlimmeres als ein böses Weib; wer sie mit einem Wolfe an einen Galgen hinge, der hätte nie ein besser mit unreinen Bälgen gerüstetes Querholz gesehen. — Ob ein Spieler oder ein Dieb schlimmer sei, läßt er sich fragen. Der Spieler; denn er stehle Weib und Kindern, was er verthue, dieser aber fremden Leuten, was er Weib und Kindern zuträgt. — Wer übler sei, ein Räuber oder ein betrügerischer Wirth? Dieser; denn gegen jenen darf man sich doch wehren. — Er kennt Leute, die sich vor den Gänsen bis auf den Boden neigen sollten; das sind die Schreiber, denn sie verdanken Alles ihnen. Ihre Gewalt und Untugend ist nicht neu; Christus ward durch sie zum Tode gebracht. Und doch, da ja ohne dieses die Welt verloren wäre, so mögen denn die Schreiber alter und neuer Zeit in gebührender Achtung stehen. — Manchmal berühren die Fra-

247) Ed. Scheller 1825. Ueber die Quellen Jac. Grimm in den Gött. Anz. 1825. Aug.

248) Cod. Pal. 384. fol. 42.

Stech ein ayd als ein dorn, es würd nicht so vil gesworn,
hat der Freydank gesprochen, und hät nichtz dran geprochen ꝛc.

Vgl. fol. 94b.

gen, die er sich stellt, strengere philosophische Probleme; so in einigen gedruckten Stücken bei Docen[249]): über die Natur der Menschen und Thiere, wo der Vorzug des Menschen vortrefflich in seine Strebsamkeit (Schätzung von Ehre und Gut), in sein sittliches Gefühl (Scham), in seine Vernunft (er erkennt was böse und gut ist), und seine Bildsamkeit (er ist ein unbeschriebenes Blatt) gelegt wird; dann über Gewohnheit und Natur, wo einige aufgeklärte Sätze über freien Willen und den Zwang der Gestirne stehen; und über die Scham, die er auf die Frage nennt, ob er etwas wisse, das der Jugend zur Ehre, dem Alter zur Schande gereiche[250]). Aus solchen Stücken erklärt man sich am leichtesten seine Verschmelzung der Begriffe eines gelehrten und eines dichterischen Meisters, seine entschiedene Zuneigung zum Spruchgedicht[251]), im Gegensatze zu der für den Gesang zugerichteten Poesie, die er an ihrer Stelle ehrt, aber nicht im Lehrpoem. Manches Düstere spielt in seine Lehren herein: Er mag nicht, daß ein Greis in seinen letzten Jahren fröhlich sei, das heißt er, sich gegen die Hölle freuen. Er meint, als Kind zu sterben, sei das beßte, da ja jeder nach seiner Herberge eile. Er kennt die Welt: nach langem Nachdenken hat ers heraus, was sie ist; nichts als: Aeffst du mich, so äff' ich dich. Und trotz seinem richtigen Blicke in diese Welt trifft er nicht den Ton, der sie bekehren könnte und man möchte auch von ihm sagen, was er sehr schön vom Zuschauer beim Schachspiele sagt: er scheint

---

249) Misc. 2, 228.

250) Ἐπαινουμεν των μεν νεωντ ους αἰδημονας· πρεσβυτερον δ' οὐδεις ἀν ἐπαινεσειεν, ὁτι αἰσχυντηλος· οὐδεν γαρ οἰομεθα δειν αὐτον πραττειν, ἐφ' οἱς ἐστιν αἰσχυνη. Aristot.

251) In Schottkys Auszügen S. 30.

Was ich ye gesingen hort, dez beleib ich nutzez lär,
wie gar suezz die weis halt wär. Ich hör manigen maister nennen,
den man nie gesingen hort; Aristoteles sein wort
nie besang, noch sein genoz. Wolt man niem zu maister horten,
denn der wort besleuſt in weiz, waz wer denn der maister preis,
als ich e gesprochen han? Auch diu nater wird gepant,
und der teuffel, wiſt ir wol, nur mit worten, singens hol;
spiez und swert wirt auch betwungen, nur mit worten, ungesungen,
daz sew muezzen ir sneyden lan. Seint das wort denn twingen chan,
daz chein weiz nicht chan betwingen, so ist besser wort an singen,
dann diu weizz unworthaſt.

es besser als der Spieler zu verstehen und sollte er selbst spielen, so würde er es noch schlechter machen.

Sehr interessant ist der Gegensatz, den zu dem Teichner sein Freund und Landsmann, der Suchenwirt[252]) (lebte bis um das Ende des 14. Jahrhunderts), bildet; er lehrt den östreichischen Zuständen von einer andern Seite beikommen, so wie denn überhaupt eine genauere Bekanntschaft mit den sämmtlichen östreichischen Poeten dieser Jahrhunderte von dem Stricker an eine höchst willkommene Helle über die innere Lage dieser Gegenden verbreiten würde; leider mangelte mir manches Wesentliche, z. B. das Sittengemälde des Siegfried Helbling (um 1300), das er Lucidarius genannt hat[253]). Der Suchenwirt ist seiner Beschäftigung nach an den Hof und die Ritterwelt geknüpft; und zwar eben so wenig über ihre Mängel blind wie der Teichner, ist sein Eifer doch ein reformatorischer, und kein verzweifelter. Er war ein fahrender Sänger, und als solcher hielt er sich nicht immer in Wien auf, sondern er ritt in den Landen umher und besuchte die Höfe der Fürsten. Die Burgen der Edlen, welchen er seine Reden und Gedichte vortrug, das Wesen dieser fahrenden Leute, zu welchen auch Spielleute, Mimen, Wahrsager, Looswerfer gerechnet wurden, schildert Suchenwirt selbst an mehreren Orten: „Ich ritt, sagt er, in fremde Lande, daß ich den edlen Fürsten bekannt würde nnd meine nothdürftige Nahrung verdiente. Diesem Stande (heißt es anderswo), der um Gott und Ehre Lohn annimmt, um des Lebensunterhalts willen die Kunst pfleget, und die Biedern und Guten auszeichnet, die Bösen aber ganz unterwegs läßt, diesem Stande aber geziemt es, großen Herren aufzuwarten, und das Lob der Edlen zu sagen. — Suchenwirt gehörte gewiß zu jener besondern Klasse von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde oder deren Gehülfen waren, und deren besondere Angelegenheit es war, die Unterschiede, Visirung und Blasonnirung der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. Er nennt diese Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen[254]).

---

252) Seine Werke, herausg. von Primisser 1827.
253) Grundriß S. 421.
254) VII, II. p. 20.

Als solchem lag ihm ob, beim Einschreiben der Turniere zugegen zu sein, das Turnier, so wie die Turnierrechte und Gesetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienste, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu versehen. — Daher senden die Frauen Ehre und Minne, da sie ein Turnier wollen ausrufen lassen, zu Suchenwirt[255]): den findet man in Oestreich bei den Fürsten tugendhaft, ihm sind die Unterschiede der Wappen mit Namen wohl bekannt[256])." Dieser Geschmack am Wappenwesen fängt, obgleich er niemals ganz ausgestorben war, doch wieder an lebhafter auch in der wirklichen Welt zu werden, seitdem man in den spätern Ritterromanen des 13. und 14. Jahrhunderts die Wappen in der Poesie häufiger nennen hört. Schon in einem historischen Gedicht auf die Schlacht am Hasenbühel[257]) findet sich diese Rücksicht auf die Wappen; hinfort wird in allegorischen Gedichten an den unpassendsten Stellen die Wappenbeschreibung ein so beliebtes poetisches Zierrat, wie sonst die Stein- und Pflanzenbeschreibungen; fast in allen Ehrenreden des Suchenwirt erscheint sie am Schlusse[258]); und „ähnliche Verbindung des Dichters und Herolds in einer Person waren auch späterhin nicht selten; so erscheint der Zeitgenosse Pütrichs von Reicherzhausen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Reimen schilderte; und noch in dem vorigen Jahrhunderte soll der Hofpoet in Dresden ein Heroldskleid getragen haben[259])." Seit dem 15. Jahrhund. wird auch dieser Stoff mehr zur Prosa herabgezogen, ging in Turnier- und Wappenbücher über und ward zur heraldischen Wissenschaft; so lange er aber in der Poesie heimisch war, steht auch Er in engster Verbindung mit der Malerei und der bildenden Kunst, der sich jetzt die Dichtung von allen Seiten her zu nähern sucht, so wie man umgekehrt

---

255) XXX, 169—180. p. 98.

256) Primisser in der Einleitung p. XII. sqq.

257) In Rauchs scripptt. rer. austr. II.

258) Daher rühmt denn auch Hugo von Montfort Cod. Pal. N. 329. f. 3. von ihm, daß zu Wappenschildereien der Suchenwirt gehöre,
der dick mit red als nahe schirt, man mocht es griffen mit der hand,
er ist in manigem land erkand, das sag ich uch mit ainem wort,
er ist der best den ich je gehort von gott und von den wappen.

259) Primisser p. XIV.

den Verband mit der Musik aufgab. Dieser sein Stand nun gab dem Suchenwirt Gelegenheit, „mit dem Adel und durch ihn mit den größeren Ereignissen der Zeit in vertrauter Bekanntschaft stehen zu können.“ Er verhehlt sich die Verdorbenheit und Gesunkenheit der ritterlichen Welt nicht, sagte ich schon oben: sein Brief über der Welt Lauf[260]) zeigt dieß deutlich genug und macht unter allen Stücken des Dichters seinem Talente und seinem Herzen mit die meiste Ehre. An Ehren ab, an Schanden auf, sagt er, ist nun das Werben der Welt. Die Ehre muß verderben, Zucht und Scham sind krank, Untreu hat großen Anhang, der Wahrheit ist die Zunge, der Freigebigkeit sind die Arme lahm, der Treue ist der Fuß, der Rede das Herz verletzt, die Gerechtigkeit ist die Stiege herabgefallen. An den Höfen muß die mannhafte Ritterschaft an der Pforte stehen, Schmeichler und Federleser, Ohrenbläser und Hofschranzen werden aufgenommen und belohnt. Der Freund führt gegen den Freund hohe Worte, bis die Stunde der Prüfung kommt. Ritter geben sich nun mit Simonie und Wucher ab und greifen den Juden in ihr Recht: das adelt nicht des Schwertes Segen. Der Ritter soll auf Feld und auf Reisen Wittwen und Waisen schirmen, seinem Herrn dienen, Gott lieben und guten Frauen wohlsprechen. So klagt er auch an anderen Stellen über die Raubsucht der Ritter auf der Einen und über das Verliegen und weichliche Hinleben bei Tanz und Spiel, über die Stubenhocker und geschnürten Zierpuppen, bei denen gleichwohl das höfische Benehmen und die feine Eleganz der alten Ritter verloren ging, auf der andern Seite; und wem dann das ruhige Leben in Ehren mehr am Herzen liege, dem empfiehlt er friedliches Bauen seines Guts, und wer in Ehren nach Erwerb jagt, den weist er auf das Beispiel jener Helden hin, deren Lob er in den Ehrenreden besingt, die den charakteristischsten Theil seiner Werke ausmachen. Er erzählt darin die Thaten verschiedener östreichischer und anderer Edlen in einheimischen und auswärtigen Kriegen; er führt uns in alle bekannte Länder der Erde und erinnert uns an alle bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse, die sich im 14. Jahrhundert zutrugen, und giebt manche interessante historische Notiz, denn seine Erzäh-

260) N. XXI. p. 68.

lung darf mit Vorsicht für die wirkliche Geschichte gebraucht werden. In sehr gleichmäßiger Form setzt er diese Denkmale seinen sehr verschiedenen Helden. Der Eingang ist jedesmal „geblümt" mit gehobenern Stellen allgemeinen Inhalts, mit Anrufung des heiligen Geistes, ohne dessen Hülfe der Dichter sich nichts zutraut[261]), dessen Klagen über seine Unkunst, wie Primisser mit Recht sagt, nicht blos der Ausdruck der Bescheidenheit sind; alsdann folgt die trockene Erzählung der Thaten seines Helden, und die Klage um ihn, sein Lob und die Beschreibung seines Wappens schließt. Auch diese Gedichte wurden, meint der Herausgeber, bei guter Gelegenheit gesprochen und nicht gesungen, obgleich doch bald darauf Michel Beheim viel größere historische Reimereien wieder mit Noten begleitet, damit man wenigstens die Wahl habe zwischen Singen und Lesen. Ueberall sucht der Dichter in diesen Heldenliedern die Farbe des alten Rittergedichtes festzuhalten, und er denkt auch bei seinen Helden an die der Tafelrunde und bei seinem Preise an den des Wolfram[262]). Denn mit dem 14. Jahrhundert, wo ein neuer Rittergeist in der romanischen Welt emporkam, kam auch wenigstens eine Spur davon in die Gegenden von Deutschland, wo sich Reichthum und Regsamkeit damals zeigte. Von der Abentheuerlichkeit, die damals in das wirkliche Leben der französischen, englischen und besonders spanischen Ritterwelt aus den Romanen überging und von der ganzen Lächerlichkeit, die dieß im Gegensatz zu den ro=

261) Z. B. S. 40.
Ach got, hiet ich der chünsten grunt einn tail durchsucht, so wer mir chunt,
wie vor di maister han gelesen dy veynen wart auz trueben vesen,
in irs hertzen flammen tegel; sy schiften mit des sinnes segel
mit vleyzz auf hoher chünsten see: so chreuch ich armer unde gee
auf sydrem land ellende, mein sin ist unbehende
zu tichten maisterleicher chunst. Heyliger geist, du geist vernunft,
waz menschensin begreyffen mag: so hilf auch mir u. s. w.

262) S. 31.
Was man in alten puchen sait von Parcival, von Gamuret,
von Wygaloys, von Lantzulet, von manigen helden gute tat,
her Wolfram da nicht schulden hat, vil hundert iar ist iz gewesen
vor im, er hat iz horn lesen; was ich von dem pidiwen sag
den ich mit gantzen trewen chlag, und gutes mocht von im geiechen,
das hat man offt und dik gesehen mit sichtikleichen augen an.

hern Sitten der Zeit macht, und die bei der neuen Gestaltung der spätern Prosa-Romane bis zum Don Quixote wieder neuen Stoff aus der Wirklichkeit für die Poesie bot, ist unter uns weniges, aber doch einiges zu finden. Der Geist des Reisens, des Wanderns kam über ganz Europa; man kehrte im Leben dahin zurück, wo vor Entstehung der Kreuzzüge die Welt gestanden haben mußte: einzelne Abentheuerer durchfuhren alle Nähen und Fernen; Reisende besuchten die alten Welttheile, die größten Bewegungen im Oriente und die augenscheinlichsten Gefahren konnten selbst eine Menge von Fürsten im 14. und 15. Jahrhundert nicht von der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten, für die die Weltverachtung und Frömmigkeit neue Begeistrung weckte; und die Rittersleute gingen einzeln auf Kriegsdienste und in größerer Anzahl auf Kriegsunternehmungen aus. So haben wir hier das Gedicht von Albrechts III. Ritterschaft in Preußen (1377). Der Dichter war Augenzeuge; ein elender Zug, ohne Begebenheiten und ohne Gefahren, soll den Stoff zu einem panegyrischen Liede hergeben; Empfang, Bewirthung, Rüstung der Ausziehenden, alles trägt den Ton eines höfischen Romans; es ist der schönste Fortgang von der poetischen Erzählung von dem Kreuzzuge Ludwigs von Thüringen, den ich oben erwähnte, zu diesem Gedichte: eine noch unbedeutendere Kreuzfahrt, der man fast eine noch größere Bedeutung geben möchte. Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, den die siebente Ehrenrede feiert, ist am heiligen Grabe und in Babylon gewesen, hatte in Schottland und Preußen gekämpft und diente unter Ludwig von Ungarn. Burkhard Ellerbach hatte eine Fahrt nach Cypern und von da mit König Hugo IV. einen Kriegszug gegen die Saracenen in Alexandrien gemacht; und Friedrich von Chreuzpeck kämpfte in Preußen und Italien, war in Spanien und in Babylon, in Rußland und Schweden. Andere seiner Gepriesenen aber verrichteten ihre Thaten in den einheimischen oder in den großen Nationalkriegen, die damals fast in allen europäischen Staaten waren; wir begleiten sie bald nach Frankreich, bald nach Schottland, nach Ungarn oder in die Schweiz und Italien.

Das 14. Jahrhundert war in dieser Hinsicht für ganz Europa eine Epoche. Die Kreuzzüge hatten aufgehört; der Kriegseifer gegen die Heiden hatte sich gelegt und ward zur Intoleranz.

Bisher hatte ein gemeinsames Interesse Fürsten, Adel und Geistlichkeit vielfach verbunden; man hatte sich einem gemeinschaftlichen Feinde gegenübergesehen; man hatte in Brüderschaft mit allen christlichen Nationen in Einer Reihe gefochten. Nun hörte dieß auf; die Nationen sahen sich auf sich selbst zurückgewiesen; ein Gefühl von Nationalität tauchte plötzlich auf, und zwar selbst zwischen verschwisterten Nationen mit all der Schärfe, mit der man sich einem neuen Interesse gewöhnlich überläßt. Die Sprachidiome fingen sich an, bestimmter zu scheiden, der Engländer verstand den Franzosen, der Franzose den Italiener weniger; der Norddeutsche schien es versuchen zu wollen, seinen Dialect in der Schrift gegen den siegreichen Hochdeutschen geltend zu machen. Die Begeisterung für allgemeine innere Zwecke hörte in den Nationen auf: diese litten gemeinsame Verbrüderung; Bestreben nach äußerem Erwerb, nach Vergrößerung und Autarkie regte sich in den Ländern und hier stießen sich die volksthümlichen Interessen. Das christliche Band löste sich auf; hinfort wollte sich jedes Volk nach seiner eigenthümlichen Natur politisch entwickeln, und traf mit dem ungleichen Nachbar feindlich zusammen. Durch ganz Europa gehen daher damals jene meistens so wüthenden Brüderkriege verwandter Völker, jene Kämpfe zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Schottland und England, zwischen England und Frankreich, Frankreich und Aragonien, Aragonien und Castilien, jene vielfach verschlungenen Kämpfe in Italien, wo sich sogar die Guelfen von Rom trennen, jene verwirrten Collisionen in Oestreich und Böhmen, Polen und Ungarn. Man wandte die Waffen, die man sonst gegen die Feinde der christlichen Menschheit kehrte, gegen sich selbst; und das ist, sagt der Teichner, der Grund der Bosheit und eigenen Verderbniß der Welt, daß das Gift, das ehemals den Drachen und Schlangen inne wohnte, da noch die Helden diese bekämpften, nun in die Menschen selbst überging und sie untereinander zerfleischen machte. In Deutschland haben wir zwischen Ober- und Niederländern seitdem jene allegorischen Neckereien, mit denen oberdeutsche Priester sich gerne mit den erkorenen Kindern des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer mit den Höllenbewohnern stichelnd vergleichen. Sonst schied sich bei uns der östliche Theil, der seither einer eigenen Entwickelung folgte, ruhiger ab, wenn man die

Kämpfe Friedrichs und der Böhmen mit Ludwig dem Baier nicht rechnen will, und ein härteres Zusammentreffen hatte nur zwischen den Extremen, den herrschsüchtigen östreichischen Herzogen und den freiheitsliebenden Schweizern Statt. — Wie hier die Selbstsucht, der Trieb nach äußerem Erwerb und nach individueller Ausbildung so weit ging, daß forthin bei der steigenden Gefahr, die der Christenheit von den Türken drohte, im grellsten Gegensatze gegen jene begeisterten Kreuzzeiten, kein Arm sich mehr für den Nachbar, ja ohne die äußerste Noth nicht einmal zum eigenen Schutze erhob, so daß nun alle Ermahnungen der Concilien, alle Drohungen der Päbste, alle Hülferufe der Bedrohten, alle Bitten der Fürsten, jeder Weheschrei des gesunkenen griechischen Reichs vergebens verhallte, so trennten sich auch innerhalb der Staaten alle Bande der Gesellschaft. Der Adel kannte keine gemeinsamen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn verarmt; mit Neid sah er die Reichsstädte, den Bürger und den Bauer im regelmäßigen Gewerbe reich werden, sah den Handel anfangen die Welt zu beherrschen, und die Freude, den Glanz, die Bildung bei dem Patricischen Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor wie privilegirt allein besaß; und wie diese Städte um sich griffen, so bedrohten ihn auf der andern Seite habsüchtige Fürsten, die dem allgemeinen Drang zum Eigennutze so gut verfielen, wie alle Corporationen und Stände. Wo ihm neue glänzende Kriege gegeben waren, wie in Frankreich und England, da war doch für Ehrsüchtige noch ein ehrbarer Ausweg, wo aber der arme Adel sich wie in Deutschland nur den reichen Reichsstädten gegenüber sah, da fing er an in geschlossenen Raubverbrüderungen mit der Faust und vom Stegreif auf den schnellen Erwerb dessen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiße sich erarbeitet hatte und er sprang von der gleichgültigen Sorglosigkeit zu Thomasins Zeit zum Räuberhandwerk über, in dem er zu Trimbergs Zeit schon Meister war. So haben wir nun namentlich in Deutschland, wo kein Kaiser störte, keine große Nationalbegebenheit abzog, die verderblichen Kriege der Fürsten und Edlen mit den Reichsstädten. — Gegen die reichen Handelshäupter und patricischen Innungen lehnten sich schon im 13. Jahrhundert die niedern Handwerke auf; noch aber war ihre Macht und ihr Zunftverband zu gering gewesen, aber jetzt im

14. Jahrhundert griff man überall das früher verfehlte Unternehmen dießmal mit besserem Erfolge wieder auf; und wie lange dauerte es, so trat auch noch eine tiefer stehende Klasse hervor mit Ansprüchen, von denen sie früher nichts einmal geahnet hat- hatten. — Die Geistlichen hatten durch ihr Sittenverderbniß allen Boden für einen rechtmäßigen Einfluß in der Gesellschaft verloren; sie fühlten das wohl und drangen lebhaft auf Reformen. Allein auch hier trennte sich sogleich alles in Corporationen mit den härtesten Formen aufs individuellste geschieden, ab, und die Franziscaner verfolgten sich untereinander und zusammenstrebend wieder die Dominicaner; die Bettelmönche haßten die Predigermönche; Alle wütheten gegen die Ketzer, die mit ihnen den gleichen Ursprung hatten und den gleichen Zweck der Kirchenreform und der Rückführung patriarchalischer Einfalt; und die ganze Christenheit wandte sich gegen diese Secten, die es wohl mit ihr meinten, mit gleicher Vertilgungssucht wie gegen die Juden, die im 14. und 15. Jahrhundert die härtesten Verfolgungen zu erdulden hatten. Bald dürfen wir noch eine Stufe tiefer steigen und bemerken, wie sich Stand gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe seiner Selbstständigkeit bewußt wird und wie die Eigenliebe auch da das Verwandteste und Nächste, wenn nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Festlichkeit, mit Scherz und Satyre verfolgte.

Dieses Zerstäuben der friedlichen generellen Bildung in eine stürmische, gährende und wild durcheinandergreifende Bildung kleiner und kleinster Corporationen, dieser Uebergang der politischen Geltung von der geistlichen und weltlichen Aristokratie zu dem Volke, zeigte sich nirgends vollendeter als in Deutschland. Und wie in Staat und Kirche und Volksbildung, so auch in der Poesie, so dürftig sie war. Wir hatten passiver wie irgend eine andere Nation in der Zeit der universellen Richtung das Gemeingut der britischen und fränkischen Poesien getheilt, desto entschiedener verschmähten wir aber auch jetzt von der Ausartung dieser Poesien viel zu leiden und wir zogen uns lieber auf unsere arme Didactik zurück und suchten mit ihr nothdürftig eine Erinnerung an bessere Zeiten zu halten, um uns in diese desto lebhafter zur günstigen Zeit der Umgestaltung zurücksetzen zu können. Wir sparten die Kräfte; wir wollten sie nicht an die übertriebene Verfeinerung

einer Gattung von Dichtungen vergeuden, die einer solchen Verfeinerung nicht werth war; wir ließen vielmehr diese Dichtungen in solcher Weise verfallen, hielten nur solche Gegenstände fest, schränkten sie in eine solche Form ein, daß sie leichter auch in den untern Klassen Eingang finden konnten, die jetzt eben ihre äußern Bedürfnisse veredlend auch ein inneres zu empfinden begannen. Mehr und mehr, sahen wir, setzte der sublime Ritterroman derbere, satyrische, komische Züge zu; mehr und mehr schrumpfte die Volkssage wieder zu Liedern zusammen, oder beides ging in Prosen, und hier ebenfalls vom größeren zum kleineren Umfang über. Die Reste der alten Literatur also accomodirten sich (wir werden das weiterhin alles noch deutlicher sehen) den Bedürfnissen und dem Geschmacke des Volks: sie gewöhnten das Volk zur Theilnahme an der Literatur. Das Charakteristische, sahen wir schon, ist auch hier das Einschränken des Größeren in Kleineres, das Spalten des Ganzen in Theile. Die Romane waren im 14. Jahrhundert wie vergessen und erst gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts nennt man sie, jedoch fast nur die Wolframschen wieder; man hatte nur Geduld für die kurzen Stücke der Gnomiker; man behielt vielleicht nicht einmal den Renner so lieb wie den Freidank, obgleich er den Sitten und dem Geschmacke näher stand und man suchte die Catonischen Lehren, die Räthe des Aristoteles[263]) wieder hervor und behielt fortdauernd ähnliche Stücke kurzer Spruchweisheit[264]) lieb. Mit Leidenschaft griff man die kurzen historischen Anecdoten aus der alten Welt und die Novellen auf, die Quintessenz der romantischen Poesien, und die Fabel, das verkörperte Sprüchwort voll gedrungener Weisheit. Das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Literatur nicht so in schöner Muse obliegen, wie der Adel: was es lesen sollte, mußte Reiz haben, kurz zusammengefaßt, lehrvoll für den Verstand, erbauend für Herz und Gemüth, faßlich für den practischen Sinn, lebenvoll für die Einbildungskraft sein; und was es singen sollte, konnte kein Epos

---

263) Diese sind von Suchenwirt behandelt in Nr. 38 und mit der Zeit mehrfach verändert und verlängert worden.

264) Wie z. B. den Tugendspiegel in den Altd. Blättern von Haupt und Hoffmann. I. S. 88.

mehr von tausend Strophen sein, sondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebender Erinnerung. Wie man also bei uns mit dem ganzen Nachdruck der bewegten Volksmacht im Religiösen die universale katholische Kirche umwarf, um dem besondern Bedürfnisse nachzukommen, wie man das Universalreich Karls V. umstieß, um sich lieber ohne politische äußere Macht innerlich individuell gestalten zu können, so erschütterte man auch den einförmigen romantischen Geschmack, der bis dahin allein herrschte. Tausend verschiedene Stände mit eben so viel verschiedenen Richtungen und Ansichten bewegten seitdem ihre verschiedenen Kräfte: ungeübt in eigner Production, ohne anregende äußere Ereignisse suchten sie vorerst aufzunehmen, und seit der Mitte des 14. Jahrhunderts verflossen nicht viel mehr als hundert Jahre, so hatte man sich, unterstützt durch die Buchdruckerkunst, bereits der indischen und hebräischen, der lateinischen und römischen, der italienischen und französischen Literatur bemächtigt. Unter diesen Anstrengungen lernte sich die eigene Kraft auch selbstständig versuchen. Es bedurfte nur einer großen Begebenheit in der politischen Welt, so fing man jetzt unter der neuen volksmäßigen Entwickelung an, was zur Zeit der alten volksmäßigen Entwickelung ebenso geschehen und nachher von der ritterlichen Welt, welche die Wirklichkeit floh, versäumt worden war: man ergriff diese Begebenheit und übergab sie dem Liede und Gesang. Die großen Nationalkriege, die ich als den merkwürdigen Wendepunct bezeichnete, der die Nationen überhaupt zur Volksthümlichkeit brachte, brachten die Nationen auch wieder zu einer volksthümlichen Lyrik. Die schottischen und französischen, die Albigenser- und Schweizerkriege haben zum erneuten Nationalgesang begeistert. Leider geschah in Deutschland nichts Großes in diesen Zeiten: allein wo doch auch ein mäßig Großes geschah, da rief es auch bei uns den Volksgesang hervor. So haben wir unter Suchenwirts Helden solche, die, von den preußischen Zügen zu schweigen, in den Kriegen der Gegenkaiser, in den Fehden, die durch die Tyroler Erbschaftssache und in den Händeln des Pseudowaldemar betheiligt sind, und die Sempacher Schlucht findet in der Rede von fünf Fürsten[265]) eine Erwähnung. Aber hier sieht man, wie

---

265) N. 20.

diese Nationalbegebenheiten den Hofsängern entrissen wurden. Diese Panegyriken wurden vergessen, aber die Volkslieder von der Sempacher Schlacht (1386), und vor andern das von Suter, sind der Nation theuer geblieben. Von diesen Zeiten an gab es kein Ereigniß von nur einiger Bedeutung mehr, das nicht seinen Sänger gefunden hätte und wir stehen in einer Zeit, wie wir uns jene frühern Jahrhunderte denken müssen, wo das deutsche Volk in allen Klassen sang: nur daß sich aus dem historischen Gesang dieser neuen Zeit nichts Episches bilden konnte, weil Geschichte und Aufklärung störte: und so sehen wir Beheims größere historische Gesänge in einem jämmerlichen Abstich selbst gegen das roheste Lied vielleicht eines Landsknechts über die nämlichen Gegenstände. — Den Krieg mit den Reichsstädten hat dagegen Suchenwirt in einem mehr volksthümlichen Gedichte besungen[266]), das uns die Stellung der Volksstände gegen einander lebhaft versinnlicht. Die Fürsten und Stände, sagt er, verwirren sich in Kriege, Raub und Brand verwüstet die Lande. Wenn keine Bauern mehr sind, dann wird der Spaß sein Ende haben, und wovon werden dann die leben, die sich jetzt Herr nennen, da doch die Fürsten nicht mit dem Pfluge gehen und die Bürger sich dessen schämen? Den Städten verhält man ihre Nahrung durch Weglagerung und Raub, nun fegen sie den Harnisch aus dem Roste. Den Reichen sind die Kasten gefüllt, und den Armen leer, dem Volke ist der Magen hohl und mit Ingrimm sehen sie Weib und Kinder vom Hunger bleich. Nun rotten sie sich in schreckliche Haufen zusammen und drängt einer dem anderen vor: Schlagt auf den Reichen die Thüren, wir wollen mit ihnen essen; denn besser ist, daß wir erschlagen werden, als Hungers sterben. Schreckliches Blutvergießen zwischen Ritter und Knecht, zwischen Arm und Reich ist die Folge. Wo Städte und Fürsten nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Haupttheile sind, wie soll es da ausgehen? Wir sollten uns brüderlich in Sühne vertragen, nun aber machen wir Juden und Heiden froh, in dem wir gegen einander wüthen. Dieß allgemeine Bild erläutern alsdann seit diesen Zeiten durch mehr als ein Jahrhundert zahllose Volks-, Fehde- und Schlachtlieder aus diesen Reichs-

266) N. 37.

städtekriegen im Einzelnen und dieß begönne etwa mit dem rohen Liede Keppensens von Ersteigung der Stadt Lüneburg (1371)[267]. Innerhalb der Städte, erwähnte ich oben weiter, treten die revolutionären Zwiste der Zünfte und der Patricier hervor, und wie auch in Auffassung dieser Zustände das Kunstmäßige ins Volksmäßige überging, und das Umfassendere ins Kürzere, das deute ich an dem einen Beispiele an, wie in Cölln ähnliche Bewegungen im 13. Jahrh. in einem großen erzählenden Reimgedichte, das ich bereits erwähnte, behandelt wurden, die jetzt nur für die Beschreibung der Weberschlacht (1370)[268]) dem Hauptereignisse nach einen Sänger fanden. Was die Bewegungen in der Kirche und die Trennungen in Secten angeht, so wissen wir, daß wir die neue Verbreitung vulgarer Kirchenlieder den Mystikern[269]), die wir an der Spitze der Bewegungen gegen den todten Cultus und die lateinische Predigt sehen, und den einzelnen fanatischen Secten, wie den Geißlern[270]) zu danken haben, während die politischen Vertilgungsmahnungen gegen diese Ketzer wie gegen die Juden ein Vorrecht der Schul- und Hofsänger blieben. Große poetische Ereignisse hatte Deutschland damals nicht: sein historischer Volksgesang konnte daher nicht bedeutend werden; aber desto merkwürdiger, werden wir nachher sehen, ist sein volksthümlicher Kirchengesang geworden. Denn nach innen entfaltet sich jetzt ein mächtiger Bildungstrieb: und wie die bürgerlichen Stände sich nun der Dichtung, wie des ganzen Lebens bemächtigten, wie sich die ganz einzige Erscheinung des Zunftgesanges, und dieser wieder in dem merkwürdigen Gegensatze des ansässigen, geregelten Meistergesanges und des schrankenloseren Liedes der wandernden Gesellen ausbildete, wie jede einzelne Volksklasse der einzelnen Berücksichtigung im Lob- oder Spottgesang werth gehalten wird, so wie jeder Einzelne wieder sich berufen fühlt, alle Ereignisse, seiner Beurtheilung unterwerfend, in Lieder zu bringen, und jede Ueberlieferung nach seinem Geschmack zu gestalten, wie

267) Leibnitz scriptt. t. 3. p. 188.

268) In der Ausgabe der Cöllner Chronik von Hagen.

269) Von Tauler z. B. in Rambachs Anthol. christl. Gesänge.

270) In den Chroniken von Königshoven und Gansbein sind deren mitgetheilt.

sich unter diesem allgemeinen rastlosen Getriebe der ganze Zustand der geselligen Verhältnisse wie der Literatur zum vollen Gegensatz gegen die frühern Zeiten umändert, und wie man sich endlich dieser verkehrten Welt halb bewußt wird und sie unter tausend Formen der Ironie, der Satyre, des Humors und des vollkommenen Unsinns darstellt, dieß Alles zu zeigen, wird nun der immer näherrückende und stets schwierigere Gegenstand unseres Geschäftes.

Das historische Lied und die lyrische Kritik des öffentlichen Lebens hatte, wie ich gelegentlich erwähnte, schon seit ganz frühen Zeiten seinen Bestand in Deutschland und hat unter irgend einer Gestalt wohl immer existirt. Die Volksthümlichkeit in beiden war zur Zeit der aristokratischen Kultur geringer, wo sich das Eine mehr zur umfassenderen Reimchronik, die andere in die Sirventes der Minnesänger zog. Wenn auch vereinzelte Erscheinungen, wie das Lied von Freiburgs Bunde mit Bern (1243)[271], das die Fabel auf das Gemeinwesen anwendet, wie es auch Boner in seinen Nutzanwendungen in anderer Art thut, beweisen, daß auch das volksmäßigere poetische Lied nicht ganz ausging, so erscheint es doch in den Zeiten der generellen Bildung, die ich eben bezeichnete, offenbar im Hintergrunde, und erst im 14. Jahrhundert tritt es in erhaltenen Documenten wieder hervor. Einen bestimmten Charakter annehmen, zu großer Verbreitung kommen, konnte es auch nicht wohl früher, nicht ehe die volksthümliche Bildung überhaupt die aristokratische anzufechten begann. Im 14. Jahrhundert aber traten die Schweizer in ihren glorreichen Kampf gegen Oestreich, der sich sehr bald zu einem Kampfe republikanischer und aristokratischer Prinzipien ausbildete; schon in die Bonerschen Fabeln gingen daher die Grundsätze eines republicanischen Mannes ein. Es kamen Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Heerd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und schlichte Sitte mit Hoffart und Adelstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen; es wurden Siege erfochten, die

271) Wolffs Samml. histor. Lieder S. 448.

der Volksbewaffnung ihr uraltes Ansehen zurückgaben. Die historischen Lieder, die auf die Kämpfe und Schlachten im Kloster von Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels (1376—1388) gedichtet sind, erkämpfen dem deutschen Volksliede so gut seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poesie, wie die Schlachten selbst dem Volke, das sie gewann, seine Freiheit. Wer in das geheime Triebwerk der Dinge sehen könnte, wie einfach würde der die Gesetze der menschlichen Natur finden! Denn wie auffallend ist es doch, nach vielen hundert Jahren, seitdem in Deutschland die ritterliche Kriegskunst das Fußvolk verdrängt hatte und eine ritterliche Dichtung die volksthümliche, kehrt nun auf einmal der Gebrauch des Fußvolks erfolgreich wieder und sogleich nimmt man auch die verdrängte Manier der Poesie wieder auf. In dem Augenblick, wo Suchenwirt in Wien das alte Ritterwesen im Ton des ritterlichen Liedes noch einmal zu verherrlichen sucht, die Kreuzfahrten anpreist und den alten Frauen- und Hofdienst und das Andenken des bei Sempach gefallenen Leopold zu retten sucht, stimmt Suter sein Sempacher Lied[272]) in dem Tone des uralten deutschen Volksgesanges an, singt in einer Strophe, die vielleicht noch ursprünglichere Theile hat, als die gewöhnliche vierzeilige unseres alten einheimischen Epos, nimmt unabsichtlich die Wendungen und die Ausdrücke der Nibelungen, setzt seinen heroischen Bauern, seinem Winkelried nnd Hans Rot ihre Denkmale, spottet der Ritter und ihres Frauenverkehrs, wie auch Keppensen in dem erwähnten niederdeutschen Liede aus dem Lüneburgischen Erbfolgestreit (1371)[273]) thut, und er gebraucht mit Glück die kecken Späße und Ironien, die der altdeutschen Sage fast überall anhängen[274]). Zur äußerlichen Erklärung dieser Erscheinung liegt die Annahme nahe, daß gerade damals die deutschen Epen muthmaßlich ebenso noch einmal eine erneuerte Aufnahme gefunden haben müssen, wie in eben

---

272) Wolff, S. 451.
273) Ebend. S. 370.
274) Am Ende z. B.

Ku Brüni sprach zum Stiere: Ach solt ich dir nit klagen,
mich wolt uff diser Reviere ein herr gemulken haben.
He, ich hab im den Kübel umgeschlagen,
ich gab im eins zum Ore, daß in müßts vergraben.

dieser Zeit bei Anderen die Ritterpoesien, und es stimmte gut dazu, wenn gerade auch jetzt erst die Wilkinasage gesammelt wäre, wo auch in Mecklenburg z. B. Ernst von Kirchberg (1378) in seiner Reimchronik gleichfalls einen uralten Ton anstimmt. Eine tiefere Erklärung läßt sich nur ahnen; man fühlt, welch ein geheimes Band zwischen den inneren Zuständen und ihrem Ausdrucke ist, aber wer will seinen Schlingungen folgen? Man merkt, daß gleiche oder ähnliche Verhältnisse der Urgeschichte unserer Nation und diesen Zeiten des 14—16. Jahrhunderts eigen sind, die bei großen Verschiedenheiten hier und da durchscheinen, und dieß kann die Geschichte auch darstellen, daß die Bildung des deutschen Volks seit dem Hervortreten der untern Klassen nichts anderes ist, als eine Regeneration und Wiederholung der älteren in der Sphäre des Adels vollendeten Geschichte in dem weiteren Kreise des ganzen Volkes. Wie ich schon vorhin sagte, ohne die Existenz der Geschichtschreibung hätten sich die Schweizerlieder so gut, wie die Lieder aus der Völkerwanderung zum Epos fortbilden können, und wer die verschiedenen Sempacher, Glarner, Aargauer u. a. Lieder zu einander vergleicht, sieht leicht, wie sie Allgemeingut waren und fortbildend erweitert wurden. So aber hatten sie ihre Hauptwirkung darin, daß sie zuerst wieder im Staatsleben menschliche Empfindungen weckten, die gedrückten Bauern aufathmen machten, Mannkraft und Herz für Vaterland und eignen Besitz erregten und den frommen Heroismus alter Zeiten in einem tüchtigen Geschlecht wieder ins Leben riefen. Wie gut war es, daß man hier doch, wenn die östreichischen Spione ihre Schmachlieder auf die Eidgenossen sangen, voll Verketzerung, giftigem Zorn und unversöhnlichem Hasse, die Simme der Gegner hörte, die auf Gottvertrauen und Recht fußten und ehrlich blieben, selbst wo sie im natürlichen Spotte muthwillig über die Niederlagen der dünkelhaften Gegner scherzten. Wenn man doch auch so in Deutschland die hussitischen Lieder und ihre geistlichen Schlachtgesänge gehört hätte, und nicht fast blos die Ergießungen erbitterter und geschlagener Feinde und befangener Zeloten! Im inneren Deutschland überhaupt wollte es mit dem historischen Volksgesange darum nicht fort, weil Alles Große, was geschah, an den Grenzen vorging, bis erst im Laufe der Zeiten die innere Geschichte der Nation durch die Reformation bedeutend ward und

dann auch weniger das historische, als das kritische und sceptische Lied emporbrachte. Wie die moralische Censur, die unsere Poesie übte, bisher immer groß und stets gesund und tüchtig war, so übte sie auch in der Reformationszeit ihr Amt stärker als je; mit der politischen wollte es weniger gehen. Wo auch einmal ein armer deutscher Poet etwas hinreimte, das richtete er nützlicher zu einem Geschenk für seinen gnädigen Herrn ein; und überhaupt verdiente doch auch wohl ein Albrecht von Brandenburg und ein Pfalzgraf Friedrich und sein Sieg bei Seckenheim (1462)[275]) weit eher ein Lied, als so manche kleine That der Reichstädter; und wenn der schwache Kaiser Friedrich auch keine Volkssänger fand, sondern nur etwa einen Beheim und die bretagnische Heirathsgeschichte Maximilians höchstens einen Hans Ortenstein[276]) zum Dichten reizte, so sang man doch dagegen dem jungen Lasla, der ein Volksliebling und die Hoffnung der Christenheit war, recht aufrichtig gemeinte Loblieder. Es wollte auch innerhalb Deutschland gar nichts von den Bewegungen der untern Stände glücken; die Schweizer, die hussitischen, die dithmarsischen Bauern machten innerhalb 150 Jahren den Kriegsruhm der deutschen Ritterschaft an allen Grenzen zu Schanden, allein die Bauernkriege in Deutschland nahmen gleich eine solche Wendung, daß jeder Vernünftige sich abwand, und so mißlangen auch die bürgerlichen Bewegungen in Wien; der Bürgermeister Holzer, der wohl ehedem auf die Vertreibung des schlechten Grafen Cilly Spottlieder ins Volk gebracht hatte, mußte sich von dem fürstlichen Poeten Michel Beheim an den Pranger stellen lassen. So herrschte denn eine ganz offenbare Scheu, sich über öffentliche Dinge aufrichtig hören zu lassen, und so laut sich, wie wir sogleich erfahren wollen, der Hofparasit Beheim mit seinen historischen Gedichten und Beurtheilungen der Zeitbegebenheiten machte, so rückhaltend ist dagegen Hans Rosenplut in einem allegorischen und absichtlich dunkel und räthselhaft gehaltenen Liede von dem ausgeflogenen Türken, zu dem sich Zeislein und Meisen gesellt hätten (dieß sind Anspielungen auf den hus-

275) Hormayers Taschenbuch 1834. S. 1 sqq.

276) Die Geschichte zwischen des römischen Künigs und des Künigs von Frankreich. o. O. 1491.

*mischen Priester Mies und auf Ziska) um den Adler zu rupfen. Dieser Rosenplut der Schnepperer[277]) ist aber auch ein wahrheitsliebenderer, volkssinnigerer, graderer und viel tüchtigerer Mann als der weinsbergische Weber; sein Urtheil über die Begebenheiten bei Tachaw und Tauß, bei denen er selbst gegenwärtig war (1431) und worüber er zwei Sprüche (von Böhmen und von der Hussenflucht) gemacht hat[278]), ist ganz vortrefflich und sehr anschaulich versetzt er darin in das deutsche Kriegswesen. Man kommt um Gotteswillen, und trachtet doch nur darnach, seinen Beutel zu spicken; man zankt um den Alleinbesitz einer Stadt, noch ehe man sie hat; man unterhandelt, man beräth, „man spinnt ungehecheltes Werg," man veruneinigt sich über das Banertragen, man vermißt sich hoch und theuer, und setzt die heiligsten und ehrenrührigsten Schwüre dran, daß man mit tapferer Hand streiten wolle, und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertstreich davon, so daß, wie Hans sagt, eine gleiche Zahl von Bademägden ein Besseres geleistet hätten. Auf solche Thaten ließen sich freilich keine Lieder machen. Und was die deutschen Städtekriege angeht, so ist auch da alles Geschehende so kleinlich, daß es gleich jämmerlich und ängstlich herauskommt, wenn die Rothenburger einmal ein Oertchen einnehmen, oder die Nürnberger ihren Feinden eine Schlappe beibringen, und wenn sich über das Eine Ereigniß ein Bäckersknecht bescheiden vernehmen läßt, oder über das Andere unser Hans Rosenplut ein anspruchvolles Gedicht macht[279]). Es ist doch ganz was anderes wie Suter den Stier von Uri (mit jener beliebten meist aus den Wappen hergenommenen Thier-Allegorie, die in allen diesen historischen Volksliedern nach dem allgemeinen Geschmacke dieser Zeiten durchweg herrscht)[280]) mit dem feindlichen Löwen im Kampf bringt, und wie Rosenplüt seiner eingepferchten Schafe

277) Den Beinamen variirt er selbst mit Schwätzer:

Der dieses lieblein hat getîcht, das uns die warheit zeyt,
der trinkt viel lieber wein denn wasser, und hetts der pabst geweyht.
Hanns Snepperer ist er genant, ein halber byderbmann,
der in ein großen Swatzer heist, der tut kein sunde daran.

278) Leipz. Hdsch. 58[d]. S. 165 sqq.

279) Es ist auch in Wolffs Samml. gedruckt.

280) Uebrigens wagt man sich auch in freie Allegorien, z. B. in dem Ge-

Sieg über die 22 belagernden Wölfe darstellt; ganz anders, wenn dort der Winkelried die Spieße der Ritter in seine Brust gräbt, und hier der Sieg mit den „bleiernen Schlehen" über die Ritterschwerter erfochten wird; ganz anders die innige Begeisterung dort, die den entscheidenden Schlag in einer großen Volkssache jedem Mitkämpfer einflößte, als hier die künstliche Lebendigkeit der Beschreibung in dem Gedichte des Reichsbürgers; ganz anders der Wechsel von Andacht, Erzählung, Satyre und Spott dort, als hier das episch kleinliche Herzählen von allen trockenen und dürren Gleichgültigkeiten, was das historische Lied in Deutschland im Allgemeinen ganz werthlos gelassen hat. Die allgemeine Neigung der Zeit zu Thatsächlichem, die Flucht vor aller Abstraction veranlaßte diese unsäglich trockenen Reimereien. Und daran leiden übrigens auch schon die Lieder Veit Webers[281]) und andere Schweizergesänge aus dem burgundischen Kriege, denen überhaupt alle jene schönen Grundlagen schon fehlen, die den Thatsachen selbst, die dem Burgundischen Kriege gegen den Habsburgischen ebenso abgehen. Immer zwar behauptet das Kriegslied der Schweizer auch in diesen Zeiten noch seinen Rang, wie ihr kriegerischer Character und ihre Todesverachtung noch im schwäbischen Kriege sonderbar absticht gegen die Insubordination und die tändelnde Art, mit der die guten Reichsstädter, ähnlich wie die Italiener ihre Kriegszüge behandelten[282]), die sich etwa im Trunke, wo es aufs tapfre Einschenken ankam, vermassen je Einer drei Schweizer auf sich zu nehmen, und ihre „schwäbischen Possen" auch in den Bewegungen des Bauernkrieges nicht lassen konnten. In jedem epischen und lyrischen Liede nun drückte sich natürlich bei der großen Unmittelbarkeit dieser Gesänge der Charakter der Begebenheiten und Nationen genau ab; und so viel Ernst und Würde

dichte über Albrecht, den Schwiegersohn König Sigmunds (1438) im deutschen Museum 1776.

281) Ausg. von Schreiber; und bei Wolff.

282) Mit den Schweizerliedern über den schwäbischen Krieg muß man einen Druck von 1499 o. O. vergleichen, der die deutsche Seite in einer gereimten Erzählung vertritt, um den lächerlichen Abstand der Poesien auf beiden Seiten recht zu empfinden. Der Titel ist: Von diesem krieg wie ungefüeg der switzer stamm ist ungehorsam dem römischen reich u. s. w.

in den Schweizer-Liedern des 15. Jahrhund. noch ist, so mischt sich doch schon Selbstgefühl und Uebermuth und ein Trotz auf ihren alten Ruhm unwohlthätig ein; so groß die Thaten bei Granson, Murten und Nancy waren, so war da weder ein großes Recht noch eine große Sache mehr; und trotz den Anlagen des mehr professionirten Dichters[283]) Veit Weber, können seine Lieder weit nicht die Wirkung machen, wie das einfachere Gedicht des Suter. Dagegen spricht wieder, obgleich die historisch treue und minutiöse Erzählung den poetischen Werth gering hält, aus den dithmarsischen Liedern über die Schlacht bei Hemmingstede[284]) (1500) ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geschlechts- und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen stolze Unterdrücker, des armen Unabhängigen gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß wenn sie Recht hätten, Gott sie nicht verderben, hätten sie aber unrecht, sie möge sterben lassen. Auch was den Vortrag angeht, die langen Verse, die alten kecken Züge[285]) und den Romanzenton, würde ich diese Lieder mehr den schweizerischen des 14. Jahrhunderts vergleichen, wie überhaupt etwas noch ganz Urvolksthümliches in dem Volksgesang dieser Dithmarsen und in dessen Tradition durch Tanzweisen liegt.

Das historische Lied im inneren Deutschland blieb also bei seiner Nüchternheit; die poetische Kritik des öffentlichen Lebens bezog sich mehr auf Moralisches als auf Politisches. Wo sie sich auf das Moralische bezog, da ward die Stimme der poetischen

---

283) Er sagt von sich:

> Mit Gesang vertreib ich min leben,
> von tichten kan ich nit lan,
> darumb mir Stett hand geben,
> die Schilt ich an mir han;
> daß ich mich dester bas mög erweren,
> und ehrlich kum gegangen
> für Fürsten und für Herren.

284) Im Neocorus, von Dahlmann herausg.

285) Neocorus, 1, 518 am Schluß eines Tanzliedes:

> Segget dem koninge gude Nacht, he hefft unß braden höner gebracht;
> tastet tho, gi leven Gesten, dit gifft uns konig hanß thom besten
> Gistern waren se alle rike, un stecken se hir in dem Schlicke;
> gistern do vorebden se einen hogen Mort, nu hacken ehn de Raven de Ogen uth.

Sittenprediger stets heftiger und lauter, je mehr sie aus dem Kreise des Volkes hervorkamen; wo sie sich auf das Politische bezog, da mußte es ein allgemeines Thema sein, wenn ein etwas freierer Ton angestimmt werden sollte. So sagt Cyriacus Spangenberg in der sächsischen Chronik, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Lieder im Volke gesungen wurden, worin die Obrigkeit gemahnt werde, Recht zu pflegen, dem Adel nicht zu viel Gewalt einzuräumen, den Bürgern nicht zu viel Luxus zu gestatten, die Bauern nicht zu beschweren und die Straßen rein zu halten. Auch in der Türkengefahr erlaubte es die christliche Licenz schon, freimüthiger und kecker die zögernden deutschen Fürsten und die Ritterschaft anzugreifen, die ganz stufenmäßig ihre alte Begeisterung für die christlichen Kreuzkämpfe in den letzten preußischen, den hussitischen und türkischen Kriegen bis zur Impotenz sinken ließ. Man fühlte indessen nicht allein in der moralischen, sondern auch in der politischen Welt die Gebrechen schon im 15. Jahrhundert stets mehr, und auch unter den Poeten dieser Zeit, wie der des 14ten, läßt sich entdecken, wie man sich auf verschiedene Weise in der Gesellschaft stellte und sie beurtheilte, wie wir vorher bei den östreichischen Dichtern sahen. Der Kampf des Alten und Neuen und die Gegensätze werden dabei stets lebhafter; die Dichter sind aus der bürgerlichen Klasse, aber zum Theil noch im Hofwesen befangen wie in den Regeln der alten höfischen Kunst. Zwei Dichter, die man gewöhnlich schon Meistersänger nennt, zeigen der Eine, wie unrettbar das Alte seinem Untergang entgegen ging und die höfische Kunst hinstarb, der Andere, wie machtvoll mit den untern Klassen neue Begriffe und ein neuer Geschmack emporkamen. Jener erste ist Michel Beheim, und dieser letztere ist Hans Rosenplüt. Beide suchten noch die Höfe mit ihrer Kunst, Rosenplüt noch ganz als ein solcher Wappendichter, wie Suchenwirt[256]). Ganz so erklärt er

256) In seinem Gedichte auf den Herzog Ludwig von Landshut sagt er:

ich — bin ein fremder abentewrer
zu fürsten, zu herren, zu kunigen und zu keysern,
und bin irer wappen ein nachreyser,
nach Adams ere zu plasonniren,
und auch ir varb zu disidiren,
und such an iren hofen mein narung.

noch das Wappen des Herzogs Ludwig des Reichen von Landshut, singt dessen Preis in einer Ehrenrede (1460) und erhebt ihn in unmäßigem Lobe; auch andere seiner Gedichte, die wie das obenerwähnte, allegorische Einkleidung tragen, nennt er Wappenreden. Trotz dieser seiner Stellung aber zu Hof und Ritterschaft die ihn wie Beheim in ganz Deutschland umtrieb[287]), hat er auch weiter nicht die geringste Sympathie mit dem alten Ritterwesen, sondern eröffnet mit aller Entschiedenheit die Volksmanier und die Stoffe, die wir dann bis zu Hans Sachs hin sich weiter bilden sehen. Es ist selten, und steht ihm fremd, daß er sich (wie in dem Gedichte von den 7 Wochentagen) auf asceitische Vorschriften einläßt und dabei die herkömmlichen Bilder und lateinischen Brocken gebraucht; auch seine Reden zum Lob der Jungfrau voll eigener Mischung des alten Schwulstes, mit den ganz gemeinen Ausdrücken der Volkssprache, erscheinen seltsam neben seiner sonstigen Klarheit und Heiterkeit; die üppigen Naturschildereien in den Eingängen seiner Allegorien, die Beschreibung der Steine und Pflanzen oder etwa der musicirenden Vögel, die überladene und lächerliche Durchführung, die dann einem solchen lächerlichen Vergleiche ankleben, die gesuchten sonderbaren Reime[288]), in denen er sich dann gefällt, all dieß sind seltnere Auswüchse bei ihm, in denen selbst er übrigens als ein berufenerer Mann erscheint, als die meisten seiner ungefähren Zeitgenossen. Seine Erzählungen und Schwänke, von denen manches gedruckt ist, halten sich noch am meisten an den alten reineren Erzählton, selbst wo die Gegenstände derber sind, so wie umgekehrt seine Fastnachtspiele, auf die wir unten zurückkommen, die bäurische, zotige und ganz ungezogene schmutzige Volksmanier am ärgsten an sich tragen. Er urtheilt von dem Stande der Welt im Allgemeinen nicht besser, als der Teichner, aber er ist glücklich dabei, wie der stets klagende Mann des Volks überhaupt; und bei etwas näherem Zusehen findet man, welch ein guter Bürgersmann er ist.

---

287) Leipz. Hdsch. 58d. S. 102. Ich hab alle teutsche land durchsucht ꝛc.

288) In Nr. 7 dieser Handschrift sind die Reime der ersten Verse folgende: Freude: Hayde, schoſt: proſt, krewtlein: hewtlein, zeglich: kecklich, Säftlein: Schäftlein, Tönlein: Krönlein, flindelt: gezindelt, Eſtlein: Käſtlein, geſchmolzen: überſtolzen u. ſ. f.

Bei Teichner und Suchenwirt hört man kaum von einer andern, als der ritterlichen Gesellschaft, bei Rosenplüt fast nur von der bürgerlichen; tadelt er beide, so trifft sein Tadel die letzteren gelinder, lobt er beide, so ist sein Lob der letzteren inniger. In dem Gedicht vom Einsiedel[289]) berichtet der Dichter von der Lage der Welt so: Die Frommen sieht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es sind keine Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist, sie drücken und beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen schützte und Unrecht spaltete, so ist Fürst und Adel von Schande entstellt; ihre Gerechtigkeit besteht nicht mehr, das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen, weil man sie zum Hof hinausjagt. Zum Pabste wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen, und ins *Stift* den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen graust, die im Lande sengen und brennen; Leute mit vergiftetem Rufe, die vielleicht selbst hinterm Busche gepaßt haben, werden zu Domherrn gemacht, die heilige Dinge lehren sollen. Hat ein solcher dann mit der Pfründe erst Hab und Gut erhalten und braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, so geht er auf schöne Weiber aus. Dieweil stirbt der Bischoff, so wählt man ihn an seine Stelle, da er im Stifte mächtig geworden; von seinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande, im Eisenhut mit Speer und Panzer, zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren sollten. Kaum daß die arme Priesterschaft in den kleinsten Pfründen das Volk noch *belehrt*. In der Gemeinde stehts nicht besser. Was der Edelmann trägt, will auch der Bürger tragen, ihm ahmt der Handwerksmann nach und diesem wieder der Bauer; jeder wills dem andern gleich thun, gewinn' ers nun mit Kegeln, Borgen oder Verkaufen; obenan sitzen daher die Wucherer; Beten und Kirchengehen ist ihnen langweilig. Man sieht leicht, wie hier der Nachdruck auf dem ersten Theile liegt. Man vergleiche weiter den Spruch zum Lobe des Herzogs Ludwig, wie pflichtmäßig Alles herauskommt, gegen die

289) Nr. 9 in der angeführten Handschrift.

Innigkeit und Herzlichkeit, mit der er sein Nürnberg[290]) (1447) preist, seinen weisen Rath, den getreuen Hirten der Stadt, die gehorsame Gemeinde, die wohlgezogene Priesterschaft, die in der That erstaunlichen Wohlthätigkeitsanstalten, ihre meisterlichen und bildenden Künstler, ihre Kaufmannschaft und Handelsverbindung, ihren redlich erworbenen Reichthum und ihren Glanz, der sie, wie auch Aeneas Sylvius anerkennt, unter die ersten Städte der Welt stellt. Und am sprechendsten lernt man den Dichter in seinem Fastnachtspiel vom Türken kennen[291]). Der Großtürke erscheint unterm Geleite der Stadt Nürnberg auf deutschem Boden als Reformator, denn er hat im Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß der Christen Unglücksstunde geschlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Ketzerei, falsch Gericht, Simonie, Zölle und den Druck der Oberen auf die Niedern will er ausrotten. Ihr seid alle, sagt der Türke dem päbstlichen Boten, der ihm mit Bann droht, ungetreu aneinander, ihr habt böse Münze, falsche Richter und ungetreue Amtleute, wo ist einer, der das Alles austilgt? Ihr habt Juden, die euch mit Wucher fressen und in gutem Frieden sitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Rosse reiten und um den Glauben sich wenig kümmern, ihr habt böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt, ihr habt große Beschwerung und kleinen Frieden, wo ist einer, der das Alles abstellt? Die Kuchen eurer Fürsten sind alle zu fett geschmelzt, ihre Rosse zu schön und zu glatt; noch höhen sie ihren Bauern ihre Abgaben, und wenn sie einer einmal darum tadelt, so schlagen sie ihm seine Rinder nieder, und sollte ihr Weib und Kind darum Hungers sterben[292]). Dem

---

290) Ebend. Nr. 11.

291) Ist gedruckt in Tieks deutschem Theater.

292) Dazu denn als Probe der Manier folgende Stelle, die Botschaft des türkischen an den deutschen Kaiser:

Sage deinem keyser hinwider, dem obersten Hawpt,
im sei recht und unrecht erlawbt,
wolle er hageln, so wollen wir schawern,
und wolle er weinen, so wollen wir trawern,
wolle er sawern, so wollen wir bittern,
und wolle er lachen, so wollen wir kittern,
und wolle er trennen, so wollen wir reyßen,

von Pabst, Kaiser und Reichstag bedrohten Türken hält dann die Stadt treulich ihr gegebenes Geleit. — Auf andere Seiten des Dichters werden wir gelegentlich zurückkommen. Man erkennt übrigens sogleich, wie dieser Ton die politische Kritik der Hutten einleitet, so wie Rosenplüt überhaupt als Bahnbrecher für jede Gattung fast, welche die Reformationszeit auszeichnet, und als ein würdiger Vorläufer von Hans Sachs betrachtet werden muß.

Dem Rosenplüt entgegensetzen wollte ich den Michel Beheim[293]). Es kommt mir weder darauf an, seine zahllosen Poesien durchzugehen und zu charakterisiren, noch auch ihn unter anderen seiner Zeitgenossen oder nächsten Vorgängern und in seinem Verhältnisse zu diesen, zu einem Schönboch, Harder, Lesch, Hültzing u. A. zu zeigen, denn sowohl seine als auch dieser Männer meiste Dichtungen theilen zu sehr die Form und den allgemeinen Charakter des Meistergesangs (obwohl sie noch keiner Schule angehören) und verdienen die particulare Auszeichnung zu wenig, als daß sie nicht in der allgemeinen Erwähnung desselben später mit eingeschlossen werden dürften; es gilt mir nur darum an den merkwürdigen Schicksalen dieses Mannes (geb. 1421) zu versinnlichen, wie das Heil der Dichtung fernerhin nicht mehr an den Höfen gelegen war, sondern im Volke, und wie hart sich eben an ihm der Versuch strafte, aus den Gewerbsklassen des Volkes, in denen er geboren und für die er erzogen war, die Kunst noch

---

und wolle er f—, so wollen wir uns besch—
wolle ers dan verbieten, so wollen wirs halten,
das raten unsern fursten wir alten;
und wollen im dann ein pot hinwider thun,
wenn dann ein fuchs wird fliehen ein hun,
und wenn ein hund ein hasen fleucht,
und wenn ein einfeltiger ein beschißen Juden betrewgt,
und wenn ein frosch einen storchen verschlickt,
und wenn der pettler nymmer an seine cleyder flickt,
und wenn ein gans ein wolff wirt jagen,
und wenn die frawen nymmer kinder tragen,
wenn im das alles geschicht, erst wollen wir fliehen,
und mit schanden wieder heim ziehen.

293) Gedrucktes in der Sammlung für altd. Lit. und Kunst. Ich benutze die Codd. Pall. 335. 386. 351. 375. 382 und besonders 312.

einmal an die Höfe zu tragen. Seinen Ursprung leitete Michel aus Böhmen her; so wenigstens beantwortete er die Frage, die man ihm an König Ladislaus Hof in Prag einst stellte, woher sein Name Beheim käme, da er doch ein Deutscher sei: seine Ahnen seien aus Böhmen vertrieben worden und hätten sich in Schwaben (in Weinsberg) niedergelassen. Sein Vater war ein Weber und er selbst ernährte sich eine Weile durch das vom Vater erlernte Handwerk, bis er an das Geschäft des Dichtens kam. Da nahm ihn sein Herr Conrad von Weinsberg von dem Gewerbe weg; er lernte der Fürsten Hof suchen, und entschloß sich der Singkunst sich zu ergeben bis zu seinem Tode. Doch blieb er dem Handwerk hold, bei dem es ihm einst behaglich war, und wollte sich dessen nicht schämen, auch da er keine Tücher mehr zu machen wußte[294]). Der arme Mann! wie oftmals mag er in seinem Leben an die ruhigen Stunden zurückgedacht haben, wo ihn das ehrbare Gewerb einfach ernährte, während er später seine Armuth und Blöße beklagen mußte[295]). Es hatte sich ihm eine glänzende Aussicht eröffnet, er gab die sichere dafür hin; er trieb sich in der Welt auf und ab um kümmerliche Nahrung, und da er frühe Weib und Kinder hatte, so hemmte ihn das vielfach am Wandern, und leider ward er so oft auch

294) Cod. 312. f. 24.

Ich mein nit daz ich guter tücher vil mach mer,
doch pin ich danoch disem antwerk holde,
und will mich sein nit schemen wo ich ker,
wann es mir offt gutlichen hat getan,
e dann ich hon gewist ein ander leben.
Nun han ich ein anders gevangen an,
und hoff mir soll das nit mer werden not,
in singens kunst han ich mich gantz ergeben,
und muß es treiben biz an meinen tot.

295) Ibid. f. 224.

Was hülff mich mein gesang, daz ich dapey verdürbe,
kein narung erwürbe?
pesser ist mir geton, daz ich mich zih davon,
wil mich kein fürst versehen, so muß ich vorter spehen,
ein anders vahen an, wan ich kan nit pestan
in solchem wesen mer, wann ich mich nie so ser
verzert bei meinen tagen; mein armut muß ich clagen,
ich want nie mer so plos.

gegen seinen Willen zum Wandern genöthigt. Wie gut wars, daß sich der selbst vergnügliche Weber noch tröstete und meinte, er dürfe sich seines Gesanges nicht schämen, er dürfe wohl vor die Merker kommen, denn er wisse seiner Silben Zahl wohl zu setzen nach rechter Läng und Breite, so daß er es mit seinen Zeitgenossen schon aufzunehmen wagte, wenn er sich gleich nicht messen wollte mit jenen alten zwölf Gesangmeistern, die noch in der guten Zeit lebten, wo sie nicht um Lohn der Fürsten betteln, um Brod und Wein sorgen, sondern wo sie all ihren Sinn aufs Dichten wenden durften, während er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat beim Abend und beim Morgen. Wie stark mußte in ihm die Begeisterung für die Kunst sein, die ihm so schnöde lohnte, und der er doch auch in Jammer und Noth bis zu seiner letzten Stunde anhängen wollte, die er an Höfen und bei Fürsten verachtet, aber sonst im Himmel und in der Hölle und unter den Thieren und Elementen im Preise sah. Es ist gewiß nicht leicht ein Meistersänger zu finden, der an dichterischen Anlagen tiefer zu setzen, oder an Gesinnung und Charakter so verkehrt wäre, wie dieser Beheim, und dennoch ist diese Hingebung für eine edle Sache so rührend und guter Sinn und ein ehrlich Gemüth auch unter den Verderbnissen, mit der eine drückende Armuth so leicht die Moralität gefährdet, wohl zu erkennen. Nach dem Tode seines ersten Herrn strebte er höher: er kam zu Markgraf Albrecht von Brandenburg. Aber gleich unter diesem hätte er lernen sollen, daß die Zeit des Singens am Hofe vorbei war. Er kam mit ihm einst nach Heidelberg, sang da vor dem Hofe in seiner schlichten goldnen Weise und strafte des Adels Brandstiftung und Räubereien. Das war freilich am unrechten Orte. Einer rief ihm zu, er wäre wohl gar im Stande, sich gegen den christlichen Glauben aufzulehnen; wenn er nichts anderes singen wolle, so solle man ihn in einen tiefen Bach werfen. Der arme Sänger gab dem Spötter seinen Spott wieder und schlich sich davon. Schlimmer gings ihm im Gefolge des Markgrafen nachher, als er von den Rothenburgern gefangen ward. Das mag (nach den Fehden aus der Rothenburger Chronik zu urtheilen) 1449 gewesen sein. Er verschwur dann, seinen Herrn nicht wieder zu sehen bis dessen Zwiste beigelegt seien. Er fuhr dann erst eine Zeit in Deutschland umher, kam hernach nach

Lübeck und von da wandte er sich an den mit dem Brandenburger verwandten Hof von Dänemark. Der König (Christian von Oldenburg) war nicht in Kopenhagen; die Königin, die den Dichter mit Huld empfangen hatte, schickte ihn ihrem Gatten nach nach Norwegen. Erst hatte er da einen Sturm zu bestehen; dann reiste er dem Fürsten zu Lande nach, und wohlaufgenommen begleitete er den König eine Zeit lang, litt bei der Rückkehr abermals Sturm und meinte, ohne die gute Pflege wäre er elend umgekommen. Nach einigem Aufenthalte an Christians Hof kehrte er nach Brandenburg zurück. Nachher kam er an den Hof Herzog Albrechts von Baiern, dem er in einem Gedichte gelegentlich sehr ausführlich das Horoscop stellt, und deutet „wie er seine Art von den zwölf Häusern und seine Natur von den Planeten" hat, obgleich er sonst der Wahrsagerei und der Vogelschau abhold ist, wie dem Alp und der Wolfsverwandlung und jederlei Aberglauben, und den Zauberern und Weissagern so gram, wie den Quacksalbern, Schatzgräbern, Verzückten, Todtenerweckern und Herstellern der Jungfrauschaft[296]). Wir finden ihn alsdann im Dienste des Herzogs Albrecht von Oestreich, und damals hat er vielleicht die freundlichern Gedichte gemacht zum Lobe Oestreichs, zum Preise der Wiener Universität, deren Verdienste um die Christenheit in der Zeit des Schisma's und auf dem Concil von Constanz er nicht genug zu rühmen weiß[297]), so wie er auch sonst ein heftiger Gegner der Hussiten ist und ihrer Gebräuche spottet[298]), wie überhaupt jede Stimme der damaligen Zeit fast ungetheilt noch Parthei gegen diese Ketzer nimmt, wie z. B. der

---

296) Cod. 382. f. 156 sqq.

297) Cod. 312. f. 153.

298) In einem Spottlied f. 217 sagt er, er wolle die Hussiten vertheidigen: sie seien nicht ungläubig, denn sie hätten mehr Glaubensartikel als das ganze römische Reich; sie empfingen das Sacrament in zwei Gestalten, bald würden sie es in drei bis vier nehmen; sie verwürfen nicht die Heiligen, denn sie hielten die Huß und Rockenzahn (den berühmten Priester Johann Rokynezana) heiliger als Gott; der Priester Meßgewande seien Harnisch und Helme; sie hätten auf der Erde manchen heilig gemacht und in den Himmel gebracht und auf Tabor feierten sie ihren Gottesdienst unter Vogelsang und Büchsenklang: alle Stummen könnten ihr Lob nicht vollrühmen.

Prischuch, der die elende Reimerei von der Cosinitzer Kirchenversammlung gemacht hat[299]). Beheim hat sich auch in Wien für dießmal nicht lange aufgehalten; er ging zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus. In diesen Zeiten machte er die verschiedenen Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Diese und seine übrigen historischen Gedichte sind das Umfassendste in seinen Werken und sie setzen unter veränderten Verhältnissen Suchenwirts Ehrenreden fort, sind aber überall zu viel größerem Umfang angewachsen und stehen in ihrem dichterischen wie historischen Werthe unendlich weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er sich den Stoff zu einem Gesang[300]) über die Türkenkriege des Königs Wladislav von Polen gegen Murat verschafft, die so unglücklich (1444) für den erstern ausgingen. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Elisabeth, Wittwe König Albrechts; die ungarischen Erbgeschichten zur Zeit Kaiser Friedrichs III., die Eroberung von Constantinopel (1453), die Ermordung seines Patrons, des schmählichen Grafen von Cilly (1456), Alles hat er in Reime gebracht[301]). Ueberall singt er seines Dienstherrn Preis; er nimmt sich dieses häßlichen Charakters so gut an, wie jedes andern, denn es ist sein ausgesprochener Grundsatz, daß er dessen Lied sänge, dessen Brod er esse und mit den Wölfen heule. Wenn er denn nur so klug gewesen wäre, sich mit dem Hofgesinde zu halten: aber da ihm diese nichts gaben, ihn vielmehr über die Achsel ansahen und auf sein Gewerb mit Verachtung blickten, so scheint er jede Gelegenheit ergriffen zu haben, um sich an ihnen zu reiben. Ladislaus hatte ihm Beweise seines Wohlgefallens gegeben, aber doch konnte er es nicht lassen, wenigstens gleichnißweise den Ketzern an seinem Hofe etwas abzugeben. Er kam in Ungnade und wußte selbst nicht warum, denn der Schade machte ihn nirgends klug; er mußte wohl noch vor Ladislaus Tode (1457) von seinem Hofe weg, obwohl er vorerst noch in Ungarn geblieben sein mag. Bald treffen wir ihn an Kaiser

---

299) In einer Heidelb. Handschr. der Weltchronik des Rudolf von Ems. Nr. 321. f. 288.

300) Cod. Pal. 312. f. 187.

301) Ibid. f. 228.

Friedrichs Hofe selbst. Er macht 1462 den bekannten Aufstand der Wiener mit, und hält mit dem Kaiser die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeister Holzer aus. Er hat drei Jahr nachher diese Begebenheit in Reime gebracht[302]), sie zu lesen als einen Spruch, oder zu singen als ein Lied; er hatte es schon während den Aengsten der Belagerung der Wiener Burg selbst angefangen und seine Weise darum die Angstweise genannt. Hier schüttet er denn seinen ganzen Grimm über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Lasterbälge" aus und beweist, daß er im Hassen und Schimpfen so arg sein kann, als unmäßig und niedrig im Loben. Was er selbst dabei erlebt und gethan, und wie er allen Hunger und alle Last mitgetragen, fließt mit in seine unsäglich rohe und langweilige Erzählung ein, die uns mit allen belagerten Edelknaben, Zeug= und Büchsenmeistern, Trompetern, Köchen und Kellnern, bis zu den Barbieren und Boten namentlich bekannt macht, und die übrigens zur Erläuterung des damaligen Zustandes von Wien nicht ganz ohne Nutzen ist. Unter den Wienern machte er sich mit seinem Poem keine Freunde, sie schmähten und verfolgten ihn, aber es drängte ihn diese Materie zu behandeln und es ging ihm, wie jenem Propheten, der den Fall von Jerusalem verschweigen wollte: es brannte ihn bis er geschrieben[303]). Wie gern würde man diesen Wahrheitseifer anerkennen, wenn man nicht zu deutlich sähe, wie bloße Fürstendienerei ihn zu diesem Hasse der niedern Stände, denen er selbst angehörte, verleitete, wie er auch sonst bei jeder Gelegenheit seinen Zorn ausläßt an den Reichsstädten, die die einzig große Seite der damaligen deutschen Geschichte sind, an den Bürgern, den Schneidern und Bauern, wie er sie nennt, deren Emporkommen und frische Strebsamkeit selbst ein Aeneas Sylvius in diesen Zeiten bewundert, und bald ein Hutten, der diesen Glanz seiner Ritterschaft lieber gegönnt hätte, mit aufrichtiger Wahrheit bestaunt. Den Fürsten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Artur und Karl vor! und hofft von ihnen Unterstützung seiner Kunst, die nirgends einen Sinn dafür hatten: denn der Gelehrte und Adlige, weil er sah, daß das

302) Cod. Pal. N. 386.
303) Ibid. fol. 181.

Volk ihm den Rücken kehrte, that desgleichen und dichtete hinfort lateinisch und lateinische Dichter fanden dann etwa bei den deutschen Kaisern noch eine Lorbeerkrone. Bei Friedrich hatte der weltunkundige Mann gehofft, sein Leben in Ruhe beschließen zu dürfen, denn hatte er auch mit seiner Anhänglichkeit und seinen Lobliedern nicht so viel verdient? Allein es geschah ihm bald, daß man ihm an Herzog Albrechts Hof, da er singen wollte, das Handwerk legte: denn man war jetzt nur etwa noch Hofnarren zu dulden an den Höfen gewöhnt. Und dieß war weniger zu verwundern, da er kein Albrechtianer war; allein bald klebte der Name eines Kaiserers so fest und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt selbst an des Kaisers Hofe die Thür wies und Friedrich ihm Kost und Speise absagen ließ[304]. Da geschah dem Wohldiener sein Recht; und nun fing er an gegen Fürsten, Geistlichkeit und Adel in frischem Zorn Gedichte zu schreiben, oder höhnend zu rühmen, wie wohl es in der Christenheit stehe; wie der Sultan und sein Heer die Taufe begehrten, der Pabst mit allen Geistlichen sich wacker hielte und von aller Hoffahrt und Weltlichkeit ferne, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter in Gottes Willen unbestochen aufs Recht hielten, alle Priester in ihrer Lehre vergeben, was sie selbst thun, wie der Kaiser in Eintracht mit aller Welt und nur mit den Türken in rastlosem Kriege stehe, wie überall Friede und Sicherheit herrsche, Ungeld und Schatzung und falsche Münze unerhört sei, und jeder Stand sich untadelhaft zeige. So muß er denn auch von Wien aus seinen Wanderstab weiter setzen und er fand eine endliche Zufluchtstätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg. Dort war gerade seit der Stiftung der Universität einiger literarischer Sinn; die Pfalzgräfin Elisabeth hatte dort Bertholds Predigten schreiben und das Leben der heiligen Elisabeth aus dem Latein übersetzen lassen; Pfalzgraf Otto hatte sich für das Wohl der Academie interessirt und an Friedrichs Hof fehlte es nicht an Glanz und an dem, was ihn erhöhen konnte. Wer hört sich nicht gern einen Achill und Herkules nennen, auch wenn er ein Mann wie der böse Fritz wäre, dem am Ende wenig an dergleichen Lob gelegen zu sein brauchte! Vielleicht war es schon um des Lachens willen

304) Cod. Pal. 312. f. 156.

der Mühe werth, zwei so schamlose Schmeichler, wie unsern Beheim und den Caplan Mathis von Kemnat sich an einem großen Heldengedichte[305]) abwechselnd abplagen zu sehen, das in vollem Ernste den siegreichen Friedrich über Alexander und Hannibal an Tapferkeit, an Pietät über Aeneas setzte, das den Otto zu einem Heiligen machte, und dessen wackere Dichter sogar mit Homer wetteiferten: denn jener Ausruf des Alexander, als er den Achill um seinen Sänger beneidete, hatte sie zu ihrem Werke begeistert!

4. Allegorien.

So wie wir bei einem Suchenwirt, so unvolksmäßig er im Ganzen ist, allmählig zum volksmäßig historischen Liede übergeführt worden, so gleiten wir in den allegorischen Reden von der Minne, die am Ende des 14. und im 15. Jahrhundert besonders häufig sind, und die ebenfalls, wie die geschichtlichen Reden des Suchenwirt, wie die Werke des Neuenstadt und Büheler noch einmal den alten Rittergeschmack zurückführen und das Minnelied gleichsam ersetzen wollen, ganz unvermerkt in den Ton des erotischen Volksliedes über. Wie sich im Laufe des 14. Jahrhunderts das eigentliche Minnelied veränderte, läßt sich im Allgemeinen wohl angeben, doch fehlt es zu sehr an Material, um mit Vertrauen und Sicherheit zu urtheilen. Der Gang entspricht in allen Theilen der Veränderungen des Romans. Einen Theil der Romane sahen wir volksthümliche Züge und Manier annehmen, und ebenso näherte sich das Minnelied des Hadlaub oder die Tanz-, Mai-, Erndte- und Festlieder der Oestreicher und Baiern dem Volkston. Andere Romane dehnten sich mehr aus in massenartige Werke, dem könnte man etwa den Frauendienst des Lichtenstein vergleichen. In manchen Rittergedichten sinkt im 14. Jahrhundert das erotische Element ganz hinab ins Derbe und Rohe, oder spricht sich im Verachten der Weiber aus, so wie

305) Cod. Pal. 335. f. 153 heißt es:
Also ich hie an dyser statt ein Erztichter dutscher Poet,
hystorybeschriber, mit nam hie genennet Michel Beham,
welche mich nennen wellen, mit sampt Mathis mym gesellen,
mittichter dyser hystory, beschlieś das end des siges hye u. s. w.

auch das eigentlich Fein-Ritterliche verschwindet, und dieß prägt eben die Zeiten ab, wo man den Ausdruck „es stand abentheuerlich" von der Unsicherheit der von Raubrittern belagerten Straßen brauchte, wo die Gesellen von der alten Minne einer der ärgsten jener schrecklichen Ritterbünde des 14. Jahrhunderts waren[306]), wo der Ritter von Westerburg, dem galanten Frauendienste Feind, in Mismuth sang „Auf ihre Gnad acht ich klein Sach, das lasse ich sie verstan," und wo er von Kaiser Ludwig darum getadelt werden mußte, um den Fehler mit einem herzbrechenden Liede „In Jammersnöthen ich gar verbrinn durch ein Weib so minniglich" wieder gutzumachen[307]). In der Limburger Chronik, die eben diesen Zug erzählt, sieht man, aber leider nur aus kargen Anfängen der Lieder, die sie erwähnt, daß schon in diesen Zeiten der Ton des Minneliedes in den des spätern Volksliedes überspielt, aber doch noch vorherrscht, obgleich schon der Volksgesang sich dieser auch von Rittern ausgehenden Weisen allgemein bemächtigte. Man sieht aus den verschiedenen Stellen dieser Chronik, die sich mit dem Gesange beschäftigen, und die ich nicht wieder ausziehen will, da sie von Lessing, Forkel, Rosenkranz u. A. schon mitgetheilt sind, daß sowohl der dichtende Ritter schon dem Volkston sich fügte, als auch der dichtende Mönch den Ton des Minnelieds traf[308]); und dieß Herablassen ritterlicher Poeten in populare Manier und das Hinaufstreben gewerblicher Sänger nach dem alten Ritterton kreuzt sich nun im Lied wie in größeren Dichtungen, ebenso wie im wirklichen Leben der Bauer zum Edelknechte, der Ritter zum Räuber ward, der Bürger durch Eheverbindungen mit Rittertöchtern nach Ansehn

306) Frankenberger Chronik. a. 1380.

307) Fasti Limpurgenses ed. Heidelb. 1619. p. 11.

308) Ebend. Sp. 36. Zu disser Zeit, 5 oder 6 Jahr davor, war auf dem Mayn ein Münch Barfüsser Ordens, der ward von den Lüten aussätzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, daß im Niemand uf Reinesstrom oder in dissen landen wol geleichen mochte, und was er sung das sungen die leut alle gern und alle Meister pfiffen und andere spilleut fürten den gesang und das gedicht. Er sang dieß lied: „Ich bin außgezehlet, man weisset mich armen vor die thür; untrew ich spür nun zu allen zeiten." Item: „Mai Mai Mai die wunnegliche Zeit, menniglicher Freude geit, ohn mir, wer meinte das? Item: „der Untrew ist mit mir gespilt" ꝛc.

und Würde, der Ritter durch Ordensverbindung mit jedem gemeinen Kerle nach Macht und Gewalt strebte, bis sich dann der Bürgerstand allmählig so in der Literatur festigte, daß er seine eigenen Zustände achten und besingen lernte, wie er auch den Reichen und durch ritterliche Frauen vornehm gewordenen Bürgern zu verbieten anfing, sich von der Zunftgenossenschaft loszusagen[309].

Jener Frauendienst des Lichtenstein hatte wohl mit dem ersten Anstoß zu den allegorischen Minnegedichten gegeben, von denen wir endlich reden müssen: sie hängen daher mit dem Minneliede ganz eigentlich zusammen, leiten sich daher ab, wie sie auch wieder am Ende dahin zurückleiten. Die Göttin, die so innig von dem ritterlichen Gemüthe verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechischen Attributen bekannt werden, so ergriff man diese Gestalt und bildete sie nun allegorisch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus identisch; man hatte endlich heraus, daß die Minne auch sinnlich erschien und jeder Dichter zog nun einmal darauf aus oder ward einmal ohne sein Zuthun dazu erkoren, die mächtige Göttin zu sehen und im Traum oder auf träumerischen Fahrten und Spatziergängen in ihr Land, ihre Stadt, Insel, Burg, Berg, Garten, Kloster oder Zelt zu gerathen. Die Göttin war nämlich seit geraumer Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, eine andere, neue Minne, hatte Eingang gefunden, in deren Dienst sich „Verlegenheit," Tölpelhaftigkeit, geschmacklose und schamlose Tracht (die jetzt auch von allen Chronikschreibern heftig angefochten wird), Läppischkeit, Schleckerei und alle Unritterlichkeit eingestellt hatte, während die alte, wahre Minne in der Einsamkeit umirrte, alle Tugenden, Ehre, Scham, Zucht, Stetigkeit mit sich genommen hatte, stets aber ihre Theilnahme an dem undankbaren und verworfenen Geschlechte behielt, fortwährend jeden frauendienstlichen Ritter als ihren Mann, jede treue Liebe als ihr geweiht betrachtet und unterstützt und unterweilen mit ihrer Erscheinung belohnt, mit ihrer Ermahnung und Lehre tröstet und stärkt. In der Minne Lehre[310]) wird der Dichter im Traum in eine schöne Au ver-

309) Könighovens Chronik bei Schilter S. 312.

310) In Müllers Sammlung unter dem Titel: Gott Amur.

setzt, wo er den Cupido und die Frau Venus findet, die ihm denn alle ihre Attribute und Embleme ausdeuten. Das Gedicht geht aber hernach zu einem Briefwechsel und Gespräche zwischen dem Dichter und seiner Geliebten über: es ist hier also noch förmlich ein Liebesverkehr und eine Liebeswerbung; die dialogische Form, die im Minneliede hier und da vorkam, ist erweitert, und dieß ward jetzt so weit getrieben, daß es wohl Gedichte von gegen 400 Titurelstrophen gibt, die nichts enthalten als eine Reihe von Versicherungen eines sehnsuchtsvollen Liebenden an seine spröde Dame[311]). Der eigentliche Liebesdienst, oder das Factische desselben, schwindet immer mehr, obgleich man die Verbindung dieser Dinge mit Lichtensteins Gedicht deutlich erkennt. In dem Fleigertüchlein[312]), das einen schwäbischen Dichter, der in Tyrol, am Bodensee und in der Pfalz gleich bekannt scheint, zum Verfasser hat und Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jahrhunderts gedichtet ist, findet der Poet im Walde einen klagenden Jüngling, der ihm sein Leid vertrauen will, wenn er auf sein „Fleigerlein," ein Tüchlein, das er als ein Heiligthum in einer Lade bei sich trägt, schwören wolle, sein Geheimniß zu bewahren. Seine Geliebte hatte das Tuch mit ihrem Blut getränkt, als der Jüngling eine Kreuzfahrt antrat. Er erzählt nun seine Abentheuer, beschreibt einen Sturm, den er gelitten und den seine Reliquie habe zertheilen helfen, (wobei der Dichter seinen Unglauben ausläßt)[313]) und dann folgt eine langweilige Erzählung seiner begebenheitslosen Fahrt, nach deren Verlauf er bei der Rückkehr seine Geliebte todt findet. Die vielfachen Beziehungen in diesem Gedichte auf Parzival und Titurel, auf Alexander und Wigalois und andere Romane, und die große Belesenheit in diesem Gebiete, die der Dichter verräth, stellen auch dieß Werk neben die früher erwähnten Stücke, die in diesen Zeiten den reineren Rit-

311) Cod. Pal. 348.

312) Cod. Pal. 313. f. 121.

313) Fol. 137.

„Gesell der wort geswig, es ist ein abtgottery,
ruff an die magt mary" u. s. w.; wie ihn dann der Jüngling bittet, ihm seinen Glauben zu lassen:
„Ja gern gesell hab dir dein cleynot als du hast,
ich han auch dick geblast myn dag in kalten ofen u. s. w.

tergeschmack zurückführen wollen, ohne daß es völlig gelänge. Ich halte den Dichter dieses Werkchens auch für den des Spiegels[314] (Spiegels Abentheuer), und zwar eben der gleichen Manier und Belesenheit, dergleichen Reminiscenzen an alte Romane wegen, besonders an den Titurel und Parzival, in deren Nachahmung[315] manch kühnes und großes Bild, mancherlei Gelehrsamkeit und einige schöne Schilderungen einfließen. In einem köstlichen Walde unter Vogelgesang und dem Murmeln der Quellen findet der Dichter ein klagendes Weib; es ist die Treue. Sie ist von ihrer Kaiserin ausgesandt um Liebestreue zu finden. Der Dichter rühmt seine eigene: das Bild seines Weibes habe sich fest wie ein Siegel in sein Herz gedrückt, und er könne mit seiner Treue ein ganzes Land übergülden. Sie sagt ihm, ihre Kaiserin sei Frau Abentheuer, ihre Schwester, die dort des Hofes pflege, Frau Minne; und sie nennt ihm die anderen Schwestertugenden, die dort in Amt und Dienst stehen. Es kommt ein Zwerg gefahren, der die Treue zurückruft; der Ritter geht mit. Der Zwerg trägt auf der Brust einen Spiegel, in dem man alle lebenden Weiber zwischen 12—40 Jahren erblickt; sobald der Dichter hineinblickt, wird er von einer dieser Schönheiten gefangen, über der er sogleich seine Geliebte vergißt. Wie er das gegen die Treue äußert, ruft sie entsetzt „Nummer dumen Jesu Christ" und kreuzt sich und will ihn ertränken, der Zwerg will ihn zum Hofnarren machen[316]; und am Hofe findet sich in einem Buche, das an der Kaiserin Hof gehalten wird, daß er sein Herz trotz seiner Liebe und seinem Eheweibe an eine unstete Buhlerin gehängt habe. In diesem Buche liest er dann, daß auch seine neue Erkorene ein untreues Weib sei und dieß bringt ihn zurück. Sein Prozeß wird geführt, er wird begnadigt und von einem Greifen heimgebracht. Ganz verwandt mit die-

---

314) Cod. Pal. 313. f. 73.

315) Ebend. Gleich Anfangs bekennt der Dichter seine Nachahmung:
Myn synn hoch uff stigen in kunstreichen sal,
wie wol myn synn sind smal, iedoch so wil ich suchen
uß mancher hand buchen schon byspil und figur —

316) Fol. 93.
Ir wist wol uns starb hür unser alter bor hie gigel,
den uns der brobst von Ligel schickt zu eynem osterspil —

sem Stücke ist die Mohrin[317]) von Hermann von Sachsenheim (um 1450). Der Dichter begegnet auf seinem Gange einem Alten und einem Zwerge, die ihn binden und zum Berg der Frau Venus bringen, wo er von einer Mohrin übel empfangen und vor Gericht geladen, in den Stock gelegt, mit Schimpfreden überhäuft, endlich in komischer Prozession, verkehrt auf einem alten hinkenden Maulthier sitzend, im Geleite von Pfeifern, Trompetern und Schalksnarren vor die Königin gebracht wird. Er ist seiner Treulosigkeit wegen verklagt und sein Prozeß wird nun geführt. Der alte Eckart vertheidigt ihn, der König Danhäuser ist der Vorsitzer des Gerichts, die ganze Verhandlung ist ins Parodische gezogen, der Untreue werden ironische Lobreden gehalten, der Oberrichter ist sich selbst in dem fraglichen Puncte nicht des besten Beispiels bewußt, die Frau Venus ist eine Heidin, und das Ganze berührt sich vielfach mit dem Volksliede vom treuen Eckart, wo auch die Frau Minne schon eine Teufelin ist. Wir müssen beachten, wie in diesen Erzählungen und in manchen Eigenthümlichkeiten der Sprache, auch in einzelnen überraschend wahren Zügen und Schilderungen, besonders im Spiegel, bald das Derbe der Nithart oder Tanhuser, bald das neu-sentimentale im Hadlaub oder im Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts hervortritt. Denn auch dieser Zweig des Minneliedes und jene grob idyllischen Spottlieder finden jetzt ihre erweiterte Form. So in einem Selbstbekenntniß eines alten Minners[318]), der sich einführt mit einem komischen Selbstlobe: er gehe lieber auf den Füßen als auf dem Kopf, er nehme im Spiele lieber 11 als 7 u. dgl. Einmal hätte er seine Zuversicht auf eine Dirne gestellt, die den Kälbern gut Gras zu streuen gewußt; er traf sie jüngst im Klee und grüßte sie im feierlichen Minnestyl: sie lachte ihn an und wußte nicht, sollte sie ihn ihrzen oder duzen, für Mann oder für ein Vieh halten. Nun wechselt das Gespräch unter ihnen, Er im hohen Pathos des Verliebten, sie im derben Bauernton (etwa wie im Cupido und der Magd in des Knaben Wunderhorn), und in den größten Zoten und Obscönitäten endigt die

317) In alten Drucken; zuerst Straßburg 1512. Nach dem Wormser von 1538 ausgezogen in Reichards Romanenbibl. Bd. 7.

318) Cod. Pal. 313. f. 434.

Begegnung. Damit muß man denn solche Stücke wie die Graserin[319]) in Verbindung bringen, wo der Dichter, der die Ritterdamencirkel verschmäht, seine Sommerfreuden mit einer Mäherin, seine Winterfreuden mit einer Stubenheizerin besingt; und dann die ironischen Stücke, wo sich Liebe und Schlemmerei um ihre Vorzüge streiten[320]); wo der Pabst ein Gebot zu Buhlerei ausgehen läßt, das der Dichter mit dem Segen begleitet: „dazu helf uns der geile Geist"[321]), oder wo der Beichtvater sich überzeugen läßt, daß buhlerische Liebe erlaubt sei[322]) u. dgl. Doch sind im Allgemeinen diese allegorischen Stücke gegen diese sündhafte, unflätige neue Liebe gerichtet, und gegen die Ehemacherei, die auf Reichthum ausgeht, und gegen die Käuflichkeit der Liebe. Ueberall sprechen aus diesem reinen Sinne die verschiedenen Stücke dieser Gattung bei dem Suchenwirt. Wo sonst einen verirrten oder wandernden Dichter der Minne Orden und Regel[323]) gelehrt wird, da sind es die alten edlen Vorschriften des wahren Minnedienstes; wo ihr Wesen zu ergründen gesucht wird, ist es das der ächten ritterlichen Liebe. Sogar wo ein Meister Altschwert, der eine Reihe solcher Allegorien gemacht hat[324]), jene bäuerische Art der Liebeswerbung selbst aufs Bäuerischste schildert und die gemeinsten Ausdrücke, die man nicht wieder berühren kann, dabei nicht scheut, da ist doch die Gesinnung auf das Edlere und Bessere gerichtet; und hierin berühren sich dieses rohen Poeten Gedichte mit denen, die in gleich roher Sprache den Bombast eines Meister Egen bewundern, bis zum Unsinn nachmachen[325]) und sich noch einmal auf den hohen Kothurn des Titurel zu stellen streben. Dahin gehört das Gedicht

---

319) Cod. Pal. N. 4. f. 208.

320) Ebend. f. 223.

321) Altd. Wälder Bd. III.

322) Cod. Pal. 313. f. 466.

323) Cod. Pal. 313. f. 44.

324) Cod. Pal. 358. Der Kittel; der Tugenden Schatz; der Spiegel; Venus Gärten; und verschiedene Fragen: ob Minne besser sei als Gesellschaft; ob Männertreue besser sei als Weibertreue u. dergl. Vergl. Cod. Pal 313 von f. 156 an.

325) Der Dichter der Minneburg spricht f. 13 seine Bewunderung für den weisen Meister Egen von Bamberg aus, der gerade nur so weit be-

von der Minne Burg[326]), eine Grundsuppe voll von dem seltsamsten Schwulste, den übertriebensten Wolframschen Uebertreibungen[327]) und von Exclamationen, die an unsinniger und falscherhabener Manier, an Mischung des Sonderbarsten mit dem Plattesten kaum ihres Gleichen hat[328]). Und doch, obwohl der Titurel in diesen Zeiten wieder so vielfach gelesen und im 15. Jahrh. von Püterich und noch ein halbes Jahrhundert früher von Hugo von Montfort[329]) am höchsten gepriesen und nachgeahmt wird[330]), so dringt doch in einer guten Natur, wie in

---

kannt ist, daß man weiß, er theilte den bombastischen Geschmack. Zur Probe stehe der Anfang der Minneburg hier:

Gebelgter will entsprüset, min hertz das clain verdrüset,
nach art der wurtzeln flechten mit biken, als die spechten,
so clopst an myn dinst der kranck, verdien ich nu hie des Danck,
des bitt ich zu irn gnaden, soll mir myn vlis misserathen,
das sie mir gütlich messe. beay dussc matresse.
Ains hertzen kranck des mynen, ich hett sin ewig pynen,
würde ich ir gnade beroubet u. s. w.

326) Cod. Pal. 385.

327) Es heißt von der Geliebten: Ihr Leib ist wie Muscatblüt. Den Heiden die sich mit bitterem Meerwasser behelfen, könnte sie helfen: sie dürfte nur mit ihrem Finger ins Meer stoßen, so würde es süß wie ein Honigbrunnen, daß Menschen und Vieh es genießen könnten.

328) Noch ein Beispiel f. 56b:

Ach gott wie ist verfelcket, Vermuret und verkelcket
in mich der mynne kunder! Die Mynne hat nu wunder
mir in das hertz gestiftet; ich vörcht mir sy vergiftet
mit fröbenrichem wandel, das ich vor frölichem mandel
werde essen laides zibelbast; ir mynneclicher süsser glast
mich in dem hertzen kützelt, das mir myn fröde verhützelt
ist, und auch gar verdorret; also bin ich verstorret,
sie hat mir abgeblundert min fröde das mich halt wundert,
wie ich sy so veraffet; ich han sie ane gegaffet
lang mit myner ougen zwirbel, das mynes libes synnen wirbel
ist gar uff sie getorckelt, nun hörent wie sie mich morckelt.

329) Cod. Pal. Nr. 329.

330) F. 6 Ich han ein buch gelesen aller tewtsch ein blum
das mag nicht anders wesen, genent Titterel
ist es sunder rum. Darnach han ich gesunnen
die reimen auch gemessen, ist daran nicht gewunnen
die leng die kürtz, oder han ichts vergessen,
so singt der gauch mit der nachtigal in dem meyen;
also ticht ich auch, tue ich recht, ich trotz den rechten rayen.

diesem letzteren, der frische gesunde Sinn schon ganz lebhaft durch, der auch in diesen so ganz ungeeigneten Gattungen auf die Einfalt des volksthümlichen Geschmackes überführt. Hugo von Montforts Gedichte sind meist solche Reden, wie er sie nennt, solche allegorische Stücke, die er meist im J. 1401 gemacht hat und die sich alle im Lehrton, meist in dialogischer Form, um die Lage der Welt, des Reiches und der Kirche, um die Sitten der Ritter und Frauen, um die alte und neue Minne drehen. Diese haben nichts Eigenthümliches vor den ähnlichen Sachen anderer Poeten voraus, aber mehr seine Briefe und Lieder, zu denen er sich die Musikweisen durch seinen treuen Knecht Burk Mangolt hat machen lassen. Sie zeigen den Uebergang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede am schönsten; sie sind häufig wenig verschieden von einem Minnelied, nur alle breiter gerathen und in den Tönen sehr einfach, und in der Wahl unschöner Bilder mehr meistersängerisch. Ueberall aber nehmen sie den Volkston an; das Taglied wird wie zum Nachtwächterliede; die unmittelbarsten Empfindungen unbefangener, wahrer Natur treten in herzlichen Worten bezeichnet zwischen die alten Convenienzausdrücke des Ritters, und jene Eigenthümlichkeit des Volksliedes, daß es Gefühle aus Erzählung, Handlung aus dem bloßen Accente errathen läßt, ohne sie auszusprechen, ist häufig erkennbar. Der Duft der frischen freien Natur liegt darüber gebreitet, und darüber gibt uns auch eben dieser Mann einen höchst interessanten Aufschluß, der über fast alle diese Spaziergänge und Allegorien aufklären kann; er hat einen großen Theil davon wirklich in Wäldern, in Feldern und zu Rosse gedichtet[331]); und ein großer Theil der ähnlichen Gedichte hat auch das Gepräge solcher Productionen, die in der That auf träumerischen Gängen und Ritten in Wald und Einsamkeit von sinnigen Menschen ausgebrütet sind,

---

331) Fol. 39.

Han ich mich mit meinem tichten in den reimen leuder vergessen,
das tu ein ander schlichten, ich kan es nicht als messen,
ain zimbermann hat dickh ain schnur verhawen, die er misst mit sitten,
so han ich vil getticht in welden und in awen, und dartzu geritten.
Dis buch han ich gemachen, den sechsten tail wol zerossen,
darumb sol nieman lachen, ob es ist als gentzleich nicht beslossen,
als ob ich es hett mit sitten aussgemessen u. s. w.

das Spiel der Juden legt, mahnen entweder an die Suchenwirt oder an die reformatorischen Poeten, und die Gesinnung ist überall wie die eines Brandt oder Hans Sachs.

Nie hat das allegorische Gedicht in Deutschland Glück gemacht, so wenig wie in Griechenland. Diese schwachen Versuche, zusammen mit dem, was ich oben von Personificationen intellectueller und moralischer Tugenden vorführte, und was ich unten noch als epische Allegorie beifügen kann, stehen gegen das, was Franzosen und Engländer hier geleistet haben, so weit zurück, wie überhaupt Alles, was wir in diesen Zeiten producirten, hinter so manchem der fremden Nationen zurücksteht, die das Aehnliche behandelten. Bekanntlich gilt der Roman von der Rose (gleichviel mit welchem Rechte) für den Triumph der altfranzösischen Poesie und von der Zeit seiner Entstehung und von noch früheren Zeiten her ist fast kein namhafter Dichter bis auf Rousseau und Voltaire, der sich nicht mit der Allegorie beschäftigt hätte, die bei uns glücklicherweise liegen blieb. So ists auch unter den Engländern, die so manche anspruchsvolle Gedichte dieser Art zu ihren vorzüglichsten poetischen Producten rechnen. Unter den Italienern hat Dante so oft als allegorischer Dichter, wie als epischer und philosophischer ein Muster abgegeben, und was das 14. Jahrhundert dort von ähnlichen Dichtungen, wie unsere letztbesprochenen aufweist, das trägt gern die Farbe seiner Comödie. Wir haben zum Beweise den Traum des Aeneas Sylvius, der ihn ins Reich der Fortuna führt, und den ich hier auch darum erwähne, weil er 1468 übersetzt ist[336]) und den Uebergang auch dieser Gattung in Prosa zeigt. Die Einkleidung, die Waldszenen, die Prachtschilderungen, die Edelsteinbeschreibung und alles, was in eine solche Allegorie gehörte, ist ganz im gewöhnlichen Geschmack; die Einmischung geschichtlicher Personen aber, denen der Erzähler in seiner Vision begegnet, erinnert an Dante und gibt viel größere Lebendigkeit, als man in den körperlosen deutschen Originalen findet. Die Uebersetzung ist von Niclas von Wyle und leitet uns mit diesem Namen auf eine andere Dichtungsart über, wo der Kampf des alten und neuen Geschmacks sich noch greller zeigen sollte.

336) Translation oder Tütschungen des hochgeehrten Nicolai von Wyle. Straßb. 1510. Nr. 12.

5. Prosaromane.

Wenn wir bisher einzelne Dichter in kleineren Gattungen und schüchterner mit dem Versuche beschäftigt gesehen haben, die poetische Manier der alten höfischen Zeit und die Stellung der Poeten in der adligen Gesellschaft zurückzurufen, so werden wir jetzt sehen, daß sich dieß in anderen, älteren, fester begründeten Gattungen, die auch für die Höfe und den Adel allein interessant bleiben konnten, von diesen Höfen aus wirksamer fortsetzte. Ein dünner Faden vereinzelter Poeten und Poesien führte uns von dem 13. zum 15. Jahrhundert herüber: jetzt treffen wir wieder auf größere Massen von Producten und Producenten, die sich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der zusammentreffenden erneuten Verbindung mit Italien bis zum Uebermaaß steigern, so mechanisch entstehen oder verfahren und sich so regellos kreuzen, daß wir uns plötzlich in eine gährende Revolutionszeit versetzt sehen, wo auf eine Weile jede geordnete Entwickelung zu verschwinden scheint. Ein jeder der letzten Abschnitte führte uns von den Productionen der alten Ordnung leise zu den Anfängen einer neuen herüber, von dem ritterlich romantischen Geschmacke zum volksmäßigen und allmählig auch zum antiken, denn beides reichte sich in Deutschland jedesmal aufs innigste die Hand, wo etwas wahrhaft Großes in der nationalen Bildung geschehen ist. Die Freude an der Gegenwart, die ein so eigenthümliches Element der ritterlichen Dichtung war, hatte sich lange verloren: man kehrte zu dem natürlicheren Hange der Herabsetzung des Gegenwärtigen gegen das Alte zurück; nach besseren Zuständen strebend sehnte man sich nach dem Vergangenen, wo das geringere Bedürfniß ein leichteres Glück gestattet hatte. Wie weit man aber dabei zurückgehen wollte, das hing von den Menschen ab. Wie die Kirchenreformer zum Theile sich mit der Rückkehr zu den Lehren der Kirchenväter begnügten, zum Theile aber die Urgemeinden der Apostel und den Wandel des Heilandes unmittelbar zum Muster nahmen, so genügte im Politischen einem Hutten zur Einen Zeit die Herstellung der alten Kraft des Adels, zur anderen sieht er auf den Urstand der Germanen, wie ihn Tacitus schildert, und wieder andere streifen mit ihren Blicken auf die Bürgertugend der Römer und Griechen, wie man im Moralischen

schon lange neben dem Evangelium auf die Lebensphilosophie der Alten hinzudeuten begonnen hatte. Auch in der Poesie war der nämliche Fall. Der Geschmack fiel auf die alten Ritterbücher zurück, denn sie lagen der Nation immerhin am nächsten; allein die Sprache derselben ward bald nicht mehr verstanden, man änderte den Ton der Poesie, man setzte sie in Prosa um, die Gelehrten verglichen mit lateinischen Schriften, die einen ganz neuen Schwung erhielten, man glaubte, die klassischen Lateiner des Alterthums oder des 15. Jahrhunderts übersetzen zu müssen, um erst die Sprache zu neuer Gewandtheit zu bilden: so kam man wieder auf Romane im neugriechischen Geschmacke. Wir haben gesehen, daß sich in Oestreich, während im inneren Deutschland sich Alles so ungemein veränderte, mit dem größeren Frieden, den die gemüthlichen Regenten dort bis auf Friedrich III. aufrechthielten, die Dichtung in dem alten Gleise fortbewegte; und dort war es daher möglich, daß sich der alte Styl der Ritterdichter und ihre ganze Manier bis auf den Dichter des Apollonius von Tyrland und der Zukunft des Herrn fortsetzen konnte. Offenbar ward an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts in Süddeutschland mehrfach der Versuch gemacht, die alte Vers- und Reimkunst wieder zurückzuführen; den Büheler und selbst Hugo v. Montfort sahen wir eben auf dem Wege, wie Heinrich von Neuenstadt. Allein ihre Zeit (um 1400) war auch gerade die Grenze, wo noch Versuche dieser Art denkbar waren und der Wohnort des Letztgenannten entschied für Deutschland eine andere Epoche. Die Bewegungen des Hussitenkrieges, die auf das Concil von Constanz folgten, waren der Anfang zu all den politischen und kirchlichen Revolutionen, die nun Deutschland zu erschüttern begannen, die auch in die Literatur eindrangen, und in allen Verhältnissen gleichmäßig den untern Ständen eine neue Bedeutung gaben. Was Böhmen für die Pflege der deutschen Poesie gethan hatte, war wenig: selbst das Wenige ward nun bis auf die letzte Spur vertilgt. Die Aufregung in diesen Gegenden führten die gewaltigen Zerrüttungen des an lange Ruhe gewöhnten Oestreichs mit sich und die versuchte Revolution unter Friedrich; und die Abentheuer Michel Beheims in diesen Gegenden versinnlichen es recht gut, wie nun die Dichtung auch dieses Oestreichs, ihrer bisherigen letzten Zufluchtsstätte, beraubt wurde. Zum

Glück öffneten gerade die Reichsstädte ein neues Asyl, als Wien aufhörte, die Poesie zu pflegen, und die Höfe von Würtemberg und der Pfalz fing ein Geist der Bildung an zu beleben, der bald mancherlei Früchte zu bringen versprach. Von den Höfen aus, und besonders von dem weiblichen Theile der Höfe, ward die höfische Poesie in prosaischer Form ebenso verbreitet, wie einst in poetischer, und dieß geschah, so weit wir wissen, gerade wie früher, von den Niederlanden aus. Die Gattin Herzog Friedrichs von Lothringen und Grafen von Widmont, Margrete, hatte 1405 den Roman von Lother und Maller aus dem Lateinischen ins Wälsche übersetzt und 1437 übersetzte beider Tochter, Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, das Werk ihrer Mutter ins Deutsche[337]). Ebenso übersetzte sie die Geschichte des Hug Schapler aus dem französischen Texte, den ihr Sohn Johann in der Dionyskirche in Paris abgeschrieben hatte. Den Roman von Pontus und Sidonia übersetzte Eleonore von Schottland, die Gattin Erzherzog Sigmunds von Oestreich (mit dem sie von 1448—80 vermählt war) aus dem Wälschen. Auf Veranlassung der Landgräfin Anna von Thüringen schrieb Rothe (c. 1450) seine Thüringische Chronik. Die Markgräfin Barbara von Mantua, geborne von Brandenburg, redete nach Albrecht von Eyb italienisch, lateinisch und griechisch und war in allen Klassikern bewandert. Wie die Pfalzgräfin Elisabeth schon früher für die geistliche Literatur gesorgt hatte, habe ich schon oben angeführt; an die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, Mathilde, Erzherzogin von Oestreich, ist bekanntlich Püterichs poetische Epistel (1462) gerichtet, so wie viele der Uebersetzungen des Niclas von Wyle; und in Margrete von Parsberg und Ursula von Asberg, geb. von Seckendorf, haben beide literarische Freundinnen.

---

337) Ed. Strasb. 1514. „Die wolgeborne fraw die da genant waz Margret grevin zu Widmunt und fraw zu Genweile, Hertzog Friedrichs v. Lothringen — Haußfraw, die hat diß Buch erstmals uß latin in welsche sprach thun schreiben in dem iar der geburt Chr. 1405 und ist danach fürbaß von welscher sprach zu teutsch gemacht durch die wolgeborne Fraw Elisabeth von Lotringen grevin, witwe zu Nassaw und Sarbrücken, des vorgenannten Hertzog Fr. und Fraw M. tochter, die es durch sich selb also schlecht geteutscht hat, wie es an im selber ist beschehen ꝛc.

In dem Aufsatze in Niclas Werken über lobwürdige Frauen rühmt er in der Zueignung außer den savoyischen und braunschweigischen Prinzessinnen am Würtembergischen Hofe und der Kaiserin Leonore von Portugal, Friedrichs III. Gattin, noch besonders die Margarethe, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oestreich als eine große Liebhaberin aller Künste. Wenn die Schicksale des Beheim den Ausspruch des Aeneas Sylvius rechtfertigen, in welchem er die Fürsten in Deutschland wegen des Verfalls der Poesie beschuldigt[338]), so zeigt dagegen eben dieser Niclas von Wyle (Stadtschreiber in Eßlingen), daß es nur darauf ankam, den rechten Ton zu treffen, den gelehrten Anstrich zu finden, die Verbindung mit den freien Künsten herzustellen, dem höfischen Geschmack zu schmeicheln, sich nicht an die rohen Hofleute mit bänkelsängerischen Strassermonen, sondern an die sinnigen und häufig fremder Bildung theilhaften Frauen an den Höfen zu wenden, um auch in diesen Regionen wieder einem geistigen Interesse Eingang zu verschaffen. Wie eingebürgert mußte dieser Niclas an allen Höfen seiner Nachbarschaft sein, da er dem Pfälzer Hofe, den Herzogen Ulrich und Eberhard von Würtemberg und dem Markgrafen und der Markgräfin von Baden seine Werke dedicirte; wie beliebt mußte er da sein, da ihm jene Margrete eine Tochter in ihrem Zimmer erzog; wie genau mußte der geistige Verkehr zwischen ihm und den verschiedenen Fürstinnen seiner Bekanntschaft sein, da seine Mittheilungen nicht leidige Zusendungen zudringlicher Kriecherei waren, sondern auf Aufforderung und unter freundlicher Berathung von ihm gemacht wurden, wobei ihm denn gelegentlich die Frauen in ziemlich einfachen Stellen zeigten, daß sie mehr Witz hatten als er[339]). Die

---

338) Opp. ep. CXI. Quodsi apud Germaniam non sunt in pretio vates, non poesim sed principes potius arguo, quibus levissimarum rerum major est cura quam literarum.

339) Die Erzherzogin Margrete fragte ihn einst, ob er ihr das Büchlein Seneca's von den Sitten übersetzt; er entschuldigte sich, weil er den Satz: si vis omnibus esse notus, fac ut prius neminem noveris — nicht verstände. Die Fürstin erklärte ihn ihm nach kurzem Bedenken. O hohe scharfe Vernunft im weiblichen Herzen, ruft er, ich hab seither Doctores der heiligen Schrift gefragt und gefunden, daß ihre Gnaden mir, wie das Sprüchwort sagt, all meine Käse abgerathen hat.

große Pracht und Sorgfalt, womit einzelne Handschriften der Prosaromane des 15. Jahrh. geschrieben und gemalt sind[340]), bezeugt, daß diese Werke vorzugsweise für fürstliche Personen bestimmt waren; zu Ehren oder auf Aufforderung der Pfalzgrafen Albrecht, Philipp, des Markgrafen Rudolf von Hohenburg u. A. dichteten Hartlieb, Johann von Soest und Ringoltingen: daß er nur für Herren und Adel dichte, sagt Johann an mehreren Stellen ausdrücklich. Diese Bücher waren, scheint es, nicht übermäßig verbreitet vor der Druckerkunst; denn es kommt bei Püterich ein Beispiel vor, wie einer weitläufigen Verweisung es bedurfte, um dem Herzog Otto von Baiern ein solches Ritterbuch (von Pockh) zu verschaffen[341]). Die Fürsten sammelten die Romane in Bibliotheken; aber die Erzherzogin Mathilde, an welche Püterich seinen Brief gerichtet hat, besaß eine Sammlung von 94 Werken, von denen Püterich 23 als ihm unbekannt bezeichnet. Diese grade sind aber, so weit man weiß, lauter solche neuere Romane, die erst in diesen Zeiten selbst entstanden sind: Lanzelot, die Mohrin, Melusine, Niclas' von Wyle Uebersetzungen, Pontus, Galmy, Tundal, Markgraf Walther, Margrete von Limburg und Lothar und Maller u. s. w. Püterich aber bekennt selbst, daß er diese neuen Bücher, so unbegränzt seine Sucht nach Erwerb von Alten ist, für nichts achtet[342]): das Ansehn, in welchem sie standen, war also nicht allgemein; und die Verkürzungen, in die man sie bald zwang, zeigen, daß man sie wenig heilig achtete. Auch die Prosawerke nämlich hatten dasselbe Schicksal, wie die poetischen, man steigt vom kleinen Umfang zum größten und fällt von diesem herab in den Auszug, um nachher wie-

340) So die Heidelb. Handschr. vom Lanzelot Nr. 147.

341) Adelungs Püterich S. 9.

342) Ed. Adelung S. 25.

Ich gie des hie mein beicht, wie ichs erkhobert han,
vierzig iar mer leicht zu sameln mir ich sy allererst began,
in Brabant, Ungarn, zwischen baiden landen
mit frag ich sy ersuechet, biß das ich ir samb mir bracht ze Hannden.
Wiewoll das maniger afelt, so ist es doch geschehen,
zusamb seind sy geraselt mit stellen, rauben, auch darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekhaufft umnb darzu funden,
doch nun die alten puecher, der neuen acht ich nit zu khainer stunden.

der die alten voluminösen Texte aufzusuchen. Das verschiedene Maaß dient den verschiedenen Ständen; wie Caspar von der Roen und Ulrich Fürterer und, wie wir oben bereits sahen, schon andere vor ihnen, die alten Sinngedichte, so kürzt ein Conrad Heidörfer den Hug Schapler, Andere aber noch weit ärger jene Melusinen und andere Novellen zu Volksbüchern. Zu besserem Verständnisse löst man die gereimten alten Romane in Prosa auf, oder läßt die deutschen Reimwerke liegen und geht auf fremde, oft lateinische Prosen zurück, da die lateinische Poesie fast immer nur ein oder mehrere Jahrhunderte früher der späteren Vulgardichtung den Weg wies; und zu leichterer Bewältigung beschneidet man sie.

Ich gebe nun ganz im Allgemeinen den Gang an, den diese Prosen genommen haben. Vollständig zu sein, ist hier Niemandem möglich, der nicht mit seinen literarischen Arbeiten unterwegs sein kann, weil diese Werke, so mannigfaltig einige davon in Drucken existiren, sehr zerstreut sind. Es wäre verdienstlich, wenn Jemand eine deutsche Romanenbibliothek in anderen Zwecken und mit anderen Mitteln entwerfen wollte und könnte, als Reichardt in Nachahmung der französischen Bibliotheque universelle des romans gethan hat, in der Zeit, wo auch die Bodmer, Casparson und Müller die erste Hand an die Bekanntmachung unserer alten Poesien legten, ungefähr mit gleich geringer Umsicht wie jene. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß freilich bei uns nichts zu einem solchen immerhin sehr weitläufigen Unternehmen auffordert und daß für die viele Mühe, die es verursachen dürfte, kein Dank sein würde und es ist charakteristisch genug, daß unsere Volksbücher eine viel größere Aufmerksamkeit fanden. In Frankreich und Spanien hatten die Prosaromane eine ganz andere Bedeutung. In diesen Ländern gab es in diesen Jahrhunderten einen neuen Glanz des Ritterthums, der durchaus von dem poetischen Ritterromane her seine Farbe trug; abentheuerliche Feste und Prozessionen, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schilden und Wappen sonderbare Figuren und Devisen, die grillenhaftesten Gelübde, Pilger= und Waffenfahrten, der gezwungenste Liebesdienst und die steifste Etiquette und Ceremonie, kurz Alles was nur die alten Poesien andeuteten, drängte sich im 14. und 15. Jahrhundert in das wirkliche Leben ein,

und davon hat Deutschland nur unter Maximilian etwas Aehnliches gesehen, was übrigens weit zurückblieb. Während in Languedoc die minniglichen Märtyrer im 14. Jahrhundert unglaublicherweise den Wahnsinn der Romanhelden verwirklichten, trat in Deutschland der Minnegesang ins Volk, und jene herzvolle Stimme der Natur, die das erotische Volkslied auszeichnet, belebt das tonlose conventionelle Lied mit neuer Wahrheit und eine sinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienstes und seine halberstickte Flamme; während die Ritter in Frankreich und England die Pfauen- und Fasangelübde ablegten, welche die Abentheuerlichkeit der Kriege begünstigten, lagen die Deutschen in Wald und Winter im Hinterhalt und lauerten einem reichen Waarenzug auf; und während die Allegorie dort in Aufzügen und Vorstellungen, bei Festen und Mahlen, in prächtiger Ueberladung den lebendigen Verkehr verschönern mußten, gab es bei uns wenige Fastnachtsspiele und Mysterien von drolligen Handwerkern in vergnüglicher Einfalt aufgeführt; die fanatischen Kriege und die Furchtbarkeit der Hussitischen Bauern mochte den deutschen Rittersleuten den galanten Kampf und die minnigliche Verzückung und Begeisterung vertreiben, während die frommen Spanier noch im Maurenkriege, als es auf Vertilgung der Landes- und Religionsfeinde ankam, in Liebschaften und Courtoisie mit den Feinden rivalisirten. Wie wir daher das Leben und die Denkart des 13. Jahrhunderts aus unseren ehemaligen Poesien in Deutschland erklären konnten, so fahren im Westen die Romane im 14., 15. und 16. Jahrhundert fort, Quelle für die Culturgeschichte zu sein, und Leben und Poesie dienen sich wechselseitig zu erläutern. In Frankreich haben sich daher diese Romane, wie in Spanien, zu ungeheuren Mengen und Massen gebildet, sind fleißig gelesen und ausgezogen und bearbeitet worden; auf ihrem Höhenpuncte bildete sich aus ihnen das unsterbliche Werk des Cervantes, genialer als Ariost auf dem poetischen Roman; und als der Geschmack an der Lectüre dieser Werke um ihrer selbst willen aufhörte, so haben die größten Alterthumsforscher, Diplomaten, Genealogen, Historiker und Rechtsgelehrten in Frankreich die Romane als eine Fundgrube gelehrter Forschung angesehen und ganze Bücher über den practischen Nutzen derselben geschrieben. Diese Ehre ist bei

uns kaum dem Reinhart Fuchs wiederfahren; unsern deutschen Romanen konnte sie auch nicht füglich zu Theil werden. Denn sie stehen in jeder Beziehung dem Leben fern und fremd, konnten daher nur der höheren Gesellschaft von Interesse sein, denen das Leben der romanischen Ritterwelt bekannt war oder die von fremden Gattinnen und Fürstinnen darin eingeweiht waren, welche (wie z. B. Leonore von Portugal) in gehobener und ritterlicher Gesinnung oft weit von den nüchternen deutschen Ehemännern und Dienstleuten abstehen mochten.

Die Einführung der Prosa war, sahen wir bereits oben, von der Predigt, der theologischen Abhandlung, der Legende aus geschehen; wir wollen wie oben an Hermann von Fritzlar, so auch hier an dem sogenannten Sommer- und Wintertheil, und an den einzelnen Legenden, die im 15. Jahrhundert in Prosa erschienen, vorübergehen, da diese Dinge nicht auf poetischen Quellen beruhen und keinerlei poetische Form tragen; ich werde sie ohnehin unten noch einmal aus einem andern Gesichtspuncte erwähnen müssen. Hielte ich mich nicht streng an das Reindeutsche, so würde ich die nordische Vilkinasage hier voranstellen müssen, die einen großen Theil der deutschen Heldensage nach deutschen Erzählungen in ein encyclisches Ganze verband. Wie neben den prosaischen legendarischen Erzählungen zugleich die kurzen weltlichen Novellen, kleinen Anecdoten und Schwänke in den Gesten und den sieben weisen Meistern hervortraten, dieß würden wir der Kaiserchronik und ihrem Inhalte vergleichen, und wie wir dann später in Verfolgung der poetischen Erzählung neben dem ausgebildeten poetischen Roman im 13. Jahrhundert diese Stoffe in einer größeren Ausdehnung und Vollendung wiederkehren sehen, so treten dann auch gleich nach Erfindung des Drucks mit der größeren Masse der Romane auch jene Erzählungen, theils in jenen Sammlungen, theils auch vereinzelt[343]) wieder hervor. Die alten Geschichten der Kaiserchronik selbst in Verbindung mit neuen erscheinen als prosaische römische Geschichte[344]) und

343) So in Cod. 119. Die Novellen v. dem Kaufmann Kronus u. seinem jungen Weibe, von St. Gregor, von dem Edelmann u. seinem Knechte Heinrich u. A. aus Boccaz bekannte u. in einzelnen Drucken existirende.

344) Jacobs und Ukert Beiträge zur ältern Lit. 1835. S. 76 u. verschiedene bei Panzer angeführte Drucke.

wie in der poetischen Zeit, so führen sie unter diesen Werken den Reihen mit den trojanischen Geschichten zugleich. Wir sehen also, daß diese Prosaromane wie jene practischen ganz materiell von der Chronik aus entstehen und daß das Liebeswesen nicht ihr ursprüngliches Element war. Der trojanische Krieg in den prosaischen Bearbeitungen hat eine sehr weite Verbreitung durch den Druck erhalten, hat den Guido von Colonna zu seiner Quelle, muß aber fast zu gleicher Zeit gerade wie nach Herbort von Fritzlar einst auch der poetische, mehrere Bearbeitungen erfahren haben, die sogar im Niederdeutschen nebeneinander existiren [345]). Die von Johannes Mair aus Nördlingen ist von 1392 schon [346]) und dieß ist die, welche in Drucken am gewöhnlichsten gefunden wird; verschieden davon ist eine Berliner Handschrift, die wahrscheinlich mit einer Gießener [347]) zusammenstimmt, welche schon 1417 geschrieben ist, und die in der Erzählung kürzer, in den Begebenheiten anders geordnet und dargestellt, in den Episoden zuweilen in eigenthümlichen Zügen abweichend, sonst in der Hauptsache gleich ist. Wie sich wieder diese Bearbeitung zu der von einem Heinrich aus Braunschweig [348]) verhält, der das Werk auf Geheiß seines Herrn unternahm und dessen Arbeit in einer Handschrift von 1436 sich erhalten hat, ist mir unbekannt. Das in den gewöhnlichen Drucken bekannte Werk gibt einen Ton an, den die Romane im Allgemeinen festhalten, doch erkennt man deutlich den Prediger in der frömmern Behandlung, die gerade in dieser Gattung ungewöhnlich ist, man möchte sagen, man sieht im Großen die moralische Nutzanwendung, wie früher bei den kleinen Erzählungen, denn das Ganze geht von dem Thema der Gebrechlichkeit und Täuschung der Welt und weltlicher Größe aus und kehrt am Ende und im Laufe der Erzählung in ewigen Predigten, Apostrophen und Exclamationen darauf zurück. Die Rohheit ist außerordentlich; selbst die bloße Anlage ist von ganz unbegreiflichen Wiederholungen derselben Begebenheiten entstellt. Daß **Apollonius von Tyrus** 1400 noch in Reimen von

---

345) Schellers Bücherkunde S. 78 sq.

346) Bragur IV., 2. S. 190.

347) Heidelb. Jahrb. 18. S. 712.

348) Grundriß S. 543.

Heinrich von Neuenstadt bearbeitet ward[349]), haben wir schon oben gehört; auch dieß war eines der früheren Producte der Poesie im 12. Jahrhundert, wie wir aus Lamprecht wissen, und von diesem älteren Gedichte hatte schon Heinrich keine Kunde mehr, der behauptete, der Inhalt sei nie in Reimen geschrieben worden. Ganz verschiedenen Eindruck von dem Gedichte macht die prosaische Bearbeitung, die man häufiger gedruckt findet; wie sich die abweichende handschriftliche, die gleichfalls übrig ist, dazu verhält, weiß ich nicht zu sagen[350]). In jener ist die Farbe des griechischen Romans, das Ueppigere und Wärmere der Affecte, ihre größere Wahrheit und Lebendigkeit gewahrt; es ist auf die reinere Quelle zurückgegangen; und das haben wir der Auflösung der Reime und Verse offenbar in jenen Zeiten zu danken, daß man lernt, sich in fremden Geist zu finden, und daß im strengen Gegensatze der poetischen Romane diese prosaischen das Colorit ihrer lateinischen, französischen, italienischen, niederländischen Quellen eben so festhalten, wie es jene verwischten. Es mögen diese griechischen Romane und die nachher mehr in diesem Geschmacke von den Italienern nachgeahmten in der Anlage um nichts künstlerischer sein, als die britischen, so sind sie doch meist einfacher; im Ausdrucke der Empfindungen mögen bald Wunderlichkeiten, bald Gemeinplätze Statt finden, aber die Empfindungen selbst sind doch natürlich und menschlich; oft durch Sinnlichkeit und Lüsternheit menschlich, aber eben darum doch wahr und treu; und daher traten diese Dinge, mit allen Liebessagen der griechischen Mythe viel näher an das Volk und Pyramus und Thisbe verdrängten Tristan und Isolde aus dem Sprüchwort. Den Gegensatz, den der abentheuerliche Apollonius des Heinrich gegen den planen in der Prosa bildet, treffen wir bald in den Uebersetzungen des Niclas von Wyle gegen die erotischen Ritterbücher im alten Styl; es ist derselbe Gegensatz, den das Volkslied der Liebe gegen die Versuche des 15. Jahrhunderts macht, das Minnelied der alten Zeit nachzuahmen. Der versificirte Apollonius berührt sich mit den wunderbaren orientalischen Reisen und mit Alexander: auch hier also sehen wir die alten Verhältnisse

349) Goth. Handschr. (im Auszug in Reichards Romanenbibl. t. 20.)
350) Grundriß S. 207.

wiederkehren. Merkwürdige, fabelhafte Reiseabentheuer mit den Wundern der fernen und alten geographischen Vorstellungen haben wir in jenen Zeiten im Herzog Ernst an wahre Geschichte geknüpft gefunden. Jetzt treffen wir auf die bekannten Reisen des Engländers Mandeville († 1372), die damals eines der beliebtesten Lesebücher ausmachten. Der Reisende selbst hat seine Fahrten in französischer, englischer und italienischer Sprache beschrieben; sie sind über ganz Europa verbreitet; ins Deutsche wurde sie im Anfang des 15. Jahrhunderts von Michael Welser übersetzt, später von einem Unbekannten, und um 1483 von Otto von Diemeringen, dessen Arbeit die schlechteste, aber verbreitetste ist, und auch dem Volksbuche zur Grundlage dient, wo sie nicht ohne abermalige Entstellungen geblieben ist. Ich überlasse es Andern[351]), über das Verhältniß und den relativen Werth dieser Uebersetzungen zu sprechen, denn dieß Werk interessirt uns durchaus nur ganz im Allgemeinen. Wie in Herzog Ernst Geschichte und alte geographische Sage ganz eigen gemischt ist, so ist es hier Reisebeschreibung und mittelaltrige Geographie und Romantik. Bekanntlich nehmen die Bezüge auf Alexander und Ogier breite Stellen im Montevilla ein. Werke dieser Art leiteten früher die Poesien ein, hier führen sie auf die Wirklichkeit zurück. Wir haben schon oben gesehen, wie einzelne Reiseabentheurer seit dem Ausgang der Kreuzzüge und unter den größten Bewegungen der orientalischen Welt sich in die Gefahren der Wallfahrten stürzten; diese Unternehmungen flossen anfangs allerdings noch aus dem poetischen Hange nach Abentheuern, bald aus Wißbegierde; häufig noch aus Frömmigkeit und sündigem Gefühle, bald aber auch aus Gewinnsucht. In demselben Verhältnisse gehen die Reisebücher seit Marco Polo und Monteville (auch jener ward ins Deutsche übersetzt)[352]), im Schildberger, der von der Schlacht bei Nicopolis an sich bis 1427 im Oriente befand, im Hans Tucher (1479) und Bernhard von Breydenbach (1483) vom Gefabelten aufs Historische zurück und treten mehr in eine Reihe mit den

351) Man vergleiche zu dem, was Görres in den deutschen Volksbüchern gesagt hat, die Zusätze van der Hagens im Altd. Mus. I., S. 246 sq. und die von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810. May. Sp. 246 sqq.

352) Ed. Nürnb. 1477.

Entdeckungsreisen der Italiener von den Doria und Vivaldi bis auf die Colon und Vespucci. Die Aufhellung der dunklen Erdräume gestattete nicht weiter, daß diese Reisen der poetischen Beschreibung anheimfielen, und gerade so ists mit der historischen Poesie. Geeignete Stoffe konnten anfänglich in Volkslieder aus der wirklichen Begebenheit unmittelbar übergehen, die helle Geschichte aber litt nicht, daß sie sich episch fortbildeten; und wo man sich in beiden zwang, da kam ein heroisch-historisches Gedicht wie Beheims Friedrich heraus, das wir bereits kennen lernten, dem wohl des Bruders Fabri Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande (1484) im Versmaaß des Liedes „Ich stund an einem Morgen" an Werth nichts vorausgeben wird[253]). Man konnte höchstens in verschiedenen Bearbeitungen und unter allerhand Veränderungen und zuletzt im Volksbuche die alten Abentheuer des Herzogs Ernst wiederholen, oder auch die Heinrichs des Löwen; beide aber waren im 15. Jahrhundert vielleicht nur in den balladenartigen Behandlungen im Umlauf, wo es vielleicht charakteristisch ist, daß im Ernst die geographischen Wunder mehr wegfallen[254]). Wenn auch „die Gesicht Tundali" (die in anderen Ausgaben dem auferweckten Lazarus zugeschrieben werden), der nach einem mehrtägigen Scheintode die Reise seiner Seele durch die Reiche der Seligen und Verdammten eröffnet, und wenn die wunderbarlichen Reisen des heiligen Brandanus auch wieder in mehrfachen Uebersetzungen prosaisch bekannt wurden, wie wir sie oben poetisch getroffen haben, so zeigt doch dieß Alles nur, wie oben in der Poesie, so hier in der Prosa die letzte Flucht dieser Art Romantik in die Geisterwelt und diese unsinnigen irischen Mährchen konnten zu nichts dienen, als den Sprung in die Satyre und Parodie zu erleichtern, wo bald der edle Finkenritter auf seine Weise, und in anderer Art Fischart diese geo- und ethnographischen Wunder verspotten, worauf wir dann anderswo zurückkommen. Derselbe Doctor Johann Hartlieb, der auch einen Brandan und Ovids Kunst zu

253) Schellhorn amoen. III., 103.

254) Ich erwähnte das Gedicht, wie es sich in Roens Heldenbuch findet, schon oben. Das Gedicht von Heinrich dem Löwen ist in Reichards Romanenbibl. t. 8 abgedruckt.

lieben (ed. 1483) übersetzte, eine Ciromantie schrieb und überhaupt ein allezeit fertiger und höchst elender Scribent war, hat auch eine Uebersetzung des Alexander (1444) zu Ehren des Herzogs Albrecht von Baiern und seiner Gattin Anna von Braunschweig gemacht, die sehr große Freunde dieser erneuten Ritterliteratur, und nach allem, was ihnen dedicirt ward, sehr bigotte Anhänger an dem Alten waren. Seine Bearbeitung ist weit die verbreitetste, aber weder die älteste noch die einzige; kürzer soll die handschriftliche in Dresden sein, die von Nicolaus im Grunde geschrieben ist[355]. Auch Hartliebs Werk ist mehr als Chronik und Geschichte zu betrachten und nimmt eine moralische Wendung, indem es als Fürstenspiegel betrachtet sein will. Es weist mit jener abentheuerlichen Quellenkritik auf den Eusebius, der in diesen Zeiten wie Nectanebus und Virgil als ein mythischer Meister aller Kunst erscheint, wie der trojanische Krieg wieder auf Dares und Dictys; und wie wir schon oben den Alexander des Eschenbach neben Chroniken als Chronikartiges stellten, so dürfen wir diesen prosaischen neben nichts anderem sehen, als neben Aventins lateinischen und deutschen Chroniken, neben Hunnibald und ähnlichem, was aus Gottfried von Viterbo und dergleichen analogen Fictionshistorikern in diesen Zeiten lateinisch oder deutsch ins Gedächtniß oder wieder ins Leben gerufen ward, ja unser Alexander verweist am Ende, wo von den Enkeln des Ptolomäus gesagt wird, sie seien nach Thüringen und in das Land zu Siebenbürgen gekommen, ausdrücklich auf das Buch de origine Saxonum, wo man von der Herrschaft der Griechen in diesen Landen vieles finde; und die fabelhaften sächsischen, thüringischen, meklenburgischen[356], bairischen, böhmischen u. a. Chroniken, die wir aus diesen Zeiten besitzen, würden zur Vergleichung eben so hierher gehören, wie Enenkels Fürstenbuch oben zu dem Aehnlichen; und wie fast aus sämmtlichen Zweigen der größeren Prosaschriften dieser Zeiten kürzere Volksbücher geworden sind, so gingen denn auch Stücke dieser Gattung in unsere deutsche „blaue Bi-

355) Grundriß S. 223.

356) Eine gereimte von Nicolaus Marschalk (†1525) in Westphalens mon. t. I. Ich übergehe dergleichen als zu vereinzelte Spätfrüchte entlegenerer Gegenden.

bliothek"[357]). Verwandt sind denn auch die Sagen von Kaiser Karls Streit vor Regensburg, und von seinen Ahnen und Geburt, die, wie sie in der Kaiserchronik begannen, so jetzt im Kreise ähnlicher Werke, prosaisch und ausgebildeter in den Legenden, in der Weihenstephaner Chronik, in Ulrich Fürterers Beschreibung vom Herkommen des Hauses Baiern, erscheinen[358]). Auch dieser Stoff ist, wenn nicht im Deutschen, so doch im Dänischen aus deutschen Quellen zum Volksbuch geworden. Dagegen ist es auch in dieser Periode des äußersten Verfalls der romantischen Kunst, wie in der Zeit von dessen Beginn, eine auffallende Erscheinung, daß die Volksepen von Karl dem Großen (wenigstens nicht ohne große Veränderungen und Zusätze) und die Nibelungen nicht in Prosa umgesetzt wurden. Wie diese ganze Zeit nur in einem Verhältniß zu der Verfallzeit des poetischen Romans betrachtet werden muß, da sie nur mit dieser, aber mit deser auch so vielfach sympathisirt, daß sie als eine bloße Erneuerung derselben angesehen werden darf, so setzte sie Alles, was die Blüthezeit der alten Romantik eigenthümlich auszeichnet, aus den Augen, griff zu dem schlechtesten Stoff der Alexandersage und zu der geringeren Bearbeitung des Tristan, und ließ die Volksepen ganz liegen. Das Alles also, was sich nach unserer Ansicht aus dem Romane zur Epopöe veredelte, fiel nicht in den Roman zurück. Auch der Parzival des Wolfram existirt schwerlich in Prosa und wenn ihm auch die Auszeichnung ward, in seiner poetischen Urform (1477) gedruckt zu werden, so geschah dieß, so groß auch die Aufnahme aller Wolframschen Gedichte im 14. und 15. Jahrhundert war, ohne Zweifel mehr, weil er ein Appendix zum Titurel war, dem die gleiche Ehre (1477) widerfuhr, als umgekehrt. Anders war es mit jenen Gedichten der fränkischen und deutschen Sage, die wir oben als eine zweite Gestaltung bezeichneten, in welcher die historische Grundlage geringer, die poetische Fiction bedeutender war. Gerade so wie die

---

357) Riesengeschichte, oder kurzweilige und nützliche Historie von König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kaysers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entstanden ist u. s. w.

358) Grundriß S. 170 sq. Noch ungedruckt ist das Gedicht von Karls Ahnen in einer Wiener Handschr. Altd. Mus. I., 576.

wahre und fabelhafte Reisebeschreibung im Montevilla noch einmal vereinigt erscheint, um sich dann desto bestimmter auf der einen Seite nach der nackten Wirklichkeit, auf der andern zur bloßen Fiction und Vision zu spalten, so reichen sich Geschichte und poetische Sage in den vorhin genannten Werken noch einmal die Hand, um sich nun für immer zu trennen. Auch hier nun war in der deutschen Sage, die nicht fortgeschritten, die bei dem einmaligen Versuch poetisch erfinderischer Erweiterung stecken geblieben war, die Achtung vor der alten Form und dem Stoff zu groß, als daß man beides bedeutend angetastet hätte: im Heldenbuche wurde daher nur Einiges aus der letzten Periode mit größeren oder kleineren Veränderungen erneuert, und Caspar von der Roen (1472) kürzte dieß wieder in der Art, wie wie wir es oben bereits angedeutet sahen. Die große wilde Rohheit und eine gewisse physische Ueberkraft in den aufkommenden untern Ständen der Nation verräth den Geschmack, der vorzugsweise auf solche barbarischere Urstoffe der Sage, wie auf Siegfried zurückwies, den einzigen Gegenstand, der aus diesem Kreise zum Volksbuche geworden ist. Durchaus fremd stehen diese treueren Verpflanzungen alter Gedichte neben den Prosaromanen aus den anderen Sagenkreisen: zwischen welchen beiden Ulrich Fürterers cyclische Bearbeitung[359]) poetischer Romane vom Gral und der Tafelrunde (um 1478) eine gewisse Mitte bildet. Auch Fürterer erscheint als eine solche antiquarische Natur, wie Püterich, die sich mit ihrer Alterthumsmanie auslachen lassen und ihrerseits wieder die neueren Romane verlachen. Aufgemuntert von jenem Herzog Albrecht IV. dichtete er seine dreizehn Abentheuer[360]) in der Strophe des Titurel, und wie Hadamar von Laber „die längst aus dem Leben geschiedenen Redeweisen, Aus-

359) Außer dem, was in Michaelers Iwain daraus gedruckt ist, kann ich auf nichts als auf Hofstätters Auszüge von dem was den Gral betrifft verweisen, in den zwei Bänden seiner Altd. Gedichte von der Tafelrunde; und eine Stelle aus dem Lanzelot, durch Docen in dem N. lit. Anz. 1808. Nr. 4. u. 5.

360) Vom Ursprung der Helden- und Ritterorden und vom troj. Kriege; von Merlin; Gamuret; Titurel; Parzival; Lohengrin; Floris und Wigalois; Seyfried von Ardemont; Meleranz von Frankreich; Iwain; Persibein; Poytislier und Lanzelot.

drücke und Wendungen der alten Kunst sich aneignend, mischt er unter diese disjectorum membra poetarum die unritterlichen gemeinen Ausdrücke seiner Zeit oder seiner bürgerlichen Bildung, sammt allen Härten seiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und seinen Fürsten sehen, ohne daß wir wüßten, daß irgend sonst sein Zeitalter daran Antheil genommen habe, nicht sowohl einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns[361]).“ Auch andre gingen auf seinem Wege und gaben Auszüge aus größeren Erzählungen (wie im Trimunitas von Martin Meier[362]) 1507), nur daß der Vertrag hier volksmäßiger wird. Weit mehr Eingang fanden dagegen die prosaischen Erzählungen aus eben diesem britischen Sagenkreise und einem verhältnißmäßig noch größeren, die aus dem fränkischen. Ich habe oben schon die verschiedenen Frauen genannt, die nach Deutschland Stücke aus diesem Kreise verpflanzten. Den Charakter dieser Stücke kennen wir schon aus der letzten Periode der versificirten Romane. Was den Raynald oder die Haymonskinder dem 13. und 14. Jahrhundert empfahl, empfahl ihn auch dem 15. und 16ten; wahrscheinlich wird er früher schon handschriftlich in Uebersetzungen existirt haben, ehe er gedruckt erscheint. Ist dieß nicht, so mag die Geschichte von Hug Schapler seine Stelle vertreten. Auch hier herrscht, noch ärger, in dieser fabelhaften Geschichte von Hugo Capets Thronbesteigung, die schon Dante in ihrem Ursprunge kannte, jene gewaltige Rohheit und Brutalität, die uns wie in die Barbarei von Bauernkriegen oder in die wildeste Urzeit zurückversetzen. Ebendieß empfahl sich eben diesen Zeiten, welche die Greuel der Hussitenkriege erlebten, welche die Podiebrad und Hunyad, ähnliche Emporkömmlinge, und natürliche Söhne auf mächtige Throne steigen und umgeben sahen von jenen herkulischen Helden, die aus der Mühle genommen zu Feldherrn wurden und noch als Feldherrn ihre riesige Kraft mit fanatischer Tapferkeit und Blutlust paarten. Mit dem Erwachen neuer physischer Kräfte in den Nationen brach auch in einzelnen Individuen eine ganz ungeheure Lebenskraft durch; wie in den rohesten Zeiten des Urzustandes

361) Docen in den Wiener Jahrb. t. 15. S. 68.
362) In Adelungs Magazin 2, 2, 51.

machte sich die körperliche Ueberlegenheit als ein glänzender Vorzug geltend, gleichviel ob sie der Held im Religionskampf auf dem Schlachtfeld zeigte, oder beim Gelag das Faß zu heben und aus dem Spundloch zu trinken verstand; und wenn doch unter den Menschen der Glaube lebte, als ob die Kinder einer natürlichen Liebe schon die Früchte einer regern Kraft wären, so haftete dann auf solchen auch im Leben weit eher eine Ehre als ein Makel, und solche Erzeuger und Erzeugte gingen denn, wie eben im Hug Schapler, in die Poesie ein. Wie dieser Fleischersohn den Thron von Frankreich bestieg, wie sich seine zehn natürlichen Söhne zu Ehren bringen, so wird noch mehr in den geschlechtlichen, als in den politischen Verhältnissen, das Mischen der untern und obern Stände im Romane dieser Zeit versinnlicht. Dieß halte ich für das einzige originalere Element in diesen Prosaromanen, das sie wenigstens theilweise in einer Verbindung und in einem Verhältnisse zu der Zeit ihrer Erscheinung zeigt. So eng und schroff die nachdenkliche Liebe der Minnesänger im Kreise des Standes gehalten hatte und des Ranges, so sehr ist es die Eigenschaft der heftigen leidenschaftlichen Neigung, über Rangverhältnisse hinwegzuspringen. Wir sehen daher, daß jetzt die Romanhelden sich über die Stände wegsetzen; Liebschaften zwischen Unebenbürtigen (wenn sie es auch nur scheinbar sind) werden jetzt ein Hauptthema; im Pontus argumentirt der König von England schon mit unserm allgemeinen Abstamme von Adam und Eva, da er dem armen Pontus oder Sordit seine Tochter anbietet; die Geschichte von Guiscard und Sigismunde ward ein Gegenstand des Volksantheils; und ebenso die in aller Welt mit wetteifernder Fruchtbarkeit verbreitete Geschichte der Griseldis[363]), jener treuen, aus dem Bauernstande emporgehobenen, von ihrem Manne so hart geprüften und so geduldig und gehorsam bewährten Gattin. Im 15. Jahrhundert ward jene sinnige Liebe der Ritterzeit mit einer neuen sinnlicheren vertauscht. Nicht allein jedes Volkslied drückt dieß aus, und manche Romane,

---

363) Das Volksbuch von Markgraf Walther, dessen Stoff, wie ich schon oben anführte, bereits dem Püterich bekannt gewesen zu sein scheint, und schon 1471 in einer Uebersetzung aus Petrark gedruckt existirt, der sie dem Boccaz entlehnte und eine ungemessene Vorliebe dafür hatte.

sondern die Geschichte selbst. Wer weiß nicht von Albrecht und Agnes Bernauerin? Wer hat nicht die interessanten Abentheuer des Herzogs Wilhelm von Oestreich in seiner Werbung um die ungarische Hedwig mit Antheil an einer scheints mehr natürlichen als politischen Liebe gelesen? Wer weiß nicht, wie Buhlerei und zügellose Liebe von Sigmund bis auf die Fürsten der Reformationszeit poetisch erhoben und moralisch, selbst von so strengen Sittenrichtern, vorsichtig tolerit ward? Wer weiß nicht, daß Sigmunds Abentheuer mit der schönen Elisabeth Morsinai, die die Mutter des Johann Hunyad sein soll, zum Romane, zur Sage ward, wie sie in diesen Tagen beliebt war. Er hätte ihr, heißt es, einen Ring hinterlassen, an dem er sie und ihr Kind wiedererkennen wollte; und als sie hernach mit ihrem Bruder Caspar aus Siebenbürgen nach Ofen zog und im Walde ruhte, hätte ein Rabe den Ring gestohlen, den doch Caspar glücklicherweise noch wiedergewann, was denn den Namen und das Wappen Corvins erklärt. Und endlich ist die glühende südliche Natur und Liebeswärme seines wackern Kanzlers Schlick von dem muthwilligen Aeneas Sylvius selbst auf einfacher geschichtlicher Grundlage in einem eigenen Roman verewigt worden, der zu großer Berühmtheit gelangte. Den Uebergang von jener alten Minne zu dieser neuen Liebe, von der Gedankenliebe (denn so würde ich das Minnen und Meinen der Alten im Gegensatze bezeichnen) ,zu der Herzensliebe, bezeichnet der Charakter der verschiedenen Prosen dieser Zeit sehr gut. Vieles was noch ganz aus alten Bearbeitungen mit keiner anderen Veränderung, als der Verse in Prosa, überging, wie der Wigalois, der nach Wirnts Gedichte (1472) von einem Ungenannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen in ungereimter Rede beschrieben" ward, oder wie Tristan, (ed. Augsb. 1498) der nach dem Texte des Eilhart aufgelöst und erweitert ist, oder wie Wilhelm von Oestreich, der wahrscheinlich auch aus dem obenerwähnten Gedichte des Johann von Würzburg herstammt, geht natürlich noch ganz in dem alten Geleise und hat nichts als den Ton geändert. In manchen, wie im Fierabras (ed. Simmern 1533), wenn dieser schon in diesem Jahrhundert übersetzt sein sollte, dessen Prosaquelle mit dem provenzalischen von Bekker herausgegebenen Gedichte Eine gemeinsame nordfranzösische Quelle hat, ist das Kriegerisch=Wilde, der

Pfaffenhaß, das Uebertriebne-Ungeheure, die Maschinerie, der Aberglaube, die Wunder noch zu vorherrschend und noch nicht, wie in der eigenthümlichen Auffassung in Calderons Brücke von Mantible so ermäßigt, daß die Liebesepisode darin eine vorstehende Rolle spielen könnte; und dieser Art ist die Geschichte von Herzog Herpin[364]), die, wie so viele dieser Vasallensagen, blutig und gräßlich ist und wie die dazu gemalten Bilder aufs Entsetzliche ausgeht. An noch viel Roheres aber erinnert der Valentin und Namelos, der in einer Handschrift von 1465 bekannt und später wieder 1521 von Wilhelm Ziely von Bern weitläufiger zugleich mit der Geschichte von Olwier und Artus aus dem Französischen übersetzt ist[365]), welche letztere sich im Stoffe mit Engelhart und Engeltrude berührt. Und was fast alle diese französischen und britischen Romane ungenießbar macht und so ungemein schwer auf den kleinen Kern gerathen läßt, der für den Literarhistoriker darin zu suchen ist, ist die ganz maaßlose Breite und Weitschweifigkeit der längstbekannten, noch einmal aufgefrischten Abentheuer. Waren die gereimten Ogier, und die Krone der Abentheuer schon unbezwinglich und unübersehbar, was muß man zu dem prosaischen Lanzelot[366]) sagen, der aus dem französischen des Gautier Map übersetzt ist, und ganz nahe an den endlosen Umfang der Amadis streift! Und selbst die ansprechenderen Erzählungen von Pontus und Sidonia[367]) und von Lother und Maller[368]) und Aehnlichen leiden alle an der er-

---

364) Cod. Pal. N. 152. Uebereinstimmend wird wohl der Druck von dem weißen Ritter sein. S. Panzer Annalen 1., S. 47.

365) Ein seltneres Buch: „In diesem Buch werden begriffen und gefunden zwo wunderbarlicher Historien gantz lieblich zu lesen, auch dienen zu vil erfarnuß. Die erst hystori von zweyen treuwen gesellen mit namen Olivier, eynes kunigs sun uß Castilie, und Arto, eyns kunigs sun von Algarbia u. s. w. Die andre hystori sagt von zweyen Brüdern Valentino und Orso ꝛc. gezogen uß frantzösischer zungen in dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern im Oechtland.“ Basel 1521.

366) Cod. Pal. 147. oder N. 91 u. 92.

367) Cod. Pal. 142.; verschieden von den gewöhnlichen Drucken und vom Buch der Liebe, und also von einem andern Uebersetzer als von Leonore.

368) Ed. Strasburg 1514 aber schon viel früher übersetzt, wie oben bemerkt wurde.

mådenden Verschlingung åhnlicher und schlechter Abentheuer. Allmåhlig nimmt denn, wenn auch nicht die Breite, so doch die Wunderlichkeit der Abentheuer ab. So lange noch der Stoff durch überladene Begebenheiten und Wunderlichkeiten anspruchvoll blieb, war es nicht möglich, daß sich die Dinge weder aus den Massen herausarbeiteten, noch den wunderlich affectirten Ton ablegten, den steifen Bombast, in dem sich die Rede bewegt, das gespreizte und eckige Wesen, das straks zu den Reverenzen und Reifröcken des 17. Jahrh. überführt und für jeden gesunden Kopf schon im Keime in den poetischen Romanen unerträglich peinvoll ist. Es war daher schon ein Schritt zum Besseren, daß man mit Tristan und Flore und Blancheflour jene einfacheren Novellenstoffe aufnahm, die wir überall in ihren bescheidenen Ansprüchen viel liebenswürdiger fanden. Man druckte die Gesten und die sieben weisen Meister; man übersetzte den Boccaz[369]); man erweiterte einzelne der hier liebgewonnenen Novellen; und so gewann der Kaiser Octavian seine weitere Gestalt, in der er zum Volksbuch ward; der Fortunat ist aus einer kleinen Erzählung der Gesten erwachsen (schon zwischen 1440—50?); aus Boccaz haben wir getrennt und für sich einzelne Stücke erhalten; die Melusine ward von Thüring von Ringoltingen 1456 aus dem Französischen übersetzt[370]), und sie existirt verkürzt im Volksbuche neben jenen lieblichen Erzählungen von Genofeva und Magellone. Dieß sind denn jene beliebten, ihrer netten, einfältigen Weise wegen so beliebten Stoffe, die nachher so håufig erneut und wiedergedruckt, in allen Nationen gleichmåßig geachtet und in Zeiten von geläutertem Geschmacke aufgesucht und mit Liebe bearbeitet und mit Dank aufgenommen wurden. Wie wir aber schon oben bemerkten, diese Dichtungen waren für die jedesmalige Zeit accomodirt, und je selbstständiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuten, und je mehr ihre Wahl das Einfachste traf, desto besser war es: Tiek erntete fast ungetheilten Beifall, allein weder die Bücher der Liebe des 18. und 19. Jahrhunderts, noch der Goldfaden, noch Fr. Schlegels Lother und Maller konnten das Aehnliche erlangen. Damals freilich, im 15. Jahrhundert,

369) Die erste Ausgabe Ulm 1473.? Später Augsb. 1490. Straßb. 1519 ꝛc.
370) Ed. Heidelb. 1491.

waren die Anforderungen noch gering; man durfte das Kleinste kaum bieten, so war man vergnügt und zufrieden damit. Die keuschen Josephe, die in der ältern Zeit sehr im Hintergrunde standen, rückte man nun blos hervor; die tragisch ergreifenden unglücklichen Ausgänge der Liebe, wie in Tristan, die vormals fast unerhört waren, ließ man nun häufiger werden und konnte des Beifalls sicher sein; die Liebesepisoden, die sonst hinter den Irrfahrten verborgen lagen, zeichnete man jetzt in der Behandlung aus; wie man sonst die Liebe gesegnet und gepriesen hatte, so hebt man jetzt ihre leidige Seite hervor, da auch die Leidenschaftlichkeit, die nun diese Liebe zu begleiten pflegt, mehr nach dem Leid der Liebe hinneigt. Ganz eigenthümlich zwischen dem Alten und Neuen steht in dieser Beziehung der poetische Roman des Johann von Soest, Margarete von Limburg[371]), der 1470 aus dem Flandrischen übersetzt ist[372]), und wahrscheinlich in dieser Sprache im Besitz der Mathilde war, aus deren Bibliothek ihn Püterich 1462 schon erwähnt. An was Alles erinnert nicht dieser Roman, von Altem und Neuem! Mehrfache Liebespaare, abwechselnde Verfolgung gleichzeitiger Abentheurer verwandter oder befreundeter Helden, wie in den meisten der Prosaromane; schlechte Erfindung und Wiederholung der Begebenheiten, Reminiscenzen an andere Erzählungen; die Scenerie der Allegorien; ja ganze eingeschaltete Allegorien der Art, wie wir sie oben kennen lernten; die Versetzung aus den großartigen Ritterabentheuern in kleinere, mehr bürgerliche Verhältnisse, wie wir ja oben schon in mehreren in diesen niederländischen Gegenden entstandenen Gedichten fanden, zugleich bei dem Bewahren der alten großen Schlachten und Heidenkämpfe, all das liegt dicht nebeneinander; und was das Herabziehen der prunkenden Begebenheiten in den Kreis gewöhnlicherer Ereignisse betrifft, so wird das in dem Ritter Galmy, in Gabriotto und Reinhart noch viel bedeutender, wo eine Verbannung, ein Turnier u. dgl. schon eine so

---

371) Cod. Pal. N. 87.

372) Ibid. fol. 83.

Der hübschte fürst in al tütsch lant
mich seer off eyn tzyt hot ermant,
gebetten auch durch groß begyrt, daß ich dyß buch ym transfyryrt
uff flemischer sprach, dy ist halp tutsch in disse sprach dy ist hoch tutsch.

große Begebenheit ist, wie im Wilhelm von Orleans, der in Deutschland der Vorläufer von dieser ganzen Gattung ist. Dieß hängt eben damit zusammen, daß das heilige Kleinleben der Liebe allmählig alles andere verdrängt, so daß es in den beiden letztgenannten Stücken schon ein kritisches Ereigniß von den größten Einflüssen ist, wenn sich einmal der Held vor der Geliebten bei Tische mit dem Messer den Finger verwundet. Auch in der Margarete von Limburg ist die Liebe der drei verschiedenen Paare weit das Interessanteste, und der Eingang des Tones aus dem Volkslied ist hier fast so entschieden, wie der des Minneliedes in die alten poetischen Romane (auch herrschen in der Manier des Dichters Eigenthümlichkeiten der Meister- und Volkssänger, wie z. B. daß er seinen Gönner Pfalzgrafen Philipp stets nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet). Zwischen Evar und Sibylle herrscht die alte Art von Minne; die Dame zaubert, der Ritter wird wahnwitzig; ganz nette Züge aber findet man, wer sie in den 20000 Versen des Gedichtes suchen will, in der Liebe des ruhigen Heinrich zu der glühenden Europa und des glühenden Echites zu der ruhigen Margrete; gegen die gleichgültigen Buhlereien in den alten Romanen sticht diese Wärme ganz eigenthümlich ab, die hier so ganz mit Zucht und Ehrbarkeit gepaart ist, und während in einem seelenlosen Stoffe die alte Form unter den Händen des Singmeisters, der sich in jedem Gesange der Unfähigkeit bis zur Langeweile wiederholend anklagt, stets tiefer sinkt, steigt innerlich die Natur und Menschlichkeit, mit der er seine Seelenschilderei in naiver Sicherheit verfolgt, und je minder man daran gewöhnt ist, desto mehr überrascht es, wie hier alles so natürlich beredt, so rein und eben fließt; wie so practisch und verständig die kühlere Frauennatur dem Ungestüm der männlichen Liebe gegenüber gezeigt und wieder ein umgekehrter Fall zum Gegensatze geschickt benutzt wird.

Die Rückführung zu diesem Gefallen am Seelenleben von dem Geschmack an dem wirren Abentheuerwesen der Ritterromane hat ohne Zweifel der griechische Roman vollbracht, oder das, was dem griechischen Romane Aehnliches nach Deutschland, lateinisch oder deutsch, sich verbreitete. So brachen auch Wielands Werke in neuerer Zeit erst der gesünderen Natur die Bahn, so verwerflich man sie auch sonst finden mag. Von dieser Seite her finde

ich nun in diesen Zeiten den schon erwähnten Niclas von Wyle, Stadtschreiber von Eßlingen, und sein Uebersetzungswerk äußerst bedeutend. In denselben bairisch-schwäbischen Gegenden, wo wir den eigensinnigen Geschmack an dem Alten so festhalten sahen, regt sich zugleich zuerst der Sinn für die neue Richtung, die das Bekanntwerden und Verjüngen der Alten in Italien vorschrieb. Die Schriften des Boccaccio waren ganz geeignet, die Manier des Ritterromans aufs innerste zu erschüttern; den Frost der conventionellen Adelswelt und alter gelehrter und politischer Vorurtheile zu brechen, diente Petrarks Begeisterung für die Muster des Alterthums und Poggios überlegene Feder. Dem Freimuth der italienischen Humanisten eiferte Felix Hemmerlein aus Zürich nach, der in Recht und Schrift gelehrt, gleich bewandert in der Gesellschaft wie in dem Buche, mit Gesang und Kunst wie mit Wissenschaft befreundet war: diesen Mann hatte Niclas Wyle, als er Schulmeister in Zürich war, gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius dazu geschaffen, seiner Stellung nach, zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln und Er spornte zuerst die Fürsten, geißelte ihre Indolenz, schmähte den entarteten und verbauerten Adel, spottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzlosen Spitzfindigkeiten und warf mit die ersten Funken in das verglommene geistige Leben der Deutschen. Von dieses Mannes Schriften, so wie auch einzelne Stücke von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwischen 1460—80 ins Deutsche übersetzt. Er hat meist kurze Stücke einer practischen Lebensweisheit gewählt und trat so factisch gegen den ganzen Geist der zwecklosen Gelehrsamkeit auf. Wie in Philologie und Humanistik die Lange und Agricola still den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, so ist auch dieser Mann ein geheimer Verarbeiter für andere Richtungen Huttens und für die Brandt und Kaisersberg. Vorsichtig und ohne Urtheil theilt er Poggios Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit; er gibt Tractate über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch sie ohne Entscheidung, und ausdrücklich vorsichtiger als Hemmerlein, der auch über diesen Gegenstand in seinen Werken schrieb: denn ihm „ist es sicherer, darüber zu denken als zu schreiben." Eigenes Verdienst hat daher Wyle wenig; was aus seinem eigenen

Kopfe bedünkt, streift noch ins Obscure[372]), dreht sich noch in Kleinlichkeiten, in Abhandlungen über Interpunction und Orthographie (worauf sich auch Steinhöwel in seiner Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz einzulassen für nöthig findet) über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Uebersetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit seinen Schriften eine stille Opposition gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutschen machen will, liegt in dem Selbstgefühl, mit dem er den Werth dieser Tractate „gegen alle deutsche Bücher, die er gelesen," heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte diese grundsätzliche Lebensweisheit, die er aus seinen Italienern verdollmetschte, namentlich den Gebildeteren ansprechen, da hier endlich einmal kein höfischer Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünschte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, da hier keine verzagende Lamentation, sondern wirkliche Aussicht und möglicher Trost geboten ward für den, der Hände und Füße zu regen wußte; da hier kein mystischer Prediger mehr Verabscheuung des äußeren Lebens predigte, kein Scholastiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zwecklosen Grübeleien empfahl, sondern ein gesunder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröstung des Rechthandelns und der eigenen Thätigkeit wieß. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reisewuth des Jahrhunderts, das Hinströmen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reisen nach entfernten Universitäten, die nothwendige Verbindung der nordischen Künstler mit dem Süden, die Fürsorge für Wege und Land- und Wasserposten, die neuen Erfindungen die zu Communicationen einluden, bald auch der Einfluß des häufigern Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünstigung der Buchdruckerkunst bald in diesen Zei-

---

373) So erzählt er in seiner Vorrede zur Uebersetzung von Lucians Esel, daß er einmal von dem kaiserlichen Kammerschreiber Michel von Pfullndorf gehört habe, daß ein ehrbarer Gastgeber auf seinen Eid versichert habe, er sei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt gewesen, bis ihm einst im Zank mit einer andern wilden Gans diese das Bezauberungswerk von seinem Halse gerissen hätte rc.

ten aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehntesten Briefwechsel, der den Trithemius in diesen Zeiten schon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke ansehen läßt, die erneuerten politischen Verbindungen Deutschlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande, die Deutschland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Mode Badeorte zu besuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzessinnen ferner Länder, Alles arbeitete zusammen, um eine Bewegung in die europäische Welt zu bringen, die Niemand schroffer empfand, als die Deutschen, wo im 14. Jahrhundert so viele Stagnation in allen Verhältnissen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die sich in so ausgedehnten Räumen herumdreht, bringt es mit sich, daß immer nur solche Zeiten des erleichterten und aufgeregten Verkehrs von wahrem Gedeihen für jederlei Fortschritt in der europäischen Civilisation waren, und mit Recht sieht man in dem materiellen Bestreben nach Dampfmaschinen und Eisenbahnen in unsern Tagen die Vorboten eines rascher aufblühenden Lebens auch im geistigen Reiche. Daß den damaligen Gelehrten die Augen geöffnet, daß sie aus ihren engen Haus- und Schulverhältnissen herausgerissen wurden, daß unser Niclas an alle Höfe der Nachbarschaft, in vertrauliche Bekanntschaft mit Frauen fremder Bildung, in engeren Verkehr mit ihnen an Badeorten kam, deren damals viel freiere Gewohnheit den Umgang noch viel freier bildete als heute, daß er durch seine Italiener mit den Alten anfing bekannt zu werden und ihrer von allem Zwang und Unnatur entfernten Lebensweise, dieß gab auch dem unentschlossenen und zaghafteren Manne den Muth, Schriften zu übersetzen, die gegen die ganze Herkömmlichkeit des politischen und gelehrten Lebens angingen. Von diesem Inhalt ist des Aeneas Sylvius Rath an den Herzog Sigmund von Oestreich, in dem er ihm die Lesung der Alten empfiehlt, und den Niclas unter vielen anderen auch übersetzt hat. Er redet ihn darin mit dem ungewöhnlichen Du an und beruft sich auf die Sitte der Alten und die Autorität des Petrark, der das Ihr in dem neueren Latein zugleich mit den übrigen Barbarismen ausgetrieben und mit der Reinheit seines Styls zugleich die alte Einfalt der Anrede, selbst Fürsten gegenüber, zurückgeholt;

und dieß geschieht in diesen Zeiten, wo ganze Bücher über das Titularwesen geschrieben und gedruckt, ja eine Abhandlung dieser Art von Niclas selbst verfaßt ward. Der Schreiber nennt dem Herzog die großen Muster der Alten, er wirft ihm ausdrücklich die Götzen der letzten Jahrhunderte, die Hugo von St. Victor, die Alanus, Albertus, Alexander von Hales und Nicolaus von Lyra und alle Neueren verächtlich bei Seite, denn darüber seien seine Italiener Alle einverstanden, daß diese die Menschen zu belehren nichts taugten, so gelehrt sie auch seien. Indem er ihm Achtung und Umgang mit Gelehrten empfiehlt, Gelehrte in sein Gefolge neben seine Ritter zu nehmen ermahnt, die Schwierigkeiten des Regierens vorhält und die schlechten Beispiele so mancher Fürsten, und ihn erinnert, daß ihn sein schönes Kleid nicht so zieren würde, wie Bildung, Leumund und Tugend, spricht er in einem Tone, der die Stellung des Gelehrten zu den Fürsten ganz ändern mußte, den Petrarka in so unabhängiger Lage gegen Karl IV. und mit seinem Enthusiasmus noch leichter angeben konnte, den unsere Hutten dann zum letzten Ziele brachten. Dabei vergißt Aeneas nicht, den Fürsten neben dem Wissen zugleich auf die „Gemeinsamkeit des Volkes,“ auf Umgang und lebendigen Verkehr hinzuweisen, neben den Studien auf Zugänglichkeit; er soll „grüßbar und Allen gemein“ sein, mahnt er ihn, denn er wisse nicht, daß etwas Gelerntes in der Schrift gut sei, ohne daß es der Mensch übe und im Leben bewähre; und ich lobe, sagt er, nimmer die Menschen, die sich der Schrift so hingeben, daß sie darüber alle andere Dinge versäumen, sondern die sind alles Lobes werth, die dem gemeinen Nutzen dienen, und dabei Kunst und Lehre nicht vernachläßigen, wie es die Alten gethan, die, was sie gelernt, auch ausgeübt hätten. Daß der Mann, der in dieser Entschiedenheit gegen die scholastische Bildung der vorigen Zeiten ankämpfte, der mit solcher Bitterkeit wie er that, den Adel und sein ganzes Thun und Treiben verhöhnte, wenn er einmal an ein Werk der Ergötzlichkeit, an eine Liebesgeschichte und Novelle die Hand legen sollte, auch in diesem Zweige sich gegen die ganze hergebrachte Romanenmanier auflehnen würde, läßt sich erwarten. In zweien seiner Briefe erzählt er die ihm eigenthümliche Geschichte von Euriolus und Lucretia und die entlehnte von Guiscard und Sigismunde,

den Stoff von Lenardo und Blandine. Beide übersetzte Niclas von Wyle gleichfalls. Den ernsteren, ehrbaren, züchtigen Mann, der in seiner Uebersetzung von Lucians Esel so sehr gegen das Obscöne darin eifert, hat doch sein Umgang mit dem leichtfertigen Poggio gewöhnt, um des Bösen willen das Gute nicht zu versäumen, und sogar daran, in leichten, scherzhaften, unbedeutenden Dingen die rhetorische Kunst zu bewundern, mit der Poggio, allerdings ein Meister dieser Kunst, glauben zu machen weiß, als habe es mit dergleichen kurzweiligen Ergötzlichkeiten Wunder welche Vernunft und Weisheit auf sich. Die formelle Vollendung der Darstellung in diesen Italienern reizte unsern deutschen Mann, das Aehnliche in der vaterländischen Sprache zu versuchen; Schade daß er auf die uralte und nun unter den ähnlichen Verhältnissen wiederkehrende Grille fiel, daß auch Er die lateinische Sprachkunst für die „Zeigerin aller rechten und löblichen Darstellung aller Sprachen" hielt. Daher ist seine Rede voll von höchst unangenehmen Latinismen; Männer wie Er und Steinhöwel und der Uebersetzer der boetischen Tröstung der Philosophie autorisirten diese Manier der constructionstreuen Uebersetzung, die in den Romanen schon vor ihm herrschte (wo es bei den aus dem Französischen entlehnten nicht einmal so viel auf sich hatte); er mochte dazu beitragen, daß man den pathetischen Senatorenton des Lateins in den Romanen noch mit dem breiten Schwulste der ritterlichen Vornehmheit gepaart sieht, daß man das „köstlich nach dem Latein gesetzte Deutsche gegen die genuine Rede"[374]), welche von Hermanns Legenden und den Anecdoten der Gesten an bis auf die in Schimpf und Ernst unsere Prosa so naiv und ansprechend machte, überschätzte, so daß dann selbst einem Hutten die verderbliche Gewöhnung nicht auffiel, nachdem schon Albrecht von Eyb in seinem Buch von der Ehe einigen Beweis gegeben hatte, wie viel wohlthätiger für die Sprache es war, wenn die Schreiber nicht sclavisch an ihren

---

374) Der Auflöser des Wigalois sagt: „Nun hab ich es ye uff mich genommen, wie wol ich mich des lateins in sunderheit nit gentzlich verstee, noch der kostlichen gesetzten teutsch nach latein, noch nach dem sitten der poeten nichzen enkan; so sag ich doch nach schlechter gemeiner rede, wann nicht ein yeder die gesetzten und subtilen rede oder wort versteet u. s. w.

fremden Quellen hingen und nicht lateinisch denkend die vaterländische Rede niederschrieben. Trotz alle dem ging aus der reizenden Schreibart des Italieners noch so viel in das Deutsche des Niclas ein, daß sein Euriolus und Lucretia, wie er in alle Sprachen überging, auch in Deutschland eine große Wirkung machte, und durch das ganze 16. Jahrh. als Muster selbst von empfindlicheren Kritikern genannt wird; so wie die Empfindsamkeit, die in diesen Zeiten in den trockneren Roman noch nachgetragen wird und der Geschmack an einfacheren Liebesintriguen und der leichteren Manier des Boccaz, wohl hauptsächlich durch dieß Werkchen bei uns angeregt ward. Für Deutschland hatte es das besondere Interesse, daß unter dem Helden des Romans der berühmte Kanzler Sigmunds, Kaspar Schlick, verstanden ist. In den Zeiten des Concils von Basel (1431) lag Sigmund auf seinem Römerzuge fast ein ganzes Jahr in Siena; dort nun hatte der feurige[375]) Kanzler „eine wundersame Liebschaft mit einer edlen Bürgerin" und diese brachte Aeneas 1444 in eine lateinische Erzählung, die den Vorgang der italienischen Novellisten verräth, und den üppigen und leichten Anstrich des griechischen Romans und des Petronius Farbe trägt; von 1462 ist Niclas Uebersetzung. Man ist wie in eine andere Welt versetzt. Ein feuriger Liebhaber, ein eifersüchtiger Ehemann, das kleine Spiel der belauschten und verfolgten Liebe, eine Trennung, und nach der Trennung der baldige Tod des liebenden Weibes, das ist Alles. Die Würze der Erzählung sind nicht mehr Abentheuer und Thaten, sondern das Herzensleben des Liebespaares, nicht mehr abwechselnde Heereszüge der Helden, sondern ein amatorischer Briefwechsel, nicht mehr große Schlachten, sondern ein nächtlicher Anschlag oder sonst ein Abentheuer im Hause der Geliebten. An wie kleinen Geschichtchen und Sächelchen hängt hier das Interesse des Lesers! und was die erzwungenen ungeheuren Mittel der Romane nicht vermochten, das vermag der leichtfertige Ton dieser Darstellung: sie reißt uns hin, und wir hängen am

375) Tu etiam aderas, schreibt ihm Aeneas selbst, et si verum his auribus hausi, operam amori dedisti. Civitas Veneris est. Ajunt qui te norunt, vehementer quod arseris quodque nemo te gallior fuerit. Nihil ibi amatorie gestum te inscio putant.

Gelingen und Mislingen der Liebenden mit der Angst, die nur die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glücks und Unglücks uns einflößen kann. Aber mit wie natürlichem Geschicke ist auch trotz mancherlei Schwulst, Exclamation und selbst Rohheiten, diese Liebe in ihrem Entstehen verfolgt, wenn man die Ritterromane dagegen hält! Wie sich das Weib stellt, zurückhält, zürnt, nachgibt, wie sie löschend entzündet, stillend reizt, abweisend lockt; wie dann der schmerzlich glückliche Ton bei dem lange erschwerten Zusammentreffen der Liebenden, wie das wehmüthige Tändeln und Liebkosen getroffen ist, und das nichtssagende und doch so unendlich wichtige Gerede glücklicher und leidenschaftlicher Liebe; dann das schlagende Gewissen, das Pflichtgefühl der Frau zwischen ihrer Wagniß und ihrer Besonnenheit, das Ehrgefühl des Mannes neben seiner Pflichtvergessenheit, und als sie überrascht werden, als Ehre und Alles auf dem Spiele steht, die leidenschaftliche Hitze und Verzweiflung des Mannes neben der rettenden Ruhe und Ueberlegung des Weibes, das Alles verbunden mit der glühendsten Sinnlichkeit und Ueppigkeit muß man hart neben einem der geisttödtenden Romane lesen und versuchen, um sich zu überzeugen, daß eine solche Erzählung die Stimmung der damaligen Zeit ähnlich dem Werther in neuerer Zeit berühren mußte, die wir vorbereitet schon vorher fanden und im Volksliede ganz herrschend finden werden, und die nur unter dem Rückfall der Zeit durch die Religionskriege und unter der Rückkehr des höfischen Lebens im 17. Jahrh. noch nicht Bestand haben konnte. Wir finden übrigens auch außer der Erzählung von Guiscard und Sigismunde, die zunächst aus dem Latein des Aretin übersetzt und die übrigens ansprechender in Albrechts von Eyb Abhandlung von der Ehe in freier Bearbeitung nach Boccaccio erzählt und außerdem auch noch von Anderen übersetzt ist, daß auch andere Stücke in diesem Geschmacke, wie Cymon aus Cypern[376], Camillus und Emilie und Andere verbreitet waren; und als im Laufe des 16. Jahrhunderts die alten Romane wieder hervorgesucht wurden, als die Fierabras (1533), die Heimonskinder (1535), die Ogier (von Egenberger 1571), endlich selbst die Amadis (1590) wieder Eingang, neue Auflagen oder neue Uebersе-

376) Ed. Strasb. 1516.

zungen erfuhren, so ging doch in das alte Buch der Liebe (1578)[377], das hier als der Mittelpunkt angesehen werden muß, selbst unter diesen breitern Stücken fast keines ein, wo nicht die Liebe und das Seelenleben der Liebenden die Hauptsache wäre, und die Aufnahme von Theagenes und Chariclea, von Tristan und Flore und namentlich von dem schon bezeichneten Galmy, Camillus und Emilie, Gabriotto und Reinhart, zeigt, wie sich der neugriechische Geschmack seit dem 15. Jahrh. mit dem Roman des Ritterthums mehr zu verschmelzen strebte und der empfindsame Schwulst, der diese Stücke im Buch der Liebe fast allein von ihrer älteren Quelle unterscheidet, ist nichts als eine Art Ausartung dieses Geschmacks, der sein Verwerfliches eben sowohl mit sich führt.

Mit diesem Niclas von Wyle theilt Albrecht von Eyb, den ich bereits erwähnte, das Verdienst, die deutsche Prosa wesentlich und unter den Ersten gefördert zu haben. Auch Er stand mit Aeneas Sylvius in Verbindung, er war sein Kämmerling, als jener Pabst ward. Er schrieb gleichzeitig mit Niclas und ganz in seinem Geiste und war für Franken, was dieser für Schwaben. Ich darf ihn hier außer seiner schon genannten Behandlung der Geschichte von Guiscard und Sigismunde auch wegen einer zweiten Novelle erwähnen, die in seinem Ehebüchlein[378] (1472) eingeschaltet ist, jener blutschändrischen Geschichte von Albanus, die die Gräuel des Hauses Laius überbietet und wegen einer dritten von dem Kaufmann Aronus. Ich werde seiner übrigens noch an andern Stellen (namentlich mit Hans Nythart in Ulm bei dem Drama) gedenken müssen, und so werden wir auch anderswo noch dem äußerst verdienten Arzt Heinrich Steinhöwel in Ulm begegnen, dem Landsmann unseres Niclas, der unter anderen (1473 ?) auch des Boccaz berühmtes Buch de claris mu-

377) Die Darmstädter Biblioth. besitzt ein Exemplar dieses selten gewordenen Buches. Die darin enthaltenen Stücke, die man theilweise auch aus den älteren Bearbeitungen kennt, sind: Kaiser Octavian; die schöne Magellone; Ritter Galmy; Tristrant; Camillus und Emilie; Florio und Bianceffora; Theagenes und Chariclea; Gabriotto und Reinhart; Melusine; der Spiegel der Tugend (den wir erst später erwähnen werden), Pontus und Sidonia; Herzog Harpin; Wigalois.

378) Ob einem manne sey zu nemen ein elich weib oder nit. o. O. u. J.

lieribus übersetzte[379]) und dabei mit derselben sclavischen Treue, wie Niclas verfuhr. Auch Er dedicirte dieß Buch der Eleonore von Oestreich, Erzherzog Sigismunds Gemahlin, die überall als Freunde der Aufklärung erscheinen. So nahe Höfe, wie die dieses Sigmund und des Albrecht von Baiern, pflegten so verschiedene Tendenzen! So benachbarte Städte sahen so abweichende Bestrebungen! Diese wackeren Männer halfen in Nürnberg und Ulm den Samen für die Früchte der Reformation streuen, öffneten den Sinn für die Alten und für ihre practische Moral und wiesen den neuen Humanisten zuerst den Weg mit Uebersetzungen ihre neue Weisheit ins Volk zu bringen, während in München die alten Tafelrundromane aufgefrischt wurden und die Fabeleien aus Alexander, Brandan und allen Geistergeschichten sich mit dem astrologischen Unsinn der Zeit die Hand zu reichen begannen.

6. Meistergesang.

Wir haben nacheinander gesehen, wie uns die einzelnen Zweige der Poesie, welche die Jahrhunderte ihres Verfalls in Deutschland pflegten, zuerst auf das volksmäßigere kirchliche Lied, auf den Schwank und die Anecdote, die Lieblingsunterhaltung der untern Klassen, auf das historische Lied und die laute Kritik der Zeiten und Sitten aus dem Munde des Volks, auf das Volksbuch und auf das erotische Volkslied überführte oder vorbereitete. In allen diesen Zweigen erblickten wir das Alte und Hergebrachte in einem stufenmäßigen Verfalle, selbst troß manchen angestrengten Versuchen, eben dieses Alte wieder zu einem neuen Flore zu bringen. Es ist übrig, daß wir diesen Gang auch an der eigentlich lyrischen Dichtung beobachten und auch in ihr das Absinken und den Untergang nachweisen, ehe wir den Volksgesang und in ihm die ersten Anstöße zu einem neuen Aufschwunge betrachten.

Ich hoffe, daß die einfache historische Entwickelung unserer Dichtung manche Fragen über den Unterschied des Minne- und Meistergesangs beseitigt haben wird, die noch vor zwei Jahrzehnten Gegenstände lebhafter Discussionen waren. Beschränkt man selbst, dem neueren Sprachgebrauche gemäß, den Ausdruck Meistersänger auf die Zeiten, wo die Kunst, in förmliche nachweis-

379) Ed. Ulm bei Joh. Zainer o. J.

bare Schulen zurückgezogen, nach Regeln und Tabulaturen und nicht mehr nach blos herkömmlichen Gesetzen, hauptsächlich von Handwerkern geübt ward, so ist der Zusammenhang mit dem Minnegesang ganz unleugbar. Wir haben oben ausführlich gehört, in welchem geraden und ungeraden Verhältnisse der lyrische Gesang an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts mit dem eigentlichen Minnegesang stand; wir fanden soviele Anlehnungen darin ans Alte, wie Uebergänge zu einem Neuen, vorher nicht Dagewesenen. Dieser Gesang führte uns vielfach an die Grenze des Volksliedes hin, und während er in einem Müglin im Osten noch eine etwas längere Dauer ankündigt, bricht im Westen der Volksgesang vernehmbar durch und unterbricht offenbar den kunstmäßigen etwas, so vieles er auch davon an sich tragen mochte. Am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts ward mit einigem Erfolge in der Erzählung wie im Liede das förmliche Rückgehen auf den reineren Minnegesang und all dessen Eigenthümlichkeiten versucht. Hugo von Montfort, fanden wir, traf den Ton des Minnelieds näher und feiner, aber ihm fehlte die musikalische Kenntniß; diese besaß dagegen der etwas spätere Wolkensteiner[380]), dessen Sprache aber schon wieder die ganze Rohheit des 15. Jahrhunderts verräth. Wenn ihre Lieder die Zeichen des kindischen Alters der reineren Minnepoesie an sich tragen, so trägt die allegorische, gelehrte oder religiöse Lyrik, oder soll ich sagen der Meistergesang des 15. Jahrhunderts die peinlichen Zeichen des Ueberlebens jener Periode der Gnomiker des 13. und 14. Jahrhunderts. In dem nämlichen Verhältnisse, wie die Prosaromane einen erneuten Verfall der verfallenen Reimromane des 14. Jahrhunderts bezeichnen, bezeichnet der strophische Lehrgesang des 15. Jahrhunderts eine noch tiefere Stufe, als die war, auf der wir ihn im 14. etwa bei einem Müglin fanden. Alle äußeren Verhältnisse und alle inneren Gegenstände dieser Kunst und dieser Künstler aus diesen beiden Perioden sind fast ganz dieselben. Was das Local angeht[381]), so war in diesen

380) S. Forkel Geschichte der Musik am Ende des 2. Bandes.

381) Grimm über den Meistergesang S. 129. „Im 14. Jahrh. blühte der Meistergesang zu Mainz, Strasburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag. Im 15. zu Nürnberg, Augsburg. Im 16. zu Re-

sämmtlichen Perioden das Festhaften auf dem Süden und der Zug von West nach Ost charakteristisch. Der eigentliche Minnegesang hatte seine Blüthe im Südwesten und hatte im Lichtenstein und Aehnlichen in Oestreich eine etwas längere Dauer; der gnomische Gesang hatte seinen Hauptsitz am Rhein und starb in Böhmen aus oder führte in einem Beheim auf den Meistergesang bestimmter über. Auch dieser nimmt seinen Gang von dem Oberrheine, Franken und Baiern aus nach Oestreich und bis nach Pommern und Schlesien, von wo dann in einer neuen Periode eine neue Art von Dichtung ausgehen sollte. An eigentliche Schulen und an geschriebene Gesetze ist vor Ende des 15. Jahrhunderts nicht zu denken, wenigstens erlaubt es die Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers nicht, ohne ausdrückliche Documente und selbst ohne deutliche Winke dergleichen vor der ältesten Tabulatur, von der wir wissen[382]), anzunehmen. Weder in den zahlreichen Gedichten Beheims noch Rosenplüts läßt etwas auf die Existenz von Schulen schließen; keine städtische Urkunde in Nürnberg und Augsburg erwähnt sie vor dem 16. Jahrhundert. Wir finden die Sänger des 15. Jahrhunderts auf Reisen, wie damals, klagend über die Höfe, die ihnen keinen Aufenthalt und keine Nahrung mehr gewähren, wie damals. Ein Wetteifer war da, dieß zeigen Beheims Aeußerungen, allein es war schon nicht mehr der neidische und heftige des 13. und 14. Jahrhunderts, es war vielmehr eine stille Nachahmung der Beßten, welche die Zeit mit Vorzug nannte, und dieß friedliche Verständniß, dieser gemäßigte Wetteifer führt sowohl zu der friedfertigen Geselligkeit in den späteren eigentlichen Meisterschulen, als auch zu ihren geordneten Wettgesängen über. Die wirklichen Tenzonen machten im 14. Jahrhundert gewissermaßen die Seele des gnomischen Gesanges aus; sie wurden von fremden Meistern gehalten und nicht eine Schule oder Gesellschaft setzte die Preise aus, sondern der Ausforderer selbst[383]), ob dieser nun der ankommende Gast war oder

---

gensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görliz bis nach Danzig."

382) Die Strasburger von 1493. s. Schilter Thes. t. 3. p. 88.

383) Cod. Pal. 680. f. 63.

Frölich wil ichs heben an mit meim gesang auff dieser pan,
in meiner hant für ich ein van, daran vint man getziret stan

einer der einheimischen Sänger, der dem Fremden mit einem Liedlein „einschenkt“ und ehrenden Willkomm bietet, galt gleich; und dieser Preis bestand schon früher in einem künstlichen Kranze[384]. Diese Wettstreite nahmen aber mit der Abnahme der Gelehrsamkeit unter den Singenden natürlicherweise auch ab. Seit dem Aufkommen der Universitäten, seit dem festeren Zusammenschluß der Zünfte, seitdem die Hofmusikanten und Stadtpfeifer hier und dort in förmliche Corporationen vereint wurden, bereitete sich auch für den Gesang das Aehnliche vor, der eben in diesen Zeiten, nachdem er sein letztes Glück an den Höfen versucht hatte, sich in den Handwerksstand ganz entschieden herabzog. Von diesen Zeiten an änderte sich leicht der Begriff, den man bisher mit dem Worte Meister verbunden hatte, die sieben Künste, von denen diese Bürger natürlich noch viel weniger verstehen konnten, als jene älteren Gnomiker, kamen in erneutes Ansehen, man sah sie noch immer als die Grundlage der Gesangeskunst an, bis man dann später durch den eigentlichen Abschluß diese Kunst vielleicht als eine selbstständige mehr an ihrer Seite sehen wollte; denn auf eine ähnliche Weise löste sich auch aus der Astrologie allmählig die Arzneikunst ab. Schon dadurch, daß bei dem Eintritt der Handwerksmeister im 15. Jahrhundert eine so große Masse von Aerzten und Astrologen die Dichtung übten, von den Neuenstadt, Steinhöwel, Hartlieb bis zu Fischart u. A., ergab sich ein engeres Verhältniß zwischen den Magistern der freien Künste und den Meistern des Gesanges. Daß man demgemäß bald auch den Vereinigungen einen neuen schulmäßigeren Charakter zu geben suchte, lag ziemlich nahe, da gleichzeitig bekanntlich auch

ein kranz von rosen wol getan, wer mir den abgewinnen kan,
mit schallen und mit singen,
ich hab ein krenzlein ausgehenkt, wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seiner plumen lenkt, der wirt an kunsten unbekrenkt,
und ob er die rechten mas vordenkt, dem wirt das krenzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen.

384) Ibid. fol. 42.

— singt er sein gesank, nit z'kurz nit z'lank,
gibt im recht wort und wise, er mus der kunst ein krenzl haben,
von edel rosen fin, die pletter sind von goldbuchstabn
gar meisterlich geschrieben.

jene rheinische, donauische, augsburgische u. a. Gesellschaften der Celtes, Dalberg und Peutinger entstanden, die aus dem ähnlichen Gefühle entsprangen, daß die humanistischen Studien neben den Universitäten einer anderen Pflegstätte so bedürften, wie die Dichtung neben den Höfen. Wie ganz vag ist noch in der älteren Stelle, die ich unten citire[385]), der Begriff von Schule und Merkern; jene offenbar nur von dem Sangestag, von der Singschule der Späteren, von dem Orte der Aufführung verstanden, diese in einem freieren Geschäfte willkührlicher thätig (obgleich allgemein von Sylben- und Zahlmessen schon im 14. Jahrhundert geredet wird) und statt in der Achtung der späteren Merker vielmehr angefochten und bedroht erscheinend. Bei Rosenplüt ist nirgends, selbst nicht in der weitläufigen Erwähnung der Künstler und Kunstliebe der Nürnberger, einer Schule gedacht, bei Beheim wird kaum etwas von Merkern gefunden, obgleich er ganz den Ton der Meister des 14. Jahrhunderts nachahmt, in ihrer Art von den Verhältnissen der Sänger spricht, Tenzonen[386]) liefert, die offenbar — wie es deren auch ältere schon von Regenbogen gibt — blos fingirt sind.

Mehr aber als Alles stellt der Inhalt der Lehrgesänge dieser Zeit sie in eine Parallele mit den gnomischen des 13. und 14. Jahrhunderts. Ich scheide hier die erzählenden Dichter aus, wenn man sie auch (wie Folz und Rosenplüt) Meistersänger nennt und anderer Productionen wegen auch so zu nennen ein Recht hat, indem für Meistergesang nur gelten kann, was strophisch und für den Gesang eingerichtet und berechnet war, obgleich damit nicht behauptet ist, daß das so Eingerichtete nun wirklich nur gesungen und nie gelesen ward. Daß man sehr große historische und andere Gedichte für den Gesang und den Spruch damals bestimmte, habe ich bereits oben erwähnt, nur die eigentliche Er-

---

385) Cod. Pal. 392. f. 38.

Nun hert, warumb gieng ich ze schul: das ich wal sehe, wie man hielt der meister stul,
da tet sich fast die gerechtigkeit verkeren, wen ich hort merkes also vil,
das mich des ser verdriesset, ich wolt das in der welte wer,
das man die falschen merker strafet also schwer,
das wer mein sin, darmit wil ichs beschliessen.

386) Cod. Pal. 312. f. 44.

zählung, die Novelle und der Schwank, blieb mehr der bloßen Rede anheim, obwohl auch die verschiedensten Gegenstände der alten poetischen Erzählung, selbst Volkssagen und Balladen in meisterlichen Tönen behandelt wurden. Wie unter jenen gnomischen ernsten Gedichten mitunter ein Lied im Volkston und im derb vulgaren und komischen Geschmacke unterlief, so auch jetzt; doch wird es nun seltener. Unter den zahlreichen Gedichten Beheims ist dergleichen wenig; seine Buhllieder, wie er sie nennt, sind spärlich, und seine Schimpf- und Scheltlieder in jenem Nithartischen Geschmacke gerathen ihm äußerst plump. Hans Folz setzt an seinen Zeitgenossen Kunz Zorn und Schneider aus, daß sie „über gemeinlaiische Art, doch mit manchem gezwungenen Sinn" gedichtet. Die volksmäßige Manier in manchem strenggeformten Meisterliede war ja wohl auch so natürlich, wie die Gelehrsamkeit und meisterliche Regel in manchem ächten Volksliede. Warum sollte sich auch selbst nach der Einrichtung eigentlicher Meisterschulen, die einen so strengen Gegensatz gegen den Volksgesang machten[387]), wie einst die höfischen Minnesänger immerhin, ein angesessener Meister nicht gern einmal an dem Stoffe eines Gassenliedes versucht haben, das ihm noch aus seiner Gesellenzeit lieb war; und warum sollte ein wandernder Bursche dem der Sinn darnach stand, einmal in die heimische Sängerschule zu treten, nicht manches früh Aufgefaßte aus dem üblichen Zuschnitte der Meisterlieder in sein Handwerksburschenlied gebracht haben? Dennoch blieben alle Gegenstände des Volksgesanges im Allgemeinen dem Meistergesang nicht minder fremd als einst dem Minnegesange; beide in ihrer Art bestimmt zur Sittigung der Men-

387) Bragur 6, 2, 162. aus einem Meistergesangbuch:

Dan wir hoffen, daß mit der Zeit
die schendlichen Gassenlieder abnehmen,
die man schier alle Nacht ausschreit,
durch gottlos Gesind, das sich nicht thut schemen,
Gott und der Obrigkeit zu schmach
sind sie, und auch zu ergernuß der Jugent,
die lernedt und dicht solchem nach,
dadurch wird gepflanzt Laster und Undugent,
darumb sollen wir mit ganzem Fleiß
solche Schandlieder fliehen,
und uns begeben Gott zu Preiß.

schen verschmähten, dieser jeden unminniglichen Stoff und jener Alles, was nicht mit der Bibel oder der ernsten Geschichte zusammenhing. Noch nach der Reformation war bei den öffentlichen Singschulen, also bei den feierlichen Begehungen der Meister, nur unter dem einleitenden Freisingen erlaubt, außer den biblischen Geschichten auch wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten, sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre „zu singen;" in dem Hauptsingen aber ward nichts geduldet, als was aus der heil. Schrift alten und neuen Testaments componirt war[388]). So arg beschränkt nun war der Meistergesang im 15. Jahrhund. allerdings noch nicht, doch ist auch hier der religiöse Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und unter diesem wieder allerdings der streng biblische Stoff von sehr großem Umfang. Allein noch war in diesen Zeiten alle die Liebhaberei theils an der Speculation der Mystiker, theils an der Gelehrsamkeit der Scholastiker so groß, daß die streng biblische Erzählung etwas im Hintergrunde erscheint gegen die „Figuren," die Deutungen und Auslegungen der Psalmen, Evangelien, Episteln, Prophezeihungen und Geschichten der Schrift, gegen die dunklen dogmatischen Räthsel, gegen die johanneischen Visionen und Träume, die Legenden, die kosmologischen und mythischen Sinnbildnereien, die Streitfragen von der Dreifaltigkeit und der Empfängniß Mariä und der Geburt Gottes, die Weissagungen vom jüngsten Gericht, und alle jene Hymnen und Dithyramben zum Preiß der Jungfrau Maria, die, wie wir schon oben hörten, überhaupt nie aufhörten, und in diesem 15. Jahrhundert von neuem wieder — man möchte sagen mehr als je — hervorkamen.

Man würde schwer begreifen, wie die Meistersänger des 15. Jahrhunderts gerade auf diesen Stoff mit solcher Leidenschaft verfielen, wenn man nicht sähe, daß ihnen die ganze Zeit gar nichts anderes darbot. Selbst schaffen konnten die Handwerker natürlich nichts: wer hätte ihnen Anregung, Kenntniß und Muße dazu gegeben? Sie mußten aufnehmen, was ihnen ihre Umgebung bot: die Romane konnten sie nicht brauchen; die kleinen, besonders die komischen Erzählungen haben sie dagegen mit Leidenschaftlichkeit ergriffen; und für den eigentlichen Gesang, von dem

388) Wagenseil de civ. Norib. comm. p. 543.

wir hier allein reden, die religiösen Themen. Sie werfen sich auf jeden Theil mit einer gleich zähen Kraft; und im 15. Jahrhundert vertreten ihre Reimereien den ascetischen Sinn, welcher vor der Reformation eine Reaction gleichsam versuchte ebenso, wie nachher im 16. die Reformation selbst, bis sie wieder mehr historische Gelegenheitsgedichte machten und mit den Spruchgedichten endeten. Der erste Gebrauch der Buchdruckerei hat nichts in solcher Menge an den Tag gebracht, als Werke, die den abergläubischen, finstern und mysteriösen Hang des Zeitalters verriethen. Man hatte gar nichts eiligeres zu thun, als Alles aufzusuchen, was mit dem alten Mariencultus zusammenhing und diesen aufs neue fördern konnte. Man suchte die alte Legende des Bruder Philipp hervor, übersetzte sie ins Niederdeutsche[389]), der Kreuziger des Johannes von Frankenstein (von 1300) ward am Ende des 15. Jahrhunderts mehrmals gedruckt und wahrscheinlich gleichfalls ins Niederdeutsche (Lübeck 1482) übersetzt. Ich mache dabei im Vorbeigehen aufmerksam, wie hart im Raume sich hier die Extreme berühren. Nirgends hat man Werke dieses Geschmacks in diesen Zeiten leidenschaftlicher ergriffen, als in Niederdeutschland, nie hat sich der platte Dialect so betriebsam gezeigt, als im Uebertragen solcher Werke, und doch ist dieß gerade der Dialect, in den man zugleich den Reinecke Fuchs übertrug, der gegen dieß Unwesen zu Felde zieht, es ist der Länderstrich, von wo jener Eulenspiegel ausgeht, der statt der sublimen Erbauung dem Volke auf einmal eine ganz andere Unterhaltung gewährte. In den Gegenden der Schweiz trieben sich die Laufenberg und Geiler, die Brant und Murner, die Hutten und Erasmus herum, und wir erinnern uns, daß die Schweiz und die Niederlande auch heute noch in ihren Theilen in Religion Sprache und Sitten so scharf getrennt blieben. Alles Bedeutendere der Gattung von Erbauungsbüchern in Prosa und Versen, von denen wir hier handeln, ist ins Niederdeutsche übersetzt und vieles Unbedeutende und äußerst Barbarische obendrein, wie ich denn schon oben einiges, was in Staphorsts Hamb. Kirchengeschichte gedruckt ist, anführte. Der Unfug der Legendenlectüre kehrte im ganzen Umfange wieder: das älteste, wie ein Bar-

389) Kinderling im deutschen Mus. 1788. Oct.

adam[390]) oder der ungenähte Rock Christi (1512) ward neben das neueste, neben die Heiligen Rochus, Meinart und so viele andere gerückt, das Albernste zu dem Sinnigem, die Offenbarungen der Brigitte und des Methodius zu den Prophezeihungen des alten Testaments. Die bekannte Sammlung von Legenden die den Titel Sommer- und Wintertheil führt und welche die Leben der Heiligen in zwei Theilen in Calenderordnung (wie auch der viel benutzte Jacob de Voragine) erzählt, existirte wohl schon im 14. Jahrhundert[391]), ward aber mit unter den ersten Producten der Buchdruckerkunst ausgegeben und nach der Vervielfältigung zu urtheilen sehr begierig gelesen. Die ersten Kinderbücher, von denen man unter uns weiß, gleichsam schon zu Weihnachtsgaben bestimmt, machten auf eine leichte, scherzende einprägliche Weise die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die sich an ihre Tage knüpfen, bekannt; diese Bedeutung scheint mir wenigstens der Reimcalender des Conrad von Dangolsheim (1435) zu haben[392]). Diese Dinge gingen zum Theil in Volksbücher über, wie denn das Buch von der Kindheit Christi's, über dessen Stoff sich Luther so ereiferte[393]), eine gemeinsame Quelle mit Bruder Philipps Gedicht hat. Das Volksbuch von Bruder Rausch, das neulich wieder aufgelegt wurde und das ich unten wohl noch einmal erwähnen werde,

---

390) In Prosa aufgelöst; Augsb. bei Ant. Sorg. o. J.

391) Cod. Pal. 144 vom Jahr 1419.

392) Strobels Beitr. zu der Lit. u. der Literaturgesch. 1827. S. 107 sqq.

393) In der Kirchenpostille üb. das Evang. am Sonntag nach dem Christtag: „Es sind etliche fürwitzig gewesen, denen nicht begnüget an dem, was die Schrift saget, haben wollen wissen, was doch Christus in seiner Kindheit begangen habe, da ist ihrem Fürwitz recht geschehen, hat sich herfürgethan ein Mann oder Bube und ein Buch erdichtet, von der Kindheit Christi, sich nichts gefurcht noch geschämt, seine Lügen fürzulegen, und gaukelt einher, wie Christus sey in die Schule gangen, und desselbigen nerrichten lestrigen alfantzens viel mehr. Scherzt also mit seiner Lügen über den Herrn, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth gewesen wäre, man hätte ihm einen Mühlstein an seinen Hals gehenget und ersäufft im tieffen Meer, daß er seinen und aller Herrn nicht höher geschätzt habe, denn an dem er seinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die solch Buch drucken, lesen und glauben u. s. w.“

reicht im niederdeutschen Texte in das 15. Jahrhundert und erinnert an die Zeiten, wo in Niederdeutschland die Verdorbenheit der Klöster durch eine Reformation abzustellen gesucht ward. Mit der Freude an dieser Legendenlectüre hängt dann aufs innigste jene Neigung zum Verläugnen der äußern Welt zusammen, zu Entsagung und Flucht vor allem Leiblichen; man druckte die Schriften des Nicolaus von Lyra, des Niclas von Dinkelspühl, Otto von Passau, Suso, Tauler und Thomas a Kempis, man repetirte die Bilder von der Gemahlschaft der Seele mit Gott, man lehrte aufs Neue das Absterben von aller Freude, Begierde, Lust und jedem Genuß der Welt, für durstige Gemüther ward in eigenen Gebetbüchern ein Brunnen des Heils eröffnet, und in neuern Gedichten ward ganz in diesem alten Tone die Marienliebe gepredigt [394]). Alles was von Prosabüchern diesen Sinn fördern konnte, das Buch der Weisheit, jene Fabeln des Bidpai, die wir oben an einer andern Stelle erwähnt fanden, und die so ganz auf diese Richtung hinausgehen; sodann das Buch der Altväter, eine deutsche Bearbeitung der bekannten vitae patrum (der Einsiedler), und so vieles Aehnliche füllt in den Annalen der ältesten Druckerei die breitesten Stellen. Beheims größere Werke, von der Liebhabung Gottes [395]), von dem Fall der Engel, woran dann eine Geschichte von Maria und Jesu geknüpft ist [396]), von den sieben Todtsünden u. dgl., die zwar nie gedruckt wurden, berühren sich mit prosaischen Büchern verwandten Inhalts; sie halten im tiefern Verfalle noch den alten Ton Conrads von Würzburg u. A. fest, die zuerst den Marienhymnus cultivirten. Auch hier, sieht man, löst sich Alles in Prosa auf. Jene Gebete von den sieben Leiden Christs, die früher von Hartwig vom Hage (von den sieben Tagszeiten) [397]) poetisch behandelt wurden, von den sieben Freuden Mariä, die noch Suchenwirt dichterisch bearbeitete, erschienen jetzt verändert und verkürzt in Prosa; seltner erhalten sich die ähnlichen Gegenstände

394) Schiffart von disem ellenden iamerthal. Fr. 1512 u. A.
395) Cod. Pal. 351.
396) Cod. Pal. 375.
397) Altd. Mus. II. S. 265.

noch in Reimen[398]); aber desto häufiger sind die gedruckten prosaischen Paternoster, Beichtbücher, die sieben Bußpsalmen, die sieben Pforten, die sieben Leiden oder Freuden, das goldene Krongebet der Maria u. A. So sind die prosaischen Passionale sehr häufig, während kaum Ein poetisches mehr erscheint[399]); manches überaus beliebte Buch dieser Art, wie der Belial, existirt nicht in Versen, und in den Drucken des Schachzabelspiels kehrte man zur Uebersetzung der lateinischen Prosa zurück. Eines der verbreitetsten Werke dieser Art, das sich gleichfalls aus Versen in Prosa auflöste, war der Spiegel menschlicher Behaltniß[400]) (speculum humanae salvationis), dieses typograph. merkwürdige Buch, das von Heinrich von Laufenberg 1437 aus dem Lateinischen (in etwa 15000 Vers.) übertragen ward. Der Dichter war Priester in Freiburg; er hat auch eine Sammlung von Predigten gemacht; eine Anzahl bekannter Volkslieder in geistliche umgedichtet, das regimen sanitatis bearbeitet, an dem sich auch Andere versuchten, und ein Buch der Figuren poetisch behandelt, das sich mit dem Inhalte des Spiegels des Heils berührt. „Es enthält nämlich die ganze Folge der Geschichten des alten Testaments von der Schöpfung an, alle als Figuren oder Symbole zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet. Solcher Figuren sind 136; bei jeder ist nebst der Abbildung des Vorgangs, zuerst die Erzählung desselben, dann die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieselbe. Die Vorrede ist eine Anrufung an Gott, Bewunderung der hohen außerordentlichen Bestimmung Mariä. Die Versart ist ganz wie im Spiegel des menschlichen Heils"[401]). Ganz wie dieß Buch der Figuren, so

---

398) Siehe Bragur VI., 2. 144. Dann Bruns Beiträge rc. S. 103 über das Boek van der Bedroffenisse unde Herteleyde der hoghelovedem koniginnen Marien.

399) Das Leiden Jesu Christi unseres Erlösers. Augsb. 1514. Von Wolfgang von Man.

400) Ueber das Literarische siehe Engelhardt in der Einleitung zu seinem Ritter von Staufenberg, und Maßmann im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Freih. v. Aufseß 1832. Sp. 41—48. Zerstreutes bei Panzer, Bruns, Nyerup u. A.

401) Engelhardt l. l. S. 26, wo er auch vermuthet, es sei dieß eine Uebersetzung von Conrads von Alzey († 1370) opus figurarum. (Trithem. opp. I. p. 330.)

ist also auch dieser Spiegel eine Fortsetzung und encyclische Zusammenfassung jener symbolischen Deutungen, und eine Erklärung jener uralten schon von den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder. Das Gerippe des Werks bilden einzelne Momente aus dem Leben Mariä und Christs; und noch aus der Zeit nach seinem Tode die Ueberwindung der Hölle, die Erlösung der Heiligen aus der Hölle, die Auferstehung, die Himmelfahrt, die Sendung des heiligen Geistes, Maria's Wohnung und Leben nach Christi Auffahrt, ihre eigene Himmelfahrt, Gottes Versöhnung, das jüngste Gericht, die Pein der Verdammten und die Freuden der Seligen. Hinter jedem erzählenden Capitel folgen dann drei jener Figuren, Ereignisse aus dem alten Testamente oder auch weltliche Geschichten, die immer als vorbedeutend auf die Gegenstände der vorausgegangenen Erzählung aus dem neuen Testamente bezogen werden[402]). So ist Codrus eine Figur der Selbstaufopferung Christs; der Traum des Astyages ein Vorbild von der Maria, die den wahren Weinstock der Welt gebar; Maria's Schmerz über den Tod ihres Sohnes hat schon seinen Vorgang in Jacobs Verhältnissen zu seinen Söhnen; der Schrein, in dem Gott die 10 Gebote verschloß, ist Maria, welche die 10 Gebote vollkommen beobachtete; Aarons blühende Gerte bezeichnet die reine gute Maria, die über die Kraft der Natur geblüht und ohne Mann einen Sohn gebar. Wie eingewurzelt mußte die Liebe für diese Vorbildungen in diesen Zeiten gewesen sein, da bekanntlich jene Deutung des Engels im 14. Cap. des Johannes auf Luther, die Stiefel aufbrachte, so lange hin unter den Reformatoren selbst Beifall fand. Der Spiegel der Behaltniß ward gleich anfangs bei Erfindung der Druckkunst ungemein häufig in beiden deutschen Hauptdialecten gedruckt, ward nachher in Prosa umgesetzt, und durch Zugabe von Evangelien, Legenden und Glossen oder durch Einschaltung des speculum St. Mariae ungemein erweitert. Wirklich war auch das Buch für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet, und berührt sich auch mit den bekannten Armenbibeln, die schon im Anfang des 15. Jahrhund.

402) „Wanne swaz uns guter dinge und nützer künftig waz in der nüwen e, daz hat unz got erzeuget in der alten e an der lüte leben.“ Bruder Berthold.

erschienen, zuerst lateinisch, dann auch übersetzt: auszügliche Stellen und Geschichten der Testamente, die noch ganz die Vorliebe für Maria verrathen. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngsten Gerichte und von den Schrecknissen der Hölle heraus, mehr um schrecken und zu erschüttern, als zu erbauen, und man lehrte lieber mit symbolischen Bildern, als mit historischem Beispiel. So geht es auch in dem Spiegel immer auf die Selbsterniedrigung des Menschen aus; man freut sich, die Welt herabzusetzen, die viel große Werke gelobt und wenig gewährt, langes Leben verheißt, das bald der Tod verkürzt, die Gesundheit verspricht und Siechtage bringt und statt mit Reichthum und Ehre mit Gestank und Fäulniß und dem schnöden Todtentuche lohnt, vor dem keine menschliche Hülfe schützt. Immer wird von Versöhnung gepredigt, aber sie wird nicht in der Seele des Menschen gesucht, von Erlösung gedichtet, aber selten eine andere Besserung in Anspruch genommen, als Beten und Verlassen der Welt. Auf dem Erlöser steht unser ganzes Heil, ohne dessen Gewährung selbst unsere Reue nicht hilft; auch Er hat uns Mahnungen und Vorzeichen in seinem Kreuzestode hinterlassen: er hat sein Haupt geneigt, uns zu küssen und seine Arme gebreitet, uns zu umfangen; seine Seiten sind ihm geöffnet, und er hat mit seinem Blute und Wasser unsere Sünden gewaschen; die Mahle seiner Füße und Hände sind ihm Merkmale, uns nicht zu vergessen; aber seine Nacktheit und Blöße soll uns auch mahnen, unsere Beichte nackt und bloß zu machen, und sein Kreuztragen soll uns zur Buße erinnern[403]). Hier sieht man, wie unmerklich diese Werke trotz allem Anschein des Festhaltens am Alten zu neuen Ideen überleiten. Die Begriffe von der Strenge des Weltrichters riefen wieder bestimmter das Gedächtniß an die freundliche Mittlerin Maria hervor. Man suchte Alles auf, sie wieder zu gewinnen; man schrieb und gab ihr zu Ehren die ersten Mysterien; man übersetzte noch in der Reformationszeit selbst Bonaventuras Marienpsalter, in dem bekanntlich Alles, was in den Psalmen von Gott ausgesagt ist, auf Maria übergewandt wird; noch waren selbst ein Geiler und Brandt nicht frei von der

403) Aus einem sehr rohen und zelotischen Gedichte von den zehn Geboten Gottes.

Verehrung der Jungfrau. 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Nayß belagerte, stiftete der Dominicaner Jacob Sprenger, um die gleiche Gefahr von Cöln abzuhalten, den berühmten Rosenkranzorden, und wirklich rettete er die Stadt! Er machte die Statuten, die mehrmals gedruckt wurden, und in wenigen Jahren schlossen sich, namentlich in Cöln und Augsburg, Tausende von Mitgliedern an, die sich zu nichts als zu einigen Geldbeiträgen und zum Hersagen einer Zahl von Aves und Paternosters verpflichteten, und ungefähr gleichzeitig erneute sich die Brüderschaft der St. Ursula, deren Glieder jährlich zu Ehren der 11000 Jungfrauen 11000 Vaterunser und Ave Maria beten mußten; anderswo wurden zu Gottes und seiner Mutter Lobe Ritterorden gestiftet, und noch zu Luthers Zeiten entstand jene Sekte der Kreuzträger. In den Ordnungen der Rosenkränzer heißt es geradezu, es sei nicht nothwendig, daß der Mensch allezeit auf die Worte die er betet eigentlich Acht habe, oder daß sein Herz immer in wirklicher Andacht stehe! Einzelne Bischöffe nahmen es sich heraus, auf das bloße andächtige Lesen und Singen des bekannten Liedes Mariā zart 40 Tage Ablaß zu ertheilen. Das geistliche Lied war in diesen Zeiten fast ausschließlich der Mutter Gottes gewidmet; und Luther sagte, daß sie weit schöneren Gesang damals gehabt und mehr, denn ihr Kind Jesus. Diese Gesänge, sagt Nicolaus Hermann († 1561) in der Dedication seiner Historien von der Sündflut, waren zum mehren Theile dahin gerichtet, daß man darin die hochgelobte Jungfrau Maria und die verstorbenen Heiligen anrief; vom Herrn Christo wußte Niemand zu singen oder zu sagen; er ward für einen gestrengen Richter, bei dem man sich keiner Gnade, sondern eitel Zorn und Strafe zu versehen, gehalten und ausgegeben. Darum mußte man die Jungfrau Maria und lieben Heiligen zu Vorbittern haben;" und der Fürst Georg von Anhalt meinte, es wäre kein Wunder gewesen, wenn Gott die Singer dieser abgöttischen Lieder bei ihren Prozessionen mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hineingeschlagen hätte[404])." Diese bequeme Frömmigkeit also rief allmählig den Eifer der Reformatoren auf, die mit Recht zürnten, daß alle Andacht zur

404) Hoffmann, Gesch. d. deutschen Kirchenlieds S. 132 u. 136.

Formel ward, daß man das Leiden und die Versöhnung Christi wie eine Historie vortrug, mit der das Gemüth nichts zu thun hatte, daß man die Maria als Heilandin einschob, aber von guten und wahren Werken nichts lehrte, daß man fastete und mummelte und die Rosenkränze und den Mantel Mariä und die Heiligengebete hersagte, da man doch nicht viel plappern sollte, wie die Heiden. Mit den Erbauungsschriften dieser Gattung waren ferner immer noch die Subtilitäten und nutzlosen scholastischen Streitfragen verknüpft und daher suchte Luther nach der Religion, die den Kern der Nuß, das Mark des Waitzens trug, und kämpfte gegen Sophistereien und Scotistereien der Theologen schon in seinem vorreformatorischen Wirken, noch ehe das verhängnißvolle Ablaßreimchen gepredigt ward. Auch die Poesie weiß von dem berüchtigten Streite der Dominicaner (die auch durch ihren Zelotismus und Obscurantismus überhaupt die ersten Reformationskämpfe veranlaßten), über die unbefleckte Empfängniß der Maria[405]), der bekanntlich gegen Wigand und Vincenz die Tritheim, Johann von Ganda, Rutger Sicamber, Philipp Alberti von Russia, Theodor Gresemund und andere Männer in die Waffen rief; der Scandal, der in Bern (1507) dadurch veranlaßt ward, ward von den Gegnern der Dominicaner in großem Triumphe benutzt, beschrieben, ausgebreitet und dabei zum erstenmale die Marienlieder zum Gespötte gemacht. Bis zu welchem Unsinne in lateinischen Schriften von dem Abt Crodenberg († 1496), dem Karthäusermönch Dominicus (1470) u. A. die Mariengleichnisse getrieben wurden, geht uns hier so nahe nicht an. Es diente den Reformatoren vortrefflich, daß man schon in dem berühmten Buche der Natur von Conrad von Megenberg (Magdeburg), das 1349 verfaßt war und 1475 gedruckt erschien, die Maria mit dem Monde verglichen hatte; weil sie die Mittlerin zwischen uns und Gott ist, so lag die Vergleichung mit dem nächsten Sterne nicht weit; man beschuldigte aber hernach die Verehrer, daß sie die Jungfrau wie die Alten die Diana angebetet hätten, und so deckte man denn in den zwanziger Jahren des 16. Jahrh. den Unterschied der neuen Götter dieses 15. Jahrh. mit dem alten Gotte der h. Schrift in eigenen Werkchen auf.

---

405) Johann von Soest dichtete über diesen Gegenstand 1502.

Nicht allein die schlaffe Frömmigkeit, die mit diesem Mariacultus verbunden war, auch der finstere Aberglaube, der damit zusammenhing, und auf der anderen Seite die Schrecknisse, mit denen man die Menschheit zur Besserung anhalten wollte, riefen den Umsturz oder die Erschütterung dieser ganzen Denk- und Vorstellungsweise herbei, durch den Misbrauch, der damit getrieben ward. Tiefsinnige Bücher der bezeichneten Art, Erbauungsbücher über Tugenden und Laster, über die Incarnation, das Leben und die Leiden Christi, den Wandel und das Märtyrerthum der Apostel, Bekenner und Jungfrauen, Predigten der Heiligen, die zur Tugend, zur Furcht vor der Hölle anhielten, hatten sich wie wir aus Johann Buschs Buche von der Reformation der sächsischen Klöster (1473) wissen, unter Laien und Ungelehrte ohne Widerspruch der Geistlichen verbreitet; sie wurden von Weibern und auch Männern dazu benutzt, daß man sie unter den Altardecken barg, die Messe darüber lesen ließ und dann sie zu Zaubereien und Wahrsagereien gebrauchte. Jahrhunderte lang hatte man nun mit jenen Vorbedeutungen und Prophezeihungen des alten Testaments das Volk in Liedern und Predigten mit Scharfsinn oder Aberwitz unterhalten; Jahrhunderte lang hatten sich die Völker mit Gedichten vom Antichrist, von den Sibyllenweissagungen, von den Zeichen des jüngsten Gerichtes und was alles damit zusammenhing, gequält; und in düsteren Zeiten, wie diese, wo Alles in einem wüsten wirren Bestreben durcheinander wühlte, ohne daß eine Aussicht auf eine einfache Lösung der Verwirrung da war, konnten sich diese gewohnten Vorstellungen leicht zu dem Fanatismus steigern, mit dem dann selbst reformistische Prediger und sonst ganz verständige Männer aus den biblischen Prophezeihungen den Tag und die Stunde berechneten und mit ihrer Gemeinde versammelt erwarteten, an denen der Weltuntergang erfolgen sollte. Nachdem man jetzt diese sibyllinischen und prophetischen Bücher wieder im Drucke vermehrt verbreitete, die Wirklichkeit und materielle Existenz des Teufels und seine Verfolgung der Menschen predigte, und die Strafen der Verdammten zur Einschüchterung aller Sünder im Bild und in der Schrift mit den scheußlichsten Farben malte, so mochte es manchem Aufgeklärten wohl zum Troste gereichen, daß die Reformatoren, was schon Wiclef gelehrt, wieder lehrten, daß das Reich der Finster-

niß Rom und der Antichrist der Pabst sei, und daß mit der Vernichtung seiner Macht durch Luther, den die Enthusiasten bald mit dem siegreichen Christus verglichen, die schreckenden Weissagungen auf einmal alle zum fröhlichen Ausgang vollendet sein würden; nur freilich kehrte, als bald nach der Reformation alles alte Unheil noch einmal ärger über Deutschland hereinzubrechen schien, auch der alte Aberglaube wieder. So wurde die Gierde, mit der man die Practiken und Wetter- und Wahrsagerkalender und die Thorheiten der Astrologen aufnahm und verschlang, kaum unterbrochen durch den Eifer weniger heller Köpfe, oder durch die satyrischen ewigen Kalender, die man dazwischen schleuderte; es war vielleicht noch besser, daß man in volksmäßigeren Wahrsage- und Loosbüchern[406]), die seitdem unter dem Mittelstand noch bis in das vorige Jahrhundert handschriftlich in Umlauf waren, und die mit ihren schonungslosen Sprüchen das Heilige zu bespotten nicht scheuten, den Geschmack an diesem Quark un-

---

406) Primisser, Beschreibung der Ambraser Samml. 1819. S. 270 führt ein solches Loosbuch an. In der Heidelb. Bibliothek sind deren zwei. Das eine scheint dem Pfalzgrafen Friedrich gehört zu haben und ist sehr schön geschrieben und gemalt (Nr. 7.); die Einrichtung ist wie auch in der zweiten Handschr. Nr. 552 sehr leicht herauszufinden, und sowohl diese Einrichtung, als auch die Fragen und Antworten in beiden sind sehr den Loosbüchern ähnlich, die unter unseren Handwerksburschen vielleicht noch umlaufen, in jedem Fall aber noch vor nicht lange im Gebrauch waren. In dem letzteren ist eine messingene Scheibe angebracht, die der Fragende umdreht, ein darauf gemalter Engel deutet dann auf eines der um die Scheibe gezogenen zwölf Felder und dieses verweist auf einen Apostel. Neben jeder der 24 Fragen ist ein Buchstabenzeichen, welches man dann mit dem Apostel in dem folgenden Register aufsucht; dieses verweist auf eines der zwölf Felder in den 24 nachfolgenden Ringen, die ihre verschiedenen Benennungen aus dem Naturreich führen, und dort führt ein Citat auf den Spruch selbst. Diese Sprüche sind nun allen Aposteln und Propheten in den Mund gelegt und meist sehr pathetisch, dazwischen aber läuft das Aergste mit unter, wie: David spricht mit Peter, reib den A.. so geht er u. dgl. — Dagegen ist in dem Buche des Glückslaufs (1402), das diesem Loosbuche beigebunden ist, der gläubigste astrologische Ernst herrschend. Es wird fingirt, das Buch stamme von einem Schüler der Sibylle aus Salomons Zeiten; der Gebrauch wird sehr seriös vorgeschrieben, Gebete, das Paternoster, Ave und der Glaube sollen vorher gesprochen werden u. s. w.

tergrub oder unschädlich machte, indem man den ganzen Gebrauch in scherzhafte Unterhaltung überführte, so wie die im Schwank und im Volksliede komisch behandelte Legende das natürlichste Mittel war, das Wesen der Sache zu erhalten, aber vom Misbräuchlichen spielend zu entkleiden. Ja verfehlten nicht die Todtentänze in ähnlicher Weise ganz ihre Wirkung, wenn auch sie etwa unter den Schreckmitteln gebraucht werden sollten, mit denen man die Seelen von den Freuden dieser Welt abwenden wollte? Wie bald mußten die geplagten und emporstrebenden unteren Klassen erkennen, daß für sie in dem strengen Gesetze der Nothwendigkeit der Trost lag, daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen seien, daß die Regel der Natur über die Ordnungen der Ritter und der Klöster gehe und über die Demonstrationen der Gelehrten und die Appellationen der Juristen, und daß dem Siechen und Armen, der sich zu dem endlichen allgemeinen Tanz hinschleppt, der auffordernde Tod der Freund sei, den er im mühseligen Leben vergebens gesucht hatte. Und darin lag eben die Aufmunterung, dieß mühselige Leben desto bereiter zu tragen.

Ich fasse endlich den kurzen Sinn der langen Abschweifung zusammen und sage: es war nichts natürlicher, als daß die bürgerlichen Sänger, die ganz receptiv den Stoff ihrer Gesänge von dem Zeitgeschmacke empfingen, mit ihrer schlichten Einfalt im 15. Jahrhundert der eigenthümlichen Erbauungsweise dieser Zeit eben so huldigten, wie sie nachher bei dem Eintritt der Reformation plötzlich alles dieß fallen ließen und zur einfachen Composition einfacher historischer Bibeltexte übersprangen. Die Uebertreibungen, der Zelotismus, die mystischen Grübeleien, die abgeschmackten und oft lästerlichen und gemeinen Gleichnisse[407], die Ueberladung und die frostige Andächtelei, das Haschen nach Gelehrsamkeit, der prophetische und tiefstrebende Hang, die Wortgefechte der Scholastiker, die Scheinweisheit der Astrologen, und Alles, was wir in jenen lehrenden und geistlichen Poesien seit mehreren Jahrhunderten bei gleich anfänglicher Verwerflichkeit stets

407) Die Trinität zu erklären scheut man sich z. B. nicht ein Beispiel von drei Buhlern zu brauchen, die mit ihren Verzägen um ein Weib werben, und von ihr alle drei angenommen werden; die drei Werber bedeuten Gott, das Mädchen die Jungfrau.

übler und ärger anwachsen sahen, findet sich in den Meistergesängen des 15. Jahrhunderts wieder; und nur von moralischer Seite betrachtet, ging doch das Selbstherabwürdigen, Selbstverdammen und die innere Zerknirschung, auf welche die Geistlichen gern hinarbeiteten, in die Reime der wackeren Handwerker seltener über, und man konnte sich doch hier schwerer von dem absoluten Unwerthe des Menschen, des Ebenbildes Gottes, überzeugen, den man von den Asceten sogar unter die willenlose todte Natur herabsetzen hörte: man vertraute hier noch dem Triebe der Natur, und ließ sich nicht als Sünde einreden, was sie zu üben gebot, und besann sich wieder, daß der freie Wille, wenn er auch des Menschen größter Verführer, doch auch seine höchste Zierde ist. Wenn wir die Poesien der Meistersänger als solche betrachten sollten, so ist es freilich traurig, zu sehen, bis zu welcher Tiefe die Geschmacklosigkeit, bis zu welcher Stumpfheit die Andachtsübung herabsinken konnte: denn über den verknöcherten Formen, und den gedehnten Erörterungen ganz hirnloser und seelenloser Probleme konnte man sich doch nicht wohl erbauen ohne zugleich ganz zu verdummen. Wer würde sich dieß erklären, wenn man nicht eben sähe, wie diese Gegenstände nun mehrere 100 Jahre lang schon in unzähligen Gedichten materiell so erschöpft waren, daß die Formeln und Ueberlieferungen der scholastischen Dogmatik stehend geworden und selbst dem Handwerker bekannt waren, daß sie zum mechanischen Gebrauche dienten, wie am Ende jedes vielgesprochene noch so einfache Gebet auch, daß bei den toleranten Begriffen von der Unnöthigkeit innerlicher Andacht am Ende auf die Materie gar nichts mehr ankam, daß nun Alles daran gelegen war, die alten Themata in neuen Tönen zu variiren, die alte gekünstelte Vers- und Reimart in Künstelei weit zu überbieten, in der Stellung der Worte geheimnißvolle Bedeutungen zu suchen, die lächerlichsten Spielereien mit dem andächtigsten Eifer zu verfolgen, bis man dahin kam, daß die erschwertesten Maaße und die gehäuftesten Reime das Bewundertste wurden, bis man als ein Hauptwerk der Dichtung solche überladene Töne ansah[408]), in denen man zu den ähnlichen bei den ältesten Min-

---

308) Folgendes ist z. B. Beheims hohe goldne Weise:

Kung her der hersten mersten reiche,

nesingern zurückkehrte, wo sie nur schwerlich so gar ernst gemeint waren. Selbst noch bei den Meistern des 14. Jahrh. waren die Künsteleien und die Erschwernisse, die man sich auflegte, feinerer Art; aber jetzt suchte man sich blos in der Häufung der Reime zu übertreffen, und daher sind in Wagenseils Tonverzeichniß die Töne von 7 bis 8 Reimen sehr selten, die 20reimigen viel häufiger und man steigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr[409]). So hören wir also hier die subtilsten Gegenstände in der barbarischsten Sprache, in der leblosesten Form behandelt, die uns unter der gewandtesten Darstellung der feinen höfischen Dichter schon anwiderte; und selbst als hernach die Bibel, die testamentliche Geschichte und was damit zusammenhängt, bis zu dem Maaße der Nüchternheit und Einfachheit im Meistergesang erschien, daß man die dürrsten Genealogien hinreimte und sich daran ergötzte, selbst dann, wo man dem schmucklosen und einfältigen Vortrage der Bibel noch so treu blieb, steht der gezwungene Gesang, der selten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die steife Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandelten. Aber vielleicht thun wir auch Unrecht, diese Gesänge überhaupt von poetischer Seite zu betrachten. Für die Geschichte genügt es, gezeigt zu haben, daß die dichterischen Texte derselben den extremsten Verfall der alten nationalen Lyrik bezeichnen. Diese Gesänge waren nicht für die Oeffentlichkeit, geschweige für die Unsterblichkeit berechnet; sie sind auch immer ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben und die Geschichte selbst soll sie da ruhen lassen. Wir verschmähten schon das zu genaue Zergliedern des Minnegesanges: hier würde ein Zerlegen noch viel unangewandter sein. Das Minnelied ge-

---

ich Mich—el Pehen flehen wel sel dich,
pis mein ein tichtens richtens—helffer,
häng—rein, mein tugend mugend—leiche
dir zir treiß, deinen reinen geist leist mir
dis dein' clein' schnöden plöden—welffer
Gelffer tumen, umen—leucht feucht, heile
Du nu lib mynne, synne gib, schib zu,
mis, meng, spreng under, sunder melle.

409) Grimm, Meisterges. S. 74.

nauer zu charakterisiren würde unstreitig die Sache des Tonkünstlers sein, oder des Geschichtschreibers der Musik, wenn uns die Musik dazu erhalten wäre; und so ists mit dem Meistergesang. Die Meistersänger ließen sich in der Zeit, wo sie eigentliche Singschulen errichtet hatten, nicht anders als singend hören. Bei ihren Gesängen war das Höchste die Erfindung eines neuen Tons; bei ihren Tönen aber war die Melodie die Hauptsache. Auf den Text kam wenig an; denselben Text mit variirten Tönen wiederzubringen war erlaubt, nur in der Melodie waren sie erfinderisch, sie durfte nicht in den Ton anderer Meister eingreifen, so weit sich vier Sylben erstrecken, Melodie und Blumen sollten ganz neu erfunden sein. Und so ward bei der Prüfung solcher neuer Töne auf den musikalischen Vortrag sehr viel Werth gelegt; dreimal singt der Meister mit verändertem Tone und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat, einen anderen für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen anderen Ton um vier Silben eingreift, dann wird er anerkannt, und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu. Den Gedanken, die Bibel zu reimen, gab nichts anderes an die Hand, als der Wunsch, dem Singlustigen die Bibel gesangsweise zu übergeben[410]). Auch der Minnegesang wird unstreitig eben so nothwendig mit Musik verbunden gewesen sein, und zeigt der Meistergesang auch hierin den letzten Ausgang unserer alten Lyrik an, so steht er zugleich als der entfernteste Anfang der Singspiele und Oratorien da, welche die nächsten Jahrhunderte cultivirten; dem einfacheren Gesang des volksthümlichen Kirchenliedes gegenüber wären die Meistergesänge, obgleich sie selbst Choralgesang waren, zu Prachtstücken und künstlerischer Aufführung berechnet. Wie uns ferner bei dem Minnegesang sein Verhältniß zu der moralischen Bildung der Nation weit bedeutender schien, als zu ihrer ästhetischen, so auch beim Meistergesang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterschaft zu brechen, der gemüthvolle Gesang mit wunderbarer Gewalt mitwirkte. In diesem 15. und 16. Jahrh. gährte es in allen unteren Ständen, ein Rennen und Treiben

410) So heißt es ausdrücklich in Cod. Pal. 110, einer Bibel in auszüglichen Reimsprüchen.

nach Ansehn, Erwerb und Geltung ergriff auch den Gering gen und wir werden es bald näher hören, wie Misgunst, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verschiedenen Handwerkern die bürgerliche Gesellschaft damals entstellte. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieses Schlages von Menschen setzt es welch eine Tüchtigkeit, welch eine gute Natur voraus, daß man sich wieder in die Gesammtzunft der Sänger vereinte und verschloß, daß man ein gemeinsames Band um die Bürgerschaft zog, sie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck stimmte, den kein Eigennutz jemals berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt, und nur Freundschaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Wenn auch immer die Masse der Gewerbsleute nach vollendetem Geschäfte dem Bierhause nachging, so war es in einer Zeit, wo die physischen Laster ohnehin so ungeheuer im Schwunge waren, desto heilsamer, daß wenigstens eine Anzahl von wackeren Meistern ihre Feierstunden und Feiertage zu etwas Würdigerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe und Ritterzirkel in ihren Kreis herabnahmen und ihr Liebhaber und Theilnehmer zu erhalten suchten; und hatte doch Hans Sachs die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn dritthalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagsarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben Alles in große Bücher zusammen, und freuten sich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst; bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebettelt, und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines schönen Geschäftes auch bei geringem Erfolge eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit welcher Selbstverläugnung gaben sich die guten Meister dazu her, die Lehrlinge und Schüler, die sich bei ihnen meldeten, ohne allen Entgelt in dem mühseligen Erlernen der schweren Töne zu unterrichten, sich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behal-

ten, ihrer theuren Kunst neue Pfleger sogar zu werben und zu erziehen, da ja der Tag ihre Berufsarbeit hinnahm. Und mit welcher Liebe hing dann der Schüler an dem Lehrer, welche rührende Ehrfurcht spricht nicht aus jeder Zeile, die Puschmann schreibt, gegen seinen Meister Hans Sachs und vorzugsweise aus seinem bekannten Gedichte, wo er im Traum den ehrwürdigen Greis im Garten findet, wo im Lusthäuslein, im marmorgepflasterten und ausgezierten Saale, am runden grüngedeckten Tische der Alte saß, grau und weiß, wie eine Taube, mit großem Barte und lesend in einem schönen Buche, das mit Gold beschlagen war und auf einem Pulte vor ihm lag, um ihn her auf Bänken viel große Bücher aufgeschlagen, die er ansah, — und wenn Jemand kam und ihn von fern grüßte, den sah er an, sagte nichts, sondern neigte mit Schweigen sein Haupt schwach gegen ihn, denn seine Rede und Gehör und seines Sinnes Grund begann ihm abzugehen. — Die Frömmigkeit und gesunde Tüchtigkeit dieses Geschlechts fand sodann in der neuen evangelischen Lehre neuen Stoff für ihren einfachen Gesang. Die Gelehrsamkeit ging ohnehin unter ihnen aus, je seltner die Uebung der Dichtung in dem alten Geschmacke außerhalb ihres Kreises geübt ward; ihr gesunder Sinn ließ sie bald mit größerem Wohlgefallen auf den einfachen biblischen Geschichten haften. Und bei dem ersten heiligen Eifer traf es sich dann wohl, daß man die weltlichen Gegenstände, die man in meisterlicher Kunstform immer nebenbei dichtete, allmählig entfernte und aus dem Hauptsingen selbst ganz verbannte. Die evangelische Lehre ward der Mittelpunct ihres Gesanges. Bei ihren Hauptsingen saßen die Merker oder Sangsrichter in dem verhängten Gemerke am Tisch vor einem Pulte, und der älteste hatte Luthers Bibel auf dem Pulte vor sich, schlug die von dem Sänger angegebene und behandelte Stelle auf, und gab fleißig Acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift als auch mit Luthers reiner Sprache übereinkomme[411]). In Puschmanns Manuscript, wo er als falsche Meinungen alle abergläubigen sektischen, schwärmerischen Menschenlehren, die der reinen Lehre Jesu zuwider sind, bezeichnet, entschlüpfte ihm noch

411) Wagenseil a. a. O. S. 544.

das Wort papistisch[412]). Die Verhältnisse des Meistergesangs zur Religion halfen unstreitig dem bekannten Meistergesange[413]) von dem Ursprung der Kunst unter Otto dem Großen, und ihrem vor Pabst Leo VIII. gewonnenen Prozesse, vor dem man sie der Ketzerei beschuldigt habe, die Gestalt geben, in der er erhalten und offenbar erst im 16. Jahrhundert entstanden ist, wo unter allen fabelhaften Urgeschichten deutscher Länder, Städte und Corporationen auch diese Sage mitgehen konnte, die schwerlich eine andere ältere Grundlage hat, als die beliebte Zwölfzahl, in die man schon frühe, wie wir hörten, die geehrtesten Meister versammelte, wobei man damals an die Helden im Rosengarten, jetzt wieder an die 12 Apostel, wie bei den drei Werkern an die Erzengel dachte. Die Sage führte sinnig den Ursprung auf die Zeit der Entstehung des Reichs zurück, wo noch die Sänger nicht in Schulen gebunden waren[414]), so wie auch diese alte Kunst das Alter des deutschen Reichs und seine Schicksale theilte, und z. B. ihre hohlen Formalitäten begann, als auch die Reichstage diesen Charakter immer mehr annahmen. Die zunftmäßige Geheimnißkrämerei deckte über die Entstehung und ließ über den Veränderungen des Meistergesanges einen Schleier liegen und schon Wagenseil betrachtete die Reformation als die Herstellerin der Kunst, weil er von einem anderen als biblischen Stoffe kaum mehr etwas wußte, sie in den Zeiten also, wo die Lectüre der Bibel verboten war, in nothwendigem Verfalle denken mußte, und ihren Hauptnutzen demgemäß auch darin setzte, daß durch sie die Ehre Gottes und der emsige Fleiß, die heilige Schrift zu lesen, vermehrt ward. Und dieser Ansicht müssen wir übrigens beistimmen, denn durch die Reformation kam allerdings ein neues Leben in diese Kunst mit ihren neuen Texten und Gesängen; sie half den Schulen erst dazu, den Charakter anzunehmen, mit dem wir sie in einem Verhältnisse zu unserer neuen kirchlichen musika-

---

412) Samml. für altd. Lit. u. Kunst S. 183.

413) Bei Wagenseil S. 504, wie bereits oben angeführt.

414) Da erweckt Gott —
zwölff Mann in hoher teutscher Sprach,
doch keiner da thät wissen
von dem andern u. s. w.

lischen Kunst sehen dürfen, und ohne dieses würden wir diese Vereine der Meister als solche poetische Academien und Singgesellschaften ansehen müssen, wie sie in den romanischen Landen den Ausgang der alten Kunst bezeichnen, von denen sie jetzt wesentlich unterschieden sind. Die Musik ist die Vorläuferin der Dichtung überall; Lied, Epos und Schauspiel beginnt unter dem Vorherrschen oder der nothwendigen Begleitung von Musik. Ehe unsere großen Dichter waren, waren die Häupter unserer Tonkunst. Die Niederlande, die unsere alte ritterliche Kunst auf so manche Weise erschütterten, haben das Verdienst, auch von dieser Seite das Neue eröffnet zu haben. Die großen niederländischen Meister des 15. Jahrhund., die Obrecht, Ockenheim, Josquin und Tinctor fanden ihre Schüler und wenigstens sogleich ihre Bewunderer in Deutschland; Sammlungen ihrer Cantionen und Motetten waren schon im 15. Jahrhundert in Augsburg und wurden Anfangs des 16. gedruckt[415]); und ehe noch die Rosenplüt und Hans Sachs in Nürnberg auftraten, war schon Conrad Baumann dort ein gefeierter Tonkünstler, nach dem Preise zu urtheilen, den Rosenplüt (1447) dem blinden Meister zuspricht. Den Meistergesang zugleich als das Ende einer alten und den Anfang einer neuen Kunstbestrebung anzusehen, mag widersprechend scheinen, es hat aber seine Rechtfertigung in sich selbst, denn im Gange der menschlichen Dinge laufen die Extreme überall in einander über. Die altdeutsche Poesie suchte all ihr Verdienst in dem Inhalte; sie hielt die einmal liebgewonnenen Gegenstände fest und dieß versuchte der Meistergesang noch mit jenen zähen Stoffen, die seit der Erscheinung des Christenthums die Welt beschäftigt hatten. Aber hier sahen wir, glitt man in diesen Stoffen aus dem Uebermaaße der Ueberladung und Entstellung auf die lautere Quelle der Bibel zurück; und hinfort hielt auch der Meistergesang auf den überlieferten Gegenständen nicht mehr so eigensinnig, wie denn gleich nach der Festsetzung der evangelischen Lehre das historische Gelegenheitsgedicht in kunstgerechten Meistertönen erscheint, Feste und Schießen u. dgl. besungen werden, was denn mehr das Geschäft der Pritschenmeister und Spruchsprecher wird, die, so sehr man ihr Amt unterschei-

415) Paul von Stetten Handwerksgesch. v. Augsb. I. S. 524.

det, doch nicht von den Meistersängern abgetrennt werden dürfen, die sich vielmehr so zu den singenden Meistern verhalten, wie die Teichner und Suchenwirt zu denen des 13. und 14. Jahrhunderts und unter denen im 17. Jahrhundert ein Christian Hafner der den Kopenhagener Hof mit einer abgerichteten Amsel besuchte, noch einmal an die alten wandernden Dichter und ihr Verhältniß zu den Höfen erinnert, obwohl er selbst aufgefordert seinen Aufenthalt unter seines Gleichen nicht auf die Länge mit dem glänzenderen tauschen wollte. Gelang es also dem Meistergesang nicht, selbst nicht im Inhalte sein Verhältniß zu der alten adligen Kunst zu behaupten, von der abzustammen er sich so gern rühmte, so deutet er durch seine ängstliche Ausbildung und Ergründung des Formellen noch entschiedener den Uebergang in eine neue Kunst an. Die ganze neuere Dichtung charakterisirt mehr das Bestreben nach einer Form, oder nach jenem Verhältnisse zwischen Inhalt und Darstellung, das wir bei den besten deutschen Gedichten des Mittelalters mangelnd fanden. Diesen Mangel aufzudecken, war nichts geeigneter, als die schwachen Versuche zu einer Poetik, welche die Meistersänger zu eben der Zeit machten, als man überall in der aufgedeckten alten Welt anfing zu den wenigen, aber weiten Urformen der antiken Dichtung zurückzuführen, wo einfache Maaße, der simple griechische Roman, das Schauspiel, die reine äsopische Fabel und die lucianische Satyre zum erstenmal Eingang in Deutschland fanden. Die Tabulaturen der Meistersänger stellen eine solche freilich mangelhafte Poetik dar, deren Schwäche gegen die antike sogleich erkannt wurde, indem die Meistersänger besonders darum mit ihren Gesetzen so geheim thaten, weil sie von jedem in der neuen Poesie und Musik Bewanderten, der sich darnach erkundigte, voraussetzten, er thue es um sie zu verspotten, und weil wirklich die neuen gelehrten Verskünstler jene alte Kunst tief unter sich sahen. Ich will die Gesetze dieser Tabulaturen nicht wiederholen, die aus den Originalwerken von Puschmann und Wagenseil so oft ausgezogen und mitgetheilt sind[416]), und nur im Vorbeigehen dar-

416) Von Büsching in der schon citirten Sammlung für altd. Lit. und Kunst; von Häßlein in Bragur 3. und in den verschiedenen Literargeschichten.

auf aufmerksam machen, daß man selbst innerhalb dieser Formalitäten den steigenden Verfall beobachten muß. Puschmann legt ausdrücklich die Nürnberger Tabulatur als Muster zu Grunde, in welcher die Hauptgesetze von den später entstandenen sogenannten Schärfstrafen geschieden sind. Jene ursprünglichen, vornehmeren Regeln bezogen sich doch noch vielfach auf Reinheit der Gesinnung und Reinheit der Sprache und klebten nicht ganz an dem Aeußerlichsten; mit der Zeit aber fand man, scheint es, selbst das zu beschwerlich, auf diese „falschen Meinungen" und die Grammatik des lutherischen Bibeltextes zu achten; man fing an, diese allgemeineren Gesetze zu vernachläßigen und behielt nur die Schärfstrafen, die ursprünglich zur Erschwerung angenommen waren, „wenn man zum vierten male um eine Gabe gleichen sollte, daß man fleißige Singer im Vergleichen von einander bringen konnte," und die sich natürlich auf noch größere Kleinigkeiten bezogen, über denen dann später diese Scharfsinger die alten Hauptregeln ganz vergaßen, um desto leichter aus guten kurzen Texten lange und weitläufige Lieder dichten zu können. Um bei der stets mehr verfallenden Kunst und entarteten Regel die Ursprünglichkeit beider ins Gedächtniß zurückzurufen, schrieb dann Puschmann seinen gründlichen Bericht des deutschen Meistergesanges (1571), und wünschte, daß man der Kunst einerlei Tabulatur zu Grunde legte, wie die Alten einerlei Prosodie. Hier erklärt er auch ausdrücklich, daß diese Gedichte in der alten deutschen Singkunst von adligen Leuten auch eine deutsche Poeterei genannt würden, wie denn der mehrere Theil der Regeln derselben auch mit den Regeln der Prosodie übereintreffe. Und sein Versuch, diese deutsche Prosodie im Zusammenhang darzustellen, fiel nicht weit von der Periode, wo Weckherlin aufstand und das Signal zu der Aufnahme der alten lyrischen Formen gab; und dieß war in den Zeiten, wo man in den strictesten Gegensatz gegen die mittelaltrige Poesie verfiel, wo man, wie damals in dem Stoffe, so jetzt mit der Form alles zu haben glaubte, und wo man nach dem Beispiele der Franzosen anfing, alle Dichtungsgattungen, Epen, Satyren, Episteln und Dramen um die Wette zu machen nach gegebenen Regeln. Diesen schroffen Uebergang zu dieser Poesiemacherei bezeichnet der Gesang unserer Handwerker zuerst, und zwar mit jener Erfolglosigkeit und

jenem carricaturartigen Anstellen, womit jede neue Richtung in ihren Anfängen begleitet zu sein pflegt: so hatten Handwerker, Weber, Schuster und Sporer die ersten ketzerischen Sekten in Deutschland zu Bertholds Zeit gegründet und in eben der schlichten, oft schiefen und verkehrten Weise das erste kleine Signal zu dem gegeben, was in der Reformation vollendet ward, wie diese Meistersänger zu dem, was das 18. Jahrhundert erst gestalten sollte; und dieß werden wir bei dem ehrbaren Vertreter der gesammten Meisterkunst, bei Hans Sachs, deutlicher sehen, als aus den regelrechten Poesien der obscuren Masse, die man in einem engeren Sinne unter dem Namen des Meistergesanges begreift.

XI.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgesang.

Alles Einzelne, was wir in dem letzten Abschnitte betrachteten, führte uns allmählig aus den oberen Regionen der Hof- und Ritterwelt herab unter Handwerker und Leute der niederen Klassen des Volks. Wir sahen aber dabei meist nur den Verfall der alten Kunst: jetzt wollen wir das Aufkommen der neuen verfolgen, indem wir uns mehr unter diese untern Stände selbst mischen, die wir bisher nur aus der Ferne sahen, und umgekehrt die höhere Gesellschaft aus den Augen verlieren, die uns bisher noch festhielt. Wie wir uns früher von der Dichtung des Volks und der Mönche nach und nach zu der der Ritterschaft, unter der ersten Erschütterung der privilegirt-geistlichen Bildung und unter den ersten großen Schritten zur Aufdeckung der Erdräume erhoben, so kehren wir jetzt von der höfischen Poesie unter dem Umsturz des Hierarchischen und unter der gleichmäßigen äußeren Aufklärung und Entdeckung der neuen Welt und der inneren Aufhüllung und Wiederentdeckung der alten Welt, zu der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung zurück. Ich habe es schon oben gesagt, die Zeiten vor der ritterlichen Kunst tragen alle Zeichen mit diesen Zeiten nach derselben gemeinschaftlich. Wie

damals die Völkerwanderung und die Kämpfe mit dem alten Rom das innere Deutschland auf Jahrhunderte erschöpft hatten, so war es in diesen Jahrhunderten vor der Reformation der Fall mit den Zügen nach Italien und den Kämpfen mit dem neuen Rom. Es geschah daher innerhalb des Reiches nichts, wie wir sahen, was des epischen Gesanges werth gewesen wäre; das Große der alten Thaten in den italienischen Kämpfen hatte für Deutschland kein factisches Interesse, so wenig wie die Thaten der ausgewanderten Stämme in der Völkerwanderung, und wo sich die Poesie doch noch etwa an einen Friedrich I. wagte, kam es auch gar zu elend heraus. Nur an den Grenzen blieben damals wie jetzt die Thaten zu Hause; sonderbar genug zeigt die Wirklichkeit und das darauf gegründete historische Lied dasselbe Burgund mit demselben Osten im Kampfe, wie in den Nibelungen, und derselbe Norden von Deutschland liefert verwandte historische Lieder zu denen der Schweiz, wie wir damals meinten, daß nordische Sagen sich zu denen des Südens in dem Volksepos zusammengefunden hätten. Dieses alte Volksepos stellte gleichsam den Untergang der Heldenzeit und das Aufleben der Ritterwelt dar: und diese schweizerischen und dithmarsischen Kämpfe und Lieder mit den Zeitraumen und den Dichtungen, die dazwischen und die kurz davor und dahinter liegen, bezeichnen in Deutschland ebenso den Untergang der Ritterwelt und das Emporkommen der untern Stände. Was wir damals aus der Völkerwanderung für Deutschland Wohlthätiges werden sahen, war die Einführung des Christenthums; wir sahen, daß es bei dem langen friedlichen und erschöpften Zustande des Innern von Deutschland hier so tief im Volke Wurzel schlagen konnte, daß man so frühe und vielfach bei uns die Vulgarsprache zu Predigten, Kirchenliedern, Gebeten und Uebersetzungen oder Umarbeitungen der heiligen Schriften gebrauchte, wie nicht leicht sonstwo. Wurde also damals durch die Berührungen mit den Römern das Heidenthum ausgerottet, so ward jetzt das entstellte papistische Christenthum durch die Berührungen mit dem neuen Rom erschüttert und gestürzt, und das Eine geschah auf eine so volksthümliche Weise wie das Andere. Damals sympathisirten die Geistlichen vielfach mit dem Volke, und jetzt die Bürger vielfach mit den neuen Geistlichen, die wieder in weltliche Gemeinschaft mit ihnen traten, wie vor der Ein-

führung des Cölibats. Wie also zu Otto's Zeiten die handwerkskundigen Mönche in ihren Klöstern die Bibel reimten, dem Volkslied opponirten, die Zeitlage kritisirten, und die historischen Lieder pflegten, so geschah es auch jetzt, daß umgekehrt die schriftkundigen Handwerker, in klösterliche Abgeschlossenheit zurückgezogen, ebenso die Bibel paraphrasirten, ebenso das Gassenlied verfolgten, ebenso die öffentlichen Zustände geißelten, ebenso historische Lieder, Sagen und Romanzen verfertigten; und so ahnen wir denn einen noch tiefern Grund, warum man den Ursprung des Meistergesanges gerade in die Ottonische Zeit legte und eine Verbindung mit dem Religiösen darin suchte. Das universale Christenthum verdrängte damals die verschiedenen heidnischen Dienste in Deutschland, jetzt aber drängte das besondere Bedürfniß der kräftigeren und gesünderen Stämme und Klassen die allgemeine, die katholische Kirche hinweg. Das Universalreich Karls des Großen, mit dieser universalen Kirche Hand in Hand, und gestützt auf die compacten Massen der kräftigsten deutschen Nationen und in glorreichem Ansehen gegen die heidnische Welt im Osten und Süden, konnte im Religiösen und Politischen seines Sieges auch über so tüchtige Stämme wie die Sachsen sicher sein; das Universalreich Karls V. aber, mit der katholischen Kirche vielfach zerfallen, mit der protestantischen im Kampfe, gestützt blos auf die heterogenen Theile der ungeheuren Besitzungen, die ungefähr all das auf dem romanisch-deutschen Continente umfaßten, was Karls des Großen Reich nicht umfaßt hatte, dazu in vielfach zweifelhaftem Kampf mit den Türken, dieses Reich ward von eben den Gegenden aus im Religiösen und Politischen, was das innere Deutschland angeht, umgeworfen, welche einst den Kampf gegen Karl den Großen erfolglos versucht. An dem Hofe der Maximilian und Albrecht von Baiern suchte man damals die Ritterwelt und ihre Bildung wieder so zu beleben, wie an Karls des Großen Hofe die alte Welt, und die spielend steife, poetisch-prosaische Art, wie dieß geschieht, sieht sich sehr einander ähnlich; dabei kultivirt man beidemale nebenbei dort das Antike, hier das Altdeutsche. Die Pflege von beiden in beiden Zeiten erinnert vielfach aneinander: die Blüthe der lateinischen Poesie, die Bekanntschaft mit Terenz, die Mysterien der Roswitha, Alles dieß läßt auf ganz ähnliche Zeiten unter Otto schließen, wie um die

Reformationszeit; und die Art wie die Helden der Zeit, die Schlick, Sigmund und Max in Poesien eingehen, erinnert uns an das, was nur in anderer Weise auch damals geschah. Was die Poesie angeht, so wollten beide Elemente getrennt weder früher noch später Glück machen, doch gelang es dem Volksthümlichen, dem Altdeutschen, besser in der Blüthezeit der Ritterkunst, in der neuesten Blüthezeit unserer Poesie aber dem Antiken: in beiden Glanzperioden unserer Dichtung schaffte sich der eigentliche dichtende Stand seinen eigenen Weg, und dieß geschah selbstständiger in der neueren Zeit, wo die besseren Dichter fast sämmtlich keinem fremden Stande, keiner fremden Beschäftigung mehr angehörten.

Was aber unter diesen verschiedenen Aehnlichkeiten beider Perioden hier besonders hervorgehoben werden sollte, ist die Verbreitung der dichterischen Ausübung im Volke. Wir haben aus den spärlichen Notizen der alten Geschichte früher zu finden geglaubt, daß in Deutschland während der Zeit des älteren Volksgesanges keine Sängerklasse, wie die nordischen Scalden waren, auch jetzt finden wir deren keine; wir hatten nicht einmal die wandernden Sänger häufig finden können, und sahen, welchen elenden Ausgang diese Wanderschaft auch jetzt unter den wenigen Männern des Volks nahm, die sich derselben widmeten. Aus der Klosterschule gingen die ersten Versuche einer Dichtung, die sich von dem Volksgesange trennen wollte; in die Singschule gingen die letzten Anstrengungen, die Dichtung dem Volksgesang entgegen zusetzen, zurück; zweimal, wo sie das Licht der Oeffentlichkeit unnatürlich zu scheuen begann, zog sich die Poesie in Abgeschiedenheit ab. Alles, was die Dichtung wie ein Geschäft betrieb, wandte sich in seiner Weise vom Leben zurück: der Spruchsprecher hielt sich bescheiden in seinen Privatgesellschaften; der gekrönte Kunstpoet dichtete lateinisch für die Gelehrten. Unter dem Volke aber gab es keine autorisirten Sänger; die Bänkelsängerei mußte in Deutschland in den älteren und mittleren Zeiten in nicht viel besserer Geltung gewesen sein als heute: sie hatte mit dem Geschäfte des D i c h t e n s schwerlich je zu thun. Dieß liegt zum Theil wieder im Character unserer Geschichte. Sie bot sich fast nur zu zweierlei Arten des Gelegenheitsgesanges dar, als welchen man jede Volkspoesie überhaupt bezeichnen kann: entweder die

öffentlichen Begebenheiten waren so groß, und meist so innerer Natur, daß sie sich jeder Auffassung im Liede fast entzogen und meist der didactischen Poesie anheimfielen, oder sie waren so klein, daß sich gleich Jeder daran versuchte. In England war das z. B. ganz anders. Der alte Nationalhaß zwischen Walisen, Engländern und Schotten hielt dort die alten Verhältnisse und mit diesem auch die Verhältnisse der Sänger lang aufrecht; die Bürgerkriege, die Stamm- und Familienfehden, die ritterlichen Charactere der Geschichte eigneten sich zum leichten Uebergang in Romanzen und Balladen, und wer sie auch sang, ein Bänkelsänger, ein Wirthshausminstrel, ein Persevant oder ein königlicher Dienstmann, das Volk nahm seinen Antheil daran und behielt sie lieb, weil die besungenen Thaten seiner Geschichte angehörten. Allein was unser Suchenwirt sang von seinem meist thatenlosen Helden, von seinen Helden, deren Thaten wenigstens meist nichts mit dem Vaterlande zu thun haben, das konnte Niemanden interessiren; und welches Characters unsere übrigen historischen Lieder werden mußten, da unsere Geschichte stets prosaischer in Zuständen, stets ärmer an Factisch-Erhebendem in Handlungen ward, haben wir oben gesehen. Dem siegreichen Gesange der Schweizer und Hussiten gegenüber, wer sollte die deutsche Schmach besingen? Aber in England, wo sichs die Barden der unterdrückten Walisen nicht nehmen ließen, ihre alten Thaten fortzusingen und ihre Landsleute aufzureizen, sowohl hiermit, wie mit dem überhebenden Preis dessen, was etwa einmal in der Gegenwart geschah, in England waren dadurch auch die Minstrels gespornt, ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichte zu schärfen, und von den Angelsachsen her hatten sie wohl *nie lange* ausgesetzt, ihre Fertigkeit zu üben, dieser Geschichte eine poetische Seite abzugewinnen, was wir in Deutschland so gut wie niemals versuchten. So lange daher die englische Geschichte ihren älteren Character behielt, dauerten die Minstrels in altem Ansehen fort, während bei uns die Hofdichter ganz verächtlich, aber von den gefeierten gelehrten Dichtern ersetzt wurden; sie zogen sich in Gilden zusammen, während sie es bei uns nicht einmal so weit wie die Hofpfeifer bringen konnten. Sobald sich dagegen dieser Character der englischen Geschichte änderte, die Bürgerkriege aufhörten und die Reiche dauernd vereinigt wurden, sanken die Minstrels

schnell zu Bettlern und Vagabunden herunter, statt daß sie sich bei uns ehrbar in die Schulen der Handwerker zurückziehen konnten, während umgekehrt in England die Handwerkerminstrels, die sich unter Eduard IV. zeigten, sogleich unorganisirt, ungesetzlich, ohne Ordnung und Halt erscheinen.

Die Art von Volksgesang also, die Balladen und Romanzen, die sich an historische Personen oder Begebenheiten anlehnen, und die in der englischen Volkspoesie das Mark oder den Kern bilden, kam in Deutschland so wenig zu einer großen Höhe wie in der Zeit des Minnegesangs das politische Lied, wenn wir die französische Dichtung vergleichen. Man war bei uns, werden wir unten sehen, viel zu ausschließlich auf den allgemeinen Zustand der Gesellschaft gerichtet, und auf die moralische Reformation des Volks, als daß man dem Thatsächlichen, den Handlungen viele Achtsamkeit hätte schenken können, wären sie auch bedeutender gewesen, als sie waren. Die Gegenstände der größern Oeffentlichkeit waren von solcher Natur, daß sie sogleich in der poetischen Behandlung zur Satyre wurden: sie waren zu groß für den Umfang eines Liedes, sie waren mehr Verhältnisse als Begebenheiten, und entzogen sich daher der Erzählung; und seit dem Bauernkriege, wo es so mannichfache innere Händel gab, und so manches historische Factum in Reimen gebracht ward, hatte schon die Buchdruckerkunst so vielen Boden gewonnen, das Hören war schon so sehr von dem Lesen verdrängt, daß man jetzt mehr an historische Gedichte als Lieder gewöhnt ward, mehr an breite Polemik und an Pasquille als an kurze skeptische Gesänge, mehr an bedachtsame Beleuchtung der Thatsachen, als an den ersten Sturm des leidenschaftlichen Ausbruchs des Partheigefühls. In den engeren Verhältnissen der einzelnen Stämme und Städte gab es allerdings hier und da eine Begebenheit, die sich für eine Romanze eignete, allein dergleichen entstand und verscholl, ohne in Deutschland allgemein zu werden. Für den Heißsporn Percy interessirte sich in England wohl jeder; aber wenn der Hamburger sein Lied von Stürzebecher, und der Nürnberger vom Schittensamen, der Dithmarse vom Wieben Peter, der Ulmer vom Hammen von Reystett, und der Breisgauer von Hans Steutlinger oder dem Lindenschmidt sang, was mochte sich einer um den andern viel kümmern? So war es auch gerade

mit den Gesängen, die aus den alten Sagen und Romanen ins Volks- oder Meisterlied übergingen. Man wollte diese Dinge wohl noch lesen; im Volksbuch, auch im gereimten Schwank, hübsch knapp beisammen, ließ man sie sich gefallen; aber die alten Sachen von Arthur zu singen, konnte doch auch für die damalige Stimmung des deutschen Volks gar nicht passen; wir überließen ihn bis auf schwache Versuche an seine Heimat, wo seine Geschichten noch lange in Romanzen fortlebten, so wie wir unsere alte Volkssage selbst den dänischen Heldenliedern anheimgaben oder im Süden in meistersängerlichen Auszügen aussterben ließen. Nur was sich, wie die Sagen vom Albertus Magnus, oder die von Tanhäußer und dem treuen Eckart, dem Hange nach Wundern, Legenden und Allegorien empfahl, oder was sich wie die Gesänge vom Möringer und Heinrich dem Löwen und dem Bremberger den neuen Liebesempfindungen näherte, das gedieh schon eher, und ward, wie man theilweise nachweisen kann, im 15. und 16. Jahrhund. vielfach gesungen. Im Meistergesang dauerten die heterogensten Dinge, die Trimunitas, des edlen Ritter Morgeners Wallfahrt ins St. Thomasland u. dergl. fort, im Volke sang man nur das Einfache, das zum Gemüthe sprach. An solchen Lieblingsstücken tilgte man auch alle Züge, die sie der Gegenwart fremd machten, und was man dieser Art aus der Zeitgeschichte ins Lied brachte, daran litt man nicht einmal die Namen, und man tilgte sie an liebgewonnenen Traditionen. Es ist kein Zweifel, daß nicht die unzähligen Liebesromanzen, an denen wir in Deutschland so ungemein reich sind, auf Einem dieser beiden Gründe ruhen, auf Zeitbegebenheiten oder auf alten Sagen, gerade wie wir es in dem neuen Romane des Aeneas Sylvius und in den verpflanzten alten gefunden haben. Von den Dithmarsen behauptet es schon Neocorus, wie ihre Tanzlieder auf Schlachten, wunderliche Geschichten, Abentheuer, Schwänke, Buhlschaften und Laster gewisser Personen gedichtet sind[417]; von den Tyrolern wird es noch neulich versichert, daß

---

417) Neocorus, ed. Dahlmann I. S. 176. Er fügt dort bei: Und is tho vorwundern, dat so ein Volk so in Scholen nicht ertagen, so vele schone lefflicke Melodien jedem Gesange nach Erforderinge der Wortt und Geschichte geven konnen, up dat ein Jdeß sine rechte Artt und

„merkwürdige Vorfälle, komische Auftritte und Schwänke von einer Gesellschaft munterer Bursche gesammelt, in Reime zusammengestoppelt, und dann bei einer feiertäglichen Zusammenkunft im Wirthshause, bei abendlichen Haingarten, Rockengesellschaften und andern Gelegenheiten unvermuthet abgesungen werden, und daß dabei oft eine ganze Gemeinde, besonders das schöne Geschlecht jämmerlich hergenommen, ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durchgezogen und geheime Liebesverständnisse verrathen werden“[418]). So fand ich in einer Handschrift mit Volksliedern des 16. Jahrhunderts neben einer solchen Liebesromanze am Rand die Personen genannt, auf die sich der Inhalt bezieht[419]), den man ohne dies eben so wohl für Erdichtung hätte nehmen mögen; so sind andere Stoffe in vielfachen Behandlungen, wie auch sonst die politisch-historischen Lieder, vorhanden. Auf der andern Seite sind eine Menge solcher Stücke Ueberbleibsel alter Sagen; bekannte Erkennungsgeschichten verlorener Kinder und Rettungen Gefährdeter begegnen uns in einer ganz neuen Weise lyrisch aufgefaßt, und dem Gesange heimgefallen, da man sie sonst nur zu lesen gewohnt war; aber die Namen und alles Alterthümliche ist verbannt und mit dem herzlichsten Ausdruck sang man die Geschichten von Pyramus und Thisbe, und von Hero und Leander in der ächtesten Volksform, als ob man theilnehmend die Unfälle von Zeitgenossen besänge. Wie wir im Roman gesehen haben, daß man das Neue, das Namenlose, das Allegorische oder das Alte, welches sich dem neuen Geschmacke mehr näherte, bevorzugte, so ists mit dem Liede; die Heldenromane ziehen sich gegen die Liebesromane eben so zurück, wie die heroische Ballade vor dem Liebeslied. Im Roman entfernte man mehr und mehr das Harte und Wilde gegen Ende des 15. Jahrhunderts und so muß es mit den Romanzen gewesen sein. Die schrofferen und erschütternden, blutigen und schaurlichen Rachegeschichten, die schauderhaften Szenen der Wildheit, Räuberei und Mordlust, die unter dem wüsten und wandernden Volke und auf

---

ehme gebörende Wise, etweders mit ernster Gravitetschheit edder frömdiger Lustichkeit hedde.

418) Sammler für Tyrol II., 1. S. 58.

419) Cod. Pal. N. 343. fol. 100.

seiner Bühne, dem Wirthshause, spielen, lösen sich in den Zeiten des endenden 15. und etwa ganz im Anfang des 16. Jahrh. mehr ins rührende auf; schon in den Texten, aber ganz entschieden in der Musik; später aber und noch im 17. Jahrh. kehrten die Romanzen in jenem Geschmack häufiger mit den verwilderten Zeiten wieder. Wie im Romane die Vermischung der Stände so vielfach hervorschien, so auch hier die ungleichen Liebschaften: wie manchen Fehltritt eines armen betrogenen Mädchens mit einem glänzenden Rittersmann oder Grafensohn, wie manche Geschichte von des Markgrafs Töchterlein oder der Frau Markgräfin freundlichem Kusse, den sie dem Zimmergesellen gab, sang man bald warnend, bald schreckend, bald rührend und nachsichtsvoll verzeihend.

Denn wir haben auch hier eine Zeit, wo sich Kriegsstand und idyllischer Friede mit einander berühren und wo neben der großen äußern Thätigkeit der Nation zugleich eine *tiefe innere* Versenkung sichtbar ist und diese zwar in den untern Klassen der Nation. Auch in ihrer zweiten Periode verschmähte unsere Lyrik, wie in der Zeit des Minnegesangs, und obgleich sie in einer ganz anderen Sphäre jetzt gepflegt wird, die zu enge Berührung mit dem äußeren Leben. Es war doch eine ganz eigene Zeit, in der jetzt unsere Literatur einen neuen Aufflug nehmen sollte. Welche ungeheure Bewegungen gingen damals in der Welt vor, die wir in Deutschland vorübergehen ließen, ohne lebhaften äußeren Antheil daran zu nehmen, nicht ohne den wesentlichsten inneren Nutzen davon zu ziehen. So hatten wir den Kreuzzügen mehr als ruhige Betrachter zugesehen: aber wenn ich recht bemerkte, so gaben sie jenen Walther und Freidank den ersten Anstoß zu jenen practischen Lehrgedichten voll Lebenskenntniß, welche seitdem sich in immer weiterem Umfange fortbildend der Mittelpunkt der nationalen Dichtung und ein Hauptmittel zur moralischen Reform des Volkes wurden. Nicht anders hatte damals unter der Gefährdung des heiligen Grabes die Opposition gegen die Kirche und den Pabst begonnen, als sie jetzt unter der Türkengefahr wieder aufgenommen ward. Sorglos sah man den Fortschritten der Türken zu, sorglos ließ man ungeheure Massen von Ländern als Bollwerk gegen sie im Südosten in Ein Reich zusammenfallen, sorglos ließ man es hingehen, daß mit diesem Reiche sich fast

alle europäischen Lande am mittelländischen Meere und andere dazu vereinten, während im heiligen römischen Reiche Alles bis ins unzählige zertheilt und zwiespältig war: wie zuletzt der große Autokrat nach dem Vorgang anderer Monarchen und nachdem ihm in Spanien, Italien und den Niederlanden sein Unternehmen gelungen war, auch mit Deutschlands Vereinigung und Unterwerfung sein Werk zu krönen dachte, war es nicht die Einigkeit und Macht der Fürsten oder die Waffen der Reichsstädte, die seine Plane vereitelten, sondern die neuen Begriffe von Regierung und Regierten, die durch die Reformation in Fürst und Volk aufgekommen waren und die öffentliche Meinung. Man verschmerzte den Fall des griechischen Reichs, und arbeitete unterdessen mit Eifer und Wärme, das klassische Alterthum zu erneuen, die lateinische Sprache, die alte Philosophie, Literatur und Humanität der Sitte in ihrer anfänglichen Reinheit ins Leben zu rufen. Amerika ward entdeckt, Alles wandte seine Thätigkeit nach Westen, was damals rüstig war: indessen bildeten wir die Buchdruckerkunst aus und sicherten uns die geistigen Schätze der alten Welt, ohne zu viele Gierde nach dem Golde der neuen; und da Alles in materieller Betriebsamkeit unruhig und thätig war in den Aussichten, welche die Entdeckung dieser neuen Erdräume für Erwerb und Gewinn eröffnete, sorgten wir in frommer Angst um den Untergang der alten Erdhälfte selbst. Der gestörte Handel im Osten und der aufblühende im Westen traf Deutschland weder mit zu plötzlichem Verluste noch mit zu plötzlichem Vortheil: Nürnberg, Augsburg und andere mittlere Städte waren getheilt zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West; die Quelle, die sich hier verstopfte, öffnete sich dort, und Nürnberg hatte seinen Reichthum, wie Rosenplüt rühmt, im 15. Jahrhundert aus Völkern von siebenerlei Sprachen, von Ungarn, Slaven, Türken, Arabern, Franzosen, Engländern und Niederdeutschen. Und diese Bürger, deren Palläste die Wohnungen der schottischen Könige übertrafen, diese Communen, von denen es eine große Zahl an Größe, Pracht und Reichthum mit den weltberühmten italischen Städten aufnahm, in welcher bescheidenen Dunkelheit blieben sie nicht! Wie edel wandte Nürnberg seine Einkünfte auf Hospitäler und Armenhäuser, wie großmüthig gebrauchten sich die Fugger ihrer Reichthümer, und die Peutinger

und Pirkheimer ihres Ansehens! Wie unendlich verpflichtet sind wir diesen Städtern für das Gedeihen der Reformation; denn ihr gesunder Verstand, so überladen er kurz zuvor mit scholastischen Spitzfindigkeiten und dürren Dogmen war, griff mit um so größerer Sympathie nach den neuen Lehren Luthers und nach der neuen gebotenen Schrift, und selbst die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der die Kirchenverbesserung zum Theile bei ihnen eingeführt ward, schadete der Gründlichkeit der Einführung im Ganzen selten. Dieser tüchtige Schlag von Menschen! Sie ließen sich vom Priester und vom Versmacher in Predigt und Gedicht ihrer Habsucht und ihres Geizes aufs ungemäßigste anklagn, und die Sittenprediger eiferten zelotisch gegen das Ueberheben der unteren Klassen und geben uns einen Zustand der Gesellschaft an, wie in Sodom und Gomorrha; und doch rühmt Machiavelli in derselben Zeit, daß diese Republiken reich waren als Communen, im Privatleben aber ihre Bürger arm lebten, unbekümmert um das, was sie entbehrten und nur besorgt für das, was ihnen Noth that; Luxus und Modesucht warfen sie sich unter einander selbst vor, und der Italiener sagt, sie seien zufrieden gewesen mit reichlichem Brod und Fleisch und ihrem Ofen im Winter, und jeder lebte nach seinem Stande, vergnügt mit den Producten seines Landes und mit weit geringern Bedürfnissen als seine Italiener. Wer hätte es zu derselben Zeit, wo das Faustrecht auf dem höchsten Gipfel war, gemuthmaßt, daß der schwäbische Bund in eben den Gegenden, wo sich auch mit der erste neue Aufschwung zur literarischen Thätigkeit zeigte, einen Zustand des Friedens wirksam zurückführen würde, so daß Herzog Eberhard von Wirtemberg die Sicherheit seines Landes rühmen konnte mit Ausdrücken, die uralte Chronisten von den goldenen Zeiten der gerechtesten Regenten brauchten, und daß dreißig Jahre nachher die ganze Nation an der Herstellung des reinen Christenthums arbeiten und Hutten den Sickingen mit Erfolg in die Bücher einführen würde! Den Kaiser Maximilian rieb die Ungeduld auf um Hülfe in Italien, während sich seine Reichstage mit den Kleider-, Trink- und Hofnarren abgaben und die Sittencensur betrieben.

Diese Innerlichkeit der ganzen Bildung Deutschlands in diesen Zeiten bestätigt die Geschichte der Dichtung vollkommen, ob-

gleich auch hier Alles zusammentraf, sie zu stören. Die ungemessenste Wißbegierde zerstreute die Poeten auf tausend Dinge: dennoch blieb der sittliche und gesellige Zustand Deutschlands das einzige Ziel aller Dichtung. Die ungeheure Flut von obscuren Erbauungsbüchern und gelehrten theologischen Schriften, die nur mechanische Mittel zur Erweckung von Andacht und Religiosität darboten, dämmte das Narrenschiff und der Reinecke Fuchs, die Predigten Geilers und Luthers auf Einmal. Antike Poesien bildeten Poeten in antiker Weise; mit Leichtigkeit führten sie den römischen Griffel, aber für die deutsche Sache; deutsch die antiken Gedichte sclavisch nachzuahmen, fiel nicht leicht Jemanden damals ein. Die alte Ritterpoesie und Rittersitte ward von einem Kaiser selbst noch einmal empfohlen und cultivirt, allein man verschmähte jetzt, was nicht die einfältigste Natur athmete, in der Dichtung, und was nicht Menschlichkeit und gleiche Geltung begünstigte, im Verkehr. Man suchte moralische und intellectuelle Belehrung in den Schriften der Inder und Juden, der Griechen und Römer, der Franzosen und Italiener, aber Alles ward auf die Gegenwart und das Volk bezogen, und man schien wenig Begriff davon zu haben, Weisheit zu verpflanzen, die nicht zugleich allgemeine Früchte versprach. Wir haben gesehen, wie schnell die erneuerte gnomische Poesie von den Meistersängern Preiß gegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tags eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Virtuosität griff man tactmäßig nach Allem, was das Interesse, die Gefühle, den Geschmack der Gegenwart förderte und unterstützte und ließ das Feindliche liegen; das Volk gab die beste gesundeste Natur kund in der Art, wie es zu assimiliren und zu consumiren verstand in allerhand Nahrung, die man ihm darbot. Das sittliche Bedürfniß war in dem Mittelstande und den untern Klassen ungemein groß, dahin bezog man Alles, und dahin auch die Poesie.

Es war nun aber in der Nation eine dunkle Erinnerung davon geblieben, daß man einst zur Sittigung des Menschen die Frauenliebe, das Minnelied und den Roman genutzt habe, wie man jetzt nur die Religiosität und das geistliche Lied und die moralische Satyre dazu brauchte. Zur Zeit der Reformation selbst und auch schon viel früher im 15. Jahrhundert wollte man von

jener Art, die Sittlichkeit zu fördern, allerdings nichts mehr hören, und man zog gegen die Liebeslieder, die freilich gar zu oft schmutzige Buhllieder waren, zu Felde und setzte sie mit ihren Melodien in fromme Gesänge zu geistlichem Gebrauche um. Allein trotz dieser damals gefährlichen Anfechtung, die das erotische Volkslied auszustehen hatte, erhielt es sich dennoch überhaupt; und trotz der großen Gemeinheit und Obscönität, in die man es gern herabriß, hielt es sich selbst in einer gewissen Reinheit, und dieß war besonders um die Zeiten der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts der Fall, so weit man darin klar sehen kann. Das volksthümliche Liebeslied strebte die Reinheit des alten ritterlichen Minneliedes festzuhalten; ein so eigenthümliches, originales, und wir haben es oben gesagt, aus der Volkspoesie gewordenes Element, wie unsere alte Lyrik, sollte auch jetzt nicht für die Volksmoral verloren gehen. Den Uebergang des alten Volksliedes zum Minneliede konnten wir nicht so genau angeben, der vom Minnelied zum Volksliede in dieser Zeit ist viel nachweislicher. Die Lieder des Wolkensteiners, der Hätzlerin[420]) und Anderes aus dem 15. Jahrhundert beweisen, daß das Minnelied noch im alten Style in diesen Zeiten dauerte, als das Volkslied schon daneben blühte; die des Hugo von Montfort zeigten uns die Eigenthümlichkeiten beider Zweige vereinigt. Die einschleichenden Besonderheiten der Volksmanier in alle Gattungen der altenthümlichen Poesie haben wir bisher zu genau beobachtet, als daß es weiterer Nachweisungen in Betreff des erotischen Liedes dieser Zeit bedürfte, das den alten Minneton noch zu halten suchte. Daß aber das volksmäßige Liebeslied des 15. und anfangenden 16. Jahrhunderts noch eine Menge Spuren des Minneliedes an sich trägt, kann Niemanden entgehen. Was zuerst das Local angeht, so hält das Volkslied in Deutschland ganz denselben Strich, wie das Minnelied. Die ganze Länge des Rheins, die Schweiz, Schwaben und Franken, Baiern, Tyrol und Oestreich haben das Eine und das Andere so gut wie ausschließend gepflegt. Ins Niederdeutsche sind unzählige Volkslieder übersetzt, sehr wenige originell geschaffen worden; im Harze sollen die Spinnerlied-

420) Ich kenne sie nur aus den Stellen, die Wackernagel in seinem Lesebuche mitgetheilt hat.

chen zu Hause sein; von obersächsischen ist mir gar nichts bekannt. Innerhalb des angegebenen Locals hält das Volkslied sogar ganz die verschiedenen Charactere des Minneliedes. In Oestreich, Tyrol, Steiermark, Oberbaiern und der Schweiz hatten wir das Minnelied zuerst aus dem Allgemeineren heraustreten und besondere Farben annehmen sehen, so sind auch noch heute die verschiedenen Volkslieder dieser Gegenden leicht an Musik, Sprache und Inhalt unterschiedbar und sind auch in eigenthümliche nationale Sammlungen übergegangen; wir haben damals das Idyllische, das Bäurische, das Komische in die Minnelieder dieser Gegenden eingehen sehen, und diesen Character tragen auch die Volkslieder derselben; es waren Frühlings-Hirten-Tanzlieder, die dort vorherrschten, und so erzählt noch Sartori in seiner neuesten Reise durch Oestreich (1807), daß die Kärnthner noch mit Festen und Liedern den Frühling und Weihnachten und mit Aufführungen den Streit des Sommers und Winters (eine uralte deutsche Sitte) begehen, so sind die Lieder des Kuhländchens Hirtenlieder und der Kuhreihen in der Schweiz im Grunde das einzig Originale ihrer ganzen Volksmusik, so ist das Volkslied in Tyrol noch immer zugleich Tanzlied. Die rheinischen und schwäbischen Lieder dagegen wird man dem Texte und der Musik nach weder von der Besonderheit dieser südlicheren Lieder, noch unter sich so leicht unterscheidbar finden, sie tragen einen allgemeineren Character, wie das ächtere Minnelied auch. Das ächtere Minnelied fanden wir um ein Jahrhundert etwa älter, wir muthmaßten namentlich eine erste Anregung der gesammten Ritterpoesie aus den Gegenden des Niederrheins. So ists mit dem Volksliede auch. Die Limburger Chronik zeigt uns darauf hin, daß der Volksgesang den ersten Aufschwung in diesen Gegenden nahm, und die bergischen Lieder werden auch ebenso für das Vorzüglichste im deutschen Volkslied erkannt, wie die von Niederdeutschen gefä bten alten Ritterepen in der Ritterpoesie. Die oberrheinischen werden sich an Werth und Alter anschließen; in der Pfalz und Schwaben ward besonders das Jägerlied später gehegt; die südlichen Volkslieder der bezeichneten Gegenden aber sind ohne Zweifel die jüngsten von allen. — Was ferner die innere Structur angeht, so zieht sich das Grundgesetz der Dreiheit, das Grimm in dem Strophenbau der Minnelieder entdeckt hat, im Volksliede

in die Musik zurück, wo es im Gefühl weniger erscheinen sollte. Auch im Inhalte berührt sich Alles. Wie uns die Tage- und Wächterlieder, die Freude an der Natur, an Sommer- und Herbstzeit, die sich im Minnelied aussprach, die Quelle andeutete, aus der es floß, so leiten uns die ähnlichen Sommergesänge, die ähnlichen Tanzlieder, die vielleicht aus sehr alten Zeiten überliefert fortdauerten und stets „von neuem gesungen" wurden, wieder auf das Volkslied zurück. Ich habe die erzählenden Volksgesänge, die Romanzen, schon angeführt, die so manchen uralten Stoff in neuer Art wiederbrachten. Der Rückgang von den gekünstelten Weisen der Minnesänger zu den einfacheren Tönen des Volksliedes wäre ganz im Ausführlichen nachweisbar, wie wir spurweise den umgekehrten Gang bei dem Aufkommen des Minneliedes gewahrten. Vereinzelt läuft die Reimspielerei und Verskünstelei auch im ächtesten Volkston noch mitunter. Noch ist die liebe Sommerzeit, der Mai, die Vögel, der Wald, der Anger, die Blumen und der Thau ein Lieblingsthema auch dieser Lyrik; noch scheut man sich der Geliebten Namen zu nennen und bezeichnet ihn höchstens mit dem Anfangsbuchstaben; noch benennt man sie mit dem vornehmen Schmeichelnamen einer Kaiserin; noch klagt man über verlorenen Dienst und über die Klaffer, wie einst über die falschen Merker.

Nur freilich konnten diese alten Reminiscenzen nicht lange in die Augen fallen in der Dichtung einer Zeit, die unter ganz neuen Verhältnissen von einer ganz verschiedenen Klasse von Menschen ausging. Es war ja nicht eine einzige Klasse mit einer einzigen Thätigkeit und Beschäftigung, die durch eben diese ganz einerlei Geistesrichtung annahm, wie in der Ritterzeit, sondern Menschen aus allen Ständen, von allen Farben, von jedem denkbaren Gewerbe gaben sich der Liederdichtung hin. Wie sich der Laie damals zu Predigt und geistlichem Amte anfing fähig zu halten, so war auch jeder noch viel mehr zu einem Liede berufen; und wer jung und frei war, ohnehin. Wie die Reformationslehre plötzlich in tausend Gemüthern zugleich zündete, so hatte nach dem Limburger Chronisten schon im 16. Jahrhundert die Einführung der Harmonie die Volksmusik in Deutschland mit auffallender Raschheit unter Allen zugleich verändert, und war nach dem ersten Eifer die neue Verbesserung vielleicht etwas

eingeschlafen, so erwachte sie jetzt von neuem im 15. und 16. Jahrhundert. Die Edlen des 13. Jahrhunderts waren gewöhnt, ihre Blicke in den dunkeln Fernen der Romansagen, Abenthener mehr lesend als ausführend, umschweifen zu lassen: ihr sinniger Hang aber fesselte sie an die Heimat, die Gesellschaft, die Frau ihres Herzens: dieß Gedankenleben gab auch ihrem Liede jenen eintönigen Klang. Aber die Abentheurer dieser Zeit, welch ein anderer Schlag Menschen war das! Zum Theil fesselte sie nicht einmal eine Heimat, wie sollte sie ein einziger Gegenstand der Liebe, oder gar eine im Stillen angebetete Herrin ihre Gedanken gefesselt haben. Wie beschwerte den edlen Rittersmann Pflicht und Gewissen, der seine Sache auf Ehre und Ruhm, auf stete Treue und Zucht, auf sein Weib und seinen Fürsten gestellt hatte — wie leicht aber wards den tausend Freigeistern dieser Zeit, sich durch die Welt zu schlagen, die ihre Sache von Anfang auf Nichts gestellt hatten. Ein armer Bettler, der nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hat; ein flotter Reiter, der den Tag genießen will, da er nicht weiß, ob ihn morgen der kühle Rasen nicht deckt; ein armer „Schwartenhals,“ der für eine böse Nacht in der Wirthsscheune sich morgens an der Tasche eines reichen Kaufmannssohns auf der Heerstraße erholt; ein wilder Landsknecht, der die Welt durchfährt und der, fürchtet er auch sonst nichts, doch gegen die Kugeln der Feinde keine Wehr hat; ein Handwerksbursche, der heute liegt und morgen wandert, heute liebt und morgen eine andere; ein Jäger, der kindlich im Glücke und blutig in der Leidenschaft sein kann; ein armes Mönchlein, das sich einmal so viel Licenz nimmt, ein Buhllied zu singen; ein fahrender Schüler, der über den Teufel Gewalt hat und der damals der Glücksritter ist, wie einst der abentheuernde Ritter, und heute sein Abendbrod bei der Bauerfrau und morgen sein Heil bei der Königin sucht, wie andere Lieder mußten die singen, als die Rittersleute; wie andere Liebeslieder, schon darum, weil sie auch andre Lieder zu singen hatten. Alles war bei ihnen Leben, Alles Lebendigkeit und Sinnlichkeit. Sie waren selbst in aller Fremde herumgefahren, in die Heimath zog sie höchstens ein faßlicher Gegenstand der Neigung zurück, der in der Ferne die Leidenschaft nährte und spannte, stets riß sie die Welt und die Wirklichkeit hin, und Wirklichkeit mußte haben, was auch in

der Ferne ihre träumende Einbildungskraft beschäftigen sollte. Sie konnten ihr Seelenleben nicht in Muße und Einsamkeit pflegen, sondern sie trugen ihre Empfindungen mit in den Strudel einer mannichfach und gewaltig bewegten Welt. Erwerbsucht, Krieg und Wißbegierde erregten damals eine ungemeine Wanderlust, die fahrige Unruhe einer Revolutionszeit riß selbst die größten Männer in die rastloseste Unstetigkeit, Verhältnisse und Schicksale trieben die Humanisten und die Reformer von Ort zu Ort, und die heftigste Leidenschaft gährte in den kräftigen physischen und moralischen Naturen dieser Zeit. Was nun mitten in dieser Erregung in der literarischen Welt entstehen konnte, mußte die grelle Farbe der Wirklichkeit tragen, so wie was aus dem Traumleben der Ritter hervorging, sogleich einen ideellen Anstrich hatte. Wir werden nun weiterhin sogleich sehen, daß wirklich im schärfsten Gegensatze zu der Ritterpoesie die Dichtung dieser Zeit, so wie sie umfassender wird, statt der oft übertriebenen Idealität der früheren Dichtung vielmehr eine übertriebene Wahrheit bis zur Caricatur an sich trägt, und daß sie an Mangel des Ideellen so leidet, wie die Ritterpoesie an Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer in jener Ritterzeit ausnahmsweise neben der phantastischen Welt den Blick auf die wirkliche Welt gerichtet hatte, wie Walther, den sahen wir bedeutsam auf Freidank und von da weiter bis auf diese Zeit in der Dichtung fortwirken; und so hat auch in dieser Zeit der Reformation nur das eine bedeutende Wirksamkeit für die Zukunft behalten, was außer der platten Wirklichkeit, um die sich alle größeren und auch die meisten kleineren Gedichte dieser Zeit im geringern Maaße drehen, ein Ideelleres im Auge behielt. Und dieß ist eben das Volkslied und die kleine Erzählung in Fabel oder Schwank, die ganz den Volkston an sich trägt. Vom Stricker bis auf die Zeitgenossen Gellerts, vom ersten Minnesänger bis auf Göthe ist in dem erzählenden moralischen Gedichte und in der Lyrik Deutschlands ein einziger ununterbrochener Zusammenhang; und diese Periode ist die Durchgangs- und Umgestaltungszeit, die das Aeltere für den neueren Geschmack erst brauchbar vor- oder zubereiten mußte. Unsere größten Dichter verschmähten nicht, die Volksromanze und das Volkslied zu benutzen, sich davon anregen zu lassen, auf seine Eigenthümlichkeit und sein Wesen zurückzugehen, und es ist

interessant im Fortgang zu beobachten, bis zu welchem Grade der Reinheit die verschiedenen Lyriker der neueren Zeit auf das Volkslied zurückgingen. Der größte von Allem erkannte am meisten die große wahrhaft poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder und die erotischen vor Andern, bei manchem Unbeholfenen und Kindischen an sich tragen. Man darf es wohl sagen, die Volkslieder der besten Zeit, die sich der meistersängerischen Form ganz entzogen, behandeln vielleicht niemals einen unpoetischen Gegenstand; und die Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, die Mischung von individueller Wahrheit und ideeller Allgemeinheit ist meist so glücklich, daß man sich wohl erklärt, warum man immer, mit Verstand und mit Unverstand, so großen Werth darauf gelegt hat.

Gewiß trug zu diesen Eigenschaften des Volksliedes sein Entstehen in den bezeichneten Klassen nicht wenig bei. Was mit aller Anstrengung der Mönche, der Ritter, der ansäßigen Handwerker und Gelehrten die Dichtung nicht im Kloster, nicht in der Frauengesellschaft, nicht in der Stube erlangen konnte, das fiel ihr in der Ungebundenheit unter allen Klassen des niederen Volkes von selbst zu. Die Freiheit, die Zwanglosigkeit, ja selbst die völlige anarchische Zügellosigkeit schlug ihr im ersten Augenblick dieser großen Revolution zur größten Zierde an; was ihr die Heiligkeit des einen Standes und die Sinnigkeit und der Adel des anderen und der Ernst des dritten nicht geben konnten, das gab ihr der Leichtsinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüstliche Humor der untern Stände. Das glänzende an äußerer Pracht reiche, an innerem Werthe aber arme Leben der Ritter hatten diese mit Anstrengung in ein poetisches Licht zu rücken versucht; das wirkliche poetische, an Mannichfaltigkeit und Bewegung so reiche Leben dieser unteren Klassen aber konnte nicht leicht überschätzt werden, bei der oben berührten Eigenheit dieser Zeit, nach der sich die bescheidenen Menschen in der Wirklichkeit mehr herabsetzten, statt sich hinaufzuschraubten. In dem erzählenden Gedichte eines Rosenplüt oder Hans Sachs geht uns dieses mannichfaltige Leben in allem Reichthum auf, und je objectiver sich der Dichter dabei hält, je mehr er einmal aus Gefallen an der Sache seinen moralischen Ernst und Eifer zurückhält und seiner Laune Lauf läßt, desto vortrefflicher ist die Wirkung: in dem

lyrischen Gedichte aber liegt dieses bewegte und poetische Leben, auch wo es sich noch so sehr auf bloße Empfindung bezieht, ganz deutlich zu Grunde, ohne jedoch darin zu erscheinen. Der Rittersmann dagegen hatte in seine epische Erzählung seine lyrischen Ergießungen eingemischt und in seinem lyrischen Gedichte eigentlich stets von seinem Zustande und seiner Empfindung mehr erzählt, als ihn aus einzelnen Momenten in dem stoßweisen Gange des ächt lyrischen Gedichtes versinnlicht. Seine Lyrik war von einem gewissen epischen Elemente beherrscht, wie das Epos überhaupt der alten Dichtung Mittelpunct ist; Leidenschaft und Gefühl ward nur zart und leise und wie aus der Ferne berührt. Aber in diesen Zeiten des Umsturzes der epischen Poesie, die von jetzt an nur in der Ausartung des Romans fortlebte und sich nie mehr recht erholte, jetzt wo man von dem Epischen zum Lyrischen, von der Vergangenheit zur Gegenwart, von dem Romantischen zum Plastischen übersprang und die großen Gegensätze des Epos, Lied, Drama und Satyre zu bilden anfing, jetzt begünstigte das Leben, die Stimmung der Nation, die verwandten Gattungen der Poesie, die man pflegte, die größte sinnliche Lebendigkeit und Bewegung in dem Liede, so wie seine Originalität. In seiner Lyrik ist jedes Volk original, wenigstens hat jedes Volk neben seiner erborgten Lyrik auch eine originale; gerade damals aber behauptete Deutschland in allen Zweigen eine scharfe Eigenthümlichkeit, und dieß konnte nur wohlthätig auf das Lied einwirken, zu dem man damals selbst aus seiner älteren Gestaltung in der Minnezeit weder viel Form noch Inhalt entlehnte, sondern höchstens im erotischen Liede die Reinheit und Zartheit der Empfindung bewahrte, ohne auch darin übrigens der Selbstständigkeit zu vergeben. Die Art aber, wie sich diese Empfindung jetzt ausspricht, ist rein entgegengesetzt; formell ist diese Dichtung ganz verändert. Dort war sie mit objectiver Ruhe dargelegt und mit Beschaulichkeit beobachtet, der Dichter sprach von seiner Empfindung, hier spricht sie aus dem Dichter; sie ist von ihrem Gegenstande ganz erfüllt, heftig oder tief davon bewegt: in dieser Heftigkeit spannt sie sich an und ab, dauert nur auf Augenblicke, springt von Extrem zu Extrem; und so wirkt auch auf den Leser das Lied selbst: es regt ihn die entsprechende Empfindung ruckweise an mit Einer Wendung, Einem Anstoß und bringt auf diese

Weise Rührung oder Erschütterung hervor. Dieß ist das ächteste Merkmal jeder lyrischen Poesie; und sei es, daß unser Volkslied diese Eigenschaft nur in ferner Anlage oder vielleicht eher in einem übertriebenen Grade besitzt, so gibt sie ihm auch so einen wirklichen und dauernden Werth. Das Volkslied und besonders das Liebeslied, eröffnet damals unsere gesammte neuere Dichtkunst; wie bei jeder Reform und Revolution der erste Ausbruch rein und edel zu sein pflegt, ehe die Leidenschaften und der Eifer des Aenderns verwirren, so war es hier. Bei den ersten Anfängen einer neuen Richtung trifft der Instinct und Tact gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit, wenn auch meist noch mit Unbeholfenheit, das Aechte, als die Kunst und Ueberlegung in der Zeit vorgerückterer Bildung. So hat es Leibnitz anerkannt, daß Witz und Scharfsinn nirgends wirksamer waren, als in den Spielen, die gewiß erfunden waren, ehe man mathematische Systeme hatte, und mag man auch sagen, was man will, die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie ist von wenigen theoretischen Meistern, die entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Liedes selten in die Texte der neueren Dichter einging; obgleich damit nun nicht die neuere Dichtung und Musik gegen das Volkslied oder die Newton und Keppler gegen die Erfinder der Spiele zurückgesetzt sein sollen. Daher haben denn unsere kühneren Dichter und Kritiker den „kecken Wurf" des Volksliedes erstrebt und vertheidigt, was wohl freilich manchen Unberufenen misleitete und die Ueberlegenden, wie Voß, beleidigte, der mit seinen Liedern mehr an dem schlesischen Geschmack haftete. Mit jenem kecken Wurfe ist nun eben das bezeichnet, was ich oben als das Eigenthümliche jeder ächten Lyrik, jeder musikalischen Poesie angab, was man als das Charakteristische an der Romanze und an jedem Volkslied aller Nationen angesehen hat. Alles ist voll Lücken und Sprüngen, Alles knapp und wie zum Nachhelfen und zum Ausfüllen auffordernd, eine Reihe von Eindrücken für die Einbildungskraft, die der Nachhülfe des Verstandes nicht bedürfen, der schönste innere Zusammenhang ohne genaue logische Verknüpfung[421]).

421) Eine sehr bezeichnende Strophe dieser Art ist in dem Liede Morgen muß ich fort von hier:

Das beßte, was der vortrefflichste musikalische Text leisten kann, leistet das Volkslied — man möchte sagen, vollkommner als es je ein künstlich gefertigter gethan hat. Es bedarf nur des Anstoßes der Empfindung in den Worten, die Texte lassen der Musik den ganzen breiten Raum, den sie nothwendig braucht. Daß diese Lieder das Anspruchvolle des Minneliedes, seine Färbung, seine Kunstfülle, sein Bestreben, die Musik gleichsam schon im Reim und Vers zu geben, recht wie absichtlich verleugnen, auf Gedanken, Witz, Inhalt, Schilderei so gar keinen, aber allen möglichen Werth auf den inneren Ton und Accent der Empfindung legen, das fesselt schon den Leser, das reißt den Hörer der Musik so hin, die in vielen dieser Lieder in einer ganz wunderbaren und künstlerisch sehr selten erreichten Harmonie mit dem Texte steht. Dieß kann ja auch nur ihre vielhundertjährige Dauer und Fortpflanzung erklären, und hoffentlich wird diese einfältige unschuldvolle Musik auch durch alle Verderbnisse des Operngeschmacks hindurch in dem Volke fortdauernde Liebe behalten, wie es denn charakteristisch genug scheint, daß sich nach dem Uebermaaße der Künstelei unsere neuesten Opern gern wieder mit entlehnten Volksmelodien schmücken. Die Begleitung der Musik, die niemals bei diesen Liedern fehlen darf, erklärt also jenes Lückenhafte und Springende in ihrem Texte, und sehen wir von der Musik ab, so erklärt es die sinnliche Anschaulichkeit der Behandlung. Wir stehen unter einem Geschlechte von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit dem Gedanken zu thun hatten, die, was sie besangen, nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit und Beschaulichkeit der Minnesänger und nachher die Speculation und der Mysticismus der frommen Dichter die Sinnlichkeit

---

Wo zwei gute Freunde sind,
die einander kennen,
Sonn und Mond bewegen sich,
ehe sie sich trennen;
noch viel größer ist der Schmerz,
wenn ein treu verliebtes Herz
in die Fremde ziehet.

in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, desto stürmischer macht sie sich nun Luft. Der alten Volkspoesie und des alten Volkslebens Bilder und Sprüchwörter und der Reichthum an anschaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Anspielungen auf Volkssage und Volksglauben, Alles was seit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb und werth war, darf nun wieder freier in die Poesie treten; Alles das ist im Volke lebendig und bedarf nichts weiter als der Andeutung. Alles wird voll Lebendigkeit: die Bäume sprechen und warnen; die Blumen sind persönlich und wandern sogar. Die Anschaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man tauscht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwischen Weihnachten und Pfingsten, man schweigt einen Arm lang stille. Die Eigenheiten der ursprünglichsten Poesie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verse, assonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Versen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder, zugleich mit der Einfachheit der Töne; jene elidirende, apostrophirende Manier herrscht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es ist hier alles Gesicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung ist, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erst Alles zu sagen? Wir sehen erschütternde Erfolge, wozu bedarfs der langen Erzählung der nothwendig vorausgegangenen Handlungen? Wir empfinden schon unter der Erzählung, wozu sollte der Sänger seine eigenen Empfindungen erst herzählen? Der vorsichtige logische Gang des Minneliedes stieß unsere größten Dichter bekanntlich so sehr ab, aber in diesen Liedern, wo sie auch arm und leer sind, entschädigt oft Ein Wort, Ein Bild für alles Entbehrte; der sichere Entwurf, der der Musik das Colorit überläßt, wirkt hier weit besser, als die glänzendste Farbegebung der Minnesänger bei unsicherer Zeichnung. Der Dichter beherrscht hier seine Empfindung und springt kühn mit ihr um: das Gefühl der Liebe war auch in den Menschen jetzt nicht mehr so herrschend; Alles fällt hier von selbst zu, was der Minnesänger mühselig suchte und künstelte. Die Minnelieder konnten in unserer neueren Zeit daher nur übersetzt und umgesetzt werden, aber das Volkslied bezeugte seine Kraft und seine Natur

indem es schon im 16. Jahrhundert sogar die lateinische Sprache überwand und in den Studentenliedern lange fortdauerte; indem es sich neben der schlesischen Kunstlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte und zu der letzten Revolution in unserer Dichtungsgeschichte unendlich viel beitrug, und zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeisterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geschaffen war. Auch dieß bedingte seine skizzenhafte Gestalt, und bringt sie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr ist, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der traditionellen Poesie. Von der Musik will das Ohr nicht beleidigt sein; sie setzt sich daher schon sicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, selten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren so vielfache Bearbeitungen, oft so unsinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; seltner ist die das Local characterisirende Veränderung in Text und Musik zugleich, wie in dem Liede: Es waren zwei Königskinder[422]), wo sie aber eine erstaunliche Selbstständigkeit verräth.

Dieselbe Sicherheit wie in der formellen Behandlung verräth das erotische Volkslied in unmittelbarer Kenntniß der schlichten Natur des Menschen. Wie anders lebte hier der Liebende in der Natur, als dort. Die Naturfreude im Minneliede steht wie ein todter Schmuck neben der Freude an den Frauen; die beschreibende Manier bringt entweder diese minder lebendige Stimmung oder diese vielleicht jene hervor. Aber hier versenkt sich ein gedankenvolles Mädchen bis in lebende Unterredung mit der Haselstaude (es wollt ein Mädchen brechen gehn), hier blüht treue Liebe im Vergismeinnicht und die Blumensprache beruht überhaupt nicht auf Convention, sondern auf alter ächter Ueberlieferung im Volke; es gibt auch keine Kräuter mehr mit gefabelten Kräften, sondern lieber gleich ein gefabeltes Kraut Schabab, in dem die Verschmähung wächst. Der geliebte Gegenstand selbst auch kältet

422) In der Sammlung von Volksliedern von Baumstark, Heft 1., ein Werk, dem ich das beste Gedeihen wünsche, da ich die unvergleichlich reiche Sammlung von Liedern kenne, die in des Herausgebers Besitze ist.

in Reif und Schauer, und thaut bei günstigem Wetter wieder auf. Die Seligkeit der Liebe könnte sich hier gar nicht mehr so reflectirend mit der Sommerfreude vergleichen, sondern sie vergißt über den Einen alle Menschen, über der Einen alle Welt, und abgestoßen von den Menschen sucht sie die Natur, die das Glück des Menschen nie stört, immer erhöht. Sie brauchen es nicht zu sagen, diese Dichter, daß die schöne Natur sie beglückt, aber man begreifts und siehts; so brauchen sie auch nicht, wie noch alle meistersängerlichen Liebeslieder eines Muscatblüt u. A. thun, die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weiße, Glätte und Zärte zu beschreiben, sondern wenn der Dichter das rothe Mündchen vermißt oder besitzt, und wenn ihm die schneeweiße Hand gereicht oder geweigert wird, so ermißt man leicht aus seiner Freude oder seinem Leide, wie werth und wie schön ihm beides ist. Die Frauen sind auch hier spärlich mit ihrer Gunst, und die Liebenden quälen sich im langen Dienste, allein sie klagen weit weniger als sie hoffen, und reden weit minder als sie handeln. Geheimniß und Zweifel ist auch hier mit der Liebe gepaart, aber die Leidenschaft selbst ist immer das Herrschende und das Beiwerk darf nie so laut werden. Auch hier gewinnt nicht immer der Liebende, was er sucht, es ist aber nicht die Grille der Dame, die ihm wehrt, sondern er muß fort, er hat auch andre Pflichten, als die ihm die Liebe auflegt, Krieg und Wandrung zwingt ihn weg und Angst und Eifersucht mischt sich in den Schmerz der Trennung. Er möchte so gern sein fröhliches Leben fortführen in leichtem Muthe, so will es die Zeit nicht fügen; es muß geschieden sein, der Mann soll die Fremde bauen; sie segnen sich mit Gott von ganzer Seele, und befehlen sich einander ihren treuen Herzen; Er wünscht vielleicht gutmüthig dem einen bösen Tag, der das Scheiden und Meiden erdacht und trabt auf aschgrauem Roß über die Haide; und sie hätte lieber Vater und Mutter fahren lassen, um den Herzliebsten zu behalten, und vergrämt sich fortan durch die schwer langweilige Trennungszeit in traurender Pein und lästigen Gedanken; und so sehr sie sich, wie das namentlich die Männer thun, die sogern ihre Liebe recht wichtig machen, den Abschied erschweren und selbst mit Erinnerung an den Tod so schauerlich machen (auf dieser Welt hab ich kein Freud; es ritten drei Reiter u. A.), und so

sehr sie heimliches Leiden im jungen Herzen üben, so hoffen sie doch, wie es menschlich ist, auf die Zeit, die Rosen bringt, trösten sich damit, daß lange Zeit nicht ewig ist und verwundern sich über die Fröhlichkeit, die ihr Leid unterbricht[423]). Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt existirt, als diese Scheidelieder und ihre Melodien? Wir haben leider den Geschmack und den Sinn durch die zu häufige Wiederholung und den gemeinen Vortrag an Vielen verloren, aber ich glaube nicht, daß an Wahrheit und Natur diese Dinge in ihrer Art übertroffen werden. So original und einzig das Göthische Lied gegen jedes Fremde steht, so dieß erotische Volkslied; rein erhielt sich unsere ächte Volksmusik von dem Einfluß der Oper, rein der Text dieser Lieder von jeder läppischen Sentimentalität und jedem poetische Effecte. Man vergleiche die Liebeslieder der Engländer, man höre dergleichen von einem Engländer nur lesen oder singen, Alles ist Action und Schauspiel, was bei uns simple Natur ist, Alles tragisch, wo uns das Traurige genügt, Alles pathetisch, was bei uns sinnig und tief, anspruchvoll, was hier naiv und unschuldig ist. Unsere schauerlichsten Romanzen versöhnen, wenn nicht mit den Worten, so doch mit der Melodie. Die englischen sind vielleicht reicher an Handlung, an großen Verhältnissen, an starker Leidenschaft, aber an rein menschlicher Natur und an innerem künstlerischen Beruf übertreffen die deutschen Dichter. Es ist das Verhältniß der englischen Nation zu der unseren, des Shakespeare zu Göthe; das Thatsächliche, Große, Reizende in Handlungen und Motiven, das Anregende für das äußere Leben haben jene voraus, für die

423) Wer aufmerksam die folgende Anfangsstrophe liest, wird sich gewiß nicht vieler Stellen neuer Lieder erinnern, die mit so wenig Mitteln Phantasie und Empfindung so sehr beschäftigen und in ein Paar Zeilen aufs lebhafteste das Denken, Fühlen und Thun des Liebenden aufhällen:

> Ach Gott wie weh thut Scheiden,
> hat mir mein Herz verwund't;
> so trab ich über die Haide
> und traure zu aller Stund;
> der Stunden der sind allzuviel,
> mein Herz übt heimlich Leiden,
> wiewohl ich oft fröhlich bin.

Und dazu muß man freilich die Musik hören.

Dichtung ist dieß nicht eben der größte Vortheil, die nicht unmittelbar unsere Kräfte für die äußere Thätigkeit wecken, sondern zuerst uns innerlich weihen und erst dadurch für edle und große Handlungen begeistern soll.

Die schmucklose Wahrheit dieser Lieder litt nicht, daß sich irgend etwas Chimärisches in ihnen ansetzte, wie in der Ritterpoesie so oft. Die Liebenden sind hier nicht zu kriegerischem Auszug, zu gesteigerter Tapferkeit durch ihre Liebe gestimmt, denn die Liebe macht keine Helden, sondern sie lähmt vielmehr die Kraft auch des Samson und des Alkiden. Die Liebenden sind auch hier nicht alle Einer Art, nicht alle Tugendhelden, nicht alle so treu, daß der Gewanderte nach 7 Jahren seine Liebste treu wiederfindet und selbst im Glauben an seine Treulosigkeit noch wohlwollend gegen ihn. (Es sah eine Linde ins tiefe Thal). Ein Anderer meints auch nicht so redlich; die leichten Reitersjungen brechen so gern einen Anlaß vom Zaun und lassen ihr Mädchen fahren. Dergleichen Leute, die noch einige Beziehung mit dem Ritterwesen haben, wie Reiter und Studenten, sind auch wohl nur die Dichter dieser Lieder, und ihre Verhältnisse sprechen sich oft darin aus: daher wird auch jede Unnatur, jeder alte Werber und jeder grobe Bauer und jeder pedantische Schreiber, der sich einmal an das Liebeswerk wagt, so arg verspottet. Und diese fahrenden Leute ändern sich dann mit Wetter und Wind, und das machte auch die Weiber damals so unstät, daß wo nun ein Betrogener seine Genossen die Finger aufheben hieß, man viel Finger und wenige Treue sah. Ist nun dergleichen die Ursache der Trennung, so bricht sich wohl ein armer Getäuschter einmal das Herz, aber ein anderer tröstet sich bald und dichtet dem schnippischen Ding, das ihn hat gehen lassen, eine lange Nase und einen durstigen Gaumen an; ein Anderer klagt in Einem Athem, daß Seufzer seine Tage verzehren, flucht das höllische Feuer hinein und wünscht der Treulosen zuletzt doch gutmüthig ein freundliches Lachen und Alles was ihr Herz begehrt; und ein dritter wünscht der Verabschiedenden sein Ade zur guten Nacht und sein Trauern hat mit seiner Liebe ein Ende. So neckt sich hier die Liebe zwischen dem Trauern und die Sehnsuchtlieder sind von den schelmischsten unterbrochen, und die reinsten von den schlüpfrigsten. Und diese letztern sind in ihrer Art in der That vortrefflich, unver-

gleichlich in dem Scharfsinn, mit denen sie aus allem Geschaffenen Gleichnisse herholen für Dinge, die man nicht unverhüllt sagt, man weiß nicht, ob originaler in ihrer Grobheit oder in ihrer Feinheit, in der Derbheit, in der sie sich manchmal bloßstellen, oder in der dreisten Naivetät, mit der sie Unschuld heucheln. Die Lyrik dieser Zeit ist eine männliche Kunst; man darf daher selbst diese und ähnliche Seiten derselben nicht verschweigen, wenn sie ihr auch nicht zur Ehre angerechnet werden sollen, und Docen hat ganz recht gesagt, man solle dergleichen auch in Sammlungen nicht unterdrücken und die Volkslieder nicht wie die Jesuiten ihre Autoren in Ausgaben ab omni obscoenitate purgatis besorgen: nur dergleichen absichtlich suchen, sei unmoralisch. Die Lieder dieser Zeit drehen sich daher auch nicht allein um die Liebe; auch das Mägdlein im hölzernen Reifrock findet jetzt Anbeter, die es zur Auserwählten erküren; Mars und Bacchus fangen an neben Frau Venus die Welt zu regieren, und St. Urban findet seine Verehrer, die ihn um Abwehr von Niederlagen und Schutz vor seiner Plage (Podagra) anrufen. Auch in dem Weinliede herrscht der ungemeine Reichthum an Metaphern und scharfsinnigen Bildern, mit denen man den Wein bald als lieben Buhlen umfaßt, bald ihn als Redetheil declinirt, bald sich arm-bürgerlich über sein vornehmes Ritterthum und altadliges Geblüte beschwert, bald ihn als wackern Gesellen zum Willkomm oder Abschied grüßt, bald als den Feind der Weisen oder den Freund der Bekümmerten oder den Ablaß der Sündigen darstellt. Der Arme, der vom Zufall lebt, hat seinen Bund mit ihm noch enger als der Reiche; er traut auf das Glück der Erde, achtet freien Muth höher als Gut und Habe, Raum auf und Halt nichts ist seine Begierde, kein Geld soll bei ihm vor Alter schimmeln, und hätt' er das Kaiserthum und der Zoll am Rhein und Venedig wäre sein, das würde er Alles verschlemmen. Gleich gilt dem Sorglosen das römische Reich, es sterb' gleich heut oder morgen. In einer Welt voll Erwerbsucht und Brodsorgen gewinnt so leicht die fröhliche Verschwendung, in einer Welt voll ängstliches unsicheres Reichthums die Dürftigkeit der fahrenden Leute, die voll fröhliches Reichthums ist, der leichte Erwerb von Dieben, Bettlern und Bänkelsängern etwas Poetisches. Leichter Sinn bei dem wenigen Besitze, leichter Trost bei dem Nichtbesitze, beim Weine

ein lustiges Versetzen aus der jammervollen Umgebung in eine glückliche Ideenwelt, ein Lügenmährchen, das sich die Phantasie vorgaukelt, das ward in vortrefflichen Liedern besungen, sammt dem Glücke der Armuth, die nicht Steuer und Zehnten gibt, nicht Diebe und Räuber scheut, nicht vom Betrügen und Borgen zu leiden hat. Von dem Gedichte vom fahrenden Schüler von Johann von Nürnberg[424]) an (14. Jahrh.) bis zu dem von den Handwerkern des Rosenplüt[425]) und den Liedern dieser Art aus dem 16. Jahrh.[426]) ist der Uebergang von dem epischen zu dem lyrischen Vortrage interessant zu beobachten. Auch in der Geschichte des Weinliedes sind die historischen Veränderungen sehr deutlich, wie in der des Weintrinkens; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer sich des Weinschwelgs und seiner epischen Manier erinnert, und dann die Weingrüße und Weinsegen des Hans Rosenplüt[427]) daneben hält, wo in die Anrede des einsamen Trinkers schon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Lustigkeit eingeht, und wer dann aus Fischarts Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, wo eine Menge der vortrefflichsten Volkstrinklieder aufgenommen oder wenigstens angegeben sind, der übersieht die innere und äußere Veränderung auf einmal und hat ganz denselben Fortgang vor sich, wie bei dem obenerwähnten Lotterliede oder wie man es nennen will. In dieser „Gesangzeche" sind zwischen die Gespräche und Trinkwitze der Zechenden halbe oder ganze Lieder gemischt, wie deren auch in andern Kapiteln des Gargantua schon vorkommen, die das beste Schatzkästlein für diesen Zweig des Volksgesanges abgeben; es ist eine Stufenfolge in dem Uebermuth des Weins, der darin mit der Illumination der Schlemmer wächst, in der Ausgelassenheit und Tollheit, in dem Unsinn der sich un-

---

424) In Grimms Altd. Wäldern II.

425) In Leipz. Codex, den ich oben anführte, S. 149.

426) Eines aus Fischart von Grimm a. a. O. mitgetheilt; andere in Docens Miscellaneen und sonst.

427) Im Leipz. Codex von S. 278 an. Einige sind im 16. Jahrhund. in Rebhenslins Segen o. O. u. J., und auch im deutsch. Museum 1780. II. gedruckt.

ter sinnvolle Worte, in dem Sinn, der sich in unsinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweinischen, mit dem das Ganze endet. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maaße, wie in den Zotenliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede hier die Rohheit steigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen sinkt. Ich leugne nicht, daß nicht manches darunter zufällig alt sein könnte (wie denn manches Volksmäßige dieser Art, was unter den Minnesängern stehen geblieben ist, schon ganz den Character der Lieder dieser Zeiten trägt), doch war es dann, wie das Volkslied überhaupt, lange verborgen, und ward nur erst in diesen günstigen Zeiten hervorgesucht, in denen übrigens diese Lieder ihrer ganzen Natur nach fast ohne Ausnahme entstanden sein mögen. Bei weitem die Mehrzahl der Lieder, denen man ihr bestimmtes Alter im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts anweisen kann, sind in ihrem Inhalte keuscher und reiner, und wo sie obscön sind, sind sie es mit jenem naiven Anstande, man möchte sagen, mit der Unschuld, mit denen die Völker einer urzeitlichen Bildung dergleichen ansehen. Die größere Rohheit zog in das Volkslied erst in den Zeiten der Leidenschaft, der Verwilderung, des Fanatismus, der Anarchie im 16. Jahrhundert ein und dauerte bis zu deren Ende im 17ten; so ists grade mit der Heftigkeit in dem historischen Liede. Die Vorsicht hier gleicht der Züchtigkeit dort, und beides schwindet ungefähr gleichzeitig. Nicht daß die rohe Obscönität nicht im 15. Jahrhundert da gewesen sei, allein sie war mehr in andern Gattungen heimisch, als in dem Liede, das in dieser Zeit meist zwischen dem Character des Ritter- und des Volksliedes schwankte und gerade in dem Uebergang und dem Versöhnen beider Elemente bedeutend ward; im Fastnachtspiele sind Rosenplüt und Hans Folz so schmutzig, wie (der erstere wenigstens) in anderen Gattungen fein, denn zur Fastnachtzeit war diese Licenz einmal gestattet und selbst ein so züchtiger zarter Mensch wie der Teichner fand das gut, daß der Mensch einmal im Jahre den Narren anlegte. Später änderte sich dieß, das Fastnachtspiel zog sich mehr aus dem Leben zurück in die Kunst und ward minder gemein, während das Volkslied immer mehr in das Volk herabstieg, so daß bei Jacob Ayrer in dem züchtigeren Lustspiele die eingestreuten Lieder im Volkston oft das Schmutzigste enthalten. Man kann genau sehen, wie stu-

fenmäßig das Bewußtsein von den bäurischen Sitten und ihr Tadel in der Nation von Rosenplüts bis zu Brandts, Murners, Dedekinds und Fischarts Zeiten wächst in demselben Verhältnisse wie sie in der Wirklichkeit wachsen; wie die Derbheit in der Poesie in eben dem Maaße sich in mehrere Gattungen ausbreitet, wie die Pflege derselben in mehrere und tiefere Klassen des Volks herabsteigt, wie ihr Werth überhaupt sinkt, in dem Grade, wie sie sich aus dem freieren Gelegenheitsgedichte in das engere zieht, wie also das allgemeine Kirchenlied sich anfängt auf Dogmen und bestimmte Feste, das allgemeine Festlied gerade auf dieses Fest zu beziehen, wie das historische Lied zum Panegyricus herabsinkt und die Lieder der allgemeineren Stände, der Jäger, Bettler, Krieger, von denen der besonderen Handwerker, und unter diesen die Wanderlieder von den Zunft- und Ehrenliedern anfangen verdrängt zu werden, kurz, wie das Ideellere stets mehr dem platten Wirklichen weichen muß.

In den Zeiten jenes bezeichneten Ueberganges, wo das Volkslied noch von dem Adel unserer alten Lyrik etwas bewahrt hat, steht dasselbe in einer ganz poetischen Welt, gleich entfernt von dem Zwang und der Unnatur des Minnelieds, wie von der gemeinen Natur und Wahrheit der Satyren und der Narrenschwänke, im Gegensatze also gegen Beides, gegen die Don Quixote der früheren und die Sancho Pansa der damaligen Zeit. Das Liebeslied des Volkes macht einen wirklich rein idyllischen Eindruck gegen die idyllischen Carricaturen, die wir bald betrachten werden; einzelne kleine Parodien der Legenden von Herodes und Peter, des Mönch- und Klosterlebens, der Schöpfungsgeschichten und all der hoch heiligen Verkehrtheiten sind im Volkslied weit werthvoller, als die kunstlosen großen Satyren gegen Clerus und Stände; so wie der Volksschwank immer besser wird, je weiter er sich von der Zeit und Wirklichkeit entfernt, wie in den Legenden des Hans Sachs. So wie die Poesie aber mit dem Leben ganz zusammenfällt, dieß gab ich schon mehrmals an, entdecke ich nichts Großes in ihr, und wenn das Leben noch so poetisch ist. Unsere kirchlichen und weltlichen Feste im Mittelalter waren gewiß alles poetischen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer soll die Zeit nicht darum beneiden, da man bei uns Alles der Art recht geflissentlich unterdrückt? Wie anders wirkte damals

auf das gesellige Leben diese öffentliche laute Lust, die barocken geistlichen Feste, die tollen Bachanale, Prozessionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbrustschießen, die Fastnachtspiele, die Narren- und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeste, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unsere Theevergnügen, unsere Kartentische, unsere belletristischen Gespräche, unsere Kannegießereien am nüchternen Weintisch, und höchstens unsere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man diese unsere Freuden mit ihren Convenienzen jenen alten mit ihren Inconvenienzen vorziehen will. Die Kirche gestattete damals zu Zeiten eine Persiflirung des Mysteriösen und Heiligen, die sittsamen, ehrenvesten Bürger jede Ausgelassenheit bei Fastnacht, Städtestatute an gewissen Tagen das sonstverbotene Glücksspiel, denn es war ja klüger, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu gestatten, als wie unsere Gesetze thun, jede Leidenschaft unterdrücken zu wollen. Die Alten hatten in ihren Vergnügungen kein objectives Maas, sie waren im Genuß der Freude nicht geizig, sie trauten auf das Maaß ihrer Natur selbst. Was sie erlangen konnten mit ihren äußeren Mitteln, was sie aushalten konnten mit ihren physischen Kräften, das wußten sie auch zu verantworten vor ihrem moralischen Gewissen. Aber heute dürfen wir ja ohne gnädigste Erlaubniß nicht eine Nachtmusik mehr auf der Straße bringen, und nur hinter der Maske eine erträgliche Rolle zu spielen, haben wir — Dank sei es den aufgeklärten Zeiten — verlernt. Und es war ein so vortreffliches Mittel, dieses Rollenspielen, um lärmende Freude zu schaffen, wie man noch heute sehen kann, wenn nur einmal zwei Personen die Rollen der Pulcinelle in einer Gesellschaft zu spielen verstehen, es war ein Hauptmittel unter denen, „die unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude machte,“ wie der alte Möser sagte, der so einzig darin war, daß er bei dem vortrefflichsten Charakter dem Menschen sein Toben gönnte und seine Thorheit, der Jugend ihre Untugend, dem Luxus seinen Lauf so lang es gehen und stehen konnte, der Leidenschaft ihre Gährung und dem Feste seine Lust, und der es an hundert Beispielen predigte, gebe man politisch und moralisch das Unausweichliche unverholen zu und

richte man seine Bekämpfungen im positiven und im Sittengesetz nicht gegen dieses Unvermeidliche, sondern gegen die Ausartung. Wo man im 15. und 16. Jahrhundert sich auf fürstlichen Hochzeiten, auf bürgerlichen Festen oder auf Kirchweihen umsieht, welch eine ungetrübte „Freude und Heiligkeit," wie es die Frankenbergische Chronik nennt, blickt nicht überall hervor! Aber so herzlich man dies Leben und Weben selbst poetisch finden kann, so wenig wird einer erwarten, daß die Reimzettel, mit denen die Schönbartläufer behängt waren, oder die Reimpredigten, welche der Knaben-Bischoff am Gregoriusfeste hielt, oder die Devisen und epigrammatischen oder satyrischen Gedichte bei fürstlichen Hochzeiten, oder die Sprüche der Spurchsprecher, oder die Niclas-, Ruprechts-, Martins- und heiligen Dreikönigslieder der Kinder, oder die Prozessionsgesänge und Bohnenlieder poetischen Werth hätten. Das Gelegenheitslied wird leicht zum Vortrefflichsten; nur muß die Gelegenheit keine Gewohnheit sein, oder die Gewohnheit müßte freien Spielraum in den Gegenständen lassen. So waren die Tanzlieder der Dithmarsen, wie die der Kärthner und Schwaben, Volkslieder von mannichfacher Art und Inhalt, und die Tyroler Schnodahaggen haben allerhand verschiedene Themen; und doch sieht man an dem späteren Gebrauche der Schleiferliedchen oder einzelner dazu benutzter Strophen aus anderen Volksliedern, daß auch diese Tanzpoesien aus ihrer ursprünglichen Neuheit und Mannichfaltigkeit arm und stationär wurden. Was bei Poesien dieser Art, die sich an bestimmten feststehenden Feierlichkeiten, Volksgebräuchen, Lebenssitten und Standesgewohnheiten mündlich fortpflanzten, ohne von Revolutionen gestört zu werden, noch das Schätzenswerthe und Interessante ist, ist das hohe Alter, auf welches dergleichen möglicherweise zurückleitet. Mährchen, Räthsel, die Spiellieder und Ringelreihen der Kinder, ihre Abzählverse, ihre Thierreime und Festlieder, die Gebete, die Wiegen- und Reiterliedchen, die Vater, Mutter oder Amme singen oder sagen, gehören hierher: wie vieles mag darunter uralte Ueberlieferung sein, wie vieles spricht noch aufs frischeste das reinste Volks- und Naturleben, die Beobachtung der Dinge aus den schärfsten Sinnen aus! Wie manches hat aber auch die lückenhafte Tradition bis zum Unsinn entstellt, so daß man uns nun mit Unrecht zumuthen würde, das Alles in der schriftlichen

Tradition zu bewundern, was, wo es auch unverständig oder da Allergenügsamste und Geringfügigste ist, in der lebendigen Anwendung, in dem Munde des bedachtlosen Kindes; in dem sorglichen Gesang der gedankenvollen Mutter das Allerreizendste sein kann. Was nur für das Leben selbst geschaffen ist, muß man nicht davon abtrennen wollen, denn es liegt sogleich wie ein Leichnam starr da. Wie arm ist ein muthwilliges Spinnerliedchen oder ein Tyroler Gaßllied, voll Beziehungen in der lebendigen Umgebung für die es gemacht ist, für uns, wenn wir ihm seine Heimath nehmen, die wir diese Beziehungen nicht verstehen. Man kann es bedauern, daß heute Niemand mehr einen Leberreim zu machen versteht, aber man würde es einem schlecht danken, wenn einer gute Leberreime in Bücher sammeln wollte; so wie es überhaupt mit Allem der Fall ist, was mit dem Improviso eine Aehnlichkeit hat. So ist die Jäger-, die Hirten-, die Räubersprache voll poetischer Elemente; voll poetischer Elemente daher z. B. die Waidsprüche und Jägerschreie[428]), die aus Urzeiten her Ausrufe, Bezeichnungen und eine sinnliche Wortfülle, die auf der sichersten Naturbeobachtung ruht, erhalten haben. Sollte es aber Jemanden möglich sein, diese Waidsprüche mit poetischem Genuß zu lesen, wenn er nicht ein außerhalb gelegenes Vergnügen damit verwechseln will, wenn er nicht ein Jäger von Profession ist? Wenn ich ein Jäger von Profession wäre, so würde ich nicht bedauern, daß diese Waidsprüche nicht gedruckt wären, sondern daß es aus dem Leben abgekommen ist, daß die Jäger zu einander nach ungekünstelter poetischer Art „zur Aufmunterung, Aufregung, Fortsetzung und Beendigung, vor, bei, in und nach der Jagd reimweise gesprochen," so daß daran ein geschickter und gelernter Jäger zu erkennen war, indem man in diesen Sprüchen die Fundamente des Waidwerks einlernte und gelegentlich in Jägercompagnieen oder bei Behengungs- und Jägenszeiten der alte Jägermeister die jungen Waidgesellen darin vornahm und examinirte[429]). „Die Fragen und Antworten der wandernden Handwerkersgesellen haben damit eine unläugbare

428) Grimm's Altd. Wälder III. und die dort angegebenen Quellen. Einige in Jacob Ayrers Stücken.

429) Döbel's Jägerpractik 3. S. 478.

Grundähnlichkeit. An weiser, kluger, verständiger Rede und Gegenrede erkennt ein Gast den anderen, sieht, daß er seines Gleichen und ihm zu trauen sei; selbst die Räuberbanden haben sich eine eigne Sprache voll poetischer Namen nicht geschaffen, sondern ebenfalls seit undenklichen Zeiten zu erhalten gewußt. Wie die alten Joten, Zwerge und Helden Rede wechseln und sich sichere Zeichen abfragen, so haben sich auch die Wandergesellen und Waidmänner die ganze fröhliche und poetische Seite ihrer Lebensart in bestimmten, belehrenden und ergötzlichen, zuweilen spottenden Formeln aufgestellt, deren ernsthafter Tiefsinn durch Gemüthlichkeit und Erinnerung irdischer Freuden erheitert wird"[430]). Auch in diesen Zunftgewohnheiten und den Grüßen der Gesellen, in dem ganzen Treiben dieses Restes unserer alten fahrenden Leute, wird sich Niemand wehren ein schönes poetisches Colorit anzuerkennen, so wie in den Handwerksgrüßen[431]) selbst gleichfalls die Spuren sehr alter Volkspoesie zu finden. Allein so groß und weit die Aussicht auf den freien, vergnügten, ja meinethalb auch witzigen Verkehr dieser Volksklassen durch einen Blick auf die unmittelbarsten Abdrücke ihres Verkehrs geöffnet wird, so scheint mir die Belehrung, die da zu holen ist, weit unmittelbarer, selbst aus den ganz kleinen Resten, die davon im Leben geblieben sind, zu gewinnen, und in jedem Falle die Aufschlüsse, die man daher für eine Geschichte des poetischen Lebens entnehmen kann, selbst für die nächst angränzende Gattung von selbstständigeren, an keine stationären Standesverhältnisse geknüpften Poesien unbedeutend. Man kann aus den Jagd- und Handwerksliedern auf das freie Naturleben der Einen, auf die eckigeren und steiferen Verhältnisse der anderen zurückschließen, aus den Waid- und Zunftsprüchen aber nicht auf jene Lieder. Es gibt Jägerromanzen und Liebeslieder, aber nicht viele, die älter sein mögen und die nur so allgemein, als es gerade wohlthätig ist, von den Einflüssen dieses Standes berührt, und in nichts wesentlich verschieden sind von allen übrigen oben characterisirten Volksliedern. Ganz anders ist schon eine zweite Gattung, die sich schon manchmal im Inhalt

430) Grimms Altd. Wälder 3. S. 102.

431) In Grimms Altd. Wäldern 1., im Wunderhorn 2, 70; in Bragur 3, 216 sind deren gedruckt.

...ie verschiedenen prosaischen und poetischen Handwerks-
...en ersten Ursprung haben. Auch unter den Handwerks-
...d die allgemeinsten, die Wanderlieder, weit die besten.
...n Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht
...t, daß sie sehr nach dem Leisten schmecken, und im Gan-
...uf Einen Schlag gemacht sind. „Jede Zunft hat ihr eige-
Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhm-
der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der
...rbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied,
...r Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied,
... sogar die Bauern haben ein solches Ehrenlied ihres Standes. —
...des dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann
... das Lob, die Geschäfte und die wiederfahrenen Ehren des
...tandes über und schließt mit einem allgemeinen Segen, für
...e Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in diesem Leben
...esundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt,
...e tausend Gulden hat, und wenn er das Leben satt ist, das
...melreich im Sternenzelt angewünscht wird“ [434]). Innerhalb
... Sphäre mag man dann darin so manchen ruhmredigen Witz
... dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem
...chen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem
... Schneider oder Kürschner, von Elias Wagenfahrt nach dem
... schön und erbaulich finden, und ebenso manches in den
... und Hohnliedern, in denen im Gegensatz zu diesen Preis-
... die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die
...türlichen Schwächen einzelner Handwerkerklassen persiflirt wer-
..., wobei denn die ...men Schneider immer am übelsten weg
...en. In Vo... ...sammlungen, mit denen man unsere
...olkspoesie ... bringen, mit denen man unsern ver-
...en Geschma... der simplen Natur gewinnen wollte,
... man derg... ungelenke Dinge niemals auf-
...n sollen, ... Vortheil recht verstanden hätte.
Daß über... ...h des Volksliedes die Stim-
... so getheil... ...heftig gleich bei seiner ersten
...derbelebun... ...rt waren, beruht zum Theil
...ings a... ...hen, von denen der Theil,

...4) Eben...
...b. II.

auf das Geschäft und den Stand unmittelbar bezieht, in der Form und Musik aber den Aufenthalt des Standes, Wald, Berg und Echo, und seine Instrumentalmusik verräth, und sogleich eine strengere Aehnlichkeit mit den Jagdschreien erhält, die voll natürlicher, nachahmender Schallworte sind. Diese sind schon nicht mehr aus den Zeiten, die wir eigentlich hier besonders betrachten. Das späte 16. und das 17. Jahrhundert (das auch überhaupt das Jagdwesen zu neuen Ehren bei uns brachte) fing an, sich an allem Naturlaut, an allem Onomatopoetischen zu ergötzen. Die Trommel- und Trompetenstücke der Soldaten, viele lateinische Lieder besonders, die Trinklieder, die das Gurgeln und Plodern der Weinschlücke nachahmen, das äußerst lebendige Schmiedelied[432]) (Wenn jetzt die Schmiede zusammengeloffen), die Refrains der Weberlieder u. A. sind dieser Art und sie sind in redender Musik oder Rhythmus gewöhnlich so vortrefflich, wie an Inhalt unbedeutend. Muster sind in dieser Hinsicht die Jägerlieder. „Sie sind nach den Accorden des Waldhorns modulirt und verlieren unendlich viel, wenn ihnen diese natürliche Begleitung, und die lebendige Nachahmung des Waldhorns durch eine sonore Stimme genommen wird. Wie wenig erkennt man auf dem Papier die Wirkung des frohen Jägerliedes fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn, das auf dem Horn so prächtig schallt? oder sollte man es doch aus dem bloßen raschen und wiederhallenden Silbenmaaße hören? Der Creticus drückt allemal den Anstoß des Waldhorns und seinen schönen Abfall in die Terz aus und der zweite Creticus hallt dem ersten nach. So ist in dem Liede Es ritt ein Jäger wohlgemut der Amphibrachys in den Worten Im Mayen, am Reihen, in anderen die nachahmenden Schallworte des Waldhorns, in anderen die fliegenden und treibenden Silbenmaaße voll lebendiger Wirkung"[433]). Die Jäger-, die Studenten- und Handwerkslieder liegen uns der Zeit nach näher; sie sind auch, dünkt mir, noch mehr unter uns lebendig geblieben. Ich halte sie im Allgemeinen für nicht viel älter, als die Zeiten, wo das Jäger- und Handwerkerleben auch in den dramatischen Dichtungen erscheint,

---

432) Wunderhorn 2, 74.

433) Gräter in Bragur 3. S. 252 sqq.

und wo die verschiedenen prosaischen und poetischen Handwerksbücher ihren ersten Ursprung haben. Auch unter den Handwerksliedern sind die allgemeinsten, die Wanderlieder, weit die besten. Von den Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht bemerkt, daß sie sehr nach dem Leisten schmecken, und im Ganzen auf Einen Schlag gemacht sind. „Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja sogar die Bauern haben ein solches Ehrenlied ihres Standes. — Jedes dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geschäfte und die wiederfahrenen Ehren des Standes über und schließt mit einem allgemeinen Segen, für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in diesem Leben Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt, die tausend Gulden hat, und wenn er das Leben satt ist, das Himmelreich im Sternenzelt angewünscht wird" [434]). Innerhalb ihrer Sphäre mag man dann darin so manchen ruhmredigen Witz von dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem göttlichen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem ersten Schneider oder Kürschner, von Elias Wagenfahrt nach dem Himmel schön und erbaulich finden, und ebenso manches in den Spott- und Hohnliedern, in denen im Gegensatz zu diesen Preisgesängen die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die natürlichen Schwächen einzelner Handwerkerklassen persiflirt werden, wobei denn die armen Schneider immer am übelsten weg kommen. In Volksliedersammlungen, mit denen man unsere alte Volkspoesie zu Ehren bringen, mit denen man unsern verwöhnten Geschmack wieder der simplen Natur gewinnen wollte, hätte man dergleichen platte und ungelenke Dinge niemals aufnehmen sollen, wenn man seinen Vortheil recht verstanden hätte.

Daß überhaupt über den Werth des Volksliedes die Stimmen so getheilt, die Partheiungen so heftig gleich bei seiner ersten Wiederbelebung im vorigen Jahrhundert waren, beruht zum Theil allerdings auf der Natur der Menschen, von denen der Theil,

---

434) Ebend. S. 219 sqq.

den man jetzt den gebildeten nennt, an allem Schlechten und Rechten keinen Gefallen, oder höchstens ein vorübergehendes Interesse haben kann, da die Mode wohl auch einmal wie im Verkehr zur humanen, so in Musik oder Lectüre zur literarischen oder ästhetischen Herablässung führt. Zum Theile aber beruht es auch auf der Art der Einführung. Wir haben es damit gemacht, wie wir mit allem Guten im vorigen Jahrhundert thaten; der Heißhunger trieb uns sogleich vom Guten zum Vielen, und nun sollten wir zum Theil, und wollten zum Theil das Schlechteste mit dem Besten verschlingen und verdauen. Herder, an dem sein Sinn für Nationalität und Eigenthümlichkeit der Völker eine seiner größten Eigenschaften ist, hatte mit seiner vorsichtigen kleinen Auswahl ein vortreffliches Beispiel gegeben. Was mußte den Mann aber verführen, gleich bei dem ersten Auftreten mit Bitterkeit auf die Vernachlässigung dieser alten Schätze unter den Deutschen zu schmähen, unter Widersprüchen mit sich selbst sogar den Mangel an dergleichen vorauszusetzen, auf Verbildung zu sticheln, mit der es damals doch so gar arg nicht war, und mit den Engländern und ihrem Umgang uns schamroth machen zu wollen, da man doch wohl wußte, wie der gefeierte Percy selbst vor seinem civilisirten Zeitalter mit seiner Sammlung Angst hatte, wie er sie zurichtete, was er alles Unvolksmäßiges dazu aufnahm! Nun kam jeder und ahmte diesen Ton nach; man wollte den Vorwurf abschütteln, von Gräter bis Erlach wollte jeder, ob ers ablehnte oder ansprach, ein deutscher Percy werden; die Sammler nahmen alle die bissige Stimmung an, obgleich das Volkslied gleich Anfangs eine ungemeine Wirkung hatte; und um doch namentlich den Zweifel an der Existenz solcher Schätze zu vernichten, so druckte man nun Alles, dessen man habhaft werden konnte, das Neue, Locale, Zufällige mit dem ganz Alten und allgemein Verbreiteten, das Absurdeste mit dem Schönsten, das Unverständliche mit dem Modernisirten, das Aechte mit dem Eingeschwärzten. Nicolai hatte mit seinem kleinen feinen Almanach die Absicht, die Volksliederwuth lächerlich zu machen, das merkte man damals gar nicht; und manche, die nachher im bitteren Ernste sammelten, machten sich und ihre Sammlung bei den Kundigen lächerlich gegen ihre Absicht, fanden aber bei den Toleranten zum Theil ganz sonderbar günstige Aufnahme; wer wie Docen in den

Miscellaneen kritisch und chronologisch verfuhr, der mußte die Gemeinheit der deutschen Kritik erfahren und sein weiterer Sammelplan blieb liegen. Wenn ja das Volkslied noch so vortrefflich war, die bloße Gattung machte ja nicht gleich jedes Einzelne vorzüglich; gerade diese Gattung läßt vielmehr von vorn herein schließen, daß das meiste Einzelne werthlos sein müsse. Wenn man daher sammlen wollte, so hätte man mit Geschmack auswählen, oder wollte man vollständiger sein, historisch und chronologisch sondern müssen, wie sich z. B. Görres in der Mehrzahl seine Volkslieder an Eine Quelle und Eine Zeit hielt, so daß ich eben seine Sammlung noch als die empfehlenswertheste nennen möchte. Man hat den Unsinn ausgesprochen, es gäbe keine Geschichte des Volksliedes: es gibt von nichts eine vollkommenere, als gerade von dem deutschen Volksliede, wenn einer nur des ganzen ungeheuren, aber freilich sehr zerstreuten Materials mächtig wäre. Aus dem ganzen 16. und 17. Jahrhundert, besonders aber aus der letzten Hälfte des 16ten gibt es eine ungeheure Anzahl von Liederbüchern mit Musikbegleitung, in denen man die Fortgänge des Liedes und seine Einwirkung auf das Kunstlied der Gelehrten, so wie die Rückwirkung dieses auf jenes ganz genau verfolgen kann. Was die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte, ist schon von dem der ersten ganz verschieden. Wer selbst nur das, was aus dieser spätern Hälfte im Wunderhorn oder bei Erlach u. A. wieder neu abgedruckt ist mit den Liebesliedern in der Görresschen-Sammlung vergleicht, der wird ohne große Mühe den Unterschied finden[435]), obwohl ich

435) Docen in den Misc. 1, 248. „Indessen bin ich weit entfernt, den Leser zu der Voraussetzung zu veranlassen, als ob alle jene Lieder aus dem 16t Jahrhundert oder auch nur die meisten derselben von einem bemerkbaren Werthe sein müßten, und immer der Ansicht entsprächen, die wir aus den besseren Reliquien jener Zeit uns zu abstrahiren veranlaßt werden; im Gegentheil, sobald man die gedruckten Lieder genauer untersucht, wird man eine nur zu große Folge ungenießbarer Reimereien darunter antreffen; das Singen und Dichten war damals gar zu gemein oder auch oft zu zunftmäßig; die Menschen waren ja immer an Sinn, Bildung und Fähigkeit verschieden; schon die schwäbischen Dichter setzten sich wechselseitig hie und da auf eine sehr gemeine Art herab, und daß es späterhin auf Geist und Beruf nicht sogar ankam, beweisen die Schulen der Meistersänger.“

gern gestehe, daß etwas Belesenheit und Tact dazu gehört. Der feinere Duft, die feinere Bewegung geht immer mehr verloren; das Schmutzige und Bäurische steigt; das Regellose der Form wird wieder regelrechter. Man will das Alte übertreffen und macht es stets schlechter; man will die Sprünge vermeiden, man wird logischer, verständlicher, unlyrischer, nüchterner und endlich prosaisch; man sieht es den altbekannten Wendungen an, daß sie nicht mehr lebendig in der Seele liegen, sondern daß sie nachgeahmt sind und geborgt. Diese Lieder verhalten sich zu dem wenigen Schönen des anfangenden 16. Jahrhunderts wie das Kirchenlied ihrer Zeit zu den wenigen frischen des Luther und der zunächst von ihm Angeregten. Es sind nun professionirte Dichter und Componisten, die sich der Volksmanier bemächtigen; es wird alles demonstrirend und lehrhaft, sogar das Weinlied; Alles anspruchvoll und prunkend, was sonst schelmisch und leichtfertig war; für die Sprache der Empfindung sucht man vergebens jene überraschenden Bezeichnungen, an denen das ältere Lied so reich ist, vergebens die schlagenden Bilder für reine Seelenzustände. Wie der Nithartische Geschmack zu dem Minnelied, so nimmt sich der Geschmack dieser Zeit gegen den vorhergehenden aus; Rauf- und Prügelstücke, Bauern- und Schornsteinfegerzoten haben wir aus diesen Zeiten. Es geht alles innere mehr in die Stube zurück und will zuweilen aus der Stube die Natur noch treffender schildern, als es vorher in der Natur selbst geschehen war; kurz Alles, was nachher die schlesischen Dichter charakterisirt, ist hier schon vollständig und etwas derb vorbereitet. Sogar das Fremde ging hier mit zuerst wieder ein; zuerst verpflanzte man italienische Canzonen, Villanellen und Motette und übersetzte sie ins Deutsche; und dichtete deutsche Lieder nach ihrer Art. Die Liedersammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts waren um der Musik willen gemacht; daher wurden schon damals unter alte Melodien statt der Texte, die man nachher ungereimt fand, neue untergelegt. Auch wir müssen unsere Volkslieder musikalisch sammeln; die Textsammlungen sind und bleiben ewig ein halbes Werk. In der Musik war die Revolution, die die Volkslieder machten, unmittelbarer, als in der Dichtung, wo sie über zwei Jahrhunderte nachher erst erfolgte. In gemein laiischer Art componirten damals tausend theoretische Künstler, und über die

Isaac, Thomas Stolzer und Stephan Mahu und ihre vierstimmigen Volkslieder geräth selbst Forkel in eine Art von Begeisterung, was gewiß viel sagen will. Gerade noch am Ausgang der Volksmusik trat dann Händel auf, und obwohl ich hier als Laie urtheile, getraute ich mirs wohl zu verfechten, daß man der Composition des großen Genius ansieht, er stehe der Volksmusik noch so nahe, wie Shakespeare der englischen Volkspoesie.

2. Schwänke und Volksbücher.

Wir wollen uns jetzt den Sprung von der ideellen Poesie der Ritter zu der carricaturartigen dieser Zeiten, zwischen welche beide wir das erotische Volkslied in die Mitte schoben, näher erklären; wir wollen also noch greller den Uebergang von Unnatur zu Natur, von metaphysischer und mystischer Speculation zum geraden Verstande angeben, und dieß wieder, indem wir von dem Stande des Adels durch den der Gelehrten in den des gemeinen Volkes herabgehen. Wir haben dazu eine Reihe von Dichtungen zur Hand, die uns in Leben und Kunst zugleich diese Veränderungen angeben, und diesen wollen wir ganz einfach nachgehen; sie führen uns ihrer Entstehungszeit und ihrem Charakter nach stufenmäßig und nicht sprungweise von jenem einem Extrem einer höheren Dichtung zu diesem anderen der allerniedrigsten.

Wir haben früher gefunden, daß in Zeiten, wo die unteren Klassen noch in Dürftigkeit und Abhängigkeit schmachteten, sie doch schon im Besitz einer Dichtung waren, welche einen natürlichen Gegensatz gegen die heroische Poesie des Ritterthums bildete. Wir hatten das Thierepos als eine Gattung bezeichnet, in der gleichsam die Zustände der dienenden Menschenklasse, die unter ihrem menschlichen Werthe gehalten wurde, geschildert und die thierische Natur des Menschen seiner göttlichen oder heroischen entgegengehalten ward[436]). Mit der Zeit, als die unteren Klassen anfingen, sich dieser Gegensätze bewußt zu werden, bildete man, sahen wir, zuerst unter den Geistlichen, dann unter den Laien, diese Thierpoesie stets mehr zu Satyren gegen die höheren

436) *Πρὸς δε την θηριοτητα μαλιστα ἀν ἁρμοττοι λεγειν την ὑπερ ἡμας ἀρετην, ἡρωικην τινα και θειαν.* Arist.

Stände aus. Dieß haben wir so weit verfolgt, bis im 13. Jahrhundert zuerst die untere Geistlichkeit in den neuen Mönchsorden und dann die Zünfte in den Städten anfingen, einen wirklichen Kampf gegen Geistlichkeit und Aristokratie zu beginnen; nun traten zugleich Poesien ins Leben, welche an einzelnen Individuen aus den niederen Ständen diesen Kampf versinnlichten. Das allgemeine Merkmal der Verschiedenheit dieser Zeiten, wo die ganze Volksmasse in der Geschichte thätig wird und handelnd erscheint, hatten wir bereits beim Renner Gelegenheit zu erkennen: statt des Einen gemeinschaftlichen Standes der Ritter regen sich jetzt Hunderte in verschiedener Richtung; der mehr friedliche frühere Zustand schlug in eine ungemeine Rührigkeit und verworrene Bestrebsamkeit um; die Pflege des Besitzes ward verdrängt von dem Jagen nach Erwerb und Habgier, und die unruhige Vielgeschäftigkeit des Volkes und der Armen, die empor wollten und Alles an ihr Emporkommen setzten, ward nun der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs. In dieser Thätigkeit lernte das Volk seine Kräfte kennen, seine derbe Natur achten, seinen gesunden Verstand schätzen und je tapferer die Krieger sich anstellten, je feiner und vornehmer der Adel sich gebährdete, je dünkelhafter die Gelehrten mit ihrer verschrobenen Weisheit erschienen, desto mehr lernte man im Volk auf Einfalt und rohe Natürlichkeit pochen, und je mehr die oberen Stände in der Dauer des Kampfes in Nachtheil geriethen, desto komischere Wirkung machte der Erfolg bei scheinbar geringeren Kräften. Der Gewalt und Macht gegenüber, die noch immer in der Hand der höheren Klassen war, hielt man die einzige Waffe der List und des Betrugs für erlaubt, und aus dieser Ansicht den Triumph, den diese feierten, für um so ergötzlicher; der Feinheit des höheren Zirkels gegenüber machte man sich aus der groben Ungeschlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geistigen Cultur der Theologie und Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit, den gesunden Menschenverstand und den Mutterwitz desto gründlicher aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter dem Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir diese Gesichtspunkte festhalten, so werden wir auch ohne Commentar verstehen, wie die folgenden Poesien im Volke entstehen und sich langehin eines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben selbst die Er-

scheinungen mit diesen Dichtungen so zusammenfallen konnten, daß einige der Helden dieser Dichtungen wirkliche historische Personen sind.

Der Pfaffe Amis von Stricker, jenes Gedicht, das ich schon oben im Vorbeigehen nannte und dessen nähere Erwähnung ich bis hierher verspartе, ist, wie der Dichter sagt, der erste Mann gewesen, der die schönen ritterlich=höfischen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Milde vor Argheit, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging, und welcher zuerst mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing[437]. In Oestreich also, wo die ersten Spuren der volksthümlichen Dichtung sich unter die ritterlichen mischten, wie wir in anderen Gattungen schon sahen, entstand auch diese Erzählung; der Held aber ist ein englischer Pfaffe. Er war ein weiser freigebiger Mann und mußte um seiner Tugenden willen den Neid und Druck seines Oberen erfahren. Sein Bischoff nahm einen Theil seines überflüssigen Gutes in Anspruch, und weil Amis ihm das weigert, so droht er ihm, seine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzusehen, wenn er eine Prüfung bestehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenspiegel disputirt, wie viel des Meeres sei, wie viel Tage seit Adam verflossen seien, wo der Mittelpunkt der Erde sei u. s. w.; er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Esel lesen zu lehren, die der Pfaffe auch so löst, wie Eulenspiegel, in den überhaupt die ganze erste Hälfte des Amis sogar mit vielen Einzelheiten eingegangen ist. Die Geschicklichkeit, mit der sich der Listige in dieser Lage half, verschaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäste, die ihm am Ende seinen Hausstand zerrütten, und so wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, so unser Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habsucht und in Bosheit. Er hat nun seine Kundigkeit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von seiner Tugend Nachtheil geerndet hatte. Er wird nun aus ei=

---

437) In Beneckes Beiträgen 2. S. 500. V. 39.
Nu saget uns der Strickaere, wer der erste man waere,
der liegen unt triegen ane viene, unt wie sin wille vo sich giene,
daz er niht widersatzes vant.

nem ansässigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke, die im Eulenspiegel sind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Constantinopel seine betrügerischen und schalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwischen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu scheiden wissen, wenn man diese Streiche alle lustig finden soll; allein wir sehen das auch in der älteren Thiersage, daß auch ein grausamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es ist von Reisenden an uncultivirten Völkern bemerkt worden, wie sie sich über einen Betrug namentlich an Fremden kindisch erfreuen. Am Ende seines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloster, diente fleißig Gott und verdiente sich damit das ewige Leben.

In Oestreich, wo diese Erzählung gedichtet ist, zeigt sich denn zunächst auch die lustige leichte Stimmung, die wir lange im Gedichte beobachtet haben, im Leben. Selbst jener ernsthafte Rudolph I., der zuerst die Hofsänger von sich entfernt hatte, ist einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieses Amt wohl nicht mehr auf; wir finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterschaft. Besonders ist aber Otto der Fröhliche († 1339) eben seiner lustigen Gesellschaft wegen berühmt, und der freudigen Fastnächte, Veilchenfeste und Weinlesen, die man um ihn feierte; uud aus eben diesem vergnügten Verkehre gingen auch die nächsten Dichtungen hervor, die sich an den Pfaffen Amis anschließen, und die sich schon um die Geschichte eigentlicher Hofnarren drehen. So gut wie die Hofnarren persönlich der Existenz der Hofpoeten gefährlich wurden, so gut halfen die Poesien, in die man ihre Schalkstreiche bei der ersten Neuzeit brachte, die Ritterdichtung weiter zu untergraben. Auch hier also treffen wir wieder auf jene Gränzlande, auf Oestreich und die Niederlande, wo wir Alles, was die Ritterpoesie untergrub, besonders heimisch finden. Das Thierepos war in den Niederlanden aufgegangen; die Narrenpoesie in Oestreich; Till Eulenspiegel ist wieder in Niederdeutschland zu Hause und hat dort noch seine weiteste Verbreitung; die Kunst aller Carricatur

überhaupt hat in dem germanischen Norden ihren eigentlichen Sitz. Die Lust des öffentlichen Lebens ist auch in beiden Gegenden von je anerkannt: in seinen vernünftigen Gedanken von der Narrheit sagt es Morgenstern, also ein Competenter, daß es den Oestreichern kein so großer Ernst ist, Franzosen und Türken zusammenzuhauen, als alle Tage Fastnacht zu halten, und von den Brabantern und Holländern führt Erasmus von Rotterdam, also ein Landsmann, an, daß sie sich selbst im Sprichwort Narren nennen, am geneigtesten unter allen Völkern zum fröhlichen Wettleben seien und unter Allen allein je älter je thörichter würden. Unter jenem Otto dem Freudigen also lebte Neidhard Fuchs, dessen „wunderbarliche Gedichte und Historien" in einem Drucke von 1566 existiren, der von Brentanos Handschrift nach der Probe im Wunderhorn zu urtheilen[438]) etwas abweicht. Seine eulenspiegelische Einfalt bringt den meißnischen Ritter an Ottos Hof, wo ihn ein Bauer Engelmayer am Veilchenfeste (das im Augarten als Maifest fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähliedern und Schalkstreichen als Hofsänger und Narr seine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenspiegel die Streiche des Amis, in den Faust viele ältere Zaubereien eingingen, so wurden auf diesen Neidhard die Lieder des älteren Nithart, die allerdings sehr auffallend dazu einluden, übertragen, beide von den spätern Zusammensetzern vermischt und für Eine Person genommen, und Nitharts Fürst Friedrich mit Neidhards Otto zusammengeflickt; ganze Lieder des ältern erkennen sich nun in dem sehr lose verbundenen erzählenden, aber durchaus strophischen, liedermäßigen, spätern Gedichte wieder. Das ganz unerörterte Verhältniß Beider auseinanderzusetzen würde uns hier zu lange aufhalten. Die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg sind von van der Hagen zugänglich gemacht worden[439]), und übrigens in mehreren alten Drucken erhalten, müssen auch in Variationen existirt haben, da sich Fugger im Ehrenspiegel des Hauses Oestreich auf Einen Schwank desselben bezieht, der in unseren Gedichten nicht gelesen wird. Dem ganzen Style nach ist das Gedicht noch im vierzehnten

438) I., 105.

439) Im Narrenbuch, wo man auch den Anhang über das Altwälsche vergleiche.

Jahrhundert entstanden. Wie vieles aber sich unter das Historische hineingetragenes einmischte ist schwer auszumachen. Gleich die einleitende Geschichte erinnert an eine ähnliche Anecdote von Nasureddins Gurkengeschenk an Tamerlan. Ein Student nämlich bringt dem Herzog Otto einen großen Fisch zum Geschenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeschenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet sich also eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient sich die Pfarrei vom Kalenberg mit seinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern seine Schwarren; er betrügt die Gemeinde, da sie ihn zu überlisten meint, er prellt seine Taglöhner, die ihn prellen wollen, er profanirt in derber Rohheit seinen Altar, er weiß seinen kanichten Wein an Mann zu bringen, er disputirt siegreich mit einem benachbarten Pfarrherrn, er ist ganz ein cynischer Volksprediger, der hier ansässiger Prediger geworden ist. Vexirte er so seine Untergebenen und seines Gleichen, so vexirt er auch seine Obern, und hier wird aufs ärgste das Geistliche und die Geistlichen herabgewürdigt. Wie er erhitzt von einem wunderthuenden Weine die hölzernen Apostelbilder in den Ofen schickt und damit einheizt, läßt sich noch erzählen, aber wie er seinen halbblinden Bischof durch ein säuberliches Mädchen doppelt sehend macht, und wie er dessen Befehle, all seinen Kirchweihen beizuwohnen, nachkommt, das muß man an Ort und Stelle nachlesen lassen. Nachher kommt er ganz an Ottos Hofe neben dem Neidhart, der auch erwähnt wird[440]), als förmlicher Hofnarr vor, vexirt die Bauern, die dahin kommen und erinnert an das Fastnachtspiel von des Hoflebens kurzem Begriff bei Ayrer, wo der Narr der Bühne als Hofmann mit Bauern ähnliche Späße treibt. Nicht allein aber die Bauern und Knechte, sondern auch seinen Fürsten selbst äfft und foppt der Kalenberger so unflätig, wie nur Markolph immer den Salomon.

Von dem Gedichte vom Kalenberger angeregt reimte ein Schül-

440) Narrenbuch S. 307. Der Fürst lachte mit ganzer Kraft und von seinem ganzen Herzen.

Er trieb mit ihm Freud und Schimpfen, darum hielt er die zween Mann, den Nithart und den Kapellan.

es Jason Widmann die Geschichte des Peter Leu von Hall[441]), den er selbst den andern Kalenberger nennt, zu Ergötzung und Freude schwerer Gemüter. Die älteste Ausgabe dieses Gedichtes ist von 1560, der Held soll aber 1496 gestorben sein. Dort sahen wir es einen Studenten schnell zum Pfaffen bringen, hier haben wir einen, der es allmählig vom Blockträger zum Rothgerber, und dann zum Büchsenmeister im Zuge gegen die Armagnaken (1444), im 30. Jahr noch zum Schüler und endlich auch zum Priester bringt; wir steigen also tiefer in die Volksklasse herab. Der Erzähler ist erst aus dem 16. Jahrhundert, er ahmt einiges dem ältern Kalenberger nach, wie die Antrittspredigt in Fichsberg, Inhalt und Manier aber ist ganz selbständig; die letztere erinnert namentlich in der Erzählung von Peters Schulgang an eine ähnliche berühmte von dem Spruchsprecher Wilhelm Weber, wie denn auch die Vorträge dieser Spruchsprecher und Pritschenmeister vielfach den Ton dieser Schwänke tragen, wie sie selbst auch die Lustigmacher agiren. Wie also Peter Leu im Dorfe Rinden in großer Armut, wochenlang ohne einen warmen Bissen, lebte, nahm ihn der Pfarrherr von Westein zum Helfer, hielt ihn aber auch auf magere Kost. Peter aber wußte sich Rath zu schaffen, betrog den Pfarrer bald um dieß bald um jenes, und was er bei seinen Streichen gefährliches einbrockte, das mußten denn auch oft die armen Bauern ausfressen. Erst wie er sich mit der Köchin gehörig verständigt hatte, schmelzte sie ihm die Rüben etwas besser. Seine ersten Streiche flossen überall aus Noth; seine Dürftigkeit zwang ihn dazu. Nun steigt er etwas höher. Er persiflirt den Aberglauben, wie andere dieser Figuren den Aberwitz der Zeit, er bespottete das Heilige, wie andere die gedunsene Weisheit. Er weiß sich als einen Heiligen geltend zu machen; er benutzt die Dreidonnerstagnächte, wo sich Mägde und Knechte in dem Kunkelhause versammlen und viel Aberglauben von Berchthold und dem wüthenden Heere vorbringen, um dann als Gespennst zu erscheinen, und

---

441) Ebend. S. 357. heißt es in der Vorrede:
denn dieweil ich höre, daß vor Zeit der Kalenberger, ein Pfaff ohn Maß
sei nicht gestellet in Bergaß, sein Leben im Druck ausgangen,
daroh niemand empfangen Beschwerde, doch Ergetzlichkeit,
verhoff, mit mirs auch solchen Bescheid soll haben... u. s. w.

mit diesem und andern Schwänken weiß er sich neben dem Spaß auch ein Stück Geld zu machen. Unwissenheit und Schlauheit gaben ihm die Unverschämtheit, mit den knappen Predigten seinen Bauern ein Auge zuzudrücken, und da er sich endlich Brod geschafft hatte, auch sich Linnen und Betten zu schaffen; denn da sich einmal ein Nebel mit Schwefelgeruch auf Berg und Thal gelegt hatte, so versichert er seiner Gemeinde, dieß rühre von einem Loche her, das die Hölle bekommen, und dies müsse verstopft werden; nun bringen sie ihm Leinwand und Tuch, weil auch er einer der Verordneten war, dergleichen zu empfangen. Seine Scherze sind bis auf wenige nicht so wehethuend, sondern ärmer und unschuldiger, als die des Amis und des Kalenbergers.

Der tiefere Sinn, den diese Erzählungen verbergen können, lag gar nicht im Bewußtsein der Dichter oder Leser jener Zeiten. Sie sollen nur unterhalten; es sind verbundene Schwänke, wie deren unzählige einzeln existirten. In ähnlichen ältern Gedichten aber, die sich in diesen Zeiten erneuten und begierig gesucht wurden, rückt man dieser verborgenen Bedeutung schon etwas näher. Wir haben ja das Gedicht von Salomon und Markolph so oft begegnet; es ward um 1450 von Gregor von Hayden zu Ehren des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg umgedichtet, nachher aus dem Latein in deutsche Prosa übersetzt (1487 und nachher mehrfach gedruckt), später abweichend von dieser Prosa, in ein Volksbuch gebracht und Hans Sachs und Folz machten Comödien daraus. Gregor hebt hier ausdrücklich schon das Vermögen des Mutterwitzes in einem simplen Bauer gegen die Weisheit eines Salomo hervor[442]) und die Moral ist gezogen, daß einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr verfange, da nur der Klaffer und seine List bei den Fürsten beliebt sei, daß sich die Wahrheit also ins Gewand der Thorheit kleiden müsse. Die Armuth, die Noth gibt auch dem Markolph sowohl die Fröhlichkeit und den dreisten Humor, gibt ihm die Schamlosigkeit, und gibt ihm Erfahrenheit und

---

442) Docen Altd. Mus. II. 270.
Zwei Ding sind auf erd, die paide die sind achtbar,
wer des recht wel nemen war, der aines ist die weisheit,
das ander ist die listigkeit. Von den han ich fürgenomen
einer materien nachzukomen u. s. w.

Schlauheit, „der Humor verkehrt bei ihm den Sinn“ der Befehle seines Herrn und dieß ist Alles was auch die Witze des Eulenspiegel charakterisirt. Er persiflirt daher jeden metaphorischen Ausdruck, wie er jeden sublimen Ausspruch der Weisheit parodirt. Wenn man in dem Buche der Weisheit in die ernste Lehre der Inder versetzt wird, so hat man im Markolph, der ganz das orientalische Colorit noch trägt, zugleich die Gegenseite dazu; nicht allein die schön friedliche und sanfte Weise einer Urzeit führte man damals der Nation vor, die für alles dergleichen und darum auch für die Bibel so ungemein viel Sympathie zeigte, sondern auch die derb natürliche und rohe Seite derselben. Daß dieser Markolph, der erste Hofnarr, mit dessen Namen auch dieß Amt bezeichnet ward, für die Rolle der lustigen Person auf dem Theater nicht benutzt ward, hat Docen gewundert; es ist aber fast kein Zweifel, daß dem Jacob Ayrer die Figur desselben bei seinem Jahn vorgeschwebt [443]).

Die Aehnlichkeit dieses Markolph mit dem erneuten Aesop dieser Zeiten ist schon früher aufgefallen. Noch im 18. Jahrh. nannte man den Bertoldo in deutschen Uebersetzungen den italienischen Aesop. Fischart schon sagte, im Markolphischen Aesop könne sich auch ein Salomo verbergen; dieß ist ein Lobspruch auf die Aesopischen Fabeln, die mit Aesops fabelhaftem Leben, mit Fabeln des Rimicius, Avienus und Petrus Alfonsi und verschiedenen Fa-

---

443) In seinem Servius Tullius führt sich der Spaßmacher, der hier Jobel, sonst gewöhnlich Jahn heißt, so ein (opus Theatricum f. 53c.):
Nun hab ich warlich je betracht, daß so ein herrlicher Mann ich bin,
hab stoltzen muth und krausen sinn, ein lieblich holdselige redt,
die mir von unden wol außgeht, mein Augen gleissen wie Rubin,
zumahl wenn ich gar blindvoll bin, mein Nasen sicht wie ein Wetzstein,
ist nicht zu groß und nicht zu klein, wenn ich sie umb ein tröpfflein bitt
ein Hand voll versagt sie mir nit, mein Maul ein guten Sparkrug geit,
denn es ist je fein zimblich weit, daß man vil köndt sparen drein,
mein Zeen die darinnen sein, die geben gar gut lauten Zweck,
die fressen allen Treck hinweck, daß man nit vil dran wetzen darff,
ja es macht sie seindt vorhin scharff; mein stimm laut so lieblich und süß,
als komm mir ein Hund unter die Füß, mein Kopf mir zwischen den Ohren steht,
mein Vater einmal ein Kälblein het, das hat gleich Ohren eben wie ich...
und in diesem Tone geht es fort.

cetien des Poggio aus dem Lateinischen von dem verdienten Dr. Steinhoevel zum Lobe des Herzogs Sigmund von Oestreich übersetzt wurden[444]. Sie sind in Prosa, ausdrücklich um die vielen zugelegten Worte der frühern Reimfabeln zu sparen; sie nehmen sich tüchtig aus, obgleich die Schreibart weit unter der Prosa des Pauli u. A. bleibt, sind eines der beliebtesten Bücher jener Zeit geworden und wurden später mit Stücken aus Seb. Brant vermehrt herausgegeben. Dies Buch empfahl sich aber auch von zwiefacher Seite; der Uebersetzer legte wohl allen Werth auf die moralische Lehre: der Leser soll wie die Biene nicht die Farbe der Blume, sondern den Honig, nicht die Erzählung sondern die Moral suchen zur Speise und Nahrung des Gemüths; denn wer die Fabeln der Erzählungen wegen lese, der bringe nicht mehr davon, als der Hahn, dem nach jener Fabel ein Gerstenkorn lieber war als ein Edelstein. Vielfach aber mochte den damaligen Leser auch besonders das einleitende Leben des Aesop interessiren, auf das ich hier auch allein weitere Rücksicht nehmen will. Aesop war ein einfältiger Sclave. Der Meier dem er diente sandte einst seinem Herrn Erstlingsfeigen, welche dessen Diener aufaßen und nachher den guten Aesop der That beschuldigten. Dem ehrlichen einfältigen mangelte die Gabe, sich mit der Rede zu verantworten, er ließ aber sich und allen Dienern laues Wasser eingeben, und so brachen die Andern ihre Schuld heraus. Für eine Wohlthat, die er hernach einem Priester der Isis erweist, begabt ihn denn die Göttin mit Weisheit und Schärfe der Zunge; umgekehrt also wie in den Lalenbürgern die Weisheit zur Thorheit wird, wird hier die Einfalt erleuchtet, der „schalkhaftige Knecht fängt an klärlich zu reden," und die Dinge zu erkennen, und aus dem ungestalten Körper spricht eine schöne Seele. Es fügt sich später, daß Aesop an einen Ephesier Kaufmann verhandelt wird, dem er selbst anrieth ihn zum Zuchtmeister und Faßnachtbutzen seiner Kinder zu kaufen. Wie sein neuer Herr mit ihm und seinen andern Sclaven nach Ephesus aufbricht, wählt sich Aesop einen mächtigen Brodkorb zu seiner Tracht und hat klüglich bedacht, daß seine Bürde unterwegs immer leichter gegessen wird. In Samos kauft ihn dann wieder

444) Hir hebt sich an das Buch und Leben des Fabeldichters Esopi aus kriechischer Zungen in latein gemacht u. s. w. s. l. et a.

ein Philosoph Namens Xanthus, seiner natürlich schönen Reden wegen. Diesem gegenüber erscheint dann Aesop wie Markolph neben Salomon; er bezahlt ihn mit treffenden Reden; er spottet seiner Philosophie, indem er ihm Fragen über Naturgegenstände vorlegt, die ihm jener nicht beantworten kann, und die er ihm dann mit bestechenden Bildern und Gleichnissen löst. Dann folgt eine Reihe von Eulenspiegeleien, von wortgetreuer Befolgung der Befehle des Xanthus; wie ein Hofnarr bringt er seinem Herrn Ungelegenheiten mit Gästen, mit seiner Hausfrau, mit seinen Schülern, und weiß seine thörichten Handlungen zu entschuldigen mit verblüffenden sophistischen Ausreden und Antworten. Er veranlaßt, daß Xanthus Weib aus dem Hause geht, er veranlaßt aber auch daß sie wieder kommt; gegen Sophistik selbst gerichtet gebraucht er sie doch selbst wie Eulenspiegel. Wie Salomo an Markolph, sucht auch Xanthus etwas an Aesop, allein dieser macht ihm alle Anschläge zu nichte; er spielt seiner Frau die ärgsten und zotigsten Streiche, dafür hilft er ihm ein andermal aus Verlegenheiten, in die sich der Philosoph in trunkenem Muthe gestürzt. Xanthus weiß gewisse öffentliche Zeichen nicht zu deuten, aber Aesop; die gemeine Weisheit siegt also auch hier. Ganz wie die alten Philosophen, wie ein Periander, erscheint er als Ordner des Staats und Erhalter der Freiheit; Crösus wird erst von einer Unternehmung auf Samos wegen Aesops Weisheit gewarnt, später durch Aesop selbst davon abgehalten. Hier siegt seine Weisheit über politische Gefährdung; in Babylon seine schlichte Lehre über moralische Bosheit, in Aegypten sein einfältiger Witz über die Räthselweisheit der hohen Meister; nur in Delphi „dem Haupt der Geistlichkeit," deren Schwächen er aufdeckt, deren Preis er erschütterte, geht er am Ende unter Nachstellungen unter; nach seinem Tode aber wird ihm ein Tempel erbaut. Es ist hier in diesem Romane so viel ächtes Verhältniß zu der guten alten Zeit der jonischen Philosophie, wie in dem Roman des Chariton zu dem Herodot. Alles, Handlung und Rede, ist voll Sinn und Bedeutung. Wie auffallend tritt hier wieder die enge Beziehung zwischen Fabel und Volkssprüchwort ein! So unabhängig von einander erscheinen im Markolph und Aesop die Vertreter von beiden personificirt und sehen sich so ähnlich! und sie stehen mit ihrer allgemein gültigen simplen Weisheit gegen Dogma, Gelehrsamkeit,

Sophistik und Religionssatzung; und so sind es Sprüchwörter, mit denen Sancho Pansa seinem Herrn die sublimen Gedanken stört und ihn fast zur Verzweiflung bringt. Man sieht auch wie ein fernes Verhältniß zwischen unsern komischen Volks- und Hofnarren und den alten cynischen Philosophen ist; man erinnert sich des Diogenes, des komischen Gehäuses des satyrartigen Sokrates und seiner inneren Schönheit, wovon Rabelais und Fischart so gefällig Gebrauch machen, um die Weisheit im komischen Gewande zu entschuldigen; man erinnert sich daß Zeno den Sokrates einen attischen Harlekin und daß Cradelius umgekehrt einen pommerschen Hofnarren einen natürlichen Weisen nannte, womit man immer einen alten Philosophen bezeichnet. Man erkannte in den beliebten Anekdoten von diesen eben jene Allgemeingültigkeit der Moral, die man auch in der Fabel fand. Man kannte diese Anekdoten; man hatte den Diogenes Laertius (1490), und den Burläus (vielleicht in Versen und) in Prosa übersetzt[445]) und gedruckt; des Albrecht Eybs Spiegel der Sitten (Augsb. 1511) und so manches Andere an Beispielen reiche Werk fuhr fort, diese Anekdoten auszubreiten. Den angeblichen Brief des Hippokrates an Damagetus über den lachenden Demokrit hatte man übersetzt[446]) und es war auch für diese Zeit so viel Stoff in diesem Briefe zu denken. Denn das widersinnige und widersprechende Treiben der Menschen regte ja auch den Seb. Brant um, und dieß war es eben was den Demokrit zu seinem Gelächter bewog; daß er die Menschen heute verfolgen sah was sie morgen schmähten, nach Gewinn haschen mit gleichzeitigem Verluste, daß sie heute die Seefahrt schelten und morgen zu Schiff gehen, das Alter zu erreichen streben und das erreichte schelten, mit Leid ein Kind begraben und bald andere zeugen, daß Alle unzufrieden mit dem was sie haben in das widerwärtige Leben rennen und Ruhe nicht mögen, und daß sie selbsttrunken des Nüchternen lachen.

An Cynismus freilich nimmt es unsere Volksweisheit damals

---

445) Die Leben der natürlichen Meister Bamb. 1481. sollen vielleicht in Versen sein; in Prosa erschienen sie 1490 in Augsburg bei Anton Sorg, wahrscheinlich von diesem selbst übersetzt.

446) Von dem Leben und Gelächter Democriti, kurzweilig und fast nützlich zu lesen. o. O. und J.

mit den alten Philosophen auf; an innerem Gehalt aber ist unser Eulenspiegel [447]) selbst gegen diesen Aesop gar zu ärmlich. Und doch ist dieser Nationalnarr ein Liebling des Volks geworden, wie nicht leicht was anderes; ob er nun eine historische Person war oder nicht, sein Grab in Möllen wird so hoch gehalten, wie das irgend eines Nationalhelden; das Volksbuch in verschiednen reineren oder schmutzigern, katholischen und protestantischen Ausgaben, ist verbreiteter wie irgend eins; die einzelnen Anecdoten leben traditionell fort, wie nur noch etwa die Streiche der Schildbürger. Sollte es unser Nationalgeschmack sein? allein das Buch ist ja wie es im Niederdeutschen erschien, so nicht nur in oberdeutsche Reime und Verse, sondern auch zweimal ins Lateinische (von Periander und Nemius), ins Französische (1559); ins Holländische, Englische, Polnische und wahrscheinlich auch ins Italienische übersetzt [448]); ist so oft nachgeahmt, gereinigt, verbessert worden. Was hat man nicht darüber geurtheilt! Haben nicht die Fischart und ähnliche ihre Galle an dem armen Murner ausgelassen, weil dieser den Eulenspiegel verbreitet oder übersetzt haben sollte! sie werfen ihn mit dem Katziporus und dem Rollwagenbüchlein und Anderm zusammen [449]), was mir unzugänglich geblieben ist, und schimpfen heillos darüber, und haben es doch am Ende nicht viel feiner gemacht. Aber dies war im Komischen der Haß der gelehrten Schreiber gegen die volksmäßigen, wie früher im ernsten Roman. Und lachen wir nicht einmal herzlich über die oft gar zu kleinen Witze, schmähen aber nachher dennoch? Die Ursache ist keine andere, als die wir so oft fanden, wo wir auf einen un-

447) Die vollständigste Ausgabe ist die alte Straßb. 1543. 4. bekannt aber waren die Schwänke des Eulenspiegel viel früher. Gewöhnlich nimmt man an, er sei 1483 zuerst im Plattdeutschen erschienen.

448) S. Flögels Geschichte der Hofnarren S. 465. sqq.

449) In der Vorrede zum Gargantua: Verwirfft man doch wegen etlicher unbescheidner Wort nit jedes Buch, kan doch das ohrenzart Frauenzimmer wol etliche Zoten in Bocatii Centonovel, deß Jacob Winters Wintermeyen, der beyden Stattschreiber zu Burkheim und Maursmünster Wickram und Jacob Freyen frey Rollengespräch und Gartenzech, auch deß M. Linders Katziborygestech und deß Straparole Historien vertragen, daß ich jetzt ander Eulenspieglischen und Weykurtzerischen Art Buchern geschweige. Sie seind dennoch weit nit, wie deß Pogii purcitiarum opus.

versöhnlichen Streit der Urtheile trafen: man hätte diese Dinge niemals drucken sollen. Ein schlechter Spaß in loco ist bekanntlich immer der beste; aber wenn man ihm eine Dauer giebt, so bleibt er ein schlechter. Der Eulenspiegel ist der personificirte Schwank, das komische Beispiel unserer Alten; alles Lächerliche aber muß momentan sein, weil es mit Ueberraschung verbunden ist; wer will sich aber in einem Buche hintereinander immer in Einerlei Weise überraschen lassen, da selbst in der Unterhaltung einerlei Schnurren schnell ermüden. Daher ist jede komische Erzählung ohne die Unterbrechung durch ernste Theile, daher jedes heroischkomische Gedicht ein Unding; und ich habe holbergische Stücke gut darstellen sehen, in deren ersten drei Acten das Publicum so lachte, daß es in den zwei letzten physisch unvermögend war, weiter zu lachen, so daß es nachher diese beiden letzten Acte für viel schlechter erklärte, als die ersten. Im Eulenspiegel werden wir nicht durch dieß Uebermaaß des Gefallens, aber durch etwas ähnliches noch leichter gesättigt. Es ist ein Einerlei darin, das uns, je anspruchsloser die einzelnen Späße sind, natürlich nicht behagt. Der Eulenspiegel hat zweierlei Hauptseiten. Er ist figürlich der Letzte unserer f a h r e n d e n L e u t e. Er ist daher Alles aus diesem Fache zugleich: Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler, Reliquienhändler, Scholastikus und er arbeitet in jedem Handwerke. Mit dieser letzten Seite gehört er uns Deutschen ganz an. Wenn er nun aber hier jenen Kern seiner Späße ewig wiederholt, stets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle seiner Meister befolgt, Alles thut was man ihn heißt und es Niemanden recht macht," (woran man ausdrücklich den Eulenspiegel erkennt), so muß man das Alles nur von einander getrennt und lebendig hören, man muß Schneidergesellen einander den Spaß erzählen hören, wie er die Aermel an den Rock wirft, und Schuster wie er die Schuh schneidet groß und klein wie sie der Hirt zum Thore hinaustreibt u. s. w., und man wird sogleich begreifen, daß dieß immer belachenswerthe Späße bleiben können. Und so ists mit der andern Seite seiner Schwänke, mit denen er der ganzen Welt zugleich angehört, denn diese sind Allgemeingut. Im Pfaffen Amis sahen wir schon die wesentlichsten Stücke vorkommen, die auf Eulenspiegel übertragen wurden; von des Kalenbergers Streichen führt er einige mit Variationen aus;

wie er auf einem Karren das fremde Gebiet auf das ihm verbotene Territorium führt, wird von Pape Theun, von Gonella und andern Hofnarren erzählt; wie er die für unehelich Geborne unsichtbaren Gemälde malt, hat Cervantes in eine Comödie gebracht; die Beschenkung der blinden Bettler sieht man auf San Carlino in Neapel aufführen. So findet darin jeder leicht etwas für seinen Geschmack, Alles für Alle möchte weniger passen. Eulenspiegel ist der geborne Silbenstecher; man weiß welcher beliebte Spaß dieß namentlich in einem gewissen Alter ist; man weiß daß wir mit Erzählungen und mit Carricaturen dieser Art von den Krähwinklern Aug und Ohr noch gerne beschäftigen; zu lange anhalten muß es nicht. Indem er so die Aufträge, besonders auch die Sprüchwörter beim Worte nimmt, sieht man seine Beziehung zu den andern aufgeführten Characteren aus dem Leben und der Literatur; er parodirt aber gleichsam das Sprichwort; dennoch ist die Wahrheit zu reden, wie er der Wirthin in Rugenstädten sagt, sein Gewerb; dieß Gewerb berechtigt ihn zu seiner Grobheit, giebt ihm die Dreistigkeit im Handeln und Disputiren, die von keiner Perplexion weiß, und läßt ihn den graden Verstand zu jener carricaturartigen Anwendung gebrauchen, und es ist sehr gut, daß er dabei manchmal selbst wieder in Metaphern und Sophistereien übergleitet und dem entsprechend auch hier und da für seinen pünktlichen Gehorsam mit gleicher Münze bezahlt wird.

Es ist ein lachlustiges Jahrhundert, in dem diese Dinge entstehen und so eifrig verschlungen werden, dieß wollen wir nicht vergessen, um über ihre große Aufnahme nicht in Erstaunen zu gerathen; wer heiter gestimmt ist, ist leicht zum Lachen gebracht. Wir werden gleich hernach sehen, an welche Dinge das Volk damals in seinen Fastnachtspielen gewöhnt war; Alles was in diese Gattung schlägt, war so grotesk in seiner Phantasie belebt, wie wir das heute von uns nicht sagen dürfen. Es war damals die goldne Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutschland Kunz von der Rosen und Claus Narr. Bekanntlich sind auch die Geschichten dieses letztern gesammelt worden[450]). Ob zwar auch sie noch durchaus in die

450) 627 Historien von Claus Narren rc. 1572. Durch Zincgräf und Weidner ist manches von seinen Späßen aufgenommen worden; Meißner hat

Reihe der Beispiele gehören, die zur Belehrung gebraucht werden, so daß sie auch mit gereimter Moral versehen sind, so übergehe ich sie doch, weil sie weniger mehr auf Handlungen als auf witzige Reden sich beziehen und den Character der Anecdoten annehmen, wie nachher die Taubmanniana noch bestimmter. Mit diesen beiden Männern hört auch die Periode der lustigen Räthe auf, wo ihre Narrheit eine künstlerisch ausgebildete war; man nahm nun Blödsinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte zum Gegenstand der Belustigung und davon bietet bekanntlich der brandenburgische Hof eine ganze Chronik[451]. Alle Späße der Zeit wurden damals mit großer Begierde gesammelt und man kann deutlich sehen, wie der erzählende Schwank selbst mehr gekürzt, in Prosa gesetzt, mehr zur Anecdote, zum Witz ward. Gegen die in jenen Zeiten gedruckten Gesten, gegen die Schwänke die in einer Dresdner Handschrift von Nicolaus im Grunde 1490 geschrieben sind, gegen die lehrhaften Fabeln, Beispiele und Historien die Brant sammelte, gegen so vieles Andere dieser Art stehen diese Anecdotensammlungen in einem eigenen Gegensatze, der es anschaulich macht, wie Alles was damals gefallen sollte am klügsten das komische Gewand anzog. Wenn ich irgend ein Werk dieser Art erwähnen sollte, so wäre es Paulis Schimpf und Ernst[452]. Er war ein Barfüßermönch und Lesemeister in Thann der auch Auszüge aus Geilers Predigten[453]) in keinem andern Zweck machte, als um die belustigende und derbe Quintessenz daraus zusammenzustellen, wofür er dann von Geilers Schwestersohn Peter Wickgram hart mitgenommen wurde. Im Jahre 1518 schrieb er denn jene Sammlung von Schnurren, die nachher von ihm selbst, und noch bei seinen Lebzeiten[454]) und später auch von Andern stets vermehrt

---

im D. Mus. 1779 einige gute Witze von ihm mitgetheilt und sie mit eignen schlechten begleitet.

451) Flögels Geschichte der Hofnarren S. 218 sqq.

452) Schimpf und Ernst durch alle Welthändel. 1546. In dieser Ausgabe ist in Nr. 203 gesagt, daß Pauli das Buch 1518 schrieb.

453) Die Brösamlein Dr. Kaisersbergs uffgelesen von Pater Johann Paulin Barfüßerordens. 1519.

454) In der Vorrede der angeführten Ausgabe heißt es: Lieber Leser, wie wir vormals verheißen das Buch zu meren, ist jetzund beschehen, das such zu hinderst im Buch, da findest du sie beyeinander. Hüt dich

ward und zuletzt zu einem dicken Opus anschwoll. Wenn doch dieser Mann die Eulenspiegeleien hätte sammeln und beschreiben mögen, so wie er manche Witze des Claus Narr aufnahm. Wie fein wußte der zu wählen, welche vortreffliche, höchst naive, kräftige, reiche Prosa schrieb er nicht! Wie steht man unter seinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt, unter lauter Leben und Bewegung! wie localisirt er nicht Alles was er Aelteres aufnimmt! wie ist alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher ist diese ironische, manchmal scharfe Moral gegen die tiefsinnige und mystische oder gravitätische in andern Sammlungen von Beispielen. Das Lob der Wahrheit die sich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einsicht der Einfältigen, und an dem Tacte der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände sieht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, Gelehrte werden aufs heftigste und stärkste mitgenommen. Die Baretleinsleute, die von nutzloser Gelehrsamkeit strotzenden Narren, (denn „Kunst und Narrheit stat wol bei einander, aber Weißheyt und Narrheyt stat nit wohl bei einander") dann die Richter und Rechtsgelehrten, die Zungenkrämer, Alle geißelt der practischste Spott, und es ist der Erzählung gar kein Nachtheil, daß die Haupt-Quelle dieser Sammlung außer manchem Mündlichen, außer Petrark, Felix Hemmerlein u. a. besonders Fastenpredigten sind und daß sie selbst wieder für dergleichen bestimmt ist. Wir drehen uns häufig unter solchen Schalksnarren, die ihrem Mutterwitze ihr Emporkommen danken herum; so erwähnt er einen Cöllner Abentheurer und seine Schalksstreiche, von dem viel zu schreiben wäre[455]); so kannte er selbst einen Bauer, Hans Werner, der fast die ganze Bibel auswendig konnte und mit Priestern disputirte, ja im Winter, wenn er seinen Acker bestellt hatte, ganz eigentlich aufs Disputiren auszog. So kam er an den Hof von Würtemberg; wie gutmüthig und cordial gehts da zu! die Weisen kennen ihn da wohl. Er darf dem Herzog seine Fragen vorlegen: Wie groß Gott sei? und da ers nicht weiß, sagt ers

---

aber vor den gestimpelten versimpleten Buchlinen, so auch under diesem nammen außgend und fast wol vermeystert seind, du findest aber nit allwege, was der Tittel verheißt.

455) Nr. 322.

ihm: wie der Prophet sagt, der Himmel ist mein Sessel, das Erdreich mein Schemel. Und wie viel Tuch er zum Rock brauche? Nicht mehr als ein Mensch, denn er sprach: was ihr einem armen Menschen thut, das thut ihr mir. Eine so feine Almosenbitte verdiente doch auch den Rock, den er von dem Herzog erhielt. Man sieht also, wie der Geist Eulenspiegels über dem Geschlechte ruht und wie man die verrückte und verkehrte Welt im Leben hatte. Man weiß ja wie vor dem Ausbruche der Bauernaufstände die Landleute ihren Witz mit ihrer Armuth nährten. Im Amt Schorndorf hatten sie sich einen Staat gebildet, einen Hauptmann gesetzt, unterhielten sich von den Gütern, die sie auf dem Hungerberg und in Nirgendheim besaßen, und nannten sich den armen Kein-Rath. In der Poesie, im Reich der Wirklichkeit, im Volk der Thiere, im Himmel selbst nahm Alles diese Wendung. Man kennt ja Agrippas Lob des Esels und die Fabel, die Luther erzählt, wie der Esel im Reich der Thiere König wird; auch hier ein Emporkömmling also. Und im Himmel erscheint schon seit jenen Zeiten, wo die Günstlingin Maria den Hof tyrannisirte, der Teufel mit seinem gesunden Menschenverstand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hofnarr, der aber stets wie der Vexirte erscheint, bis zu dem Bruder Rausch[456]) hin, wo es noch einem scheußlichen Pfaffen gelingen kann ihn in Bande zu legen; von da an erscheint er stets mächtiger, läßt sich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er vexirt und läßt sich vexiren wie jeder Lustigmacher, er wandelt unter den Menschen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinschaft und unser Eulenspiegel kennt ihn von weitem und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres Gleichen. Er gewinnt immer mehr an Persönlichkeit, wie alles damals plastisch wird; er gouvernirt bald in den moralischen Predigten der Musculus u. A. als Hasen- Jagd- Fluch- Ehe- Spielteufel in den verschiedensten Provinzen die Welt, er erscheint in Faust vollends als der irdische Gott, der nun auch wieder zu seinem Rechte kommt.

---

456) Ich besitze durch die Güte der Herausgeber Wolff und Endlicher eines der wenigen Exemplare, die sie neulich im Druck erneuten nach dem ältsten Druck Straßb. 1515. Aelter ist eine niederdeutsche Ausgabe aus dem 15. Jahrhundert die S. XLVIII. bezeichnet wird.

Das Volksbuch von Faust [457]) steht mit diesen genannten Erscheinungen in Verbindung und im Gegensatz. Es entstand erst als die Zeit nach der Reformation von der momentanen Aufklärung wieder in Obscurantismus zurücksank und steht als ein Symbol neben dieser Erscheinung da. Seine Grundlage ist volksmäßig, seine erste Aufzeichnung ist gelehrt, beruft sich auf Autographie und allerhand verdächtige Quellen, und aus dieser ist erst das Volksbuch geworden, das seinen Ursprung auch deutlich genug verräth. Auf einen Faust, der in der Wirklichkeit als Zauberer bekannt war, übertrug man um so lieber in der Sage die vielen Zauberschwänke, je dunkler er war und je willkommner vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunst war; Viele andere Alchymisten der Zeit, in der sich nach Erasmus die Deutschen vorzugsweise im Lobe ihrer magischen Weisheit gefielen, hätten die Verewigung eher verdient, so wie vielleicht viele andere Volksnarren als Till, falls ihm etwas Persönliches unterliegt; auf ihnen blieb die Sage zufällig haften, wie auf dem Vespucci die Benennung von Amerika. Was den Faust in die Reihe jener besprochenen Schnurren setzt, sind die komischen Zauberspässe, die das Volk vor Allem belustigten. Seit der Einführung der Geschichten von Virgilius hatte der Geschmack an Zaubereien nicht mehr aufgehört. Im Malagis und Spiet sahen wir gleichsam die Zauberer und Hofnarren oder Zwerge mit einander vereinigt; jetzt sind sie getrennt. Eulenspiegel übt zauberähnliche Streiche, ohne die Magie zu verstehen bis auf ein weniges; Faust macht den Hofnarren, nimmt alle Rollen an, kurz er treibt Eulenspiegeleien ohne sie aus sich zu schöpfen, sondern auf Aufforderung, mit Zauberkunst, um Anderen gefällig zu sein. Wie auf Eulenspiegel die weltbekannten Schwänke, so sind auf Faust alte und neue Kunststücke gehäuft; und Görres hat es schon nachgewiesen, wie Geschichten von Albertus Magnus, von dem Abt Erlolf von Fulda, von Simon Magus und Johann Teutonius, von Scotus, dem Böhmen Zytho und Robert von der Normandie auf ihn übertragen sind und in spätern Ausgaben des Widmannischen Faust sind eine Menge analoge Stücke angeführt. Auf der andern Seite

---

457) Die Ausgabe von Widmann ist ursprünglich, glaubt man, in Berlin 1587 herausgekommen.

bildet die Sage zu den komischen Figuren einen Gegensatz, und hier liegt ihre Tiefe. Nach Herzenslust und Begierde zu leben, der Natur und Leidenschaft Lauf lassen, sich der Welt zu gebrauchen, das hiesige Leben zu würdigen, und damit eine erhöhte Einsicht zu verbinden; mit andern Worten die Unschuld und Freiheit der Natur mit Vernunft und Aufklärung zu paaren und so das Werk der eigentlichen ächten menschlichen Ausbildung zu vollenden, dieser Gedanke liegt dunkel in der Sage, konnte aber damals weder im Leben, wo so viele allzufrühe Freigeister ihre sonderbaren Rollen spielten, noch in der Kunst ausgebildet werden, wo der Held nothwendig tragisch untergehen mußte. Die Rückkehr zur reinen Natur, ja zu einer noch tieferen Stufe, von den Auswüchsen der einseitig cultivirten Welt der höhern Stände verzieh man den unflätigen, rohen Bauern; das sodomitische Leben aber und die Verwerfung der Schrift und das Festhalten der Kirchenväter und den zu großen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, alles was den Papismus bezeichnet, verdammte der reformistische Sinn der Zeit ohne Gnade in die Hölle. Aber in den folgenden Zeiten, die jenes große Ziel im Auge behielten, pflanzte sich der Grundgedanke der Sage volksmäßig fort, wie nicht leicht eine andere Idee, wie nur die ähnliche der Alexandersage im Mittelalter, die in blühenden poetischen Zeiten eben so oft unglücklich versucht ward wie die Faustische, bis der Berufene den rechten Punkt ergriff.

In einem ähnlichen Verhältnisse meinte ich oben schon den Fortunat zu der alten Glücksritterei zu sehen; vielleicht verspottet diese oder auch den Hang der Zeit nach Reisen und fabelhaften Reisebeschreibungen der Finkenritter[458]), auf den die gelehrten Komiker eben so übel zu sprechen sind, wie auf den Eulenspiegel. Der Kern auch dieses Volksbuches ist unter uns in den Münchhausischen Lügen lebendig geblieben, und es muß doch in dergleichen verkehrten Welten ein ungemeiner Reiz liegen, da sie die alte Welt wie die neue kannte und liebte. Wie auf den Schwänken der Eulenspiegel, auf den Zaubererzählungen der Faust,

458) Die Historie und Legende von dem trefflichen und weiterfahrener Ritter Herrn Polycarpen von Kirlarissa, genanndt der Finkenritter, wie er 250 Jahr zuvor ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und seltzame Ding gesehen und zuletzt von seiner Mutter für todt liegen gefunden, auffgehoben und erst von newem gebohren worden. o. O. u. J.

so baute sich der Finkenritter auf den Lügenmährchen und den Poesieen des Unsinns auf, die wir seit den gnomischen Dichtern bei Suchenwirt, Beheim, Hans Sachs, kurz zu jeder Zeit wieder finden. Der Ritter erzählt geographische, historische Unmöglichkeiten, Anachronismen und jederlei Gattung von Vernunftwidrigkeit. Er kommt förmlich ins Schlaraffenland, das bekanntlich von Hans Sachs so gut behandelt ist; und in die verkehrte Welt, wo die steinernen Birnbäume stehen, der Bach brennt, die Bauern mit Stroh löschen, die Hunde von den Hasen gefangen, die Wölfe von den Schafen gehängt werden. Aber Verdienst ist gar nicht in dem Buche, wie überhaupt in keinem Volksbuche. Es muß sich Sinn unter scheinbaren Unsinn, Unsinn unter scheinbaren Sinn bergen, wenn dergleichen angenehm sein soll; und wenigstens muß sich der einfache Spaß nicht so häufen, wie hier wo etwa der Abentheurer einmal einem hübschen schwarzen feinen grauen jungen blöden alten schönen hurtigen Mann begegnet, der an der Krücke tanzt, einen Bart mit Schindeln gedeckt hat, eine Badstube auf der Nase, eine Wartze am Zahn, der an einem Ohr hinkte und an einem Ellenbogen stammelte u. s. w.

Und zuletzt gehört in diese Reihe noch das Lalenbuch (1597)[459]. Der Orient und der Occident, das Alterthum und die neue Zeit haben ihre Sivri-Hissar, ihr Abdera und Schilda und wie jede größere Stadt gewöhnlich ihren Volksnarren hat, so hat sie auch irgend einen Nachbarort, der die Zielscheibe ihrer Witze ist. In Süddeutschland spotten mehr Stämme auf Stämme; im Norden sind es mehr Städte, obwohl in der Reformationszeit auch in Schwaben und Baiern einzelne Orte als solche Stichblätter des Witzes genannt wurden, die so viel ich weiß jetzt nicht mehr dafür gelten. Auch diese Scherze also leben in unsern Krähwinkeleien in neueren Bearbeitungen, im Bild und in der Anecdote, wie das Pfahlbürgerthum selbst, ewig fort. Dieß Fortleben ist in jedem Falle wichtiger, als das Buch. Man hat es in seiner Art vollendet genannt wie den Cervantes! was hat man nicht Alles bei uns schon urtheilen dürfen! Das Büchlein verräth, wie seine

459) Ich kenne nur die Ausgabe von 1614. Wunderseltzame Abentheverliche unerhörte und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamia hinder Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel 2c. 2c.

Ueberarbeitung, der Grillenvertreiber [460]), eine gelehrte Hand, eben wie auch der Faust. Eine gewisse humoristische Sprachgewandtheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dieß Werkchen verspricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalenbürger stammen von einem der sieben weisen Meister; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, das man sie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr eignes Gemeinwesen, das den Weibern überlassen blieb, Noth. Die Männer werden sämmtlich heimbeschieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauses. Contrariorum contraria sequentia. Sie legen sich auf die Thorheit. Es sollte nun gezeigt werden, wie sich die Weisheit allmählig abschliff zur Thorheit, allein mit dem ersten Versuche sind die Schildbürger auch gleich perfecte Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur gesammelt, sind die schon in Bebels Facetien, in Freys Gartengesellschaft, im Rollwagen, bei Geiler u. A. einzeln erzählt und bekannt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närrischste an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Kosten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefressen wird. Unter ihnen ist ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zusammenhang mit den Eulenspiegeln an die Hand gibt, auf den auch darin Bezug genommen wird, so wie auch eine Predigt im Lalenbuch an den Peter Leu erinnert. Es scheint manchmal als ob die Behandlung geschickte Steigerungen anbringe, z. B. in den ersten Streichen den Uebergang von dem Vergessen der Erfahrung auf falsche Anwendung der Erfahrung angeben, als ob sie veranschaulichen wolle, wie sich Art und Natur forterbt, Gewohnheit aber zur andern Natur wird, allein man legt das mehr hinein, als daß es darin läge.

Alle diese Werkchen, die wir nun angeführt haben, haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt und fahren fort sie zu haben, als daß man, so roh, so unbeholfen, so dürftig sie aussehen, nicht eine tiefere Bedeutung wirklich be-

---

460) Grillenvertreiber, d. h. newere wunderbarliche Historien, seltzame abentheuerliche Geschichten u. s. w. durch Conradum Agyrtam von Bellemont. Fr. 1605. Ich halte mich dabei nicht auf; eine Vergleichung des Inhalts mit dem Lalenbuch und Analyse der Fortsetzungen gibt v. d. Hagen im Narrenbuch.

hinter suchen dürfte. Sie in den Dichtungen oder Erzählungen als solchen, als Kunstwerken zu suchen, das würde den Geschmack des Lalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in andern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall war, wir müssen die Geschichte zu Hülfe nehmen, wir müssen diese Werke, die sich durch zwei, drei Jahrhunderte hinschlingen und die ich deßwegen hier weit zurück und weit vorgreifend zusammenstellen mußte, diese Werke müssen wir in einem weiten Verhältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale Grundlage im Leben selbst zu Hülfe nehmen, um uns ihre Entstehung und ihre Wirksamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte, die auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Gesellschaft und an den Höfen des Mittelalters rief im natürlichen Gegensatze, wie denn jedes Uebermaaß auf das Gegentheil überspringt, an eben diesen Höfen jene eigenthümliche Erscheinung der Hofnarren hervor, die besonders seit den Zeiten, wo die Unterhaltung mit Gesang verfiel, sehr schnelle Fortschritte machen mußte, weil die steife Langweiligkeit des höfischen Verkehrs nothwendig ein Element forderte, das an die ursprüngliche Gleichheit der Menschen erinnerte und einen Contrast zu den herrschenden Sitten bildete, der nicht anders als von unverwüstlichem Lachstoffe begleitet sein konnte. Auf einer andern Seite hatte man sich, wie hier im Verkehre, so auch im Religiösen in eine höchst unnatürliche Höhe verstiegen. Man verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben und machte ihm Ceremonien vor, man sollte es lehren und predigte ihm lateinisch allerhand durch die gelehrte Convenienz ausgeklügelte Dogmen vor. Auch hiergegen standen im 13. Jahrhundert die Bettelmönche und Fastenprediger auf und spielten die nämliche Rolle der geistlichen Narren, in denen die scholastische Weisheit plötzlich auf die Verläugnung und Verspottung alles Verstandeswerks in der Religion übersprang. Wir haben ja oben gesehen, daß die Mystiker predigten, man müsse sich vor der Welt zum Thoren machen; und Erasmus in seinem Gespräche von den reichen Bettlern oder Franziskanern läßt den Wirth dort die Tracht dieser Mönche bis auf die Eselsohren und Schellen mit der der Narren vergleichen, und sie antworten auch hierauf noch ganz in diesem Sinn, sie seien auch die Narren der Welt. Gegen die Un-

Ueberarbeitung, der Grillenvertreiber [460]), eine gelehrte Hand, wie auch der Faust. Eine gewisse humoristische Sprachgewandheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dieß Werkchen verspricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalbürger stammen von einem der sieben weisen Meister; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, daß man sie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr eignes Gemeinwesen, das den Weibern überlassen blieb, Noth. Die Männer werden sämmtlich heimbeschieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauses. Contrariorum contraria sequentia. Sie legen sich auf die Thorheit. Es sollte nun gezeigt werden, wie sich die Weisheit allmählig abschliff zur Thorheit, allein mit dem ersten Versuche sind die Schildbürger gleich perfecte Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur gesammelt, sind die schon in Bebels Facetien, in Freys Gartengesellschaft, im Rollwagen, bei Geiler u. A. einzeln erzählt und bekannt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närrischste an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Kosten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefressen wird. Unter ihnen ist ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zusammenhang mit den Eulenspiegeln an die Hand gibt, auf den auch darin Bezug genommen wird, so wie auch eine Predigt im Lalenbuch an den Peter Leu erinnert. Es scheint manchmal als ob die Behandlung geschickte Steigerungen anbringe, z. B. in den ersten Streichen den Uebergang von dem Vergessen der Erfahrung auf falsche Anwendung der Erfahrung angeben, als ob sie veranschaulichen wolle, wie sich Art und Natur forterbt, Gewohnheit aber zur andern Natur wird, allein man legt das mehr hinein, als daß es darin läge.

Alle diese Werkchen, die wir nun angeführt haben, haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt und fahren fort sie zu haben, als daß man, so roh, so unbeholfen, so dürftig sie aussehen, nicht eine tiefere Bedeutung wirklich d[illegible]

---

460) Grillenvertreiber, d. h. newere wunder[illegible] Historien, seltzam[illegible] theuerliche Geschichten u. s. w. dur[illegible] mont. Fr. 1605. Ich halte mich [illegible] des Inhalts mit dem Lalenbuch u[illegible] v. d. Hagen im Narrenbuch.

[illegible] suchen dürfte. Sie in den Dichtungen oder Erzählunge[n]
[illegible] solchen, als Kunstwerken zu suchen, das würde den Geschmac[k]
[illegible] Kalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in
[an]dern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall
[illegible], wir müssen die Geschichte zu Hülfe nehmen, wir müssen
[die]se Werke, die sich durch zwei, drei Jahrhunderte hinschlingen
[illegible] die ich deßwegen hier weit zurück und weit vorgreifend zu-
[sa]mmenstellen mußte, diese Werke müssen wir in einem weiten
[Ver]hältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale
[Gr]undlage im Leben selbst zu Hülfe nehmen, um uns ihre Ent-
[ste]hung und ihre Wirksamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte,
[die] auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Gesellschaft und an
[den] Höfen des Mittelalters rief im natürlichen Gegensatze, wie
[de]nn jedes Uebermaaß auf das Gegentheil überspringt, an eben
[die]sen Höfen jene eigenthümliche Erscheinung der Hofnarren her-
[vo]r, die besonders seit den Zeiten, wo die Unterhaltung mit Ge-
[illegible]ng verfiel, sehr schnelle Fortschritte machen mußte, weil die steife
[La]ngweiligkeit des höfischen Verkehrs nothwendig ein Element for-
[de]rte, das an die ursprüngliche Gleichheit der Menschen erin-
[ne]rte und einen Contrast zu den herrschenden Sitten bildete, der
[ni]cht anders als von unverwüstlichem Lachstoffe begleitet sein
[k]onnte. Auf einer andern Seite hatte man sich, wie hier im
Verkehre, so auch im Religiösen in eine höchst unnatürliche Höhe
verstiegen. Man verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben
und machte ihm Ceremonien vor, man sollte es lehren und predigen
ihm lateinisch allerhand durch die gelehrte Convenienz [illegible]
Dogmen vor. Auch hiergegen standen im 13. Jahrhundert [illegible]
Bettelmönche und Fastenprediger auf und spielten die [illegible]
Rolle der geistlichen Narren, in denen die scholastische [illegible]
[mö]glich auf die Verläugnung und Verspot[tung] [illegible]
[illegible]s in der Religion übersprang. Wir [illegible]
daß die Mystiker predigten, man müsse [illegible]
Thoren machen; und Erasmus in seinem [illegible]
chen Bettlern [illegible]
[illegible] Franziskanern [illegible]
[illegible] die [illegible]
[illegible] ist [illegible]
[illegible] viel ich [illegible]

natur und Convenienz also gehen wirklich diese grotesken Figuren in Literatur und Leben aus; sie spotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anstand mit Füßen; sie gehen auf die große Revolution aus, des Menschen Naturtrieb und ursprüngliche Rohheit wieder zu Ehren zu bringen, weil auch wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas zu machen war als aus einer verdorbenen und überfeinerten; man that diese Rückschritte mit jenem carricaturmäßigen Anstellen, mit dem man jede neue Richtung gleich im Extreme ergreift, man suchte sich dann nur der Narrheit bewußt zu machen, weil es ein oft wiederholter Lehrsatz der Zeit war, der das eben ausgedrückte auch ausdrückt, daß der sich als Narr erkenne schnell zum Weisen gemacht sei. Wirklich also haben diese sonderbaren natürlichen Weisen ein Verhältniß zu den alten Philosophen, was die Zeit dunkel sehr wohl ahnte. Allein in Griechenland mußte sich dieß nothwendig ganz anders gestalten; und die Intensivität des alten Lebens ist auch hier der Grund jeder Unterscheidung. Der gesellige Verkehr, der Staat, die Gelehrsamkeit, die Philosophie, die Religion, das Alles waren im Alterthume gar nicht so unabhängige Dinge, wie bei uns, sondern Eines griff in das Andere ein, und so wurden die Diogenes und Aristipp, diese großen Volks- und Hofnarren der Griechen Gründer oder Beförderer von Lebensphilosophien und practischen Richtungen, die in Glaube, Staat, Umgang und Weisheit zugleich aufs ungemessenste eingriffen. Aber bei uns fiel das Alles auseinander, und das 16. Jahrhundert unterschied gelehrte Hofnarren, und närrische Gelehrte, natürlich-blödsinnige, fantastische Religionsschwärmer, Freigeister und Staatsmänner des Bauernstandes, Pritschenmeister und Spruchsprecher, die sich der politischen Kritik annahmen. Ein einziger Gegensatz bedingte auch diesen großen Unterschied. Die Ungleichheit und Rangmäßigkeit im Mittelalter machte, daß man zur Belustigung den Mann der untern Classe den Herrn spielen ließ, wenn man sich belustigen wollte, die Gleichheit der Geltung im Alterthum aber brachte zu Wege, daß sich dort der Belustiger zum Sclaven, zum Parasiten machte. Wenn sich die Parasiten hier und da eine Freiheit erlaubten, so war das wie eine seltne Rache für die Art wie ihnen mitgespielt ward; und so sind es umgekeht die Prügel, die die Hofnarren bisweilen trotz ihres Privilegiums für ihre Unverschämtheit erhielten.

Man fand es bei den Griechen aufzeichnenswerth, was für maßlose Schmeicheleien die Parasiten sagten, wer würde bei uns so etwas auffallend genug finden, um es aufzuzeichnen, oder wer würde im Stande sein es aufzuzeichnen! Gegen die tausend Anecdoten der Freimüthigkeit die wir aus dem Alterthum haben, müßten wir blos die Witze unserer Narren aufbieten und würden selbst damit schwerlich ausreichen. Nur in den Zeiten wo Rom unserer Bildung nahe kam, erhielt der Scurra eine Bedeutung, wie unsre Hofnarren. Die Ungleichheit, der Despotismus rief überall diese Gegenseite hervor; deßhalb sind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüte in der Zeit des aufkommenden Absolutismus in Europa; deßhalb sind sie im Oriente zu Hause. Wir haben oben gemeint, Fabel und Thiermärchen seien im Orient und Occident ein Ausdruck des gedrückten und wie das Thier dienenden Volkes. Die Narrenschwänke sind es eben so; man sollte meinen, die thierischen Abzeichen des Narren, die Eselsohren, der Hahnenkamm, die Schelle [461]) müßte eine Beziehung darauf haben. Im Orient blieb die Fabel wie der Hofnarr gleichsam auf der Lehre hängen, wie das Volk selbst nicht aus der Sclaverei wegkam, so sehr es sie fühlte; in den orientalischen Hofnarren ist der Witz und Scharfsinn das Große, worin sie den orientalischen, wenn ich recht sehe, weit voraus sind; in den unsrigen, bei Shakespear in der Poesie, oder bei unserm Kunz von der Rosen im Leben ist die Handlung das Erhebende. Das Ringen der untern Classen nach Freiheit ist in der Stellung dieser Narren, wie in den Geschichten die wir betrachtet haben, sehr eigenthümlich ausgedrückt. Es ist ein stetes Reiben, eine stete Wechselwirkung. Es scheint so natürlich zu sein, daß die Natur herrsche und doch hat auch die Convenienz ihre natürlichen Rechte; es scheint so natürlich, daß das Volk herrsche

---

461) Auch Flögel, dessen Werke ich nicht überall bei einzelnen Gelegenheiten citire, dem ich mich aber in diesen Abschnitten vielfach verbunden erkläre, vermuthete dieß schon von einer andern Seite her. Was die Schelle angeht, so muß es eine häufige Belustigung der Ritterzeit gewesen sein, Thieren Schellen an die Schwänze zu binden und sich an ihren Gebährden zu erfreuen. Im Thomasin wird so die Unstete mit einem Wolfe verglichen, dem man eine Schelle an den Schwanz gebunden. Der „schellec Hase" im Eingang des Parzival ist nichts anders als ein solcher Hase mit einer Schelle, was so viel ich weiß noch Niemand bisher gesehen hat.

und doch hat es so große Misstände. Man sieht nun diesem Wahrheitseifer, dieser Derbheit, diesem Cynismus der Narren an den Höfen nach und selbst in diesen Büchern die wir besprochen; man ergötzt sich daran und doch mag man sie wieder nicht, so bald man sich persönlich verletzt fühlt; und wie die Polizei immer die Gaukler zugleich verfolgt und toleriert hat, wie man die Schauspieler auszeichnet und doch notirt, so ists auch hier. Man privilegirt diese Narren, und prügelt sie; man will sie nicht in der Theorie und freut sich ihrer in der Praxis, oder man vertheidigt sie in der Theorie bis man in der Wirklichkeit selbst einmal von ihren Witzen oder Streichen gelitten hat. Dieß ruft denn überall Animosität hervor und man kann dem Eulenspiegel selbst seine boshaften Streiche nicht übel nehmen, er nimmt auch die ihm gespielten nicht übel, aber rächt sich. Alles ist Reciprocität; Ein Narr, sagt daher das Sprüchwort, macht zehn; es ist des Narren Lieblingswitz, die Klugen selbst zu Narren zu stempeln. Man laust den Narren stets mit seinen eignen Kolben, man entgegnet seinen Witz mit Schlägen, wo der eigne nicht ausreicht; und weil doch ein Narr mehr fragen kann als zehn Weise beantworten, so hilft sich der Weise oft vor seinen Fallstricken mit Gegenfragen. Sie vexiren und lassen sich vexiren; sie reden die Wahrheit und sophistisiren dabei; sie betrügen und lassen sich betrügen, und wo im Leben auch diese Reciprocität ist, wie unter Strozzi und Brusquet[462]), da ist das Narrenwesen am ergötzlichsten, so derb, grob und wehethuend auch die Streiche sind, die sie sich spielen; wo diese Reciprocität wegfällt, ist das ganze Verhältniß aufgelöst; deßhalb verträgt sich Eulenspiegel nicht mit Kindern, da Kinder und Narren die Wahrheit in ganz andrer Weise sagen. Wer nicht das Studentenleben tolerirt, wird diese unflätigen, thörichten, oft platten Späße, Prellereien und Vexationen der Narren auch nicht toleriren, denn von diesem Leben gilt das Gleiche. Man erträgts und findet es natürlich, selbst betroffen mag man nicht von der Unart werden. Wenn sie an der Einfalt und Philisterei, an Füchsen und Pennalen ihren Mutwillen üben, schwankt man zwischen Lachen und Aerger. Die Reciprocität unter ihnen selbst, ihre Verspottungen und Streiche die sie sich selbst spielen, verweist ihnen

462) Flögels Geschichte der Hofnarren S. 350 sqq.

Niemand und sie selbst sich auch nicht. Die Freude an Obscönitäten, an Gemeinheiten, an Unflätigkeiten ist hier auch die beßte Würze; gewöhnlich tragen die natürlicheren, die allgemeiner menschlich empfindenden Burschen diesen derben Gegensatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlicher zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Diese Vergleichung ist gar keine äußerliche, es ist eigentlich gar keine Vergleichung, sondern die Sache selbst. Das öffentliche Leben in Deutschland zur Reformationszeit ist das wahre Studentenalter der Nation; das Heraustreten aus sich selbst, die Aufklärung in Religionssachen, die erste Bekanntschaft mit dem öffentlichen Leben und der Wissenschaft, theilt jedes Individuum in seinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit. Es ist die Kehrseite der Tölpeljahre, die ihre sinnige und ihre sinnliche Seite haben, der wir hier begegnen. Es kann nichts liebenswürdigeres geben, als den gläubigen frommen Jüngling, so lang ihn Vater und Mutter noch in einiger Beschränkung halten und regeln, und nichts Ungeschickteres und Komischeres, wenn er nun plötzlich sich selbst überlassen, in alle Zügellosigkeit fällt. Die Inconvenienz ist die Seele des Studenten- und des Narrenlebens. Wir haben jetzt den reinen Gegensatz zu der Ritterzeit erlebt; betrachten wir geschichtlich die Poesien dieser Zeit gegen die der Ritterzeit, so stehen wir wirklich in einer verkehrten Welt; wie Sancho Panso zu Don Quixote, so sind die Eulenspiegel die Gegenstücke zu Parzival, ja sie sind aus diesem hervorgegangen. Trug er nicht gleich im Anfange die Narrenjacke und befolgte er nicht ebenso wörtlich die Aufträge seiner Mutter, wie Eulenspiegel immerhin? Wie tief wirkt doch die unmittelbare Natur in den Menschen, daß so getrennte Beziehungen so scharf in einem genialen Gedichte können angezeigt sein, noch ehe sie im Leben vermittelt sind. Die ritterlichen Abentheurer sind nun Landstreicher geworden; die Lieblingshelden der Nation aus höfischen Edeln zu groben Bauern. Natur soll die Unnatur ersetzen, das Thierische das Heroische, die Carricatur das Ideal, die tollste Laune den übernatürlichen Ernst, Wahrheit die Sophistik, Rohheit den Anstand, Einfalt die Weisheit, Zügellosigkeit die Convenienz, Vogelfreiheit das Recht, Kriegsstand den Ruhestand, Unterthan den Herrn, der Bauer den Fürsten. Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit und keine Polizei wird respectirt von

diesen eigentlichen Repräsentanten der Revolution und Anarchie; sie spotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, des stationären Sprüchworts, der Philisterei, der Phantasterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht, sie wissen sich vor ihrem Gewissen sicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Gesetzes. Sie sind aller Welt Feind und kein Freund mit sich selber. Umzustürzen ist ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben sie keinen Gedanken. Sie wollen alles simplificiren, welches das große Ziel jeder Umwälzung ist. Sie schneiden Alles ab, bis auf die bloße Natur, die der Mensch mit dem Thier theilt. Haben die verfeinerten ritterlichen Helden die körperlichen Bedürfnisse gar nicht gehabt, so haben diese fast keine anderen als diese. Aber sie sorgen nicht einmal für den morgenden Tag, von Armuth zu Reichthum, von Reichthum zur Armuth, das ist ihr Leben, und wie der Sperling auf dem Dache sind sie um Nahrung und Kleid unbekümmert. Reichthum und Jugend macht Erasmus in seinem Lobe der Narrheit[463]), das so viele Aufschlüsse über diese Erscheinungen für den Denkenden enthält, zu den Eltern der Narrheit; Sorglosigkeit und Jugend hätte er besser gesagt. Wirklich verjüngte diese ganze eigenthümlich satyrische Kraft, dieser Muthwille und diese Insolenz die deutsche Nation, wirklich hatte die Narrheit alle jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen sie dem Volke die verlorene Freiheit des Geistes wiedergab, sie aus dem Schlafe des Alters, der Contemplation, der Abgeschiedenheit weckte; sie tilgte die Altklugheit der greisenhaften Jugend, die eine stete Frucht der conventionellen Gesellschaft ist, sie tilgte Scholastik und Papismus, sie drängte selbst die pathetischen Poesien der Handwerker aus dem Leben, sie setzte an die Stelle der 20—30 jährigen Weisheitslehrer wie Thomasin und Wirnt die lebensfrohen Greise, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humanisten, welchen der ciceronische Styl und die immenseste Belesenheit in den Alten nicht das deutsche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die rostige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf. Wie Schade daß das Alles ins Extrem überschlagen mußte!

463) Es ward auch um 1530 von Seb. Frank ins Deutsche übersetzt. „Das theuer und künstlich Büchlein Morie Encomium u. s. w. o. O. u. J.

Es war eine Zeit, wo sich der männliche Theil der Nation wieder aufraffte, wo die Thätigkeit der Männer und ihre ernste Beschäftigung in großen Dingen eben jene ausschließlich männlichen Erholungen, Wein und laute Lustbarkeit, hervorriefen. So wie sich aber wirklich die Dinge gestalteten, muß man mit Erasmus ironisch preisen, was das junge Deutschland, die Narren dieses Jahrh., ohne Schranken wieder predigen. Der Gebrauch des Lebens ward wieder an die Stelle der mystischen Ascetik gesetzt, die Thorheit schaffte die Klugheit, die Verleugnung der Scham und Scheu, die dazu nothwendig war. Der Weise flieht zu den Büchern und lernt dort nichtssagende Wortbedeutungen, der Narr stürzt sich in Wagniß und Gefahr und sammelt sich mit Erfahrungen Klugheit. An die Stelle der alten Apathie traten die Leidenschaften wieder, die das Kennzeichen nicht der Weisen, sondern der Thoren sind. Aber eben diese Leidenschaften sind wie Zuchtmeister für die, die nach der Weisheit streben, mahnen zum Guten und spornen zu Uebung der Tugend. Denn wer dem Menschen seine Leidenschaft nimmt, läßt ein starres Bild zurück, und wer würde, sagt Erasmus, solch einen Menschen nicht wie ein Gespenst fliehen und meiden, der stumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr als ein Stein von Leidenschaft, von Liebe, von Mitleid bewegt würde, der Alles weiß, nie irrt, stets überlegt, Alles mit der Schnur mißt, nichts übersieht, nur mit sich selbst zufrieden ist. Welche Stadt würde ein solches Geschöpf, einen solchen absolut Weisen zum Magistrate, welches Heer ihn zum Feldherrn, welches Weib zum Gatten wählen? Wer vielmehr nicht jeden ersten besten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der selbst ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen könne, der seines Gleichen angenehm, gegen die Gattin lieb, bei Freunden heiter, ein guter Zechgenosse, ein munterer Geselle ist, und der nichts Menschliches sich fremd hält. So lebte jenes goldne Zeitalter in Einfalt nach dem Zuge und Triebe der Natur und bedurfte nicht der Lehre. Wozu war ihm die Grammatik nöthig, da alle Eine Zunge redeten und nichts wollten als einander verstehen? Wozu die Dialectik, wo kein Streit widersprechender Meinungen war? Wozu die Rhetorik, da keiner dem Andern Verdrießlichkeiten machte? Wozu die Rechtsgelehrsamkeit, da es keine üblen Sitten gab? Die Menschen waren zu fromm, als daß sie mit gottloser Wiß-

begierde die Geheimnisse der Natur, die Entfernung, Bewegung, die Einflüsse der Gestirne, die verborgenen Gründe der Dinge erforscht hätten, da sie es für Sünde hielten, wenn der Mensch über seine Befähigung Einsicht suchte. So sind denn weit am glücklichsten, die sich fern halten von jeder Kunst und Wissenschaft, und allein die Natur zum Führer nehmen, die nirgends in sich mangelhaft ist, wir müßten denn die Schranken der Menschheit überschreiten wollen. Die Natur haßt die Schminke und Alles gedeiht besser, was nicht durch Künstelei entstellt ist. Was gäbe es glücklicheres als die Bienen, was ähnliches ihrem Bau, und ihrem Staate? Aber das Pferd gab sich schon der menschlichen Gemeinschaft und damit dem menschlichen Elende hin. Die also sind unter den Menschen am weitesten fern vom Glücke, die nach Weisheit jagen, die, da sie als Menschen geboren sind, doppelt thöricht ihren Stand vergessen, nach dem Leben der Götter streben, und wie die Giganten mit dem Sturmzeug der Wissenschaft und Lehre der Natur den Krieg ankündigen; und so sind die am glücklichsten, die sich am meisten dem thierischen Instincte nähern und nichts Uebermenschliches suchen. Gibt es daher eine glücklichere Menschenklasse als eben die man Narren, Hofnarren, Lustigmacher nennt? Sie haben keine Todesfurcht, sie haben kein Gewissen; sie fürchten keine Gespenster, sie haben nicht Furcht noch Hoffnung; sie werden von keinen Sorgen gequält, sie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe. Je mehr sie sich der thierischen Dummheit nähern, um so weniger sind sie der Sünde anrechnungsfähig, wie die Theologen bezeugen. Während der närrische Weise sich Tag und Nacht peinigt, so freuen sie sich beständig, spielen, singen, lachen, und machen auch Andere lachen, singen und spielen, und heitern den traurigen Ernst des Lebens auf. Diesen allein verzeiht man Alles, was sie sagen und thun. Niemand will ihnen schaden, die Thiere selbst hält ein natürlicher Instinct davon ab. Fürsten suchen ihre Gesellschaft lieber, als die der närrischen Weisen; lieber als von diesen ihre verdrießliche Gelehrsamkeit hören sie die Wahrheit aus dem Munde der Einfalt. Und was wäre herrlicher als die Wahrheit? Die, obzwar sie auch des Weins und der Kinder Eigenthum heißt, doch hauptsächlich der Narrheit ist. Denn was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er auf seinem Gesicht,

und in seinen Worten; aber die Weisen reden mit doppelter Zunge. Die verhaßte und verstoßene Wahrheit hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden[363]).

3. Schauspiel.

Dieß also war die allgemeine Physiognomie der Zeiten, in denen eine literarische Revolution in Deutschland vorging, die wohl nie ein anderes Volk entschiedener durchlebt hat. Ich mußte dabei bis ins 13. Jahrhundert zurück und bis ins 17te vorgreifen, wozwischen eben die Zeiten liegen, in welchen eben diese Umwälzung Statt hatte, und welche eine ganz eigenthümliche Farbe gegen die früheren sowohl, wie gegen die späteren Jahrhunderte tragen; jetzt müssen wir wieder zu einem etwas strengeren chronologischen Gange zurückkehren.

Das Epos haben wir in dem Abschnitte über die Prosaromane bis in seine letzten Züge verfolgt, es hatte kaum je wieder in seiner reinen Gestalt seitdem einen Aufschwung und nur in seiner Ausartung, dem Roman, konnte es sich wieder einen gewissen Werth erwerben. Die Lyrik sahen wir einen großen Wendepunct erleben, und sich wohlthätig zwischen dem Neuen und Alten theilen im Volksliede, das sich der neuen Musik anschloß; im Meistergesang starb der alte Choralgesang aus, erhielt aber nachher im Kirchenliede einen neuen Halt. Wir gehen jetzt auf das Drama über, das, wie es überhaupt zu dem Epos den vollkommensten Gegensatz macht, sich eben in diesen Zeiten zuerst anfing auszubilden, wo die Epopöe unterging, und also auch in der Geschichte diesen Gegensatz sogleich bezeichnet.

Die Entstehung des Schauspiels in Deutschland böte einem Literarhistoriker die schönste Gelegenheit dar, eine große Summe von Gelehrsamkeit und Kenntniß geschichtlicher Analogie auszulegen. Das Drama läßt sich leichter als andere dichterische Gattungen in seiner Entwickelung aus Leben und Literatur verfolgen, da es meist erst in helleren Zeiten auftaucht und sich nicht so sehr wie das Epos in der Urgeschichte mit seinen Anfängen verliert, man müßte denn diese bis in die Geschichte der Gaukler,

---

363) Erasmi Encomium moriae, passim.

Tänzer und Mimen verfolgen wollen, die man allerdings im Zusammenhange verfolgen könnte bis ins tiefe Alterthum, die aber der Literatur weniger, als der Tanz- und Musikgeschichte angehören. Das Drama hat daher auch weit häufiger die Geschichtschreiber angezogen als die Epopöe, und mit Benutzung der Vorarbeiten über die Bühnengeschichte anderer Völker ließe sich eine gleich in ihren Anfängen sehr breite Theatergeschichte herausarbeiten. Ich suche aber überall ein Verhältniß zwischen Verfahren und Stoff zu halten; und wenn ich bei der Geschichte unsers Nationalepos, das seines Gleichen nur in Griechenland hat, der bei der Ritterepopöe und Anderem, was wir aus der ganzen Welt entlehnten, die Blicke auch über die ganze Welt und alle Zeiten schweifen ließ, und wenn ich dieß Verfahren bald mit ähnlichen Zeiten und Producten gleichfalls werde wiederkehren lassen, so liegt dieß in der Sache selbst, so gut wie das absichtliche Vermeiden desselben in diesen Zeiten, wo sich Deutschland ganz in sich selbst verschloß und ganz mit sich selbst beschäftigte. In diesem Zeitraum der Abgeschiedenheit der deutschen Literatur bildeten sich die Erstlinge des deutschen Dramas und dieß geschah unter ähnlichen Verhältnissen und in ähnlicher Weise wie überall sonst, so daß man in großer Ausführlichkeit die Aehnlichkeiten der altgriechischen und der neuchristlichen Mysterien und Possenspiele zusammenstellen könnte. Von seinem ersten Erscheinen an wird das Drama so der Mittelpunct der neueren Dichtungsgeschichte, wie die Epopöe der der älteren war; denn bekanntlich sind beide die Pole aller Poesie überhaupt und nur von ihnen fand es Aristoteles der Mühe werth, in seiner Poetik zu handeln.

Das Epos ruht auf dem Grunde der Vergangenheit, das Drama auf dem der Gegenwart. Jenes sahen wir sich in Zeiten ausbilden, wo die ganze Nation, zwar vergnüglich in ihrer Gegenwart befangen, doch allen Stoff ihrer Unterhaltung aus Ferne und Alterthum holte und in Form der Erzählung den lebendigeren Sinn des leichtgläubigen Ohres zu befriedigen suchte. Aber dieser Stoff war ausgegangen oder man war ihn müde geworden, man kehrte nun zu sich selbst zurück. Man betrachtete sich selbst, den Staat und die Kirche; man lernte stets genauer unterscheiden, und trennte die großen Stände von den kleinen, und schied jeden einzelnen wieder in sich; man forschte nach dem Neu-

Herren und Inneren, nach Tracht und nach Betragen, nach dem Kleid und nach der Sitte; der Sinn des Auges fing allein an thätig zu werden; das Subject war dazu immer zugleich das Object; und es ist recht bezeichnend, daß vom Sachsenspiegel bis zum Spiegel der Tugend und der menschlichen Erlösung, ja bis zum Eulenspiegel nun eine große Reihe von Büchern stets unter dem Titel eines Spiegels erschienen. Alles in der Literatur tritt nun so sehr in Bezug auf ein schaulustiges Volk, wie vorher auf eine hörlustige Gesellschaft. Die Malerei begann ihre erste einfache Periode, als die Musik diese ausartend vollendete und die Anfänge ihrer zweiten kunstmäßigeren Periode erlebte. Entwöhnt von dem bloßen Verweilen in dem Anblicke des schönen Geschlechtes zur Zeit des Minnesfors zerstreute sich das Auge nachher immer mehr. Etwa seitdem Ulrich von Lichtenstein seine minnigliche Maskerade besungen hatte, hörten wir von neuaufkommendem Geschmacke an Wappenmalereien. Es gab den historischen Liedern zum Theile jene plastischere Lebendigkeit, daß sie statt ihrer Helden die Wappenthiere allegorisch besangen. Ein Sinn für das Plastische ging nun allmählig in der ganzen Nation auf. Die Freude an den in der Minnezeit verschmähten Possen der Gaukler kehrte wieder, die Hofsänger wurden von den Hofnarren verdrängt, die Zaubereien gingen in die Romane ein und Virgil und Faust wurden Volkslieblinge. Seit dem 14. Jahrhundert fing man an, die Bücherränder mit Figuren zu bemalen, und im 15. Jahrhundert ward nicht leicht ein Buch abgeschrieben, ohne daß zugleich mit Bildern für das Auge gesorgt sein mußte. Im 15. Jahrhundert war in Wien fast jedes Haus bemalt. Die Bilder, hatte Thomasin gesagt, sind für den Bauer, der die Schrift nicht versteht; je mehr sich nun die Literatur in den Kreis der Bauern herabzog, je mehr ward das Bild Hauptsache in den Büchern[464]. Aus dem innersten Bedürfnisse der Nation heraus ward daher die in diesem Jahrhundert schnell fortschreitende Form-

---

364) Im Narrenschiff heißt es:

Wer yeman der die geschrifft veracht,
oder villicht die nit künd lesen,
der sicht im molen wol syn wesen,
und syndet darin wer er ist,
wem er gleich sy, was im gebrist.

schneidekunst gefördert. Die xylographischen Werke, die Vorläufer der ersten Drucke, werfen sich, wie nachher auch diese, zuerst auf die mystischen und frommen Werke[465]), an denen das 15. Jahrhundert so großes Wohlgefallen fand, auf die Apocalypse, die Mariengeschichten, auf Legenden, auf Wahrsagebücher und Kalender und die Todtentänze. In diesen Werken machen die Bilder den Kern aus. In der ars moriendi, in den Armenbibeln sind die Holzschnitte die Hauptsache; das speculum humanae salvationis schrumpfte diesen Figuren zu gefallen zusammen in kürzere Erklärungen; das defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis gibt zu seinen Holzschnitten nichts als kurze Sprüche in lateinischen oder deutschen Versen; Steinhöwels Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz ward ausgezogen oder eigentlich blos die Holzschnitte daraus genommen, zusammengesetzt und mit oft ganz kurzen Erklärungen versehen. Kein Werk der Belehrung oder der Erzählung konnte mehr ohne Bilder erscheinen. Die Schrift bezog sich häufig auf die beigemalten oder gedruckten Figuren. In dem Gedichte von der Keuschheit[466]) von Rothe, dem Verfasser der thüringischen Chronik und einer Bearbeitung des poetischen Lebens der heiligen Elisabeth[467]), ist Alles auf Abbildungen bezogen, Alles von Allegorien und Sinnbildern wimmelnd, und das Bild der Keuschheit ist mit einer Reihe von bedeutungsvollen Wappenschildern umgeben, die dann moralisch erklärt werden. Wir haben im Schachzabelbuch gesehen, wie gerne man nun alles Didactische an etwas Faßliches anlehnt, alles Uebersinnliche versinnlicht. Diese Richtung brachte die Allegorien hervor; alle ethischen und dianoetischen Tugenden wurden jetzt personificirt, alle Leidenschaften und Laster. Noch hatte sich Thomasin, so schwer es ihm ankam, mit reinen Definitionen seiner Tugenden und Laster begnügt, Hugo von Trimberg flatterte unsicher zwischen Erklärung und Sinnbild, jetzt tritt Alles nur noch im Bilde oder in Person auf. Das so im Bild Belebte war nicht lebendig genug; es sollte auch reden, und man hängte den gemalten Figuren daher beschriebene Zettel aus dem Munde.

465) J. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst. Beilage II.
466) Auszüglich in Adelungs Magazin 2, 3, 103.
467) In Menckens scriptt.

Es war ganz natürlich, daß auch alle Festlichkeiten diesen lebhafteren, sinnlich bewegteren Charakter annehmen mußten. In den Ritterepen hörten wir vielfach von Mahlen und von allerhand stummer Pracht in Burgen, Gemächern, Gärten und Geräthen. Allein jetzt wurden Prozessionen, Aufführungen, Gaukeleien und dergleichen die Gegenstände, auf welche sich der Luxus warf. Die Allegorie war nicht allein in der Literatur, sondern auch im Leben im Schwang. Alle Feierlichkeiten sind nun überhaupt von zweierlei Art, entweder ernst und heilig oder heiter und dem Vergnügen geweiht; ja sie sind, wie es in der Natur selbst liegt, beides in unmittelbarer Succession zugleich, wie wir noch an allen unseren doppelten Feiertagen im Kleinen und an der alten Osterfeier im Großen sehen. Indem sich nun auch hier alles plastischer gestaltete, die kirchlichen Ceremonien und Gesänge sich in mimische Aufführungen verwandelten und die lustigen Begehungen sinnreicher wurden, bildeten sich hier natürlich im Gegensatze ernste und feierliche Darstellungen und heitere, komische, oder beide reichten sich gar einander die Hände. So lange jener düstere ascetische Sinn im Volke herrschte und die Legende Lieblingsunterhaltung war, konnten diese Feierlichkeiten nur ernsterer Natur sein. Bei uns in Deutschland war dieß entschieden vorherrschend; bei den Franzosen umgekehrt. Wie die französischen Legenden an Frivolität und übler Licenz vor den deutschen vorstehn und viel ärger in das Gottlose und den obscönen Schwank überspringen, so sind auch die französischen Mysterien eben so selten vom Komischen entblößt, wie unsere, scheint es, selten damit verbunden sind. Bei den Franzosen war auch die Sehlust bis zur Schauwuth gegangen, wenn man Deutschland daneben vergleicht. Die Mysterien waren bei uns vielleicht häufiger und verbreiteter, und wer weiß, ob nicht nach Kräften von jedem Dorfe einmal versucht, wenn man aus der Erzählung, wie Eulenspiegel diese Osterfeier stört, auf die Sitten des Jahrhunderts schließen soll; die Aufführungen wurden Sache der Städte, des Volkes, armer Handwerker oder gar der Schüler und Studenten. In Frankreich drängte sich alles Glänzende zusammen an den Hof, der in Deutschland keine feste Stätte hatte; ungemeine Pracht der Decoration und Mechanik ward darauf verwendet, und eigene Theater dafür gegründet, woran man in Deutschland

für diese Gattung niemals dachte. Es ist mit unserem Schauspiel wie mit unseren Universitäten. Wir fingen klein und unbedeutend und an verschiedenen Orten zugleich an. Ehe daraus etwas Großes werden konnte, mußte sich in der Nation gleichmäßig ein ungeheurer Stock von Bildung gesammelt haben; geschah das, dann war aber auch nothwendig die langsam gereifte Frucht um so trefflicher; dann war ein allgemeiner Verfall so wenig schnell zu fürchten, wie vorher eine allgemeine Blüte nicht schnell zu hoffen war. Es ist viel besser, daß wir in Deutschland nichts von prächtigen Mysterien, aber auch nichts von den Ausartungen zu erzählen haben, denen in Paris die Mysterien, Moralitäten und Possenspiele unter den Privilegien der Passionsbrüder, der Bazoche und der enfans sans souci ausgesetzt waren. Das Mysterium ward bei uns nicht ein Erwerbszweig der weltlichen Kunst, die es in Frankreich ganz von den kirchlichen Festtagen trennte und zu Hoffeierlichkeiten und ganz weltlichen Begehungen anwandte. Es ist auch hier in dem aufkommenden Schauspiel wie vorher in dem untergehendrn Epos der gute Takt der Nation sichtbar, der diesen unnatürlichen und verschrobenen Gattungen nie eine größere Geltung erkünsteln wollte, als sie von Natur haben konnten. Wenn bei den Franzosen die Sehsucht allein diese Dinge so sehr beförderte, daß auch eben darum die Teufeleien[468]) und alles Komische bald ein nothwendiges Uebergewicht gewann, so ist in Deutschland sogar die Entstehung des Mysteriums aus der epischen Legende wahrscheinlicher und in der Behandlung der andächtige Ernst durchweg vorherrschend. Die Mysterien oder Moralitäten der Rhoswitha (980), die uns bekanntlich in der Geschichte des Dramas die älteste Rolle spielen *lassen*, sind nichts als dialogisirte Erzählungen, die in ihrer Form keineswegs die Anregung aus dem terenzischen Lustspiele verrathen. Ich würde sie hier nicht erwähnen, da sie lateinisch sind und als die vereinzelte Uebung einer Nonne des 10. Jahrhunderts wenig in Betracht bei einer Literarhistorie kommen können, allein ihre Werke wurden bekanntlich in diesen ersten Zeiten der Wiedererweckung der Literatur durch den berühmten Celtes hervorgesucht und publicirt und Eines ihrer Stücke, der Abraham, auch von

468) S. darüber Curiositäten 3. S. 303.

Adam Werner von Themar ins Deutsche übersetzt[469]), der in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts an dem pfälzischen Hof die Rolle eines Niclas von Wyle spielte, in Prosa horazische Satyren, virgilische Eclogen, den Hiero von Xenophon und anderes ins Deutsche übertrug. Dazu kommt, daß ihre Art der Behandlung der Legenden den folgenden Zeiten so natürlich war, wie ihr selbst. Den dialogisirten Theophilus[470]), den ich oben schon erwähnte, würde Jeder bei einiger blos äußeren Zurichtung so gut in der Reihe der Erstlinge des Schauspiels sehen, wie die Stücke der Rhoswitha. Es ist ganz derselbe dialogisch-epische Gang mit knapper Angabe einiger Zwischenhandlungen. Ja dieser ganze Ton und diese ganze Bearbeitungsweise herrscht noch in Schernbecks Spiel von Frau Jutten[471]) (1480). Die Teufel spielen hier ganz dieselbe schlechte Rolle wie im Theophilus; so viel Anlaß in dieser Sage von der Päbstin Johanna zum Scherze war, so ist doch Alles ganz ernsthaft gehalten. Die Fürbitte der Maria für Frau Jutta, die widerstrebende Einwilligung Christs sind sogar einzelne Reminiscenzen an den Theophilus, und die Structur des Ganzen ist durchaus gleich, durchaus noch ebenso aller dramatischen Oeconomie entfremdet.

Auf diesem Wege hätte es wohl lange Zeit gekostet, bis sich ein regelmäßigeres Schauspiel gebildet hätte. Auf dem Wege der öffentlichen Darstellung von testamentlichen Geschichten und Anecdoten oder ganzen Lebensläufen der Heiligen war schon eher dazu zu gelangen. Die Aufführungen bei dem Eselsfeste in Rouen[472]), die Prozessionen der rückkehrenden Kreuzfahrer, die man so oft als die ersten Anfänge der Mysterien bezeichnet hat[473]), die Jahrszeitsfeste, der Streit des Sommers und Winters, der Aufzug der heiligen drei Könige an Weihnachten, der Todtentanz[474]), und die Kreuzigungsgeschichten, Alles dieß war zwar anfänglich

469) Cod. Pal. N. 298.

470) In Bruns altplattd. Gedichten.

471) Gedruckt in Gottscheds nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutsch. dram. Dichtkunst. 2. S. 84.

472) Du Cange s. v. festum Asin.

473) Es gibt dafür übrigens, so viel ich weiß, keine ältere Autorität.

474) Die Todtentänze erwähne ich nur vorübergehend, da sie für die Geschichte der plastischen Künste weit wichtiger sind.

wenig schauspielartig. Wo die redenden Künste dabei thätig waren, war es unstreitig hauptsächlich die Musik und so sind auch die einfachsten Mysterien, seien es französische, wie das von Raynouard aus dem 11. Jahrhundert mitgetheilte Bruchstück[475]) von den zehn weisen und thörichten Jungfrauen, oder deutsche, wie das von Marien Klage[476]) entweder ganz oder hauptsächlich auf Gesang berechnet. Dieser Art wird denn auch das oftenwähnte Mysterium gewesen sein, daß 1322 in Eisenach aufgeführt ward und das mit dem provenzalischen einerlei Gegenstand hatte[477]). Wie leicht ein Jahreszeitfest in ein Possenspiel übergehen konnte, scheint der Schwank von Neidhard und dem Veilchen zu zeigen. Wenn der Todtentanz wirklich in Paris im 15. Jahrhundert in den Kirchen aufgeführt wurde, so war es wohl bloße Pantomime; allein wie vielfach er sich der dramatischen Gestaltung näherte, läßt sich wohl nachweisen. Es existirt bei uns ein Gespräch zwischen dem Tod und einem Bauern[478]), dem frühzeitig ein schö-

475) Poesies des Troub. II. p. 139.

476) Neuer lit. Anzeiger 1806. Nr. 6.

477) Mencken scriptt. 2. p. 1784. cf. t. 3. p. 326.

478) Cod. Pal. 76. Es ist schon 1477 gedruckt. S. Jäck und Hellers Beiträge 2. S. 128. Das Werkchen ist eigentlich der Idee des Todtentanzes entgegengesetzt, wo der Tod stets als ein unbeschränkter Gewalthaber aufgeführt wird. Auch hier rühmt er sich seiner Gewalt, als ob sie ihm eigenthümlich wäre, da sie ihm doch nur von Gott zum Lehen gegeben sei, in dessen Hand allein Tod und Leben, und die Seele des Menschen stehe. Der Tod erscheint hier als das böse Prinzip, gegen das der Bauer mit Glück die Würde des Menschen vertheidigt. Vortreffliche Stellen über die Vergänglichkeit und den Wechsel der Dinge fließen mitunter, die an die alten Philosophen erinnern, und der humanistische Sinn gegen die Weltverächter leuchtet an einer Stelle durch, wo das weltliche und eheliche Leben in Schutz genommen wird gegen das geistliche, da ein Mann, der ein biedres Weib hat, wonnesam, lustsam, weltsam und weltgütig sei, da er emsig nach Nahrung stelle, und gerne Ehre mit Ehre, Treue mit Treue, Gut mit Gut vergelte. Zur Probe des ganz originalen Styls stehe folgende Stelle hier: f 56 Do ste ich armer ackermann allein, verschwunden ist mein liechter stern an dem himmel, zu rast ist gegangen meines haües sunne, uff get sy nymer mere, nicht me gat uff mein lüchtender morgensterne, gelegen ist sin schine, kain laidvertrib hon ich me, die vinster nacht ist allenthalben vor minen ougen, ich wene nicht, daz si mir rechte fröwde nymer mere muge widerbringen, wenn miner fröden achtbar banner

nes Weib gestorben ist, das an die Gemeinplätze der Todtentänze vielfach erinnert und übrigens durch einen ganz eigenthümlichen sentimentalen Ton merkwürdig ist, der an die Uebersetzung der Alda von Adam Werner von Themar erinnert[479]), so daß es vielleicht aus dessen Feder könnte geflossen sein. Den Hekastus des Hans Sachs ferner, oder den Every man, der in England unter Heinrich VIII. gedruckt ward, oder vielmehr die gemeinschaftliche Quelle beider, worin unter dem Jedermann das menschliche Geschlecht dargestellt wird, über dessen Sünden erbittert Gott den Tod beruft, ihn vor seinen Richterstuhl zu citiren, könnnte man als eine dramatische Gestaltung des Todtentanzes betrachten, obwohl hier natürlich schon andere Dinge mitgewirkt haben, die geregeltere Form zu schaffen. Viel näher leiten die eigentlichen passionsgeschichtlichen und evangelischen Mysterien. Ich will auch hier die lateinischen, wie das durch Pez bekannt gewordene, übergehen und nur an Einem Beispiele zeigen, in wie ganz enger Verwandtschaft die Mysterien mit den Evangelien und Figuren des Spiegels menschlicher Erlösung stehen. Es ist bekannt, daß in Italien die Mysterien je nach ihrem neu- oder alttestamentlichen Stoffe mit jenen beiden Namen der Evangelien und Figuren sogar bezeichnet wurden. Ich habe nun ein solches Stück vor mir[480]), das 1514 von einem Wolfram Stück geschrieben, ohne Zweifel aber etwas älter ist. Man würde nicht glauben, daß dieß weitläufige Werk zur Aufführung bestimmt gewesen sei, wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Stücke an mehreren Tagen hintereinander actenweise aufgeführt wurden, woher auch die Benennung der Acten in dem spanischen Schauspiel (jornadas) rührt, daß noch später z. B. der Saul von Mathias Holzwart (1571) 50 Acte füllte und hundert redende und fünf-

---

ist mir laider undergangen; zetter, waffen uß hertzen grunde sy geschrüwen über daz jare, über den verworffenen tag und über die laidige stunde, dar inne min stetter hartter demantt ist zerbrochen, darinne min rechter fürender laidstapp unbarmhertzeclichen mir uß den henden wart gerucket, darinne ist zu mines hailes vernuwendem Jungbrunnen mir der weg verhowen.

479) Cod. Pal, 298.

480) Cod, Pal. 402. Hier hebet an das Register oder Ordnung von den geschichten Marter und Leyden Jhesu Cristi u. s. w.

hundert stumme Personen beschäftigte, oder die tragico comoedia apostolica des Johann Brummer (1593) 246 spielende Personen brauchte. Dieß letztere Stück ist noch in ganz ähnlicher Weise nach Ordnung der Capitel der Apostelgeschichte dialogisirt, und der Verfasser hat nach der Zueignung zu diesem Stücke auch die Geschichte Jesu eben so dramatisirt, wie wir sie etwa hier in dem älteren Mysterium vor uns haben, nur daß dieses durch die Figuren aus dem alten Testamente unterbrochen ist. Daß auch dieses Stück wirklich aufgeführt ward, sieht man aus dem Eingang. Es wird vorgeschrieben, daß die Personen des Spiels, deren eine unzählbare Masse sind, herrlich und ehrlich auf das Gerüste geführt und jeder in seinen Sessel gesetzt werde, dann hebt männiglich an zu singen veni sancte spiritus, und dann singen zwei Engel den Vers emitte spiritum. Der Dirigent des Spiels ermahnt dann das Volk in einem Prologe zur Stille. Ohne irgend eine Abtheilung in Scenen geht nun die Geschichte Christi mit Johannes dem Täufer an, in unzähligen schnell wechselnden kurzen Dialogen, welche gesprochen werden, unter gelegentlichem willkührlich gewähltem Chorgesang des jüdischen Volks wird man durch das ganze Evangelium, alle Wunder, Geschichten und Predigten durchgeschleppt, und der Rabbi und der Kaiser Tiberius und Gott Vater sitzen alle nebeneinander und treten nur vor, wenn gerade die Reihe an sie kommt. Diese dialogische Darstellung der neutestamentlichen Geschichten unterbricht nun aber von Zeit zu Zeit, gerade wie in dem Spiegel der Behaltniß, ein Intermezzo aus dem alten Testamente, eine Perfiguration, und diese steht in einem oft ganz leisen Bezuge auf die Stelle, wo das Evangelium abgebrochen ward. So wird die Geschichte der Susanne vor dem Vorfall zwischen Christus und der Ehebrecherin, die von David und Goliath vor dem Einzug Jesu in Jerusalem eingeschaltet, die letzte, weil das Volk mit eben dem jauchzenden Zurufe den Herrn empfing, wie einst den Sieger David; so der Verkauf Josephs bei Gelegenheit von dem Verrath des Judas u. s. w. Zu diesen Zwischenspielen nun wurden meist solche leichtere Themata aus dem alten Testamente gewählt, die in sich eine schlichte Einheit der Handlung und einen dramatischen Charakter schon trugen, die daher viel näher zu einer klassischen Form leiteten, wie nachher bekanntlich das Aufgrei-

fen der Novellenstoffe für das Drama der Vollendung des neueren Schauspiels weit schneller zuführte, als vorher die Historien, oder die epischen Dramen, welche letztere aus diesen Mysterien ihre freiere und gedehntere Form entnahmen. Bekanntlich wurden die Susanne, Haman, Esther, Samson, nachher die Lieblingsstoffe der Bühnenstücke aller Länder, und es blieb von diesen Mysterien her Sitte, daß man innerhalb der Bühne ein eingeschaltetes Schauspiel, wie im Hamlet, wie bei Jacob Ayrer, liebte, daß man dazu oft den Stoff aus diesen einfachen Bibelgeschichten, wie noch Göthe im Jahrmarkt von Plundersweiler, wählte, daß man wenigstens immer im Gegensatze eine ganz simple Structur dazu wählte, wozu natürlich die Kürze schon zwang. Alttestamentliche Geschichten ferner blieben hauptsächlich die anfänglichen Gegenstände auch der regelmäßigeren tragischen Stücke (selbst in der Geschichte der erneuten Aufnahme des Schauspiels im 18. Jahrhundert in Deutschland) und in Frankreich gaben eben diese Stoffe den Durchgang an zu eigentlich weltlichen Mysterien.

Was sich in Deutschland aus den Mysterium bildete, was sich in dieser Gattung oder, wenn man will, was sich in größerer Aehnlichkeit mit den Moralitäten der Engländer und Franzosen gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei uns erneute, ist gegen das Fremde so wenig der Rede werth, wie unsere Allegorien, mit denen die Moralitäten in demselben Verhältnisse stehen, wie die Mysterien der eben besprochenen Gattung mit jenen Figuren. Wie Ariost auf der Höhe der künstlerischen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der prosaischen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meister der eleganteren Volkscomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatisirten bäuerischen Schwanks oder Charakterlustspiels und Shakespeare als Koryphäe der gesammten volksmäßigeren dramatischen Kunst der neuen Zeit erscheint, so steht als Vollender des Mirakels und Mysteriums, der Allegorie und der Moralität Calderon in seinen zwischen Tiefe und Grundlosigkeit, zwischen Erhabenheit und Plattheit, zwischen mystischem Scharfsinn und Unklarheit, zwischen Werth und Unwerth schwankenden Autos sacramentales. Wir können in keiner Gattung, die sich innerhalb dieser Uebergangszeiten von der Ritterpoesie zu unserer neuesten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir ha-

ben nur fast überall die ersten roheren Anfänge, wir lassen sie liegen, wir nehmen sie, das Fremde nachahmend, mistrauisch und furchtsam wieder auf, wir werfen dieß endlich wieder in einem gewissen Grade ab und erreichen mit Benutzung Alles dessen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beispiel hinterließ, das Vorzüglichste, aber am spätesten. So haben wir Mysterien vor allen anderen Nationen aufzuweisen, und sollten wir nicht als solche biblische Stücke die Klopstockischen, als die letzte Moralität Lessings Nathan betrachten dürfen, der hoffentlich ein unvergeßliches Denkmal unserer Literatur bleiben wird, wenn er auch nicht als streng poetisches Kunstwerk gelten soll. So haben wir auch Fastnachtsspiele in schriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die Ausbildung des Komischen freilich sind wir uns noch schuldig geblieben. Wie weit bei uns die grelle Mischung des Burlesken und Heiligen in den Mysterien ging, läßt sich nicht bestimmt sagen; mir ist der Art gar nichts bekannt, als das Bruchstück eines Osterspiels aus dem 15. Jahrhundert, das Wackernagel in seinem deutschen Lesebuche mitgetheilt hat[481]), und die späteren Stücke des 16. Jahrhunderts, wo die Einmischung des Komischen so wenig, wie die ganzen Stücke, mehr eine volksthümliche Entstehung verrathen, obwohl die Reste der Mysterien oder vielmehr Mysterien in ihrer ältesten Gestalt an verschiedenen Orten in Deutschland bis heute fortdauerten. Nicht allein ausdrückliche Erwähnungen von Osterspielen mit Narren im 15. Jahrhundert, sondern auch die Gewandtheit der launigen Darstellung in jenem Fragmente bei Wackernagel beweist aber, daß uns diese gemischte Gattung nicht fremd war. Die Entstehung ist auch zu natürlich. Die Geistlichen und Mönche hatten von je her Joculatoren und Lustigmacher in Klöster und Kirche zugelassen, sie brauchten sie vielfach für ihre Prozessionen, sie ließen ihre komischen Darstellungen in der Kirche zu; Handschriften von lateinischen Mysterien in Deutschland berichten ausdrücklich von den fahrenden Leuten, die aus der dramatischen und musikalischen Kunst ein Gewerbe machten. Markt und Messe mit all' ihren natürlichen und gekünstelten Unterhaltungen neben der Kirche gab zu der ernsten Feier das komische Zwischenspiel schon

481) Sp. 781.

in der Wirklichkeit. Das erwähnte Osterspiel bildet dieß ab: es wechseln ernste Sing- und Spruchstellen von dem Begräbniß und der Auferstehung Christs mit Marktscenen zwischen einem Kaufmann und seinem Diener, seinem Weibe und einigen Käuferinnen; ganz in dem derben Geschmacke des Possenspiels sind die Personen gehalten, häßliche Figuren, ein keifendes Weib, eine Prügelscene zwischen Mann und Weib u. dgl.[482]). Lange aber hat in Deutschland schwerlich die Verbindung von Mysterium und Possenspiel angehalten. Wir nahmen Alles zu ernst und gewissenhaft. Die Feste selbst trugen bei uns weniger den burlesken Charakter; wir wissen wenigstens nichts von Narren- und Eselsfesten der Art, wie sie in Frankreich gefeiert wurden, und es ist kaum eine Spur unter uns von den ausschweifenden Localfeiertagen, wie sie sich dort so oft finden. Wir schoben selbst die Fastnachtsspäße und die stehenden komischen Figuren im Lustspiele nach Cöln und nach Wien, in eben die Gränzländer, welche die ersten Narren aufstellten und den letzten Narrenorden festhielten, welche das Groteske und Burleske in unserer Literatur fast im ausschließlichen Besitze haben, nach jenem ganz eigenen Streben mit dem wir jedes Scharfe und Eigensinnige auch in den Verfassungsformen des Staates, in den religiösen Sekten und in Allem immer an die Gränze oder gar über die Gränze rückten. Welch eine ernsthafte Wendung gaben nicht lateinische und deutsche Priester bei uns der Fastenpredigt! Wie voll Unschuld sind unsere Weihnachtsfeste; wo es Prozessionen bei uns gab, sind sie sehr oft von Kindern aufgeführt! Und obgleich manche Eiferer heftig gegen die Fastnachtswuth in Deutschland schrieben, wie harmlos sieht doch wieder ein Agricola auf diese Fröhlichkeiten an St. Burchard und St. Martin, auf Pfingsten und Ostern hin, und meint, es gebühre dem Most um St. Burchard oder der Gans um St. Martin so gut eine fröhliche Ehre, wie den Heiligen eine ernste Verehrung! In Strasburg konnten Geilers

---

482) Dabei wird der Ritterton parodirt:

Fraue liebe fraue mein,
daß ir immer selig müßt sein,
vergib mir, daß ich dich habe geslagen
gar hartlich an deinen kragen u. s. w.

Predigten der lustigen Kirchweihfeier innerhalb der Kirche ein Ende machen! Wie bald ermäßigte Luthers tolerante Opposition gegen die Fastenmaskeraden ihren Misbrauch! Wie schnell gelang es Osiander, das bischen Uebermuth bei dem Nürnberger Schönbartlaufen ganz zu dämpfen! Unsere ganze Natur liebt die barocke Mischung von Scherz und Ernst wenig. Wir haben auch den Geschmack der Südländer, den Eindruck des Trauerspiels mit der Farce zu unterbrechen oder am Schluß zu vertreiben, Gottlob nicht getheilt; wir trennten auch sehr frühe das Fastnachtspiel selbstständig ab.

Der groteske Geschmack dieses aristophanischen Zeitalters erklärt mehr als irgend etwas sonst die Entstehung der dramatischen Form, auch ohne Vorbild des Antiken, aus dem Leben selbst. Es ist nichts so sehr seiner Natur nach subjectiv, als das Lächerliche. Wir sind dabei stets mit unserer Persönlichkeit thätig, und es gab Philosophen, die den Grund alles Lächerlichen nur in dem Stolze fanden, den wir bei Vergleichung unserer Vorzüge mit fremder Häßlichkeit oder fremder Thorheit und dergleichen empfinden. Nichts ist ferner seiner Natur nach so gegenwärtig, wie das Komische. Ueberlieferte Späße sind nur in Erneuung und Verjüngung schön; jede Dauer und Wiederholung vernichtet jeden Scherz; die Erinnerung schwächt ihn. Wir lachen ferner nur über das, was wir kennen, was uns lebendig umgibt; das Lustspiel kann sich unter Ungebildeten nicht mit fremden Sitten beschäftigen; es ist daher das natürliche Product einer Zeit, die ganz auf sich selbst gerichtet ist, und die ihre Laster als Thorheiten zu belachen geneigter ist, denn als Todsünden zu verfluchen. Nichts ist auch in seinen ersten Anfängen so plastisch. Körperliche Gebrechen und Auswüchse, Häßlichkeiten, die nicht von Schmerz begleitet sind, sind die ersten Gegenstände, die uns die Natur selbst zum Lachen darbietet; ihre Nachahmung, die übertriebene Nachäffung von Gebärden und Gesichtern, die Carricatur, das Groteske ist der erste Versuch, das Komische in die Kunst überzuführen. Daher ist der Teufel, der Satyr der neuen Zeit, welchen die plastische Stimmung der Zeit bald in der Wirklichkeit und auf Erden wandelnd dachte, die ursprünglichste Gestalt der neueren Carricatur und die komische Figur der himmlischen Bühne von uralter Zeit bis auf Göthe. Bei allen Schwän-

ken und Possenspielen dieser Zeit dürfen wir darum nie vergessen, die äußerste Entstellung und Verzerrung in den dargestellten Figuren hinzuzudenken, um den Effect, den diese oft witz- und geistlosen Dinge machten, etwas errathen zu können. Es ist endlich nichts so dialogisch, so dramatisch von Natur, wie das Komische. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen; wer zum Narren hält, muß sich wieder zum Narren halten lassen; und ganz recht sagt Falstaff, er sei nicht allein selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß es andere Leute werden. Das Komische hat daher die Gesprächsform seit ewigen Zeiten geliebt, die feine Ironie des Plato wie die so verschiedene Satyre des Lucian und des Horaz; und sogar die lateinischen Gedichte vom W und Fuchs häufen allen Witz auf die Unterredung.

Das Komische, das im Contraste sein ganzes Wesen hat, bildete sich schon innerhalb der ersten Ritterepen und innerhalb der feierlichen Mysterien im Gegensatz gegen diese selbst. Sobald es sich dialogisch und dramatisch gestaltet selbstständig abschied, erscheint es in einem gleichmäßigen Gegensatze gegen das Epos und das Trauerspiel. Das Epos ruht auf Tradition, das Lustspiel auf der Gegenwart; jenes wird durch jene seine Quelle ideal, dieses durch die seinige materiell; im Epos kam Alles darauf an, daß der Dichter seinen idealen Stoffen Wahrheit gab, im Lustspiele ist wie in der Satyre die Hauptsache, daß ein idealer Hintergrund gewonnen wird. Es steht aus Leben und Wirklichkeit auf, es hält diese in seinen Anfängen vergröbernd fest, es freut sich in diesem an und für sich rein unpoetischen Elemente, mit dem die Phantasie, des Dichters wirkende Kraft, kaum etwas zu thun haben kann; und wirklich haben auch sonst ganz unpoetische Nationen sich in diesem Gebiete nicht ohne Glück versucht. Ernste Menschen haben daher das absolute Possenspiel von jeher gern ganz verdammt, und es kann allerdings nur einen moralischen Werth, und auch diesen nur da haben, wo es in Zeiten trifft, in denen es einer ultrirten Sublimität in Religion und Literatur ein Gegengewicht halten, und aus Verirrungen in der Welt der Träume in die Wirklichkeit herabreißen will. In solch einer Zeit stehen wir jetzt, und wir erkennen, daß sich das Possenspiel mit seinen närrischen Figuren ganz natürlich auf dem Grunde jener Volksnarren und Schwänke aufbaute und ebenso den Mysterien

gegenübersteht, wie die Fastenpredigten dem gelehrten Sinn der Lateiner. Nachdem es im Bunde mit Satyre, Pasquill, Parodie und Schwank die Poesie und die Sprache alles Adels und aller idealen Würde entkleidet hatte, nachdem es bis in's Tiefste in alle Zustände der gemeinsten Wirklichkeit sich herumgetaffen hatte, fühlte man nachher erschreckt die Vulgarität der Natur und des Lebens, und sprang in der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder auf die Elemente der altritterlichen Zeit zurück und gestaltete aus ihren Stoffen das Trauerspiel, dessen Eigenheit es ist, daß es uns in einer unpoetischen Gegenwart die großen Bilder der Vergangenheit vorführt; denn so wenig das Lustspiel einen Gegenstand der Vergangenheit, so wenig trägt das Trauerspiel einen Stoff der Gegenwart. Auch hier also müssen wir geschichtlich diese derben Possen neben ihren Gegensätzen stellen, um sie nur erträglich zu finden; als poetische Erzeugnisse tragen sie nicht dieß Gegensätzliche in sich, wie sie sollten. Es gehörte durchaus nordische Sitte dazu, das rein Bäurische und Unschickliche auf die Länge in irgend einem Zweige zu ertragen. Die Italiener haben wohl auch in jenen derben Zeiten Bauernstücke in Bauernsprache, sie haben die Tancia des jungen Michel Angelo Buonarotti gehabt, allein man würde jetzt dazu keine Schauspieler mehr finden. In Deutschland aber haben wir Holbergische Schauspiele mit der rechten Entfernung von aller theatralischen Manier aufführen sehen, und in Weimar mochte man dem Begriff eines Hans Sachsischen Fastnachtspiels auf der Bühne nahe gekommen sein. Das südliche Lustspiel wagte sich später nicht mehr tiefer als zum Bedienten; in der Idylle sprang man zu seinen empfindsamen Schäfern einer anderen Welt über, während uns der Maler Müller noch spät im wahren Bauernkreise stellt und diesen Gegensatz gaben wir schon ganz frühe bei dem groben idyllischen Liede der östreichischen und schweizerischen Dichter an. Die Komödie hängt wie das Thiergedicht mit den untersten Stufen ihrer Natur nach zusammen und hält sich mehr oder minder in dieser Sphäre, je nach der bürgerlichen Freiheit der Völker. Sie ward in Italien und überhaupt im Süden so künstlerisch, so flach, und hing sich so an Knoten und Intrigue, wie auch die Thiererzählung dort in gar keinen Vergleich mit dem nordischen Reinhart Fuchs kommt; ihr innerer Werth in Athen sank mit dem

...neren Geschmack, wie der der römischen, als der Plautinische ... dem Horaz zu plump ward. In Frankreich und Spanien ...tete man das Lustspiel für das feinere Publikum zu, wie es ... wollte, Deutschland verschmähte es lieber überhaupt viel zu ...legen, so lange ihm nicht der Boden gegeben war, auf dem es ...deihliche Früchte versprechen konnte. Bei den gährenden Frei...sideen um die Reformationszeit war der Boden so ungünstig ...cht; allein im 15. Jahrhundert hatten unsere Fastnachtsspiele ...ch gar so viel mit den Anfängen zu kämpfen; später lösten sie ...ch gleichsam in Dialoge und Pasquille auf, da sie alles Be...streben nach einem Kunstwerth gegen das nach praktischer mo...mentaner Wirksamkeit aufgaben. Eine gründlichere Anlage aber ...t in den rohen Stücken des Rosenplüt und Hans Sachs nicht ...inen Augenblick zu verkennen, so wie diese ganze Zeit im Keime ...alles verspricht, was die neueste Zeit theilweise gehalten hat.

Die Stücke des Rosenplüt[483]) zeigen unsere Bühne allerdings in gar rohen Anfängen. Es sind Possen, oft nicht ohne ihre gute und ernste innere Bedeutsamkeit, wie wir schon oben bei Gelegenheit des Spiels vom Türken sehen konnten, die aber für Fastnacht entstanden sind, der Quelle unseres neueren Lustspiels, wie es die Bachusfeste und phallischen Gesänge für das des Alterhums waren. Vielleicht verräth auch dieß einen ganz geheimen Zusammenhang des Lustspiels mit dem Thierepos, dieser älteren Gestaltung des Komischen mit jener jüngeren. Warum soll es nicht erlaubt sein, bei Gelegenheit dieser Possen einen Einfall zu wagen, der vielleicht manchem närrisch vorkommen wird? Das Hofnarrenwesen haben schon andere als eine Vorstellung der ursprünglichen Menschengleichheit angesehen; die Licenz, die man sich zu Fastnacht erlaubte, stellte diese Freiheit gewiß noch mehr vor; man hat daher die Saturnalien der Römer so oft verglichen, die denselben Zweck hatten. Wie wenn der geheime Sinn der Fasten dahin gegangen wäre, auch die Thiere, die einzigen Sclaven der christlichen Welt (die auch das Judenthum mit ganz eigner Pietät in seinen Gesetzen bedacht hatte) und daher eben nur die Thiere, welche dem Menschen Dienste thun und nicht die

483) Cod. Lips. 58. Einzelnes ist in Gottscheds nöthigem Vorrath und in Tiecks deutschem Theater gedruckt.

Fische z. B., in diese allgemeine Freiheit einzuschließen und ihr Leben in dieser Zeit zu verschonen, wo der Mensch zwischen Feier und Ausgelassenheit wechselte, zwischen Erhabenheit und Erniedrigung, wo er von seinem Rechte etwas nachzulassen sich aufgefordert fühlen mußte, da an diesen Tagen Christus selbst, als er am göttlichsten war, sich zum Menschen, zum Opferthiere, zum Gespötte der Menge dahin gab! Dem aber sei wie ihm wolle, kurz die Mummereien an diesem Feste führten natürlich mit der Zeit auf regelmäßigere spaßige Aufführungen. Freiwillig wie die ersten Komödienspieler des Alterthums, sammelten sich wenige Leute (eigentliche Meistersänger gaben sich erst später, in Augsburg seit 1540, dazu her) zogen in das Haus eines Bekannten, eines freigebigen Reichen, und spielten ihm etwas vor, das seine freigebige Laune so zu steigern geeignet sein mußte, daß den Spielern, wie im Alterthum ein Faß Wein oder ein Bock zum Opferschmauße, eine gastliche Bewirthung zu Theil ward. Die Bühne wird gleich gemacht gewesen sein; es ging dabei wohl her, wie bei den Darstellungen des Sevillaner Goldschmieds Lope de Rueda, von denen Cervantes erzählt: die Spieler führten ihre ganze Garderobe in einem Sack mit, ein Paar Schäferkleider und Bärte, sie stellten vier Bänke ins Quadrat und legten ein Paar Bretter darauf; und das war Alles. Mit solchen Anfängen, durch Gesellen, Nachtwächter, Musikanten erneute sich unsere Bühne im 18. Jahrhundert, mit Intermezzen und sogar mit Mysterien um Fastnacht. Die Zoten und Unflätigkeiten, an denen man sich hier ergötzte, die man sich hier erlauben durfte, da man „zu Fastnacht fröhlicher sein dürfe als zu Karfreitag," und für die nur am Ende jedesmal um Entschuldigung gebeten wird, falls man es zu arg gemacht habe, reichen wohl an alles, was sonst in der deutschen Literatur Aehnliches existirt und vergleichen sich fast den ältesten italienischen Farcen, worin das über alle Begriffe geht. Die Inconvenienz, das Verspotten alles Schicklichen ist die Seele auch dieser Fastnachtspossen. Formell ist oft noch kaum das Schauspiel zu erkennen, Rosenplüt selbst nennt auch noch z. B. ein verirrendes Ausschreiben zu einem großen Turnier- und Hochzeitsfeste des Königs von England ein Fastnachtsspiel. An Intriguen ist bei den meisten der Rosenplütschen Stücke nicht zu denken, sie sind bloße Dialoge, wie das

von den sieben Meistern; blos eine Reihe von Rathschlägen, wie in dem Jüngling, der sich verheirathen will, und dann wird man an die Priameln erinnert, deren Rosenplüt sehr schöne gemacht hat; es ist etwa eine Jahrmarktsscene[484]); Käufer fragen die feilhaltenden Weiber mit versteckten Unfeinheiten nach dem Preise ihrer Linsen, Feigen und anderer Früchte, und diese Witze mochten für das damalige Interesse das sein, was die lebenden Epigramme, die Reime, die Jahrmarktsscenen und Zwischenspiele Göthes für das unsere; bearbeitete Schwänke mit einem Knoten sind bei ihm seltner, Kupplergeschichten und Ehescandale und bäurische Hochzeiten gelten dann hier und bei Hans Folz, Hans Sachs und Ayrer so gut als Lieblingsstücke, wie im Schwank. Keine Form ist aber in dem Schauspiel der ersten Zeiten häufiger, als die Prozeßform. Rosenplüt wendet sie einigemal an, um in die Ehegeheimnisse[485]) grundtief einzuweihen; und man kann es nicht leugnen, die dreist-unschuldige Miene, mit der diese Dinge behandelt werden, konnte sogar den ehrbaren Gottsched bewegen, ein Stück dieser Art drucken zu lassen. Aber auch außer diesen Fastnachtspielen, auch im Schauspiel überhaupt, auch in anderen Werken ward diese Form des Prozesses damals allgemein beliebt und blieb es noch lange Zeit. Man weiß, welch ein ungemein geschätztes Buch der Belial war. Wir erinnern uns, daß die Allegorien meist solche Klag- und Prozeßstücke waren, wie die Mohrin oder der Pfennig, und daß sie zum Theile der Schauspielform außerordentlich nahe kamen. Die große Komödie des Dante kann man aus diesem Gesichtspuncte betrachten. Der Prozeß des Sommers und Winters, die Klage des Knechtes Rupert gegen die Kinder[486]), also jene altfestlichen Aufführungen, die wir als die frühesten dramatischen Actionen ansehen können, gehören hierher. Komische Rechtsfälle waren so vielfach, erinnerten wir schon oben, die Stoffe der Schwänke; die alte Komödie des Aristophanes dreht sich mehrmals um einen Prozeß; der Wartburgkrieg, der Theophilus, der Salomon und

484) Ibid. p. 343.

485) So in dem Stück, das Gottsched 2. S. 62 abdrucken ließ; in dem Bauer mit dem Fleischgaden Cod. 88. p. 338.

486) Flögels Gesch. der kom. Lit. IV. S. 9.

Markolf, die man zum Theile mit Recht, aber nur nicht mit den rechten Gründen, als Rudimente des Schauspiels angesehen hat, alle sind solche Prozesse; die Lieblingsstücke aus der Bibel, Susanne, Haman, Hiob, aus der römischen Geschichte, Lucretia und Virginia nicht anders; die Todtentänze, das jüngste Gericht, Alles geht darauf hinaus; das erste Stück des Hans Sachs, der Venusberg ist ein solcher Handel, mehr noch eine Allegorie als ein Spiel, die so beliebten Urtheile des Paris, die Wettstreite der Götter gleichfalls; die englischen und französischen Moralitäten sind häufig nichts als Prozesse, gammer gortons needle eben so. Der Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei bei Jacob Ayrer könnte als Vertreter von allem diesem Einzelnen angesehen werden, so sehr wird da das gerichtliche Verfahren in beßter Form beobachtet. Diese Erscheinung zu erklären ist aus vielen Gesichtspuncten möglich. Der Prozeß, wie der Markt und Handel, jener durch seine Feierlichkeit noch mehr, sind die natürlichsten Vorbilder des Schauspiels im Leben selbst. In den Zeiten, wo sich das Drama ausbildete, war gerade der Juristenstand im schönsten Aufkommen; das Geschrei nach Gerechtigkeit und Auflösung der Gewalthaberei und Anarchie war allgemein; gerade in den Städten, wo das Schauspiel zuerst gepflegt ward, war ihr Einfluß und Ansehen am frühesten bedeutend, sie mischten sich in Alles und auch in die Literatur, und wir dürfen sie vielleicht zu diesem Zweige in einem Verhältnisse sehen, wie die Aerzte zu den närrischen natürlichen Philosophen und ihrem Gegensatze, den Astrologen, und den Poesien, die Beide repräsentirten. In Paris waren die Clercs de Bazoche lauter Juristen und diese standen im Gegensatze zu der Passionsbrüderschaft, dem Possenspiele vor. Was aber wichtiger ist, die ganze Zeit mühte sich mit Gedanken über die Schuld der Ureltern, über die große Prozeßsache Adams und Eva, über das unerbittliche jüngste Gericht ab; das Schauspiel lehnte sich mit seinen Anfängen gerade an das Fest, an dem Christus sein großes Gegengewicht gegen die Klage des Erzfeindes in die Schale gelegt hatte. Der Prozeß von Adam und Eva ist daher einer der gemeinsten Stoffe der Mysterien oder Moralitäten. Die parodirenden Fastnachtsspiele parodirten auch die Form. Es war gerade recht und stimmt mit den ganzen Richtungen der Zeit überein, daß man

im Leben und in der Schrift die Menschen an Urtheile über Thaten und Unthaten, über Recht und Unrecht, Tugend und Laster nach den Entscheidungsgründen der menschlichen Vernunft gewöhnte und von der blinden Furcht vor Gewalt in der Wirklichkeit und von Willkühr in dem letzten Spruche der Gottheit über das Heil der Seele erlöste. Bald werden wir bei Gelegenheit des Narrenschiffs sehen, wie es durchdrang, die menschlichen Fehler nicht mehr nach den dogmatischen Sätzen der Bibel allein zu verdammen, sondern nach der Natur und den Verhältnissen der Menschen selbst zu beurtheilen.

Die Initien unseres Schauspiels liegen fast allein in Nürnberg. Rosenplüt, Hans Folz, Hans Sachs, Probst, Ayrer bilden den Kern der Dramatiker des 15. und 16. Jahrhunderts. Der Barbier Hans Folz bildet der Zeit und seinen Schwänken und Fastnachtspielen nach eine natürliche Brücke von Rosenplüt zu Hans Sachs. Es ist mir zu wenig von ihm bekannt, und was mir bekannt ist, ist zu wenig von dem allgemeinen Anstriche dieser Dichtungen, von ihrer großen Rohheit und Ungenießbarkeit, verschieden, als daß ich mich bei ihm aufhalten könnte. Was auch andere über ihn geschrieben haben, ist nicht zur Benutzung und kaum zur Nachweisung tauglich[487]. Von Hans Sachs handeln wir später. Seine Spiele sind im Anfang noch von der losen Natur der Rosenplütischen; dann adoptirt er die klassische Form und ist in so fern epochemachend. Dazu haben ihn die terenzischen Stücke und später noch näher die scenica progymnasmata des Reuchlin, die er 1531 übersetzte[488]), den Anlaß gegeben. Erst seit der Uebersetzung des Terenz treffen wir in Deutschland ordentlich in Acte und Scenen abgetheilte Stücke.

Die Einführung des antiken Lustspiels ward in Deutschland mit größrer Innigkeit betrieben, als irgendwo sonst. Die Stücke der Rhoswitha, die durch Celtes (1501) bekannt wurden, mußten natürlich die Humanisten zur Lectüre des Terenz nicht nur, sondern auch zur Nachahmung auffordern. Celtes selbst war darin nicht glücklich. Das angeführte Stück des Reuchlin aber[489]),

487) In Meusels histor. lit. bibl. Mag. IV. S. 118 sqq.

488) Ein Comedi mit 10 Pers. zu recidiren Doctor Reuchlins im Latein gemacht, der Henno.

489) Abgedruckt bei Gottsched im zweiten Band.

das schon früher, 1497, in Heidelberg in dem Hause des berühmten Johann Kämmerer von Dalberg war aufgeführt worden, und 1498 im Drucke erschien, ist ganz vortrefflich für die Vermittlung des Alten und Neuen, denn es behandelt in der klassischen Form und Regelmäßigkeit einen durchaus deutschen Stoff. Auch später haben Locher, Hegendorf u. A. versucht, in lateinischen Stücken das Deutsche und Antike sich die Hand reichen zu lassen, allein mit weit geringerem Glücke. Schon vor Reuchlin dagegen hatte man angefangen, auf Schulen und Universitäten lateinische Komödien aufführen zu lassen, um die Schüler im Conversationslatein zu üben, und in demselben Jahre 1497 wurden in Augsburg dergleichen ausdrücklich in diesem Zwecke gedruckt und von der Jugend dargestellt[490]. Auf allen Schulen interessirten sich seitdem die Humanisten, selbst Melanchthon, für diese Sitte; und man ließ sogar deutsche Stücke im 16. Jahrhundert schon zu. Da die Schulen in Norddeutschland sich schneller und weiter verbreiteten und solider wurzelten als im Süden, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist, so ward dieß eine Hauptursache, warum das Schauspiel gleich im 16. Jahrhundert, obgleich seine Entstehung und erste literarische Begründung in Nürnberg so ausschließlich lag, im Norden von Deutschland weit allgemeiner wurde. Wir haben schon oben gehört, daß die letzten mystischen Religionswerke in Niederdeutschland noch einmal so bevorzugend gepflegt wurden; auch die Mysterien gehörten darunter, und so treffen wir in Eisenach und Bautzen auf die ersten Darstellungen in Deutschland. Aber auch die Gegensätze gegen diese Heiligkeiten, die Eulenspiegel und Reinecke Fuchs, gingen von Niederdeutschland aus, und die Possenspiele schlossen sich natürlich an. Auf vielen norddeutschen Schulen hören wir daher frühe von scenischen Vorstellungen, wie denn die Schulactus bekanntlich ihren großen Antheil an der Ausbildung des Schauspiels haben; in Zwickau gab man noch im 15. Jahrhundert die terenzischen Stücke mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen, die dem des Lateins Unkundigen das Verständniß ein wenig öffnen sollten[491]; man richtete den lateini-

490) J. G. Boioarii Comoediae utilissime omnem latini sermonis elegantiam continentes.

491) Gottscheds nöthiger Vorrath I. S. 38.

schen Terenz, wie z. B. Joh. Agricola that, mit mehr Sorgfalt als Anderes zum leichten Schulgebrauche zu; in Magdeburg war nächst Nürnberg wohl ein Hauptsitz für die ersten regelmäßigen Darstellungen; in Zwickau stellte Paul Rebhuhn, einer der ersten kunstmäßigeren Bearbeitrr deutscher Spiele, seine Stücke, die er zum Nutzen der Jugend geschrieben, mit Bürgern vor[492]); in Hildesheim, in Lüneburg finden wir im 16. Jahrhundert fürstliche Personen mit dramatischer Dichtung beschäftigt; in hochdeutsche Stücke fand in einzelnen Personen der platte Dialect Eingang, wie denn die Volksmundarten in dem italienischen Lustspiel bekanntlich eine Hauptbelustigung ausmachen; in Leipzig entdeckte Gottsched zu seiner Freude um 1520 die ersten Spuren dramatischer Dichtung; und kurz wir werden es später genauer sehen können, wie sich das Schauspiel nach Norden hauptsächlich hinzog. Hier also haben wir zu den vielen Gegensätzen, welche die Literatur dieser Zeiten zu der frühern bildet, auch den hauptsächlichen, daß sich nun im großen Zuge die Masse der Producte nach dem Norden hinzieht, wie sie bisher fast blos im Süden war. Allmählig werden wir namentlich in den Grenzlanden fast im Kreise herumgedreht und werden nach und nach Schlesien, Sachsen, Preußen und den ganzen Nordosten mit der Schweiz eben so vor der neuen Concentration der Literatur in Deutschlands Mitte betrachten müssen, wie wir zunächst nach jener Concentration im 13. Jahrhundert das Nordwestende und Oestreich ins Auge faßten.

Hans Nydhardt hat 1486 die erste Uebersetzung eines Stückes von Terenz, des Eunuchs, in Ulm drucken lassen[493]). Sie ist ganz in der harten, aber kernigen Weise des Niclas Wyle übertragen. Sein Beispiel munterte 1499 einen Anderen zur vollständigen Uebersetzung des Terenz auf[494]), obgleich einige dem Nydhardt die Uebersetzung der heidnischen Stücke übelgenommen hatten. Der entschiedne Geschmack aber an Lustspielen, der mit dem Heimischen so verwandte Geist der römischen Comödie

492) Ebend. S. 66.

493) S. bei Gottsched I. S. 37.

494) Terentius der hochgelert und aller bruchlichst Poet von Latien zu Tütsch transferiert &c. Straßb. 1499.

machte, daß diese ersten Uebersetzer so gut wie ein späterer Clemens Stephan von Buchaw, der den Eunuch und die Andria 1554 in Reimen vertirte und den noch späteren Reimübersetzern Episcopus (1568) und Bapst (1596) vorging, eine scharfe Opposition gegen die überchristlichen und hypermoralischen Eiferer gegen diese Heiden und ihre derben Späße bildeten. Albrecht von Eyb gab sein Ansehn hinzu und übersetzte 1511 die Menächmen und den Bacchides des Plautus[495]), zugleich mit der Philogenia des Ugolino von Parma, die nachher auch in Schimpf und Ernst überging. 1539 konnte schon ein neuer Uebersetzer des Terenz, Valentin Boltz[496]), gegen die ungelehrten und verwöhnten Theologen erklären, daß er aus der weltfreudigen, schimpflichen, fleischlichen Materie der Heiden das Evangelium habe verstehen lernen und doch nicht ihren Glauben und Leichtfertigkeit angenommen; Gott habe uns die schöne Kunst durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott selbst. Dieser traf aber auch schon in die Zeiten, wo Lucian schon lange (seit Niclas von Wyle und mehreres 1516 durch Dietrich von Pleningen) bekannt, von Hutten so selbstständig benutzt, von Hans Sachs gebraucht war, wo dieser schon Gott weiß woher, sogar den Plutus von Aristophanes (1531) behandelt hatte, wo Hamm, Muschler und Greff (1535) einzelne Stücke des Terenz und Plautus weiter verbreitet, wo Boner seinen Fleiß auf so viele Autoren verwandt hatte, vieles einzelne von Plutarch und von Cicero verbreitet ward, wo Männer wie Murner, Pirkheimer, Spalatin und Schwarzenberg zum Uebersetzen griffen, wo Cicero seinen großen Einfluß auf die Männer geübt hatte, die von der barbarischen Schulphilosophie rückkehrten, wo Hans Sachs in seiner Weise den Geist der Alten unter das Volk breitete. So war durch das ganze 16. Jahrhundert die Thätigkeit für diese alten Komiker rege. Nicht allein aus dem Alterthum unsere Bühne

---

495) Zwo Comödien des synreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo und Bachide. Nachvolgen die Comödien Ugolini, Philogenia genannt. Geteutscht durch den wirdigen und hochgelerten Herrn Albrecht von Eyb, Doctor 1537. Es gibt aber ältere Ausgaben von 1511, die ich nicht sah.

496) P. Terentii Aphri sechs verteutschte Comedien 2c. Tübingen 1544.

zu bereichern, sondern auch aus der Fremde was gleich anfänglich unser Bestreben, so daß also wie im Liede, so vielleicht noch früher in diesem Zweige, das Entlehnen von außen her, die Rückkehr von der originalen Dichtung zu der fremden sich so frühe vorbereitete. Bei Jacob Ayrer werden wir schon das vielfache Anlehnen an das fremde Theater finden; die Philogenia nannte ich schon vorhin; sogar aus Spanien haben wir schon 1520 ein Stück übersetzt. Es ist die Celestina des Rodrigo Cota und seiner Fortsetzer[497]), die 1501 in Sevilla gedruckt ward und bei dem damaligen Zusammenhang Deutschlands und Spaniens und bei der Berühmtheit, die das Werk erlangte, leicht zu uns überwandern konnte.

4. Satyren, Narrenschiff und Reinecke Fuchs.

Es ist Zeit, daß wir uns nach Betrachtung der Veränderungen in Epopöe und Lyrik auch wieder nach unserer Didaktik umsehen. Wir haben diesen Zweig gleich bei dem ersten Wegwenden unserer Literatur von der Ritterpoesie so bedeutend gefunden und von so fruchtbarer Einwirkung auf die moralische Natur der Nation, daß wir von selbst errathen, er werde in einer Zeit, die sich so lebhaft mit ihrer Sittenreinigung beschäftigte, neue Früchte getragen haben. Wir hatten bemerkt, daß sich die Lehrpoesie nach den kleineren Stücken des Freidank und Stricker bis zu dem Umfang des Renners sammelte; dann ging sie wieder in Beispiele und Fabeln auseinander und brachte eine ungeheure Masse von moralischen Anecdoten und Erzählungen aus dem ganzen Gebiete der alten Geschichte und Cultur zu den länger bekannten der Bibel zusammen. Durch die ewige Wiederholung dieser Musterbeispiele des Handelns und der Gesinnung in Versen und in Prosa erhielt die Nation einen solchen Schatz von Weisheit, von gesundem Sinn, von ächter Lebenspraxis, von tüchtiger Nahrung für Herz und Geist noch zu dem, was davon aus Predigt und Christenthum schon lange im Volke lebte, daß

497) Ain hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menschen, ainem Ritter Calixtus und ainer edlen junkfrawen Melibia genannt ꝛc. Augsp. 1520. Dieze (Uebersetzung des Velasquez S. 330) hat nicht gewußt, daß dieß Stück ins Deutsche übersetzt ist.

die Wirkungen, die dieß in der Reformationszeit haben mußte, sehr schwer zu überschlagen sind. Es ist nicht oft, es ist nur in solchen totalen Revolutionen der Fall, daß die Kräfte, daß namentlich auch die intellectuellen Kräfte jedes Einzelnen in Anspruch genommen werden. In der Reformation sollte aber Jeder dem eigenen Urtheil in einer Sache folgen, in der es sich oft um den Leib, immer um die Seele handelte, er sollte sich dann nach eignem Wissen und Gewissen entscheiden. Wie gut war es da, daß eine wirkliche Virtuosität in Lebensklugheit, eine wirkliche moralische Intelligenz durch die Nation ging, so daß man wohl sieht, nur in Deutschland war so viel Sitte bei so viel physischer Gesundheit und Kraft, daß eine Regeneration, wie die in der Reformationszeit möglich ward. Daß in der That diese Sicherheit der Gesinnung im ganzen Volke lag, zeigt die Aufnahme unserer Lehrgedichte und zeigen diese Lehrgedichte selbst. Es sollte doch schwer sein, in so vielen großen und kleinen didactischen Poesien oder Lehrsätzen, außer den natürlichen Befangenheiten der Zeiten, eigentliche Verkehrtheiten und Verschrobenheiten zu finden. Selbst jener mystischen Zeit des 14. Jahrhunderts hielt man sogleich das richtige Gegengewicht; und ihre Wiederkehr im 15ten rief nur die desto gründlichere Reaction hervor. In diesem Kampfe selbst sehen wir z. B. ein moralisches Lehrgedicht von Vintler liegen, das ich hier nachzuholen habe. Es kann zugleich zeigen, wie geringe Köpfe damals in diesem Fache, aber auch mit welcher guten Natur sie schrieben.

Das Buch der Tugend von Hans Vintler zeigt mehrfach einen Uebergang von der mehr religiösen und theoretischen zu der practischen moralischen Lehre, von der Schilderung von Laster und Tugend an Beispielen aus der Vergangenheit zu der Darstellung der Gegenwart und ihrer Gebrechen. Es ist schon 1411 geschrieben und ich hätte es bereits unter mehreren Titeln erwähnen können. Im Anfange erinnert es ganz an die Beispielsammlungen, an das Schachzabelbuch und dgl. Es ist auf dem Grunde der flores virtutum erwachsen, der Verfasser „klaubt" aber aus aller Welt Büchern, da er selbst, wie er sagt „hüpscher vindeler" ist, alle möglichen Lehren und Beispiele zu-

sammen [498]), aus den Geschichten von Alexander und Rom, den Gesten, der Bibel, den Heiligen und Kirchenvätern, den Klassikern, dem Buche der Natur u. s. w. und flicht dieß alles kunst- und anspruchslos zusammen. Fast wie im Schachzabelbuch ist der Dichter in der ersten Hälfte seines Buchs übertrieben bescheiden, ruft jeden Augenblick den Himmel in jenem gezwungenen Tone der Erhabenheit und feierlichen Andacht an, daß ihn der Wind des heiligen Geistes anwehen und ihm in seinem Werke helfen möge. Alles hält sich in Allgemeinheit; er geht eine Reihe von Lastern, Tugenden und Leidenschaften durch, gibt Definitionen und Lehren mit Belegstellen aus den verschiedensten Autoritäten, wo dann der Vortrag Aehnlichkeit mit dem Laiendoctrinal hat; es folgt dann gewöhnlich eine Figur oder Vergleichung dieser Tugenden oder Laster mit den Gegenständen und Erzählungen einer gefabelten Zoologie, und dann einige Beispiele und Anecdoten, die der Mehrzahl nach aus der römischen Geschichte und dem Leben der Altväter entnommen, also sehr verschiedenartig unter sich sind. Die ganze Behandlung mahnt mehr an die mystischen Figurenbücher, mit denen das Buch auch gleichzeitig entstanden ist; die im Anfang ganz entschiedene Entfernung von allem Bezuge der Lehren oder der Exempel auf die Lage der Zeit macht zuerst geneigt, das Buch geradehin unter die obenbesprochenen Beispielsammlungen zu stellen, die davon ebenso entfernt sind. Allein allmählig legt der Verfasser seine Rückhaltung ab; fast furchtsam spricht er hier und da von Schmeichlern und Bauern mit einem Blick auf die Zeitgenossen, und von der Unfreigebigkeit der Fürsten, zieht sich aber sogleich zurück, und will seinen Athem sparen, wo er nichts besser kann [499]). Weiterhin aber

---

498) Ausg. von 1485. a. 3.

> Ich han durchsucht flores virtutum
> das do ein welsches Buch ist,
> das han ich gemacht zu diser frist,
> das es teutsche zung vernympt —
> auch han ich daz darzu gemacht,
> vil mange ler und abenteur,
> die zu tugent gebent steur,
> die hän ich pracht all zu eynander u. s. w.

499) Ebend. f. 6.:

geht er allmählig in einen ganz anderen Ton über, läßt die Beispiele der Vergangenheit fast ganz fallen und die Sprüche seltner werden, wendet sich ganz auf seine lebendige Umgebung und Zeit und geißelt ihre Fehler mit völliger Verleugnung der früheren Scheu. Hier erinnert er eben so sehr wie vorher an den Geschmack der Mystiker, an den der Satyriker, an Brandt und in einigen Stellen, wo er seine Lehren auf Sprüchwörter und die dazu gehörigen Holzschnitte bezieht, an Murner[500]); und da das Buch 1485 gedruckt und wohl damals erst mehr bekannt ward (obgleich es nie zu großer Wirksamkeit gekommen zu sein scheint), so versparte ich seine Erwähnung bis hierher. Der Hauptgegenstand seiner moralischen Kritik in diesen letzten Theilen ist die Hoffahrt der Hauptstände und der Frauen und der herrschende Aberglaube. Die Geistlichen und ihren Prunk greift er vorsichtiger an; gegen den Adel aber spricht er den allgemeinen Grimm der damaligen untern Stände aus. Statt dem Schirm, den er Armen und Reichen gewähren solle, sagt er, sieht man den Adel die Armen scheren, das machen sie zu ihrer eigenen Schande zu ihrem Amte, so daß man sie halten sollte wie die Hunde, damit sie zur Besinnung kämen. Er belegt diese Edelleute, die ihre Ehre um Gut dahingeben, mit einem derben Schimpfnamen, findet ihrer drei einen Bauern werth und meint, sie wüßten viel besser, wie der Mist den Acker düngt, als was Adel sei. Wie die Fledermaus schöben sie sich davon, wo es gelte, das Land zu vertheidigen oder Steuer zu zahlen. Adel erbt nicht von Vater und Ahn, denn was nützet einem die Gesundheit seines Vaters, wenn er selber siech ist? Aber so viele meinen nun, ihre Ehre von ihrem Gelde zu haben; wer tugendlich lebt, ist der Leute

---

So ist aber yetz mancher herr,
der do nit will haben wird noch er,
daz belaib also bei seinem alten sit,
wan ich mag es doch gewenden nit,
und ich mich denn vast darumb swenb,
und verleuß die weil all mein zend,
wer legt mir denn ab den schaden mein,
davon so will ich mit gemach sein.

500) Ebd. y, 5. 6. Wucherer blasen sich den Staub ins Auge; und dann:
„wer sich gern mischet unter die Ley,
den fressen die seu mit dem prey."

Spott, wer am besten fluchen kann, den hat man für einen guten Gesellen, und wer übermüthig sich gebärden und Bosheit treiben kann, den schreibt man in der Fürsten Rath. Wer sich anderen zum Gelächter Preis gibt mit allerhand Narrenwerk, der trägt unter den anderen Narren und Eselsohren die Ehre; wer wie ein Unsinniger schreit, das soll jetzt höfisch sein, und damit sie sich untereinander zu Narren machen können, ohne daß sich ein anderer einmische, haben etliche Junker eine neue Sprache unter sich erfunden, die man rothwälsch nennt. Wohl haben aber die Alten recht gesagt: wenn der Abt die Würfel führt, so spielen die Mönche. Thäten unsere Herren recht, so würde man ihnen folgen; aber so gilt jetzt alles für recht, was sie thun, und trüge einer eine Sauhaut, man würde es um die Wette nachahmen. So sind wir denn wie die Affen, und wollte Mancher, der nach Wunderbarem übers Meer fährt, zu mir kommen, ich wollte ihm Wunder übergenug zeigen an Aermelwerk, an Zotten und Kappen. Denn die Thoren im Lande tragen allerhand Narrenplunder und die Frauen tragen zweiellenlange Schleppen im Koth und an der Mütze sechsellenlange Lappen; sie wollen Alles tragen und thun, was die Männer thun und tragen, und alles noch ärger und mehr, und doch ists der alten Weisen Spruch, daß, wo der Bischoff den Kreisel schlägt, und wo der Ritter Bücher schreibt, und wo der Mönch den Harnisch trägt, und die Jungfrau zu Roß den Schützen spielt, und wo Nonnen und Beginen nach Hofe fahren, die Männer spinnen, die Kinder Bären spitzen, da Alles verkehrt und nicht in Ordnung sei. Als ein guter Geselle will ich strafen, was die Frauen verunehrt, denn die Frommen sind es werth, daß man sie warne; aber es sind so viele arme Edelfrauen, die gleich der Fürstin in Perlen und Spangen gehen wollen, und haben nicht so viel in der Küche, um einen Hahn damit groß zu ziehen; und haben doch die Alten gesagt, wenn die Mücke ein Hühnerei legen wolle, so seis ihr Tod; und ist es doch auf meinen Eid wahr, daß kein Gewand schöner kleide als die Demuth. — Besonders lehrreich ist Vintler dann über den mannichfachen Unglauben oder Aberglauben der Zeit. Teufelbannen, Schatzgraben, Wahrsagen aus Vogelschrei, aus Träumen, aus der Feuerflamme, den Linien der Hand und aus Loosbüchern, der Glaube an die Frau Bertha mit der langen Nase,

an Unglückstage, an die Begegnung von Glücks= oder Unglücksthieren, Abgötterei mit falschen Götzen, dem Teufel, mit Sonne, Mond und Sternen, Verzauberungen und Sympathien, Schirm= und Zauberformeln, Verwahrungsgebräuche vor Unglück und Glaube an glückliche Vorzeichen, Viehsegen, Geomantie, Todtenbeschwörungen, Wunderkuren, Verzückungen, All das führt er mit so mannichfaltigem Detail an, daß diese Stelle als eine klassische für dieß Thema gelten kann. Der Dichter, eine gar gute Seele, verräth an dieser Stelle so viel frommen Aerger, als sonst frommen Glauben an Legenden und Heiligengeschichten. Sollte ein altes Weib, das sich der Zauberei rühmt, Gott gebieten können, so wäre er nicht für einen Gott zu halten, sagt er. Mancher heilige Mann, weiß er, hat große Arbeit darum gehabt, bis ihn Gott einmal der Eröffnung irgend eines Geheimnisses würdigte, wie sollte er sich zum Knechte eines alten Weibes machen!

Dieses Werk nun kommt noch in seiner Form mehr auf den Renner hinaus; wir wollen dicht daneben das Narrenschiff von Sebastian Brant (1494) betrachten[501]), um zu sehen, wie der Charakter der Reformationszeit auch das Lehrgedicht formell ganz umgestaltete. Ich lasse hier eine Reihe von anderen moralisirenden Werken bei Seite, weil es mir weiterhin, bei dem wachsenden Umfange der Quellen immer mehr auf das Ausscheiden des Wichtigsten ankommt. Das Narrenschiff steht in der Mitte von einer Menge didaktischer Werke, die zum Theile aus dem deutschen Alterthume hervorgesucht, zum Theile Uebersetzungen und Originale sind. Ich hebe nur dieß Eine heraus, das der Form und der Materie nach in dieser Zeit selbst wurzelt, in der es entsteht. Was man in jener Zeit von moralisirenden Werken erreichen konnte, ward im Druck verjüngt. Der Renner zwar ward im 15. Jahrhundert nur vielfach abgeschrieben, oder, nach dem Hange der Zeit, verkürzt und in einzelnen Sprüchen ausgezogen[502]); alles aber, was sich als kürzeres Beispiel empfahl, fand Verbreitung im Drucke. Boner ist bekanntlich eines der ersten Producte der Druckerkunst, die Fabeln des Aesop ebenso;

501) Ueber das Liter. und über den Verf. vergl. Flögels Gesch. der kom. Lit. t. 3. S. 101. Jördens s. v. Brant. Strobels neue Beitr. u. I.

502) So in Cod. Pal. N. 471.

und so wurden schon 1520 die sogenannten Cyrillischen Fabeln, die im 15. Jahrhundert mehrmals lateinisch (speculum sapientiae) waren gedruckt worden, in Prosa übersetzt[503]). Später (1571) wurden sie von Daniel Holzmann ebenso durch Versificirung verschlechtert, wie die alten prosaischen Terenze um dieselbe Zeit das ähnliche Schicksal erlitten; und spät im 18. Jahrhundert suchte sie dann Meißner noch einmal hervor. Die einzelnen Sittensprüche des Cato, Facetus, Freidank wurden hervorgesucht; ja Seb. Brant selbst machte sich um deren Bekanntwerdung verdient; wenigstens schreibt man ihm eine Reihe solcher Ausgaben oder Uebersetzungen zu[504]), obwohl man dabei vorsichtig sein muß, indem sein Name sehr bald im In- und Auslande einen so guten Klang erhielt, daß man ihm fälschlich und in Buchdruckerspeculation Werke zuschrieb, bei uns das geistlose Buch von den losen Füchsen dieser Welt[505]), und in Paris die regnards traversants etc. von Bouchet[506]). So viel ist übrigens gewiß, daß Brant sich vielfach mit diesen kurzen Sprüchen beschäftigt hat, daß wir von ihm neben Rosenplüts die schönsten Priameln aus dieser Zeit haben[507]), daß sein größeres Werk überall dieß Studium verräth, da es neben den ähnlichen Werken des Murner und neben den ausdrücklichen Sammlungen der Agricola, Frank und Bebel eine Hauptquelle für das deutsche Sprüchwort ist. Auch selbstständig haben wir solche catonische Lehrgedichte (z. B. an den Kaiser Max eine fürstlich-soldatische Sittenlehre[508])) aus der damaligen Zeit. Die Gesten, das Schachzabelbuch, die weisen Meister, der Valerius Maximus

---

503) Spiegel der wysheit, durch kurtzwylige fabeln, viel schöner sittlicher und christlicher lere angebende, im jar Christi MDXX uß dem latin vertütscht. (Basel).

504) De moribus et facetiis mense; transl. in teuthon. per Seb. Brant. 1490. Liber Faceti de moribus juvenum per Seb. Brant. 1499. Liber Moreti, docens mores juvenum in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi, per Seb. Brant. 1509. Die erste Ausgabe seines Freidank ist vón 1508 Straßb.

505) Ich habe eine Ausgabe gesehen Frankfurt, im jar 46, welche den niederländischen Text und Druck vor 31 Jahren entstanden sein läßt.

506) Flögels Geschichte der kom. Lit. 3. S. 136.

507) In Strobels neuen Beiträgen.

508) Im deutschen Museum. 1779. I. S. 267.

des Muglin, Vintler, das Buch der Weisen, die Uebersetzung des Diogenes Laertius (Augsb. 1490), Albrecht von Eybe's Spiegel der Sitten und seine lateinische margarita, die Uebersetzung des schon 1471 lateinisch gedruckten, später von Brant empfohlenen speculum humanae vitae von Steinhöwel, der in vielfacher literarischer Thätigkeit und vielseitigem Interesse sich unter dem Stande der Aerzte neben den Juristen Brant stellen darf, all diese Werke müssen wir mit ihren mannichfaltigen Geschichten und Belehrungen in der Vorstellung halten, um zu begreifen wie Brant in seinem Narrenschiffe auf ein weites Gebiet anecdotischer Geschichte nur anspielen, wie er die Bekanntschaft damit bei seinen Lesern voraussetzen darf und eine sichtbare Abneigung vor dem Erzählen und Ausführen verrathen kann. Die Menschen schwankten damals so vielfältig zwischen den verschiedenen altritterlichen und neubürgerlichen, den rein christlichen und den humanistischen Lebensansichten, es konnten daher so verschiedne Werke, wie die Fabeln des Boner und das Buch der Weisen gleiche Aufnahme finden. Brant selbst konnte noch Heiligengeschichten und lateinische Gedichte zum Lobe der Maria machen, eine Ausgabe des hortulus animae mit Wimpheling besorgen und ihn nachher (1507) sogar übersetzen; er konnte sich für eine Ausgabe der Werke des Felix Hämmerlein und zugleich für Regeln der Tischzucht interessiren. Es ist daher gar kein Wunder, daß z. B. ein Buch wie der Ritter vom Thurn [509]) gleichzeitig mit dem Narrenschiff entstehen und noch ein Publicum finden konnte, ein Buch, das aus einem französischen Originale des 14. Jahrhunderts von dem Ritter Marquart von Stein (1493) übersetzt ward, das überall seine Entstehung im 14. Jahrhundert und im Adelstande verräth, das noch einmal die alte Sittenmoral, die Convenienz, die Sitte beim Aufstehen, bei der Morgenandacht und dergleichen predigt, das neben den frivolen Schwänken, welche diese Zeit liebt, noch einmal die wunderlichsten und thörichtsten Legenden, den einfältigsten Geisterspuk und Visionen bringt, das eine förmliche Frauenschule enthält und dieser Zeit bietet, welche die alte Achtung der Weiber fast mit dem Gegentheile vertauscht

509) Der Ritter vom Turn, von den Exemplen der gotsforcht und erberkeit. Basel 1493. Später in das Buch der Liebe aufgenommen unter dem Titel: Spiegel der Tugend.

hat, sich wenigstens darin gefällt, das Weib als den Hauptrepräsentanten der Hoffart, des Grundfehlers dieser rohen Jahrhunderte, darzustellen und zu schmähen. — Wenn in den bezeichneten Werken schon ein Aufschluß über Brants Manier und über manches Auffällige seiner Ansichten liegt, so führen andre Werke wieder von andern Seiten näher zu ihm. Das Verderben der einzelnen politischen oder moralischen Stände zu schildern, war seit dem Renner und dem Schachbuch ein Lieblingsthema geworden; die Wolfsklagen sind in jenen Zeiten ein ganz stehender Artikel. Allerdings hat Brant diese Betrachtungen erst neu autorisirt, und bald nach ihm zeigen die verschiedensten Werke, Joseph Grünbecks Spiegel der natürlichen himmlischen und prophetischen Sehungen aller Trübsal und Angst, die über alle Stände und Geschlechter in der Kürze ergehen werde (1508), oder das niederdeutsche Gedicht von dem Laufe der Welt (1509), oder das Buch vom Hofleben (1497), oder Dietrich von Pleningens Schrift über die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande, oder Pamphil Gengenbachs Gespräch über die Thorheiten der verschiedenen Alterstufen, (1519), oder die letzte Hälfte von Eybe's Sittenspiegel (1511), wie beliebt und eindringend diese Betrachtungsweise damals war; und dieß hat auch seinen natürlichen Grund in der ganzen Lage des Lebens, die uns das Narrenschiff fast ihrem ganzen Umfange nach eben so gründlich kennen lehrt, wie wir früher vom Thomasin und vom Renner urtheilten, da wir sie ihren Zeiten gegenüber betrachteten.

Was Erasmus im Lobe der Narrheit ironisch pries, das verdammt Sebastian Brant in seinem Schiff von Narragonien in gradem Eifer. Er sieht sich rings in einer Welt von Menschen, die nachdem sie die conventionellen Vorschriften der höfischen Moral umgestoßen und den Damm der Hemmnisse der menschlichen Natur durchbrochen hatten, nun mit zügelloser Licenz dem Triebe der ungezähmtesten Natur den vollsten Lauf ließen. Es ist eines der charakteristischsten Capitel des Narrenschiffs das von den groben Narren. Es geht direct gegen die Classe von Narren und Schwänken, die wir oben heraushoben. Ein neuer Heiliger, sagt Brant, ist aufgestanden, er heißt Grobian, den jetzt jeder feiern will, und ehren an allen Orten mit schändlichen wüsten Worten, Weisen und Werken; man wähnt das in Scherz

zu ziehen und doch ist wenig Glimpf dabei. Der Narr hat jetzt die Sau bei den Ohren und schüttelt sie, daß ihr die Sauglocke klingt und sie ihm den Moringer singt; sie hat jetzt allein den Tanz. Man schont nicht Gott und Ehrbarkeit, man spricht von allen wüsten Dingen, und wer der schandbarste ist, dem beut man ein Glas Wein und lacht seiner, daß das Haus schüttert, und bittet ihn daß er noch eins erzähle und preist seinen Schwank und seine Kurzweiligkeit, und dünkt sich keine schönere Freude auf Erden zu haben, denn als gute Gesellen fröhlich zu prassen und zu schreien, und die kleine Zeit mit Lust zu vertreiben. Wer solche Werke treiben kann, wie der Pfaffe von Kalenberg oder der Mönch Ylsan, der meint jetzt ein ganzer Mann zu sein [510]). Um der Pfaffen Rede kümmert man sich nicht, denn wäre es alles Sünde was sie so nennen, so trieben sie es nicht selber. Auch Geiler meint, die Schwankerzähler würden einst ihre Schwänke der Hölle zu erzählen haben. Es ist etwas Großes, sich einem so reißenden Strome, wie gerade diese Richtung war, entgegen stellen zu wollen. Diese Absicht hat Brant gehabt und Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff eifert geradezu gegen die, welche Narrheit und Sünde mit der Natur entschuldigen wollen;

---

510)

Wer yetz kan treiben sollich werk, als treib der pfaff vom kalenbergk,
oder münch Eylsam mit seym bart, der meynt er tüg eyn gute fart.
Mancher der treibt solch weiß und wort, wann die Orestes sech und hort,
der doch was aller synnen on, er sprech, es hetts keyn synniger geton.
Sufer-ins-dorff ist worden blyndt, das schafft das bawren drunken syndt;
Herr Ellerkuntz den vorbantz hat, mit wüst genug und selten satt.
Eyn yeder narr will sewwerk treiben, das man ym laß die büchsen bleiben,
die man umbfürt mit eselsschmer, die eselsbüchß würt selten ler,
wie wol eyn yeder dreyn wil greiffen, und do mit schmyern sein sackpfeiffen;
die grobheit ist yetzt kumen auß, und wont gar noch in yedem Hauß,
das man nit vil vernunft me treibt; was man yetz redet oder schreibt,
das ist als auß der büchßen genomen, voraus wenn prasser zammen kumen,
so hebt die sew die metten an, die dreymzeit ist im eselthon,
die tertz ist von Sant Grobian, Hutmacherknecht singen die sext,
von groben Fyltzen ist der text, die wüst rott sitzet in der non,
Schlemmer und Demmer darzu gon, darnach die saw zur vesper klingt,
unflat und Schamperyon dann singt, dann würt sie machen complet,
wenn man all voll gesungen hett.

denn man soll, sagt er, gegen die physische Natur nach dem Gesetze der Vernunft ankämpfen, die Vernunft sei unsere wahre Natur. Ich sage, es ist etwas Großes, sich gegen eine solche Richtung zu stemmen und ist es um so mehr, je weniger es mit dem Uebersprung in die entgegengesetzte Richtung geschieht; je mehr der Vernunft gegenüber, deren Recht man verficht, auch der Natur ihre Rechte gelassen werden. Es ist wahr, der wackere Steuermann des Narrenschiffs neigt hier und da zu den ascetischen Ansichten des Mönchthums. Er vertheidigt noch den Ablaß. Er liebt den Einsiedler, der an heimlicher Stätte sein Leben Gott weiht; er eifert mit Geiler gegen die, welche derer spotten, die Recht thun und in Weisheit still leben wollen, die sie mit dem Spottnamen der Duckmäuser und Karthäuser belegen, die sie verhöhnen als ob sie Tag und Nacht auf den Knien lägen und mit Beten und Fasten an Gott verzweifelten. Es ist wahr, er nimmt es mit den weltlichen Freuden gar zu strenge. Der Tanz sagt er, ist die Quelle vieles Unraths, der Vorläufer der Unlauterkeit, das Ende aller Ehrbarkeit, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernst so nahe ist, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Er wirft die Nachtaufzüge und Ständchen weit von sich weg, er zürnt gegen die Trinker und vollen Narren, sogar gegen das Scheibenschießen und gegen die Jagd, und gegen das Spiel, dem sich nun Pfaffen, Adel und Bürger, und sogar in Männergesellschaft die Weiber hingeben. Allein die rigorosere Moral liegt nur in einzelnen Stellen und wird durch die Grundansicht des ganzen Gedichtes verwischt. Ich erinnere daran, zu welchen oft widersprechenden Lebensregeln die älteren Moralisten durch die Lehren des strengen Christenthums und der freiern Klugheitsregel des Menschenverkehrs gebracht wurden. Man könnte im Brant die nämlichen Gegensätze nachweisen, und gegen jene ascetischeren Sätze aufführen, wie er lehrt Scherz verstehen, mit den Wölfen heulen, mit den Jägern hetzen, mit den Keglern aufsetzen; wie er die Eltern warnt, sich nicht ihren Kindern durch zu frühes Ueberlassen ihres Vermögens in die Hände zu geben; wie er Anschläge und Absichten klug zu verheimlichen anräth, und das Trau, Schau, Wem empfiehlt, da Treu und Vertrauen jetzt mißlich sei. Allein es ist das Eigenthümliche des Narrenschiffs, daß diese alten Gegensätze darin mehr verschwinden und überall die Versöhnung zwi-

schen der christlichen und humanen Moral den Hintergrund bildet. Brant ist weit davon entfernt, in der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte der Maria eine Quelle der Sündenvergebung zu finden. Er ist kein Freund von Heilthümern und Reliquien, und eifert gegen die reichen Bettelmönche, die Stirnenstößer und Stationirer, die auf allen Kirchweihen herumliegen und bethlehemitisches Heu und Bileams Eselsgebein, und Federn von St. Michaels Flügeln und einen Zügel von St. Georgs Roß oder die Buntschuhe St. Clarens feil bieten. Man soll nicht auf Gottes Gnade bauen, sagt er, ohne an seine Gerechtigkeit zu denken; man soll nicht hoffen, daß uns Gott Stimme mit Gewalt zu ihm ziehe, ohne daß wir uns selbst darnach schicken; man soll nicht in Sünden verharren im Vertrauen auf Gottes Langmuth, nicht Gott in den Bart greifen und mit ihm scherzen wollen, als ob er das vertrüge. Man soll auch nicht mit Halbheit und mit Lauheit auszureichen meinen, nicht auf dem Wege der Tugend sich umsehen nach den Fleischtöpfen Aegyptens; man soll nicht auf Gottes Lohn ohne Arbeit hoffen, sondern recht thun und beharren; und nicht Besserung aufschieben und cras, cras, das Lied der Raben, singen: dasselbige Morgen komme dann oft nimmermehr. Brant sieht vielmehr weit gründlicher und häufiger nach der practischen Tugend der antiken Welt aus und betrachtet Tugend und Laster nach der menschlichen Weise der Alten. Indem er die Laster überhaupt als Narrheiten bezeichnet, zieht er sie in den Kreis der menschlichen Beurtheilung herab und entnimmt sie der willkührlichen Strafbestimmnng des Dogmas oder eines eifrigen Gottes. Geiler scheidet zwischen der Narrheit, die eine Folge von Ungeschicklichkeit und Gebrechen der Natur ist, und der, die aus der Richtung der Sinne auf äußere Vergnügungen folgt; die letzte ist die, von der Er und Brant handelt, sie ist Sünde und wird durch den Mangel des bösen Willens, wie durch den Trieb der Natur nicht entschuldigt. Wie noch immer die Hoffart, das Zuviel, das Ueberheben, die Maaslosigkeit der Grundfehler dieser Zeiten ist und von Brant dafür erkannt wird, wie von Hugo von Trimberg, so sieht doch Brant gegen Hugo diesen Fehler ungefähr in dem Verhältnisse, wie Aristoteles die Unenthaltsamkeit (ἀκρασία) gegen die Unmäßigkeit (ἀκολασία); er sieht keine Absicht und keinen Vorsatz in der Sünde, sondern nur Mangel an Kraft

und an Selbsterkenntniß; er sieht darin nicht eine absolute Schlechtigkeit, die im Voraus in den Grund der Hölle verdammt sei, wie der Renner wohl noch thut, sondern er sieht darin nur eine Thorheit, mit der sich der Mensch unter Menschen erniedrige. Brant zeigt das Laster nicht, wie jene mystischen Tugendspiegel alle thun, als etwas darum Verabscheuungswerthes, weil es von Gott bestraft wird, sondern als etwas der menschlichen Vernunft widersprechendes und daher belachenswerthes. Er will mit dem Gefühl der Menschenwürde bessern, und nicht mit dem der Strafwürdigkeit und der Gewissensangst; und dieß eben ist die Quelle der Wirkung des Lustspiels und der Satyre, daß wir alle menschlichen Gebrechen verächtlich und dann belachenswerth finden, sobald wir sie als etwas uns selbst herabwürdigendes betrachten, das unserer Bestimmung und Natur zuwider ist, und das uns in widersinnige Bestrebungen hinreißt. Sobald wir auch das Böse auf diesem Wege betrachten, sind wir auf dem Wege der Selbsterkenntniß, wir erkennen uns bald als Narren und sind dann bald geheilt [511]), denn die Scham ist ein weit tüchtigerer Förderer der Besserung als die Furcht. Die düstere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des zelotischen Christenthums des Mittelalters und die Lehre des alten Testaments den verschüchterten Sünder versetzten, sprang nothwendig von Verzweiflung zu Vergessen und Leichtsinn und von diesem zu jener über und hinderten an allem Gleichmaaß des sittlichen Lebens, wie es noch heute in allen nichtgesitteten und ausgearteten Nationen der Fall ist. Diese Zeiten festigten in unserer Nation unvertilgbar jenen Sittenernst und jene Zucht und Scham, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als andern Nationen verloren ging. Wir tilgten jene sklavische Furcht vor einer despotischen Strafgeißel, und sahen die Sünde lieber einem Ideal menschlicher Würde, als einem Strafcodex von Pfaffen gegenüber, so wie die Alten thaten, die der menschlichen Schwächen menschlich spotteten, und nur Todsünde und Frevel

511) Wer recht in narrenspiegel sicht, wer sich recht spiegelt der lert wol,
das er nit weiß sich achten sol, nit uff sich halten das nit ist,
dann nyemant ist, dem nütz gebrist, oder der worlich sprechen tar,
daß er sy weyß und nit ein narr; dann wer sich für ein narren acht,
der ist bald zu eym wysen gemacht.

von den Göttern unversöhnlich verfolgt darstellten. So weist Brant in zahllosen Beispielen auf die moralische Weisheit der Griechen zurück, leitet in seinen Winken, wie schon der Renner, auf die Beispiele edler Freundschaft unter den Alten hin, die jetzt von Selbstsucht und Eigennutz verdrängt sind; auf die Lehre und Erziehung der Kinder, die sich die Väter damals, die sich die Peleus und Philipp angelegen sein ließen; auf die gesunde Seele im gesunden Körper; auf die Keuschheit der Penelope und Lucretia, die ächte Weisheit des Plato, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates und des Fabricius glückliche Armut. Der Kern seiner Lehre geht daher auf Selbsterkenntniß [512]) aus, den Mittelpunkt der antiken Moral; sein Buch heißt daher in gewissen Ausgaben eben so wohl der Narrenspiegel; er hält seiner Zeit und sich selbst wie ein ächter Freund den Spiegel vor, der luglos und truglos die wahre Gestalt zeigt [513]), und im schroffsten Gegensatze gegen die einstige ritterliche Zeit und jene höflichen Dichter, die Alles im Guten und Beßten aufnahmen, nimmt er Alles hart, streng und scharf, sieht alles Einzelne im schlimmen Lichte, will an allem Einzelnen bessern und setzt sich daher selbst mit in sein Narrenschiff, er hat aber auch Vertrauen auf das Ganze, in so trostlosem Zustande er es sieht. Er geht wie die Reformatoren zu Felde gegen die unfruchtbare Scholastik und die faule Mystik, gegen den Misbrauch der Gelehrsamkeit und gegen das moralische Verliegen, gegen die hohen Worte ohne begleitende Handlungen; denn viele giebt es, wie Geiler beifügt, die da predigen und sagen, aber nichts thun; viele Lesmeister, wenige Lebmeister; Leute die Anderen viel Korns sagen und selber Hunger leiden. Es gilt diesen Männern nicht um die einseitige Ausbildung des Gemüthes, wie der Ritterwelt, und nicht um die einseitige Ausbildung des Verstandes, wie den bisherigen scholastischen Zeiten, sondern um die der

512) Es hat kein Weiser nye begert,
das er möcht rich sein hie uff erd,
sunder, das er lert kennen sich.

513) Im Capitel vom Wahrheit reden:
Warheit ert man durch alle Land; der Narren freud ist Spott und Schand.
Ich bin offt gerennet an, weil ich diß Schiff gezymeret han,
ich sol es doch ein wenig verhen und nit mit eychen rinden gerben,
sunder mit lynden safft auch schmyren, und etlich ding etwas glosyren,
aber ich liess sie all erfryren, das ich anders dann wahrheit seyt.

Vernunft; es gilt ihnen nicht um zerstreutes Wissen, das fruchtlos für das Herz ist, sondern um die Weisheit, die der Seele Ordnung ist. Er zürnt daher gegen die eitle Kunst der Wahrsagerei, des Vogelgeschreies, des Charakteresagens, der Nigromantie und Astrologie, die den Lauf der Planeten befragt, ob dieser Tag zum Schacher gut sei; und gegen die Betrugskünste der Alchymisterei, wie über allen Aberglauben und Quacksalberei. Er verwirft sogar die Mathematik und alle physischen Wissenschaften, unwillig über die Herabsetzung der moralischen, die den Menschen zunächst berühren; Archimedes sei hoch erfahren in diesen Künsten gewesen und doch konnte er nicht sein Ende „ausecken"; diese Wissenschaften seien wahr und gewiß, aber ein Thor sei, wer es gering wäge, daß er fremde Dinge wissen wolle, ehe er sich selbst kenne, und das Erdreich ausmesse ehe er das himmlische suche. Er mag von Erdkunde nichts wissen, im Unmuth, daß man sich einer blinden Reisewuth damals hingab; ehemals reisten Ulyß und Pythagoras, Plato und Apollonius um Weisheit, und dem wolle er auch heute nachsehen, der weite Landfahrten anträte, damit er an Weisheit zunähme. Er achtet nicht auf viele Kunst, mit der man nur nach Hoffart und Gewinn stelle, wer weise ist, der kann Kunst genug, und unklug scheinen ihm die, die nach Paris und Bologna reisen, als ob nicht auch in Deutschland genug Vernunft und Weisheit wäre[514]), denn die Zeiten seien nicht mehr, wo man über See in Athen allein die Lehre fand. Nur zu viel scheinen ihm der Bücher jetzt im deutschen Lande; von zu vielem Studiren wird man, sagt er, ein Phantast. Die Drucker drucken Practiken und Weissagungen, und Alles was man ihnen bringt ohne Wahl, und was man von Schanden singt und saget. Sie befördern falschen Glauben und Ketzerei, thun sich selber Schaden und Schande und mancher druckt sich aus dem Lande hinaus[515]). Das Verderb durch die einreißende Bücher- und Druckerwuth dünkt dem guten Brant so ungeheuer, daß er darum besonders auf den Endchrist zu vermuthen sich veranlaßt findet; was würde der verständige Mann erst heute sagen? Je mehr sich die Bücher ins Unendliche mehren, sagt er vortrefflich, desto min-

514) Im Capitel vom Endchrist.

515) Im Capitel von Ueberhebung der Hoffarth.

der achtet man ihrer und jeder ächten Lehre. Nie waren so viel Schulen und Gelehrte und so wenige Achtung der Kunst; die Gelehrten müssen sich ihres Standes schämen[516]) und man zieht die Bauern hervor. Er bezeichnet damit die allgemeine weltliche Betriebsamkeit gegen die geistige, das Rennen nach falschen Ehren, nach dem Triebe der Hoffart, nicht nach der Weisheit, wem Gaumen die wahren Güter wohl schmecken, die nicht Essen und Trinken sind, sondern Werke die gleichförmig sind mit der Vernunft. Ein löblich Ding ist der Adel, und der Reichthum lobe sich, doch das Alles hinfällig, und nichts ewig und bleibend als die Güter des Geistes. Nach langem Leben zu trachten ist thöricht, denn hier ist nichts als Trauer, Kurzfreud und Wollust; den Pfennig vor Weisheit zu achten, ist unsinnig, und doch nimmt man Alles nach Geld, und wägt jeden nach seiner Tasche; die Narrheit zwingt jetzt Fürsten und Land, daß sie die Weisheit verlassen und nur den Nutzen suchen; und doch stand es einst besser im Lande, als die Regenten weise waren und gelehrte und greise Räthe um sich sammelten. Nun aber mag Niemand von ernsten Dingen reden hören; die Sackpfeife ist des Narren Spiel und Zeichen und er achtet nicht auf Harfe und Laute; selig aber ist der, der stets die mahnende Stimme in sich trägt und dem nachdenkenden Herzen des Weisen nachtrachtet, und nicht wie der Narr auf die Pfeife hört, der trotz Singen und Sagen, trotz Ziehen und Bitten nicht von seinen eilf Augen kommt und um keine Straflehre etwas gibt. Jeder dünkt sich nun allein weise, und allein gut; trachtet wohl bei andern zu löschen, da es bei ihm selber brennt, stößt sich, selbst ein Narr, an andern; strebt „abgenrichtig" immer nach etwas besonderm und sucht alleinläufig Wege, wo keine sind. Rath hören ist jetzt verschmäht, unbedacht stürzt sich jeder — und das ist aller Narren Gebrauch — nach dem Neuen und immer Neuem. Sie denken nicht weiter als von der Nase bis zum Mund; sie stürzen sich muthwillig in Händel und Prozesse, vertrauen daß man das Recht biegen werde wie

516) Man fyndt yetz vil iunger pfaffen, die als vil konnen als die Affen, und nement doch selsorg uff sich, da man kaum eym vertraut ein vich. wissen als vil vom kirchregyeren, als müllers esel kan quintyeren.
Im Capitel vom Geistlich werden.

Wachs, und denken nicht, daß sie zuletzt der Hase sind, der in der Schreiber Pfeffer kommt, die aus ihren Sächlein bald eine Sache, aus dem Quellchen einen Bach zu machen wissen. Denn der Schreiber ist wie der Reiter, er nimmt heimlich wie jener öffentlich, mit der Feder was jener mit der Lanze; der eine wagt seinen Leib ins Trockne und Nasse, der andere seine Seele ins Dintenfaß. Hoffahrt und Uebermut treibt auch jeden höher als er steht; mancher will nun von Adel sein, dessen Vater noch „Bumble bum" mit dem Küferwerk umging; mancher will ein Doctor sein, weil er einen rothen Rock anhat; mancher rühmt sich seiner Reisen in Norwegen und Granada, und im Pfefferland, der nie weiter vom Hause kam, als wo er riechen konnte, wenn seine Mutter einen Pfannekuchen backte. Die Handwerksknechte wollen Meister sein; die Meister tragen ihren kleinen Gewinn in die Zeche. Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in strohenen Hütten. Nun aber sind sie aufs Weintrinken gefallen, sie stecken sich in Schulden so theuer ihr Korn ist, sie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung schaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß sein, der Edelmann frei, der Graf gefürstet, der Fürst gekrönt. Der Bauer trägt seidne Kleider und goldne Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer wie die Gräfin, der Adel hat keinen Vorrang mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab, oder er wirft sich auf Betrug und Judenwerk, oder er spitzt sich auf eine reiche Erbschaft, und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit seinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menschen durch See und Unwetter, der Neid kocht seine eigenen Glieder. Geld gilt vor Ehre, Ehrbarkeit und Weisheit sind verlassen. Wer nach Geld strebt, achtet nicht Sünde und Mord, nicht Schande und Verrath. Die Gerechtigkeit wird feil, durch Geld käme mancher ans Seil, wenn er sich nicht durch Geld vom Seile erlöste, denn nur die kleinen Diebe hängt man, die Bremsen kleben nicht in dem Spinngewebe. Ehedem war Armut lieb und werth, da noch alles Gut gemein war, in der goldnen Zeit der Erde. Sie ist eine Gabe von Gott, sie kann

nichts verlieren, und weit hin schwimmet wer nackt ist. Der Arme singt frei durch den Wald, ihm entfällt nichts, er hat die Freiheit zu fordern; bei Armut, bei dem dürftigen Curius und Fabricius, fand man von jeher weiseren Rath als bei Reichen; sie ist das Fundament aller Dinge, der Anfang aller Stände, sie hat alle Städte gebaut, alle Künste erfunden, alle Ehren erzeugt. Sie ist bei allen Völkern werth gewesen, und vor allen bei den Griechen, die mit ihr Städte und Länder bezwangen. Aristides, Epaminondas, Homer, Sokrates waren arm. Alles Große floß aus Armut, Rom kam von Hirten, ward wohl regiert von Bauern, und ward zerrissen, als es reich ward. Auch Crösus wäre durch Armut nicht untergegangen, führt er an, und auch an andern Orten lehrt er die alten Sätze von dem Zielpunkte des Glückes und dem Neide der Gottheit. Der Herr sprach: Euch sei weh und leid ihr Reichen, ihr habt hier eure Freude in eurem Besitze, selig sind die Armen mit freiem Muthe. Richte sich Niemand auf Reichthum, denn wie der Adler gewinnt er Federn und fliegt wie der Wind davon. Wäre Reichthum das beste, so wäre Christus nicht der Aermste gewesen. Höre Hoffahrt, ruft der Dichter, der in diesen Stellen allein einen höheren Schwung nimmt und sich an Stellen der Alten oder Thomasins erhebt, es kommt dir die Stunde, da du aus deinem eignen Munde sprichst: was bringt mein hoher Muth, wenn ich hier sitze in Trübsal und Leid? was hilft mich Geld und Reichthum, der Welt Ehr und Ruhm? es ist alles nichts als ein Schatten gewesen und im Nu ist es dahin. Wohl dem der dieß verachtet hat und das Ewige betrachtet. Wir sehen nicht den Tod vor, da uns doch die Stunde gesetzt ist, wir wissen nicht wann und wo und wie! wir sterben alle und fließen hin wie Wasser zur Erde, und darum sind wir Thoren, daß wir uns nicht rüsten zum Tode, dem wir nicht entrinnen können. Der Weinkauf ist schon getrunken, der Handel ist nicht rückgängig zu machen. Die erste Stunde brachte auch die letzte, und der den ersten geschaffen hat, wußte daß auch der letzte sterben werde. Aber die Narrheit färbt uns, daß wir nicht denken, es werde uns der Tod nicht lassen, und nicht unseres schönen Haares schonen und nicht unserer grünen Kränze und Kronen. Denn der Tod spart keinen, nicht jung und alt, nicht Adel und Stamm, er erschüttert mit gleichem Fuße der Könige Saal und die Hütten der Hirten, er

achtet nicht Pomp und Gewalt; Thoren wir, die wir täglich fliehen, dem wir nicht entrinnen können; Thoren, die wir allzusehr trauern um den Geschiednen und ihm die Ruhe misgönnen, nach welcher wir alle streben, denn keiner fährt zu früh dahin, wo er ewig sein muß, ja geschieht manchem wohl, daß ihn Gott zeitig abruft. Der Tod nahm manchen von Trübsal und Pein, befreite manchen Gefangenen, und während das Glück ungleich Gut und Besitz austheilt, macht der Tod alles gleich, ein unbestochener Richter; er ist allein der Niemanden schont und Niemanden je gehorsam ward. Thoren auch, die wir kostbare Gräber, und Mausoleen und Pyramiden thürmen; alle Erde ist gesegnet von Gott, wohl liegt der, der wohl starb. Der Himmel deckt manchen Todten, der sich unter keinem Grabstein streckt; wie könnte der ein schöneres Grabmahl haben, dem das Gestirn von oben leuchtet! Gott findet die Gebeine zu seiner Zeit, daß er sie dem Körper wieder gebe. Wer wohl gestorben ist, deß Grab ist das Höchste.

So mäßig und besonnen sich Brant gegen die rohen, alle Zucht und Anstand verletzenden Sitten der Zeit setzte, ohne selbst allzusehr in den rohen Ton zu verfallen, worin es seine Nachfolger im 16. Jahrhundert alle versahen; so ruhig er dem weltlichen Treiben und Jagen das Glück der Bedürfnißlosigkeit entgegenhält, eben so gemäßigt, obgleich feurig, nimmt er sich der öffentlichen Dinge an, und steht auch da gleichsam als der letzte, der dem Revolutionseifer nicht verfiel und nicht das Kind mit dem Bade verschüttete. Wenn ich die Säumniß und Schande in allen Landen und unter allen Ständen sehe, sagt er, es wäre kein Wunder, wenn ich die Augen voll Thränen hätte, daß der Christenglaube so schmählich abnimmt. Er mindert sich von Tag zu Tag, die Ketzer haben ihn halb zerrissen und zerstört, dann Mahomet, der unserm Glauben Asien und Afrika entriß und jetzt Europa bedroht und schon, nicht zufrieden mit dem Besitze des Meeres, auch die Donau besetzt hat. Wir haben den Feind an dem Thor und wollen schlafend sterben, der Wolf ist im Stalle und der Hirte schläft. Die vier schwesterlichen Patriarchenstädte von Rom sind dahin, bald wird es auch ans Haupt kommen. Dieß ist unserer Thaten Schuld; keiner nimmt am andern Antheil und es wird uns gehen wie den Ochsen der Fabel. Jeder greift nur nach seiner Mauer, ob die kalt sei, und kümmert sich nicht um den

Brand beim Nachbar. Die Pforten Europas sind offen, auf allen Seiten droht der rastlose Feind, nach Christenblut dürstend. O Rom, da du Könige hattest, warst du lange Jahre eigen; als dich das Volk regirte, warst du in Freiheit glücklich; als aber Bürger wider Bürger focht und des gemeinen Nutzens Niemand achtete, da zerging deine Pracht, du warst den Kaisern unterthan und nahmst stets ab, wie der Mond schwindet. Wollte Gott, daß du dem Monde ganz gleich seist und auch wieder wüchsest. Nun aber meint ja keiner etwas zu haben, wenn er nicht dem römischen Reiche etwas abbricht; die Städte achten des Kaisers nicht mehr, jeder Fürst bricht der Gans eine Feder aus. Seht doch, ihr Fürsten, um Gottes Willen, was zuletzt daraus werden soll: sinkt das Reich, so bleibt ihr nicht ewig! Einhelligkeit in der Gemeinde macht alle Dinge blühen, aber durch Zwietracht wird auch das Mächtige zerstört. Der Deutschen Lob war einst hoch in Ehren, und sie haben sich durch ihren Ruhm das Kaiserthum erworben, jetzt aber denken sie nur darauf, wie sie das Reich vernichten wollen. Gestattet nicht, ihr Herrscher, solche Schande, sondern stehet dem Reiche zu, so mag das Schiff noch aufrecht gehen: ihr habt einen König, der euch wohl führt mit Ritterschild, der der Krone werth ist, in dessen Hand die heilige Erde leicht kommen, und der das Unternehmen auch beginnen wird, wenn er nur euch trauen darf. Werft ab solche Schmach und Spott; eines kleinen Heeres waltet Gott, und noch sind Christen genug, die ganze Welt zu gewinnen, wenn nur Treue, Friede und Liebe herrscht. Wacht auf und schlaft nicht, wie der Steurer beim Sturm, steht auf aus euren Träumen, wahrlich die Art steht am Baum. Ich mahne alle Stände, nicht zu thun, wie die Schiffleute, die sich streiten, dieweil sie in Wind und Wetter sind. Wer Ohren hat der höre, das Schiff schwankt im Meer, es ist bald Nacht um uns geworden, thut ihr die ihr durch Gott an der Spitze steht, was euch ziemt, daß Sonne und Mond nicht gänzlich untergehen.

Wie genau Sebastian Brant das Bedürfniß und den Geschmack der Zeiten getroffen hatte, beweisen so viele Humanisten, die damals lateinische verwandte Schriften schrieben, beweist Trithemius, der ausdrücklich zweifelt ob etwas Zeitgemäßes und Angemessneres damals geschrieben wurde, als das Narrenschiff, be-

weisen die ungeheuren Wirkungen die das Buch gemacht hat. Wie das Werk selbst nach und nach entstanden ist (was man aus einem Kapitel das jetztin der Mitte etwa steht, bemerken kann, wo Brant einmal äußert, er wäre nun schier zu Ende), so wurden nachher von Andern nachträgliche Kapitel geliefert, wie z. B. in dem Bettelorden, oder die Form bei neuen Gelegenheiten adoptirt, wie in dem Narrenschiff vom Buntschuh (1514). Eines so offenbaren Nachahmers ferner, wie Murner, wer er auch sonst sei, brauchte sich Brant immer nicht zu schämen. Das Narrenschiff ist mit dem Eulenspiegel eines der ersten deutschen Originale, das im Auslande anerkannt ward, das nicht nur zweimal, von Locher und Jodocus Badius ins Lateinische, das auch dreimal ins Französische, ins Plattdeutsche, Englische und Holländische übersetzt ist, seiner Verbreitung nach also gleichfalls den District der Reformation hält wie der Reinhart Fuchs, indem der Süden zwar die Fastenprediger und den burlesken Geschmack der damaligen Zeit theilte, aber nicht den Ernst der germanischen Stämme und ihr neues Leben. Das Narrenschiff ward in unzähligen Ausgaben verbreitet, verfälscht, interpolirt, bearbeitet und sogar commentirt. Einer der stärksten Geister der Zeit, der berühmte Geiler von Kaisersberg, wählte sich die Themata der Kapitel des Narrenschiffs zu eben so vielen Predigttexten. Dieß war an sich nichts Neues und Auffallendes; denn es hatten Andre über Facetus Sprüche, es hatte Geiler selbst über das Gedicht eines Bauern, wie jetzt über das eines Doktors schon früher gepredigt; allein der ganz weltliche Gegenstand, die Unverholenheit der Sittencensur, das Aufsehen, welches das Original selbst machte, machten auch diese Predigten Geilers auffallender als andre. Zahllose vortreffliche Prediger wetteiferten damals in practischer Tendenz, aber des Volkes Sprache laut zu vertheidigen war Geiler voran, und heftig sprach er gegen die Lateiner, die ihr auswendig gelerntes Zeug herplapperten wie die Schulknaben, und kaum selbst die Grammatik verstehen[516],

---

516) In der Vorrede der Strasb. Ausg. von 1520. Ich wil geschweigen, wan sie von in selber reden solten, so ist es das ungeordnetest, bitterest, ungeschmackst, grobest, barbarest, ungesaltzest ding, wan du hörtest es, das du schweren möchtest, daz es weder latin noch tütsch wer und iedermann muß verstan, das sie bi regulen der grammatica nit wissen, bis cleine kind kunnen u. s. w.

geschweige daß das Volk sie verstehen sollte. Wir wissen, daß die Predigten Geilers vor Luther fast die ganze Erbauungsliteratur der früheren Zeit umstießen; welch eine Empfehlung mußten diese Predigten, die 1498 gehalten wurden, für das Narrenschiff sein. Von der kühnen Freimüthigkeit dieser Schriften bis zu den Briefen der dunklen Männer war nur ein kleiner Schritt, und dann folgte in Einem Zuge diese maaslose Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, so daß das Narrenschiff, obwohl es gegen die Zügellosigkeit im Leben anging, die Zügellosigkeit in der Literatur doch gleichsam eröffnet.

Daß dieser ungemeinen Wirksamkeit die Formlosigkeit des Buches nicht entgegenstand, beweist wie groß der Ungeschmack der Zeit war, die zwischen Prosa und Poesie nicht mehr schied. Fast kann man im Narrenschiffe nichts Poetisches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und den Reim. Dem fühlte sich nachher jeder gewachsen, und Jeder reimte dann auch zunächst im Tone des Narrenschiffs hin [518]) über Alles was ihm vorkam. Der satyrische Ton war der ganzen Generation angeboren; man kann über den Reichthum des Witzes und der satyrischen Sprache in Geilers und Paulis Schriften nicht genug erstaunen, und wenn je in Deutschland die komische Literatur wieder unter ähnlichen politischen Aufregungen einen ähnlichen Schwung erhalten und eine Lücke unserer Poesie ausfüllen sollte, die man thörichterweise aus dem ernsten Charakter der Nation für ein ewiges Vacuum erklären wollte, statt daß man die Ursache in der bürgerlichen Lage des Vaterlandes gesucht hätte, die kaum des Spottes werth scheint, wenn, sag ich, je diese Lücke ausgefüllt werden soll, so müssen unsere jungen Poeten hier zuerst Volkswitz *lernen*, falls sich dieser erlernen läßt, sie müssen hier den unermeßlichen Reichthum der Sprache und die ganze Fülle ihrer satyrischen Gewalt ergründen, sie müssen von den Brant und Hutten lernen, wie man etwas gelernt haben muß, wie sie das Wissen der Zeit

---

518) Hutten betrachtet das Werk als eine ganz neue Erscheinung: so wenig war man in den höheren Ständen mehr an deutsche Verse gewöhnt:

Brantus ab iis paulum semotus considet oris,
qui Germana nova carmina lege facit,
barbaraque in numeros compellit verba ligatos etc.

und die Lage der Zeit gleichmäßig umspannen müßten, ehe sie aristophanische Form und klassische Versglätte über nichtswürdige Stoffe breiten, die kein vernünftiger Mensch einer Silbe für werth hält. Wie traurig ist es, daß wir ewig in diesem Misverhältniß der äußern Form und des innern Werthes in unserer Literatur verharren mußten! Wie dieser Brant die Gebrechen, und Hans Sachs die Gestalt, und Hutten die Kräfte und das Bestreben der damaligen Zeit kannten, wäre ein Muster für immer, wenn sie nicht in ungenießbarer Sprache stammelten — und heute dagegen, wie viele Gewandtheit der Sprache und Gelenkigkeit des Wissens! nur wenn aus allem ein Gewinn für die Seele oder auch nur ein practischer Nutzen gezogen werden soll, dann fühlt man bis zum Schmerz, wie aller Gemeinsinn und alles, was rein menschliche Regung ist, in gezwungenem oder freiwilligem Schlafe liegt. Indem sich Brant dem Bedürfnisse der Zeit hingab, es ganz in sich aufnahm, und nun ohne allen eigentlichen poetischen Beruf dieß Gedicht, mehr aus Lectüre, scheint mir, und mit mühsamem Fleiße, als mit unmittelbarem Talente niederschrieb, ward er von so ungewöhnlicher Bedeutung für das Leben und selbst für die Geschichte der Poesie. So wenig geht jedes ernste Bestreben verloren, so unbewußt es sein mag. Denn das hätte Brant gewiß nicht gehofft, daß er eine Epoche in der Literatur machen würde, und die hat er gleichwohl gemacht. Die didactische Poesie trat durch ihn in die Satyre über und sie bleibt, so lange der satyrische Geist national fortdauert, ausgeschlossen, bis etwa auf den Froschmäusler. Dieser Uebergang ist durch nichts anders gemacht, diese neue Form durch nichts anders gewonnen, als wodurch auch das Schauspiel geworden ist, durch die streng subjective Wirkung und den geraden Bezug auf die Gegenwart. Das moralische Gedicht wird sogleich zur Satyre, sobald es Sitte lehrt nach dem Bedürfnisse der Umgebung und die Motive dazu aus dem wahren Vortheil derselben hernimmt; denn sogleich zeigt es alles Tadelnswerthe als widersinnig und geräth trotz dem ernstesten Tone, den es festhalten mag, in satyrischen Eifer. Wer im Thomasin die Stellen vergleicht, wo er das System verläßt und geschichtliche Gegenstände und Zustände seiner Zeit bespricht, wer im Renner die Predigten und allgemeinen Lamentationen mit den Abschnitten vergleicht, wo er die Fehler der Gegenwart rügt, der wird in einem

und demselben Werke diesen Uebergang sehr deutlich erkennen können. Brant giebt sich nie der allgemeinen Lehre hin, sondern steht mitten in seiner Nation und Zeit und weiß von keiner Lehre, als die sich für beide aus beiden selbst ergiebt. Er erhebt sich nur Einmal an jener ausgezogenen Stelle über das Lob der Armut über die wirkliche Umgebung und schildert der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber das Glück der zufriedenen Ruhe und der goldenen Zeit der Menschheit. Dieß zeigt eine natürliche Anlage zu ächter Satyre, von der es Schade ist, daß sie nicht in andere Zeiten fiel, wo sie sich besser ausbilden konnte. Denn der ächte Satyriker setzt dem Zustande der Verworfenheit und Entartung, den er schildert, stets einen möglichen und dagewesenen Zustand der Natur und Einfalt entgegen, oder läßt diesen die Folie bilden, auf die er jenen aufträgt; er läßt idyllisch auf einen Friedensstand blicken aus dem wirren Kriegsstande den er darstellt, so wie die Idylle satyrisch auf die verfeinerten Zustände der höhern Gesellschaft blickt, denn beide Gattungen, hat man vortrefflich bemerkt, sind unter sich in der nächsten Verwandtschaft.

Während das Narrenschiff seine Rüge gegen das Verderbniß aller Stände überhaupt, mit mehr Gewicht aber gegen das Ueberheben der untern Stände richtet, so erschien nun recht zu gelegener Zeit das Gegenstück hierzu, das die Entartung der weltlichen und geistlichen Höfe geißelt. Der niederdeutsche Reineke Fuchs erschien in Lübeck 1498, der einzige Rival des Narrenschiffs, und um so vorzüglicher als dieses, als er der Schlußstein gleichsam jener am volkmäßigsten fortgebildeten größeren Dichtung der germanischen Stämme ist, wie das Narrenschiff nur der Grundstein einer neuen Dichtungsart, die noch langhin ohne eigentliche Ausbildung bleiben sollte. Was nämlich das formelle Verdienst dieses Werkes angeht, so müssen wir es natürlich im Verhältniß zu seinen ältern Quellen betrachten und uns des Zusammenhanges mit dem niederländischen Reinaert erinnern. Ich lasse das eigentlich Literarische, die Schicksale des Buches, die Streitigkeiten über den Verfasser bei Seite und verweise darüber auf die schließlichen Untersuchungen Jacob Grimms[319]); ich wende mich vielmehr so-

319) Reinhart Fuchs. Cap. 8. der Einl.

gleich, wie gesagt, zu dem Verhältnisse des Reineke zu dem Reinaert seiner Quelle. Der neueste Herausgeber desselben, Hoffmann von Fallersleben, ist über diesen Punkt mit Grimm nicht einig.

Gewiß ist, daß die Comburger Hs. als Ganzes und der Anlage nach voransteht und daß, versteht sich von selbst, der Reiz eines Originals ihr allein bleibt. Das Letztere ist unstreitig; was die Anlage angeht, so dürfte man schon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, diese in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber stellte, weil es scheint, als ob der Reineke den Zwiespalt zwischen dem Originalstück und der zweiten Hälfte, so weit wir nämlich diese nach dem Fragment bei Grimm und der Prosa beurtheilen dürfen, etwas aufhebe und versöhne. Ich würde sagen, daß im Reinaert von Willam die Thiersage in ihrer reinsten Auffassung erscheint; daß der Dichter, vor seinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinsten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der Fähigste ist; daß er dieser Dichtung eine Form gegeben, dieser Masse, die vor ihm in einem chaotischen Gewirre da lag, einen Geist einhauchte, der seitdem typisch feststand und von den frühesten und spätesten, von den sklavischsten und genialsten Nachahmern festgehalten und bewahrt ward. Gegen ein Verdienst dieser Art muß wohl jedes andere schwinden, so lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen ließe sich streiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiente. Grimm scheint der Reineke auch im Detail schwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei ich den zweiten Theil nicht in Anschlag bringen würde; im ersten ist sie unbedeutend; es findet sich darin überhaupt ein Verfahren des Zusetzens und Abwerfens, das man sich schwer erklären kann. Manchmal scheint es, er sei züchtiger als das Original; so läßt er gewisse Vorfälle in der Scene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo setzt er die Geschichte mit der Wölfin zu, die Willam nicht hat. Es scheint demnach beinahe, daß man genau wissen müßte, ob der Uebersetzer des Reineke eben den Text vor sich gehabt habe, den wir besitzen, ehe man über seine Art des Umarbeitens und besonders der Veränderungen im Stoffe mit Bestimmtheit urtheilen dürfe. Daß es dem Verfasser des Reineke nicht darauf ankam, seinen Stoff zu erweitern, sieht man überall, dieß

aber würde ich ihm nicht zum Vorwurf machen; daß er sich so streng, in jedem Fall viel strenger, als es sonst die Sitte des Mittelalters ist, an sein Original hielt, daß er überhaupt, wenn er einmal die Arbeit Willams und deren Fortsetzung für Ein Werk hielt, was lange vor ihm geschehen zu sein scheint, das Wesen des Gedichts außerordentlich treu festhielt und, da er eine so ungeheure Wirksamkeit erhielt, eben dadurch die Sage vom Reinhart vor einer Verwässerung und Auflösung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dieß scheint mir im Gegentheil für den Sinn des Mannes und für den Werth seines Werkes zu sprechen. Diesen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweise, daß Reineke an ein Dutzend Stellen ausführlicher sei als sein Original, daß er an anderen Orten vorzüglicher sei, daß er eigne treffende Wendungen, belustigende Anspielungen und hübsche Züge habe, dieß scheint mir kleinlich und hilft überdieß nicht zum Ziele; an allen Verdiensten dieser Art ist der französische Renart überreich und ist darum doch gegen den Reinaert ein schlechtes Machwerk. Es muß vielmehr in etwas anderem liegen, daß dieser Reineke erst den Ruf der Thiersage oder die Gestalt, welche ihr Willam gegeben, in weite Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er denn wirklich (wie alle Welt weiß) gethan hat, so kann er unmöglich ganz werthlos sein; darf unmöglich für eine bloße unbedeutende Uebersetzung gelten, die gar kein eigenthümliches Verdienst hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das über seiner Entstehung liegt, interessiren, so sehr auch das bisher den Gelehrten die einzig interessante Seite schien; es konnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daß er für die Geschichte der Thiersage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht seine Wirkung nie blos dem Stoff, sondern hauptsächlich der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literarisches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die größten Köpfe solche Wirkung üben sollte, wenn es nicht in sich die Ursache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten seines Entstehens nicht den Weg auf seine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländische Prosa leichter zu finden war, falls man dieß Original für werthvoller, für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks im Augenblick zu trauen,

en Schrei der Masse über das, was sie grade jetzt in dieer Stunde unterhält, zerstreut und ergötzt, für ein Orakel und ür Gottes Stimme zu halten, ist eine große Thorheit; aber was ich in einem großen Namme, was sich durch alle Klassen, noch nehr aber, was sich im Laufe langer Zeiten als bewährt und hne Widerrede als trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, em forsche man doch ernstlich nach, dem trachte man im Fall es Zweifels lieber einen Werth zu suchen als abzusprechen, enn die Stimme der Zeiten ist wirklich Gottes Stimme, venigstens hört man in der Geschichte, seit Gott aufgehört hat, u uns in unserer Sprache zu reden, seine Stimme nicht anders ls durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs estimmteste zu weissagen, daß, obzwar jetzt der Reinaert aufefunden ist, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder bjagen, daß dieser stets in seiner ersten Stelle bleiben wird.

Der Reinaert von Willam ist einmal in einer Sprache gechrieben, die seine unmittelbare Verbreitung hemmte; war das Gedicht erst in den Händen einer großen Nation, wie die deutsche, o war für die geistige Spedition, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von selbst gesorgt. Der Reinaert ist ferner, o vortrefflich er dem Stoffe nach ist, der auch eben deshalb jeer wesentlichen Veränderung — so oft er auch behandelt, so nanchmal er auch mißhandelt ward — getrotzt hat, der Form ach dem strengen Styl und der trocknen Manier angehörig. Sie ei wahrer und ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muß, wenn es ausgereiteteren Eingang finden soll. Dieser Glätte widerstrebt die Sprache an und für sich; keinerlei niederländische Poesie hat daher iberhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man ese beide Gedichte nacheinander, man anatomire sie nicht in Stelen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sentenzen und Worte, sondern man lasse jedes Ganze als Ganzes auf sich wiren, man nehme den Eindruck, ungestört von einzelnen verständigen Beobachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, aß das Knochengerüste und das innerste Mark dem Willam gehört, daß dieß das Modell ward, nach dem jeder spätere Künstler rbeitete, daß aber diesen festen Bau der Glieder für's Auge wohlhätig mit Fleisch zu decken und Rundung und Weiche hervorzu-

bringen, dem späteren Bearbeiter vorbehalten blieb, ob er nun
ein Holländer Hinrek von Alkmar oder ein Niedersachse Nikolaus
Baumann war; man wird den Reinaert höher achten, dem stren-
gen, ernsten, kunstsinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller
scheinen, aber den Reineke wird man schneller liebgewinnen, und
da er nichts Wesentliches opfert, so wird ihm auch der Kenner seine
Liebe nicht versagen können. Wie wenig man mit einer zerglie-
dernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem solchen Ver-
hältniß der Verwandtschaft zu einander stehen, das Wahre trifft,
wird man bei einer solchen Prüfung des jeseitigen Ganzen aufs
unzweideutigste lernen. Man zählt die Verse, man findet das
niederdeutsche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zusätze, die es macht,
und dennoch appelliren wir an jeden Leser von Geschmack, ob er
nicht vom Reineke den Eindruck einer größeren poetischen Ausfüh-
rung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es ist ein Ver-
schieben, ein Zusetzen und Wegnehmen, ein Mehr oder Weniger bald
hier bald da, was, indem es das Ganze unverändert läßt, die
Erscheinung ganz anders gestaltet; es ist ein Zusammengreifen der
verschiedensten Kleinigkeiten, das wohl ein reproducirender Dichter,
wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, gefunden und in sei-
nen innersten Gesetzen sich erklärt haben würde, was auch einem
offenen Gemüthe der Wirkung nach und einem glücklichen Auge
selbst dem Verfahren nach nicht verborgen bleibt, aber einem
dürren Kritiker, der nichts von ausübender Kunst versteht, ein
stetes Räthsel bleiben muß. Hätten doch alle unsere volksmäßigen
Gedichte solche Bearbeiter, solche Uebersetzer gefunden! Die es so
verstanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch
leise zu mildern, dem Ganzen seine solide Form zu lassen und doch
so sinnig zu verfeinern, die naive Simplicität so zu wahren und
doch ein wenig absichtlich manchmal ins Burleske zu streifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere
Behandlung angeht, so steht diese in einem ähnlichen Verhältniß.
Alkmar oder Baumann konnte den Ausdruck bessern, aber hätte
ihn schwerlich schaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv
den Sinn der Fabel so rein fassen, wie Willam, so trefflich er ihn
subjectiv interpretirte. Sein Gedicht verhält sich zu Willam, wie
etwa Tasso's Auffassung des Rittergeistes und Rittergedichts zu der
Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritter-

richter in ihren eignen Werken erscheint. Was bei Willam Takt ist, wird bei ihm Einsicht. Dies gab seinem Gedichte nothwendig bei den Vielen einen Vorzug. Es wird hier leise die Hand geführt zum Verständniß des Gedichtes: in seine innere Bedeutung geht man hier leichter ein als im Reinaert. Hier wird der zweite Theil bedeutender, als der erste: in dem Reineke möchte man sagen, ist die zweite Beichte des Fuchses der Mittelpunkt des Gedichtes. Ueberall ist hier dem Helden ein größeres Bewußtsein geliehen, als Willam gethan haben würde: denn der Niedersachse ist schon wieder nicht mehr mit der allgemeinen poetischen Wirkung des Werkes zufrieden, er sucht wieder eine moralische und giebt dem ganzen bestimmter eine satyrische Wendung. Dieß machte ihm, wie den alten lateinischen Bearbeitern der Sage, nothwendig, seinen Thieren und namentlich dem Fuchse, eine größere intellectuelle Kraft beizulegen, als Willam durfte oder nöthig hatte. Der Reineke schildert, wie jedes Glied dieser Thiersage die Gesellschaft, wie sie ist, wenn kein höheres Princip in ihr waltet, wenn kein anderes Gesetz sie bindet, als das positive. Beide Gedichte gehen daher von einem Landfrieden aus, der verkündet ist: der Uebereinkunft nach soll Friede herrschen, aber der Wirklichkeit nach überläßt sich jeder seiner Willkühr, so gut er vermag[520]. Hier siegt nun, sehen wir, die geistige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der sie

520) Das Thiergedicht schildert den Naturstand der Menschen im Thiere. Man kennt nun die alte Streitfrage, ob die Menschen in diesem Naturstande mehr friedlicher oder kriegerischer Natur gewesen seien. Alles vereinigt sich jetzt mehr, der feindseligen Hobbesschen Ansicht zu opponiren und man zeigt aus dem apathischen Charakter der Inder und Iberer, daß Friedfertigkeit den Urstand der Menschheit müsse bezeichnet haben, der erst später vom Kriegsstande verdrängt ward. Dennoch gibt es Völker in der Geschichte, die wir nicht über diesen Kriegsstand hinauf verfolgen können; so die Germanen. In der orientalischen Thierfabel nun sehen wir noch auf jenen älteren Friedensstand zurück; vielfach treffen sich feindliche Thiere friedlich, die unpassendsten machen treue Bündnisse miteinander, vieles verräth noch den Zustand, wo alles Gethier geduldig in Eine Arche ging; dazwischen spielt der Kriegsstand wohl hinein, aber in den deutschen Thiermährchen herrscht dieser mehr allein. Jene Gattung eignete sich vorzüglich zum Lehrgedicht, denn von dem friedlichen Hausthiere eben lernte der Mensch; diese zur Erzählung, denn mit dem Kriege beginnt erst Geschichte, Begebenheit und Factisches. Diesen Gegensatz der Thierfabel und des Mährchens zeigen

unterbrochen Kämpfe zu bestehen hat; diese Nothwendigkeit zeigen beide Gedichte: so weit gehen sie miteinander. Aber der Reineke zeigt, wie dieser Sieg errungen wird, und hier trennen sich die Gedichte. Der Reinaert schildert nur diesen Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Reineke aber weiß, warum dieser Hergang nöthig ist, der Held kennt seine Kräfte und übt sie nach Grundsätzen.

Dieß stört allerdings den einfachen Gang der epischen Erzählung, wie sie bei Willam ist, aber sobald wir eine bestimmte satyrische Beziehung sehen, so können wir diese Wendung nur loben, und nun fragen wir nur, wie jene Grundsätze gefaßt sind. Und da können wir unsere Bewunderung nicht verschweigen! Der Reineke, seiner Ueberlegenheit und seiner Unentbehrlichkeit sich bewußt, stützt seine Maximen auf die innerste Verachtung Aller, die er aber verschweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entschuldigt seine Maximen mit der Nothwehr gegen die Großen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er nun mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen seinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Tücke und Arglist, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unschuld gemordet und zerrissen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, so hält er die Habsucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herschen dort, das mißliche Beispiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt selbst, keiner klagt's und sagt's, denn die Großen rauben und genießen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da sind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, so denkt man, es muß ja wohl so recht sein, da dessen soviel geschieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt schwimmen, so kann man sich billig nicht so bewahren, wie der Einsiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch.

---

unser Reineke und der Bidpai vortrefflich; beide wurden in diesen Zeiten erneuerter Rückkehr zu einem Naturstande auch erneuert und der letztere von dem ersteren, wie es der Sache gemäß ist, verdrängt.

as Gewissen spielt unterweilen herein, doch geht es vorüber;
an soll seines Gleichen lieben, aber wer achtet das groß? wer
ll mit solchen tölpelhaften Gesellen viel Umstände machen? man
acht sich daraus blutwenig Gewissen! Ganz vortrefflich! Er
richtet fremder Leute Sünden, wie ihm sein Beichtiger sagt, wo
: für die eigenen Buße thun soll! Ein treffenderer Zug war nicht
ı erdenken. Eine tiefere Ergründung war kaum möglich. Es
nd die schönsten Grundrisse zum Tagebuch eines Diplomaten. Und
› erscheint auch Reineke überall; das bewußte Erkennen der
Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Masse,
ine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abstrahirte Moral
ißt sich auch nicht anders personificiren. Bei Willam ist die ge-
ıeine Welt nach Trieb und Instinct handelnd geschildert, hier
andelt sie der Masse nach eben so, der Ton im Ganzen ist daher
› vortrefflich festgehalten, allein der Held steht mit Bewußtsein dar-
ber. Man ist auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt sich
ı den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher im-
ıer im Reineke eine Satyre auf Hofleben gefunden und auch
Göthe hat ihn so gefaßt; kein früheres Gedicht vom Fuchs, selbst
icht der Reinaert konnte auf diesen Gedanken leiten.

Das alte Lied wird hier gesungen, daß die Fehler der Menge
ie Schuld der Obern seien; und diese Schuld wälzt sich am Ende
hrem ganzen Umfange nach auf die Geistlichkeit, deren weltlichem
Ehrgeiz endlich ein Ziel gesteckt werden sollte. Man hört nun die
hemals oft wiederholte Predigt, daß man auf die Worte und
icht auf die Werke der Geistlichen sehen sollte nicht weiter.
Man achtet vielmehr auch auf ihre guten Werke nicht mehr, wie
s im Reineke weiter heißt, sondern man späht nur aus nach dem
Schlechten und verschlimmert es noch dazu. Mit den Laien die
Weiber zu theilen, Steuern für Kirchenbauten zu erheben und
elbst nichts dazu zu zahlen, schöne Kleider und leckere Speise,
iele Geschäftigkeit in weltlichen Dingen, und kurz unter allen
Mönchen, Legaten, Aebten, Pröbsten und anderen Prälaten das
Eine Lied: Gebt mir das Eure, laßt mir das Meine. — Dieß
st nun der herrschende Ton in dem geistlichen Stand. An dem
eistlichen Hofe ist Alles käuflich und bestochen; man hilft dort
edem der was zu geben hat; man citirt und will nichts als Geld;
nit Geld macht man da jede schlechte Sache siegen; mit Geld

findet man Gnade und Hülfe. Der Pabst selbst ist ein alter kranker Mann, der sich keines Dinges annimmt, durch seine habsüchtige und geldgierige Umgebung muß man sich durch Gunst und Gaben durchschlagen, dann kann man jeder Unterstützung und Nachsicht sicher sein.

Das Gedicht vom Reineke Fuchs ward zum erstenmal bedeutend, als der erste Kampf zwischen Geistlichkeit und Laien begann; wo dieser Kampf enden sollte, vollendete sich auch das Gedicht, und tauchte nur noch einmal verjüngt in ähnlichen Revolutionszeiten und durch sie veranlaßt hervor. Von welcher Bedeutung das Gedicht gerade dieser Reformationszeit werden mußte, sieht man von selbst. Der große Streit des Absolutismus gegen das Volksthum, der Machiavellismus, die Regierung der Laune und Willkühr, die tückische Staatskunst, die damals systematisch begründet ward, fand hier einen vortrefflichen Vertreter in der Poesie. Alles fing in Deutschland an, die Begriffe von Fürsten- und Volksrecht zu ändern, es war daher gerade zur rechten Stunde, daß man dieß Gemälde von solchen Regierungen auffrischte, in denen keine Theilnahme am Volke und seiner Wohlfahrt, sondern nur Gewalt, Habsucht und Geiz zu finden war. Es traf ohnehin gerade in die Zeiten, wo sich Reuchlin schon gegen schlechte Hofberather, Wimpfeling gegen die Kirche, die Reichstage in lauten Beschwerden gegen die papistischen Misbräuche Luft zu machen anfingen, und wo die Humanisten, von dem rohen Adel und den ungebildeten Fürsten abgewandt, die reichsstädtische aristokratische Freiheit begeistert zu preisen anfingen.

5. Murner. Hutten. Luther.

Dieser neue Geist, der jetzt mit einemmale die freiwillige Censur, welche man sich aus Scheu und Gewohnheit bis jetzt auferlegt hatte, abschütteln hieß, riß damals auch den langsamsten mit. So ein sclavischer Nachahmer des Brant auch Thomas Murner[521]) ist, so macht er doch in dieser Hinsicht einen wesentlichen Fortschritt, und gibt zu dem Uebergang der Satyre von

521) S. über ihn Waldau, Nachrichten von Th. Murners Leben u. Schriften. Nürnb. 1775.

m Allgemeineren zu dem Besondern, wohin sie Hutten führte,
as Signal. Er legt die ruhige Mäßigung Sebastians ab, er
hält seine Derbheit und verdunkelt den edlen und reinen Hinter-
grund, auf dem jener seine Bilder aufgetragen hatte. Der Cha-
rakter der Dichter fängt nun an, für die Dichtungen von Wich-
tigkeit zu werden, weil die Dichtung jetzt wieder mit dem äußeren
Leben ganz zusammenfällt. Sebastian Brant war ein wohlgesinn-
ter, ruhig und besonnen thätiger Mann, der sich von keiner Lei-
denschaft in seinem practischen und literarischen Wirken hinrei-
ßen ließ; Murner war ein unruhiger, ausschweifender Mönch,
unzufrieden mit seiner Stellung und doch nicht fähig, eine andere
einzunehmen, anmaßend und dabei ein schwacher Kopf, strebend
ohne Ausdauer, unstet bald in Italien, bald in Deutschland, in
Paris und Krakau sich umtreibend und nirgends nur eine kleine
Zeit ansäßig und ausharrend; jetzt ein Nachbeter des Brant, daß
er nicht allein das Narrenschiff in seinen Gedichten copirte, sondern
auch selbst die Rolle des Geiler übernahm und darüber predigte,
und dann wieder mit ihm überworfen; jetzt, wie es scheint, ein
gutmeinender Uebersetzer lutherischer Schriften, dann einer der heftig-
sten Gegner der Reformation und im Sold von Heinrich VIII.
von England, oder der katholischen Partheien in der Schweiz und
im Elsaß; jetzt ein Widersacher der obscuren Theologen und der
Bartholisten, dann selbst in Poesie und Wissenschaft mit den größ-
ten Thorheiten der scholastischen Gelehrsamkeit beschäftigt. In
den Briefen der dunklen Männer wird er unter den Freunden Reuch-
lins genannt und seine ersten poetischen Werke stellen ihn auch
der Gesinnung nach nothwendig unter diese; er ward daher seit
seinem Auftreten gegen Luther, das nur die Scheelsucht eines un-
mächtigen Ehrgeizes eingegeben haben konnte, mit einer ungeheu-
ren Wuth als Apostat verfolgt und zeigt uns also in der Dich-
tungsgeschichte einen der Abtrünnigen und Schwankenden, die in
der Geschichte der Humanistik und Reformation so häufig sind.
Wenige derselben sind so arg mit genommen worden; Wimpfeling
behandelt Murnern ganz als einen niederträchtigen Gesellen und
Simon Hessus scheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben,
wenn er in seiner „Ursache, warum die lutherischen Bücher ver-
brannt wurden“ von ihm sagt, er sei ein armer Barfüßermönch
Franciscanerordens gewesen, ein Doctor der heiligen Schrift, der

aber nach seinem Sinne noch nicht genug Würdigkeit gehabt und bei sich gedacht, wie er lux mundi möchte werden, und dazu Doctor in beiden Rechten, denn er hätte das Institut verdeutscht und halte sich selber für einen hochberühmten Juristen, wiewohl ihm's Niemand glaubt. So habe er in Basel Doctor in beiden Rechten werden wollen, und damit er einen herrlichen Pomp und Gepränge haben möchte, habe er die Stadtpfeifer aus Strasburg mit sich gebracht, habe wollen mit großer Pracht hereinreiten, damit ihn sein Franciscus nicht mehr kenne, allein sein Anschlag sei fehlgegangen und er habe ohne Geschrei und Pomp, wie einem Mönch gebührt, müssen Doctor werden. Dieß enthält in der That den Schlüssel zu seinem Charakter, den eine Masse von Pasquillen und Schandschriften in Murners Tagen aufs gehässigste ausmalten. Allein nicht blos die Zeitgenossen, auch die Spätern konnten dem armen Gänseprediger, wie sie ihn nannten, nicht vergeben; Fischart nimmt ihn gleichsam als einen Repräsentanten des alten üblen Schlags von Mönchen, „der Schälke, Murmelthiere, Murner und Brüder Murrnarren;" und noch Moscherosch nennt seine Schriften mit mehr Witzelei als Witz ein verkümmertes, verstümmeltes, verschimmeltes Gemaunze. Seine Poesien haben in der That wenig Originales, obwohl man der Schelmenzunft die Ehre angethan hat, sie ins Lateinische und Holländische zu übersetzen; und man möchte sagen, wo er den Brant nicht ausschreibt und breit tritt, variirt er sich selbst. Ohne ein mehrfaches Interesse sind sie gleichwohl nicht. Man sieht vor Allem daran, wie nun mit Gewalt der Volksgeschmack alles bis ins tiefste herabriß und wie nun selbst die gelehrten und adligen Poeten sich vergeblich hiergegen mehr stemmten, und wie die große Kluft zwischen den lateinischen und deutschen Poesien in diesen stürmischen Zeiten verschieden durchbrochen ward. Ernste Strafrede und Ermahnung, sagt Murner am Schlusse seiner Gäuchmatte, helfen jetzt nicht mehr trotz bitten und flehen; man zwingt die Gelehrten, von allen Dingen schimpflich zu reden und im Scherz. Es bleibt daher nichts übrig, als Schimpf mit Ernst zu mischen. Viele muthen mir an, ich solle geistlich schreiben und auf dem Ernste bleiben. Wahrlich, fünfzig Bücher habe ich geistlich geschrieben, allein die Buchdrucker weisen mich damit ab, und so bleibt Gott in der Kiste liegen. Kein deutsch Buch ward je von mir gedichtet, ich dichtete

es daneben auch für die Ernsten und Weisen in Latein, allein die Drucker lassen sie mir liegen. Zugleich fügt er bei, was auf die verbreitete Gewöhnung an Reime ein Licht wirft: daß er in Reimen dichte, dafür könne er nicht; wenn er schon anders reden wolle, so würde ihm der Mund voll Reime und wer das so von Natur habe, dem werde es nicht sauer; auch komme ja darauf nichts an, wenn man ihn nur verstehe, so sei es ebenviel, ob er in Reimen rede oder nicht. Er gibt sich also der deutschen Dichtung fürs Volk hin, allein nachdem er diesen Einen Schritt gethan hat, thut er auch einen zweiten, der ganz unnöthig war. Er redet nicht allein popular, sondern plebejisch, und wenn man ihm die Dichtung oder Herausgabe oder Uebersetzung des Eulenspiegel ohne Grund in die Schuhe schob, so hat doch diese Erdichtung in so fern einen Sinn, als er im unnöthigen Schmutz in seinen Versen und in den Arabesken, die diese umgeben, viel zu weit ging, viel zu weit in gemeinem Fluchen und Schimpfen, im Nachahmen der rothwälschen Ausdrücke und der rohen Verkehrsart der St. Grobianisten, im langweiligen Variiren des Einen Witzes, daß er die figürlichen Sprüchwörter, die zu seinen Capiteln die Themata hergeben, in unfigürlichen Holzschnitten eulenspiegelisch darstellen läßt, überhaupt in jeder Art Ausübung seiner vulgaren Kunst, die er, sagte man[522]), in Freiburg im faulen Pelze erschnappt haben müsse. Ob man dem wackern Manne überhaupt glauben soll, daß er so viele lateinische und ernste Bücher geschrieben? Mit seiner Verleugnung der Gelehrsamkeit zu Gunsten des Volksgeschmackes ists eine eigne Sache; man brachte damals gelehrte historische und mythische Andeutungen ohne Anstand sogar ins Volkslied, und daß Murners Poesien davon so leer sind, daß er wenig Bibel darin allegirt und nicht viel griechisch und chaldäisch dazu gebraucht, macht man ihm ausdrücklich zum Vorwurfe, denn nur in der Gäuchmatte dreht er sich um einen kleinen Kreis von solchen Beispielen, die ihm, wie er selbst gesteht, sehr sauer zu erwerben waren, und die doch von dem Brant und Hans Sachs zu hunderten aus dem Aermel geschüttelt werden. Murner konnte, wie das Brant und Hans Sachs gethan haben,

522) In einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und einem Schultheißen von 1521.

den groben Ton der Zeit angeben und nachahmend bekämpfen[523]), allein er verfiel viel zu tief darin, so wie er selbst in seiner Polemik gegen seine Standesgenossen, die Geistlichen und Mönche, nicht seiner eigenen Vorschrift nachkommt, daß der Vogel sein eigenes Nest nicht beschmutzen soll, und wie er in übertriebener und gezwungener Nachahmung der Stelle im Narrenschiff, wo Brant sich selbst an Bord anführt, allzuhäufig sich selbst beschimpft, anschuldigt und sich lustig über sich selbst macht, ein Zug, der etwas ganz Gemeines und Jüdisches an sich trägt.

Die Art und Weise übrigens, wie Murner in der Narrenbeschwörung[524]) und Schelmenzunft[525]) (beide 1512) die Gelehrten und Geistlichen, die Juristen und Fürsten angreift, leitet das, was zunächst in der Literatur und im Leben gegen diese Stände alles Stürmische losbricht, ein. Er höhnt aufs Derbste die Schriftmeister, die sich Doctoren schelten lassen und nicht wissen, was die Rüben gelten, und die des Narrenbeschwörers weit mehr bedürfen, als manche Laien des Lehrers. Wenn wir unsere Bibel lesen, sagt er, so sind wir so froh, als ob wir Bohnenstroh kauten; wir achten nicht das göttliche Recht, es macht uns

523) Das Capitel vom Dreckfinden in der Schelmenzunft gibt sein Verfahren an.

Ich weiß noch ein derselben kunden
der diß mein dicht durchlesen hat,
da der sawkröner hat sein statt,
und meynt ich wär ein geistlich man,
dem semlich red stünd übel an,
und wolt darbey nit merken das,
das sollich red der grobianet was,
als sie die thund an allem ort,
und nit das ich thu semlich wort,
denn nur allein in meldens weyß,
wie man die saw krönt so mit fleyß;
das andre hat er als durchlesen,
und spricht, es sey wol dicht gewesen,
auch laßt die selben blümlin ston
und bessert sich gar nit darvon,
und hat nur funden einen dreck,
hinderm zaun, weyt von dem weck.

524) Ausgg. von Straßb. 1512 Hupfuff und ebend. m.

525) Diese kenne ich in der Ausg. Straßb. bei Joh. Knobloch 1516.

chwamplicht im Kopfe; wir zeigen dir das ewige Leben und gehen
elbst weit irre; wir glauben wie geschrieben steht, und handeln
o sehr anders, als ob es falsche Lehre wäre; wir sind die ersten
die verspotten, was wir dich lehren und dir rathen. Die Pfaf-
en plappern Gebete gedankenlos hin; ihre wahren Gedanken sind
nur auf Besitz und Geld gerichtet und auf kriegerische Stärke.
Man findet jetzt Prälaten, die jagen, blasen, heulen, das Wild
fällen, beitzen, den Armen durch ihre Felder rennen, und ist das
christlich, wenn die Priester Jäger werden und die Hunde die
Messe singen? Die Bischöffe sind Wölfe aus Hirten geworden
und führen eines Kaisers Sinn mit dem Gut der Kirche; sie sind
zu Hirten geschaffen und jetzt will man nur Adlige zu Bischöffen
haben: das durchzusetzen hat der Teufel viele Schuhe zerrissen.
Der Fürsten Kinder sollen nun Pfründen haben, wenn sie noch in
den Windeln liegen; und die Erwachsenen Infulträger wollen dann
nicht singen und stecken doch die Gulden ein. Alles ist nun käuf-
lich, Pfründen, Sacramente, Tugend und Ehrbarkeit, Reu und
Leid um unsere Sünde, Alles feil. Sonst mußte ein Christenleh-
rer in Rechtschaffenheit und Lehre predigen und regieren, jetzt über-
lädt man einen mit Aemtern, wie andere Esel mit Säcken. Das
Alles macht der Pfennig; soll ich beichten, so muß ich nach der
Tasche greifen, soll ich zum Sacrament gehen, ebenso, soll ich
zur Weihe, so muß ich mirs verschreiben lassen und das Siegel
tapfer netzen. Die Menschen vertrauen so leicht; wenn sich einer
heilig gebärdet, doch ist er ein Mensch wie ein anderer und kann
nur den besonderen Fund, daß er seine Wolfshaut deckt. Wolle
man jetzt einem Almosen geben, so wähle man, statt auf die Noth
zu sehen, unter den verschiedenen Bettelorden einen aus; um diese
Wahl gebe er nicht einen Rübenschnitz, so wenig, wie wenn man
ihm unter hunderttausend Wölfen die Wahl frei gebe. Die Mön-
che gehen an Frau Venus Band und steigen des Nachts über die
Mauer (auf diese Stelle spielt Fischart an); die Nonnen, in zar-
ter Jugend vom armen Adel ins Kloster gestoßen, hätten sich lie-
ber mit einem armen Manne vergnügt und verunehren dann im
reiferen Alter das Kloster. Wenn sie einen Teller fallen lassen,
das Handwaschen vor Tisch vergessen, so beten die Klostergeist-
lichen zu Gott, daß er die böse That nicht räche, dieser Begi-
nentand ist ihnen eine große Sache; wenn sie aber buhlen und

alle Klöster durchlaufen und neidige Drachen sind und Zwiespalt stiften und jedem ein Lotterspöttlein anhängen, und alle Welt zusammenkuppeln, dessen dürfen sie sich nicht schämen. Die Decane dürfen nicht gegen den Bischoff für den gemeinen Nutzen sprechen, sie müssen sein Lied pfeifen und nach ihm tanzen. Ehe einer Decan wird, muß er schwören, nicht in des Bischoffs Sache zu reden, dem Capitel durch seine Finger zu sehen, Alles im alten Sinne gehen zu lassen, und wenn die Köchin die Messe singt und das puer natus ruft, mit seinem Gesang dazu zu stimmen und nicht mit dem Basse zu dissoniren. Dagegen gibt ihm der Bischoff das Gleiche, sie grüßen sich Gevatter über den Zaun und solcher Gevattern läuft die Welt voll und Gries kennt den Stamen wohl. Leichtsinnig wird von der Gewalt der Kirche und dem Banne Mißbrauch gemacht, so daß der Glauben auf Stelzen geht und ehestens den Hals abbrechen wird. Man hat so oft im Namen der Kirche den Türkenkrieg bei uns gepredigt, und uns so oft betrogen und ums Geld gelogen, daß es einen Wunder nimmt, wann wohl die Deutschen werden witzig werden. Man traut auf den Spruch, St. Peters Schiff solle nicht untergehn und doch schwankt es schon; Königreiche und Kaiserthümer fallen nacheinander um, und die Schuld liegt an den Fürsten, die dem Kaiser nicht gehorsam sind, an den Städtern und Bauern, die ihm nicht beisteuern. Am Regimente sitzen Tyrannen, die den Unterthan in ein Mausloch bringen und nicht denken, daß sie Menschen sind, die dann wohl auch einmal mit Fäusten drein schlagen, denn die Welt will jetzt nicht gezwungen sein. In ihrem Rathe und am Brette sind, die Alles seinen Gang gehen lassen, stillschweigen und ihren Sold nehmen, nichts aufrichten und Alles liegen lassen, und ihren Oberen die Ohren melken und schön thun und kuppeln, die Suppenfresser, Schmarotzer, Schmalzbettler und wie er sie alle im Rothwälsch nennt, die sich dann zum Vergelte wieder von ihren Herren auf ein Kissen setzen und säuberlich halten lassen, statt daß sie auf dem Rade sitzen sollten. Daneben treiben die Ritter ihr Unwesen: keine Kunst sei es, sagen sie, daß König Ferdinand Inseln mit Specereien in Indien entdecke, sie fänden deren zu Schiff auf dem Rheine, auf dem man vordem nichts von Specereien gewußt habe. Und dann die Advokaten, mit großen Büchern und kleinem Verstande, die den graden Text mit Glossen

rumm machen, der unnützen Sache den Fuß halten, und wenn ie Accursius abspricht, mit zehn anderen verfechten, die den armen Bauern weiß machen, seine Sache sei warm, da sie es nur ür sie selbst ist, wenn jener auch dabei erfrieren mag, und mit eren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutschen Lande aufjehört hat.

Man wird bald sehen, hier sind im Umrisse alle die Gegenstände angegeben, um die sich bald das ganze reformistische Streen in Deutschland regte, und die Ulrich Hutten mit Feder und Schwert anzufechten zunächst auftrat. Die Schelmenzunft ist in iieser Hinsicht weniger wichtig. Auch hier will er zwar der Welt m Allgemeinen ihr nequam sagen und meint, es brauche dazu iicht viel Vernunft, weil der tägliche Brauch dieß wohl lehre; r hat also wirklich keinen Begriff davon, daß man nicht in, ondern über der bösen Welt stehen muß, die man belehren will, vie auch seine sämmtlichen Bücher nicht eine Spur von dem Brundsätzlichen der Brantischen Moral an sich tragen. In dieser Schelmenzunft aber, obgleich er sich auch hier auf alle Classen von Menschen einläßt, die er meist kurz redend einführt und sie iann in eigener Person anfährt und zurechtsetzt, obgleich er auch iier Sprüchwörter oft sehr seltsamer und unstreitig neuer Art, iäufig die nämlichen wie in der Narrenbeschwörung zum Thema einer oft vielsinnigen Auslegungen gemacht, in dieser Schelmenunft ist es doch mehr auf die Laster des Verkehrs abgesehen, iuf die frommen Buben, die freien Knechte, die lustigen Geselen, die Demmer und Schlemmer und ihre rohe Unterhaltung, uf jene eisenfresserischen Fluchmäuler und Prahler, auf die Aufinder und Strohbartflechter, auf die Kerbholzredner, die adlig ersprechen und es für bäurisch nehmen zu halten, auf die Kothütteler, die Alles verleumden und alles Uebel aufsuchen, auf ie Zutrinker, die wie die Gänse einander nachtrinken ohne Durst, ie nach löblicher Sitte der Deutschen nichts anfangen ohne die Flasche, und mit der Flasche nicht enden bis der Wein hinein, er Witz heraus ist, und sie dann vom Dirdendein anfangen u lallen. In diese Klasse gehören dann auch die Kannegießer, „die von den Reichstädten reden,“ heißen sie hier), die ihren Rüken mit fremder Sache beladen, mehr tragen wollen als sie könen, für andere Klage führen, Tag und Nacht sorgen, wem die

Venediger Geld abborgen und wie sie es wollen wiedergeben, wie der Pabst Haus führt und wie der Franzose des römischen Königs Bund nicht hält. Wo wir trinken und essen, sagt Murner, vergessen wir den König nicht, und die Franzosen, und wie der Türke kommt über Meer, und jeder Dreck liegt uns am Herzen und macht uns Kummer. Die Reichsstädte müssen auch dran; sie haben uns dieß und das gethan, das können wir nicht ungerochen lassen. Lieber Schelm, schüffst du das Deine und ließest die Reichstädte Reichstädte sein und tränkst einen guten Wein dafür, so ging er dir desto glätter ein. — Man merkt sogleich, daß dieß einen aufgeregten Ton der politischen Unterhaltung verräth, der auch in der Geschichte sonst angetroffen wird und die ersten Bauerntumulte in diesem Jahrhundert bald nach diesen Schriften begleitete oder ihnen vorangieng.

War es nicht Murners persönliche Unleidlichkeit, die seinen Werken gleich bei oder eigentlich vor ihrem Erscheinen Gegner verschaffte, wie er selbst einmal andeutet, so kann es auch ihre wirkliche Schwäche gewesen sein. Ueber die Erbärmlichkeit seiner Badefahrt (1514) gibts nur Eine Stimme und sie muß gleich beim Hervortreten verhöhnt worden sein, weil er darin Gott zu einem Bader gemacht, wie Murner selbst berichtet, und obgleich er darin die Geistlichkeit nicht geschont, was also damals zu einem guten Leseartikel gehört zu haben scheint. Die Gauchmatt[526] (1515 geschrieben) ist von nicht viel größerem Werthe. In beiden wiederholt er seine früheren Witze, so bald hatte er sich ausgeschrieben. Nachdem er schon vielfach in der Narrenbeschwörung die affectirten Fantasten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener durchgehechelt hatte, versammelt er diese Klasse von Menschen, diese weibischen Gäuche, auf einer eigenen Matte. Im Anfang scheint es, als wolle er hier eine neue Einkleidung gewinnen; es sieht aus, als solle es eine Parodie jener Allegorien vom Venus-Garten oder Berg u. s. w. werden; hier ists ihre Matte; ihres Reiches Gesetze und Artikel werden vorgelegt, und ein Eid der Gäuche vorgelegt, nach dem sie die alte Reinheit der Weiber anerkennen, den alten Liebesdienst beschwören, die alte Treue in dem Geschlechte anbeten, dem alle Creatur wei-

526) Sie ist erst 1519 ausgegeben.

chen müßte. Bald aber verläßt der Dichter diese Einkleidung, führt seine Sprüchwörter in alter gewöhnlicher Weise auf, mit eingemischten historischen Liebesbeispielen von Eva bis auf den Caspar Schlick, und diese wiederholen sich in einer Reihe von Portraits dieser historischen Personen, und wie in jedem einzelnen Capitel fast jede einzelne Figur und Sache wiederholt wird, so variirt sich in einem Anhängsel nachher das Ganze, die Sprüchwörter und die Figuren noch einmal. Man kann nichts Langweiligeres denken, und doch konnte auch dieß Gedicht zu einem Fastnachtspiele von einem Pamphil Gengenbach, der auch andere Stücke geschrieben hat, umgewandelt und in Basel gespielt werden! Nur Eins wollen wir uns daraus festhalten. Obgleich Murner noch ein großer Verehrer der Jungfrau Maria ist und seine Verehrung der guten Weiber überall bezeugt, so ist doch hier der Punct erreicht, von wo an diese aus der Poesie so gut wie verschwindet, und mit ihr all die schwärmerische Anbetung des weiblichen Geschlechts. An ihre Stelle tritt jetzt Mutter Eva, die so viel auf Erden gesäet hat, woran wir noch erndten; hinfort mischt sich Scherz und Ernst in der Frauenverehrung und Besingung; im ersten Augenblick des Wechsels mußten die Weiber aber in jenen Zeiten viel Arges hören. Es kam hinzu, daß die Schamlosigkeit ihres Verkehr mit den verbuhlten Geistlichen auch in der Wirklichkeit sehr arg gewesen sein muß, und auf diesen üblen Verkehr scheint Murners Mühle von Schwündelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit sich bezogen zu haben, die ich nicht kenne. Wenigstens gebraucht er diesen Namen schon in der Narrenbeschwörung wie sprüchwörtlich für eine solche Zuhälterin der Pfaffen uud je ärger er, und je mehr er mit einer gewissen Vorliebe diese häßlichen Verhältnisse auch in seinen anderen Gedichten behandelt und gegeißelt hatte, desto übler deutete man es ihm nachher[527]), als er sich in jenem bekannten Liede mit dem Re-

527) In einer Flugschrift von Hans Heinrich Freyermut (um 1524) heißt es von dem Cölibat:

Damit wird nit mer außgericht, denn daß nur groß hurerey geschicht,
wie mans denn öffentlich ersicht, von heimlichen da sag ich nicht;
hat einer mit einer nicht genug, nimmt einer zwo drey nach seinem fug,
welch ihm nit gefällt, die läßt er gon, nimmt andre, als viel er will hon,
und hat mit sein'm Sparndfelein ein fröhlich sein guts mütlein.

frain Sparnößly über Luthers Ehe wie in anderen Liedern und Schriften über anderes Reformatorische aufhielt oder lustig machte. Die Schriftstellerei über Buhlschaft und Ehe war damals an der Tagsordnung, nur daß sie die Poesie wenig berührt. Hartliebs deutscher Ovid ward in diesen Zeiten ungemein oft gedruckt. Nicht allein Murner geißelt die Gewalt der Liebesgöttin, sondern auch Bebel in seinem **Triumphus Veneris** (1515); nicht Er allein das Concubinat, sondern auch Olearius in einem maccaronischen Gedichte **de fide concubinarum in sacerdotes** (1504) und andere berühmte Männer in lateinischen Versen; nicht allein Er die böse Natur der Weiber, sondern auch eine Uebersetzung der Ecloge des Baptista Spagnolo über diesen Gegenstand (1512); nicht allein Er griff Luthers Ehe an, sondern aufs ungezogenste jene Monachopornomachia des Simon Lemnius; nicht allein Er pries, wenn jenes Gedicht des Johannes Murner vom ehelichen Stande wirklich unserem Thomas zugeschrieben werden darf, die Ehe, sondern auch Urbanus Regius und Albrecht von Eyb in dem bereits erwähnten Buche und so viele Andere; wie in der Wirklichkeit die Aufhebung des Cölibats von so viel wohlthätigem Einflusse auf die ganze Gestaltung der Gesellschaft war, wie die sinnliche Kraft der damaligen Menschen von so mancher Unnatur erlöste, nachher aber auch Ausschweifungen der entgegengesetzten Art mit sich führte, so haben wir auch in der Literatur neben diesen zum Theil aus schöner Gesinnung stammenden Streitschriften über das Frauenwesen bei Gelegenheit der Doppelehe Landgraf Philipps des Huldrich Neobulus Dialogus für die Bigamie und hiergegen wieder ein deutsches Reimgespräch, das den Bucer als den pseudonymen Verfasser jenes anderen bezeichnet. Wo aber auch diese Schriften wirklich Gedichte und deutsche Gedichte sind, da fallen sie so tief in die gemeine Prosa und Disputation oder Schmähung herunter, daß hier für den Geschichtschreiber der Dichtung kein Ort des Verweilens ist. Die Kämpfe des wirklichen Lebens rissen die Poesie jetzt in so tiefe Regionen herab, daß ihr allmählig der letzte Ausgang bevorzustehen schien.

Murmau Murnar der hetscht auch mit, denn er läßt schlechts sein mausen nit.
Ursach, er hat, hätts bald vergessen, ein Stück vom rohen Narren gefressen, das er noch nicht verdauen kann; baut wol noch 30 Jahr daran.

Gerade als die Begebenheiten in Deutschlands Geschichte mit dem Jahre 1517 so bedeutender Natur wurden, daß sie nun immer mehr die Dichtungen nach sich rissen, und alles Interesse von jeder anderen Gattung, die nicht poetischer Art war, abzuziehen schienen, kam noch ein sonderbares Buch in Deutschland ans Licht, das gegen alles Andere, was jetzt neu in der Literatur erstand, noch ganz alt und fremd aussieht. Ich meine den Theuerdank[528]). Nur das hat er mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetischsten Stoffe behandelt; und hierbei ist nur der Unterschied zu merken, daß überall sonst die Poesie nur noch im Verse und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken gesucht wird, hier aber noch die Allegorie als das wesentlich Poetische gilt, was sehr deutlich in der dem Theuerdank beigefügten Erklärung der Figuren liegt, wo bei den entschiedensten allegorischen Stellen angemerkt wird, die Handlungen seien hier poetisch, seien poetisch gestellt. Dieß Gedicht steht in Einer Reihe mit jenen altritterlichen Poesien, die noch an dem Hofe Albrechts von Baiern waren gepflegt worden, denn es will die Thaten Kaiser Maximilians nach der Weise der alten Heldenbücher besingen und zwingt sich dazu in einen Ton, der hier und da an den alten jetzt ganz verschwindenden Styl der Ritterromane noch schwach erinnert, im Allgemeinen aber in den der Meistersängerei herabfällt. Einen inneren Werth hat dieses allegorische Epos, wie man es genannt hat, gar nicht, so großen Ruf es, selbst bis ins Ausland, erlangte. Die Ehre, die man ihm anthat, bezog sich auch am seltensten auf den Inhalt. Die königliche Entstehung des Buches erwarb und verdiente ihm das Ansehen eines Königs unter den Erstlingen der Druckerkunst. In der Zeit selbst, wo der Theuerdank gedichtet ward, unterschied man das innere Verdienst und den äußeren Glanz des Buches wohl nicht. Damals prostituirten sich die Könige noch nicht, wenn sie dichteten, weil die höhere Bildung immerhin noch in den höheren Ständen weilte. Und so konnte der kleingroße Kaiser in dem Gedichte, das er, wie auch den verwandten Weiß-

528) Ich benutze die Ausgabe Augsb. bei Schönsperger 1519; und die Umarbeitung des Burkard Waldis. Frankf. 1563.

tunig, selbst entworfen und von seinem Melchior Pfinzing zu ausführen lassen, die Abentheuer und geringen Zufälle, die er auf Jagden und auf Fahrten, in Kämpfen und Streiten gehabt hatte, in einer einförmigen Reihe erzählen und an einen der bedeutendsten Momente seiner Geschichte, die Werbung um Maria von Burgund (eine Begebenheit, die auch von anderen Sängern lateinisch, deutsch und selbst spanisch behandelt ward), anknüpfen; so vornehm und dürftig die Allegorie ist, die das Werk dem Verständnisse der Menge entziehen sollte, so trocken und monoton und wiederholend der Vortrag, so durfte das Buch unter dem damaligen Geschlechte doch wohl auf manchen geduldigen Leser rechnen; man arbeitete es später (Joh. Albrecht Formann noch im Jahr 1680) um und Burkard Waldis gab (1563) mehrere tausend Verse und allerhand moralische Sentenzen zu, die von manchen Literaten, welche das Original nicht gekannt haben müssen, als eine Haupteigenschaft des Theuerdank aufgezählt wurden; es fanden sich Leute, die sich damit beschäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateinische Verse zu übersetzen; und später schrieb man Bücher darüber, die zahlreiche Auflagen erlebten[329]. Ergötzte man sich doch bald an unzähligen Gedichten über Schützenfeste und fürstliche Hochzeiten, warum sollte man nicht die wichtig tractirten Unfälle des guten Kaisers gern lesen, der wirklich als der beste Jäger und Springer, Soldat und Schiffmann galt, der so bürgerlich war und so ritterlich sein wollte, so viel Anlage hatte zu stiller Thätigkeit und so viel Glanz um sich breiten mochte, und in einer eigenen Mischung der kleinlichen Natur seines Vaters und der stolzen seiner Mutter das Große unternahm, aber auch das Kleine als Großes behandelte, der ein trefflicher Fürst für einen friedlichen Volksstamm gewesen wäre, aber von Cäsar und Karl dem Großen zu träumen liebte, so wie sein Erbland für ein abgeschlossenes Gedeihen in Gemächlichkeit und Behagen gemacht war, aber von jenen Zeiten an durch den drohenden Anwachs des osmanischen Reichs in Euro-

329) Koeleri disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck. 1714. ed. auct. 1737. Dann vermehrt und mit Noten und Glossen versehen von Fr. Hummel 1790. Vieles andere vereinzelte ist darüber geschrieben; das neueste in Jäck und Hellers Beiträgen 2, S. 87.

das ganz unnatürlich zu einem Weltreich aufschwoll. Von einem solchen Manne nun ist es erklärlich, daß er die schale Reimerei, die er mit seinem Geheimschreiber mühsam und langsam zu Stande brachte, auch in einer kostbaren Ausstattung verewigen wollte. Der Augsburger Buchdrucker Johann Schönsperger, der zugleich Schriftgießer und Papiermüller war, ward für das Werk ausersehen, und nachdem er an Maximilians Gebetbuch eine befriedigende Probe gemacht hatte, vollendete er es wirklich 1517 in Nürnberg, wo der Mittelpunct aller künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Thätigkeit war. So ward dieß poetische Werk ein Denkmal des Erfindungsgeistes der damaligen Zeit und ihrer mechanischen Fertigkeit. Als solches mußte es die Schriftsteller über Kunst- oder Buchdruckergeschichte immer so sehr interessiren, als es uns gleichgültig bleiben darf.

Man muß es nicht vergessen, an welche Dinge sich die Poesie im 15. und 16. Jahrhundert gewöhnen mußte, um zu begreifen, wie sie selbst da, wo sie zunächst bei theuren und begeisternden Gelegenheiten gebraucht ward, so durchaus roh und prosaisch verfallen konnte. Es war kein Stand, der sich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbste, Gemeinste und Banausische in Reime gebracht hätte. Die Aerzte brachten die regimina sanitatis, die Diätetik, in lateinische und deutsche Verse, behandelten astrologische Gegenstände in Reimen, dichteten sogar physiognomische Regeln, denn in diesen Zeiten, wo man alles d e u t e t e, verfiel man natürlich auch darauf, aus der Beschaffenheit des Körpers die der Seele zu errathen. Die Künstler interessirten sich an poetischen Beschreibungen von Gemälden und Kunstwerken. Die Reichsbürger hörten von ihrer Stadtgeschichte und von ihren Trinkstuben in Versen so gern wie in Chroniken. Der Fromme wollte sein Beichtbüchlein, der Hypochonder die Gesundheitsvorschriften, der Bauer seine Wetterregel gereimt haben, Denk- und Gedächtnißverse kamen in allen Zweigen auf, und die plumpsten Gelegenheitsgedichte. Das Schachspiel ward jetzt (1507 von Jacob Mennel) um seiner selbst willen poetisch behandelt; vom nöthigen Hausgeschirr sang Hans Folz. Die Kriegsleute reimten über ihre Künste, die Fechter über ihre Handgriffe; von Falkener und Lecküchner gibt es Gedichte dieser Art; von Jeremias Schemel eines über das Roßtummeln und die Zurichtung

der Pferde; Hans Folz müßte hier seine eigentliche Stelle haben; er reimte vom Ursprung des römischen Reichs, und von warmen Bädern, von der böhmischen Irrung und von einem Geschenk mit Specereien. Hält man dieß nun Alles zusammen mit der Aeußerung Murners über die Leichtigkeit seines Reimtalents, mit dem vulgaren Charakter des Verses in dieser Zeit, mit der Uebung der Meistersänger und Spruchsprecher, mit der ungemeinen Fruchtbarkeit eines Hans Sachs, mit dem allgemein herrschenden Volksgesange, so sieht man immer deutlicher, wie von dem Höchsten bis zum Niedrigsten jeder Gegenstand von einem Poeten aus höchstem oder niedrigstem Stande poetisch mishandelt werden konnte. Es bedurfte nun nichts, als daß in dem Leben der Nation irgend ein großes Ereigniß überwiegend hervortrat, so konnte man sicher sein, daß die äußeren Begebenheiten und Bewegungen die Dichtung völlig absorbiren und an sich reißen würden. So kam es, daß unter den ersten Stürmen der Reformation sogar die große Kluft zwischen der gelehrten lateinischen Poesie der Humanisten nnd der deutschen Volksdichtung durchbrochen ward und daß das glänzendste Talent unter diesen seine kaiserliche Lorbeerkrone hingab für die Weihe unter den Volksdichtern, seinen Poetennamen, der ihn seiner damaligen Bedeutung nach neben Virgil und Cicero stellte, durch den Gebrauch der Volkssprache nicht zu entwürdigen meinte, daß er die Vulgarpoesie ergriff und ihr für ein halbes Jahrhundert eine ganz eigne scharf politische Richtung gab.

Dieser Mann ist Ulrich von Hutten, der, wenn Reuchlin und Erasmus die beiden Augen der Nation in der vorigen Generation genannt wurden, mit Luther die beiden Lichter der jetzigen ausmachte, der wie typisch den Charakter der edleren deutschen Jugend, so wie Luther den der kräftigeren deutschen Mannheit darstellt, der, wenn er mit den größten Geistern der damaligen Zeiten in anderen Völkern zusammengestellt wird, ein herrliches Document für die natürliche Ueberlegenheit deutscher Anlage bietet. Dieser Mann ist der Nation neuerdings vielfach in Erinnerung gebracht worden, theils zu gründlich, theils zu enthusiastisch, theils in zu ruhiger und theils in zu bewegter Zeit, als daß sie den rechten Antheil an ihm hätte nehmen können. Nicht jeder Moment ist zur Aufnahme jedes politischen oder literarischen

Objectes aus der Vergangenheit passend; doch hat schon Göthe scharf bemerkt, wie sich die Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältnisse in Huttens Zeiten schicken und es steht zu erwarten, daß, wie in gewissen Zweigen der Literatur des vorigen Jahrhunderts sich die Wiederaufnahme der Bestrebungen der Reformationszeit fruchtbar zeigte, auch andere Zweige ihre damals begonnene Ausbildung noch unter uns vollenden, und andere Männer ihre Anerkennung finden werden. Es ist nicht hier der Raum und auch nicht die Gelegenheit, dem deutschen Ritter das Denkmal zu setzen, das er noch vermißt, denn hierzu war seine Wirksamkeit für die Dichtung der Deutschen zu gering, so wie überhaupt die Poesie das damalige Leben in Deutschland am schwächsten darstellt; dennoch dünkt es mir wichtig genug, in kurzen Umrissen dem Gange seines Lebens und Wirkens zu folgen, weil dieß versinnlicht, wie das Volksthümliche damals alles Große für sich gewann und jedes Talent anzog, weil es ein tragisches Gemälde von dem Uebergewicht der Zeiten und Verhältnisse über die unvergleichlichsten Kräfte des Individuums liefert, und weil es für unsere gegenwärtigen Zustände und Bestrebungen eine inhaltschwere und höchst wohlthätige, obwohl ich nicht leugne, in gewisser Hinsicht auch eine sehr gefährliche Belehrung an die Hand gibt.

Ulrich von Hutten fiel mit seiner ersten Entwicklung mitten in Verhältnisse, die für eine strebsame Natur eben so fördernd als vernichtend ausschlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günstlinge sich durchzuschlagen, die mechanischste Kenntniß zu sammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichtesten, dem hellen Geiste und dem edleren Charakter war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erschüttert; der Welt Ehre und Ruhm, eine Hofstelle und Pfründe, war nicht mehr das einzige, was die junge Generation seit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unsterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiste nachstrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechischen Philosophen, die Cicero zuerst vermittelte, schob die christliche Scholastik hinweg, die Poesien Virgils und Ovids hatten in den Klassen der Gebildeten die vaterländische ganz vergessen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edleren

mehr, als ein Turnierdank und eine erschlichene Pfarre, und aus dem Kloster und der Raubburg tauchten die rohen Ritterleute und obscuren Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu suchen. Es trieb die Menschen eine unbestimmte Unruhe zu einem Etwas, das sie nicht immer bestimmt vor sich sahen, und so hatten Hutten sein Kloster und Trithem sein Vaterland verlassen, ohne klar zu wissen, was sie außerhalb suchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt, und Podagra, Fieber und noch ärgere Krankheiten waren stehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie und bekanntlich hat jeder Schriftsteller und Dichter des 16. Jahrhunderts einer oder der anderen dieser Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigener Erfahrung gewidmet. Diese Uebel nun mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geister, die stark genug waren, über den physischen Schmerz einen Sieg zu behaupten; Armut und gestörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anspannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten lastete das Alles, was sich auf Andere vertheilte, in seinem zartesten Alter schon zusammen. Der edle Eitelwolf von Stein hatte den Ruin, der diesem Geiste im Kloster drohte, vorausgesehen und ihn gerettet; im engeren Vaterland hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte seines Vaters Gunst verloren, der nie satt ward ihn selbst zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und seiner armen Mutter Thränen konnten ihn auch später in seinem Thun und Treiben selbst unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen[330]. Die Vortheile, die ihm Stamm und Geschlecht boten, Besitz und Wohlleben, gab er auf, weil ihn sein Geist trieb; das

330) Von Wahrheit will ich nimmer lan
das soll mir bitten ab kein Mann;
auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
man mich damit zu schrecken meint,
wiewohl mein fromme Mutter weint,
da ich die Sach hätt g'fangen an,
Gott woll sie trösten, es muß gahn,
und sollt es brechen auch vorm End,
wills Gott so mags nit werden g'wendt,
drum will ich brauchen Füß und Händ.

Schicksal wollte nicht, sagt er selbst, daß er Ruhm im Vaterland genösse und ein friedliches Leben verbrächte. Seine ersten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäsarius und der Graf Nuenar, die unter sich nicht anders wirken konnten, als die neuerungssüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahrhunderts. Seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht wuchsen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn schon so frühe unter den Poeten und die Muse war in seiner ersten Thätigkeit sein Eins und Alles. Von Ehrsucht glühend, seiner Natur und seinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht seinem Schicksale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Aussicht ward er, als ihn seine unsteten Wanderungen in Deutschland nach Greifswalde trugen, auf Anstiften des dortigen Bürgermeisters Lötz und dessen Sohnes in Frost und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward sein erster Eintritt in die Literatur polemisch; er bewegte jeden Stein über dieß Verbrechen, rief in seinen Elegien die ganze poetische und humanistische Macht in Deutschland gegen diese Lossier auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels rief er die rächende Vergeltung und alles Grausame und Harte auf die harten und grausamen Mishandler herab, durch seine kunstmäßigen Verse leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachsucht und gerechtes Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu seiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern gesehen, wenn seinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was sie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat und diese Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlins leidenschaftlicher Eifer gegen seine Verläumder, wenn nicht später Geschicke ihn immer steigernd in ähnliche Verhältnisse geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geschickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus Poesie hieß, seine leichten Verse; er konnte sich in diesen Zeiten (1511) noch in heroischen Versen über lateinische Metrik auslassen; als er sich in seiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabschrift schrieb, war ihr Thema sein Unglück und seine Muse; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels suchte, die Ursachen und den Lauf der Dinge und

die Sitten der Menschen erforschte, so war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als schon sein Name im guten Klange war, und seine Verbindungen mit allen guten Köpfen seines Vaterlandes geknüpft, kam er von langen Reisen, im Elend geprüft und weise geworden, befriedigt in seinen Studien, verstoßen von der äußeren Welt, nach Hause zurück, und ward nicht einmal wie der verlorene Sohn empfangen. Die obscuren Leute hatten noch einen Greuel an den Poeten, die den Petrus Hispanus verachteten und die prava logicalia, das vademecum und das exercitium puerorum, sie wollten es in der Beichte hören und mit Pönitenz belegen, wenn einer den Virgil gelesen hatte, sie wollten keine Poeten, sondern Magister und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andere neue Autoren gelesen, und am Ende keine Promotion erlangt hatten, und die, wenn man sie fragte, was sie studirt hätten, antworteten mit: Nichts, Poesie hätten sie studirt. So wenig auch heute einer, der menschliche Weisheit für die Seele zu lernen sich beikommen ließe, vor den Plänen seiner Eltern oder den Fragen seiner Examinatoren bestehen würde, so wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juristen, jenen hochnasigen Theologen, jener inhumanen Ritterschaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er sich fühlte, Nichts zu wissen und Niemand zu sein, wenn sie ihre Kenntnisse auskramten, und die, was in ihm war von Wissen und Weisheit, tief unter aller Verachtung sahen. Damals entwarf er seine elegante Satyre vom Niemand; damals warf er zuerst seine eindringenden Blicke auf die inneren Zustände in Deutschland, in dessen politischen Verhältnissen ihn bisher blos die Schmach in der äußeren Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der französische Ruhm und ein trügerisches Krämer- und Fischervolk den deutschen Namen in Schatten stellen konnte, vor dem einst der Erdkreis erbebte und dessen Schrecken durch alle Welt ging; damals sog er den ersten Haß ein gegen die Thomisten und Bartolisten, gegen die römischen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutschland, er glühte vor Scham, daß das weibische Volk der Wälschen die deutsche Kraft sollte schwächen und misbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der moralische Druck, den die rö-

nische Kirche und das römische Recht auf Deutschland ausübte,
nit moralischen Kräften müsse abgeworfen werden. Er will die
Rechtsbücher und Glossen mit dem heimischen Gebrauche der
nördlichen Sachsen vertilgen, die ungezögertes Recht sprechen
nach alter Sitte, wo wir sonst 20 Jahre unter 36 Doctoren
hängen. So sehr ihn schon damals die alte deutsche Kraft in
Tacitus Zeiten anzieht, so sucht er doch nur in Bildung und Frie-
den das Heil; nicht immer, erkannte er, könne man in Waffen
sein, alles habe seine Zeit, und nach dem kriegerischen Alterthum
der Deutschen gebühre jetzt die Pflege der Künste. Er eifert hef-
tig gegen seinen rohen Adel, diese Centauren voll schlechter Sitte,
die oft mehr Bestien sind als die welche sie reiten; er freut sich
daß dem armen Haufen der Weg zur Bildung offen steht.
Keuschheit, Fleiß, Cultur des Landes und der Geister zeichnen
Deutschland aus; wir haben die friedlichsten und kriegerischsten
Erfindungen gemacht, denen das Alterthum nichts zu vergleichen
hat, und dennoch ruht still noch so viel Kraft und Tapferkeit im
Volk, daß der Gallier nie wagte, nach der römischen Krone zu
greifen, der Italier sein Joch nicht abwarf, der Türke den deut-
schen Boden scheute. Wie voll Anerkennung und Einsicht ist
dieß! wie fern von der nichtswürdigen Art, mit der unsere heu-
tige Freiheitsjugend, deren Einsicht nichts, deren Kraft und Frei-
muth nichts ist neben Huttens, das Vaterland mit Koth wirft!
wie fern von jener Verbitterung von Haus aus, die wir heute
so häufig finden. Mit der Gesundheit, mit der Freiheit, die er
aus seiner antiken Bildung gezogen hatte, griff er im Bunde mit
jedem kühneren Gleichgesinnten, angereizt durch Reuchlins Streit-
sache, die jammervolle Gelehrsamkeit der dunklen Männer mit
jenen berühmten Briefen bei der gefährlichsten Stelle an. Wäre
er doch immer bei diesen Waffen geblieben, die ja nicht minder
ruhm- und gefahrvoll waren, als das Schwert! Hätte er doch
seine juristischen Studien wenigstens so weit wie seine theologi-
schen zu führen die Geduld gehabt, damit er auch die juristischen
Freiheitsfeinde in Deutschland mit jener geeigneten Waffe ange-
griffen hätte, mit der er die geistlichen in Gemeinschaft mit Lu-
ther vertilgte. Wie ist hier Alles noch Umsicht und Vorsicht
wie setzt man den guten Reuchlin sicher! wie verschanzt man sich
hinter Unschuld und Anonymität! denn jene bekannten verleugnen-

den Briefe Huttens an Richard Crocus, würden mit ihrer geschraubten Weise auch weit eher für einen Beweis für Ulrichs Theilnahme an den Briefen der Dunkelmänner, als dagegen gelten. Noch waren aber diese merkwürdigen Briefe erst vorbereitet und im Werden, als ein neuer Schlag den reizbaren Mann traf, da er gerade sich seiner Genesung in Ems zu erfreuen anfing. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete 1515 seinen Verwandten Hans von Hutten. Seine eigne Vertheidigung gravirt den Mörder statt ihn zu entschuldigen, und ganz Deutschland gerieth über diese That in eine Bewegung, noch ehe Hutten seine Catilinarien und Deplorationen gegen den Herzog schleuderte, die, zu Pferd und auf der Reise geschrieben, entfernt von allem gesuchten Schmuck, zuerst seinem rhetorischen und poetischen Style einen Schwung geben, und aus denen in der That unschuldig gerochenes Blut schreit. Sie verdienten ihm den Namen eines deutschen Cicero oder Demosthenes, und sein Phalarismus, der, weil er auch ins Deutsche übersetzt ward[531]), uns schon näher angeht, den eines deutschen Lucian. Der ausgesprochene Abscheu der Nation gab der Kühnheit Huttens Nahrung, er rief die schwäbischen Städte zum Ergreifen der Freiheit auf, nach der sie nicht undeutlich strebten; er bezeichnete diesen Frevler als den ersten, der auf deutschem Boden eine Tyrannei gründen wollte, auf den man den Retter Armin nicht geduldet, als er die Hand nach Herrschaft ausstreckte; er malte den Deutschen das Bild des Tyrannen so aus, daß er zum Sprüchwort ward. So empfindlich war damals Deutschland gegen eine That, die in Italien jedes Jahrzehnt einmal vorkam; und man trug es, daß Hutten dem Tyrannenmord Ehre verhieß. Gleich nach dieser Familienschmach blühte Ulrichs Glück auf und das war ihm, scheints, gefährlicher als sein Unglück. Er war durch diesen Vorfall eine deutsche, ja eine europäische Person geworden; England kannte ihn und Italien als den Theilhaber an den dunklen Briefen, und diese hatten die alte Scholastik in ihren Grundfesten erschüttert; die Poetenkrone ward ihm aufgesetzt; sein Ruhm erschallte überall, endlich bot sich ihm an dem Hofe des Albrecht von Mainz eine sichere Zufluchtsstätte dar, der damals der Protector jedes Talents war.

---

531) Huttens Werke ed. Münch. II. S. 191.

Jede gute Sache der Reuchlinisten, der Huttenschen Familie, bald des auftretenden Luther siegte unglaublich in der öffentlichen Meinung. Dieß schärfte den Ton der jungen Verfechter, dieß spannte ihre Erwartungen und Ideale. Schon früher hatte Hutten mit Lobe sich an Maximilian gedrängt und dann mit Begeisterung an Albrecht von Mainz, der zugleich Markgraf von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt war und im Reiche den größten Einfluß besaß. Der nationale Dichter muthete ihm in seinem Panegyricus ein Ergreifen der deutschen Verhältnisse an, das auch heute die enthusiastischen Freunde deutscher Einheit von diesen selben Flüssen Rhein, Elbe und Oder her erwarten. „Nie habe der Rhein, sagt er ihm, sein Schicksal in besseren Händen gesehen, und bedürfe es der Mahnung, so rufe sie dieser mit lautem Munde zu: Völker, die früher zu dienen verschmähten, freuen sich deine Unterthanen zu sein und laden dich selbst zum Herrscher. Warum nun diese Scham und gezierte Zögerung? Auf, empfange, was du weniger gesucht als jene freiwillig gegeben haben, unterziehe dich der Stellung, die dir die Götter und das Schicksal günstig bieten, daß nicht in Trägheit und schlaffem Wohlleben jede Thätigkeit erstarre. Nicht weichliche Völker sind dir anvertraut, sondern des Rheines waffengewöhnte Völker und die trotzigen Bewohner der Elbe und Westphalens, Thüringens und Hessens; die Mark gehört dir, und wenn du zu herrschen weißt, werden sich dir die Sachsen, des Jochs unkundige Männer, unterwerfen; du fühlst, was auf dem Spiele steht, wenn du dich dem Allem, was dir hier von selbst zufällt, nicht gewachsen zeigst. Der beste Theil der Erde ist dein, du hast Waffen, Männer und Schätze, und die Zügel eines großen Reiches, du kannst Vater und Bürger sein, und das Eine bedenke, daß diesen Völkern nicht sowohl Herrschaft als ein Beispiel Noth thut. Nun aber liegt all dein Thun dem Erdkreis offen und kein Winkel wird deine Fehler verbergen können. So der Rhein. Dir legt sich die Glut der Scham auf die Wangen; und wenn du versprechen wolltest, was du Alles im Geiste bewegst: und wie groß dein Vorhaben ist, so würde der Tag nicht hinreichen; aber du willst Alles lieber thun, willst nicht die Hoffnungen auf dich mehren, versprechen willst du nichts. Nur dieß Eine willst du, daß der Beifallruf der Freude, die Ehrenbezeu-

gungen deiner Völker spärlicher seien. So groß bist du und willst nicht so groß gepriesen werden! Was willst du zu Hause sitzen und der Ruhe pflegen, da dir ein anderes Loos fiel? Hier möge die Pflege der Musen und der gelehrten Ruhe ein Ende haben, da dich zu Größerem die Geschicke rufen." Bald steigen diese kühnen Forderungen noch mehr. Gleichzeitig mit Luthers Auftreten gibt Hutten des Valla Schrift über die erlogene Schenkung Constantins heraus, mit jener Vorrede an den Pabst. Welche Größe ward nicht dem armen Leo X. zugemuthet von den Machiavell und Hutten, den ruhigsten und heftigsten Köpfen der Zeit! Er sollte Florenz restituiren und der Herrschaft darauf entsagen! er soll den Frieden in die Kirche rückführen, den seine Vorfahren vertrieben! er soll den todten Valla, den Tyrannenbekämpfer, ehren, wie einst Griechenland seine Tyrannenmörder geehrt! er soll da er als Kaiser herrschen kann, als Hirte bewachen! und weil die Lügenpäbste, seine Vorgänger, die Diebe und Räuber, der Deutschen Einfalt so lange misbraucht, so soll er sich nun der Deutschen ganze Grobheit gefallen lassen! Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 folgt dann Huttens Rede für den Türkenkrieg, in der selbst von dem Kaiser ein guter Theil Freiheit autorisirt ward; an dem Hofe Alberts schrieb er seinen Dialog vom Hoffeind (1518), wo er den Lucian zum unmittelbaren Muster und schon in Morßheim einen Vorgänger hatte, dessen Werk ich nicht kenne, und in Aeneas Sylvius, dessen Brief noch im 15. Jahrh. deutsch übersetzt war. Von dieser Zeit fing er an, sich in diesen Freimüthigkeiten zu gefallen, und sie unnöthig zu benutzen und dadurch ihre Spitze selbst zu stumpfen. Mitten im ersten Durchbrechen der Schranken aber ist er auf dem Gipfel seines Wirkens. Man darf seine Bestrebungen mit denen des Machiavelli in vielen Beziehungen vergleichen: welch ein Ruhm ist dieser Vergleich für den Mann und sein Volk! Auch Machiavelli wollte reformiren; er nahm seine Weisheit aus traurigen Erfahrungen und aus dem Buch, Hutten aus großen Begebnissen in der Zeit und aus einer kerngesunden Natur; jener nahm den römischen Urstand Italiens zum Muster und wollte ihn mit allen Einzelheiten verpflanzen, Hutten wollte die deutsche Urzeit inmitten der neuen Verhältnisse beleben; Machiavelli wollte die Kraft und Tapferkeit auch auf Unkosten der Bildung, die Waffen statt des Frie-

dens, den Krieg statt der Industrie, Hutten wollte Beides vereint; den erstorbenen römischen Geist wollte jener ins Leben rufen, den schlummernden deutschen dieser wecken; vom Hof, von der Regierung aus wollte Machiavelli das Volk beglücken, nach diesem bestimmten System, mit diesem bestimmten Verfahren, Hutten drängte dem Volke nichts auf, nahm selbst und ließ das Volk das Gute annehmen, woher es kam; jener vermißte einen weisen Tyrannen, dieser vertraute auf das Volk; Machiavelli will immer diese und diese Form, der Geist wird sich finden, er will dieß und jenes Mittel, der Zweck wird sich geben, aber Hutten will blos den Geist und sorgt nicht für die Formen, er will blos die Kraft, in der der Zweck enthalten ist und die die rechten Mittel leicht ergreift; daß sein Volk einer verdorbenen Statue gleicht, ist der Schmerz Machiavelli's, daß das seine im Schlafe liegt, der des Hutten. Wenn nur die Gesinnung recht und rege ist, so wird, was werden soll und kann, von selbst kommen. Ist nur ein guter Geist in Bewegung, Menschlichkeit und natürliche Richtung gewahrt, dann ist das Heil auch verbürgt. Er will keine neue Kriegsordnung, sondern den kriegerischen Sinn der alten Heroen, die die römische Herrschaft gebrochen; er schreibt keine Mittel zum Türkenkriege vor, die werden sich finden, wenn nur Disciplin und Gehorsam da ist; er zeigt nicht diesen und jenen Weg, das Joch der weichlichen Italier abzuwerfen, sondern er stellt geschichtlich Nation zu Nation und regt das Ehrgefühl auf und das Bewußtsein moralischer und physischer Ueberlegenheit, unbesorgt um die Erfolge; er sucht nicht die Sophisten und Pharisäer zu widerlegen, sondern er pflegt nach Kräften gesunde Kenntniß und Bildung, ohne Angst um den Ausgang; der Gedanke dünkt ihm schmählich, gegen den Despoten in Würtemberg erst die Waffen aufbieten zu müssen, er knirscht, daß es in Deutschland möglich ist, einen solchen Tyrannen zu dulden, daß ihn nicht die bloße Meinung vertilgt; er will nicht eine deutsche Einheit in dieser oder jener Gestalt, sondern Einigkeit der Gesinnung, dann wird jene von selbst zufallen; er hat keine neue Kirche, kein neues Dogma, keinen neuen Staat, keinen Reichstag und Kaiser in Aussicht; er hätte mit gegebenen Landständen darum noch keinen ständischen Geist erwartet; was man auf den Reichstagen und Synoden reformirte

und disputirte, läßt ihn ganz gleichgültig; er will keine politischen Factionen, so wenig wie Luther religiöse Secten wollte. Hätte es dabei bleiben können, wie heilsam wäre es gewesen! Denn Luthers Dogma war gewiß nicht das beste, was er der Welt gab, und Huttens bestimmtere politische Plane rieben ihn auf. Machiavelli scheiterte mit seinen planmäßigen Reformen, die er seiner blinden Masse aufdrängen wollte, Hutten hätte fortwährend, wie er im Anfang that, dem gesunden Tacte des Volkes trauen, auf den Theil desselben vorzugsweise bauen sollen, der die bessere Bildung überhaupt unterstützte und förderte. Machiavelli schob den Untergang Savonarola's darauf, daß er keine Waffen hatte, aber Hutten ging mit Sickingen unter gehobenen Waffen unter, weil sie voreilend das Volk verließen, auf dessen Begleitung sie immer warten mußten; nur Luthern krönte sein Werk, weil er allein unter so vielen unruhigen Köpfen zur rechten Zeit eigensinnig feststand, die Neuerungssucht dämmte, und sich ganz allein auf den Mittelstand stützte, der damals die einzige moralische Kraft in Deutschland war. Als Hutten den Sinn und Geist, den er bedurfte, nach seinen Kräften erregt hatte, hätte er seine Ungeduld bändigen müssen; was die Zeit damals leisten konnte, leistete sie redlich. Hätte er seine Kräfte gespart bis zu dem schmalkaldischen Kriege, dann seine eiserne Stimme gehoben, dann seine Lieder und Reden ins Volk geworfen, wo das Volk nach Noth und Erfahrung seine Predigten begriffen hätte, wie anders wären wohl die Dinge geworden! wie leicht ein glücklicher Ausgang, wenn er so lange fortgefahren hätte, die Meinung zu bilden, die Civilisation zu fördern, den freien Geist der Alten in die junge Generation zu pflanzen, den Boden für alles Aechte und Gute zu reinigen, das Falsche und Unsinnige umzustürzen. Wenn Demagogen so redlich und offen, so ganz nur gegen Gleisnerei und Obscurantismus gerichtet, so hoch gebildet und unterrichtet, so aufrichtig allem Schönen und Edlen ergeben, so uneigennützig und patriotisch, so bereit sind jedem guten Regenten die Hand zu reichen, wie Hutten in seiner schönsten Zeit war, dann hat es, sollte man denken, mit Umwälzungen wenig Gefahr, weniger als wenn der Staat in lethargischer Ruhe seine besten Kräfte verdirbt, und wenn die Leitung der Dinge denen überlassen ist, die aus dem Buche regieren, dem

practischen Talente nichts vertrauen, und Formen bauen, ohne zu wagen die Materie flüssig und glühend zu machen, mit der sie sie füllen wollen. Nur mag dieß freilich wieder besser sein, als wenn die Bewegungsparthei, wie heute unser junges Deutschland, mit frivoler Moral und absurder Bildung anfängt und mit Verwirklichung von unsinnigen Chimären aufhören will.

So stand es also mit Hutten in der schönsten Periode seines Lebens, als ihn Glück und Gelingen zu schlimmern Entschlüssen lockte, als wozu ihn vorher sein Unglück gezwungen hatte. Bis jetzt war er nur ein Mann der Wissenschaften und Künste, nun wollte er auch ein practischer Staatsmann sein; mit den Pfaffen fertig zu werden war Alles im schönsten Gange, jetzt sollten auch die Beamten, die Hofleute und Juristen dran; kaum eben hatte Hutten noch eingesehen, wie untauglich die Gelehrten zum Leben, wie entfernt sie vom gesunden Menschenverstand und practischer Wirksamkeit sind, und gleich darauf ringt er nach der Palme in beidem; nur eben hatte er den Deutschen zu ihrem Mark das Hirn gewünscht (wie man ihnen heute zum Hirne das Mark wünschen möchte) und bald ist es ihm mehr um die Kraft als den Witz zu thun. Der makellose, unbescholtene Wilibald Pirkheimer, der Mann, den selbst der Neid nicht berührte, mahnte den feurigen Ulrich, als er sich an Alberts Hofe befand, allein den Musen fortzuleben; er hätte ihm folgen sollen. Der merkwürdige Brief, in welchem Hutten die Anmuthung ablehnt, zeigt ihn an dem Scheidewege, an dem er nicht gut wählte, öffnet sein innerstes Wesen und lehrt, wie in dem vortrefflichsten Menschen Consequenz und Unsicherheit, Selbstkenntniß und Selbsttäuschung, ächter und falscher Ehrgeiz, Kraft und Schwäche leicht nebeneinander liegen. Es widerstrebe, sagt er, seiner Natur wie seinem Alter, sich in scholastische Ruhe zu vergraben und in vier Wände zu bergen, er kenne das Leben nicht, er habe mancherlei gelernt, aber nichts gethan. Dieß ist ganz die Sprache, die auch wir so oft hören, als ob Lernen und stilles Wirken nicht auch etwas gethan wäre; nur daß wir sie freilich von keinem Hutten hören, der damals bereits so großes gethan hatte, wie er kaum größeres noch zu thun erwarten durfte. Die Studien, schreibt er weiter, könnten ihn nicht von den Menschen abziehen, mit denen ihm der Verkehr ein Bedürfniß sei; und habe er in der Wissen-

schaft ein kleines Verdienst, so verzweifle er auch nicht an einem Ruhme in großen Thaten; doch werde er darum nicht die Wissenschaften aufgeben, weil er sich an Alberts Hof begeben; noch da verfechte er die Sache Reuchlins gegen jene Obscuren, denn dieses Unkraut müsse vertilgt werden, damit die Pflanze der ächten Wissenschaft wuchern könne, diese Nebel zerstreut, damit das Licht der wahren Weisheit leuchte, der Verkehr mit den Alten offen stehe und die alte Barbarei vertrieben werde. Er preist Pirkheimern glücklich um seiner edlen, bildungsvollen, kunstreichen Vaterstadt willen: in seinen Ritterstand ziehe diese Liebe zur Cultur langsam ein. Darum müsse man sich jetzt an die Höfe, an die Mäcene, wie Albert, drängen, um die oberen Stände hierfür zu gewinnen. Zu voreilig rufe er ihn zu einer Ruhe und Dunkelheit, die entweder seine Natur oder sein Alter gar nicht oder noch nicht ertrage; er solle diese Glut erst sich kühlen, diesen unruhigen und strebenden Geist erst ein wenig ermüden lassen, bis er jene Ruhe verdient. Er feiere ja nicht von seinen Studien, es sei ihm Zeit dazu übrig und im Haufen der Menschen sei er oft allein. Wohin solle er sich auch wenden vom Hofe weg? Auf seine Ritterburgen? Da sei nichts als Streit, Hader, Krieg und Ueberfall, eine festungsartige Wohnung beim Stalle des Viehs, Pulver- und Thiergeruch umher, Geheul der Hunde, Geblöke der Schafe in der Nähe, aus dem Wald das Geheul der Wölfe, dazu Sorge für den Landbau, dazwischen Miswachs und Nothdurft, und ewige Sorge und Angst. Zu solch einer Ergötzlichkeit und Ruhe rufe er ihn vom Hofe weg; und doch könne er sorglos sein: die Angel habe ihn nicht gepackt, er benage blos vorsichtig die Lockspeise. So klug war er, aber er bemerkte nicht, daß die Lockspeise vergiftet war! Es mag für einen großen Mann wohl lockend sein, sich in Leben und Wissenschaft zugleich versuchen zu wollen, wenn nur nicht die Geschichte so ausnahmslos zeigte, wie elend die großen Regenten schreiben und die großen Schreiber regieren. Es mag für einen Mann, der seine populare Wirksamkeit bereits erprobt hat, wohl verführerisch sein, sich auch außerhalb der Menge auf die Stelle der Herrschaft zu stellen, um von oben her leichter zu überschauen, zu ordnen, zu gebieten, wenn nur nicht die deutsche Geschichte so unaufhörlich bewiese, daß wir nichts haben und werden sollten durch Höfe und Regierungskünste

und Academien, sondern Alles durch die Kraft und die Bewegung des Volks. Wie sonderbar, daß Hutten auf einmal den Reichsstädten den Rücken kehrt, als wären sie eine Welt für sich die ihn nichts weiter anginge, zu der ihm der Weg ganz verschlossen wäre, und daß er plötzlich die Ritterschaft bekehren will, die er immer für unheilbar angesehen hatte. Er erkannte so im vollen Maaße an, daß die ganze moralische Kraft der Nation auf den Unadligen, Bürgerlichen ruhe, die aus dem Staube emporgekommen, die Ritter überholten, er gab ihnen ihren Vorzug, den sie um so mehr verdienten, da sie Ruhmwürdiges unter größeren Schwierigkeiten vollbracht; er sieht und weiß, daß der Adel dieß Emporkommen selbst durch seine Trägheit verschuldet, da er seine Bildung in Tiefe und Schmutz habe herabsinken lassen, da er freiwillig aus den Vortheilen und Besitzen gewichen sei, die jene mit Recht ergriffen hatten, da alles Verlassene Allgemeingut werde. Und warum wollte er nun jenen fruchtbaren Boden wenigstens theilweise aufgeben, um diesen sterilen zu bauen? jenen vollen Strom verlassen, um diese stehenden Wasser in Lauf zu bringen, was die gleiche Thorheit ist, wie wenn heute die Bewegungsmänner große Ziele verfolgen, ehe sich unter Höfen, Heeren, Gewerben, Adel, Gelehrten, Mittelstand, Bauern oder in irgend einem Theile der Nation eine geistige Kraft im wirklichen Leben zeigt. Und indem Ulrich seine Thätigkeit nun in diese gefährlichen Regionen verpflanzen, practisch in die politische Welt eingreifen will, so will er das, da ihm noch Feuer und Leidenschaft in allen Adern kocht, und der eifrige Mann kann hoffen, mit diesem Temperamente die Schlangenkünste der Hofleute, die kalte Ruhe der Staatsmänner, die Glätte und Schlaukheit eines Albert und endlich die großen politischen Verhältnisse der Nation zu influenciren, mit dem er nicht einmal in der Wissenschaft auszukommen getraute? So sehr verkannte er jetzt, was sein Beruf sei! Denn überall sind in Staatsgeschäften die kalten und besonnenen Talente so wesentlich, wie in wissenschaftlichen Revolutionen, wenn es sich darum handelt, einen hergebrachten Schlendrian zu verlassen, die üppigen Geister und feurigen Ingenien, die Hutten und Lessing, an ihrer wahren Stelle sind. Schwerlich also konnte Hutten in Wahrheit hoffen, auf seiner neuen Laufbahn sich treu und der alte Hutten zu bleiben: ein Ehrgeiz fesselte

ihn plötzlich, er bedurfte auf einmal einen glänzenden Wirkungskreis, er wollte eine würdige Stelle seinem Adel gegenüber einnehmen, eine ritterliche Stelle, weil sie seine schreibermäßige verachteten. Er will sich daher auf das neue Feld des Hofes wagen und es scheint schon mislich, daß er so vielfach wiederhelt sagt, er wolle nicht hoch steigen, daß er nicht tief fallen könne, nicht viel aufs Spiel setzen, um nicht viel zu verlieren, er wolle in die Reuße gehen, aber den Rückzug offen halten, das Glück ein wenig versuchen, aber nicht weit, er glaube Ehren verfolgen und verachten zu können. Er schwanke, versichert er, nicht unsicher zwischen verschiedenen Wegen, obgleich er noch kaum vorher geäußert hatte, wenn Bilibald ihm ein bequemes Asyl wisse, so wolle ers annehmen. Er habe sich auf Einen Zweck gerichtet, auf Ein Ziel den Bogen gespannt, wornach er mit Absicht und Willen steure, worüber er ihm einmal mündlich Mittheilungen machen wolle, doch verzweifle er, dazu ohne fremde Unterstützung zu gelangen. Da war Machiavelli weiser! Denn allein und auf eigenen oder verwandten Kräften muß stehen, wer bedeutend irgendwo und wie wirken will, nicht allein im Kriege, sondern auch in der Literatur; dann ordnet sich der Geist und hüllt sich in Gleichmuth, den Hutten damals angezogen zu haben meinte, als er im Glücke war, der ihm aber im Unglück stückweise zu Boden fiel. Als Hutten auf seinem Pirkheimer, Crotus, Luther stand, da stand er sicher; im Bunde mit Sickingen und aufgereizt von den Busch und Eoban Heß fiel er zu frühe für sein Vaterland und sich. Des Waffenmannes, eines Sickingen, Sache wars, Huttens beflecktes Bild an den Mönchen mit dem Schwerte zu rächen und den Bestechungen und Kabalen der Kölner Pfaffen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, und mags doch Recht oder Unrecht sein, ich würde ihm um dieser beiden Streiche willen viel mehr verzeihen, als man ihm verzeihen muß, allein daß Hutten die Hand darin hatte, war seiner weniger würdig. Es ist wohl begreiflich, daß Hutten an diesem heroischen Manne voll Humanität und Begierde nach Bildung, voll Popularität, Schlichtheit und Gradheit Gefallen fand, da er auf dem Reichszug gegen Ulrich mit ihm zusammentraf. Ueber den Krieg hatte er den Hof, über Sickingen den Albert sogleich vergessen, so wenig war er für jenes

geschaffen. Aber auch vom Kriege rief ihn Erasmus, wie Bilibald vom Hofe, zu den Wissenschaften zurück; und so wohl sich Hutten in Einem Augenblicke unter dem Heere und unter geglückter Rache fühlte, so sehnte er sich doch auch da bald nach den Musen zurück, ohne auf seine Natur zu lauschen, die ihn noch immer auf den rechten Weg wies. Mitten unter kriegerischen Beschäftigungen und Plänen trieb er gerade das Entfernteste; er schrieb damals zwar auch die Trias, das Heftigste, was bis dahin gegen Rom geschrieben war, allein er verfaßte auch damals seine Abhandlung über die Guajakwurzel, gab den Livius heraus, fand und publicirte ältere Schriften, die mit den Tagsgeschichten in glücklichem Bezuge standen; er sehnt sich sogar damals nach einer Gattin, die schön, jung, gebildet, heiter, züchtig und duldsam sei, von einigem aber nicht vielem Vermögen, und von Geschlecht wie sie will, denn er glaubte die genug geadelt, die Huttens Weib sei. Bald nach dem letzten Lächeln des Glücks in seinen Zügen mit Sickingen sollte nun sein Gleichmuth die Probe bestehen. Das Unglück überfiel ihn wie das Glück auf Einmal. Albert wandte sich von ihm ab, Kaiser Karl bewährte sich nicht, Leo wollte ihn gebunden und ausgeliefert, Meuchelmörder verfolgten ihn. Daß er nun Städte und Menschen meiden sollte, ergreift ihn; bald sieht er, daß er auf die schlimme Sache minder gefaßt war, und daß er die Kriegsregel vergessen hatte, keinen Feind zu verachten. Er sah sich getäuscht in den Erwartungen, die er von den Häuptern gehegt, die er nie hätte hegen sollen; er wandte sich an die Fürsten zweiten Ranges, er suchte bei Sickingen Zuflucht und schleuderte nun aus Ebernburg, wo er über großen Dingen brütete, zu denen er den langsameren Franz bearbeitete, seine Mahnungen und Gespräche, wandte sich an alle Ständen und an die Landsknechte[532]) und bot jede

532) Und ob mir nach thut denken
der Kurtisanen List,
ein Herz läßt sich nicht kränken
das guter Meinung ist;
ich weiß noch viel, wölln auch zum Spiel
und selltens darum sterben,
auf Landsknecht gut und Reitersmut,
laßt Hutten nicht verderben.

Waffe auf, denn nur mit dem Schwerte dünkte ihm jetzt noch der Schaden zu heilen. Das deutsche Geld den Römern zu entziehen, den Bischof von Rom herabzureißen von seiner Höhe, die Mönche auszurotten, die Geistlichen zu deciniren, was bedurfte es dazu der Waffen, da die Sache schon so im Gange war? Warum wollte er nicht dem Volke die Sorge dafür überlassen und Alles selbst thun, indem er von Ungeduld verzehrt wünschte, daß ihm die Macht der Fürsten oder den Fürsten sein Wille gegeben wäre! Er will das vielhauptige Thier in Rom nicht weiter anbeten, denn er fürchtet, das Trinkgeschirr des göttlichen Zornes würde über ihn ausgegossen werden, als ob er allein für die Irrungen der Menschheit verantwortlich wäre! Er sann über Verschwörung und Aufruhr, unkundig, daß nicht die Menge dem Einzelnen in Bewegungen dient, sondern der Einzelne dem Ganzen. Wie er stets für Alle zu arbeiten sich bewußt war, hoffte er, daß auch Alle für ihn arbeiten würden, und edel und uneigennützig, wie Er war, erwartete er, sollte der große Haufen gegen ihn sein; weil er des Volkes Ehre erweitert, sollte es sein Heil nicht vergessen, und nicht gestatten, daß er vor ein fremdes Gericht gezogen und dieser Erde entrissen werde, die ihn geboren und der Luft, die ihn genährt. Nun will er auch dem gemeinen Haufen offenbaren, was er bisher nur in Latein verhandelt, jetzt fängt er daher an, seine Schriften zu verdeutschen und eben in dieser Periode (in den Jahren 1520 und folgend.) beginnt er für die deutsche Vulgar-Literatur von Epoche zu werden, hierhin fallen jene Dialoge und Gedichte, besonders die Lucianischen Gespräche, die nachher eine Lieblingsform der politischen und literarischen Polemik wurden; hier trat rücksichtslos jene Anfeindung und Schonungslosigkeit hervor, besonders seit dem Reichstage in Worms, die nachher Ton der Literatur bis spät ins 16. Jahrhund. blieb. Sicher in seinem Schlupfwinkel ist Hutten jetzt zu Allem fähig und kühn genug; er weist auf Ziska und die Böhmen, die noch vor zwanzig Jahren Niemand anders, denn als die verruchtesten Ketzer darzustellen gewagt hätte: nun preist er jenen als einen großen Feldherrn, der den Ruhm hinterlassen, das Vaterland von Tyrannen und Müßiggängern und Mönchen befreit, das Land dem Papismus geschlossen, des heiligen Mannes Huß jammervollen Ausgang gerochen

zu haben. Der Gehorsam gegen den Kaiser wird schon förmlich der Pflicht der Sorge für des Reiches Wohlfahrt nachgesetzt; manchmal nicht zu gehorchen sei der höchste Gehorsam; dem irrenden Befehlshaber müsse man nicht in den Irrthum folgen, dem Fieberkranken nicht die begehrte Kühlung geben. Als er Cultur und Menschlichkeit für die Arznei der Zeit hielt, hatte er seine Ritter verschmäht, jetzt, da er mit Feuer und Eisen helfen will, sucht er sie hervor; sonst hatte er ihre Rohheit gerühmt, jetzt preist er ihre Einfachheit und Rüstigkeit, ihre Mäßigkeit und Armuth; er hatte noch nicht lange den wüsten Aufenthalt in Burg und Wald verabscheut, jetzt rühmt er das frugale Landleben; Jagdlust und Anarchie hatte er sonst als den Ruin des Landes angesehen, jetzt erhebt er die gymnastische Uebung, die sie mit sich führen. Er will jetzt, daß Ritter und Städter, geadelt als Stände, ausgeschieden von dem Raubvolk und den Monopolisten, sich die Hände reichen gegen Pfaffen und Juristen. Die Theologen hatte man so glücklich bekämpft und mit ihrem Ansehen fiel mehr und mehr auch die Macht der römischen Curie von selbst; man durfte hier Luthern weiter sorgen lassen, ohne ihm Sickingens Waffen zu bieten. Aber diese Legisten, diese Belagerer und Aussauger der Fürsten und des Landes, diese Emporkömmlinge ohne Kenntniß, ohne Geschichte und Erfahrung, ohne Gewissen und Sitte, die die Gesetze lenken und ordnen sollen, diese in eben der geeigneten Weise zu bekämpfen, wie es mit den Theologen geschehen war, ihre Glossen eben so zu vernichten, wie die scholastischen Spitzfindigkeiten der mönchischen Scioli, dieß fiel Hutten nie ein, der auch vergebens gesucht hatte, sich der Jurisprudenz zu bemächtigen. Luthern glückte daher der Kampf, den er redlich fortführte bis ans Ende, aber der Kampf mit dem römischen Recht und den Glossatoren, den Staats- und den Rechtskünstlern ist noch heute nach 3 Jahrhunderten übrig. Wer es dem erwartungsvollen Hutten gesagt hätte, in seiner unglücklichen Gier und Unfähigkeit die Zeit zu erwarten, daß noch nach 3 Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutschland sein würde! Diese Juristen suchte er damals kurz weg mit dem Schwerte auszutilgen, und deutlich sagte er, er hätte wenig gegen sie geschrieben, weil er diesen Mangel mit Thaten zu ersetzen denke. Er meinte, die Fürsten sollten nur die Lappalien der Rechtsgelehrten

einsehen lernen, so wäre es um alle Bartolisten geschehen, aber er vergaß, daß über drei Jahrhunderte dazu gehört hatten, bis man die Lappalien der Theologen einsehen gelernt hatte! Da er in Worms gesehen hatte, wie man die leichtesten Fragen in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, Tag und Nacht unter Bergen von Büchern darüber schwitzte, bleich und erschöpft von Nachschlagen mit Citaten die einfachsten Dinge verwirrte und mit Ueberhäufung von Beweisstellen die absurdesten Sachen durchfocht, und so viele Mühe anwandte, das Recht zu verderben, so dünkte ihm Deutschlands Zustand unter dem Faustrecht besser als unter dem Bücherrecht. Seine Reizbarkeit stieg immer mehr, die Aleander und Caraccioli bedrohte er, daß er nicht länger seine Hände halten werde und wollten sie nicht den Worten gehorchen, so sollten sie dem Schwerte weichen müssen, und da nun Sickingen fiel, für ihn nicht länger ein Aufenthalt in Deutschland war und er nach der Schweiz ging, so mußte er da auf den schüchternen Erasmus noch treffen und seine letzten Tage sich dadurch verbittern, daß er von dem vorsichtigen Manne verlangte, er solle wie Hutten sein und handeln.

Ich will zwei Stücke aus Huttens deutschen Werken ausheben und mit ein paar Zügen charakterisiren, das eine um des Stoffs, das andere um der Form willen. Die Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes sei das eine[532]), die Anschauenden das andere. Jenes möge dazu dienen, die Art zu bezeichnen, wie die reformatorischen Bestrebungen in der Poesie sich aussprachen; zugleich enthält es wie in einer Quintessenz fast die ganze Summe der Lieblingsideen Huttens, und es entfaltet seine ganze Kühnheit und Kraft. Er ruft im Eingang Gott an, den Menschen Erkenntniß und Wahrheit einzugeben und die Falschheit hinzutreiben, damit diese Nation einsehe, wie weit seine Gnade da sei, wo man von seiner Gottheit schreibt und doch bei Goldes Nutzung verharrt, wo man jeden einen Priester heißt, den man doch als einen Buben kennt; ihm solle er verleihen aus seinem Munde zu sprechen, ob man ihm schon darum nach dem Leben stelle. Die Priester sollen weltliche Ehre nie vor Gottes Testament setzen, wie Christus selbst

---

532) Huttens Werke V. p. 59.

Beispiele genug gegeben, dessen Reich der Himmel war und der weit hin floh als man ihn zum König ausrief, da jetzt der Pabst Leute und Lande unterdrückt, zwei Schwerter und drei Kronen zu haben strebt und den Schlüssel hintansetzt. Er schätzt den Himmel um Geld, verkauft Ablaß um Sünden und verkehrt gute Weise und Sitten, denn wer wollte Uebelthun meiden, da man es jetzt austilgen kann? den Priestern steht ihr Muth allein auf Prassen, auf kostbare Gewänder, auf Bad gehen und Frauenscherze und Müßiggang. Ist das ein geistlich Leben, so müßt ich sprechen, daß Gottes Wort nicht gerecht sei. Und wer nun solches gern zum Besten änderte, den heischen sie zum Feuertode! Sie lehren jeden Tag, wie Wuchern eine große Sünde sei, und seh ich sie doch immer das Nämliche treiben in ihren Werken, gleichwie ein Bildstock die Straße zeigt, die er nicht selber gehen mag. Es wäre zu viel und wider die Zucht, alle Schande aufzudecken, die sie im deutschen Lande treiben. Noch ist die Welt so blind, daß man nicht die Wahrheit verstehen will. Er schreit jetzt deutsch an das Vaterland, sich nicht mit Türkenkriegen und Kirchenbauten um das Geld äffen zu lassen, nicht allein den Wälschen den Narren zu machen. Er mahnt die Kardinäle, ihre Pracht zu mäßigen, den Pabst, seine Schinder, die Legaten, nicht mehr herzusenden, die uns zu beichten anregen und uns lange Lieder vom Fasten singen. Den Deutschen muß man diesen Rauch von den Augen blasen, denn wären sie klug, so hätte das Evangelium vor diesen Fabeln seinen Ruhm. Er schildert das Unwesen das er in Rom mit seinen Augen gesehen und das Bubenvolk in Kirche, Hof und Stadt, und fragt ob es zu leiden ist, daß solch unnützes Volk unsern Schweiß und Blut täglich einnehme? Er habe in Rom zur Fastenzeit nicht die Fleischbank geschlossen gesehen, und keinen Narren, der wie bei uns um Geld die Erlaubniß zu essen kauft. Was so lange unser eigen gewesen ist, das kaufen wir jetzt in Rom und diese Zahlung hat kein Maaß und was ehedem 100 Gulden war, das müssen jetzt 1000 sein. Da schatzt man dann die Armen und nimmt das Haar mit der Haut weg. Mich wundert, ob nicht mancher mit Grauen denkt, daß man mit seiner Habe einen Bischoff kauft, der dann mit Waffen und Harnisch reitet, statt zu beten und zu predigen, während er dieß sein Amt einem armen Knechte überläßt und sich

der Geistlichkeit schämt. So haben wir uns Herrn gekauft, statt daß das Volk sich seinen Bischoff wählen sollte, der der Tugend voll und mit Kunst, mit Wahrheit, mit Gottesliebe geziert wäre. Ich rufe dich König Karl an, diese Sache anzuhören, und ich mahne alle Deutschen, in Unterthänigkeit gegen dich bereit zu sein, diesen Schaden und Schande auszutreiben; du sollst Urheber und Vollender sein, so will ich dir zu Hülfe kommen mit allem was ich mag und begehre darum keinen Lohn, keinen Nutzen und keine Ehre. Laß auffliegen die Fahne des Adlers, so wollen wir das Werk beginnen. Der Weingarten Gottes ist nicht rein, der Weizen des Herrn trägt Wicken, wer das Unkraut nicht tilgen hilft, der wird nicht mit Gott Haus halten. Viele deutschen Herzen werden sich der Sache annehmen wie ich; ich berufe Adel und Städte, gemeinsam zusammen zuhalten; erbarmt euch übers Vaterland, ihr werthen Deutschen, jetzt ist die Zeit um Freiheit zu kriegen: Gott wills! Herzu, wer Manns Herzen hat, er gebe fürder keiner Lüge Gehör. Vorhin hat es an Vermahnung gefehlt, als die Pfaffen allein gelehrt waren, jetzt hat uns Laien auch Gott Kunst bescheert, daß wir die Bücher verstehen, wohlauf, es ist Zeit, wir müssen dran. Ehedem haben sie Wahrheit und Glauben entstellt nach ihrer Willkühr und haben die Gegeneiferer, die Huß und Hieronimus verbrannt, und seitdem fürchtet Jeder des Feuers Strafe. Jetzt aber rufen unser Zween und haben manchen bekehrt, und ich hoffe es hat nicht Noth, ja ob mir schon der Tod gewiß wäre, noch wollt ich kämpfen als ein frommer Held und Spieß und Schild um die Wahrheit heben, den Tyrannen widersagen die uns mit ihren Bann schrecken, vor dem so mancher fürchtend die gute Sache verläßt. Ich aber bin das nicht gesinnt, so eifrig sie es treiben; nicht das ich Gottes Strafe verachte, sondern ich spreche: ihr Bann hat keine Macht, denn wie kann der andere strafen, der selbst ist von Sünden schwer, und mich vom Himmelsthron stoßen, der selber so weit davon ist? Man stellt mir nach mit Gift, aber Gott half mir; und mit Kerker, aber König Karl wird mich nicht verrathen. Sie haben ihm einen grauen Mönch mit Holzschuhen zugeschickt, der das Mandat hat, mich überall zu greifen, ist Niemand den diese Tyrannei bewegt, mir beizustehen? Ich hoffe, ich will es rächen mit meiner Hand und sollt ich fremde Hülfe brauchen. Ich habe

nicht Unrecht gethan und nur dem Pabste die Wahrheit gesagt und darum hätt ich mich verantwortet; weil er aber kein Recht gegen mich hat, denkt er trüglich mich heimlich zu dämpfen. Das Recht hab ich nie geflohen, dieweil sie aber Gewalt brauchen, so stell ich mich auch dargegen. Es ist zum Höchsten aufgestiegen, man hemme der Kurtisanen Lauf; sie haben Geld und Gut aus deutschem Land genommen und dafür aller Laster Schand gebracht. Ich frage, wo ist der Deutschen Mut? wo ist das alte Gemüt und Sinn? ist alle Mannheit hingefahren? die alten Römer waren ehrbare Männer und tugendhalber werth über alle Welt zu herrschen, doch litt es nicht die deutsche Art, daß sie uns Land und Freiheit abgewannen; jetzt hat uns Betrug überschwätzt und ein weibisch Volk ohne Herz, ohne Mut, ohne Tugend überstritten. Mir thut im Herzen der Hohn weh, denn je bedünken mich das nicht Männer, bei denen ich keine männliche That und weisen Rath gefunden, die wenn sie um den Christenglauben streiten sollten laufend die Schuhe wegwerfen würden, deren keiner je eine Wunde gewann, es hätte sie ihm denn eine Hure gebissen.— Dieß sind jetzt die Herrn dieser Welt, unter denen keine Frommheit, nur Geld etwas gilt. Der Herr hatte gesagt, daß von seiner Lehre nicht das mindeste Wort getrennt werden solle, aber die Päbste machen neue Gesetze ohne Zahl und das Evangelium wird nicht geachtet; und wer dawider spricht der ist ein Ketzer. Man soll der heiligen Kirche wohl gehorchen, aber ich sage dieser Räuberhaufe, der uns täglich plündert, ist nicht die heilige Kirche. Auch ist nicht die Zeit, daß Christs große Heerde jetzt noch von Einem Hirten geweidet werde; denn Christus selbst hat seine Gewalt getheilt. Darum mahne ich alle Fürsten und den Adel und die Städte und wer sein Vaterland lieb hat, herzu ihr frommen Deutschen, ihr Landsknechte und Reiter und wer all freien Mut hat, den Unglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit wieder bringen, und weil es nicht mag in Gutem sein, so kost es denn Blut, da es sich nicht anders fügen will. Verzage kein Mann an dieser Sache, obwohl sie uns viel von geweihter Priesterschaft sagen werden, denn diese treiben nicht Priesters Amt. Die Frommen wollen wir ehren und sie allzeit lieben, die Bösen aber und ihr schlechtes Beispiel tilgen. Wer diesen Handel mit mir treibt mit reinem Gewissen und aller Güte, der wird Gott zu einem

Helfer haben. Ihr habt großen Schmerz gelitten, daß Müßiggänger ohne Zahl in Freuden lebten und die Bettelorden nur Gut aufbringen und alles nach Rom tragen. Ist Niemand den das bewegt? Niemand der dazu thun wolle? Auf nur ihr frommen Deutschen, wir haben Harnisch und Pferde, und hilft nicht freundliche Mahnung, so laßt uns die gebrauchen. Mit uns ist Gottes Hülfe und Rache, wir strafen die, die wider ihn sind, wohlauf es hat nicht Noth. Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft, was hoff ich mancher Ritter thut und mancher Bürger, den in seiner Stadt die Sachen beschweren. Wohlauf, wir haben Gottes Gunst, wer wollte in solcher Sache daheim bleiben? Ich habs gewagt! das ist mein Reim.

Der Dialog, die Anschauenden[534]) ist, wie so viele andere lateinische von Hutten, ganz in Lucians Manier. Sol und Phaeton unterhalten sich über das Erdvolk. Die Italier seien so herab, daß sich kaum noch einer zu waffnen verstünde, und man sagen möchte, es sei im Betracht der alten Römer, mit Ausnahme der Venetianer, kein Italiener mehr in Italien. Die Deutschen zechten und ließen sich dabei im Kriege leicht verlocken, sie seien je die besten Krieger gewesen, wüßten aber keinen Sieg zu nutzen und keine Eroberung zu behaupten. Die Spanier seien vor allem fleißige Diebe, sonst im Felde redlich trotz Einem, kriegserfahren und kühn. Phaeton zertheilt jetzt die Wolken und fragt, was für ein seltsames Getöse da in Augsburg sei mit Schlemmen, Prassen und Rathschlagen? das sei ein deutscher Reichstag. Sie gewahren eine Procession und Aufzug des Legaten Cajetan, der unter dem Vorwand zu einem Türkenkrieg den Deutschen neues Geld abluchsen soll; er wolle die Schafe des Pabstes schinden und scheeren, belehrt Sol den Sohn, kenne er aber die Deutschen recht, so sei jetzt nichts mehr damit, es sei nahebei, daß die Deutschen weise würden, denn dieß sei der erste Legat, den die Barbaren leer gehen ließen zu großem Schrecken von Rom. Sol kommt wieder auf die Trunkenheit dieser Barbaren, besonders der Sachsen, deren alte Gebräuche beleuchtet, deren Städteregiment, Sicherheit, Gesundheit und Kraft, deren altes Recht und Sitte gepriesen wird, deren Zucht und Scham, deren Glauben und Vertrauen in ursprünglicher Reinheit gepriesen werden. Sie seien frei,

---

534) Werke V. p. 330.

rüstig, tapfer und hätten den Kaiser in Ehren aber nicht in Ehrfurcht und seien ihm daher auch nicht fast gehorsam. Fürsten, Grafen, Geistlichkeit, Adel und Städte werden in ihrer gegenseitigen Stellung geschildert; die Fürsten brauchen den Raubadel gegeneinander, darum erhält man sie; in der Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Adel und Städten wird auch hier die Ritterschaft geschont und ihre beste Seite herausgehoben; zuletzt geht es über die Pfaffen. Ueberdem achten die Unterredenden wieder auf Cajetan, der zürnt, daß Sol nicht scheinen wolle, um ihm das kalte Land zu wärmen; er möge päbstliche Gewalt über Himmel und Erde bedenken; er verlangt daß Sol beichte, um Absolution bitte, sich einer Buße unterwerfe; Sol sagt ihm er solle sich eine Purganz von Nießwurz eingeben lassen, da erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Zum Spotte gibt Sol etwas nach und Cajetan fordert, daß er Pestilenz unter die deutschen Pfaffen bringe, damit recht viele Stellen gekauft würden. Phaeton gibt ihn zuletzt der Verspottung der Deutschen Preiß.

Daß das Lucianische Gespräch und der plautinische Dialog in diesen Zeiten so beliebt ward, daß nun eine Menge von Nachahmungen Latein und Deutsch folgten und in der Literatur vorzuherrschen anfingen, lag in dem neuen Sinne für jede dramatische Form, wie auch diese Unterredungen von Hans Sachs und Folz und Anderen stets als Dramen betrachtet, oder Fastnachtsspiele genannt werden. Aber auch die ironisch naive, oder populär belehrende, oder allegorisch darstellende Manier machte sie dem Geschmacke der Zeit lieb, wie denn überhaupt zur Besprechung und Verspottung von Zeitverhältnissen der Begebenheiten nicht wohl eine treffendere, leichtere, und grade durch Anspruchlosigkeit und Leichtigkeit so empfindliche Form gedacht werden kann, so daß man sich billig wundern würde, wie in solchen Tagen wie die unseren, die an so manchen versteckten Gebrechen und Widernatürlichkeiten leiden, der gesunde Menschenverstand und die schlichte Natur nicht irgend einmal in diesem Gewande sich zu zeigen wagten, wenn man nicht diese Natur und diesen Verstand fast eher für verdrängt, als blos für zurückgedrängt ansehen müßte. Damals ergriff man diese Form mit einer Lebhaftigkeit und Begierde, daß sie bald so allgemein ward, daß lateinische und deutsche Poeten, die berühmtesten und obscursten Männer, Pseudonyme und Anonyme, Gelehrte und

Bauern sie gebrauchten, und daß sie ganz so wie das historische Lied im 16. Jahrhundert in Jedermanns Händen gerecht war und auf jedes Ereigniß von Bedeutung angewandt ward. Sie war auch so geschickt für Jedermanns Talent; denn wer etwas poetischeren Sinn hatte, der konnte ihr die poetische Seite abgewinnen und eine Art von Action damit verbinden, wie Hutten im Phalarismus, in der Bulle, in den Anschauendem gethan; oder der Nüchterne konnte sich blos aufs Erörtern und einfache Besprechen des Gegenstandes beschränken, so wie Hutten im Badiscus, in den Räubern und anderen, und dann haben diese Stücke freilich keinen Theil mehr an der Dichtung. In beider Manier dauern die Dialoge fort, so lange die lebhafteren öffentlichen Angelegenheiten dauern; von der ersten Art sind viele Satyren über die Reformationsgeschichten, einige auch über die neuen Lehren, wie z. B. die, welche Strobel unter dem Titel der sterbenden Beichte bekannt gemacht hat[535]; von der letzteren aber eine Menge Pasquille und Unterredungen, namentlich aus dem schmalkaldischen Kriege, die stechend und beißend, oft nicht ohne satyrisches Verdienst, aber meist bloß trocken erörternd, ohne Charakteristik, ohne dichterische Anlage und Einkleidung sind. Auch gingen in diesen Zeiten schon historische Gegenstände voll Gewöhnlichkeit und theologische Streitfragen in Poesien ein, die keiner poetischen Auffassung

535) Neue Beitr. I. 2. p. 25. Die Messe ist, wie der Kardinal dem Pabste anzeigt, in Deutschland verklagt. Zu Richtern sind die Episteln der Zwölfboten bestellt, zu Zeugen die Propheten, zum Obmann das alte Testament. Die Beichte hat sich übrigens den Handel so zu Herzen gezogen, daß sie todtkrank ward; sie hat die schweinende Sucht und die Etica. (Einzelheiten dieser Art sind jetzt häufig erscheinende Vorläufer der Fischartischen Manier.) Unter dem Bemühen der Aerzte, Apotheker, Mönche u. A. die Beichte zu retten, wird sie immer siecher. Man will sie am Fegefeuer wärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwasser ausgelöscht; ein Todstich für die Kranke, denn das war die rechte Alp und Weide auf der sie feist worden war. Man will sie zum Bild unserer lieben Frauen bringen, aber die Bauern haben Kapelle und Haus zerstört. Der Meßner soll ihr unseren Herrgott reichen, allein er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel ist sein Stuhl, die Erde sein Fußschemmel, wie sollte er ihn aufheben? der Doctor schreit nach dem heiligen Oel, aber der Küster hat seine Schuhe damit gesalbt. Rathlos machen sie sich zuletzt still davon und lassen die Sterbende liegen.

mehr fähig wären; Gedichte oder Gespräche vertraten dann nur die Stelle von pikantern Zeitungsartikeln und Carricaturen, und machten allen Unfug in Reich und Kirche, aus allen Städten und Winkeln mit jenem ersten Wetteifer bekannt, der keine Hemmung achtet und kein Maaß kennt. Es war eine Zeit der Ausschweifung, der Uebertreibung des Naturtriebes und der Ausgelassenheit in allen Fächern; alle Fächer können ihre Eulenspiegel in diesen Zeiten aufweisen, die Theologie ihren Sebastian Frank, die practische Religionslehre ihre vielfältigen Fanatiker, die Magie ihren Faust, die gesammte Wissenschaftlichkeit ihren Agrippa, die Arzneikunst ihren Theophrastus Paracelsus; die Poesie aber vollendete jetzt ihre Ausschweifung in die sie sich verloren, in der Allgemeinheit der Volkstheilnahme; und schon, werden wir sehen, treten Männer hervor, die einzelne Theile der Poesie in heilige Zufluchtstätten vor der Gemeinheit retten, in die sie zu versinken droht, wie Luther das Kirchenlied; und andere, die in der heimlichen Zelle sicher und leidenschaftlos saßen, das ganze Gebiet der Poesie von dem Kothe zu befreien versuchten, wie Hans Sachs; und wieder andere, die das unsinnige Wesen der ganzen Zeiten durch allerlei poetische und unpoetische Schriften in unsinniger Manier anfochten, wie Fischart; und endlich ließ man die vaterländische Poesie hoffnungslos ganz fahren, und führte neue Formen und Stoffe aufs ungeschickteste aus allen Zeiten und Welttheilen zugleich ein.

Der Ton, der von Hutten angestimmt, von andern auch alsbald einzeln nachgeahmt war, wurde seit dem Reichstage in Worms ein allgemeiner. Alles Factische ward jetzt in Reime gebracht und verbreitet, alle Wünsche des Volks und alle Erwartungen der Wohlgesinnten machten sich in tausend Flugschriften Luft und die Polemik in Versen und Prosa gedieh schnell zu einer Licenz und Heftigkeit ohne Gleichen. Zahllose Pamphlete machten sich über die Klerisei her, über ihren Hochmuth und Geiz; mit einem glühenden Hasse verfolgte man den Firlefanz des Gottesdienstes, das Gaukelspiel der Ceremonien, die Abgötterei mit den Heiligen, die Mönchskutten und Bettelorden, alle Gleisnerei und Anstellerei, das Plärren und Singen, das Neigen und Beugen, das Läuten und Orgeln, und alles Gepränge mit Heilthum, mit Fahnen und Kerzen. Wie Luther den Endchrist mit dem Worte Gottes geschlagen und mit Thomisten und Sophisten siegreich gestritten, fand seine

Anerkennung im Gesang; Hunderte von Vertheidigern stellten sich laut um den Mann Gottes und für jeden Vertheidiger hoben sich Hunderte von Stimmen aus dem Volk, dem Hutten sangen die Landsknechte zu, des Sickingen ganzes Leben und seine Fehden wurden gereimt und die Dichtung begleitete ihn bis an die Pforten des Himmels; und dem edlen Churfürsten von Sachsen wußte man für seine gefahrvolle Unterstützung ruhmvollen Dank. In poetischen Erzählungen, die mehr den Ton der alten Allegorien tragen, läßt man die alten Helden Ariovist, Hermann und Barbarossa aus den Gräbern steigen und sich der guten Sache annehmen und gegen die Römer zu Waffen rufen. In einem Liede (newlich geschmidet durch Myster Hemerlin im Berg Ethna) ruft der Papst den Kaiser an, den Mann zu vertreiben, der alle seine Pracht umkehren, um Blei, Wachs, Bullen und Interdicte nichts mehr geben will; Er sei jetzt aller Welt ein Spott, und sein Ablaß werde beschmutzt und beschimpft, und um seinen Pfründenmarkt sei er gekommen, semel pro semper und Regreß und Adjutory und Reservat liege allzumal im Koth, sein Grempelmarkt habe gar kein Ende, und Gott wolle den römischen Kaiser schänden, der ihm hätte helfen sollen, da er nun seinethalb nach Betlem gehen müßte. Auf dem Reichstag in Worms unter rothen Baretten und Sammetschauben bewährte der Mann seine gerechte Lehre und die mit ihm disputirten, sagten nur von blauem Zwirn, der in der Tartarei verwirrt war. Die öffentlichen Disputationen in der wirklichen Welt gaben sodann den beliebten Gesprächen neue Nahrung. In satyrischem Gegensatze disputirte hier nicht die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn; sondern der gute gerade Verstand und der Bauerwitz; nicht die Theologen mit Theologen und Scholastikern, sondern Bauern mit Bauern, der Kegelhans mit dem Karsthans, und Kuntz mit Fritz, oder der Handwerksmann mit dem Mönche, der Strohschneider mit dem Holzhauer, der Schuster mit dem Chorherrn, der Schneider mit dem Pfarrer, und überall schickt der Mutterwitz im Christo den in Scoto gelehrten Scharfsinn heim. Nicht allein die Gesprächsform sondern auch die Aufführung diente dazu, dieß alles noch mehr zu beleben. In der Schweiz namentlich, wo die Heftigkeit der Polemik besonders stark war, führte man dieser Art Gespräche von Nicolaus Manuel auf, dessen Bohnenlied wider den päbstlichen Ablaß und

jämmerliche Klage gegen den Todtenfresser als sehr energische Stücke gegen die Hierarchie bekannt sind. Auch der wirksame Scharfsinn Huttens oder des Barfüßers Kettenbach, mit dem sie die Handlungen und Aussprüche Christs mit dem seines Statthalters verglichen, gingen in belebte Darstellung und dramatische Aufführung über; man führte in Fastnachtspielen den Heiland reitend ein auf einer armen Eselin, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und dagegen den Pabst in großem Triumph im Harnisch mit Kriegszeug zu Roß und Fuß, mit Bannern und Fähnlein, und seine Garde mit Trompeten, Posaunen, Trommeln, Pfeifen, Karthaunen und Schlangen, reichlich und prächtig als ob er der türkische Kaiser wäre. Hierzu denke man an die Tragödia, gehalten in dem königlichen Saal zu Paris (1524) und des Masenius Nachricht von dem pantomimischen Spiele, das vor Karl V. und Ferdinand in Augsburg gehalten worden wäre, worin in einer sinnreichen Allegorie erst Reuchlin auftrat und ein Bündel Holzscheiter ausstreute wie zum Aufheben für jedermann bestimmt, dann Erasmus kam und die geraden und krummen Scheiter vergeblich mit einander zu vereinigen suchte, hierauf Luther den Haufen in Brand setzte, der Kaiser mit dem Schwerte vergebens dieß Feuer zu löschen suchte und zuletzt der Pabst im Rettungseifer statt Wasser Oel hineingoß. So ist auf Schloß Rämbach 1531 das sogenannte Bockspiel aufgeführt worden, das man dem Cochläus oder Murner zuschreibt, worin Luther und einige Hauptgegner der Reformation und dann mehrere Repräsentanten der Stände auftreten, jeder seinen Spruch spricht und wiedet abgeht. Hierzu müßte man alsdann die schon etwas spätern lateinischen Stücke des Naogeorgus rechnen, die ins Deutsche übersetzt wurden. Bekanntlich ward die deutsche Sprache und Reimform für die (anfänglich lateinischen und prosaischen) Streitschriften der Notabilitäten der Reformation und ihrer Gegner bald gebraucht, denn der Antheil des Volks zwang dazu und verhieß einen leichteren Sieg. Zwischen Stiefel und Murner entbrannte nämlich ein Liederkrieg wegen Luther und seiner Lehre und da einmal Murner im Zuge war, so häufte er dann seine Satyren und Schmähschriften gegen die Reformation in allen Formen und Gestalten und hatte die Vergeltung schwer zu tragen. Denn der Karsthans, Murnarus Leviathan und die Novella, die gegen ihn geschrieben wurden, sind

von den geglücktern satyrischen Gesprächen. Erasmus Alberus, den ich noch unten erwähnen muß, ist einer der gefährlichsten Gegner des Papismus durch seine Fabeln, durch seinen Barfüßermönchs Eulenspiegel, durch seine Reime und Prosa gegen Witzel geworden, ein trefflicher Vorläufer Fischarts in viel mißlichern und dringendern Zeiten. Emsers Kampf mit Luther spielte sich aus lateinischer Prosa in deutsche Verse über und knüpfte sich an den Bauerkrieg, der in vielfachen mehr historischen als poetischen Stücken behandelt ward, und den Emser dem Luther Schuld gab. Der Bauernkrieg hat fast alle öffentlichen Stimmen gegen sich, und dieß beweist, wie sehr sich Hutten in der Zeit irrte, da ihm unstreitig, nach der Art, wie er schon die Bauernaufstände des vorigen Jahrzehents zu seinen Ansichten benutzt hatte, diese Begebenheit sehr bedeutend und einladend zum Ergreifen würde geschienen haben. Von dieser Begebenheit an tritt dann nicht leicht eine andere von einiger Wichtigkeit in die Geschichte ein, die nicht in geschichtlicher Erzählung oder im Lied oder Gespräch wäre behandelt worden. So geschahs mit der Vertreibung des großen Scharrhansen Heinrich von Braunschweig, die kein kleiner Triumph für die Protestanten war. Luther und der Churfürst von Sachsen gaben hier den Ton selbst in jener ungeheuer groben Art an und es war kein Wunder, daß man keine noch so starke Fiction scheute, die den „Hanswurst“ zu dem Teufel und der Hölle verwies. Die Schlacht von Pavia und mit ihr Karl V. waren eine Zeit Gegenstände von Nationalliedern geworden, bald aber wie des Kaisers Plane hervortraten, die Nation unter seinen spanischen Gehorsam zu bringen, richteten sich die Landsknechte gegen den „Butzemann“ und seine Fremdlinge. In dem schmalkaldischen Kriege war der Eifer der lauten Meinung so groß, daß Reichsgesetze von Karl gegen die Sänger und Spruchsprecher erlassen werden mußten, welche die geistlichen Stände bei den weltlichen, die weltlichen bei den geistlichen verächtlich angriffen und Zwiespalt dadurch stifteten. Es regnete in diesen Zeiten Pasquille und Satyren, meistentheils den heftigen Sinn gegen den Kaiser und gegen Rom, seine Hure, und deren Töchter Paris und Köln aussprechend, durchaus reformistisch, oft bloße Zusammenstellung biblischer Stellen, oft feurige und kühne Vermahnungen, oft kecke Lieder, die zu der religiösen Begeisterung noch die für die Befreiung von fremden Zwange hin-

ıfügen, oft witzige Sprüche auf historische Personen, die im
Runde der Leute gingen. Die Helden dieser Zeiten, Moritz von
Sachsen, Landgraf Philipp, Johann von Sachsen, Albrecht von
Brandenburg u. A., traten in Gesängen oder Reimgeschichten auf.
Diese Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in rücksichtslo=
r Freiheit dauerte bis zu den berüchtigten Crumbachischen Hän=
eln und der Erscheinung der in der Literatur so viel besprochenen
Nachtigall und was sich daran knüpft, wo durch Maximilians II.
Mandat zu deren Unterdrückung durch die strenge Verfolgung der
Drucker und Verbreiter dieser Gedichte der Preßfreiheit ein Ziel
esetzt ward. Im dreißigjährigen Kriege tauchte die historische Poesie
och einmal kriegerisch und satyrisch auf, allein schon in der letz=
en Hälfte des 16. Jahrhunderts war sie mehr friedlich geworden
nd zog sich jammervoll versunken auf festliche Begebenheiten, wo
as einzige glückhafte Schiff von Fischart eine nennbare Ausnahme
nacht; bald ward sie wieder höfisch, und in dieser Eigenschaft wer=
en wir ihr wohl im 15. Jahrhundert noch begegnen.

Auf diese Dinge analysirend einzugehn, ist natürlich weit eher
ie Sache der politischen oder Culturgeschichte, die Literaturge=
schichte darf sie nur anführen und darauf hindeuten, daß dieser
Gebrauch der Poesie sie völlig ruinirte. Wo irgend eine Seite des
Lebens so gewaltig Alles verschlingt, wie in der Reformationszeit
das Moralische und Religiöse, da muß jede andere Seite nothwen=
digerweise verhältnißmäßig darunter leiden. Talente, Verhältnisse,
Zufälle konnten einzelne Zweige erhalten oder neu gründen, und so
war durch Bebel und Hutten's große Anlagen der Satyre zu dem
Geiste, den die Zeiten gaben, eine elegantere Form geliehen wor=
den, die aber wieder verschwand. So ward auch mitten unter den
üblen Einflüssen der Reformation durch eben sie, durch Luther,
das deutsche Kirchenlied zu der Gestalt erhoben, bei der es sich
erhalten hat, bis in der neuesten Zeit hier und da elende Stüm=
perei die Hand daran legte, da man auch Luthers Bibel mit
schlechten Auszügen auf den Schulen zu ersetzen anfing. Es ist
wohl recht, daß sich Alles ändere und Alles fortschreite, allein
Werke die wie die Bibel und Homer das Jugendalter der Mensch=
heit vertreten und die eben darum ein menschliches Volk seiner Ju=
gend zur ersten Bildung in die Hand gibt, müssen auch ihre Ju=
gendform behalten. Die Geschichte der Dichtkunst hat wenig Ge=

legenheit, den großen Mann des 16. Jahrhunderts zu würdigen. Die deutsche Sprache dankt ihm in ihrer neueren Periode Alles. Es war so recht aus der Natur unserer neueren Entwickelung, daß wir in Deutschland keiner Stadt, keinem Distrikte die Ehre gönnten, einen herrschenden Dialect aufzustellen und die Sprache zu fixiren, sondern dem Manne, der mehr wie jeder andere in dieser volksmäßigen Zeit der Volksliebling war, der mehr wie jeder andere den herzlichen, graden, derben, kräftigen, gesunden Ausdruck und Ton des Volkes traf; kein academisches Lexicon sollte der Canon der Sprache werden, sondern das Buch, an dem sich die neuere Menschheit schult und aufbildet, und das in Deutschland durch Luther ein Volksbuch geworden ist, wie nirgend sonst. „Luthers Sprache, sagt Grimm, muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdruckes abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialect bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge in Lautverhältnissen und Formen gesunken, was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen einer neuen Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luthern.“ So wie er die Sprache selbst aus dem Volke nahm und zugleich der vulgaren Gemeinheit entriß, so bildete er unmittelbar selbst das Kirchenlied, das ein ursprünglicher Zweig der Nationallyrik ist, zu einer Selbstständigkeit und Reinheit, in der es sich dauernd und wohlthätig erhielt. Das deutsche geistliche Lied läßt sich in seinen Anfängen bis in die Zeiten hinaufleiten[536]), wo die Benedictiner sich im wahren Volksinteresse mit Gebet, Predigt, Gesang und erbaulicher Dichtung in der Vulgarsprache beschäftigten, wo Notker und Otfried schrieben. Trotz allen Anfechtungen aus der Kirche hörte bei uns das geistliche Gelegenheitslied wohl nie auf. Es ist sehr charakteristisch, daß

536) Die folgenden Notizen sind meist aus Hofmanns Gesch. des d. Kirchenlieds vor Luther, einer vortrefflichen Vorarbeit.

ie Berichterstatter von des heiligen Bernhards deutscher Reise in en Jahren 1146 — 47. ausdrücklich bemerken, daß bei jedem inzelnen Wunder, welches der Heilige in Köln verrichtet habe, as Volk in seiner Sprache Lobgesänge angestimmt habe; und sie edauern, daß, als sie das deutsche Gebiet verließen, das Christ uns genade und der Jubelruf aufhörte, indem das Volk romaischer Sprache nicht nach der Art der Deutschen eigene Lieder hätte, womit es bei jedem einzelnen Wunder Gott Dank sagte. Geistliche Gesänge bei den heiligen Gebräuchen des Volkes, bei hohen Festtagen, bei Wallfahrten und Umgängen und bei Schlachten, lassen sich als im Stillen dauernd annehmen, ja nachweisen, selbst in den Zeiten, wo die künstelnde Poesie der Rittersleute ihre Mariengesänge in den Vorgrund schob. So konnte Bruder Berthold in diesen Zeiten dem Volke einen Leisen als bekannt nennen, der noch heute in unseren Gesangbüchern gefunden wird, und indem er anführt, daß böse Ketzer religiöse Lieder in der Volkssprache machten und sie die Kinder an der Straße lehrten, kann er auffordern, daß gute Meister sich die Merkmale der Ketzerei einprägen und sie in kurze faßliche Lieder bringen möchten, um mit solchen rechtgläubigen Gesängen jenen ketzerischen das Gegengewicht zu halten. Ich bemerkte schon oben im Vorbeigehen, daß auch die Erscheinung der Flagellanten im 13 und 14. Jahrhundert dazu beitrug, das vulgare Lied wieder lebhafter in Erinnerung zu bringen; durch fast hundert Jahre, hat man ein Beispiel, erhielt sich ein und dasselbe Lied dieser Geißler: was 1260 im Osten war gesungen worden, findet sich 1349 im Westen von Deutschland wieder, und die Limburger Chronik bemerkt ausdrücklich, daß damals gemachte oder eher vorgesuchte Lieder auch nach dem Ausgang dieser Büßenden noch bei Bittfahrten im Gebrauch blieben. Diese Lieder aus dieser Zeit, so wie das berühmte Osterlied des Konrad von Queinfurt[537] (†1382), tragen noch mehr oder minder, wie alle Poesien des 14. Jahrhunderts den Ton der alten Lyrik und nähern sich nur stellenweise der Einfalt in Weise, Wort und Sinn, die das spätere Kirchenlied seit der Reformation über alles setzte, und die augenscheinlich aus den lateinischen Hymnen erst in die deutschen überging. Schon am Ende des 14. Jahrhunderts be-

537) Ebend. p. 69.

schäftigte sich der sogenannte Mönch (Johannes) von Salzburg mit Uebersetzung lateinischer Hymnen[538]), und im ganzen 15. Jahrhundert, wo die Uebersetzungswuth so groß war, gingen gewiß unzählige derselben in prosaische, in worttreue, in freiere Uebersetzungen über, so wie umgekehrt manches deutsche ins lateinische mag übersetzt worden sein. Die Paraphrasen, die Interlinearübersetzungen, die macaronische Sprachmengerei, das Prunken und Spielen mit Gelehrsamkeit kommt wieder, wie es zu Willerams Zeit da war. Es klebte eine gewisse Feierlichkeit an der lateinischen Sprache, an der Sprache der Kirche, und je geringer die Kenntniß und die Fähigkeit zur Behandlung der vaterländischen Sprache war, desto weniger bedachte man sich, lateinische Verse mit deutschen, deutsche Worte mit lateinischen in demselben Texte wechseln zu lassen und wir fanden schon viel früher bei dem ersten Verfall der Sprache auch die ersten Symptome diese Sprachmischerei und werden sie jedesmal bei je ärgerem Verfall desto ärger wiederkehren sehen. Bekanntlich schreibt man dem „etwas mythischen" Peter von Dresden, einem Glaubensgenossen von Huß († 1440) Lieder dieser Art zu, wie das in dulci jubilo und puer natus in Bethlehem, allein Hoffmann und auch Serpilius in seinen zufälligen Liedergedanken haben nachgewiesen, daß dieß mit Unrecht geschieht. Gewiß war es ein unglücklicher Gedanke, den man schon vor Morhof hatte, wenn man meinte, die Verfasser solcher Lieder hätten damit zum deutschen Kirchenliede überleiten wollen; wer würde uns dann die feierlichen Meisterlieder mit lateinischen Brocken und die andächtigsten Grabschriften dieser Gattung erklären? Sobald man sich aber über das Absurde und Geschmacklose dieser Art Lieder aufklärte, (und dies geschah sogleich, da sich das Schlechteste wie das Beste nie lange auf der Spitze hält), so sprang *man damit* theils ins Parodische über, theils verließ man sie und bildete das deutsche ernste Kirchenlied mehr und mehr aus, das auch, als es unabhängig zu entstehen anfing, die Reminiscenzen an den Inhalt und die Weisen der lateinischen einfachen Gesänge äußerst wohlthätig festhielt; denn die freieren Uebersetzungen lateinischer Lieder, wie die vom stabat mater durch Jacobus de Benedictis[539]), sind

538) Ebend. p. 142.

539) Ebend. p. 181.

as erste Lesenswerthe, was uns hier begegnet. Aus welchem Wuste indeß Luther das Kirchenlied noch herauszuarbeiten hatte, kann man sich vorstellen, wenn man an die Marien- und Passionslieder zurückdenkt, welche noch unmittelbar vor ihm parallel mit den Legenden, Lobgedichten und Figuren so sehr verbreitet waren. Es war seit dem 15. Jahrhundert Sitte geworden, Volksmelodien für geistliche Gesänge zu gebrauchen und neue Texte unterzulegen, oder auch blos weltliche Texte in geistliche — man muß sagen zu parodiren. Die katholische Zeit, in der man sich vor der heterogenen Mischung des Erhabensten mit dem Gemeinsten, die wir oft sahn, nicht scheute, brachte diesen Unsinn auf, und sehr oft sind solche Volkslieder in Marienlieder umgesetzt; doch dauerte es auch in der protestantischen Zeit, ja bis ins 18. Jahrhundert, daß man die Gassenhauer „christlich moraliter und sittlich" veränderte, und daß man weltliche Melodien ins geistliche verpflanzte, hatte noch mit der Weise eines Klagelieds in der asiatischen Banise statt. Fischart spottete über das Unwesen: es dichteten unsere Predicanten geistliche Lieder von einer wilden Sau, und das geistliche wacker braun Maidlein, den geistlichen Felbinger und dergleichen. Im Allgemeinen aber ward dieser barbarische Geschmack durch Luther, so gut wie der ganze Katholicismus und die alten Erbauungsbücher durch seine Bibel, erschüttert, als gleich nach dieser die erste Sammlung seiner Lieder (1524) erschien. Auch sie sind gegen die obscönen Volksgesänge gerichtet, sie verschmähen aber die kindische Waffe der ernsten Parodie, ja sie behielten nur theilweise ältere Melodien. Sie halten vom Volkslied die Inversionen und Sprünge, den kühnen Schritt, den kraftvollen gedrungenen Ausdruck fest, bilden sich aber innerlich aus Kraft des Glaubens und ächter Religiosität frei heraus. Sie gaben augenblicklich das Muster für alle Reformatoren und von Schlesien bis Frankfurt, von den Dithmarsen bis Nürnberg und Augsburg hielten es die ersten Glaubensverbesserer gemeinlich für ihres Amts und Geschäfts, in Luthers Weise einige Localliedер zu dichten, und die Innigkeit und Frömmigkeit dieser ersten Generation erzeugte im ersten Momente so vieles was Muster geblieben ist. Leider wurde diese erste Bahn bald wieder verlassen, indem man anfing, die neuen Glaubensbekenntnisse in die Lieder niederzulegen, was das Kirchenlied ganz in dem Verhältnisse und

in der Art, wie das Volkslied überhaupt, am Ende des 16. Jahrhunderts verfallen ließ, bis es im 17. neuen kunstmäßigeren Flor erhielt. Ich wollte hier nur die ersten Anfänge dieses Zweigs einer reineren Dichtungsart bezeichnen; überblicken wollen wir ihre ganze Entfaltung erst später. Wie sich das Volkslied in diesen oder den etwas früheren Zeiten überhaupt reiner von der gänzlichen Gemeinheit und Versunkenheit der Poesie erhielt, dieß wollte ich nur noch einmal erinnern, so strebte sich auch das Kirchenlied davon förmlich auszuscheiden und es gelang ihm, in Luthers Händen und in jedes anderen mehr oder minder, der seinem Beispiel streng folgte.

6. Hans Sachs.

Wer es aber zuerst empfand, daß sich die gesammte Poesie in eine Tiefe herabbegeben hatte, in der sie unmöglich beharren konnte, das war Hans Sachs. Wie von dem größten ächt Nationalen, was wir in der Poesie des Mittelalters besitzen, so müssen wir von diesem selten begabten Manne sagen: man muß ihn historisch würdigen, um sein Verdienst zu erkennen und seinen Werth darnach zu bestimmen. Er steht wie der Mittelpunct zwischen alter und neuer Kunst, weist mit seinen Werken auf Aelteres, was die Nation erschaffen hatte und legt den Grund zu Späterem, was sie erschaffen sollte, er umfaßt die poetische Vergangenheit des Volks und behandelt namentlich alle Formen und Stoffe vielfach, die seit dem Aufkommen der bürgerlichen Dichtung beliebt geworden waren; er ergreift Alles, was in seiner Zeit gegenwärtig vorging und macht den ganzen Lauf der religiös-politischen Dichtung mit; er zieht sich dann zuerst hiervon zurück, entnimmt die Dichtung der Richtung auf das wirkliche Leben, wirft sich auf die Form am entschiedensten, und bildete sie zuerst unter uns etwas kunstgerechter aus, welche seitdem die Hauptform aller neueren Dichtung blieb, er zieht die ganze Geschichte und den Kreis alles Wissens und Handelns in die Poesie, bricht die Gränzen der Nationalität und deutet so an, was hinfort für die deutsche Dichtung das Charakteristischste werden sollte. Er ist ein Reformator in der Poesie so gut, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik; glücklicher als dieser, weniger glücklich als jener, von weit unbewußterem, aber nicht gerin-

ßerem Talent als Beide, regsam und unermüdlich beschäftigt gleich
ihnen, wenig erkannt, ja lange als Repräsentant einer Dichtungs-
art verspottet, aus der er hinweg rang, noch jetzt meistens als
der Fürst des Meistergesangs genannt, für den er nur privatim
dichtete, an dem er nur moralisch achtete, was er dichterisch nicht
des Druckes für werth hielt, bis erst in der neuesten Zeit unser
größter Dichter zeigte, welche Keime in seinen poetischen Formen
und seiner Sprache lagen und ihn so zur Beachtung und Aner-
kennung brachte, wie Lessing und Voß der lutherischen und hu-
manistischen Aufklärung ihren endlichen Sieg sicherten, so daß
man nun den alten ehrwürdigen Meister unter den ersten Häup-
tern der Reformationszeit wird nennen dürfen, die an großen Gei-
stern und Charakteren so ungemein fruchtbar und gesegnet war.

Wir stehen in der Zeit des Hans Sachs mitten in einer
zweiten Hauptrichtung unserer deutschen Poesie. Wir haben nach
dem Ende der urvolksthümlichen Dichtung zuerst unter dem Adel
und an den Höfen eine große Entwickelung beobachtet; eine an-
dere nicht minder merkwürdige folgte unter dem niederen Volke.
Jene war ihren vorherrschenden Gattungen nach episch und ly-
risch, diese didactisch und satyrisch; jene durchaus auf einen un-
terhaltenden und fesselnden Stoff ausgehend, diese auf eine reine
Moral; jene, obwohl meist erzählend, doch weniger plastisch als
diese, die zwar meist belehrte, aber zur Belehrung das erzählende
Beispiel liebte; jene auf das Ideale, auf Reinheit und Züchtigkeit
mit ekler und delikater Vorsicht gerichtet, diese auf das Groteske
und Carricaturartige mit derber, plumper, bäurischer Rücksichts-
losigkeit; jene ganz Anstand und Convenienz, diese ganz grobe
Natur; Alles voll Gründe in jener, in dieser Alles voll Mutter-
witz und gesundem Verstande. Die ältere Kunst war musikalisch
und voll Empfindung, die spätere volksthümliche war lebendig
und ganz bildend; der Scherz in der letzteren verdrängte den Ernst
der erstern, die Gemeinheit das Erhabene, das Faetische das
Abstracte, das Lose und Lockere die Heiligkeit und Feierlichkeit,
die Grobheit das Höfische, der Leichtsinn den Fleiß, die größte
Nachläßigkeit die mühseligste Ueberlegung, die natürliche Philoso-
phie die geistlich-mystische und sophistische, der Naturmensch die
Heroen und Heiligen, der alte Gott der Väter die neuen Götzen
mit ihrem unsinnigen Cultus. Die ritterliche Kunst war meisten-

theils ihren Stoffen nach fremd und extravagant, die volksthümliche war endemisch und vaterländisch; mit dem Vaterländischen, was unter der Blüthe der ersteren vegetirte, war das Fremde im Kampf, mit dem Fremden, was die letztere aufnahm, stand das Vaterländische im engen Bunde; das Fremde war in der letzteren Zeit das Antike, in der ersten mehr das Gleichzeitige, oder doch das modernisirte Alte. In der älteren Kunst hatte Alles aus der Wirklichkeit weggewiesen, in der späteren wies Alles darauf hin; galt dort die Beobachtung des Lebens nichts, so galt sie hier Alles; war dort der gesunde Verstand minder thätig, so hatte hier die Einbildungskraft fast keinen Theil mehr an der Poesie; stand dort die Dichtung in geringerem Bezuge mit der Gegenwart und Umgebung, so war hier Alles Gelegenheitspoesie. Wir waren von Einem Extrem vollkommen auf das andere übergegangen und auch das Local zeigt uns diese totale Veränderung an. Früher standen wir immer im Westen und Süden, jetzt rücken wir nach Osten und Norden. Die Kunst hatte ordentlich einen Zug von Westen nach Osten, von Süden nach Norden genommen, ganz so wie die Cultur des Mittelalters überhaupt that, so wie aber ihre Bewegung dorthin an den zu rohen Stämmen und dem zu rauhen Klima stockte, so ging die neuere Cultur wie sich Handel und Wandel massenweise nach Westen und Süden wandten, eben so massenartig von Konstantinopel, Prag und Wittenberg westwärts aus, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß erst mit dieser naturgemäßen Richtung, welche alle wahrhaft fortschreitende Cultur von jeher genommen hat, das Natürlichere und wahrhaft Fördernde auch in unserer Kunst aufzugehen anfing.

Jene höfische Poesie war von einem Stande gepflegt worden, der zwar für Krieg und Wanderung und äußere Beschäftigung geschaffen, doch der eigenthümlichen Lage der Zeit nach an Haus und Häuslichkeit, an Weiber und friedliche Gesellschaft sinnig gefesselt war, als er seine Dichtung ausbildete; diese Volkspoesie ward von Gelehrten und Handwerkern geübt, die von Natur für das Haus und die Stube bestimmt sind, die aber der eigenthümlichen Lage dieser späteren Zeit nach auf Wanderungen und Verbindungen hingewiesen waren. So sehr der Mangel an Kenntniß der menschlichen Natur den höfischen Dichtern geschadet hatte,

so sehr schadete der zu große Verkehr mit Menschen gemeiner Art und ungeheuchelten Wesens den Dichtern der Volksklasse; so sehr der Mangel an großen einheimischen Begebenheiten die Poesie der Ritter arm gelassen hatte und bewegungslos, so sehr verdarben die großen einheimischen Ereignisse der Reformationszeit die damalige Dichtung, wie wir umständlich gesehen haben. Der Strudel dieser Ereignisse hatte so manchen dahin gerissen, der gemeine Ton der Bewegungsparthei der damaligen Zeit hatte Sprache und Alles verdorben, was die Poesie am nothwendigsten braucht. Mitten in diese Bildung, in diese Begebenheiten fällt Hans Sachsens Leben, in die glücklichen und unglücklichen Schicksale der neuen Lehre; und seine ersten Jugendjahre gerade in die ersten Bewegungen. Wenn er sich wie so viele andere hätte mitreißen lassen, es wäre bei seinem Eifer und seinem Talente kein Wunder; wenn er in den allgemeinen Ton nach dem ersten frühe geernteten Beifalle eingestimmt hätte, er könnte sich mit dem Vorgang und Beispiele so großer Männer entschuldigen! Welch eine Natur zeigt es doch an, daß dieser Mann mit so umständlicher und eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und in tausend verschiedenen Dichtungsstücken schildern, loben und tadeln konnte, ohne aus seiner Stelle zu weichen, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von der er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheure Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannichfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahllosen Werkchen des ehrlichen Schusters, lebenvoll und sprechend, aber nicht leidenschaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Absicht. Er führt uns in die plebejischen Haufen, aber man sieht sogleich, er gehört den Edleren an, die sich in eine reinhaltende Gesellschaft zurückgezogen hatten; er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Hast, ungeirrt er selber, aus seiner stillen Klause, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit sich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm seinen Gleichmut raubt. Er sieht des Reiches mannichfaltige Gebrechen durch, aber Er will sie nicht reformiren; nur sieht man, daß er der Bürger einer Stadt ist, die damals in beneidenswerthem Flore des Wohlstands, des Haushalts, der Bildung stand;

deren Glückstand von jedem Dichter seit Rosenplüt gepriesen, von jedem Schreiber seit Aeneas Sylvius beschrieben war, deren Verfassung jeder Aufgeklärte beneidete, die große Talente gebar nicht nur, und nicht nur fesselte, sondern auch fremde Talente an sich zu ziehen wußte, was kaum je eine Republik zusammen verstanden hat; die in Handel und Gewerben, in Mechanik und Erfindungen, in humanen Wissenschaften und in den freien und plastischen Künsten groß war; die der Mittelpunct und die hohe Schule des Meistergesanges war; die durch mehr als 100 Jahre von Rosenplüt und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutschen Schauspiels blieb, und die in allen Fächern die Größten, die den Regiomontanus, den Celtes, den Dürer, den Pirkheimer, den Hans Sachs in ihre Mauern schloß, die eine solche Fruchtbarkeit von Künstlern und Gelehrten bewies, daß in keiner deutschen Stadt weiter, ja nicht in manchem deutschen Lande die Kunst- und Gelehrtengeschichten sich mit den ihrigen vergleichen dürfen, die nur von denen der großen italischen Republiken theilweise übertroffen werden. In dieser Zufluchtstätte voll Anregung und ohne Aufregung hatte er es leichter zu beobachten, leicht, das Beobachtete zu bewältigen und zu beherrschen; er übersah aus der Ferne und verwirrte sich nicht in der Nähe. Einmal, wie die Reformation nach Nürnberg drang, ließ er in Gemeinschaft mit Andreas Osiander, aus jener eifrigen antikatholischen Familie, ein Schriftchen gegen das Pabstthum ausgehen[540]), welches sehr selten geworden ist, weil es der Rath von Nürnberg wegen der darin enthaltenen Beleidigungen gegen Kaiser und Pabst verbot. Damals beschwerte sich der Rath, daß dieß Büchlein die Censur umgangen, verwies es dem Hans Sachs ernstlich und zeigte ihm an, daß solches seines Amtes nicht sei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernstlicher Befehl sei, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich

540) Eyn wunderliche Weyssagung von dem babstumb, wie es yhm biß an das end der welt gehen sol, jn Figuren oder gemälde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Cartheuserkloster und ist sehr alt. Eyn vorred Andreas Osianders. Mit guter verstendlicher Außlegung, durch gelerte leut verklert. Welche Hans Sachs yn teutschen reymen gefaßt und darzu gesetzt hat. 1527. S. Jäck und Heller Beiträge zur Kunst u. Lit. Geschichte S. 99.

enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu lassen. Damals geschah das, und weiter war es nicht nöthig, denn seine übrigen Schriften für den Protestantismus sind scharf und bestimmt, aber immer mäßig und ruhig und von jeder Extravaganz der Form oder des Inhalts völlig frei. Sein Verfechten der guten Sache hätte einen Hutten nicht interessiren können, aber es interessirte den stillen Melanchthon; es konnte keine stürmische Bewegung hervorrufen, keine Eroberung machen, aber behaupten. Als Hutten die Nation aufregte, war kein Platz für Hans Sachs, allein als Hutten bereits vergessen und sein Wirken verloren war, hielt Hans Sachs in seinen seitdem gesuchteren Gedichten gleichmäßig an, und in trüberen Zeiten des 16. Jahrhunderts schloß sich jeder einfache lutherische Geistliche und jeder ehrliche Gewerbsmann an den wackeren Meister an und nannte seine und Hans von Schwarzenbergs Gedichte[541]) als die moralischen Auctoritäten in der Nation, da bereits die Zänkereien der Theologen wieder alles zu verwirren anfingen. Er arbeitete dem vulgaren Ton des Lebens und der Kunst entgegen, nicht, indem er, wie Murner, diese Rohheit nachahmte, sondern indem er seine Sprache und seine Darstellung zu heben, und sich über der gemeinen Wirklichkeit zu halten suchte. Wie er dieß that, das beweist, welch ein angebornes Dichtertalent er besaß. Und das hat Göthe so an ihn gefesselt (der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich herein drängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten), daß er sah, wie leicht und spielend der ehrbare Meister Welt und Leben behandelte, wie sicher und ungestört er sich darin umtrieb, wie die eigentliche schaffende Kraft des Dichters in ihm wirkte, nicht Leidenschaft und persönliche Theilnahme und Bewegung; wie seine Dichtung nicht der platte Abdruck des Lebens, sondern sein freies Abbild ist. Es ist wahr, man darf nur von Anlagen bei ihm sprechen, von Ausbildung nicht; nur von Kraft und Ausdruck und von der großen humoristischen Gewalt seiner Sprache, die uns unter Göthe's vollendenden Händen so sehr anheimelte, während bei ihm selbst die Eintönigkeit und Flüchtigkeit, mit der er seine Reime hingießt, ermüdet und abschreckt; es ist wahr, des müßigen Geplan-

541) Sie sind gedruckt hinter seinem deutschen Cicero; ich komme wohl noch mit einem Wort darauf zurück.

ders, des Ungeschicks in der Behandlung auch der kleinsten Intrigue, des gleichgültigen Ergreifens jedes ersten besten Stoffes, und später des seelenlosen Hindichtens aus Gewohnheit ist viel in seinen Werken. Allein ich glaube, man kann auch dieser einfältigen Dichterei gut sein, wo sie für einen einfältigen Schlag Menschen berechnet, anspruchlos und vergnüglich, und nur dem inneren Kern nach durchweg gesund, heiter, versöhnend und ermuthigend ist. Es ist etwas reizendes um ein Talent, wie Lope de Vega's, das sich leichtfertig nach allen Seiten entwickeln will, das überall mit Sicherheit und Naivetät an das Rechte und Gute nur streift, das Bessere sieht und es freiwillig fahren läßt, das der Regel spottet, dem Volke fröhnt, die Menge befriedigt und sich in sich selbst gefällt. Hans Sachs ist kein Lope de Vega, obgleich er viele tausende von Dichtungsstücken gemacht hat und an Fruchtbarkeit vielleicht nicht nachstehet, aber Lope ist auch kein Hans Sachs, so gesund und kräftig er sein mag. Mit einem lebhaften Geiste, mit südlichem Blute, mit vierzehnjähriger Reife, mit einer Sprache, die ausgebildet ist und sich leicht in Verse und Reime fügt, unter einem schaulustigen, empfänglichen, stürmisch-belohnenden Volke, bei freier Muse und sorgloser Seele ein Schriftsteller wie Lope zu werden ist vielleicht nicht so schwer; aber in großen Collisionen des öffentlichen Lebens, bei so viel Theilnahme und Gemüth, bei so eifrigem Eingreifen, bei so viel Anerkennung immer ein Mensch zu bleiben wie Hans Sachs, ist bewundernswerth; bewundernswerther, als daß er eine völlig versunkene Poesie wieder frisch aufblühen und neuen Samen für andere Pflanzungen tragen zu machen suchte. Es war eine Zeit, wo so Manche sich unberufen in Dinge mischten, die sie nichts angingen, wo so viele ihre Stellung verloren oder verkannten, und vom augenblicklichen Beifall, von einer geringen Aussicht geirrt, nach Dingen strebten, die unerreichbar, oder nicht einmal begehrenswerth waren. Wie aber Hans Sachs, nachdem ihn einmal in seinem zwanzigsten Jahre die Musen zu dem Werke der Dichtung berufen, ihn erleuchtet und mit ihren Gaben belebt, ihn für den Gesang der Tugend, für die Bekämpfung des Lasters, für die Erheiterung der Traurigkeit begeistert hatten, und er, gefesselt an sein bescheidenes Gewerk und seinen Stand, ihrem Rufe anfänglich mit weniger Neigung gefolgt war, wie er von da an, auch als ihn der

Beifall von Deutschland schon laut ehrte, als er sich wie eine seltene Erscheinung unter seines Gleichen geehrt sah, immer in großem Gleichmaaße und mit Bescheidenheit und Selbstkenntniß sich beschränkte, und immer der dichtende Gewerbsmann, der handwerksmäßige Dichter blieb, wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch seine Gedichte tragen, dieß ist leichter zu beobachten als zu begreifen. Er würde mit Hutten haben streiten können, wer von ihnen die Menschen besser kenne, die Verhältnisse in Deutschland aufmerksamer beachte, das Schicksal des Vaterlands und seiner Bildung und Besserung wärmer im Herzen trage, aber doch bilden seine Gedichte über die Zeitverhältnisse zu Huttens einen vollkommenen Gegensatz der Ruhe zur Unruhe, der Selbstbescheidung gegen kühnes Selbstvertrauen, der Mäßigung gegen ungeheure Leidenschaft, und, was die dichterische Behandlung angeht, der überlegenen Beherrschung des Stoffes gegen ein Beherrschtsein vom Stoffe. Geharnischte Reden zu schreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigsten war; sich in Persönlichkeiten zu mischen und in den Ton der individuellen Polemik einzugehen, fühlte sich der stille Mann nicht berufen, ja wo er Luthern am feurigsten preist, nennt er kaum seinen Namen; Wunden zu schlagen mit Feder oder Schwert lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menschen verlacht als verflucht. Er verstieg sich klüglich nicht zu Proclamationen ans Volk, sondern legte ihm seine Anliegen etwa in planen Allegorien vor; er schrieb nicht Mahnbriefe an Kaiser, an Pabst und Reich, sondern er ließ sich die Götter in rathschlagender Versammlung über sie unterhalten, und nützte mit seinem sanften Humor vielleicht mehr, als Andere mit treffender Geißel. Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in seiner Zelle; er band nicht mit Theologen an und bestritt keine Sätze und Doctrinen, hielt sich fern von scholastischen Fragen und dergleichen, was den Meistersängern vor nicht lange gar nicht so fern gelegen war, er hielt sich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verstand, wandte sich gegen die Unsitte und Unzucht von Hoch und Niedrig, die er sah und mit den Händen griff, fuhr unter die unwissenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen

war. Er ließ sich von dem arroganten, groben, zelotischen Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen schimpft er nicht wie Luther, wie selbst die regierenden Häupter der Zeit thaten, seine Schreibart ist kräftig und reich fast neben der jedes anderen Zeitgenossen, sie ist unschuldig, lebendig und hell neben Murners, viel poetischer, anschaulicher, eindringlicher und weit edler als Huttens, voll Gesundheit und reinem Humor gegen Fischarts, und nächst der des Luther ist seine Sprache weit die beachtenswertheste des Jahrhunderts; sie ist für jeden künftigen vaterländischen Humoristen und Satyriker eine reiche Quelle.

Es kann nicht meine Absicht sein, in die ganze Masse der Dichtungen des Hans Sachs einzuführen, ich will sie blos mit Wenigem in großen Zügen umschreiben. Zwei große Perioden theilen seine Poesien, die man bisher gar nicht unterschieden hat, die aber für die historische Beurtheilung derselben von der größten Wichtigkeit sind. In der Einen beschäftigt ihn, wie alle Schriftsteller der Zeit, die Gegenwart mit ihrem gesammten Treiben, in der späteren kehrt er dieser den Rücken und geht in die Vergangenheit zurück. Noch genauer ist es, zu sagen: er beschäftigt sich in der ersten Periode mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, in der zweiten mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetischer Stoffe in neuem, in dramatischem Gewande. In den Erstlingen seiner Muse ist er ganz auf die Frage der züchtigen Liebe gerichtet, die jedem innerlichen Menschen gewöhnlich den ersten Kampf macht. Er zeigt sich da mit schlicht bürgerlichen Gesinnungen, preist die eheliche Liebe vor der abentheuerlichen, wie jeder Gutgesinnte dieser Zeit für Pflicht hält zu thun, er gibt schon ganz frühe (1517) in seinem Hofgesinde der Venus kund, wie wenig er geschickt sein würde, die Liebe und ihre Natur anders zu fassen, er weist früh und spät, in seinem Jugendgedichte über die vertriebene Keuschheit (worin die genauen Vorschriften, die er sich zieht, seinen schönen Charakter hoch ehren), wie in seiner Beurtheilung des spät behandelten Stoffes des Tristan, auf das Versparen der Liebe auf den Ehestand hin, und die Heiligkeit dieses Standes ist auch in seinen ernsten und komischen Werken der ewige Angelpunct, um den sich seine hausmoralische Dichtung fast am liebsten dreht; und wenn er sinnend mit sich selbst forscht, oder sein heimli-

her Genius an den Fensterläden lauscht, wenn er in Büchern oder Häusern in das Innere des Familienlebens blickt, oder wenn er den Ulyß zur Kalypso und Circe begleitet, hat er den Ehestand zu preisen, die herrschende Untreue zu geißeln, die Zwietracht der Gatten zu bedauern, den üblen Hausstand in Städten und Dörfern zu verdammen, zu verspotten und zu verwünschen. Erinnern wir uns, daß der von dieser Seite so empfindliche und reine Mensch in seinen feurigsten Jugendjahren, als ihm kaum sein innerer Beruf aufgegangen war, erlebte, daß gegen die Pfaffen und Mönche, deren Regeln dieser heiligen Liebe und Keuschheit entgegenzuhandeln auffordern mußten, deren wirkliches Leben in diesem Bezuge im höchsten Grade anstößig und schon so lange her bekämpft worden war, daß gegen diese privilegirten Ehebrecher und Ehespötter aus ihrer eigenen Mitte Luther auftrat und wie von vielen andern, auch von dieser Seite ihr schnödes Treiben mit Worten und Werken zu bekämpfen anfing, wie erklärlich wird es uns sein, daß sich der gradsinnige Mann mit innerem Jubel auf diese Seite schlug und mit Wärme die neue Lehre ergriff, mit Klarheit auffaßte, mit unermüdetem Studium die evangelischen Texte sich ganz aneignete, mit ungemeinem Tacte die Sprüche, den Ton, und die Richtung derselben zum Volke aufnahm, ja zuletzt von ihr aus auf die entferntere Quelle des reformatorischen Geistes, auf die Alten, hingewiesen ward und mit einer Liebe einging, die seine Werke vielfach durchdringt. Schon 1523 schrieb er seine berühmte Wittenberger Nachtigall und begrüßte die neue Lehre mit so viel Entschiedenheit, daß es nichts bedarf als eines Blickes in dieß Gedicht, um seine Stellung zur Reformation zu erkennen und zugleich einzusehen, in welcher Weise die evangelische Doctrin Luthers langschlafende Gedanken des ehrbaren Mittelstandes in Deutschland traf und weckte, und wie sich der grade Verstand dieser Klasse, das leitende Testament in der Hand, nun von selbst nach allen Seiten Licht schaffte, die Finsterniß und den Aberglauben aufhellte, und, um bei der Darstellung unseres Meisters in dem genannten Gedicht zu bleiben, wie sie mit der singenden Nachtigall den Tag begrüßten und sich von ihr aus der Irre, aus Wüste und Nacht zurückrufen ließen, wohin sie der listige Löwe gelockt hatte, und wie sie allem Geblöker seiner helfenden Unholde widerstanden. Mit Zorn eifert

der biedere Dichter, indem er ein altes beliebtes Bild umständlicher ausführt, gegen das, was der Pabst Gottesdienst nennt, gegen Pfaffenthum und Gebetplärren, gegen Kasteien und Fasten, Beichte und Ablaß, Prunk und Hohlheit, und gegen alles eitle Gedicht und Menschenfund, gegen die Schamlosigkeit und Unzucht der Clerisei, gegen ihre willkührlichen Decrete, womit sie die Schafe des Herrn zwingen; gegen alles Gelderpressen bei Taufen, Vermählen und Sterben, bei Firmelung, Beichte und Messe, womit sie die Schafe scheren; gegen das Maulbanden des Volks mit Zehnten, gegen Geldstöcke und alle Bettelerfindungen dieser Art, womit sie die Schafe melken; gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalkstricke, womit sie die Schafe schinden; gegen das Unwesen an den Bischofshöfen, wie sie mit Bann, Steuern, Krieg, Unfug und Raub an Waisen und Wittwen die Schafe fressen, und endlich gegen Mönche und Nonnen und den ganzen faulen Haufen, die ihre guten Werke um Geld verkaufen und die Schafe wie Schlangen aussaugen. Dagegen ruft der neue Prediger die einfache Lehre des Evangeliums zurück: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst; dagegen hilft kein Bann, kein Reichstag, kein Gegner, keine Schule, keine Predigt, keine Geistlichen und Laien, keine alten Weiber, Zopfnonnen und Greise. Ueber alles, was mit den neuen geistigen Bewegungen zusammenhängt, über die Begriffe von Menschenrechten und Unterthanenwürde, von der Geltung der Vernunft gegen eigenwillige Satzungen der Gewalthaber ist er nicht im geringsten schwankend, aber frei von aller Partheisucht, gleich aufgebracht gegen Bauern- und gegen Fürstentyrannei, gleich unwillig gegen alle Opinion bei Evangelisten und Romanisten. Ueber des Gottesmannes Sarg läßt er in den Zeiten, wo so düstre Wolken das neue Licht bereits wieder zu verdunkeln anfingen, die Theologie weinen[542], die von so vielen Geistlichen und Secten geschändet, mißhandelt und verunreinigt wird[543]. Er sieht wohl, daß durch Luthers Lehre das Affenspiel mit Reliquien und Heilthümern vernichtet ist[544], daß die Klugen ihren Beutel zumachen, er tröstet die über Luthers

542) In Heußlers Ausg. der Werke des Hans Sachs von 1570. I., 1, 94.
543) Ib. I., 1, 80.
544) II., 4, 100.

reiche klagende Gottesweisheit und rühmt die Schüler, die sie vor den unsauberen Händen der alten Unholde bewahren werden; aber er täuscht sich nicht über den unseligen Einfluß der sophistischen Streitfragen der Theologen, über die sie bereits den festen Anschluß an das einfache Testament aufgaben; er sieht die Wirkungen des Gifts vielfältiger Rotten und Secten, erkennt wohl, daß noch allzuviele erst das Evangelium blos im Munde führen, und es im Leben verläugnen [47]), daß noch Gefahr sei von denen, die die Reformirten verketzern, von den Priestern, welche sie politisch verschwärzen, so daß er das klagende Evangelium aussprechen läßt, es werde vor den Maulchristen, den Romanisten und Religiosen noch aus dem überblinden Vaterlande weichen müssen in die Fremde [48]), ohne daß er darum verzagt die gute Sache in ihrer Gefährdung verließe, ohne aber auch sich näher auf das Irrsal, die vielspältige Opinion, die Spitzfindigkeiten und das Schulgezänk der Theologen einzulassen, in dem er scharfsichtig einen fressenden Schaden des Protestantismus erkannte.

Das aufmerksame Beachten der religiösen Interessen von Deutschland lenkte Hans Sachs von selbst auf das deutsche Reich und seinen Zustand, besonders zur Zeit des schmalkaldischen Kriegs. Im 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts ist der dichtende Meister daher vorzugsweise viel mit ihm beschäftigt. Er geißelt, was Hutten, was jeder offene und uneigennützige Mann der Zeit geißelte, allein er thuts auf seine eigenthümliche Weise; er bleibt der Einsicht treu, die Hutten verließ, daß Gemeinsinn und Eintracht allein das Rettungsmittel für Deutschland sei. Die Götter hal-

---

47) I, 1, 31.

Also mit grossen Schanden bei Fremden und Bekannten
muß Gottes Wort allein nur ihr Schanddeckel sein,
der ander große Hauf verstockt nimmt gar nicht auf
mich die himmlischen Wahrheit mit meiner hellen Klarheit,
sondern mit Wort und Leben bleibens in Lüge kleben,
die ihnen schmeckt all baß.

48) Also werd ich umtrieben
von dreierlei Parthei, ich sei gleich wo ich sei,
erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten,
und von den Religiosen, sind eines Tuchs drei Hosen,
die ich nicht ziehen kann.

zur (1544) einen Rath über die deutschen Angelegenheiten[247]); der Zwiespalt will da trotz aller Reichstage nicht enden. Mars will mit Feuer und Schwert darein fahren, Juno will die Fürsten mit Geld zur Ruhe bringen, das widerräth Plutus, weil es dann nur ärger werden würde; man will Noth und Armuth über sie schicken, dann aber steht zu befürchten, daß sie desto ärger drücken würden; Mercur soll mit seiner Rednergabe Friede und Eintracht stiften, allein es ist zu bedenken, daß jeder Recht will haben und für alle Einrede taub ist; Phöbus soll die Blinden erleuchten, allein sie kennen die Wahrheit wohl, verunreinen sie aber mit Lug; Minerva räth die Gemeinnützigkeit, die respublica, zu schicken, Mercur aber kann sie nicht finden; in den Reichsstädten ist sie weg, im Himmel und auf Erde nicht zu treffen, einst sah sie Juno in Athen, jetzt ist sie in Höhlen und Löchern verkrochen, endlich da sie krank und lahm gefunden wird, muß Aesculap erst eine zweifelhafte Kur mit ihr vornehmen. Betrachtungen dieser Art führen den Dichter vielfach auf das Nachdenken über die Quelle des Ruins im Staate; nicht zufrieden sich über die auf den Höhen der Staatsgesellschaft mangelnde Uneigennützigkeit aufgeklärt zu haben, sieht er sich dann in allen Ständen zugleich in ihren Verhältnissen zum Staate um. Mönchorden, Secten und Zwietracht und das schandbare Leben der Pfaffen zerstören alle Bande. Pfaffen und Juristen braten in seiner Dantischen Strafhölle im ärgsten Feuer, wie auch Hutten gebilligt haben würde, weil die Einen mit ihren nutzlosen Zänken, die Andern mit ihren Ränken und Verzögerungen, beide mit Opinionen und Glossen die Zustände und die Urtheile verwirren und am weitesten von jenen simplificirten Verhältnissen abhalten, zu denen jede Zeit aus unnatürlich verwickelter Lage zurückstrebt. So hatte auch Pauli mit dieser selben Einsicht gefunden, daß in Bezug auf Religion die zu vielen Glaubensartikel den Umsturz nothwendig machten, obgleich er vor dem neuen Propheten warnte; daß schon Augustin geklagt vor 1100 Jahren, man häufe in Staat und Kirche zu viele Gesetze, während seitdem noch das Decret und das Decretal, Sext, Clementin, die Extravagantes und so viele Statute, Constitutionen, Synodalia und Gewohnheiten des Chors da-

247) I., 4, 401.

en gekommen und so viele Nußschalen vorhanden seien, daß man kaum den Kern, Gottes Gebot, darunter erkennen könne; und so läßt Hans Sachs einen einfältigen Müller, dessen studirter Sohn ihm ein glossirtes Corpus Juris heim bringt, den Rand mit der Glosse hinweghacken. Klar ist vor des Meisters Blicken, daß das Saugsystem der Fürsten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Gebrechen des Reichstags, die Practiken, Ränke und Aufschübe der Gerichte, die Sucht im Bürger, die Pracht des Adels nachzuahmen mit allem Lug und Trug, kurz daß die Bedrückung von oben[548]) und die Unruhe und Streitsucht von unten der Verderb des Landes sei. Gern möchte er sich der schlechten Uebergangszeit von dem Stande der Welt erwehren; der Teufel erscheint ihm (1545), wie er sich in Nürnberg Bauleute zur Erweiterung des Höllenbaues holen will, er versichert ihn, er solle das unterlassen, es gehe neuerdings auf der Erde alles aufs Beste; der Böse will ihm aber nur auf die Eidleistung von zehn ehrlichen Zeugen trauen, und die kann er leider nicht aufbringen. Er läßt den Frieden[549]) durch alle Gebiete des Reichs wandern und mit jederlei Volk es versuchen. Er ging zu den Fürsten und fand Blutdurst und Tyrannei, zu den Geistlichen und fand Ketzerspaltung und Mord, unter den Bürgern traf er auf Streit mit dem Adel, unter den Kaufleuten auf Unruhe und Betrug, unter den Handwerkern auf Neid und Beeinträchtigung, unter den Bauern auf Untreue, Bissigkeit und Verfolgung, in dem Ehestand auf Zwietracht, in der Nachbarschaft auf Nachrede und Verleumdung, unter den Frauen auf Geschwätzigkeit, unter den Männern auf Rohheit. In seiner Wolfsklage[550]) (1543) (einem bekannten altbeliebten Thema) läßt er mit fließender Rede die Bestie Klage führen, daß selbst das Thier seiner Natur nachkomme und daß einst das Vieh Zeugniß gegen alle Menschen ablegen würde, wie sie allein wider Natur, Vernunft und Tugend gelebt hätten. Daß der in allen Ständen herrschende Eigennutz und Egoismus die Quelle aller herrschenden Uebel sei, diese Ueberzeugung spricht er vielfach aus in den Gedichten aus dem 4. und 5. Jahrzehnt, wo die na-

548) II., 4, 61.
549) I., 3, 294.
550) I., 3, 347.

[illegible] Kapuzinaden am höchsten in ihm ist, wo er in allen erdenklichen Formen, mit Eifer, mit Zorn und Unmuth, mit Ernst und Strenge, mit Wehmut und Spott, mit unermüdeter Sorge dem Volke seine Lehre vor Augen stellt, daß der Neid die Ursache aller Zwietracht sei, daß Hetzerei und Klafferei das Feuer schüre, daß alle Liebe und Treue verschwunden und verdrängt, die Wahrheit verdrückt, Zucht und Keuschheit vertrieben, die vier Cardinaltugenden gefangen, Tapferkeit und Großherzigkeit dahin sei, und daß Nichts als Gemeinsinn aufhelfen könne. Mit dieser Gesinnung traf er auf die Zeiten, wo die Reformatoren und Humanisten bereits das Alterthum öffneten, wo gerade in den Zeiten, als Hans Sachs am eifrigsten war, die historischen und philosophischen Schriften der Griechen und Römer übersetzt und mit Begierde aufgenommen, wo Plutarch, Seneca, Cicero so enthusiastisch gelesen wurden; mit seinem Fleiße nahm Hans Sachs aus einer großen Masse von Schriftstellern sammelnd und sogleich umarbeitend heraus, was ihm irgend diente, und wie mußte er erstaunt sein, in der Geschichte der alten Völker gerade den Gemeinsinn so herrschend zu finden, den er unter der deutschen Nation so sehr vermißte; wie überrascht, in jenen unzähligen Anecdoten zu lesen, daß von den alten Philosophen die Zähmung der Natur und die Hemmung angeborener menschlicher Lüste und Triebe mehr geübt als gelehrt ward [881]), während die gleißenden Religionsprediger seiner Zeit schöne Worte machten und schändliche Thaten übten; wie mußte er bewundernd staunen, unter den Heiden jene großen Beispiele von Liebe, von aufopfernder Freundschaft, von uneigennütziger Hingebung fürs Vaterland zu finden, zu denen ihm seine christliche Umgebung eben so viele Gegenstücke des Hasses, des Neides, des Egoismus darbot. So hatte jeder Uebersetzer alter Werke, jeder Bearbeiter des Terenz die Tugend und Lehre der Alten verfochten, so hatte Hartlieb in seinem Alexander auf den frommen Gottesdienst der Griechen gewiesen, an dem die Christen Beispiel nehmen könnten, so hatte Peter Tritonius gewünscht, man ahme die Alten lieber nach, statt sie [illegible] zu verfluchen. Mit augenscheinlicher Freude warf sich nun Hans Sachs auf Alles, was er von den Schriften der Alten erreichen konnte

881) II., 48. 5.

und theilte in einer Reihe von Jahren eine Unzahl von verschiedenen Erzählungen und Gedichten mit, deren Stoff er aus Diodor (übers. von Herold 1554), aus Herodot, Herodian, Plutarch, Justin, Xenophon (alle ganz oder theilweise von Boner zwischen 1532—1540 übertragen) aus Livius (von Schöferlein 1505), aus Plinius (1565 übers.), aus Ovid, Virgil, Lucian, Homer, Apulejus, Musäus, Val. Maximus, Seneca, Cicero u. A. entnahm. Geneigter zu Selbstthätigkeit und Umarbeitung ließ er sich nur von einzelnen Aussprüchen der alten Weisen oder von Zügen und Anecdoten aus ihrem Leben anregen, gab ihnen dann eine eigenthümliche Einkleidung und verwebte seine eigenen Betrachtungen hinein. Eine große Menge seiner Tugendklagen, seiner allegorischen Schilderungen von Tugend und Laster, seiner Kampfgespräche, die in diesen Jahrzehnten vorherrschend und mit das schönste sind, was seine damals in frischester Thätigkeit schaffende Muse hervorbrachte, sind nichts als solche Ausführungen eines durch Sokrates, Cicero oder Seneca angeregten Gedankens. Die meisten jener allegorischen und sonstigen Dichtungen, die noch mehr mit satyrischer Geißel die Auswüchse der Zeit als Laster verfolgen, während er sie später milder und toleranter nur verlacht, sind aus dieser kräftigen, auch im öffentlichen Leben lebendigeren Periode. Die glückliche und sichere Beobachtung von Welt und Menschen, die dem Genius unseres Meisters natürlich war, fand in der Richtung der alten Volksweisen auf die innere Natur des Menschen reiche Nahrung; und Bestärkung fand an ihrer besonnenen Mäßigung seine Ruhe, mit der er dem Ameisengewimmel der Menschen[552]) unverwirrt zuschaut und das Volk vor den Spiegel seiner wahrhaftigen Gemälde führt; ihre anschauliche Weisheit förderte seinen plastischen Sinn. Nebenbei vergaß er nie die Testamente und ließ seine poetische Muse, wie die Reformatoren ihre wissenschaftliche, mit der urchristlichen Lehre immer Hand in Hand gehen; und einerlei Gesinnung spricht daher aus jenen Musterbildern aus der Bibel über Wollust, vernachlässigte Erziehung und dergleichen (1540), wie aus allen jenen Gesprächen (aus den dreißiger Jahren), wo er seine Gesichte oft an seine Lectüre in den Alten knüpft[553]), aus den allegorischen Bildern von

552) I., 3, 344.
553) I., 3, 279. 80 u. sonst.

der Sorge, den menschlichen Anschlägen, dem Glück, dem Gerücht, der vergänglichen Weltlust, der Armut, von Alter und Jugend, von Solons Trost und vielen ähnlichen Dingen. Er hob aus der Cultur des Alterthums seinen Zeitgenossen das hervor, was wir in der Schule dem kindlichen Geiste eben so vorführen und leitete auf die unmittelbarste Weise die lautersten Wässer des aufgefundenen Quelles bis in die untersten Volksklassen. Was zwei bis drei Jahrhunderte dafür bereits gearbeitet hatten, wäre so gut wie verloren gewesen, wenn nicht in dieser Zeit der ersten Drucke, und wo das Volk wirklich bildsam war und las, ein Mann, der dazu den rechten Ton des Volks traf wie Luther, die ganze Masse alles dessen, was Thomasin, der Renner und alle didactischen Gedichte und Beispielsammlungen seit lange verbreitet hatten, in neuer Sprache, in accomodirtem Vortrage regenerirt hätte. Dieß Verdienst wollen wir dem alten Hans Sachs nie vergessen. Er ward ein humanistischer Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte nachahmend und reproducirend die Alten zuerst von ihrer rein moralischen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland seinen Cicero, Lucian und Horaz von der lebensphilosophischen weltmännischen Seite einführte.

Seit dem 6. Jahrzehnte herrscht in Hans Sachsens Dichtungen alsdann ein anderer Geschmack etwas vor. Er wirft sich mehr auf Schwänke und Fastnachtspäße, das Lehrhafte knüpft sich gern an Beispiele, der ethische Charakter seiner Gedichte wird mehr plastisch, seine deutsche Malerei mehr eine niederländische, seine Allegorie wird mehr mit der Fabel vertauscht, die directen Bezüge auf die Gegenwart werden seltner, er führt uns aus dem öffentlichen ins Privatleben. Er sieht dann die Stände und Classen minder aus ihrem Verhältnisse zum Staat und zur Pflicht, als zu der menschlichen Natur und Vernunft überhaupt, er schildert mehr das schnackige Treiben der Menschen humoristisch und verlacht es, statt daß er es früher gegeißelt hatte, seine eindringlich strenge Lehre verschwindet mehr neben der launigen Schilderung, seine Strafpredigt wird ironische Darstellung, seine Poesie welche früher mehr Tugenden einschärfte, will jetzt mehr die Traurigkeit lindern, die Strenge des Mannes schleift sich ab und weicht der Milde des Greisen. Zu jeder Zeit seines Lebens hat der Meister Schwänke und Erzählungen gemacht, seit den funfzi-

zer Jahren aber sowohl häufigere, als auch bessere. Die ganze Einförmigkeit seiner Manier und das Fabrikmäßige seiner Dichtung legt sich in dieser Gattung dar, aber sie ist auch zugleich sein höchster Triumph. Er hat diese Gattung der belehrenden ernsten und komischen Erzählung aus den ältern Zeiten überkommen, in denen wir nun so lange her die Novellen, Schwänke und Possen herrschend sahen, die er wieder in Unzahl erneut und mit neuen vermehrt, er hat sie aber auch der künftigen Zeit hinterlassen. Kein älterer Erzähler thut es ihm an sittlichem Kerne, kein späterer, nicht Gellert und nicht seine sämmtlichen Zeitgenossen, an Kunst der Darstellung und an ächtem Humore gleich. Er hat bei den besten Meistern der Erzählung, bei Boccaz mit am frühesten gelernt; er hat die Meister der Dichtung, er hat einen Göthe mit am unmittelbarsten gelehrt; seine komischen Legenden dürfen an naivem unschuldigem Vortrag und gesundem Sinn für Muster gelten; seine Schilderungen von der verkehrten Welt oder von dem Schlaraffenlande, wo er die ganze Welt zu Nebenbuhlern hat, werden trotz Boccacio und dem französischen Schwank von Cocaigne immer ihren Werth behaupten; seine Späße von den Landsknechten, den Himmelstürmern, die St. Peter nicht im Paradies und Lucifer nicht in der Hölle mag, sind ganz unvergleichlich; und was sein Fastnachtspiel angeht, so gibt es nicht viele, die so tiefen und innerlichen Gebrauch von der Posse zu machen verstanden hätten, und Göthe fand die Gattung der Nachahmung und Hans Sachsische Originale der Aufführung werth, die, wenn man sich eine launige, plumpe, marionettenartige Darstellung, oder auch gute Improvisation hinzudenkt, allerdings von dem größten komischen Effect sein können. Das Leben und die Treue der Schilderung, das mannichfaltige Gewühl der Objecte und die stets gleiche Verlässigkeit und Schärfe seines Pinsels reizt in diesen Stücken ungemein und hat auch unsern Göthe angezogen, der in Hans Sachsens poetischer Sendung dem alten Meister (obwohl vielleicht in etwas vager Weise) das ehrendste Denkmal gesetzt hat. Die Gestalten leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler, er könne Alles vor Augen stellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, so erzählt und schildert er selbst, daß man es nicht klarer vor Augen stellen könnte. Die mutwilligste und frischeste Laune färbt die Bilder des Zauber-

kastens, den er uns öffnet, wenn er uns auf Fastnachten und Kirchweihen, in Himmel und Hölle, auf die Berge der Lüge und der Völlerei, in die Länder der Faulheit und des Unsinns führt, wenn er uns mit der groben Galanterie der Gesellen und der schnippischen Sprödigkeit der Mägde vertraut macht, wenn er uns auf dem Bierturnier ein Muster von Gemeinheit, viehischem Wesen und „kühischem Saufen" aufthut, wenn er am Abend lauschend den Gesprächen der Hausleute zuhört, wenn er auf dem Markte das Treiben der Bader und Marktschreier verfolgt, wenn er das misgestaltige Gewirr der Bauerntänze abkonterfeit, was Alles mit Nichts zu vergleichen ist, als mit den gelungensten Gemälden der niederländischen Malerei. Wir begleiten den Dichter in die Mitte seiner Landsknechte, Bauern, Handwerker, Reiter, Zigeuner, Pfaffen und Schüler, beobachten ihr tolles Treiben und Jagen, ihr Freud und Leid, ihre Noth und Lust, wir hören den zeigenden und führenden Meister dazwischen Mäßigung und Sitte predigen, sehen den milden und lebensfrohen Ermahner und Seelsorger ihre losen Streiche guthalten, und wo sich die Menge durchkreuzt und anstößt, versöhnen mit Ermunterung, mit Nachsicht und Liberalität. Nun prellt er einen geizigen Nagenranft, allein es geschieht mit Maß, ohne Aufwand, und gutherzige Lehre entschuldigt; nun weist er übertreibend auf Buhlschaft und bösen Hausstand, allein man sieht den derben Spaß eines mehr rohen als sittenlosen Menschenschlages durch. Früher mehr mit sich selbst beschäftigt, mit Reich und Kirche, im Verkehr mit Musen, mit Genien, mit Göttern, mit Engeln und Teufeln, sahen wir ihn durch Himmel und Hölle wandern, mit den göttlichen Wesen befreundet, mit den Unsichtbaren im Verkehre, ernst, auf große Gedanken gerichtet; jetzt hat er sich in die wogende Menge begeben, sucht Unterhaltung und Erheiterung, mischt sich unter die geringsten Klassen, unter fahrende Leute, in Schenken, Wäldern und Märkten. Früher waren seine Schwänke (von der Fastnacht, vom Narrenfressen, Narrenbade, vom Schlaraffenland, Baldanders, Hans Unfleiß, Widerporst, vom Lügenberg und vollen Berg, vom faulen Lenz u. s. w. zwischen 1530—40) gern allegorisch, jetzt führt er uns in die wirklichste Welt, in die schmutzigsten Gelage, in das niedrigste Treiben. Seine Poesie nimmt also den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus schönerer Höhe

in diesen Zeiten herabsinken sahen. Doch ist auch hier immer Maaß in seiner Darstellung, Maaß in seiner Lehre. Gern hat er es mit dem rohen Adel, mit den verderbten Städten, mit den begehr= und strebsüchtigen Bauern zu thun; er meint, es habe gar recht in der Welt gestanden, als noch die Bauern einfältig, unverschlagen, fromm und schlicht gewesen, und nicht wie jetzt pfiffig und kniffig. Wo er tölpische Dummheit und Hartköpfigkeit verlacht und verhöhnt, steht im Hintergrunde der gute Landjunker Strepsiades, hinter dessen Einfalt der Comöde seine Weisheit und sein grades Urtheil versteckt. Lachend und schonend sagt er die Wahrheit und lehrt das Gute, er badet, und höchstens schneidet er die Narren, wenn er bald schlechte Kinderzucht, bald grobe Büffelei, schlechten Wandel bei besserer Einsicht, Geiz und Verschwendung, Zanksucht, Neid, Verleumdung, Schamlosigkeit, Dünkel, Schuldenmacherei, Faulheit und Schlemmerei, Spielsucht und eheliche Untreue auszurotten gedenkt. Alles was den guten deutschen Mittelstand gut bezeichnet, Handwerkscharakter, ehrbare Gildennatur, Hausverstand, Ehrlichkeit und Biederkeit, fromme Einfalt, tüchtiges sittliches Mark und practische Einsicht ins Leben, spricht liebenswürdig aus jedem Tone und jedem Sinne in diesen Stücken, so manche davon leer an Gehalt und schale Witze sind.

In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachsischen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er selbst klagt gegen das Ende seiner Laufbahn wiederholt über das Abnehmen der Kunst überhaupt: ehedem sei sie blühend gewesen, der Gelehrten alle Winkel voll, sinnreicher Werkleute und Künstler genug und Bücher die Hülle und Fülle; jetzt seien die Künste gemein und verachtet, wenige Jünger blieben, als Phantasten schief angesehen; die Welt renne nach Wollust und Geld, die Musen verließen das Vaterland. Sein Gesang der Sitte hatte ihm Neid und Haß erregt; vielfach kam ihm der Gedanke, sein Singen zu lassen, auch weil ihm zuletzt seine Vernunft sagte, daß seine dichterische Kraft abnehme, daß nicht so frisch und herzlich mehr seine Gedichte herströmten, nicht mehr wie zuvor aus so hellen scharfen Sinnen aufquellten, sondern oft langsam und träge[554]). Doch

554) Am Schluß des 2. Bandes.

aber will er getrost sein Pfund wuchern lassen, nach 44 Jahren musischer Beschäftigung will er auch nun nicht ablassen, Tugend zu verbreiten und Traurigkeit zu sänftigen, und kein Lästermaul soll ihn in seinem heiligen Berufe stören. Bei der Ausgabe seiner Werke, die er erlebte, arbeitete er besonders in den Jahren 1557—59 auf eine merkwürdig thätige Weise, und nur wenn man hier aus seinen eigenen Angaben sieht, welche Unzahl von Dingen er überhaupt bis dahin gedichtet hatte (788 größre Stücke und 4270 Bar deutsches Meistergesangs, die nicht in Druck gegeben sind, „sondern die Singschule mit zu zieren und zu erhalten"), begreift man, wie er in diesen Jahren aus einer unglaublichen Belesenheit die Stoffe zu einer so ungeheuren Menge von Dichtungen bearbeiten konnte. Nur allein gegen hundert Erzählungen aus alter, mittelaltriger, nordischer und deutscher Geschichte schrieb er in diesen drei Jahren, außer einer großen Anzahl von Eulenspiegeleien und Schwänken, und allen möglichen anderen Gattungen, naturhistorischen Stücken, geistlichen und weltlichen Tragödien und Comödien, Anecdoten, Sprüche der Philosophen, Gesprächen und Betrachtungen aller Art, Evangelien, Fabeln, Psalmen, Prophezeihungen und testamentlichen Lehren. Immer ärmer an Erfindung greift er jetzt nach jeder Form und nach jedem Inhalte. Es frappirt doch, bei ihm jene Figuren wiederzufinden, jene Deutungen der Begebenheiten aus dem alten Testament auf neue Zustände. Alle poetischen Formen seit mehreren Jahrhunderten hat er behandelt; alle bedeutenderen Werke ausgezogen. Er hat didactische Stücke wie Hugo von Trimberg, Allegorien wie Müglin, Meistergesänge, Fabeln, Beispiele jeder Gattung, politische Gedichte, Lucianische Gespräche, Panegyriken wie Rosenplüt, Sittenpredigten, Narrenpoesien, Kirchenlieder und Alles was man will. Zu allem fügt er nun noch vorzugsweise in seinen letzten Jahren das Drama hinzu. Er versuchte es schon in seinen frühesten Jahren, namentlich die Gesprächsform Lucians und Aehnliches noch in der Art des Rosenplüt und Hans Folzens zu bearbeiten; bald griff er die klassische Form auf nach dem Muster des Terenz und Reuchlin und bildete mehr und mehr ein regelmäßiges Drama aus. Die Kunst, einen dramatischen Plan zu entwerfen und einen Dialog anzulegen ist nur ganz in der Kindheit bei ihm, doch lagen bei ihm alle Keime zu einem volksthümlichen

Schauspiel, das sich unter uns ohne das Dazwischentreten anderer Elemente ganz in der Weise des englischen Dramas würde ausgebildet haben, auf dessen Weise Jacob Ayrer noch bestimmter hinwies, der als ein bloßer Nachläufer des Hans Sachs angesehen werden darf. Wir wollen bei diesem, dessen einzige Seite das Drama ist, während es in Hans Sachs bei weitem die unerfreulichste und geringste bildet, die Art dieser Stücke näher betrachten, die bei ihm mit weit mehr Prätension und übrigens mit weit weniger Werth, nicht so kurz aber viel leerer, mit ähnlichem ungelenkem Gange und farblosem Vortrage, aber mit mehr mechanischem Aufwande, als die Hans Sachsischen erscheinen. Die Stoffe theilen sich bei beiden gleich in Fastnachtspiele und in ernste Historien, wie man die Dramen auch in England nannte; nur hat Hans Sachs noch die religiösen Stücke aus dem alten und neuen Testament, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts neue Aufnahme in Deutschland fanden. Die Historien sind wieder theils wirkliche Geschichtsstoffe, wie sie in Shakspeares Julius Cäsar oder in seinen vaterländischen Stücken ihre Vollendung fanden, oder sie sind dramatisirte Novellen aus derselben Quelle, wo Shakspeare die Aehnlichen schöpfte, oder sie sind (was auch von Ayrer, Wild u. A. geschah) den Romanen und Volksbüchern entlehnt, wie Siegfried, Hug Schäpler, Magelone, Fortunat, Tristan, Olwier und Artus, Flore und Blancheflour u. dgl. Dieß betrachte ich als ein ganz eigenes Zeichen der Zeit. Die Gegenwart hörte auf, Stoffe für die Dichtung zu bieten; die Volkspoesie, die Gelegenheitspoesie stockte, man war auch des gemeinen Tones satt, man zog sich aus der Wirklichkeit zurück und suchte für die Dichtkunst ein anderes edleres Element. Ehe die antike Kunst oder deren Nachbildungen in Italien oder Spanien Aufnahme fanden, wies man noch Einmal auf die alte Romantik zurück, und brachte sie in alten und neuen Formen wieder. Ein thörichter Gedanke. Man konnte jetzt wie Puschmann prosaisch die Regeln der alten Kunst sammeln, zu halten war sie nicht mehr; das Heldenbuch theoretisirte über Riesen und Zwerge, Helden und Menschen; Paracelsus verschmolz mit kabbalistischen Vorstellungen eine dem Volksglauben und der Poesie abstrahirte geistreiche Theorie der Elementargeister, allein, daß die spukhaften Geschichten der Mohrin, die Joh. Adolphus herausgab, oder des

Staufenberg, den Fischart umarbeitete, oder des Thedel Unverf[...] den von Thym (1563) wieder für die Poesie von Einfluß werd[en] sollten, war nicht vorauszusehen. So waren auch das Buch d[er] Liebe, das ich bereits oben angeführt habe, und dann diese dra[-] matischen Behandlungen derselben Romanstoffe bei Ayrer und Hans Sachs größere, gewichtigere Arbeiten, die auf ein Wiedereinbür[-] gern dieser alten ritterlichen Dichtungen und ihres Geschmackes ausgingen. Allein schon war diesem allzusehr jeder Boden in Deutschland genommen; der gröbere Volksgeschmack dauerte noch immer in Dedekind und Fischart u. A., feindlich gegen alle „dritt[-] himmelverzückte" Manier fort; schon war die Thätigkeit in den romanischen Nationen zu groß, die Verbindung zu offen, die Sucht nach Neuem zu gewöhnlich, als daß man nicht lieber das fremde Moderne, als das einheimische Alte hätte suchen sollen; schon wirkte auch im Stillen der klassische Unterricht fort, als daß man nicht bald den ersten Versuchen hätte entgegensehen müs[-] sen, antike Formen und Stoffe einzubürgern. Doch aber bleibt es merkwürdig genug, daß Hans Sachs, wie er in seiner Dichtungs[-] weise immer aus der gemeinen und gesunkenen Manier der Zeitge[-] nossen wegarbeitete, so zuletzt auch noch in den Gegenständen auf etwas Edleres hinstrebte, obwohl er in der durchaus unedlen Be[-] handlungsart dieser heroischen Stoffe verrieth, wie wenig mehr die Zeit für eine Wiederaufnahme dieser Dinge geschaffen war.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.



3 2044 011 419 488

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.



